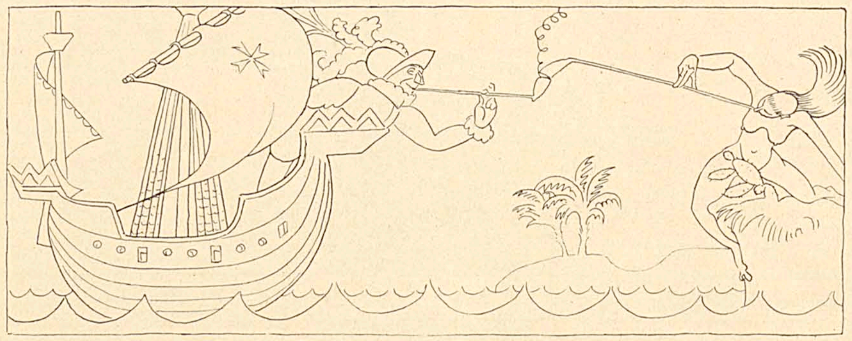

München, 1. April 1933
Preis 60 Pfennig
38. Jahrgang Nr. 1
SIMPLICISSIMUS
DER JAZZMUSIK WIRD HEIMGEGEIGT
OLAF GULBRANSSON
DER WALZER ERWACHT – DIE NEGER ENTFLIEHEN

Achtung! Der neue Jahrgang beginnt! (Olaf Gulbransson)



Bestellen Sie den „Simplicissimus"! Erneuern Sie das Abonnement!

Die goldenen Eiszapfen / Von Wolfgang Wetterstein

Vom Schindeldach des Muddlerbauern tropfte es, denn die Frühjahrssonne schmolz den Schnee, und am Dachrande hatte sich ein Fransenvorhang prachtvoller Eiszapfen gebildet. Sie glühten rubinrot und schwefelfarben.

Der Muddlerbauer stand mit seiner Pfeife vor der Haustür und dachte ans Finanzamt. Mißmutig schielte er die Zapfen an und seufzte: „Ja, wenn die von Gold wären!"

Gerade als er ins Haus zurückgehen wollte, um seine Steuererklärung auszufüllen, sah er vom gegenüberliegenden Berghange eine schlanke Frauensperson auf Skiern herabwirbeln und blieb neugierig stehen. In einer Wolke von Silberstaub sauste sie mit zunehmender Geschwindigkeit gerade auf ihn los. Der Muddler schmunzelte. Krach! Da lagen sie beide.

„Jessesmaria!" schrie die Bäuerin und kam hilfsbereit aus der Küche gelaufen.

Sorgsam geleiteten der Muddler und seine Frau das schöne Wesen in den besten Lehnstuhl. Die junge Dame lächelte mild, trank eine große Tasse Kaffee und aß ein dickes Stück Kuchen. Verstohlen betrachteten die Muddlerleute ihr eigenartiges Skikostüm, ihr kräuseliges Goldhaar, das unter einem kecken Mützchen hervorquoll, ihre rosenfarbenen Wangen und die merkwürdigen blauen Augen.

„Muddler-Hannes", sagte mit einem Male das fremdartige Fräulein mit glockenhafter As-Dur-Stimme und überraschender Herzlichkeit, „ihr seid ehrliche, einfache und gute Menschen. Ich täusche mich nie und will euch belohnen. Was wünscht ihr euch denn?"

Die Bauersleute lächelten verlegen.

„Na, da möcht' ich halt", sagte endlich der Muddler, beziehungsreich mit den Augen klappernd, „daß die Eiszapfen an unserem Dach jede Nacht immer wieder zu Golde würden."

„Das ist ein sehr weltlicher Wunsch", meinte das Fräulein kühl, „aber er sei dir gewährt. Jede Nacht um zwölf Uhr könnt ihr goldene Eiszapfen abnehmen. Wenn du aber das Finanzamt betrügst, Muddler-Hannes, wird alles sofort zu Wasser. Merk dir das."

Sie erhob sich mit abweisender Miene und legte draußen ihre Skier an.

Nach einer Weile schaute der Muddler ihr vorsichtig nach und sah die junge Dame in lauter silbernem Gestäube zum Dorf hinabsegeln.

„Du, das war die Bergfee!" sagte er zu seiner Frau.

„Eine Amerikanerin war das!" antwortete die Muddlerin wütend. „Nicht mal den Kaffee hat sie bezahlt, die unverschämte Person."

Der Bauer wiegte zweifelnd den Kopf und stopfte nachdenklich seine Pfeife. Dann beschäftigte er sich mit der Steuererklärung. Die Muddlerin strickte. Die Uhr kuckuckte melodisch, und im Herd prasselte das Feuer.

„Woher sie aber dann bloß das mit dem Finanzamt wußte ...", murmelte der Muddler in das Schweigen hinein.

Die Muddlerin strickte heftiger.

Bei Sonnenuntergang sah der Bauer nach dem Wetter. Die Eiszapfen waren länger und dicker geworden und glühten seltsam. Er betrachtete sie unruhig, ging schließlich ins Haus zurück und füllte entschlossen die Steuererklärung mit lauter balkenartigen Strichen aus. Dann begaben sie sich zu Bett.

Gleich nach Mitternacht erwachte die Bäuerin von etwas Ungewohntem. Einen riesigen Eiszapfen schwenkend, stand ihr Mann in der offenen Tür und schrie heiser vor Aufregung: „Gold . . . prima Gold!"

Mit einem Satz war die Muddlerin aus dem Bett, untersuchte gierig das verwandelte Objekt und kleidete sich hastig an. — Wortlos rafften die beiden in der hellen Mondnacht alle Zapfen rings um das Dach zusammen, trugen sie auf den Boden und deckten das magische Vermögen mit Reisig zu.

Dann heizte die Bäuerin wie toll ein. Es war draußen nicht allzu kalt, und wenn man von innen her ein wenig nachhalf, mußten sich bald wieder Zapfen bilden. Und richtig, als die Sonne aufging, glitzerten niedliche Zäpfchen am Dach. Zärtlich betrachtete der Muddlerbauer den jungen Nachwuchs und maß von Zeit zu Zeit mit seinem Zollstock nach.

Aber nun wurde die Sache schwierig. Niemand durfte merken, daß man hier goldene Eiszapfen züchtete! Und dann ließ auch der Schnee auf dem Dach an einigen Stellen nach. Der Muddlerbauer kratzte sich den Kopf.

Wie aus einer Fabrikesse stiegen schwarze Rauchströme aus dem Schornstein und wanden sich zum Dorf hinab.

Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Bauern schnüffelnd emporgestiegen. Von Bäumen gedeckt, lauerten sie herüber. Sie sahen, wie der Muddler, scharf Umschau haltend, Schnee auf sein Dach schippte und dann wieder Eiszapfen maß. Sie sahen, wie die Bäuerin Körbe voll Holz in die Küche schleppte und einheizte, als ob sie einen Ochsen braten wolle. — Hier stimmte etwas nicht.

Aber mit so etwas läßt man sich besser nicht persönlich ein. Man erstattet in solchen Fällen Anzeige bei der Obrigkeit. Vorsichtig schlichen die beiden Männer ins Dorf zurück.

Als gegen Abend die Zapfen in voller Glut und feuriger Blüte stattlich am Dach hingen, quoll der Herr Gemeindevorsteher wie ein aufsteigendes Frühjahrsgewitter zum Muddlerbauern empor.

„Muddler-Hannes, ich habe mit dir zu reden", sagte er, gewichtig näher tretend.

„Mach, daß du fortkommst, Vorsteher!" schrie der Muddler feindselig und reckte ihm die Faust entgegen. Die Bäuerin erschien mit einem Scheit Holz in der Tür. Dampf quoll hinter ihr drein.

„Muddler-Hannes, ich bin die Obrigkeit!" sagte der Ortsvorsteher gemessen.

„Ein Dreck bist du!"

„Ein Dreck bin ich? Nun, das wird sich erweisen. — Muddler-Hannes, warum schippst du Schnee auf dein Dach? Warum mißt du Eiszapfen? Warum heizt deine Frau Tag und Nacht? Das ist verdächtig. So etwas tut kein ehrlicher Christenmensch."

„So!" keifte die Muddlerin. „Der Herr Ortsvorsteher muß sich um den Schnee auf anderer Leute Dächer kümmern und um deren Eiszapfen? Weiter gibt's nichts zu tun in der Gemeinde, he?"

„Du hast deine Steuererklärung noch nicht abgegeben, Muddler-Hannes!" donnerte der Ortsvorsteher ablenkend.

„Hohoho!" hohnlachte der Muddler, „den Wisch kannst du gleich mitnehmen. Warte mal ein bißchen."

Er lief ins Haus und malte nach einigem Zögern vorsichtshalber doch lieber quer durch die Rubrik „Einkommen aus immer wiederkehrenden Bezügen" mit prahlerischen Riesenbuchstaben die Worte: Ein goldener Eiszapfen. Länge 20,7 Zentimeter!!! — Dann tat er das Formular in einen Umschlag und klebte ihn genau zu.

„Da, Vorsteher", sagte der Muddler triumphierend.

Das Dorfoberhaupt betrachtete argwöhnisch die prachtvolle Girlande von Eiszapfen, die der Goldwerdung entgegenreifte und wundervoll im Abendrot glühte, und entfernte sich alsbald.

„Wer Gold hat, hat recht", bemerkte die Muddlerin gelassen.

Die Eiszapfen versprachen eine herrliche Ernte.

Doch beim ersten Glockenschlag der zwölften Nachtstunde hub ein dumpfes Donnern an, ein Murren, Fauchen und Raunen, ein Stoßen und endloses Rasen.

„Der Föhn!" rief der Muddler erbleichend und schoß zur Tür hinaus.

Wie durch Zauber gelöst, fiel ein Zapfen nach dem andern vom Dach — ganz gewöhnliches lumpiges Eis.

„Es tropft, Hannes!" kreischte die Muddlerin hysterisch.

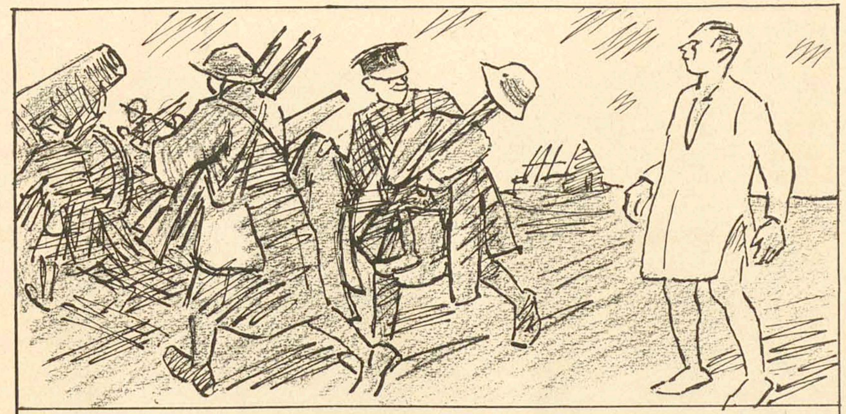
Das gesamte Muddlerische Goldzapfenvermögen rieselte durch die Bodenluke.

Der Muddlerbauer reckte die Fäuste zum Himmel und brüllte: „Jetzt haben wir einen goldenen Eiszapfen in der Steuererklärung!"

„Daran ist bloß das verfluchte Frauenzimmer schuld!" sagte die Muddlerin. „Es gibt eben keine Gerechtigkeit für ehrliche Leute", beschloß sie düster das Märchen.

Erfolg der allgemeinen Abrüstung

(Wilhelm Schulz)



1919: Die Entente: „Geh arbeiten, Michel, wir werden abrüsten und auch friedlich arbeiten."

1933: Michel: „Sieht so eure friedliche Arbeit aus?"

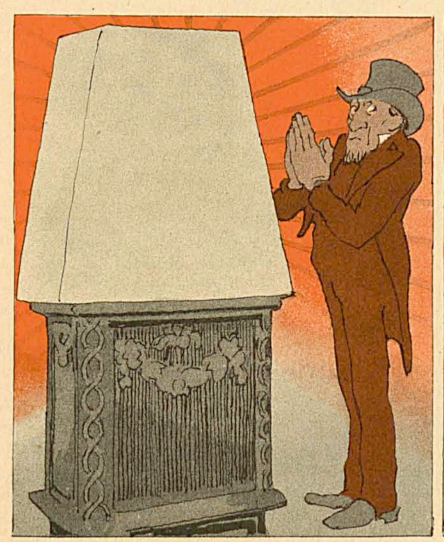
„Wichtiger als Gold ist Vertrauen"

(E. Thöny)



„Ich kehre mich ab von falschen Göttern —"

„und bete nur das Vertrauen an!"



„.. Allerdings — — —"



„vielleicht ist der Dollar doch der richtige Gott — — —"

Fortleben nach dem Tode / Von Karl Andre Frenz

Sengend brennt die Sonne vom wolkenlosen Firmament. Das Gestein glüht. Die Jalousien sind tief herabgelassen. In den Zimmern ist dumpfe Schwüle. Cäsar Baldauf sitzt zurückgeneigt im Lehnstuhl, raucht eine dicke Zigarre und trinkt von Zeit zu Zeit eisgekühlte Zitronenlimonade.

Cäsar Baldauf ist Amateurwissenschaftler und befaßt sich mit dem Fortleben nach dem Tode. Wie andere leidenschaftliche Radiohörer, Sammler, Bastler oder sonstwie Liebhaber eines Steckenpferdes sind, ist er eifriger Anhänger dieser Wissenschaft. Tagelang, nächtelang grübelt er ohne Unterlaß. Seine früheren Freunde hat er alle verloren, weil mit ihm über nichts anderes mehr zu plaudern ist.

Was gehen ihn die Dinge des Lebens an? Er braucht seine Gedanken, seine Kraft für Höheres. Und dafür hat er seinen Geist wach und rein zu halten. Wozu braucht er Menschen, die ihm über das Jenseits doch keine Aussage machen können? Auf deren Gesellschaft kann er verzichten. Eher könnte er den Umgang mit Toten brauchen. Aber mit diesen ist eine Zwiesprache nicht möglich.

Cäsar Baldauf hat den Ehrgeiz, ein anerkannter Forscher zu werden. Es erschüttert ihn nicht, daß man seinen Meinungen nur mit bissigem Hohn begegnet. Er wird sie alle noch in die Kniee zwingen. Man wird schon noch in Ehrfurcht und Hochachtung zu ihm aufblicken, wenn es ihm glückt, die Behauptungen anderer Forscher zu dementieren. Ihm allein wird es beschieden sein, Licht und Klarheit in jenes Dunkel zu bringen, jene ewig ungelösten Rätsel zu ergründen.

Seine Bibliothek besteht ausschließlich aus okkulten Werken und verwandten Wissenschaften. Dazu sammelt er alle erreichbaren Broschüren, Abhandlungen und Aufsätze. Ordnet sie ihren näheren Inhalten nach in Mappen, ängstlich darauf bedacht, sein Archiv vor fremden Zugriffen zu bewahren.

Cäsar Baldauf läßt sich durch nichts aus der Fassung bringen. Eines Tages wird er von sich reden machen, denkt er und trinkt den letzten Schluck seiner Eislimonade, lehnt sich zurück und bereitet sich auf ein neues Grübeln vor. Bald darauf schläft er ein. Die Schwüle des Nachmittags hat ihn überwältigt. Sein volles Gesicht zeigt einen friedlichen Schimmer. Sein Atem geht ruhig und gleichmäßig.

Er träumt von einem jungen Mädchen, das für seine Forschungen entbrannt ist und in hingebungsvoller Liebe zu ihm erglüht. Zuletzt ist es seine verstorbene Gattin Adele, die ihn bei Lebzeiten für verrückt erklärte.

Und dann träumt ihm, er sterbe und käme als junger Karpfen wieder zur Welt. Wachse heran und freue sich seines ungebundenen Daseins, im stillen Wasser des Teiches, der genügend voll Futter ist, bis eines schönen Herbsttages der Teich abgelassen wird.

Mit vielen alten Karpfen fängt man ihn in einem Netz und schüttet sie in einen Bottich, darin so wenig Wasser ist, daß sie kaum atmen und sich rühren können. Am Abend werden sie in eine andere Tonne umgefüllt. Einige werden am Rand der Tonne totgeschlagen. Mit noch weniger Wasser als vorher läßt man sie die Nacht ausharren. Endlich graut der Morgen. Ein Mann verlädt ihre Tonne fluchend auf einen Wagen und holpert mit ihnen davon. Vor einem Laden macht er halt. Sie werden abgeladen und in den Hof gestellt. Eine Weile danach kommt eine dickleibige Frau mit einer blutigen Schürze und fischt umständlich in ihrer Tonne umher.

Er wird mit herausgefischt, will schreien, reißt das Maul auf, es kommt aber kein Ton aus ihm. Er versucht zu entschlüpfen. Umsonst. Mit siebzehn seiner Leidensgenossen purzelt er in ein stinkendes Bassin hinterm Ladentisch. Zweimal legt man ihn in die Waagschüssel. Jedesmal wird er zurückgeworfen. Das erstemal wäre er fast aus der Schüssel geschnalzt, aus Angst, ersticken zu müssen. Bald danach liegt er wieder auf dem ekligen Metall und schnappt ängstlich nach Luft. Er bekommt einen furchtbaren Schreck, ahnt, daß er sterben muß. Eine Dame mit Hut und feinen gepuderten Wangen findet ihn ausreichend und lächelt bei dem Gedanken, wie sehr er ihren Gästen munden wird. Mit einem grausamen Griff wird er nun gepackt, auf ein blut- und galleüberströmtes Brett gelegt und festgehalten. Furchtbare Todesangst überkommt ihn, und schon sausen vier, fünf wuchtig geführte Hiebe auf seinen Kopf. Im Sterben wird er herumgedreht. Der Leib wird ihm aufgeschlitzt, die Eingeweide herausgerissen. Er wird in zwei Hälften gespalten, in graues Papier eingewickelt und der jungen Frau übergeben. Zu Hause wird er von der Köchin in Empfang genommen, geschuppt, gewaschen, paniert und in eine Pfanne mit heißem Schmalz getan. Nachdem er gut durchgebacken ist, wird er auf eine Platte garniert und am Tisch serviert.

Als ein älterer Herr gerade den ersten Bissen von ihm in den Mund schieben will, erwacht Cäsar Baldauf mit einem leisen Schrei, schaut entgeistert im dämmrigen Zimmer umher und erinnert sich seines schauderhaften Traums.

Das also war das Leben eines gewöhnlichen Karpfen! Mein Gott! Und er hatte ein halbes Menschenalter nur über das Fortleben nach dem Tode gegrübelt!

Die Goldsucher *(Erik Nitsche)*

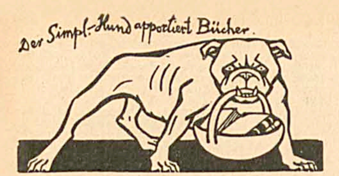


„... Donnerwetter, Oskar, ich hab' ein Zehnpfennigstück gefunden, hier müssen wir graben!"

Der Skeptiker

Die Nachrichten und Berichte, die von Hollywood aus in die Welt geschickt werden, — — — na, Sie wissen ja! — Als neulich die Kunde von dem schrecklichen Erdbeben in Hollywood nach Europa drang, da sagte der Kritiker L.: „Wird auch bloß Filmreklame sein!"

Spt.



Herman Sörgel: „Atlantropa“. (Verlag Fretz und Wasmuth, Zürich.)

„Atlantropa“ will am Atlantik gelegenes Festland teils erst gewinnen, teils überhaupt zusammenschließen zu einer ungeheueren wirtschaftlichen Interesseneinheit. Kern des Planes ist: den Mittelmeerspiegel zu senken und afrikanisches Oedland in Riesenausmaßen zu bewässern und fruchtbar zu machen. Beide Ziele werden erreicht durch mächtige Werkanlagen bei Gibraltar und Gallipoli, die teils die Binnenmeersenkung, teils die Bewässerung der Sahara herbeiführen. – Dem gigantischen Projekt, an dem der Münchener Regierungsbaumeister Sörgel unter Assistenz vieler Fachleute seit Jahren arbeitet, kann an bisherigen Plänen auf technisch-wirtschaftlichem Gebiet nichts an die Seite gestellt werden. Der Laie wird nach der Möglichkeit der Realisierung skeptisch fragen – und das Phantastischste an der Sache ist, daß die technische Durchführbarkeit nach dem Urteil derer, die es wissen müssen, als gesichert zu gelten hat. So fehlte also nur noch, daß die Menschheit an diese Aufgabe ginge. Wie weit dabei Wirtschaft, Politik und, man kann sagen, das Dasein der ganzen Welt in Mitleidenschaft gezogen würden, darüber gibt in fesselnden Auseinandersetzungen, unter Beigabe reichen Karten- und Bildmaterials, das Sörgelsche Buch klaren Aufschluß.

A. M. Frey

Ernst Wiechert: Die Magd des Jürgen Doskocil. 222 Seiten. (A. Langen/Georg Müller-Verlag, München.)

Dieser Roman stellt die glänzende Erfüllung des Versprechens dar, das Ernst Wiechert bisher mit seinen ersten Romanen bot. Seine Fabel hat alles Zeitgebundene abgestreift. Im „wesenlosen Scheine“ liegt es hinter Begebenheiten von biblischer Einfalt und Größe, die der Dichter hier erzählt: Jürgen Doskocil, ein Fährmann und Fischer, lebt nach dem Tode seiner Frau mit Marte, seiner Magd, zusammen und macht sie vor Gott und sich zu seinem Weibe. Religiöser Fanatismus will aber die beiden wieder trennen. Die Anfechtungen und Prüfungen steigern sich ins Unerträgliche, bis Marte endlich durch eine gewaltsame Tat sich und Jürgen von dem furchtbaren Alpdruck erlöst. – Wiecherts Roman hat unendlich viel Stimmung, Duft und Farbe. Seine Sprache ist ganz durchtränkt mit Wohllaut. Sein Wort rührt ans Herz und wird darum auch in den Schwachen mächtig sein. Solch ein Buch ist uns heute not.

Willi Fehse

Lernet-Holenia: „Jo und der Herr zu Pferde“. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin.)

Mit einer souveränen Sicherheit lügt Lernet-Holenia diese Geschichte herunter, es ist ein ärgerliches Vergnügen, ihm zuzuhören. Ja, man hört diese glänzende Prosa, sie tönt frei und leicht; in kaum abbrechenden Dialogen sind viele uralte Dinge behandelt, die ihren Gemeinplätzen elegant entzogen werden. Oberst George Winter, ein Engländer, liebt die jungfräuliche Schwedin Jo Gustavson, Tochter eines Offiziers, Dame der Pariser Gesellschaft. Er glaubt Gründe zu haben, seinen zärtlichen Brutalitäten die Zügel schießen zu lassen, und vergewaltigt sie. Das ist der unglaubliche Auftakt, den man, während man liest, „gläubig“ hinnimmt – wie man alles weitere frißt, all die tollen Folgen, die sich aus dieser Untat der Liebe ergeben. Über bildschöne Frauen und Ritter von heute wird gescheit und bösartig, anerkennend und wegwerfend gesprochen – und der Faden des Abenteuers, unverschämt gut gesponnen, reißt nicht ab bis zum letzten Wort. Romantische Gewalttätigkeiten, Spieleraffären, Liebschaften, undurchsichtige Missionen, Duelle – Kavalieratmosphäre, im Grund also ein belangloses Buch? Doch nicht. Denn deutlich wird (vom Autor vielleicht nicht beabsichtigt): die Widerlichkeit einer wegsinkenden Welt. Deutlich wird, wie unnütz eine solche selbstherrliche Bestie von Format wie dieser Oberst Winter das Leben hinbringt, bis es ihn umbringt. Das ist einiges wert.

A. M. Frey

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Francis André: „Hunger ohne Anklage“. Übertragen von Hermynia zur Mühlen. Gotthelf-Verlag, Bern.
Otto Wirz: „Prophet Müller-Zwo“. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.
Richard Baerwald: „Gedanken lesen und hellsehen“. Verlag Ullstein, Berlin.
Dr. phil. Karl Rugheimer: „Über den Zusammenhang von Körperbau und Charakter nach Befunden aus der Karikatur“. Buchdruckerei Konrad Triltsch.
Colin Ross: „Der Wille der Welt“. F. A. Brockhaus, Leipzig.
Jose Ortega y Gasset: „Über die Liebe“. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Franz Körmendi: „Versuchung in Budapest“. Propyläen-Verlag, Berlin.

Moderne Folter / Von Kak

Seht –: das ist die Seelenmetzger-Gilde!
– Psychoanalytiker benamst –
Ein zerbrochnes Herz führt sie im Schilde,
und sie naht sich dir so christlich-milde
– bis du ganz in ihre Netze kamst!

Dann – in zeitgemäßen Folterkammern
wird dein Helfer plötzlich ein Sadist:
eingezwickt in tausend Frage-Klammern
mußt du hemmungslos dein Leid ausjammern,
bis du hoffnungslos zerschunden bist.

Sinkst du hin –: das „Evidenz-Ereignis“
nennt es triumphierend der Profos!
Lächelnd schreibt er dir ein Krankheits-Zeugnis
und erklärt das Leben dir als Gleichnis – – –
– – – Und die Rechnung gibt den Gnadenstoß – – –

Alkoholische Möglichkeiten / Von Weare Holbrook (New York)

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird sich bald eine Sintflut des Bieres über Amerika ergießen. Eine Nation von Bierbäuchen, der alle Anzüge zu knapp geworden sind, wird, so meinen die Optimisten, der Textilindustrie und dem Schneidergewerbe zu neuem Aufschwung verhelfen und, wenn sich ganze Familien allabendlich um den Bierschoppen versammeln werden, wird Häuslichkeit keine leere Redensart mehr bedeuten.
Die düstern Technokraten aber weisen darauf hin, daß heutzutage eine einzige Brauerei mit Hilfe moderner Maschinen mehr Bier erzeugen kann, als sie ihr Lebtag zu vertilgen imstande sind. Wird es gelingen, neue Verwendungsmethoden für das Bier zu finden, da die alten heute noch dieselben sind wie bei den alten Germanen? Denn die im Zeitalter der Prohibition als Alkohol vorgesetzten Getränke konnten auch als Möbelputzmittel, Brennspiritus, Pferdeschmiere und Haarwasser verwendet werden und umgekehrt: aber wirkliches Bier kann man nur trinken.
Zum erstenmal nach vielen Jahren sehen sich die Nichtbiertrinker in eine Verteidigungsstellung gedrängt, die sie als aussichtslos empfinden. Sie entwerfen das unheilvolle Zukunftsbild einer an Hopfen und Malz verlorenen Nation, deren Angehörige bereits in der Wiege aus Pilsnerbierflaschen saugen.
Die übliche Antwort an Temperenzler, die mit Bangen der Rückkehr des Bieres entgegensehen, lautet: „Wenn du Bier nicht magst, mußt du es ja nicht trinken. Niemandem wird es einfallen, dich dazu zu zwingen.“ Aber, wenn man die Zukunft nach den Erfahrungen der Vergangenheit beurteilen darf, so könnte just dieses eintreten. Bei der hohen Biersteuer, mit der jede Flasche belegt ist, könnte es wohl der Fall sein, daß Biertrinken in Amerika zur vaterländischen Pflicht wird, und bei der Neigung der Amerikaner, persönliche Angelegenheiten durch Gesetze zu regeln, ist es recht gut möglich, daß sich, wer nicht täglich seine Maß Bier trinkt, eines Verstoßes gegen die guten Sitten schuldig macht. Die Furcht des fanatischen Alkoholgegners vor der Einrichtung des Zwangsbieres ist vielleicht nicht einmal die Ausgeburt einer überreizten Phantasie. Es gibt noch weit törichtere Bestimmungen in den amerikanischen Gesetzbüchern.
Vom Standpunkt der Menschlichkeit aus gesehen, ist es nicht grausamer, jemanden zum Biertrinken zu zwingen, wenn er keinen Durst hat, als ihm Bier zu versagen, wenn er durstig ist. Die Zeit könnte kommen, da schäumende Maßkrüge gewaltsam in die Hände von Staatsbürgern gedrückt werden, die Limonade dem Bier bei weitem vorziehen, und scharfäugige Regierungsbeamte sie beobachten, ob sie auch jeden Tropfen herunterschlucken.
Natürlich wird sich dann über kurz oder lang alles wieder einrenken, und die Vorkämpfer der Freiheit der Persönlichkeit werden Mittel und Wege finden, der Einrichtung des Zwangsbiers zu entgehen. Heimlich wird Bier entalkoholisiert werden, wie es früher heimlich „in der guten alten Zeit“ gebraut wurde. Schmuggler mit Schiffsladungen alkoholfreier Getränke werden trotz aller Regierungsmaßnahmen ihre verbotene Fracht in amerikanischen Häfen landen, und schüchterne Seelen werden den Betrunkenen mimen, wenn sie an einem Schutzmann vorübergehen. Im Dunkel der Nacht wird man sich in verborgene Flüsterkneipen schleichen, um ein Soda mit Himbeer zu sich zu nehmen.
Dies alles mag ein wenig weithergeholt scheinen; aber man muß sich erinnern, daß in Amerika nichts halb getan wird. In zehn Jahren schon wird vielleicht das Abstinenzlertum verlockend sein wie eine verbotene Sünde, und der Dorftrunkenbold wird als unerträglicher Tugendheld gelten . . .

(Autorisierte Übersetzung von Leo Korten)

Vom Tage

Ach so

„Wem gehörst du denn, Kleine?“ – „Ich bin Vaters kleines Mädchen.“ – „Warum denn nicht auch Mutters kleines Mädchen?“ – „Weil das Gericht mich Vater zugesprochen hat!“

Handelsflugzeuge

Frankreich baut unentwegt neue Handelsflugzeuge. Der Betrachter fragte: „Wieviel kann dieses neue Handelsflugzeug tragen?“
Der Pilot flüsterte: „Fünfhundert Bomben.“

Tierschutz

Der spanische Tierschutzverein veranstaltet eine Straßensammlung. Durch Madrids Straßen schreiten Madrids Frauen und sprechen Madrids Männer an. „Helft den armen Tieren!“, bitten sie, „schützt die wehrlosen Tiere vor der Grausamkeit des Menschen! Denkt an das stumme Leid der Kreatur! Kauft Fünfpesetenlose!“
Ein spanischer Grande stand gerührt.
„Ich stehe zu Euch!“, rief er, begeistert von der Idee. „Sie haben mich überzeugt! Schutz dem wehrlosen Tier! Ich werde sofort einen großen Stierkampf veranstalten lassen. Der volle Reinertrag soll Ihrer Bewegung, Ihrer Idee zufließen!“
Und was das Seltsame ist: der spanische Tierschutzverein hat diesen Vorschlag mit Freuden angenommen.

j. h. r.

Lieber Simplicissimus!

Gegensätze

Der Alte: „Wenn die Jugend nur immer die Bretter unter den Füßen haben kann, dann ist ihr alles andere piepe.“
Der Junge: „Wenn die alten Stammtischler nur immer ihre Bretter vor den Köpfen haben, dann ist ihnen alles andere wurscht.“

Weitsichtig

Der Zeuge: „So wahr ick hier stehe, Herr Rat, det Unglück war vorauszusehen. Als det betreffende Auto noch vier Kilometer von mir entfernt war, habe ick et schon jenau beobachtet . . .“
Der Richter: „Können Sie überhaupt vier Kilometer weit sehen?“
Der Zeuge: „Ob ick vier Kilometer weit sehen kann? Na, selbstverständlich!“
Der Richter: „Ich möchte das bezweifeln!“
Der Zeuge: „Erlauben Sie mal, Herr Rat, ick kann vierhunderttausend Kilometer weit sehen.“
Der Richter: „Ausgeschlossen!“
Der Zeuge: „Aber feste, Herr Rat.“
Der Richter: „Zeuge, ich muß Sie wegen Ungebühr vor Gericht in eine Geldstrafe von zwanzig Mark nehmen.“
Der Zeuge: „Nich doch, Herr Rat, wat heeßt hier Unjebühr? Ick kann doch den Mond sehen?“

Pons

Dem Simplicissimus sind dauernd erwünscht:

Einsendungen (Rückporto) von kleinen gut pointierten und stilistisch einwandfreien Prosaskizzen von 60 bis 80 Schreibmaschinenzeilen. Fabel, Groteske und Satire auf wissenschaftlichem und allgemeinem Gebiet werden besonders gepflegt.
Jugend, arbeite mit!

Der Schriftsteller

(Rudolf Kriesch)

„Sag' mal, Fritz, sind das nicht zwei herzige Schweinchen?" – „Nee, Motive, die literarisch unverwertbar sind, interessieren mich nicht."

Die Chemiestudentin / Von Anton Schnack

Chemie ist die Lehre vom Stoff.
In den Elementen ist alles:
Der Keim, die Verwandlung, das Gift des Verfalles,
Alles, was liebte, blühte und soff.

Elemente formen Daseinsgestalt,
Alles geht und verwandelt sich,
Die unterirdischen Wasser, der oberirdische Wald,
Auch du und ich.

Das Atomgewicht von Helium ist vier.
Vieles verbindet sich, vieles zerfällt,
Unruhe brodelt im Raume der Welt
Wie in dir und in mir.

Stickstoff bildet die Luft,
Sauerstoff flutet im Meerblau,
Zu Formeln verdichtet sich mir der Duft,
In Gleichungen zerleg' ich den Erdbau.

Zeitschriften haben mein Bild gebracht
Unter dem Titel „Mädchen der Zeit".
Alle Betrachter haben dasselbe gedacht:
Nüchternheit, Sachlichkeit!

Mein Gesicht ist offen und nackt,
Kalium ist so und brennt doch violett.
Vielleicht brenne auch ich so nett,
Wenn mich die richtige Formel packt.

Letzter Gang

Von Jo Hanns Rösler

In einem Bett schläft ein Mann.
Die Tür wird geöffnet.
Zwei Herren sind eingetreten, ernst gekleidet.
Sie bemerken den Mann im Bett.
„Er schläft! Und wie er schläft! Und wie ruhig er schläft!"
„Er ahnt nicht, was ihm bevorsteht."
„Gönnen wir ihm noch diese letzte Minute."
Die beiden Herren rauchen eine Zigarette, blicken auf die Uhr, sehen sich an, nicken sich zu.
„Also?"
„Es muß sein."
Sie treten zum Bett. Der Mann im Bett ist erwacht. Er reibt sich die Augen. „Schon?"
Die Herren nicken stumm.
Der Mann im Bett erhebt sich.
„Ihre Papiere?" fragen die Herren.
„In Ordnung."
„Geburtsurkunde, Taufschein, Impfzeugnis, Heimatschein?"
„Alles vorbereitet."
„Haben Sie noch einen letzten Wunsch?"
„Nein."
„Gehen wir."
Die drei schreiten zur Tür.
Der Mann aus dem Bett zögert an der Schwelle. Wendet sich um.
„Sie gestatten mir noch einen letzten Blick", sagt er.
Die Herren nicken: „Wir verstehen Ihren Wunsch."
Der Mann aus dem Bett grüßt noch einmal den vertrauten Tisch, die vertraute Luft, den vertrauten Blick auf die Gärten des Parks. Dann schreitet er kurzentschlossen über die Schwelle.

*

Ein geschlossener Wagen wartet.
„Es ist die letzte Minute —"
„Ich weiß."
„Noch können Sie zurück — überlegen Sie es sich —"
Die Herren sagen dies ernst, mit eisigen Mienen.
Der Mann in der Mitte schüttelt den Kopf.
„Ich bin entschlossen."
„Wie Sie glauben."
Und sie öffnen die Tür des Wagens.
Eine Frau sitzt darin. Weiß in Weiß.
Sie grüßt nicht, sie lächelt nicht, sie reicht ihm nicht die Hand. Sie schreit nur im tiefen Baß: „Wird es bald! Sonst kommen wir noch zu unserer Trauung zu spät!"

Lieber Simplicissimus!

Ehrenkodex

Es gibt Konflikte zwischen Mensch und Mensch, von denen man nur kümmerliche Vorstellungen hat. So zum Beispiel sind die feinsten Grade auf dem Kulturthermometer des Kleinbürgertums immer noch nicht eingetragen.
Meine Wirtin, die mit mir und anderen die einzige Mietkaserne des Pfarrdorfs G. unweit Münchens bevölkert, bittet mich kurz nach dem Einzug, ihr eines meiner Hemden zum Mitwaschen anzuvertrauen.
„Wissen S'", erklärt sie sogleich, „daß er der Schmidhuberin recht stinkt, wann s' sieht, daß i a was Woaß zum Aufhänga hab'." A. v. B.

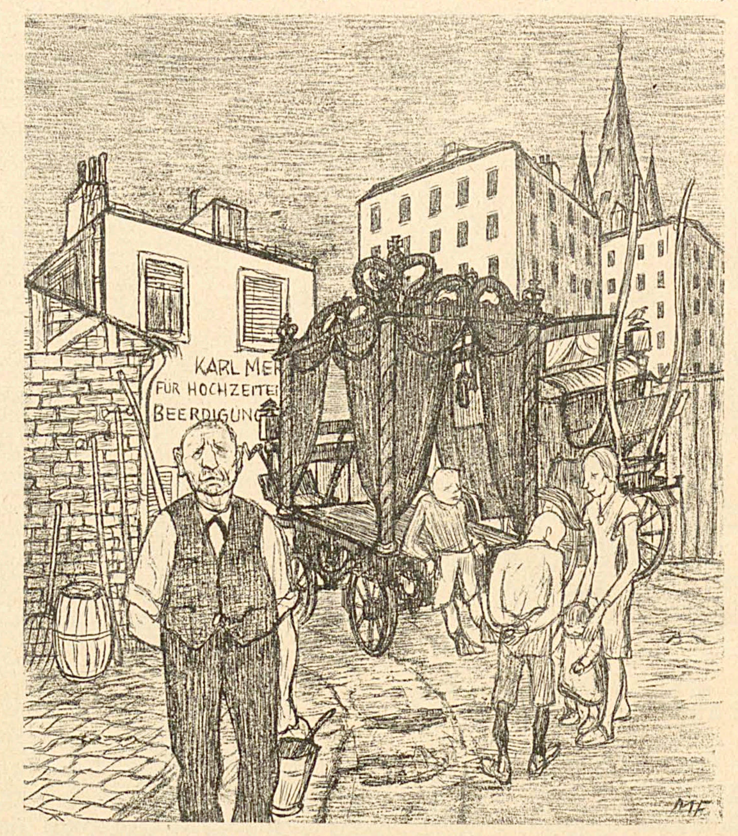
Diagnose

Der Psychiater, Geheimrat X., stellt einen Arteriosklerotiker vor und will einen Praktikanten, der sich unbeholfen anstellt, auf die richtige Diagnose bringen, indem er sagt: „Na, hören Sie, es ist eine Krankheit, die ich wahrscheinlich früher bekommen werde als Sie!" Worauf der Kandidat erleichtert aufatmet: „Senile Atrophie, Herr Geheimrat!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Elisabethstr. 30 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter Post Office New York, N. Y.

Vorteilhafte Fusionierung

(M. Frischmann)



„Ums Heiraten kann sich der Mensch herum drücken, ums Sterben aber nich: uff diese Weise kann ick friedlich in die Zukunft blicken."

Dienst am Kunden

Leipzig. Hauptbahnhof. Handgepäckannahme.

Ein Mann aus dem Publikum in mittleren Jahren, wohlgekleidet, tritt an die Rampe: „Hahmse nich vrleichd ä Gläsjn Wassr fr mich?"

Der Beamte stutzt, lächelt dann nachsichtig und antwortet: „Nu, probierenses mahl nähbnan bei dr Ausgabe, hier is bloß Annahme."

Dann ruft er seinem Kollegen hinter der benachbarten Rampe zu: „Emil, hier is ä Härr, der mächde gärne ä Glas Wassr drinkn!"

Dem Beamten hinter der Ausgaberampe kommt die Sache doch etwas komisch vor. „Wassr wollense drinkn?! Drinknse doch lieber än Schobb'n Bier in Warrdesaale!"

Der Reichsbahnkunde wehrt ab mit beschwörender Geste: „Nee, Bier is mr ze schdargk, das gannch nu mahl nich vrdrahchn, das begommd mir nich." —

Der Beamte holt nun ohne Murren aus den hinteren Räumen ein buntes Emailtöpfchen voll Leitungswasser und reicht es sachlich dem Manne aus dem Publikum.

Der trinkt es, wendet sich von hinnen und sagt im Abgehen befriedigt: „Was heidzedaache nich alles ermeechlichd wärd!?" H. B.

Selbstbescheidung

Auf meinem magren Dichteracker
gedeiht nun einmal nichts als Flachs.
So rühr' ich mich denn brav und wacker
für Leute schlichteren Geschmacks.

Wozu mich auch um andre scheren,
die lyrisch anspruchsvoller sind?
Es werden ja die höhern Sphären
schon sowieso patent bedient.

Zwar allerdings wirft mir mein Linnen
nicht eben Nennenswertes ab.
Indes — wie soll ich Seide spinnen,
wenn ich bloß Werg am Rocken hab'?

Dr. Owlglaß

Treue

In einer altadligen Familie diente eine Zofe, treu wie Gold, schon der dritten Generation.

So war die Dienerin siebzig Jahre alt geworden. Zu diesem Ehrentag gratulierte die junge Gräfin der Zofe besonders herzlich und sagte ihr, daß sie sich sehr den Kopf darüber zerbrochen hätte, was man der treuen Dienerin schenken solle.

Die Gräfin wies darauf hin, daß die Zofe nicht nur alles hätte, was sie sich je gewünscht, auch eine nette Wohnung, sondern daß man sie auch schon lange zur gräflichen Familie rechnete.

Das einzige, meinte die Gräfin, womit man die Siebzigjährige noch ehren könnte, wäre ein Platz in der gräflichen Gruft, dicht neben der Grabstätte ihrer jetzigen Herrin.

Da freute sich die alte Zofe und konnte nicht genug Dankesworte finden: „Und wie gut ist das auch, — da bin ich gleich bei der Hand, wenn mich Frau Gräfin bei der Auferstehung brauchen."

Epilog

(Th. Th. Heine)



„Das mit dem Frühling wird doch eigentlich stark überschätzt . . ."

Der Gulaschlöwe / Von Arnold Pol

Ich traf ihn irgendwo im alleräußersten Ausland — in Aden oder Stambul — ich weiß es nicht mehr genau — in einer kleinen Hafenkneipe. Er war ein hünenhaft gebauter Mensch in einem Anzuge, der unzweifelhaft nach Zirkus schmeckte, mit einer geradezu koranwidrigen Nase, die von allen dort verkehrenden Arabern mit einem Gemisch von Abscheu und Bewunderung betrachtet wurde.

Er war Dompteur — Spezialist in Löwen — in einem großen Zirkus gewesen — derzeit aber leider brot-, stellungs- und heimatlos. Nachdem er entgegenkommenderweise meine Flasche geleert hatte, überkam ihn eine gewisse Rührung, und er begann eine Erzählung von seinen geliebten Löwen.

„Einen Berberlöwen hatte ich in meiner Gruppe", begann er, „der hieß Chalil und war so zahm wie ein Pinsch. Ich nahm ihn hie und da ins Restaurant mit, da seine Disziplin und Vornehmheit weltbekannt waren. Ein Journalist lebte ausschließlich von Berichten über Chalil —. Er hatte nur eine plebejische Leidenschaft — Gulasch — auf das war er versessen wie der Teufel, für das gab er seine unsterbliche Seele."

„Ja, wie kam er denn zu dieser Leidenschaft?" fragte ich.

„Ich weiß es selbst nicht", entgegnete er achselzuckend. „Soviel ich weiß, bekommen die Löwen in der Wüste nur in den allerseltensten Fällen Gulasch."

„Vielleicht sind es Erinnerungen aus einer früheren Daseinsstufe", meinte ich.

Der Erzähler fuhr fort: „Seine Liebhaberei war sprichwörtlich, und als einmal eine ganze Kiste Gulaschkonserven spurlos verschwand, fiel in erster Linie der Verdacht auf den unschuldigen Chalil. In Budapest oder Szegedin, wo wir gastierten, verdarb er sich einmal auf acht Tage den Magen am scharf paprizierten ungarischen Gulasch."

„Ja, bekam er denn darauf nicht einen fürchterlichen Durst?" fragte ich.

„Na — und ob ... er soff wie ein ausgedörrter Acker. Im Anfang allerdings nur Wasser. Einmal aber bot ich ihm einen Liter Pschorrbräu an, obwohl meines Wissens katzenartige Raubtiere Alkohol verschmähen ... aber Chalil war ein Ausnahmefall ... eine Klasse für sich. Er soff von da ab überhaupt nur mehr Bier ... ich mußte es aus meiner Tasche bezahlen ... deshalb bin ich jetzt so heruntergekommen. Bei den Vorstellungen war er manchmal so benebelt, daß er sein Stockerl regelmäßig doppelt sah und sich daneben setzte ... Der Direktor wollte ihn in das Trinkerasyl bringen lassen.

Sehr traulich sah es aus, wenn wir nach der Vorstellung mitsammen eine Zigarre rauchten."

Ich fiel ihm ins Wort ...

„Also den Bären können Sie mir nicht aufbinden... daß ein Löwe Gulasch frißt und Bier sauft ..., schön — aber ..."

„Pardon", entgegnete er, „Chalil rauchte ja nicht direkt an der Zigarre ... aber ich blies ihm dicke Rauchwolken in den Rachen, die er wollüstig einatmete und durch die Nasenlöcher wieder ausstieß. Mit Vorliebe rauchte er Ringe, und wenn ihm ein besonders schöner gelang, sprang er vor Freude hindurch wie durch die Papierreifen in der Manege! Mit dem ganzen Zirkus vertrug er sich außerordentlich gut ... nur den Elefanten ging er nach einer gewissen Begebenheit im großen Bogen aus dem Weg."

„Haben die ihm vielleicht sein Gulasch weggefressen?"

„Nein ... aber Elefanten sind geborene Humoristen und Bosnickel ... Einmal hörte ich Chalil ängstlich brüllen ... ich stürze der Tonrichtung nach und sah das groteske Schauspiel, wie Iwumba, der größte Elefant, Chalil mit dem Rüssel fest auf den Boden gepreßt hielt, während ihm ein anderer Elefant mit einem Pinsel und schwarzer Farbe Querstreifen aufmalte, daß er aussah wie Pascha, der Tiger."

„Ja, um Gottes willen ... wo nahmen denn die Elefanten Pinsel und Farbe her?"

„Sehr einfach. Damit wurden im Stall allabendlich die Aschantineger angestrichen ..."

„Hören Sie auf ... Aschantineger sind doch — einem on dit nach — pechschwarz ..."

„Ja — für gewöhnlich ... aber als diese Burschen einmal eine verwanzte Bettstatt ausschwefelten (die Direktorin, die breiter als hoch war und aussah wie ein Haupttreffer einer Menschenfresserlotterie, hatte es ihnen befohlen), wirkten die Schwefeldämpfe derart auf sie ein, daß sie total ausbleichten und so weiß und blaß aussahen wie ertrunkene Kranzeljungfern ... als sie nun sahen, daß die Frauen und Mädchen im Publikum für weiße Neger kein Interesse hatten, mußten wir ihnen den Farbtopf direkt höher hängen, so drängten sie sich zum Auffärben. — Aber um wieder auf Chalil zurückzukommen — er schämte sich bis in die Schwanzquaste, auszusehen wie eine Dschungelkatze, und trug eine Woche lang den Schwanz auf Halbmast. Ich verbrauchte einen Eimer Terpentin, bis er wieder normal aussah ... die Elefanten bekamen jeder seine wohlgezählten fünfundzwanzig mit einem Rohrstaberl als Strafe ... aber was nützte das? ... Um Chalil wieder zu erheitern, kaufte ich ihm ein Waschbecken voll Gulasch und einen Hektoliter Löwenbräu. Er besoff sich und trieb abends in der Manege derartig unsinnige Kapriolen, daß der dumme August aus Konkurrenzneid aus der Haut fuhr ... sie hängt im Londoner Museum — und das Publikum sich buchstäblich auf dem Boden vor Lachen wälzte. Sechs lachten sich zu Tode — ich habe mir die Partezettel aufgehoben — der Direktor mußte die Beerdigung zahlen.

Chalil wurde nun an Stelle des dummen August für diese Rolle fix engagiert ... er war der Liebling des Publikums. Zum Benefiz bekam er einen Kranz Knackwürste ... schließlich wurde es aber doch zuviel. Der kolossale Bierkonsum Chalils vor jeder Vorstellung hatte bald böse Folgen. Er bekam das Delirium tremens, sah überall weiße Mäuse, beging allerhand Polizeidelikte ... groben Unfug, nächtliche Ruhestörung, Anstandsverletzungen und so weiter ... und wir mußten die Strafmandate zahlen ... auch bekam er eine fürchterliche feuerrote Nase."

Der Erzähler senkte die seinige und trank meine zweite Flasche leer ... eine Träne glänzte ihm im Augenwinkel.

„Na, und was geschah dann mit Chalil", fragte ich.

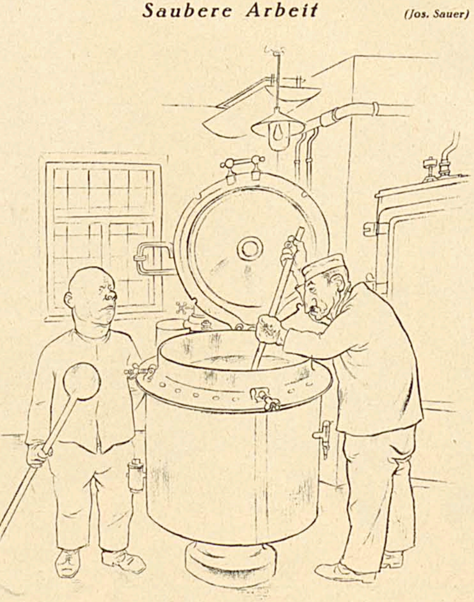
„Fragen Sie mich nicht", war die dumpftraurige Antwort. „Er kam tatsächlich in ein Tier-Trinkerasyl in Bombay. Dort bekam er infolge der erzwungenen Abstinenz Muskel- und Nervenschmerzen, wogegen er starke Morphium-Dosen erhielt ..."

„Na, und wie geht's ihm jetzt?"

Wie hauchend kam die Antwort: „Jetzt ist er unheilbarer Morphinist."

Saubere Arbeit

(Jos. Sauer)



„Also paß mal uff, Mensch: wenn de uff wat Hartes stößt, ist's mein Jebiß, aber wenn et wat Weiches ist, ist's bloß mein Schnupptuch!"

Lebensweisheiten

Von Etienne Rey

Es ist eine Erfindung der Reichen, daß es nicht zartfühlend sei, von Geld zu sprechen.

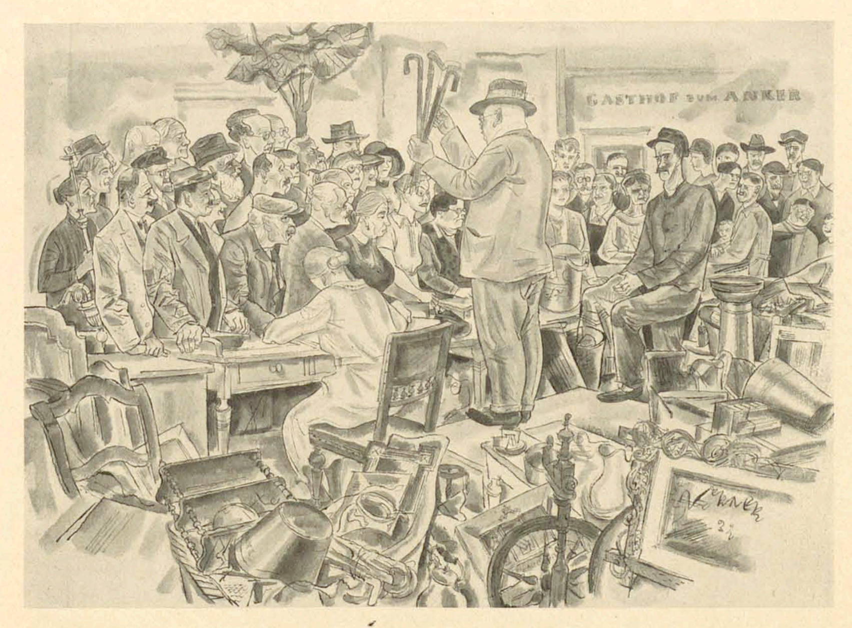
Republiken haben undankbare Aufgaben: Stets hinken sie den Katastrophen nach.

Es gibt Menschen, die den Gedanken an den Tod nicht von der Vorstellung des Erbens zu trennen vermögen.

(Übersetzt von Adele Klarwill)

Vorzug

(Max Körner)



„Hier, meine Herrschaften, diese Spazierstöcke sind doch wenigstens garantiert echt, aber bei 'nem van Gogh kann das heute kein Mensch mehr wissen!"

Heldenmaß / Eine Bismarckgeschichte

Da ist der Schäfer Thomas auf der weiten Heide hinter Klein-Sabow, wo Ginster nur und Schafgarbe wächst. Und unendlich viel rötliches Heidekraut. Schäfer Thomas beherrscht die schwierige Kunst des Strickens so gut, daß er wohl mehrere tausend Strümpfe in seinem Leben fertigen kann. Aus jeglicher Wolle, die man ihm bringt, läßt er sie, Masche für Masche, unter seinen schwieligen Händen hervorwachsen. Besonders beliebt sind bei den Herren, die der Jagd obzuliegen pflegen, seine Strümpfe aus Hasenwolle. Grauer Hasenwolle. Sie bedecken den ganzen Schenkel, halten warm und kratzen nicht auf der Haut wie solche aus Schaf- oder Ziegenwolle. Schäfer Thomas ist seiner pommerschen Grobheit wegen bekannt und ein wenig gefürchtet. Man muß ihm höllisch sanft um seinen langwallenden Bart wedeln, wenn man seine Kunstwerke erwerben will. Und niemandem wird es einfallen, sie etwa zu beanstanden, wenn sie auch einmal zu klein oder zu groß geraten sind.

Der Junker Otto von Bismarck auf Kniephof, der sich halbe Nächte lang in Moor und Heide herumtreibt, um Raubwild zu stellen, will auch solche Strümpfe aus grauer Hasenwolle haben. Im leichten Kniephofer Jagdwägelchen fährt er selber zur Zeit der Gravensteiner Ernte auf die Sabower Heide hinaus und bestellt sie persönlich bei Thomas, dem vielbeschäftigten Strumpfkünstler.

Trotz seiner Grobheit ist der Schäfer ein frommer und gerechter Mann, vor dem ein Junker kein Hasenhaar mehr gilt als ein fahrender Geselle. Er erledigt alle seine Aufträge schön der Reihe nach, wie er sie von groß und klein bekommen hat.

Um die Weihnachtszeit herum sind die Strümpfe für den Junker von Bismarck fertig und werden in Kniephof bei dem Besteller abgeliefert. Der Junker Otto nimmt sie nachdenklich in die Hand und mißt den Füßling um die Faust herum, wie er es von seiner Mutter gesehen hat. Dann gibt er dem Schäfer einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter und sagt: „Ji, Schepper, för wat for eenen Paselacken sollen denn die Schtrümpe da sien?" Schäfer Thomas erwidert den Schlag ebenso freundschaftlich und antwortet: „Jä, för den Junker von Bismarck!" — „Na, Schepper", sagt der Junker, „denn möt wi wull nu warten, bet de Junker 'n Kleenet kreeg . . ." — Weil er aber weiß, daß mit Schäfer Thomas nicht zu spaßen ist, bezahlt er die Strümpfe, legt sie in die Schublade und bestellt ein zweites, größeres Paar.

Thomas strickt seine Strümpfe, schön der Reihe nach. Um Ostern herum, als der Kiebitz schon in Zickzackzügen über die Heide flitzt, bringt er das zweite Paar nach Kniephof. Der Junker Otto mißt sie wieder um die Faust herum und seufzt. „För dat anner Kleene!" sagt er, zahlt und legt sie zu dem ersten Paar in die Schublade. Dann bestellt er ein drittes, größeres Paar.

Es wird Hochsommer, ehe er sie bekommt. Als er sich aber anschickt, auch diese wieder mit zweifelndem Gesicht um die Faust herum zu messen, da reißt dem Schäfer Thomas die Geduld, und er spricht pommersch mit dem Junker. „Schiet di eis!" ruft er wild und geht ohne Bezahlung von dannen.

Auf vornehmes Deutsch heißt das: „Junker, m-mach' dir selber Strümpfe!"

Der neue Herbst kommt heran und mit ihm die gesteigerte Lust am Weidwerk. Eines Tages hält das leichte Jagdwägelchen aus Kniephof wieder auf der Heide hinter Klein-Sabow, wo Thomas der Schäfer seit Menschengedenken seine Strümpfe dichtet.

„Tag ok, Schepper", sagt der Junker von Bismarck.

„'n Tag ok, Junker", brummt Schäfer Thomas.

„Ick wull di blot vertellen, dat dat nich geiht bei mich."

„Wat schall denn dat wull sien, wat bei de Junker nich geiht?"

„Dat mit de Schtrümpe, Schepper. Ick hawwt probiert, aber bei mich warrn dat nu mal keene Schtrümpe!"

Da lacht Schäfer Thomas, daß sein langer Bart wackelt und weht: „Jä, Junker, denn möt ick dat nu doch wull för Ji besorjen!"

Und dann strickt er dem Mordsjunker Otto auf Kniephof ein paar Mordsstrümpfe, die hinter ihm herlaufen auf der Heide wie ein Rudel grauer Hasen. So lang sind sie. Und die Dorfkinder aus Klein-Sabow und Groß-Sabow kommen und staunen sie an. Und die Bauern aus Groß-Sabow und Klein-Sabow kommen und schütteln die dicken Köpfe über sie.

Und als der Schäfer Thomas sie dieses Mal in Kniephof abliefert, da sind sie recht im Maß und werden auf der Stelle angezogen.

Margarete Beutler

Bismarcks Geburtstag

(E. Schilling)



Die deutschen Eichen werden immer wieder grünen!

München, 9. April 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

SÄUBERUNG DES DEUTSCHEN BODENS

OLAF GULBRANSSON

„Raus mit diesen faulen roten Rüben, die verpesten mir den ganzen Acker!"

Der Ehemann im Glück

Hans hatte sieben Jahre seinem Generaldirektor gedient, da sprach er zu ihm: „Herr Generaldirektor, meine Zeit ist herum, ich will nun mein eigener Herr sein, gebt mir meinen Lohn!“ Der Herr Generaldirektor antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll auch der Lohn sein.“ Und gab ihm seine schönste, beste, tugendhafteste Tochter zur Frau. Das Mädchen besaß alle Vorzüge, die ein Generaldirektorstöchterchen nur haben kann, und noch einige darüber. Sie war ernst, fleißig, sittsam und verständig. Hans setzte das Generaldirektorstöchterchen in den Train bleu und fuhr mit ihm an die Riviera.

In Monte Carlo sah er am Bac-Tisch eine junge Dame, die leidenschaftlich pointierte und von ihrem Gatten immer neue Bündel Banknoten in Empfang nahm, um sie dem Moloch Kasino zu opfern. Am nächsten Morgen sah er diese Dame mit ihrem Gatten hoch zu Roß über die Strandpromenade reiten. „Ach“, sprach Hans ganz laut, „was ist das für eine entzückende Frau! Voller Abenteuer und voller Gefahren. Ein Leben an ihrer Seite müßte schön und romantisch sein. Ich schleppe da meine eigene Frau mit, aber sie ist ernst und sachlich und versteht es nicht ein bißchen, das Leben von der angenehmen Seite zu nehmen.“ — „Weißt du was“, sagte der Reiter, „wir wollen tauschen. Ich gebe dir meine Romantik, und du gibst mir deine sachliche Frau.“ — „Von Herzen gern“, sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr werdet Euch ein bißchen langweilen mit meiner Frau.“

Hans war seelenfroh, als er die neue Frau besaß, die viel großzügiger mit dem Gelde umzugehen wußte wie die alte. Sie reisten von der Riviera nach Paris, von Paris nach London. Hui! Es war ein lustiger Galopp, der Hans fast die Sinne raubte und ihn eines Tages mitten in die Pleite warf. Die neue Gattin wäre ihm auch durchgegangen, wenn nicht ein junger Bankier des Weges gekommen wäre, der eine sehr plumpe, geschmacklose, dickliche, reizlose Frau mit sich geführt hatte. Hans sprach zu ihm: „Es ist doch nichts mit so einer mondänen Frau, zumal wenn man nicht in ihren Kreisen aufgewachsen ist und ihr Tempo im Leibe hat. Da lob' ich mir Eure Frau! Da kann man mit einer Gemächlichkeit nebenher gehen und muß nicht Angst haben, daß sie einem eines Tages davongaloppiert. Was gäb' ich drum, wenn ich so eine Frau hätte!“ — „Nun“, sprach der Bankier, „geschieht Euch ein so großer Gefallen, so will ich Euch wohl meine Frau gegen Eure Frau tauschen.“ Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bankier nahm sich die mondäne Frau und fuhr mit ihr im Luxuszug nach St. Moritz.

Hans trieb seine neue Frau ruhig neben sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot, und daran wird's mir doch nicht fehlen, so kann ich mit meiner Frau schon glücklich werden.“ Aber bei der ersten Gelegenheit zeigte es sich, daß die Frau träge, dumm, unwirtschaftlich und bösartig war. Einmal, als sie deshalb in Streit gerieten, schlug sie sogar aus und versetzte dem armen Hans einen derartigen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war.

Glücklicherweise kam gerade ein Gärtner des Weges, der auf seinem Wägelchen eine riegelsame Frau mitführte, der man wohl ansah, daß sie sich auf das Arbeiten verstand. Hans erzählte ihm, was vorgefallen war. Der Gärtner reichte ihm die Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch! Ihr seid wohl nicht der richtige Mann für diese Frau. Für die würde so einer wie ich taugen. Ein Kerl, der seine Fäuste zu gebrauchen versteht.“ — „Ja, wer so eine wie Ihr hätte!“ seufzte Hans bekümmert. „Der sieht man an, daß sie sanft und geduldig ist!“ — „Hört, Hans“, sprach der Gärtner, „Euch zuliebe will ich tauschen und Euch meine Frau für die Eure überlassen. So eine wie Eure gefällt mir, und ich werde schon zeigen, wer der Herr im Hause ist.“ — „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft“, sprach Hans, gab dem Gärtner seine träge, dumme, bösartige Frau und nahm sich dafür die seine.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm je eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gutgemacht. In einem Wirtshaus gesellte sich ein Paar zu ihnen. Er, ein junger, hübscher Bursche, sie eine häßliche alte Vettel, die gar nicht zu dem Jungen passen wollte. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vorteilhaft getauscht hatte. Der Bursch erzählte ihm, wie glücklich er mit seiner weiblichen Begleiterin geworden wäre. „Sie ist ja gewiß nicht schön, und jung ist sie auch nicht mehr. Dafür aber bequem. Ich muß nicht wie Ihr immer sorgen, daß einer sie mir wegschnappt. Ich muß nicht immer hinter ihr her sein und ihr schöne Dinge sagen und sie kaschulieren. Die meine trottet neben mir. Sie ist dankbar für jedes grobe Wort, und ich kann meine ganze Kraft und meine Zeit dazu verwenden, Geld zu verdienen und was Rechtes im Leben zu werden. Ihr werdet mit der Euren gewiß noch schlimme Erfahrungen machen.“ Dem guten Hans ward bange. „Ach Gott“, sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt in diesen Dingen besser Bescheid als ich. Nehmt meine junge, hübsche, tüchtige Frau und gebt mir Eure alte, häßliche dafür.“ — „Nicht gern“, antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet.“ Er nahm also Hansens Frau und ging schnell mit ihr fort. Der gute Hans aber fuhr, seiner Sorge entledigt, mit der Häßlichen der Heimat zu.

Als er in einem kleinen Städtchen haltmachte, stand da ein Mann vor seinem Kaufladen, und neben ihm stand seine Frau. Der Mann sang sich ein lustig Liedel:

„Ich handle mit Tuchen und mit Flanell
Und bin ein lustiger, muntrer Gesell.“

Hans blieb stehen und redete ihn schließlich an: „Euch geht's wohl gut, daß Ihr so lustig vor Eurem Laden steht?“ — „Ja“, antwortete der Kaufmann, „mein Geschäft ist herrlich! Ein rechter Kaufmann ist einer, der, sooft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr diese Frau her?“ — „Die hab' ich für eine Hübsche, Tüchtige eingetauscht. Sie hatte einige Ersparnisse, und Geld kann man immer brauchen, wenn man etwas beginnen will.“ — „So? Ersparnisse hat sie? Seht einmal an! Und die Hübsche, Tüchtige?“ — „Die hab' ich für eine Dicke, Dumme, Bösartige bekommen.“ — „Und die Dicke, Dumme, Bösartige?“ — „Dafür hab' ich eine herrliche, schlanke Mondäne gegeben.“ — „Und die Mondäne?“ — „Hab' ich gegen das Töchterchen meines Generaldirektors eingetauscht.“ — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt“, sprach der Kaufmann, „und Ihr könntet eigentlich noch zu mehr Geld kommen, als zu den kleinen Ersparnissen Eurer Begleiterin. Übernehmt mein Geschäft und meine Frau dazu. Und ich nehme mir die Eure mit den kleinen Ersparnissen. Wollt Ihr das?“ — „Wie könnt Ihr noch fragen?“ antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden.“ Überließ ihm die Häßliche mit den Ersparnissen und nahm dafür Geschäft und Kaufmannsfrau in Empfang.

„Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!“ rief er aus. „Alles, was ich wünsche, trifft mir ein wie einem Sonntagskind.“

Indessen sah er bald, daß das Geschäft schon längst in Konkurs war. Und als er eines Tages den Offenbarungseid leistete, verschwand auch die Kaufmannsfrau auf Nimmerwiedersehen.

Hans sprang vor Freude in die Luft, kniete dann hin und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen hatte. „So glücklich wie ich“, rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne!“ Mit leichtem Herzen, frei von allen Frauen sprang er fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

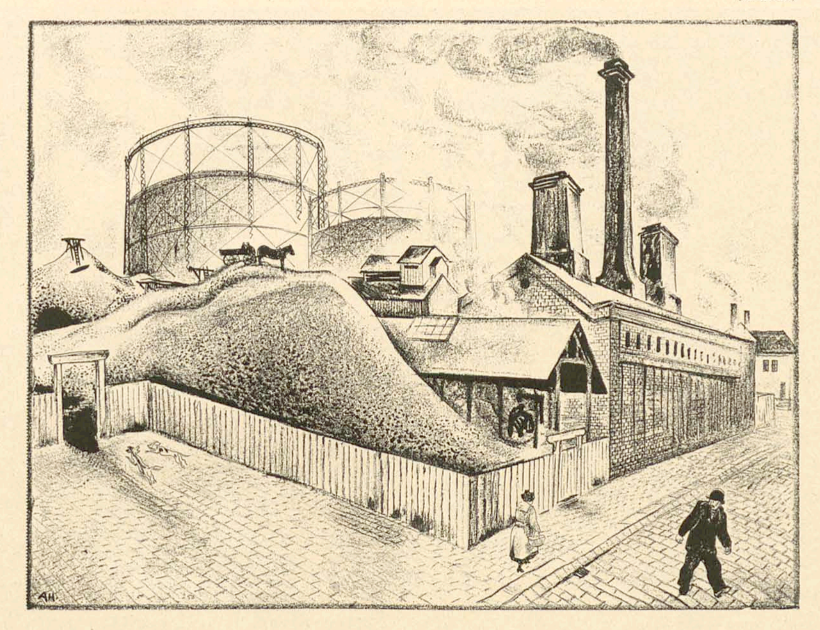
(Hilla Osswald)



Aus der Silberfuchsfarm: Die Tiere werden „gefüttert“.

Die Fabrik

(Hanssen)



Arbeit / Von Maria Daut

Die Stadt hat einen kurzen Schlaf getan
Und wird schnell wach von jenem hellen Schritt,
Mit dem zur Arbeit gehen Frau und Mann.
Um diese Stunde hört man kein: „Komm mit!“

Denn diese Stunde ist gespannt von Kraft,
Die täglich neu um stets das gleiche ringt:
Getan zu haben, was das Leben schafft,
Und so das Leben hart für sich erzwingt.

Das Leben — und vielleicht ein wenig Glück
Von andern Händen, die man liebt, bereitet.
Das will ein jeder, und auch darum streitet
Das müde Heer, das abends strömt zurück.

Die Generalversammlung / Von Weare Holbrook (Neuyork)

„Der Zweck unserer heutigen Zusammenkunft, meine Herren“, so eröffnete der Präsident der Aurora-Stahlwalzröhren-Aktiengesellschaft die Generalversammlung, „ist nicht, einander unser gegenseitiges Beileid auszudrücken. Auch die heißesten Tränen sind nicht imstande, eingefrorene Kredite zum Auftauen zu bringen. Zur Kennzeichnung der Lage unseres Unternehmens möchte ich nur vorbringen, daß ich früher unsere Einnahmen auf der Rückseite gebrauchter Briefumschläge zu notieren pflegte und daß ich in letzter Zeit nicht einmal mehr in der Lage war, gebrauchte Briefumschläge aufzufinden.“

Es erhob sich Herr Trimble, der Oberbuchhalter des Unternehmens, um Rechnung zu legen. „Meine Herren“, sagte er, „ich habe einen Rechenschaftsbericht über die abgelaufene Geschäftsperiode vorbereitet. Aber da wir übereingekommen sind, keine Kondolationen auszutauschen, halte ich es für ratsam, von dessen Verlesung abzusehen. Ich nehme an, daß Sie mit den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen genugsam vertraut sind, um sich ein Bild von unserer finanziellen Lage machen zu können.“

„Ganz richtig“, stimmte der Vorsitzende zu, „erst unlängst sagte ich zu meiner Frau: ‚Das Leben ist ohnehin ernst genug. Man braucht nicht noch Generalversammlungen!‘ Übrigens habe ich letzte Woche von unserem Betriebsstatistiker, bevor ich ihn abbaute, eine Reihe von prächtig kolorierten graphischen Darstellungen anfertigen lassen, damit wir das Wirtschaftsleben auch einmal von der heiteren Seite sehen.“ Hierauf öffnete er eine Lade seines Schreibtisches und breitete einige bunte Zeichnungen auf der geräumigen Tischplatte aus. In diesem Augenblick klopfte es an der Türe, und zwei Männer in Overalls traten ein. „Wir kommen von der Phönix-Möbelbelieferungsgesellschaft“, sagte der erste. „Wir kommen, um den Schreibtisch abzuholen“, fügte der zweite hinzu.

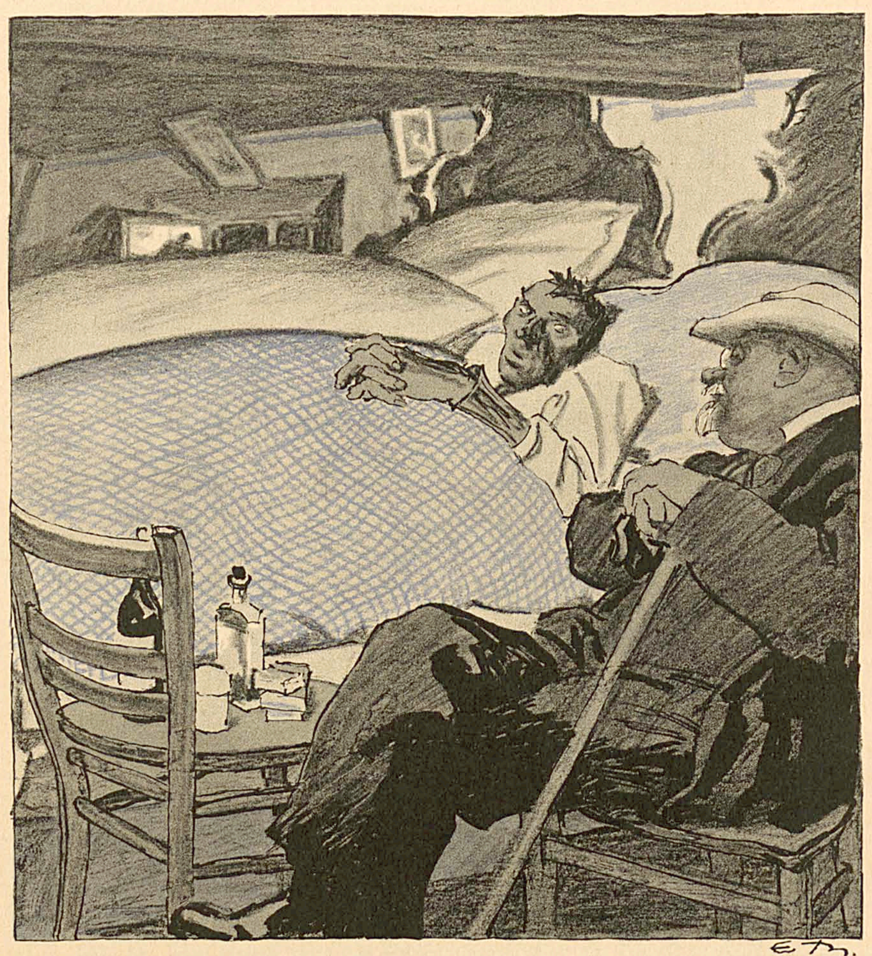
Der Vorsitzende nahm die Tafeln an sich und sagte: „Der Antrag liegt vor, diesen Schreibtisch der Phönix-Möbelbelieferungsgesellschaft zurückzugeben. Ist jemand dagegen?“

Die beiden Arbeiter packten den Schreibtisch. „Einstimmig zum Beschluß erhoben“, rief der Vorsitzende ihnen zu. Dann wandte er sich wieder den graphischen Darstellungen zu. „Hier sehen Sie“, so fuhr er fort, „eine Tafel mit roten und schwarzen Linien. Die Verluste werden durch schwarze Linien, die Gewinste durch rote Linien dargestellt . . .“ Neuerdings wurde er durch die Ankunft zweier Männer in Overalls unterbrochen. „Wir kommen von der Sitzmöbel-Aktiengesellschaft“, sagte der eine. „Wir kommen, um

(Schluß auf Seite 21)

Bauernstandpunkt

(E. Thöny)



„Wos moanen jetzt nachha Sie, Herr Dokta, die welchene von dene Medizinen mir net g'holfen hot?"

An den Mond / Von Herm. Claudius

Aller Länder verborgenes Leiden hast du gesehn,
davon bist du so bleich.
Du sahst auch in meiner Seele Schattenreich,
Mond!

Nun muß ich nackt unter deinem schaurigen Scheine gehn.
Ich schreite schwer,
wirble der Sterne Zierat über mich her,
mich verzweifelt zu decken,

und hör mit Erschrecken
alle Zungen der Erde zitternd flehn:
„Der du aller Länder verborgenes Leiden gesehn,
Mond — — —!"

Der Klub der starken Männer

Der englische Premierminister Macdonald regte kürzlich an, einen „Klub der leitenden Staatsmänner" zu schaffen. Unserem hw.-Berichterstatter ist es gelungen, führende Persönlichkeiten der internationalen Politik über Zweck und Ausgestaltung dieses Klubs zu interviewen.

Der englische Vertreter wies darauf hin, daß der Klub keinesfalls den Völkerbund ersetzen solle. Der Klub solle den einzelnen Staatsmännern Gelegenheit geben, sich am traulich flackernden Kaminfeuer gegenseitig schätzen zu lernen. Politik werde nicht getrieben werden. Man werde vielmehr Bridge spielen und die internationalen Probleme ganz nebenbei zwanglos erörtern.

Der französische Vertreter hatte nur wenig Zeit für ein Interview, da eine Plenarsitzung der Liga zur Rettung leicht ramponierter Friedensgedanken G. m. b. H. seine Anwesenheit dringend erforderte. Über die Ausgestaltung des Klublebens sprach er sich dahingehend aus, daß vor allem Gesellschaftsspiele gepflegt werden sollen. „Blinde Kuh", „Hasch-mich-mal", „Schwarzer Peter" und Kreuzworträtsel seien bereits in Aussicht genommen. Unter anderem werde in den erwähnten Kreuzworträtseln häufig ein Begriff zu erraten sein, dessen Umschreibung entweder „Böhmisches Dorf" oder „Lebender Leichnam" lauten werde.

Der Interviewer: — ? —

Der französische Vertreter: Na — die Lösung heißt natürlich: „Abrüstungskonferenz", Sie kleiner Schäker!

Die Ausführungen des japanischen Vertreters waren ebenso geistvoll wie inhaltreich. Der Staatsmännerklub, erklärte er lächelnd, werde den Weltfrieden ohne Zweifel fördern und sichern. Er persönlich betrachte es als seine vornehmste Aufgabe, in diesem Sinne im Klub zu wirken. Daß er hierbei mit seinen reichen praktischen Erfahrungen aus dem gegenwärtigen Befriedungsfeldzug im Fernen Osten nicht hinter dem Berg halten werde, verstehe sich wohl von selbst. Selbstredend solle im Klub auch der Humor nicht zu kurz kommen. Er werde, so bemerkte der japanische Vertreter liebenswürdig, die besten Witze aus Protestschreiben der chinesischen Regierung an den Völkerbund sammeln und gelegentlich vortragen. Im Staatsmännerklub müsse nach seiner Meinung möglichst auch Sport getrieben werden. Der japanische Vertreter schlug als geeignetste Sportart Kleinkaliberschießen mit Waffen Modell „Ostasien 1933" vor.

Die Vertreter Polens, Rumäniens und Jugoslawiens verwiesen auf die Ausführungen des französischen Vertreters. Auch sie versprechen sich von dem Klub der leitenden Staatsmänner einen starken Auftrieb der Friedensidee.

Dem Vertreter Amerikas kommt es, wie er mitteilte, hauptsächlich darauf an, daß der Klub der geistigen Weiterbildung der einzelnen Mitglieder dient. So soll zum Beispiel ein Elementarkursus über das Thema „Wie werde ich Dichter?" abgehalten werden. Als Lehrer nannte der amerikanische Vertreter den deutschen Dichter Johann Wolfgang v. Goethe.

Auch Geduld- und Balancierspiele mit Dollarstücken (Motto: „Fällt er oder fällt er nicht?") seien vorgesehen.

Der deutsche Vertreter war dem Interviewer leider nicht erreichbar.

H. W.

Kurzer Aufenthalt

Von K. R. Neubert

Zwei Stunden Zeit. Ich gehe durch die Stadt.
Fünf Jahre bin ich nicht mehr hier gewesen.
Gleich hinterm Park liegt jetzt ein Hallenbad.
Im „Stern" war Ball, kann ich am Anschlag lesen.

Wie wirken Marktplatz, Brücke, Turm vertraut!
Mir ist, ich wohne noch im alten Hause
Und bin noch im Büro bei „Holz und Plaut"
Und habe jetzt zwei Stunden Mittagspause.

Die kleinen Kinder knixen „Guten Tag!"
Und jemand scheint mir sinnend nachzuschauen.
Am „Grünen Tor" mahnt mich des Herzens Schlag
An die im Dämmerlicht geküßten Frauen.

Dann sitz ich im Café und trinke Bier.
Der Kellner lächelt. Alte Schlagerplatten?
Der Tango vor fünf Jahren schwebt noch hier.
Und in der Nische flüstre ich mit Schatten . . .

So rinnt die Zeit. Im Glas bleibt noch ein Schluck.
Ich wollt' die Welt hier aus den Angeln heben!
Jetzt hab' ich Rheuma! Schluß! Gleich geht mein Zug.
Wer weiter will, muß nach dem Fahrplan leben.

Der Tränensee



Auskunft

Poetsch, Wirkwaren, kam atemlos zu Mayer, ebenfalls Wirkwaren. Er schnappte nach Luft.

„Denken Sie sich nur, Mayer! Ich habe soeben eine Auskunft über Sie gelesen, eine Auskunft, gerade zu furchtbar! Wissen Sie, was in der Auskunft steht? Daß Sie pleite sind, daß Sie mehr Schulden als Haare auf dem Kopf haben, daß Sie vierhundertsechsmal geklagt und siebenundfünfzigmal total gepfändet sind, daß Sie — — —"

Mayer unterbrach ihn hochrot: „Unerhört! Unglaublich! Die ganze Branche weiß, daß Mayer hochprima ist, daß wir Kasse zahlen! Von wem ist diese Auskunft? Ich drehe dem Kerl den Hals um!"

„Von der Auskunftei Allwisser & Co."

Mayer griff nach seinem Hut.

„Und wo haben Sie diese gemeine Auskunft gelesen?" fragte er.

Poetsch hob abwehrend seine Hand: „Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, nicht einmal streng vertraulich. Ich war eben in einem Kontor, der Mann ging einen Augenblick hinaus, und da warf ich rasch einen Blick auf seinen Schreibtisch. Sie verstehen?"

Mayer verstand. Mayer dachte noch rasch, daß zuweilen auch Konkurrenten Menschen sind. Dann stürzte er sich in ein Taxi.

Mayer stand wutschnaubend vor Herrn Allwisser. „Ein Allwisser wollen Sie sein, Herr, ein Nichtswisser sind Sie! Sie ruinieren mich! Das werden Sie mir büßen! Dafür garantiere ich Ihnen!"

Herrn Allwisser war diese Sache peinlich, ungemein peinlich.

„Ich erkläre Ihnen, Herr Mayer, es ist vollkommen ausgeschlossen, daß eine solche Auskunft von uns gegeben wurde. Wir kennen Ihre Firma. Wir wissen, daß Mayer hochprima ist. Einen Augenblick!"

Er brüllte in das Haustelephon: „Der Herr vom Buchstaben M soll kommen!"

Der Herr vom Buchstaben M kam. Der Herr vom Buchstaben M versprach, sogleich nachzusehen. Der Herr vom Buchstaben M kehrte zurück, sehr bleich und ganz gebrochen.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung", sagte er, „wir haben tatsächlich auf eine einzige Anfrage irrtümlich die Auskunft über Meyer, statt über Mayer eingeschickt. Und Meyer ist ja wirklich oberfaul."

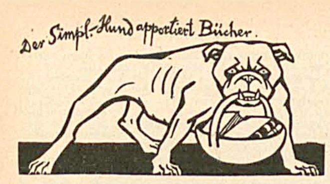
Herr Allwisser rang die Hände. Dann diktierte er dem Herrn vom Buchstaben M einen Brief, daß die Firma Mayer, Wirkwaren, hochprima sei, daß sie — streng vertraulich — in der Schweiz und Holland ihr Geld usw. — — —"

Herrn Mayers Züge hellten sich zusehends auf. Er bat, dem Herrn vom Buchstaben M zu verzeihen, falls dieser eilen würde, den aufklärenden Brief zu schreiben. Der Herr vom Buchstaben M eilte.

Poetsch schmeckte heute das Abendessen ganz besonders gut. Er hatte eine wahrhaft edle Tat begangen, er hatte einem Konkurrenten eine streng vertrauliche Mitteilung von höchster Wichtigkeit aus freien Stücken gemacht. Und schließlich wäre es ja übertrieben gewesen, Herrn Mayer noch aufzuklären, daß die Firma, die sich so angelegentlich für die Vermögensverhältnisse der Firma Mayer interessiert hatte, genau genommen gar keine Firma war. Sondern das Steueramt.

Ferd. Feber

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Elisabethstr. 30 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt. • **Entered as second class matter Post Office New York, N. Y.**



Walter Seidl: Romeo im Fegefeuer. (Erich Reiß, Verlag, Berlin.)

In diesem Zweitlingsroman des jungen, deutschböhmischen Schriftstellers und Musikkritikers wird die Unsicherheit einer ins „große Leben" tretenden Kleinstadtjugend behandelt. Als Musterbeispiel hierzu dient der unbeholfene Romeo Reif, Student im ersten Semester („Jurist Reif" pflegt er sich vorzustellen). Er ist in „Rietheim" aufgewachsen, einer jener „mittleren" Städte, in denen keine Möglichkeit besteht, gültige Lebenserfahrungen zu sammeln. Der Jüngling hält seine Tüchtigkeit für unbedingt erwiesen, weil es ihm gelingt, mit Yvett und Lotte, den Töchtern aus „feinen Kreisen", Beziehungen anzuknüpfen. Schließlich erkennen die Beteiligten das Unfreie ihres Daseins, und Romeo verschwindet fluchtartig aus Rietheim. – Im Stil und in der Durchführung seines Stoffes ist Seidl etwas unausgeglichen. An manchen Stellen gefällt er sich in einem anbiedernden Plauderton und behandelt Nebensächliches mit fast unbeholfener Breite. Freude bereitet seine bissige Lustigkeit (typisch: „Auf Lotte wirkte Musik immer stark ein, denn sie war unmusikalisch"). Recht gut sind die Schlußkapitel gelungen: Aus der wenig sympathischen Hauptfigur ersteht plötzlich ein armseliger Mensch, der wirklich Teilnahme erregt. – Wegen seiner tapferen und anständigen Gesinnung verdient das Buch uneingeschränktes Lob. Karl Kurt Wolter

Upton Sinclair: Alkohol. (Malik-Verlag, Berlin.)

Wie immer, kommt es Sinclair auch in seinem neuem Roman nicht in erster Linie auf das Ästhetische, sondern auf das Ethische an. Er sieht die ungeheuren Schäden, die der Alkohol der Menschheit zufügt, und deshalb gilt ihm sein Kampf. So enstand ein ausgesprochener Tendenzroman. Mit Hilfe einer klug ersonnenen Fabel brandmarkt Sinclair den Alkohol; er sieht in ihm einen der gefährlichsten Feinde der Menschheit, der den Charakter zerstört und die Gesundheit untergräbt. Sinclair scheut sich in Verfolgung seines Zweckes natürlich nicht, statistisches Material und historische Untersuchungen einzufügen. Auch gerät ihm die Zeichnung der Charaktere oft einseitig, indem er in Gegensatz zu den Alkoholikern biedere, fleißige, nüchterne und rechtschaffene Menschen zu gestalten versucht, die so gut und rein sind, daß sie schon beinahe leblos wirken. Nichtsdestoweniger kommt eine starke und ursprüngliche erzählerische Begabung immer wieder zum Durchbruch, und diese Kapitel sind die künstlerisch wertvollsten. In ihnen ist epische Dichte und Lebendigkeit. Die Umwelt ist stark und echt, die Menschen haben Eigenart und jenen unbeschreiblichen Hauch des Lebens, der zugleich Schicksal ist. Carl Conrad

Die schönsten deutschen Gedichte. Ein Hausbuch deutscher Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gesammelt und geordnet von Ludwig Goldscheider und Paul Wiegler. (Phaidon-Verlag, Wien.)

Das Erscheinen dieser schönen Anthologie ist selber angesichts der großen Fülle von lyrischen Sammelwerken, die heute den Buchmarkt bevölkern, vollauf gerechtfertigt. Diese Auswahl sichtet den ewigen Bestand der deutschen Lyrik nach den Empfindungsgesetzen unserer Zeit. Es gibt viele Sammlungen, aber es gibt unter ihnen keine, die sich dieser an Gerechtigkeit und Vielfalt der Auswahl, an innerer Abgetöntheit und Schönheit vergleichen ließe. Mit feinem Ohr wurde alles ausgeschieden, was solange vielleicht noch in Lesebüchern und abgestorbener Überlieferung illegitimerweise als deutsches Dichtergut auftrat. Das Echte, was der Nachwelt unverloren blieb, hier in diesem Schrein glänzt es auf, sozusagen im „Morgenglanz der Ewigkeit". Was hier von Walter von der Vogelweide, von Hans Sachs, Opitz, Flemming, Spee oder Silesius ausgewählt ist, klingt genau so zeitnah wie das, was etwa von Rilke, Klabund, Werfel, Trakl oder Bert Brecht dem Werk eingefügt wurde. Tausend Jahre sind hier wie ein Tag. – Die Anthologie ist übrigens auch sehr übersichtlich unter Berücksichtigung der verschiedenen Richtungen und Epochen angelegt. Es wäre kein Wunder, wenn sie zu einem rechten Volksbuch würde. Willi Fehse

Büchereinlauf

(In dieser Rubrik werden sämtliche bei uns eingehende Besprechungsstücke in der Reihenfolge des Eingangs angeführt. Eine kritische Bewertung behalten wir uns von Fall zu Fall vor)

Paul Graf Thun-Hohenstein: „Gedichte". Verlag Fidelius Steurer, Linz.
Erich O. Funk: „Jugend in Front vor dem Leben". (Almanach der jungen Generation.) Verlag „Der Weg", Wiesbaden.
P. A. Merbach: „Richard Wagner". Robert Lutz Nachf., Stuttgart.
Else Wegener: „Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt". F. A. Brockhaus, Leipzig.
Ruth Fischer und Heimann: „Deutsche Kinderfibel". Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.
Gert Fauth: „Wer hat die Zehntausend?" Illustriert von Paul Simmel. Rütten und Loening, Verlag, Frankfurt a. M.

Lieber Simplicissimus!

Der Schlaukopf

In Halberstadt ruft ein Herr einen Jungen an das Coupéfenster: „Hol mir mal schnell ein Paar Halberstädter Würstchen. Hier ist eine Mark, zur Belohnung darfst du dir auch ein Paar kaufen."
Der Bengel enteilte und kam, auf beiden Backen kauend, wieder: „Hier sind fünfzig Pfennige zurück, ich habe das letzte Paar erwischt."

Ein großes Wort

Der Magistrat der Stadt Harburg hat uns kürzlich in einem Schreiben betreffend Steuersachen die folgende unübertreffliche Blüte zugestellt: „Gewerbeertragssteuerheranziehungsbescheid." v. Blw.

Das Varieté des kleinen Mannes / Von Maria Plog

Mein einziger Besitz ist eine große Wohnung, und wie so viele Leute machte ich ein großes Schild an meine Tür: „Zimmer zu niedrigsten Preisen zu vermieten."
Eines Morgens klingelte es schrill und anhaltend. Ich eilte zur Tür, da standen sechs Leute, aufs beste gekleidet, sahen sich die Wohnung an und mieteten sofort, mit Anzahlung. Der Preis war niedrig, ich hätte davon gerade die Miete zahlen können, und für mich wäre nur das Nötigste übrig geblieben.
Die Mieter, vier Herren und zwei Damen, machten den besten Eindruck. Ich fragte nicht lange nach Woher und Wohin oder nach dem Beruf. Ich wollte die Leute nicht gleich erschrecken, nicht wahr? Man ist heute froh, wenn man überhaupt etwas Geld bekommt.
Die großen und zahlreichen Koffer, die ankamen, flößten mir auch Vertrauen ein. Man sieht es nicht ungern, wenn jemand Besitz aufweisen kann.
Die Herrschaften äußerten den Wunsch, morgens mit Frühstück bedient zu werden. Daran verdient man auch eine Kleinigkeit.
Am ersten Morgen also machte ich in der Küche die Frühstückstablette zurecht und klopfte an die erste Tür.
„Herein!" rief eine Stimme, die etwas erstickt klang. – Ich öffnete und konnte niemand sehen. – Da – auf der Kommode in der Ecke stand ein Herr, vielmehr nur die Hälfte eines Herren, der Oberkörper war nach hinten gebogen, das Gesicht steckte zwischen den Knieen.
„O Gott!"
„Mein Morgentraining", sagte das Gesicht zwischen den Knieen freundlich, „stellen Sie das Frühstück nur hin."
Mieter soll man nicht stören. Ich ging hinaus und holte das zweite Tablett.
Vor der Tür hörte ich: „Bibi, komm doch zu Vater, – na, du wirst doch nicht beißen, mein Herzchen . . ."
Auf dem Teppich lag etwas Graues, – ein armlanges, junges Krokodil.
„Bibi hat schlechte Laune", sagte der dicke Mann in Hemdsärmeln bekümmert und beugte sich zärtlich über das Reptil.
Mieter darf man nicht erzürnen. „Es beißt doch nicht, das Tierchen", fragte ich ängstlich und blieb an der Tür stehen. Bibi sah mich mit unbeweglichen Augen gelb an. Sein Schwanz schlug erregt auf und nieder.
Der Herr legte das „Tierchen" auf den Tisch: „Na, zeig mal deine Beißerchen", sagte er. Bibi öffnete den Rachen und zeigte zwei Reihen messerscharfer, sägeartiger Zähne.
Aus dem dritten Zimmer kam Grammophonmusik. Erleichtert trat ich ein. – Da hing ein Mädchen an der Decke, das sich mit den Zähnen am Lampenhaken festhielt. Der junge Mann im Trainingsanzug stand auf dem Kopf. Das Mädchen fiel von oben auf die Füße des Mannes. Ein Kopf war unten, der andere oben. Er klatschte in die Hände, beide standen vor mir.
„Das macht Hunger", sagte er fröhlich, und sie begannen zu frühstücken.
Auf dem Korridor begegnete mir die andere Dame. Sie hatte etwas Graugrünes, Dickes über das Pyjama um den Leib gewickelt. Ich sah genauer hin und prallte zurück. – Auf ihrer Schulter, unter den blonden Haaren, lag der schmale Kopf einer Riesenschlange, die Augen hatten einen unheimlich starren Ausdruck.
„Delila hat ein ordentliches Gewicht", sagte die Dame stolz, „wollen Sie sie mal aufheben?"
Ich verzichtete gern auf das Vergnügen.
„Vorigen Monat aß der Liebling eine ganze Ziege."
Delila verschwand mit der Dame im Badezimmer, sie möchte nicht gern allein sein, meinte die Dame entschuldigend.
Das letzte Zimmer war dunkel. Ich tappte bis zum Tisch, um das Tablett abzustellen. – Fast wäre es mir heruntergefallen. – Am Fenster lehnte ein Gerippe, ein richtiges menschliches Gerippe. Ich glaubte, das Klappern der Knochen zu hören. Es bewegte jetzt die Arme. Ich wollte um Hilfe rufen, da sagte eine Stimme: die Zähne der schrecklichen Erscheinung klappten auf und nieder: „Ist es gut so? – Sehen Sie die Knochen ganz deutlich, meine Dame? – Ich probe nämlich meine Nummer."
Ja, ich sah alles deutlicher, als mir lieb war. Die Nummer klappte vorzüglich.
Später wollte ich zur Beruhigung ein wenig spazierengehen. Ich mußte mich erst an die neuen Mieter gewöhnen. Vor dem Hause wartete eine weitere Überraschung auf mich: Unter der kleinen Tafel mit meinem Namen hingen fünf Schilder:

Alberto Albertini, Schlangenmensch.
Bibi, das dressierte Krokodil.
Lucie und Ernesto, Zahnäquilibristen.
Sonina tanzt mit Delila, der Riesenschlange.
Danton, Hypnotiseur und Gedankenleser.

Ich ging wieder nach oben, beschrieb ein großes weißes Stück Pappe und hängte es weit sichtbar über die fünf Namen:

„Das Varieté des kleinen Mannes!
Eintritt zehn Pfennig,
Kinder und Erwerbslose die Hälfte."

Unnötig zu sagen, daß ich ganz im Sinne meiner Mieter gehandelt hatte. Sie waren natürlich ohne Engagement.
Es geht uns gut, es geht uns sogar glänzend!

Die letzte Skitour

(Hilla Osswald)





Kleine Geschichten

Verdächtige Anteilnahme

Ein Schotte geht auf der Landstraße und sieht bei einer Kurve ein umgekipptes Auto, darunter einige zerschundene Menschen, die sich vergeblich bemühen, sich zu befreien. „Guten Morgen, meine Herren", grüßt er höflich, „schon die Polizei oder Versicherung hier gewesen?" – „Noch niemand", stöhnt einer unterm Wagen. – „So", sagt der Schotte, „da gestatten Sie doch, daß ich mich zu Ihnen lege?"

Anerkennung

Zur Feier ihrer dreißigjährigen guten Beziehungen zu dem großen Sänger Schaljapin schenkte eine englische Grammophongesellschaft diesem eine goldene Schallplatte, auf der sein berühmter Sang der „Wolgaschlepper" eingeritzt ist. Das erste, was der russische Sänger tat, war, daß er die Platte zwischen die Zähne nahm, um zu prüfen, ob sie wirklich aus echtem Gold sei.
– „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet." Teha

Grenze

Mit Ihnen möchte ich bis ans Ende der Welt reisen, Fräulein Ilda!"
„Ach ja. – Aber die Devisenausführungsbestimmungen?" Beye

Die Mutter

Von Hermann Stahl

Als es schellte, saßen Franz und die Mutter beim Mittagessen in der kleinen halbdunklen Küche. Franz wollte zur Türe gehn, doch die Mutter sagte: „Laß nur, es wird Frau Brauer sein, ich mache auf." Sie ging hinaus. Sie kam bald zurück, Franz sah, daß sie in einer unterdrückten Aufregung war. Er fragte, was denn sei. Die Mutter erzählte hastig, daß sie heute in die Kreisstadt fahren wolle zu dem Arzt, der durch die Eigenart seiner Heilmethoden beliebt war und großes Vertrauen genoß, — seinen schlichten Besuchern war neben ärztlicher Hilfe menschliche Anteilnahme wunderlich beglückend.

„Wir fahren um drei Viertel drei", sagte die Mutter, danach redete sie nicht weiter, auch Franz schwieg, er saß der Mutter gegenüber. Die Löffel klapperten. Franz sah, wie die Hand der Mutter zitterte. Er dachte: wenn der Vater noch lebte, wäre sie vielleicht gesund. Aber der Vater ist seit achtzehn Jahren tot, gefallen in Rußland. Franz sagte: „Das ist doch nicht schlimm, zum Arzt zu fahren." — „Nein", erwiderte die Mutter. „Schlimm ist das nicht." Schon bei einem so kurzen Satz keuchte sie nach Luft.

Franz spülte das Geschirr. — „Du brauchst dich nicht so abzuhetzen", meinte er. Der Bahnhof war zehn Minuten entfernt, aber schon kurz nach zwei Uhr ging die Mutter. „Der Kanarienvogel ist versorgt, du brauchst ihm nichts mehr zu geben", meinte sie, und: „bis dahin bin ich ja auch — auch wieder zurück." — „Ja, freilich — — —", sagte Franz, er lachte in einer bitteren Lustigkeit. Die Mutter war sehr aufgeregt. Franz wollte sie beruhigen: „Die Bahnfahrt dauert doch nur eine Viertelstunde."

Franz war allein. Er stellte das Geschirr an seinen Platz, rieb den Herd blank, sah den Wasserhahn nach, der immer tropfte. Franz war Mechaniker von Beruf, — der Wasserhahn gehört ja in mein Fach — dachte er spöttisch.

Was kann ich wohl noch tun? fragte er sich, fand aber nichts. Er ging in seine Kammer. Ach, er kannte jede Ecke der kleinen Wohnung auswendig, ein Tag war wie der andere. Franz hatte ein müdes Gesicht. Er nahm das Buch, das der Leihbibliothek gehörte. Mit der Stempelkarte konnte man gebührenfrei monatlich vier Bücher bekommen, zwei fachliche, zwei unterhaltende.

Franz ging in die Küche und setzte sich auf das alte Sofa, an dessen Bespannung eine Schnur zerschlissen war. Er wünschte, die Schnur zu flicken, aber er hätte eine Packnadel haben müssen. Franz stand vor dem Sofa. — „Ich brauchte eine Packnadel — — —", sagte er in die Stille. Nur der Wecker tickte blechern, der Vogel sang nicht im Bauer.

Aber der Mittag verging gut, Franz las das Buch, das ihm das amtliche Fräulein neulich gegeben hatte. „Kaspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens" hieß der Titel. — „Ja, jaja —", sagte er manchmal. Die Stunden verrannen, gegen sieben Uhr entschloß sich Franz, zum Bahnhof zu gehen, die Mutter abzuholen. Er stolperte im finsteren Treppenhaus. Vor der Haustüre prallte er mit der Mutter zusammen, Frau Brauer war dabei. „Seid ihr schon zurück?" fragte er erstaunt. „Ja —", lachten die Frauen, ihre Heiterkeit war wie gesprungenes Glas. Frau Brauer verabschiedete sich. Franz führte die Mutter hinauf, ihr Atem keuchte auf der schmalen Treppe.

Dann saß die Mutter auf dem Holzkasten neben dem Herd. Franz bereitete das Abendbrot, er sagte: „Ich werde allein damit fertig." Er fragte: „Möchtest du nicht essen?" Er selbst hatte mit einemmal keinen Hunger. „Doch, ja . . .", sagte die Mutter, aber ihr Blick war von merkwürdiger Verlorenheit. Nun erst zog sie den Mantel aus. Sie aßen. Franz betrachtete scheu die Mutter. Er empfand, sie sähe ihn nicht, ihr Blick ginge an ihm vorüber, weiter, durch die Wand, fremd. Franz fragte: „Was hat der Arzt gesagt?" — „Oh —", sagte die Mutter, sie schüttelte den Kopf, ihre Augen waren trüb und fremd. „Aber du kannst doch etwas sagen", meinte Franz gedrückt. Die Mutter sah ihn an mit blicklosen Augen. — „Es kommt doch, wie es kommen soll", sagte sie. „Nerven und Herz halt . . . das Sausen im Kopf. Die Müdigkeit. Eines Tages Herzschlag. Nun, ich mache mir keine Gedanken. Du darfst dir auch keine Gedanken machen . . ." Franz sah in ihr Gesicht. „Ja —", sagte sie, „— nur manchmal . . ."

Bald gehen sie schlafen. Durch die dünne Kammerwand hört Franz das Husten der Mutter. Die Mutter hat keine Reserven mehr, denkt er. Achtzehn solcher Jahre zermürben.

Franz hat die kleine Lampe herabgezogen, so hängt sie über dem Tisch, der eng neben dem Bett steht. Franz knipst das Licht aus am selbstgefertigten Zugschalter. Schlafen will ich, denkt Franz. Es ist nicht leicht. Spät und schwer schläft er ein. Die Blumengewinde der grauen Tapete sind Schlangen. Sie rollen sich auf, sie fallen auf die Bettdecke, gleiten hinab zum Boden, ziehen Franz mit. Sie ringeln sich um seine Füße, er kann sich nicht losmachen. Die Schlangen zerren ihn fort, aus dem Haus, durch Dunkelheit, bis vor eine Türe. Er erkennt diese Tür: hinter ihr hat er seine Lehrjahre verbracht. Deutlich liest er das Schild: Mechanische Werkstätte. Plötzlich arbeitet er in der Werkstätte, wieder als Lehrling. Er bohrt ein Gewinde an einer Maschine, die er nicht kennt und begreift. Er verliert das Gewinde, findet nicht mehr die Stelle. Überall sind Schrauben und Löcher. Die Maschine wird zu einem riesigen Tier, das sich auf ihn stürzen will. Es hat Augen aus Gewindelöchern, sie glühen rot. Franz will fliehen, es geht nicht. Da steht plötzlich der Meister neben ihm, ganz klein, Franz könnte ihn auf der flachen Hand halten. Doch der Meister wächst, wird riesengroß, er lächelt. — „Geh heim zu deiner Mutter", sagt er sanft. Der Lehrling Otto steht in der Tür und lacht. „Ach, Franz — — —", sagt er. Franz rennt hinaus ins Dunkel, — aber es ist nicht Nacht, — denkt er. Es ist wie das Negativ einer Photographie. Dann: Glocken läuten, abgesperrt ist das Haus. Menschen stehen davor, werden zurückgedrängt von Schupo. Doch vor ihm öffnet sich still eine Gasse. Er stürzt in das Haus, die Treppe hinauf. Mitten in der Küche steht ein Lorbeerbaum. Steil auf dem Sofa sitzt die Mutter. „Mutter —", schreit Franz. Frau Brauer steht neben ihm, in weißer Schürze, sonntäglich lächelnd. „Ja, die Mutter ist tot —", sagt sie. Auf die Hände der Mutter legt sie ein weißes Tuch. Franz steht neben dem Lorbeerbaum. „Ja — die Mutter . . .", sagt er. —

Erwachend fährt er auf aus dem Kissen, reißt am Lichtschalter. Die alte Wanduhr zeigt auf halb fünf. Nein — durchzuckt es ihn — ich habe nicht geträumt. Es ist gewiß: nebenan ist die Mutter gestorben. Franz weint. Er sucht nach einer Zigarette — ich muß doch ruhig werden, denkt er. Er liegt im Bett, die Lampe brennt, kalt und düster stehen die Möbel im tristen Licht. Auf dem Schrank in einer bunten Vase ein Zweig Geranie, abgebrochener Zweig, — gestern hat die Mutter ihn in die Vase gestellt. Franz raucht seine Zigarette. Langsam rückt der Minutenzeiger der Uhr. Da an der Wand hängt ein Bild des Vaters. Franz denkt: ich kann nicht aufstehn jetzt, ich würde das nicht ertragen . . . und ich darf doch auch unten die Leute jetzt noch nicht wecken. Ich will wieder dunkel machen. So ist das also . . . Und morgen früh muß ich gleich zur Sterbekasse. Und wo überall ich hin muß. Ja, das Begräbnis. Wenn es hell wird, will ich aufstehn und zur Mutter gehn. So ist das also. — Eine Stunde vergeht. — Ich muß aufstehen, ich halte das nicht mehr aus, denkt er. Seine Zähne klappern, da er sich langsam ankleidet, Frost jagt über seinen Rücken, in seinen Schläfen ist ein glühendes Hämmern.

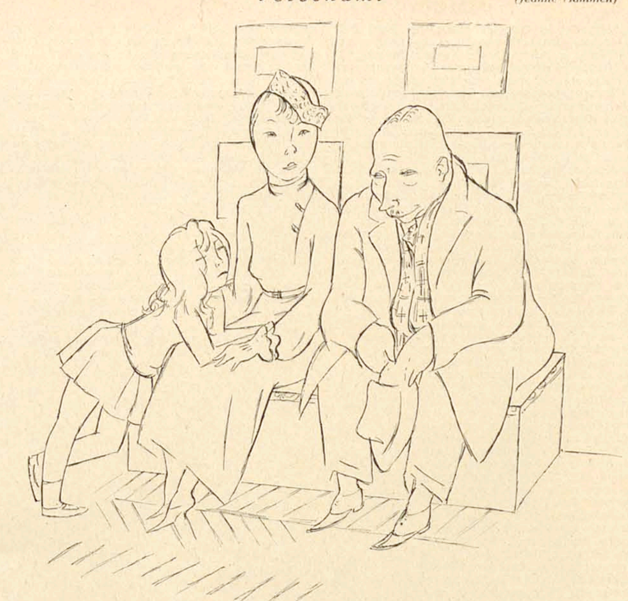
Das kleine Licht im Gang leuchtet trüb. Bald wird Tag sein. Franz fürchtet sich dumpf vor der kommenden Helligkeit, die nicht mehr gesehen werden kann von der Mutter. Er steht vor ihrer Türe. Er horcht mit verzerrtem Gesicht. Seine Hand umklammert den Türgriff. Nichts ist zu hören, kein Geräusch, kein Atmen. „Mutter —", flüstert er, an das braune Holz der Türe gepreßt.

„Ja, Franz?" Stille. Er atmet tief, sagt: „Ich will — mir nur — ein Glas Wasser holen . . ." — „Tu leise", sagt die Mutter.

Ich muß jetzt versuchen einzuschlafen, denkt er. Ich werde zeitig aufstehen, ich muß ja auch zum Stempeln heute . . . — Aber er schläft nicht mehr ein. Langsam bleicht schon die Dämmerung. Schon tritt der Karton mit dem Spruch aus der Wand hervor, — ein alter verschabter Karton mit abgestoßenen Ecken — „Wenn Trübsal einkehrt, nicht verzage, es kommen wieder bessere Tage". steht darauf zu lesen in schwarzer, dürrer Fraktur.

Verschämt

(Jeanne Mammen)



„Na, Kindchen, wieviel ist denn fünf mal fünf?" — „Ach, Onkel, — das sage ich nur meinem Herrn Lehrer!"

Auf Rigi-Kulm / Von Max Grundmann

Man atmet auf. Zu Häupten blaut der Himmel.
Ein wildes Wetter hat sich ausgestürmt.
Im Tale, hoch und wunderlich getürmt,
Wogt noch der Wolken brodelndes Gewimmel.

Mitunter glänzt durch duft'ges Nebelgitter
Blau-silbern auf der Vierwaldstätter See.
Fern droht noch düster überm Alpenschnee
Im Abziehn das entladene Gewitter.

Ein Regenbogen überwölbt die Stille —
Es schweigt der Mund, wenn Schönheitsrausch uns füllt.
Da spricht, indem er in den Schal sich hüllt,
Ein dicker Herr mit einer gold'nen Brille
Zu seinem Nachbar: „Wenn's nur nich so zeeche!
Ich gehe ins Logal nein, Herr Golleche!"

Diamanten, Tennis und Dynamit

Von Franz Wilhelm

Ein holländischer Getreidehändler, der, April 1892, mit seinem Ochsenkarren unter den Akazien des Vaalflusses im afrikanischen Kapland rastete, sah die Kinder eines nahegelegenen Kaffernkrals mit einem glasig glitzernden Klumpen spielen. Er gab das Messinggewinde einer Petroleumlampe für den außergewöhnlich glänzenden Stein und legte als reeller Kaufmann sogar einen Taschenspiegel hinzu. Der geologische Sachverständige in Kimberley erkannte in dem Fund einen rohen Diamanten im Werte von 20 000 Gulden.

Mit dieser Idylle begann die Entdeckung der Diamantenfelder um die Ortschaft Drienfontain im Distrikt Taungs. Schmutziggraue Zeltdörfer erhoben sich einige Wochen später unter den Feigenbäumen und Akazien des Vaalflusses. Amerikanische Goldgräber kamen und Deserteure der französischen Kolonialarmee. Englische Spekulanten betrogen russische Glücksritter, und an allen hatten die ständig lächelnden chinesischen Händler ihren beträchtlichen Profit. Desperados aller Nationen durchwühlten die Steppe nach Diamanten.

Die Viehweiden der Mashonas, eines Kaffernstammes, wurden dabei verwüstet. Das ließ sich leider nicht vermeiden. Die Eingeborenen zogen sich in die Kalahari zurück und gewannen dort nach längeren Kämpfen das zum Unterhalt ihrer Zeburinder und -kälber nötige Weideland.

Einige Monate später erwarb die Mining-Company in Kimberley für 170 000 Pfund das Schürfungsrecht im Südzipfel der Kalahari. Baggermaschinen rissen die Grasnarbe der Steppe auf. Die Mashonas wanderten noch weiter nach dem Norden. Aber dort leisteten ihnen die Matabele hartnäckigen Widerstand. Die Mashonas kehrten also zurück. Eines Nachts warfen sie, zur Verzweiflung getrieben, Feuerbrände in die Baracken des Diamantensyndikats. Sie erstachen auch einige Weiße und stürzten die Baggermaschinen um.

Der Regierungskommissar einer europäischen Großmacht beauftragte seinen bewährten Colonel de Moulin mit der Strafexpedition gegen die Mashonas. Ein glänzender Sportsmann war dieser kleine, quecksilbrige Oberst. Man schätzte ihn auf den Tennisplätzen von Kapstadt und Kimberley seiner harten Bälle wegen; sein trockener, beißender Humor machte ihn in den Klubs und Kasinos ungemein beliebt.

Colonel de Moulin sprudelte und spuckte vor Wut, als er an der Spitze seines Bataillons die Strafexpedition gegen die Mashonas antrat. Er hatte in vierzehn Tagen zu Pretoria die Tennismeisterschaft des Kaplandes gegen den Orange-Freistaat zu verteidigen. Hätten diese verdammten Niggers nicht bis dahin Ruhe geben können?! Die Troopers, Soldaten, seines Bataillons fühlten mit ihm. Sie vertrieben die Mashonas vom Gelände der Mining-Company und zeigten gegenüber barbarischen Wurfkeulen und Speeren die Überlegenheit des zivilisierten Feuergewehrs.

Aber 3000 Mashonas leisteten erbitterten Widerstand. Oberst de Moulin spie und keifte vor Wut. Er mußte in acht Tagen die Tennismeisterschaft seines Landes verteidigen. Hatten denn diese ungewaschenen Niggers gar kein Einsehen?! Es kam zu einem neuen Gefecht. Die Lee-Medford-Flinten sprudelten ihren Groll aus, die Maximgewehre rafften Hunderte dieser unvernünftigen Kaffern hinweg. Aber immer noch waren 2000 Mashonas am Leben. Sie zogen sich vor dem ungeduldigen Bataillon des Colonel de Moulin in eine riesige Höhle zurück und verteidigten sich hartnäckig.

Der kleine, quecksilbrige Oberst hatte es satt. Er mußte in sechs Tagen auf dem Tennisplatz von Pretoria sein. Hatte er dann also Zeit, mit diesen aufrührerischen Niggers lange zu verhandeln?! Ein altes, triefäugiges Mashonaweib mit einem Schurz aus Wildleder wurde von lachenden Troopers gefangen zu de Moulin gebracht. Der sauber rasierte Colonel mußte erst einen Schluck Whisky zu sich nehmen, ehe er es riskierte, mit diesem Scheusal zu sprechen. Dann tat er es kurz und energisch. Er sandte das Weib als Dolmetscherin in die Höhle der Kaffern und ließ die Widerspenstigen auffordern, sich sofort zu ergeben. Sonst passiere etwas! Schwitzend, in rohseidenen Hemdsärmeln, saß de Moulin auf einem Felsblock vor der Höhle und wartete den Erfolg seiner diplomatischen Bemühungen ab. Er wartete von elf Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags in der prallsten Glut der afrikanischen Sonne. Niemand erschien. Da verlor der Oberst die Geduld. Er schrie nach dem Sergeanten seines Pionier-Detachements. „Sergeant! Blow them up!"

Der Sergeant tat, was ihm befohlen wurde. Er stellte zwei Kisten Dynamit, zu je dreißig Pfund, in den Eingang der Höhle und entzündete die Lunte. Drei Minuten später warf die Detonation Felsblöcke, Sand und Gebüsch hoch in die Luft. Aber keiner der 2000 Mashonas regte sich.

*

Zu berichten bleibt, daß Colonel de Moulin zum Tennismatch in Pretoria noch knapp zurecht kam, und daß er dort mit Glanz die Meisterschaft des Kaplandes gegen den Orange-Freistaat verteidigte. Zu berichten bleibt ferner, daß nach zwei Jahren eine Baggermaschine der Mining-Company die verschüttete Höhle freilegte. Man fand indes anstatt der erwarteten Edelsteine nur einen Haufen menschlicher Skelette.

Die Branche

„Bezugnehmend auf den Besuch Ihres Vertreters", bekam ich dieser Tage einen Brief von dem Verleger einer großen Tageszeitung, „ersuchen wir um Auswahlsendung von Ostergeschichten mittlerer Preislage. Nichtkonventionierendes wird innerhalb acht Tagen zurückgestellt."

Ich schrieb: „Sehr geehrte Herren! Im dankenden Besitz Ihrer werten Order lasse ich Ihnen heute per Fracht franko und versichert einen Posten Ostergeschichten in der gewünschten Preislage zugehen. Eine Faktura füge ich der Sendung bei. Gleichzeitig gestatte ich mir eine Offerte in Ostergeschichten nach Maß. Es ist dies eine Spezialität meines Hauses und wollen Sie dieses äußerst günstige Angebot in Ihrem Kalkulationsbüro auf Qualität und Preis prüfen lassen. Ich bemerke, daß ich nur bestes Material und Zutaten verarbeite. Stets mit Vorliebe für Sie beschäftigt —"

Der Auftrag ließ nicht auf sich warten.

„Wir bestellen hiermit gemäß Ihres Angebotes ein Stück Ostergeschichte, Marke Feuilleton, lieferbar innerhalb zehn Tagen, rein netto Kasse, franko Verpackung zu Ihren Lasten. Die Maße sind, wie folgt: 89 Zeilen Länge, 19 Silben Breite, in der Länge 7 Zeilen eingeschlagen, damit wir selbständig bei Bedarf verlängern können. Façon: Liebe mit glücklichem Ausgang. Dessin: keine großen Muster, ehrbar schattiert. Farbe: ein leichtes Blau. Schnitt: so gehalten, daß es jedem Lebensalter paßt. Verarbeitung: ein wenig grasgrün oder sonnengelb unterlegt, warm im Ton."

Die Geschichte wurde geschrieben, verpackt und verschickt.

Der Kunde war gewonnen.

Ein weiterer Auftrag folgte: „Senden Sie uns je ein Stück Ostergeschichte. Qualität wie gehabt, zu den Terminen Pfingsten, Weihnachten, Neujahr. Kleine Abweichungen gestattet."

Jo Hanns Rösler

Schwieriges Problem

(Rudolf Kriesch)



„So, Fritz, und jetzt wollen wir mal zuerst einen Rutengänger befragen, ob man hier besser Rettiche oder Sellerie sät!"

Frühlingslied

Von E. Kreil

Der Frühling naht nach bewährter Weise.
Herr Aufsichtsrat Mager fährt weg.
Er gönnt sich eine Riviera-Reise.
Du aber kommst nicht vom Fleck.

Herr Aufsichtsrat Mager ist nicht gesund,
von wegen Beleibtheits-Beschwerden.
An der Riviera wird er fünf Pfund
etwa noch dicker werden.

Der Gott, der unsere Wirtschaft gemacht
und massenhaft Eisenbahngleise, —
ob der das alles sich bloß erdacht
als technische Fortschritts-Beweise?

Kleine Tricks

Rätselhaft und unübersehbar sind die Geschäftstricks kleiner Münchener Geschäftsleute.

Ich brauche blauen Rupfen und gehe mit dem Muster in ein Geschäft in der Altstadt. Pflichteifrigst beeilt sich der Chef persönlich, Ballen braunen, grünen, gelben und grauen Stoffs vor mir aufzurollen. Ich bemerke sanft unter Hinweis auf das Muster, daß nur blau für mich in Frage komme, worauf er achselzuckend bemerkt: „Ja mei, blauen hamma koan. Der wird so vui verlangt, da kunnt ma ja glei jeden Tag nachb'stelln."

Betroffen grübelnd verlasse ich den Laden. Ein Schaufenster mit Schuhen lockt mich, ich trete ein, um mir Halbschuhe mit Gummisohlen zeigen zu lassen. Die Leiterin bemüht sich selbst, erklärt aber gleich, daß sie mit Gummisohlen nicht dienen könne. „Wissen Sie", meint sie, „Gummisohlen werden ja neuerdings oft verlangt, aber ein Bekannter von mir, ein guter Sportsmann, hat selbst welche, und erst gestern hat er mir gesagt, wie ung'sund daß sie sind. Man kriegt überhaupts keine Luft mehr an den Füßen, und das ist schlecht, wissen S', wegen dem Blutumlauf, und außerdem — — —" — Ich entfloh.

Südamerikanisches

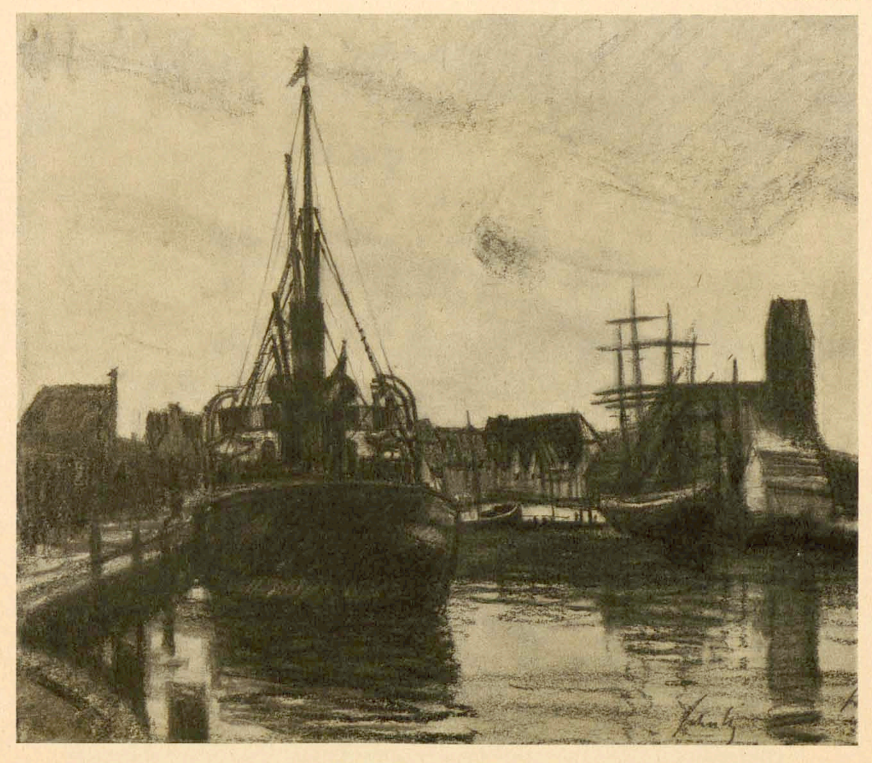
In einem Sägewerk in Chile hatte der Betriebsleiter bei Arbeitsschluß von Zeit zu Zeit die Ausgänge zu kontrollieren, um zu verhindern, daß allzuviel gestohlen wurde. Eines Abends begegnete er einem Arbeiter, der gerade im Begriffe war, mit einem dicken Baumstamm von drei Meter Länge das Tor zu passieren.

„Wo wollen Sie denn mit dem Balken hin?!" herrschte er ihn an. Der Arbeiter blickte erstaunt auf das Holz, warf es mit einem Ruck auf die Erde und antwortete ruhig: „Entschuldigen Sie, den hatte ich gar nicht bemerkt."

H. N. B.

An der Elbe

(Wilhelm Schulz)



Der Hafen von Wismar

(Schluß von Seite 15)

die Stühle abzuholen", fügte der zweite hinzu.

„Der Antrag liegt vor", sagte der Vorsitzende, „unsere Stühle der Sitzmöbel-Aktiengesellschaft zurückzugeben. Wer dagegen ist, möge sich erheben!"

Jedermann stand auf, um zu widersprechen, und die Abgesandten der Sitzmöbel-Aktiengesellschaft nützten die entstandene Lage geschickt aus, um sich sämtlicher Stühle zu bemächtigen.

Nachdem der letzte Stuhl davongetragen worden war, brachte der Vorsitzende eine weitere Zeichnung zum Vorschein. „Diese Kurve", so erklärte er, „stellt die Auf- und Abwärtsbewegung der Geschäftskonjunktur von der Eiszeit bis zum 1. November 1931 dar. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Kurve ständig aufwärts verläuft. Ungefähr im fünfzehnten Jahrhundert sehen Sie zwar eine jähe Abwärtsbewegung. Aber die ist lediglich darauf zurückzuführen, daß jemand unseren Betriebsstatistiker gestoßen hat, als er gerade die Kurve zeichnete. Wer weiß? Vielleicht ist die gegenwärtige Wirtschaftskrise auf einen ähnlichen Zufall zurückzuführen. Man gebe unseren Statistikern mehr Ellbogenfreiheit!"

„Das ist auch alles, was wir ihnen geben können", sagte ein Aufsichtsratsmitglied.

„Und nun kommen wir zur nächsten Zeichnung", fuhr der Vorsitzende fort. „Sie stellt das Ansteigen der Kaufkraft des Dollars vor einem Jahre dar."

„Dollar?" rief freudig erregt der Kassier. „Wo ist ein Dollar?"

„Ich spreche nur bildlich", erklärte der Vorsitzende.

In diesem Augenblick ging das Licht aus. Die plötzliche Finsternis verursachte allgemeine Verwirrung. „Herr Präsident", sagte der Oberbuchhalter, „ich habe vergessen, Ihnen mitzuteilen, daß wir von der Elektrizitätsgesellschaft bereits dreimal gemahnt worden sind."

„Als eine Aktiengesellschaft", erwiderte der Präsident würdevoll, „haben wir das Recht auf vier Mahnungen. Ich beantrage die Wahl eines Komitees von einem Mann, das die Elektrizitätsgesellschaft anruft."

„Leider wurden unsere Telephone gestern ausgeschaltet, Herr Präsident", erwiderte der Oberbuchhalter. Aber ich kann in die Drogerie an der Ecke gehen, um zu telephonieren. Hat jemand zehn Cents?"

Niemand hatte zehn Cents. Einen Augenblick herrschte Schweigen.

„Liegt noch ein weiterer Antrag vor?" fragte der Vorsitzende. „Wenn nicht, dann beantrage ich, daß wir die Versammlung vertagen. Wer dafür ist, gebe seine Zustimmung durch das übliche Seufzen zum Ausdruck!"

Alle seufzten. „Vertagt", sagte der Vorsitzende, und so nahm die Generalversammlung ihr Ende. Die Direktoren entfernten sich. Der eine ging in den Bryant-Park, der andere in den Battery-Garten, der andere wieder in den Union-Square-Park — wo die Bänke noch nicht allzu bevölkert sind.

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten)

Einem Zeitgenossen

Dein Herz ist kalkverhärtet,
pflaumweich der Knochenkern.
Das müßte umgewertet
und völlig anders wern.

Das Herz soll wieder pochen,
kraftvoll, wie sich's gebührt;
und deine schlappen Knochen
gehören stramm gerührt!

Dann lichtet sich der Keller
des Trübsinns — meiner Seel'!
Vielleicht sogar wird's heller
in deinem Kapitäl.

Ratatöskr

Der Schlangensteig

(Alfred Kubin)



Der Dichter / Von W. E. Gierke

Am Wegrand war's. Er saß auf einem Stein
Wie einst der Gute von der Vogelweide,
Das Haupt gestützt, zerwühlt von tiefem Leide . . .
Am Wegrand war's. Stumm saß er und allein.

Es kam ein Rauschen durch den weiten Tann,
Und von des Hügels mondbeglänztem Schimmer
Schritt Petrus her in überird'schem Glimmer
Und stand vor ihm und sah ihn lange an.

Still war es rings. Es atmete kein Strauch.
„Was weinst du?" sprach der hehre Gottgesandte.
„Ich schreibe Feuilletons!" — — Da wandte
Sich Petrus wehvoll um und weinte auch.

Österreich unter Kuratel

(Karl Arnold)



„Pflege deine musikalischen Talente und lasse dir deinen Heurigen gut schmecken, aber sonst darfst du nichts unternehmen ohne Frankreichs Erlaubnis!"

Peinlich

Der einzige Gast saß gelangweilt im Lokal. Meinte er zum Kellner: „Stellen Sie doch mal das Radio an!"
„Tut mir leid, funktioniert aber nicht mehr!"
Der Gast sagte: „Darf ich mal sehen?"
Sagte der Kellner verlegen: „Das geht nicht mehr. Vor zwei Stunden hat es der Gerichtsvollzieher abgeholt!" Beye

Folgsam

Hansjürgen wird von seiner Großmutter ermahnt: „Wenn du fortgehst, so lege mir einen Zettel hin, wo du bist, damit ich mich nicht ängstige." Hansjürgen hat eben schreiben gelernt. Am Sonntag sind Gäste da, und als zu Tisch gebeten wird, fehlt Hansjürgen. Auf Großmutters Teller liegt ein Zettel: „Ich bin auf dem Abtritt. Hansjürgen."

Die Tauben

Die Tauben auf dem Odeonsplatz in München erregen stets das Interesse der Fremden. Ein Mann verkauft kleine Tüten mit Taubenfutter. Meint ein Fremder, der die Tauben füttert, zu einem kleinen Jungen, der dabeisteht: „Sag mal, wem gehören die Tauben?" Sagt der Junge: „Die gehören dem Mann, der das Futter verkauft!" Beye

Höllensorgen

(E. Schilling)



„Komm, stärk' dich, Liebling, du darfst nicht sterben, denn sonst würde Europa ja wieder glücklich werden!"

München, 16. April 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

Ostern

(Wilhelm Schulz)



Wie sind heut voller Sonnenschein
Die Berge und die Täler,
Wenn auch noch kühle Winde drein,
Die Lust wird drum nicht schmäler.

Was lange wie gestorben lag,
Beginnt sich froh zu regen,
Die Vögel singen laut im Hag,
Es blüht an allen Wegen.

Ein Wunder sich dem andern paart:
Aus Ketten und aus Banden
Ist deutscher Sinn und deutsche Art
Auch wieder auferstanden.

Wilhelm Schulz

Siedler bauen / Von Walther C. F. Lierke

In helles Frühjahr ziehen sie hinaus
und fangen an, die Erde aufzugraben.
Im Industriegebiet war grau das Haus
und Freude rar und Arbeit schwer zu haben.

Wie fremd gewordne Tiere stehen sie,
die halbvergess'ne Weideplätze wittern,
vom harten Stein der Stadt gesättigt nie
und trüb gewohnt, noch Sorgen mitzufüttern.

Sie stechen ein den Spaten in den Grund,
um erst ein Rechteck Boden auszuheben.
Und jeder Meter Tiefe ist ein Fund:
ist Vorwärtsfinden in ein neues Leben.

Die schwarze Erde, die zum Wall sie schichten,
riecht kraftvoll, besser noch als Blumenduft. —
Nach Tagen können sie die Bretter richten,
um den Beton zu formen in die Gruft.

Dann wächst es weiter, Ziegel über Ziegel.
Es haust derweil sich gar nicht schlecht im Zelt.
Der nahe Bach gibt Wasser und ist Spiegel
für eine weite, wändelose Welt.

In wenig Wochen wird die Siedlung stehn.
Die Männer schuften. Bärte wachsen ihnen.
Sie lernen heiter in den Himmel sehn,
und sie vergessen langsam die Maschinen.

Die Frauen kochen, und sie helfen auch
beim Bau. Und alle sind gesund verbündet.
Wie Knospen sind sie an demselben Strauch,
der blühen darf, sobald der Nachtfrost schwindet.

Und Mann und Frau und Kind, sie sehen täglich
die Zukunft wachsen, die sie besser birgt
als Mietskasernen, wo, beengt unsäglich,
das Leben stumm an leeren Stunden würgt.

Der Osterhase von Baskelfing oder: „Er hupft noch immer!"

Eine Phantasie nach A. Conan Doyle

Ich erwachte davon, daß ich am Arme geschüttelt wurde. Sherlock Holmes stand angekleidet vor mir. Die Uhr zeigte die vierte Morgenstunde. „Aufstehen, Watson!"

Mit einem Sprung war ich in den Beinkleidern. Während ich die Wunde vernähte, die ich mir in der Eile mit dem Sicherheitsrasierapparat beigebracht hatte, nahm Holmes seine Violine und zupfte eine fremdartig hüpfende Weise, wozu er sich mit der andern Hand auf die Ober- und Unterschenkel schlug. „Wir fahren nach Bayern", beantwortete er meinen fragenden Blick.

„Bayern? Wo liegt dieses Land? Was hat es für eine . . .?"

Meine Rede wurde dadurch unterbrochen, daß Holmes mir eine Tasse heißen Tee in den Mund goß. Dann setzte er mir den Hut auf. „Von deiner Frau habe ich mich schon für dich verabschiedet. Mein Cab wartet unten."

Auf dem Bahnsteig kaufte Holmes einen Berg von Zeitungen. Hinter diesen und dem Rauch seiner Pfeife verschanzt, hüllte er sich in sein gewohntes Stillschweigen. Erst nachdem wir stundenlang gefahren waren, fragte er: „Die wievielte, Watson?" — „Die achttausendfünfhundertzweiunddreißigste. Aber woher in aller Welt weißt du, daß ich die Telegraphenstangen gezählt habe?"

„Was in aller Welt solltest du denn sonst tun? Die Deduktion war etwas weitläufig, aber ganz einfach."

„Wundervoll!" rief ich aus. „Aber du selbst hast mir ja gesagt, der Kriminalist müßte auf die kleinsten Einzelheiten achten." — „Du machst Fortschritte, Watson", sagte Holmes anerkennend und hüllte sich wieder in Pfeifenrauch und Zeitungen. Erst nachdem wir den Kanal übersetzt, Frankreich und einen großen Teil von Deutschland durchfahren hatten, legte Holmes die letzte Zeitung beiseite. „Bald werden wir in München sein." — „München, ist das die Stadt, wo es das gute Bier . . ." — „Es wäre besser, du wolltest nicht!" antwortete Holmes, „wenigstens nicht, bevor der Fall erledigt ist. Jetzt sage mir, was hältst du davon?" Aus seiner Brieftasche reichte er mir ein Telegrammformular: „Sherlockholmes bakerstreet london er hupft noch immer stop huber." Mehrmals überlas ich die Worte, bis mein Blick auf den Aufgabeort fiel: „Baskelfing!!

„Baskelfing? Oh, Holmes! Meinst du, daß . . .?"

„Ich meine nie!" entgegnete er gelassen, legte die Spitzen seiner langen, nervösen Finger vor der Magengrube zusammen und mit geschlossenen Augen den Kopf in das Mitropakissen zurück.

In München ließ mich Holmes im Bahnhofrestaurant bei einem Glas Bier, das er mir auf meine flehende Bitte bewilligt hatte. Er selbst entfernte sich, um Einkäufe zu machen. Nach einer Weile kam ein Einheimischer in seiner kleidsamen Tracht, rückte an dem grünen Hütchen und setzte sich an meinen Tisch. Ich beachtete ihn erst nicht. Plötzlich fragte er: „How we have it, mister neighbour?" — „Holmes!" rief ich aus, „wie in aller Welt . . .?" Statt jeder Antwort drückte er mir einen Rucksack in die Hand und winkte mich in ein Nebengelaß des Bahnhofes, woselbst ich mich auch mit der Landestracht bekleidete. Holmes hatte seine kurze Holzpfeife mit einer Porzellanpfeife mit Hirschhornrohr und seine Geige mit einer Zither vertauscht. In dieser Verkleidung bestiegen wir den Nahpersonenzug nach Baskelfing. Dort langten wir am späten Nachmittag an. Das stattliche Anwesen des Ökonomen Huber lag auf einer Anhöhe. Von mir gefolgt, ging Holmes stracks darauf zu und durch die Haustür hinein. Im Flur trafen wir auf den Besitzer, der einen starken Haselstock in der Hand trug und uns anschrie: „Ös windige Bazi, ös windige! Was wollts ös auf mein Hof? Musiziert wird bei mir net! Schaugts, daß außakimmts!" Während ich noch damit beschäftigt war, den Ausdruck Bazi in meinem Taschenwörterbuch nachzuschlagen, hatte Holmes dem Manne das Telegramm gezeigt. Sofort besänftigt führte er uns in eine Stube, wo er uns mit Enzianschnaps bewirtete und uns erzählte, in den letzten mondhellen Nächten sei ein riesengroßer Osterhase — ein eierlegendes Säugetier, das nur in Deutschland in bestimmten Frühlingszeiten vorkommt — auf sein Haus zugehüpft und dort verschwunden. Das Tier hätte reichlich Menschengröße gehabt und im Dunkeln phosphoreszierend geleuchtet. Als eifriger Leser des „Hundes von Baskerville" hätte Huber sofort an Holmes geschrieben und nachher noch telegraphiert.

Gedankenvoll rieb sich Holmes mit den langen nervösen Fingern das hagere Kinn. Er setzte sich in einen Lehnstuhl und hüllte sich in Rauchwolken. Ab und zu griff er einen Akkord auf der Zither, die auf seinen Knieen lag. Lange saß er schweigend. Es dunkelte. Dann ging der Mond auf. Als er hell auf die Wiese neben dem Hause schien, erhob sich Holmes endlich. Aus seinem Rucksack nahm er eine zerlegbare Angelrute, die er zusammensetzte, und einen Kohlkopf, den er am Angelhaken befestigte. Er gab mir die Angelrute in die Hand und postierte mich im Schatten an der äußeren Hauswand neben einem Holzstoß, auf dem eine Leiter lag. Er selbst überschritt die Wiese in der Richtung, aus welcher die Erscheinung sonst immer gekommen war.

Lange stand ich wartend im Schatten des Hauses und hielt die Angelrute, während der Kohlkopf einladend im Mondlicht schimmerte. Es fror mich an den ungewohnt nackten Knieen, und ich dachte an den warmen Kachelofen in der Stube. Da plötzlich löste sich aus dem Dunkel des nahen Waldes die Gestalt eines riesigen Hasen und kam in raschen Sprüngen über die mondhelle Wiese. Anstatt aber sich beim Kohlkopf aufzuhalten, kam er geradewegs auf meinen Holzstoß zu und langte nach der Leiter. Dabei bemerkte er mich. Wortlos ergriff er mit einem Vorderfuße ein Holzscheit und schlug damit auf mich ein. Ich verteidigte mich mit der Angelrute, so gut ich konnte, aber der Gegner war viel stärker, und ich bekam viele Hiebe. Da endlich sah ich Holmes über die Wiese heranlaufen. Er warf sich von hinten auf den Hasen. Ich hörte das stählerne Schnappen der Handschellen und, bevor ich ohnmächtig wurde, noch Holmes Stimme: „Hallo, Watson? Rippen gebrochen? Es tut mir leid."

Als ich aus der Ohnmacht erwachte, lag ich auf der Ofenbank in der Stube, und es bot sich mir ein rührendes Bild. Der Osterhase hatte die Tochter des Ökonomen Huber umschlungen, der segnend seine Hände über den beiden Häuptern hielt. Daneben steckte Holmes gerade schmunzelnd einen Scheck in seine Brieftasche. Ich erfuhr, daß der Osterhase der Sohn eines benachbarten, mit Huber seit langen Jahren verfeindeten Ökonomen sei, und die Verkleidung nur der Unauffälligkeit halber gewählt hatte, um mit Hubers Tochter am Kammerfenster zu plaudern, ein Vorgang, der in manchen Gegenden an Stelle der bei uns üblichen gedruckten Verlobungsanzeigen beliebt ist. Er hatte mich in der Dunkelheit für einen Nebenbuhler gehalten und in der landesüblichen Weise auf seine Rechte hingewiesen. Während meiner Ohnmacht hatte Holmes alles aufgeklärt und eine Versöhnung der alten Feindschaft herbeigeführt. Daraufhin reisten wir schleunigst ab.

Hans Peter

Erklärung!

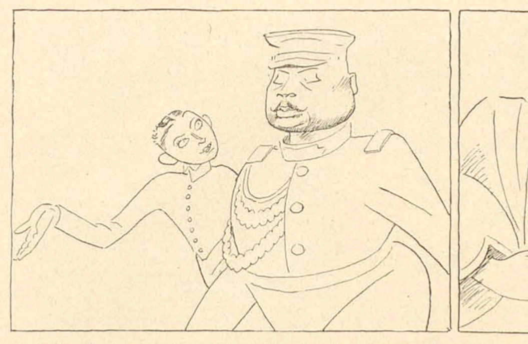
Schon einmal, beim Beginn und im Verlauf des Weltkrieges, hat der „Simplicissimus", der als Kampfblatt gegründet wurde, bewiesen, daß er nicht bloß kritisch und negativ, sondern sehr nachdrücklich positiv sein kann: Wenn es sich nämlich um Deutschland handelt. So sind denn auch die Ereignisse der letzten Monate nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wieder handelt es sich um Deutschland, aber diesmal nicht um das im Kampf mit einer ganzen Welt stehende alte, sondern um das nach langen Wehen und Wirrnissen jetzt zu sich selbst erwachte neue Deutschland.

Ihm und seinen großen Zielen im Innern wie nach außen auf seine Art zu dienen, sieht der „Simplicissimus", nach einer grundlegenden Umbesetzung der Redaktion, als seine vaterländische Pflicht an.

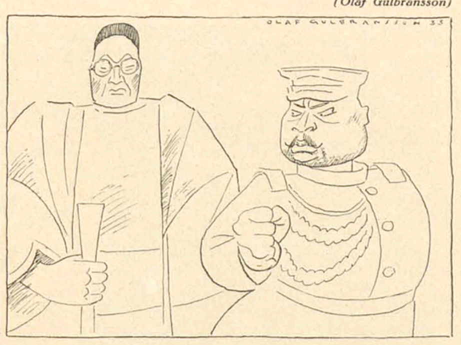
Simplicissimus

Regiefehler in einer französischen Munitionsfabrik

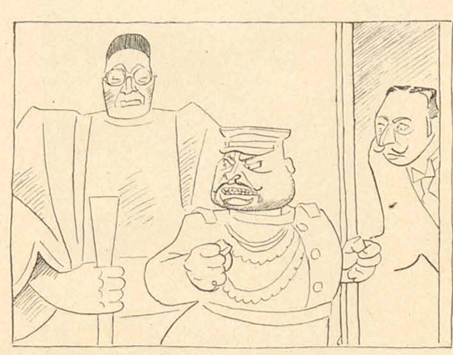
(Olaf Gulbransson)



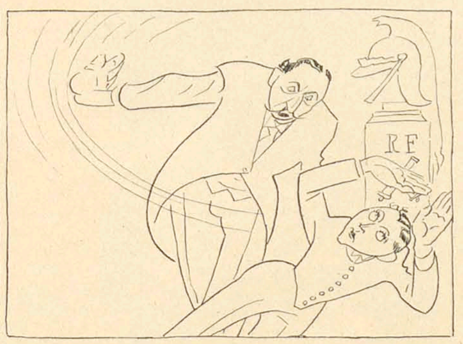
„Melden Sie Japan an!" — „Sehr wohl, wollen Herr General sich bitte zum Wartezimmer bemühen."



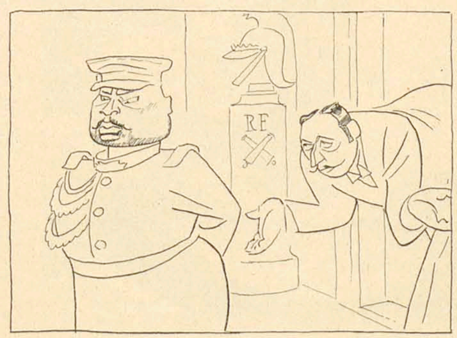
„Verflucht nochmal, da ist ja schon der Chinese . . ."



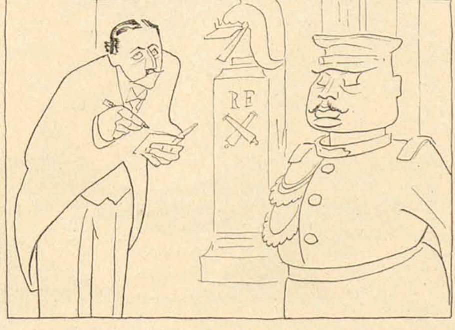
„Ich finde es unerhört, daß Sie auch meinem Feinde Waffen liefern!"



„Dummer Boy, wie oft soll ich dir noch sagen, daß jeder Kunde sein gesondertes Wartezimmer hat!"



„Bevor Herr General gehen, möchte ich mir ein besonders vorteilhaftes Angebot erlauben . . ."



„Also abgemacht: 50% für Japan billiger, der Verlust wird dem Chinesen aufgeschlagen!"

Die Greuellüge, Methode Northcliffe

(E. Schilling)



Im Krieg ist es ihr wohl geglückt, aber das neue Deutschland läßt sich nicht verleumden.

Schicksal einer Matratze / Von Robert Gehrke

Ich bin einer von jenen Menschen, die sich nur ungern von einem Ding trennen können.
Der Verlust eines Bleistiftes kann mich traurig stimmen.
Meine Schuhe pflege ich so lange zu tragen, bis es keine Schuhe mehr sind, sondern Ruinen; und wenn ich mich schließlich doch von ihnen lossagen muß — weil ich bereits öffentliches Ärgernis errege —, so geschieht es schweren Herzens . . .
Ich habe von Kindheit an ein ganz persönliches Verhältnis zu den Dingen. Ein Koffer meines toten Vaters, den er 1879 erworben, ist heute noch in meinem Besitz; ich werde demnächst eine Reise nach Braunschweig mit ihm antreten. Glück auf!
Aber ich wollte von der alten Matratze erzählen; auch sie ist ein Erbstück. Diese Matratze — Martha genannt — hat über ein Dutzend Umzüge hinter sich; eine Matratze mit Schicksal also. Sie ist wiederholt repariert und aufgepolstert worden; seit etwa einem halben Jahr aber ist sie nur noch ein hoffnungsloses Wrack und außer Gebrauch.
Jedoch ich konnte sie bis heute noch nicht loswerden! Ihre Anhänglichkeit ist erschütternd.
Als ich noch draußen im Vorort wohnte und angesichts der neuen Matratze mit der alten nicht wußte wohin: schleppte ich sie kurz entschlossen an einem Regenabend auf den Anger einer verwahrlosten Baustelle.
Ich dankte ihr ein letztes Mal für die langjährigen treuen Dienste; ich klopfte sie noch einmal zärtlich ab und versprach, sie bei nächster Gelegenheit zu besuchen. Mehr konnte ich in meiner Lage für sie nicht tun. Hätte ich einen Schuppen zur Verfügung gehabt — fürwahr, dann hätte ich sie nicht so schmählich ausgesetzt! So aber . . .
„Auf Wiedersehen, Martha", sagte ich wehmutsvoll — und schritt einsam und bekümmert meiner Kellerklause zu . . .
Ich sollte sie eher wiedersehen, als ich gedacht hatte.
Folgenden Tages kam, schnauzbärtig und säbelumgürtet, der Ortsgendarm Wenzel zu mir herunter. Ich schrieb gerade eine Abhandlung über Tulpenzwiebel für das „Pesterwitzer Kreisblatt". Und nun störte mich die Polizei in meiner harmlosen Beschäftigung! So verschluckte ich das schöne Wort: „Willkommen!"
Schleunigst sollte ich meine Matratze wieder unterbringen!! Andernfalls müßte ich mit einer Anzeige rechnen!! (Ich war vom Nachtwächter beobachtet und verfolgt worden.)
„Wenn jeder sein ausrangiertes Gerümpel dorthin schaffen wollte! — Herr, was haben Sie für Vorstellungen!!??"
Gewiß, der Herr Oberwachtmeister hatte recht. Ich mußte wirklich von allem Geiste verlassen sein — wie konnte ich bloß . . .
Ziemlich kleinlaut fragte ich, ob ich meine Matratze vielleicht nach dem Schuttplatz . . . Auch das nicht. Bei Strafe verboten! Als gebildeter Mensch müßte ich das wissen.
„Zersägen Sie doch das Ding und —"
„Ich besitze kein Werkzeug, Herr Kommissar."
Kurz und schmerzlos: nachmittags dreizehn Uhr siebenundzwanzig stand die Matratze wieder in meiner Behausung. Zu allem Nachbarspott hatte ich nach wie vor Platzmangel zu verzeichnen. Für siebzehn Uhr hatte sich Besuch angemeldet. In meiner Not bugsierte ich die Unzertrennliche hinaus in den Kellergang. Am Abend klopfte Max Uhl, der Weinhändler, an meine Tür; ich möchte doch, bitte sehr, das Möbel da draußen wegräumen: morgen in der Frühe könne der Spediteur mit den Fässern nicht vorbei . . .
„Verzeihen Sie die Störung! Nichts für ungut."
„Nein, durchaus nicht. Angenehme Ruhe."
Anderen Tags lieh ich mir einen Karren und rollte das Möbel in den Wald. Ich hatte es eben abgeworfen: da erscholl heiseres Hundegebell — aus dem Dickicht trat ein Forstgehilfe . . . Unter seiner Assistenz mußte ich Martha wieder aufladen; dann ging es zur Oberförsterei.
Hier wurde ich ins Verhör genommen. — Ich erklärte, daß ich keine bösen Absichten gehabt; ich hätte wollen lediglich auf der Matratze nächtigen: um das Erwachen der Natur zu studieren. Die Matratze sei bestimmt mein Eigentum!
„Aber der Wald ist nicht Ihr Eigentum!" gab mir der Oberförster Bescheid. Im übrigen zweifelte er gewiß an meinem Verstand.
Das änderte nichts an der Tatsache, daß die Matratze bald wieder in meiner engen Klause stand.
Eines Donnerstags sichtete ich einen Lumpenhändler, den ich in meinen Keller lockte.
„Fünfzig Pfennig, Meister, und die Matratze ist Ihre!"
Nein, er wollte sie nicht einmal geschenkt haben. Es gebe nur Umstände und außerdem: Wer garantiere ihm für Wanzen?
„Erlauben Sie mal!" begehrte ich auf.
Der Alte zog ab.
Zerknirscht schleppte ich die Matratze in den Hof. Mögen die Kinder damit spielen. Herbei! Herbei!!
Nach etwa zehn Minuten kam Frau Grütze angewalzt: sie wollte Wäsche aufhängen und — — —
In meiner Verzweiflung fragte ich nach Beil und Säge.
Leider könne sie nicht dienen, ihr Mann habe das Handwerkzeug schon anderweitig verborgt.
Jetzt wurde ich rebellisch!
Ich schrieb einen Zettel, den heftete ich an die Matratze und transportierte sie auf die Straße hinaus, wo ich sie an einen Baum lehnte.
„Jeder kann mich haben!"
Und niemand mochte sie.
Um weiteren Unliebsamkeiten zu entgehen, holte ich sie wieder zu mir herein. Sie tat mir leid.
Mitten in der Nacht wurde ich von einem wunderbaren Einfall erleuchtet: Ich packte meine alte anhängliche Matratze und schob sie unters Bett.
Daß ich nicht früher daran gedacht hatte!!! Das Einfachste ist eben immer das Schwerste. —
Inzwischen bin ich zur Stadt gezogen. In einsamen, heimwehkranken Stunden schaue ich manchmal unters Bett — und sage leise: „Martha, bleib mir treu."

Ostern im Gebirge *(Hilla Osswald)*



Die Muse seufzt:

Früher, wenn die Lüfte tollten
und die Lerchen wieder sungen,
früher waren es die Jungen,
die von mir geküßt sein wollten.

Und der Mehrzahl gegenüber
blieb ich auch nicht unerbittlich;
denn sie waren appetitlich . . .
Ach, die Zeiten sind vorüber!

Jugend hat jetzt andre Sorgen,
schiert den Teufel sich ums Harfen,
plackt sich ab und kämpft mit Larven
um ihr Heute, um ihr Morgen.

Nur die alten Dichterknaben,
faltig und mit welken Lippen,
wollen wieder Wonnen nippen,
möchten noch ein Küßchen haben.

„Frühling!" stöhnen sie und „Irma!"
Und kein Reim fällt ihnen schwierig . . .
Danke — nein! Da liquidier' ich
denn doch lieber meine Firma.

Gideon Gum

Hand und Kopf

Wer den Spaten führt und Hobel,
macht sich meist die Hände dreckig
oder mindestens doch fleckig.
Nur wer denkt, bleibt rein und nobel.

Allerdings ist zuzugeben,
daß die Hände etwas schaffen,
während häufig Lücken klaffen,
wo bloß die Gedanken weben.

Und die Hände in den Taschen
übertreffen zwar an Reine
unsres Schrein- und Gärtners seine.
— Aber kann sie der nicht waschen?

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Von der Steuermoral

Die „Neue Zeitschrift für den österreichischen Hausbesitz" vom 15. Februar empfiehlt den p. t. hausbesitzenden Steuerträgern, ihre Bekenntnisse in zweifacher Ausfertigung zu verfassen, und schreibt: „— — — Die zweite Ausfertigung ist als Kopie zurückzubehalten, damit man später, besonders für den Fall der Einbringung eines Einspruches oder einer Berufung, weiß, was man im Bekenntnisse fatiert hat."

Schlechte Zeit

Emil, der älteste Stift, hatte bisher die Portokasse unter sich. „Ach", beschwert sich Emil, als er wieder aus dem Privatkontor kommt, „jetzt soll ich die Portokasse abgeben. Der Olle meint, er hätte jetzt selbst Zeit genug, um Briefmarken zu kleben, und vielleicht käme wenigstens dabei ein kleiner Verdienst raus!"

Der Mäzen

Im Hause derer v. X. steht die Feier der silbernen Hochzeit bevor. Ein junger Künstler am Ort, armer Werkstudent, erhält den ehrenvollen Auftrag, die Bilder von dem hohen Paar im Silberkranze anzufertigen, gegen Zusage eines „fürstlichen Honorars". Bei Ablieferung seines die Auftraggeber wohlbefriedigenden Kunstwerkes werden ihm 38 RM. bar auf die Hand gezahlt, wogegen er folgende Empfangsbescheinigung quittieren mußte:

Honorar für 2 Bilder	40 RM.
Ab 5% Diskont für Barzahlung	2 RM.
Auszuzahlender Betrag	38 RM.

Das wertlose Chinin

Die französischen Patres in K. klagten darüber, daß sie trotz der gewissenhaft durchgeführten Chininprophylaxe öfters Anfälle von Fieber hätten. Ich kam auf den Gedanken, daß das aus Marseille bezogene Chinin verdorben sein könnte. Wir machten die Probe auf das Exempel und legten eine Tablette in ein Glas mit Wasser. Sie war am nächsten Tage noch hart wie ein Hosenknopf. Darob große Entrüstung bei den frommen Glaubensboten. Es sei unerhört, den Missionaren in Afrika verdorbenes Chinin zu verabfolgen, geradezu ein Verbrechen! Man müsse das Chinin sofort zurückschicken.

„Warum zurückschicken?" meinte da besänftigend der hochwürdige Herr Pater Superior und faltete seine Hände andachtsvoll über dem Bäuchlein. „So laßt uns doch das Chinin unseren schwarzen Brüdern geben." —

Im stillen Kämmerlein

Blasmals haben den Radioapparat eingeschaltet. Sonntags früh.
Es wird Gottesdienst gesendet.
Plötzlich bricht Blasmal in ein tosendes Gelächter aus.
„August!" verweist ihn Frau Blasmal streng. „Wie kannst du nur so teuflisch lachen. Und ausgerechnet während dem Gottesdienst!"
„Entschuldige, meine Liebe, aber ich finde das ja zu großartig! Denk dir nur, eben hat der Pfarrer die Kollekte angekündigt, und ich sitze hier fidel und sicher zu Hause, und kein Klingelbeutel kann an mich heran . . .!"

K. M.

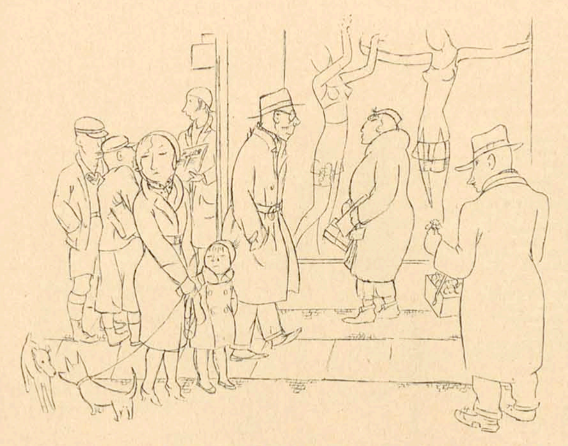
Eine kleine Szene

Der alte Mann, der wenige Schritte vor mir ohnmächtig wurde, war klein und untersetzt. Er fiel nach hinten, ganz unvermittelt und wie ein Brett. Ein Verkehrspolizist, ein junger, kräftiger Mensch, half ihm auf. Hilflos hing er in den Armen des Beamten. — Langsam bekamen seine Wangen wieder Farbe, gewannen seine Füße Stand. Der Alte schlug die Augen auf und sah seinem Helfer staunend ins Gesicht. Durch seine Gestalt, die eben noch ein Bild des Jammers und Elends gewesen, ging eine Bewegung freudigsten Erregens. Es war deutlich zu sehen, wie es den Mann straffend und streckend durchlief. War das der Alte, der vor wenigen Minuten schwankenden Schrittes vor mir einhertapste?

Den Schupo begann das strahlende Gesicht des Mannes zu genieren. Zögernd wollte er die Hände von ihm nehmen. Doch der Alte hielt sie ängstlich fest. „Anton", flüsterte er, „ich hab' es gewußt, daß du da bist, wenn ich dich brauch'. Immer hab' ich gewußt, daß du mir hilfst." — „Ist Ihnen wieder besser?" fragte der Beamte, dem die Angelegenheit unbehaglich wurde. Aber der Alte hatte die Frage kaum vernommen, als sich eine zweite Wandlung mit ihm vollzog. — Sein Gesicht erlosch, klein und müde wurde seine Gestalt. Schon griff der Schupo nach ihm. Der Alte winkte ab. „Danke", sagte er schwach, „es ist vorüber. Ich hab' nicht weit mehr. — Aber weil mein Anton ausgesehen hat wie Sie. Genau so wie Sie in seiner Uniform . . . Mein Anton, der an der Somme geblieben ist . . ." Er fing an zu weinen. Vorsichtig brachte ihn der Polizist über die Straße. Es war wirklich ein alter, gebrochener Mann, dem er besorgt nachsah.

Ernst Handschuch

Verwöhntes Publikum *(Jeanne Mammen)*



„Nee, nee, solange ick den Menschen uff zwei Bund Veilchen nich 'n Gratisbillet for 'ne Weltreise jeben kann, ist meine Reklame eben nich modern!"

Die Humormaschine / Von Willy Seidel

Queck hielt mir einen Vortrag über das Wesen des echten Humors.

„Humor", sprach er, „ist Ausfluß der Lebensanschauung. Man erkennt das Kulturniveau der Völker an den Dingen, die ihnen komisch vorkommen. Mein eigener Humor hat das Prae, daß er eine Mischung ist: mein Mütterlein ist aus der Lorraine; eine brünette Welsche; — mein Vater biederer Hinterpommer."

Erschüttert sagte ich: „Du hast recht. Das wird es wohl auch sein, was deinem Humor das Unwiderstehliche gibt."

„Du hältst dir die Seiten. Du erlebst die große Befreiung. Übrigens kann man diese Dinge schwer erklären . . . Lese ich vor, verstehst du, so zögere ich dicht vor der Pointe. Selber bleibe ich ernst. Das steigert die Wirkung ungeheuer. Du wirst bei meiner Vorlesung am Freitag eine Welle — was sage ich — eine Brandung von Heiterkeit erleben. Du wirst Zeuge sein, wie ich das triste Dasein der Vielen mit meinem Humor vergolde . . ."

Queck war bei seiner Vorlesung in bester Laune und las aus einem Manuskript, das den schönen Titel trug: Das Fettauge des Humors auf der Notsuppe der Zeit. — Schon bei Verlesung des Titels griff eine gewisse Melancholie um sich, die sich zusehends verstärkte. In den „Pausen vor den Pointen" setzte reihenweises Gähnen ein. Der Kiefernkrampf hat die Eigenschaft, das Gehör auszuschalten; so fiel die Pointe für die Mehrzahl unter den Stuhl. Solche, die noch ihren Schwanz erhaschten, lächelten weh und ungläubig. — Beim Abschied drückte man sich die Hand, erschüttert über den Zeitverlust.

Ich sprach Queck meine Teilnahme aus.

„Diese Idioten!" schrie er. „Diese Nilpferde!"

„Tröste dich mit Hamlet . . . ‚Ein Witzwort schlummert in des Dummen Ohr' . . ."

„Hamlet hatte nichts zu riskieren. Noch so ein Durchfall, und ich bin geliefert." Er grübelte. Plötzlich schrie er wieder auf. „Ich hab's!! — Kennst du die Macht der Suggestion? — Kennst du sie??"

Ich räumte ein, sie zu kennen.

Flammend heischte er: „Ihr wollt mir doch zum Erfolg verhelfen??"

Auch dies gab ich zu, denn wir wollten ja unsre Investierungen in seinem Humor retten; und so fanden wir uns auf seiner Bude ein, vom besten Willen beseelt.

Auf seinem Tische stand ein Aufnahmeapparat für Platten, und ein munteres Mädchen namens Tilly Wirbser bediente die Mechanik. „Haltet euch an diese Weckeruhr hier", ordnete Queck an. „Im Moment, wo der Apparat eingeschaltet wird, fangt ihr an zu lachen. — Gedämpft zunächst, dann immer lauter. Gegen das Ende der vierten Minute habt ihr ganz hysterisch zu sein. —"

Humor aus dem Nichts zu schöpfen, ist schwer. — Schließlich aber wagte man die Aufnahme.. Es war ein greuliches, unrhythmisches und unbeherrschtes Lautgemengsel; ein ohrenzerreißendes Gewieher . . .

Am Vortragsabend mietete Queck einen Dienstmann, der hieß — warten Sie mal — ja richtig: Bullinger hieß der; dieser bediente die Platte hinter der Balustrade, auf einem praktischen kleinen Reisegrammophon.

Er hatte strenge Instruktion. Wenn bei beginnender Publikumserschöpfung Queck hinaufblinzelte, sollte er die Platte anlaufen lassen; tat Queck den Finger an die Schläfe, sollte Bullinger abstoppen.

Nun meldete sich die erste leise Pointe, und Queck blinzelte. Der Dienstmann hatte die Nadel schon aufgesetzt; folglich kam zunächst das Geräusch einer anschwellenden Sirene. Uzbachs leises Anfangsmeckern ließ sich hören; nun kroch Quecks Finger nach der Schläfe. Es genügte zur Animierung. Uzbach schwieg jäh.

Leise Unruhe entstand im Publikum. Jemand machte „Pssst", — und dann ging's weiter.

Bei der zweiten sogenannten Pointe war die Störung schon sehr viel drastischer. Nach dem aufsummenden Sirenengeheul kam nun Klösterleins Gekicher, unterlegt von Siebenroggs ordinärer Stammtischlache. Die Macht der Suggestion ließ auch diesmal zu wünschen übrig; denn jetzt schrie man schon „Ruhe!!", und Ausdrücke wie: „Unverschämte Störung!" fielen. Queck geizte zwar nicht mit eigenem Schmunzeln, aber es sah aus, als scheine die Sonne auf ein Begräbnis. Unter ekelhaftem Quietschen erlosch der gutgemeinte Jubel.

Bullinger war nun nervös, weil ihm in Anbetracht seiner schwellenden Muskulatur eine zarte Handhabung der Platten nicht recht gelingen wollte. Schweiß brach ihm aus. Einen beschwörenden letzten Blick Quecks mißverstand er als neuerliche Aufforderung, die Platte anrollen zu lassen, als auch nicht einmal der Schatten einer Pointe am Horizont zu wittern war. Und dann zog er sich zurück; verließ den Schauplatz seiner Tätigkeit.

Zweieinhalb Minuten, unbarmherzig, donnerten von oben die Lachkaskaden, während die peinliche Ruhe im Saal plötzlich in flammenden Protest umschlug. Queck ergriff, gerade noch rechtzeitig, die Flucht . . .

Die Platte wurde schließlich entdeckt und von einem deutschen Humorarchiv erworben, das auch sonst als Fundgrube von Konserven-Anekdoten und Witzen mit Edelpatina dient. Sie wird gegen Leihgebühr ausgeliehen, und man weiß also, wo man sich bei Bedarf spontane Heiterkeit auf eigenes Risiko besorgen kann.

Der Humor ist eben eine ernste Sache und darf nicht auf die leichte Achsel genommen werden.

Das Warenhaus

In Moskau wird jetzt viel vom Bau eines neuen modernen Warenhauses gesprochen. Zehn Stock soll es hoch sein. Dreihundert Abteilungen soll es haben. Unerhört eingerichtet soll es sein. Und im ganzen Gebäude nur ein einziger Angestellter. Der wird am Tor stehen und die Auskunft erteilen: „Alles ausverkauft! — Alles ausverkauft!"

Dem Simplicissimus sind dauernd erwünscht:

Einsendungen (Rückporto) von kleinen gut pointierten und stilistisch einwandfreien Prosaskizzen von 60 bis 80 Schreibmaschinenzeilen.

Fabel, Groteske und Satire auf wissenschaftlichem und allgemeinem Gebiet werden besonders gepflegt.

Jugend, arbeite mit!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Elisabethstr. 30 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I Wollzeile 11 • Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter Post Office New York, N. Y.

Die Glasveranda / Von Felix Langer

Das Gymnasium war in einen Neubau umgezogen. Die Sexta kam in den dritten Stock. Ein kurzer Korridor führte zur Klassentüre. Er hatte vier Fenster, die weite Sicht boten.
Die Sextaner schenkten ihnen zunächst keine Beachtung. Sie waren vollauf damit beschäftigt, sich im neuen Schulzimmer häuslich einzurichten, das heißt es in jenen Zustand von Gebrauchtheit zu versetzen, der für dreißig Fünfzehn- bis Sechzehnjährige unerläßlich ist, damit sie sich wohl fühlen. Die Pultdeckel waren bereits mit Monogrammen und anderen Gravierungen verziert, auf dem Fußboden war ein Riesentintenfleck, die Tafel, als Zielscheibe für den großen Zeichenzirkel, wies etliche Löcher sicherer Treffer auf. Man hatte sich eingelebt. Eines Morgens in der Pause um neun entdeckte Hilpert die Fenster und welche Möglichkeiten sie boten.
Gleich unterhalb lag der Spielhof, dann kam Gebüsch und dahinter eine Steinmetzerei. In der Ferne sah man Wiesen und Felder, ein silbernes Flüßchen, den blitzenden Schienenstrang der Eisenbahn. Viel interessanter aber war das zweistöckige Haus, das den Steinmetzplatz abschloß. Dort wohnte offenbar der Besitzer des Unternehmens. Im ersten Stock war eine Glasveranda.
Um neun Uhr geschah folgendes: eine junge Frau deckte den Frühstückstisch. Sie ging ab und zu mit Tellern, Tassen, Kannen, dann steckte sie noch ein paar Blumen in eine Vase und verschwand, nachdem sie ihr Arrangement prüfend überblickt hatte.
Aus der Steinmetzerei hörte man eine tobende Stimme brüllen. Die junge Frau erschien am Fenster neben der Veranda, beugte sich hinaus, schüttelte den Kopf und zog sich wieder zurück. Die Sextaner stellten fest: da gibt es Krach. Offenbar war die junge Frau die Gattin des Steinmetzen, der vermutlich mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bette aufgestanden war, seine Gehilfen mußten das büßen.
Leider klingelte die Schulglocke den Beginn der nächsten Stunde, so daß die Entwicklung des Frühstücks nicht abgewartet werden konnte. Es meldete sich aber ein Schüler nach dem anderen, um „hinauszugehen", so daß sich Professor Rinesch über den Gesundheitszustand seiner Klasse wunderte. Wer zurückkam meldete mittels Zeichensprache oder auf einem Laufzettel, der von Bank zu Bank durchgesteckt wurde, was auf der Glasveranda los sei. Bis neun Uhr fünfundvierzig standen die Tassen noch unberührt. Die Spannung der Klasse konnte durch die schwierigsten Rechenexempel auf der Tafel nicht gelöst werden. Kaum, daß die Klingel zur großen Pause ertönte, stürzten alle an die Fenster.
Die junge Frau trat auf. Unten tobte ihr Herr und Gebieter unentwegt. Man hatte Mitleid mit ihr, die das Geschrei bereits eine Stunde hatte anhören müssen. Sie blickte über das Geländer in die Tiefe. Plötzlich schien sie nach links zu horchen. Jetzt wich sie in den Hintergrund zurück, ein junger Mann betrat die Veranda.
Die junge Frau legte einen Finger an die Lippen und deutete nach dem Hofe. Der junge Mann machte achselzuckend eine Handbewegung: Wichtigkeit! Er ging auf die junge Frau zu und schloß sie in seine Arme. Sie küßten einander. Alle Sextanersympathien waren auf ihrer Seite. Offenbar setzte sie dem Brüllaffen von Gatten Hörner auf. Alle dachten „Bravo", doch keiner klatschte, um das Paar nicht zu stören.
Plötzlich fuhren die beiden auseinander. Das Toben auf dem Hofe hatte aufgehört. Offenbar war der Herr und Gebieter unterwegs nach oben. Tatsächlich erschien er jetzt auf der Veranda, groß, muskulös, er sah aus wie „der" Unternehmer, „der" Gatte, „der" Wüterich. Die Sextaner waren seine Feinde auf den ersten Blick.
Die junge Frau und der junge Herr begrüßten ihn. Er ließ sich in einen Stuhl fallen wie einer, der sagt: Und jetzt zu euch! Die junge Frau füllte eilig die Tassen und bediente die Männer.
Die ersten Bissen wurden schweigend genossen, dann aber schien zwischen den beiden Männern ein Wortwechsel zu entbrennen. Der ältere fuchtelte mit einer Stulle, die er in der Hand hielt, der junge Mann klopfte wiederholt auf den Tisch, um seine Rede skandierend zu unterstreichen. Der Streit schien Dimensionen anzunehmen. Der ältere sprang hoch und deutete auf die junge Frau. Sie schlug die Hände zusammen und schluchzte. Der junge Mann warf sich in die Brust, als beteuere er seine Gesinnung, der ältere deutete Umarmungen, Küsse an, indem er sich grotesk verrenkte.
Plötzlich schlang der junge Mann seinen Arm um die junge Frau: seine freie Hand schien die Worte zu begleiten: Nur über meine Leiche! Ich werde sie verteidigen bis zum letzten Blutstropfen!
Wollte der Gatte sich auf den Verwegenen stürzen? Den Kopf vorgestoßen schickte er sich zum Sprung an. War der Kuß beobachtet worden? Hatte der Gatte den Ehebruch entdeckt? Doch jetzt wandte er sich zur Türe und raste hinaus. Die beiden Ehebrecher blieben zurück. Die junge Frau weinte, der junge Mann lief auf und ab. Die Schulglocke klingelte.
Um elf saß die junge Frau allein auf der Veranda. Sie schrieb. Von Zeit zu Zeit wischte sie sich die Augen. Die Schüler an den Fenstern versuchten zu erraten, wie sich das Drama indessen weiterentwickelt habe. Sie ergriffen blindlings Partei gegen den brüllenden Despoten. Ein Gedanke beherrschte alle: die beiden Liebenden mußten ein Zeichen bekommen, daß die Jugend sie verstand und ihnen recht gab. Es wurde beschlossen, einen Brief aufzusetzen und die beiden solidarisch aller Sympathien der „mitfühlenden" Sexta zu versichern.
Der Brief wurde geschrieben. Während der Gesangstunde von elf bis zwölf übernahm es Hilpert, das Schreiben mittels einer Schleuder bis auf die Veranda auf den Tisch der jungen Frau zu befördern.
War Hilpert, der Meisterschleuderer, zu aufgeregt? Er schoß schlecht, der Brief flatterte in den Spielhof . . .
Der Pedell sah ihn flattern. Er hob ihn auf, erspähte wohl noch den Knaben am Fenster, konnte aber sein Gesicht nicht erkennen. Der Schütze floh in die Klasse zurück, der Schuldiener aber tat, was seines Amtes war, er trug den Brief zum Direktor.
Der Direktor war entsetzt über die sittliche Verkommenheit der Absender. Überdies schien in der Klasse während des Unterrichts Unfug getrieben zu werden, der durch die Disziplinarvorschriften verpönt war. Zornbebend begab sich der Direktor in die Sexta und forderte mit gewaltsam gedrosselter Stimme den Briefschützen auf, sich zu melden. Keiner meldete sich. Als der Direktor bereits wie ein Löwe brüllte, erhob sich die ganze Klasse, bloß der Schüler Neumeyer blieb sitzen. Er hatte von acht bis elf wegen einer Kolik gefehlt, also konnte er sich nicht als mitschuldig bekennen.
Der Direktor war erschüttert. Er mußte erkennen, daß selbst der Primus und der Sekundus Verbrecher im Sinne der Disziplinarvorschriften waren. Die ganze Klasse mit Ausnahme des Schülers Neumeyer wurde zum Nachsitzen mit strenger Schularbeit aus Mathematik verurteilt, wobei die Zensuren dieser Arbeit Geltung haben sollten wie die jeder anderen.
Die Sextaner erlitten die Strafe mit dem Hochgefühl, für eine gerechte Sache zu leiden. Es war ihnen, als sei die Strafe ein Opfer auf dem Altar des Schicksals, daß es den beiden Liebenden gegen das sie bedrohende Ungeheuer wohlgesinnt sei.
Der Schüler Neumeyer schwieg, als er diese Deutung vernahm. Seine Kolik war keine Kolik gewesen, er hatte sich bloß von der Lateinstunde drücken wollen. Dafür aber war er seinem Vater in die Hände geraten, der wutschnaubend nach Hause gekommen war. Dieser nämlich war der brüllende „Gatte" gewesen, der in Wirklichkeit die Konkursmasse der Steinmetzerei zu verwalten hatte, wobei er dem jungen Chef und Gatten der jungen Frau auf geschäftliche „Schweinereien" gekommen war, die mit Liebe nichts zu tun hatten und auch durch die Einladung zu einem opulenten Frühstück nicht aus der Welt geschafft werden konnten. Neumeyer junior wurde als erstes Opfer dieser Tatbestände, nicht ohne Handgreiflichkeit, in die Schule gejagt, er hatte also für das junge Paar bereits gelitten, als die übrigen Sextaner sich anschickten zu leiden.
Der Schüler Neumeyer hätte seinen Kameraden alle Opferillusionen rauben können, doch er schwieg. Er hatte nämlich literarische Neigungen und fand es aufregend schön, ja geradezu heroisch, daß die Klasse für eine Idee litt, die in Wirklichkeit nur eine Phantasmagorie war. Er beschloß, diesen „Stoff" zu einem Drama zu verarbeiten.
Allerdings schob er die Ausführung dieses Entschlusses immer wieder hinaus.
Als er später Rechtsanwalt wurde, fand er nicht mehr zu seiner dichterischen Auffassung zwischen Konkursschiebungen, Liebe und Sextanerenthusiasmus zurück. Er nannte seinen Sohn, der lyrische Gedichte machte, einen „Phantasten" und ging gegen die Schuldner seiner Mandanten nach dem Gesetz mit unnachsichtiger Strenge vor.

Frühe Erkenntnis (Meitner)




„Na, sag' mal, Ilse, freust du dich eigentlich schon auf die Schule?" „Freuen grade nicht, Mutti, aber das Leben ist nun eben einmal so hart!"

Frühlingsstunde

Wolke blüht und Wiese dehnt
Wohlig sich und weit,
Auch der Wald erwacht und sehnt
Sich nach grüner Zeit.

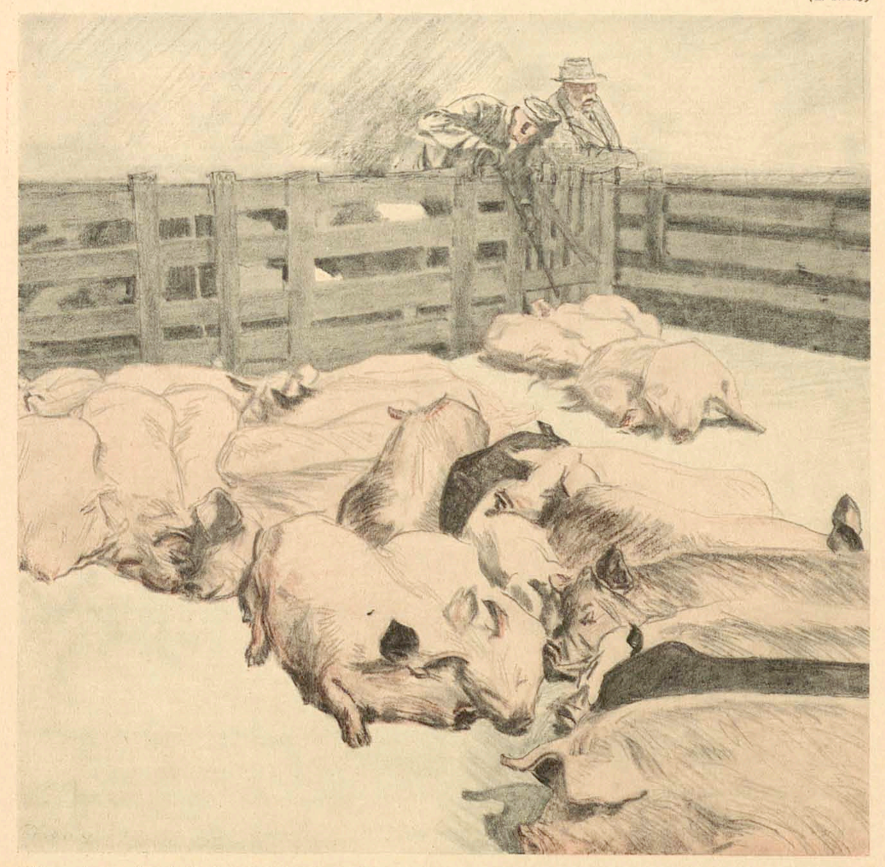
Willig eilt ein Weg heran,
Lädt dich ein zu gehn,
Eine Blume blickt dich an,
Gibt sich zu verstehn.

Alles will dir wohl und meint,
Daß der Winter wich;
Ist dein Herz so ganz versteint?
Komm und freue dich!

Georg Schwarz-Stuttgart

Trost

(E. Thöny)



„Nur net trauri sei, Fackei, daß d' für an Osterschinken z' spät auf d' Welt kemma bist, a Spansau is aa wos Guats!"

Heiraten, — oder . . .

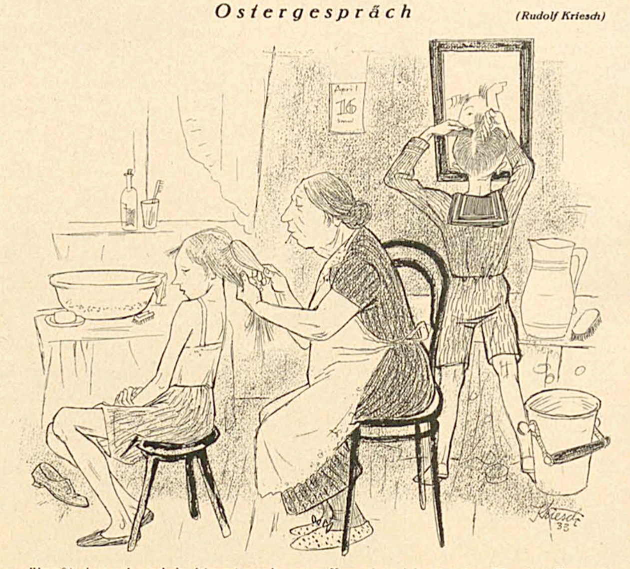
Der milde Schein der Frühlingssonne lagert über den Wiesen des Englischen Gartens. Man kann wieder im Freien sitzen. Die lange Reihe der Bänke ist dicht besetzt. Ganz am Ende, auf der letzten Bank, hocken zwei alte verschrumpelte Weiblein, Kapotthüte über altem „Schwarzseidenem". Ich nehme in gemessenem Abstand bei ihnen Platz. Die Alten beachten mich kaum. Eine Weile blinzeln sie stumm in die Sonne. Dann höre ich die eine: „Ja, schauens, Frau Moosinger, i eß jetz am Abend alleweil an Krautsalat."
Die angeredete Frau Moosinger stutzt. „Warum nacha dös?" fragt sie.
„Ja mei', des is zweng die P'Füß . . ."
Danach herrscht geraume Zeit Schweigen. Zwei Spatzen balgen sich um einen Brocken Brot. Die Alten beobachten das lebhafte Treiben der Vögel.
„Im Tal gibt's jetz' a guate Wolle", sagt plötzlich Frau Moosinger. „A feine Wolle is scho'. I hab' mir a Pfund 'kaaft; des g'langt leicht zu zwoa Paar Hosen. Aba schauens, solchene Hosen . . ." — Sie hebt ihr Schwarzseidenes und lüftet den Unterrock. Ein dickes, lilafarbenes Hosenbein umschließt ihren Schenkel bis tief herab zur krampfadrigen Wade. „Sind fei' warm", sagt die Besitzerin stolz und läßt ihre Nachbarin fühlen. Dann fällt der Rock wieder wie ein Vorhang im Theater, und es ist von neuem still.
Ein großer weißer Kinderwagen wird vorbeigeschoben. Die Blicke der beiden Alten folgen ihm lange Zeit.
„Ham' Sie's scho' g'hört, Frau Moosinger, die Frau Windseder von der Loristraß'n, die kunnt jetz' wieda heirat'n?"
Frau Moosinger ist lebhaft überrascht. „Uih", sagt sie, „heirat'n — ja wen denn nacha?"
„Ja, an Profeesser kunnts heirat'n!"
„Himmi, was net sagn, an Profeesser . . . — ja, und wann heirats nacha an Herrn Profeesser?"
„Ja, Frau Moosinger, des wer'ns nit glaub'n, die mag gar net heirat'n."
Erstaunen bei Frau Moosinger. „Die mag net heirat'n? Ja warum denn nacha dös?"
Darauf ganz geheimnisvoll: „Ja, denkens Eahna, die mag liaba vermiet'n als heirat'n!"
Auf diese Mitteilung hin tritt eine lange Pause ein. Die beiden Alten scheinen in tiefes Nachdenken versunken. Der Strahl der Frühlingssonne vergoldet die Turmspitzen der Ludwigskirche. Im nahen Gesträuch beginnt eine Amsel zu piepsen.
Frau Moosinger seufzt tief auf. Dann sagt sie, beinahe vorwurfsvoll: „Wissens, i, wann i die Frau Windseder war, i tat schon liaba heirat'n als vermieat'n . . ."

Karl Kurt Wolter

Der große Zollkrieg / Von Walther Rode

Es war so weit gekommen, daß an den Grenzzollämtern vorbei kein Waggon fremder Schweine mehr hereinkam, kein Sack Kaffee, kein in der Ferne wachsender Wein. Wegen der hohen Zölle und wegen der Einfuhrverbote wurde nicht mehr von vornherum, sondern nur von hintenherum importiert. Die legitime Einfuhr hatte jeden Sinn verloren. Die Zollbehörden waren daher gar nicht mehr mit der Verzollung befaßt, da niemand mehr etwas zur Verzollung brachte, sondern nur mit der Bekämpfung des Schmuggels. Dieser stand in hoher Blüte. Er war die allgemein angenommene Form des Imports geworden.
Der Schmuggel war nicht mehr das Geschäft scheuer Einzelgänger, ganze Kompagnien hatten sich zum Schmuggel zusammengetan. Diese Entwicklung war in allen Ländern dieselbe.
Der Schmuggel von einem der gegeneinander abgesperrten, miteinander im Zollkrieg stehenden Länder in das andere, der Schmuggel aller gegen alle war die unterirdische, weil von der Oberfläche verdrängte Warenbewegung geworden. Die Leitung dieses Stromes, die sichere Durchbringung der Schmuggelware, hatten gut finanzierte Gruppen auf streng kapitalistischer Grundlage in die Hand genommen. Für die Vollzugsorgane war der Schmuggel zwar gefährlich, für seine finanziellen Hintermänner jedoch gewinnbringend und ehrenvoll.
Diesem von allen Seiten auf sie eindringenden, groß organisierten Schmuggel gegenüber hatten sich die einzelnen Staaten zu entsprechend großartigen Abwehrmaßnahmen entschließen müssen. Aus den Landesfinanzämtern waren mit der Zeit Hauptquartiere, aus den einzelnen Zollämtern Zitadellen geworden. Diese arbeiteten mit Bataillonen von Grenzsoldaten, mit Maschinengewehren, mit Minenwerfern, mit Rudeln von Wölfen, die als Grenzhunde abgerichtet waren. Nach den Schlachtberichten, die ein einziges Grenzzollamt, das die Aufsicht über dreißig Grenzkilometer führt, versendete, waren in einer Nacht sechzehn Schmuggler und fünfundzwanzig Grenzsoldaten erschossen, dreiundfünfzig Schmuggler durch Gesäßschüsse verletzt, achtzehn Camions und ebenso viele Wagenlenker gefangengenommen worden. Dennoch hatte dieses Grenzzollamt die Schlacht nicht restlos gewonnen, denn an dem dieser Nacht vorhergegangenen Tage wären durch denselben Abschnitt hundertzwanzig Camions und eine Schmugglerkarawane von tausend Mann unverletzt durchgekommen.
Die Rohmateriallager der Fabriken, die Läden der Kaufleute bogen sich vor Stoffen und Waren, die Zolleinnahmen der Länder waren auf nichts gesunken, aber der Grenzschutz verschlang Millionen. Immer mehr Leute aus der verelendeten Stadt- und Landbevölkerung mußten in die Reihen der Landesverteidigung gegen Schmuggel aufgenommen werden. Die mit den Schmugglern ohne Verbindung gebliebenen, durch den Zollkrieg ruinierten Kaufleute meldeten sich massenhaft zur Zollwache und wurden in eigene Legionen formiert.
Dieser Abwehrkrieg gegen auf Schleichwegen hereinströmende Ware hatte jahrelang gedauert; die Grenzen der Länder waren ein einziges Heerlager, die Bevölkerung des Binnenlandes eine ebenso kompakte als demoralisierte Horde von verwegenen Exporteuren und schamlosen Hehlern der Importeure geworden. Durch Vermittlung des Roten Kreuzes kamen alle Jahre einmal Schmuggleraustausche zustande. Aber die Gefangenenlager beherbergten nur einen kleinen Bruchteil der dem Schmugglergewerbe hingegebenen ausländischen Kohorten. Hatten die Schmuggler mit ihren Waren die Grenzsoldateska glücklich hinter sich, war der einzelne Schmuggel gelungen, so wurden die siegreichen Kombattanten von den Bevölkerungen mit Jubel begrüßt und konnten jeder späteren Amtshandlung um so leichter entkommen, als das Innere der Länder von Militär und Polizei so gut wie entblößt war. Die bewaffnete Macht war schon längst zur Unterstützung der Finanzsoldaten an den Grenzen konzentriert.
Die Unsicherheit an den Grenzen verschärfte sich, seitdem der Schmuggel, der immerhin verstohlene Import, stellenweise in offene Bandenkriege zwischen Grenzbewachungsabteilungen und mit Maschinengewehren ausgerüstete warenbepackte „Eindringlinge", ja mit bewaffneten Trainkolonnen ausgeartet war. Das war kein Schmuggel mehr, das war frontale Verletzung der Grenzhoheit. Es häuften sich an den Grenzen aller Länder die Fälle, wo mit Getreide oder Petroleum oder Geweben bepackte Panzerzüge in den Grenzstationen einlangten, die Zollwächter zurückgeworfen wurden, der Panzerzug fünfzig Kilometer weit ins Land fuhr, seine Wagen zu Händen von inländischen Komplizen auszuleeren. Die Exportfirmen waren strategische Büros geworden, hielten sich einen militärischen Generalstab, gaben für die Kriegsausrüstung ihrer Fuß- und Seetruppen Unsummen aus. Da hinter diesen Überfällen keine Nation, sondern nur Firmen standen, so konnte der in seiner Landeshoheit verletzte Staat niemandem den Krieg erklären.
Das geschilderte Elend war allgemein, wütete in allen Ländern, war ein internationales Übel. Es tauchte der Gedanke einer internationalen Konferenz zur Bekämpfung des überall grassierenden Schmuggels auf. Vom ersten Moment an war klar, daß es sich hier nicht etwa um eine handelspolitische, sondern um eine eminent kriminalistische Frage handle. Wie kann dem Übelstand des internationalen Schmuggels, des bewaffneten und unbewaffneten, durch die nationale Gesetzgebung wirksam gesteuert werden? Entspricht es dem verfeinerten Rechtsbewußtsein der Zeit, die Verletzung ausländischer Finanzgesetze auch im Inland zu bestrafen?
Eine erste Konferenz zur Erzielung eines allgemeinen Schmuggelwaffenstillstandes (trève contrabandière) scheiterte nach kurzer Tagung. Neuerlich wurde die Einigung versucht. Wieder versammelten sich die bevollmächtigten Minister aller durch den allgemeinen zarten und gewalttätigen Schmuggel in ihrer Souveränität verletzten Staaten. Nach langen Debatten tauchte ein hochorigineller Gedanke im Kongreß auf. Es war ein Justizminister, der ihn aussprach. Dieser handelspolitisch allerdings etwas naive Mensch sprach: „Sie können den Schmuggel nur dadurch aus der Welt schaffen, daß Sie den Anreiz dazu vernichten. Der Schmuggler schmuggelt, den Staat um sein Aufsichtsrecht oder um die Grenzabgabe, genannt Zoll, zu bringen. Heben Sie die Grenzkontrolle und den Zoll auf — und es gibt keinen Schmuggel mehr."
„Die Idee Seiner Exzellenz", wendete ein international beliebter Sektionschef ein, „entbehrt nicht einer gewissen Nochnichtdagewesenheit; aber — wir dürfen nicht das Kind mit dem Bade ausgießen. Das Kind ist der Grenzschutz, aber auch der Schmuggel. Wenn wir die Grenzen gegenseitig öffnen, werden alle Menschen des Erdteils Hungers sterben. Vergessen Sie nicht, daß die eine Hälfte unserer Bevölkerungen vom Schmuggel und die andere vom Grenzschutz lebt."
Der Kongreß ging resultatlos auseinander.

Ostergespräch *(Rudolf Kriesch)*



„Woaßt, Annerl, und da kimmt nacha so a Haserl und legt seine Eier ins Nesterl 'nei." — „Oh mei, Muatta, du muaßt ja in der Naturkunde an' Fünfer g'habt hab'n!"

Greuel-Phantasie

(Ferdinand Spiegel)



„An ausländischer Zeitungsschreiber wann die schö Wasch bei mir siecht, wird glei wieder schrei'm, die is von Judenleichen."

Die Hühnerepidemie

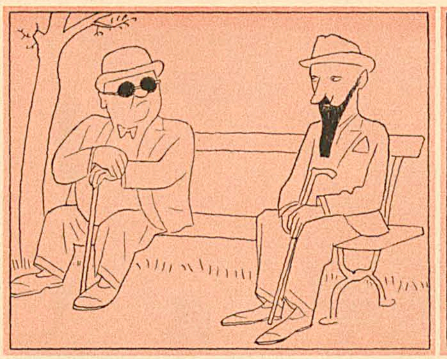
Daß Hühner nicht immer ein Segen für ihren Besitzer sind, mußte ein Mohr in Tabora erfahren. Es war kurz nach der Übernahme Taboras durch die Engländer. Die englischen Beamten brauchten frische Eier für ihren Frühstückstisch. Also ließen sie eine Zählung sämtlicher Hühner Taboras vornehmen und verpflichteten die Mohren — je nach ihrem Besitzstande an Federvieh zur Lieferung einer bestimmten Anzahl von Eiern.
Aber Hühner legen keine Eier auf englischen Befehl, und der oben erwähnte Mohr konnte nicht die vorschriftsmäßige Zahl Eier abliefern. Er wurde daher zu fünf Rupien Strafe verurteilt. Da jedoch seine Hühner trotzdem kein Einsehen hatten, erhöhte sich die Strafe das nächste Mal auf zehn Rupien.
Da erfaßte den guten Mann eine fürchterliche Wut. Kurz entschlossen drehte er sämtlichen Hühnern das Genick um und meldete ihren Tod. Seine Nachbarn folgten diesem Beispiel. Betrübt konstatierten die Engländer nach einiger Zeit den Ausbruch einer Hühnerepidemie in Tabora.

Lieber Simplicissimus!

Die eifrigsten Konsumenten von Wrigleys Kaugummi erhalten, wie aus Amerika gemeldet wird, auf Wrigleys testamentarische Anordnung als besondere Prämie eine kostenlose Fahrt nach seiner Märcheninsel Catalina, auf „Schaubooten", deren Böden aus Glas sind, so daß die Passagiere in den Tiefen des Meeres Korallenriffe, Muscheln und Fische erblicken.
— Sehr gut, aber wo bleiben die Schauboote, die uns in die Tiefen mancher Industriekonzerne blicken lassen?

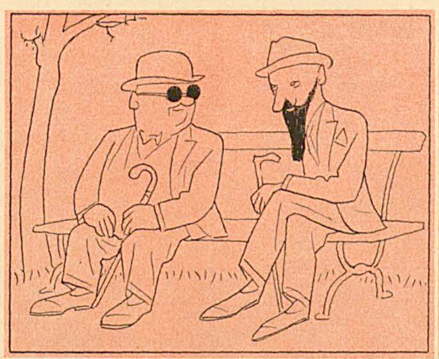
Demaskierung in Liechtenstein

(Karl Arnold)

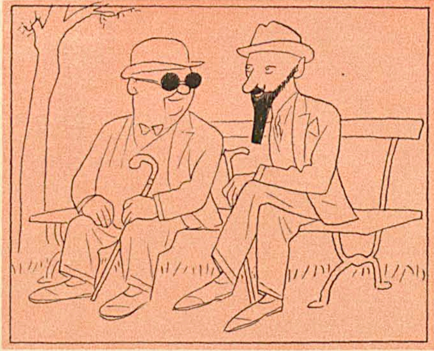


„Der Aussprache nach sind wir Landsleute?"

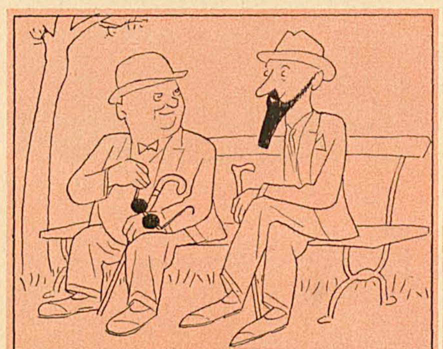
„Ich bin Norddeutscher." — „N' ja, ick bin ooch Berliner."



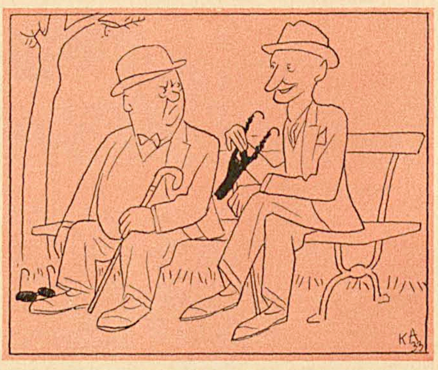
„Auch jetzt zuständig hier?„ — „Jawoll, ooch!"



„Man könnte sich da eigentlich vorstellen . . ."



„Gestatten, Geheimer Kommerzienrat Türmler." — „Sehr unangenehm — —"



„ich bin Plaschke, Ihr Prokurist — habe mich mit dem Rest Ihrer Geheimbuchungen hierher gerettet."

München, 23. April 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 4

SIMPLICISSIMUS

Nord und Süd

(E. Schilling)



„Nun aber up ewig ungedeelt!“

Frühling / Von Victor Auburtin

Der Herr von fünfzig Jahren

Das Coupé der Vorortbahn ist voll besetzt, und einige Passagiere müssen stehen.
Auf der einen Bank sitzen nebeneinander ein Herr von fünfzig Jahren und ein Herr von zwanzig Jahren.
Der Herr von fünfzig Jahren hat einen Bauch und seelenvolle Augen. Was den Herrn von zwanzig Jahren anbetrifft, so ist er bekleidet mit einer Hornbrille, einem gelbseidenen Schlips und einem Spazierstock, an dem sich ein silberner Griff befindet.
An der Haltestelle betritt das himmlische Fräulein den Wagen und muß stehenbleiben.

*

Der Herr von zwanzig Jahren betrachtet das stehende himmlische Fräulein wohlgefällig von oben bis unten, und es fällt ihm nicht im Schlaf ein, ihr Platz zu machen. Der Herr von fünfzig Jahren springt auf und sagt errötend: „Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?"
Das himmlische Fräulein lächelt himmlisch und setzt sich auf den Platz neben den Herrn von zwanzig Jahren.
Wie himmlisch sie mich angelächelt hat, denkt im Stehen der Herr von fünfzig Jahren. Ich werde sie nachher ansprechen und in ein Kino führen, denn es ist ja Frühling. Wieviel Geld habe ich eigentlich bei mir?
Der Herr von zwanzig Jahren und das himmlische Fräulein sitzen nebeneinander. Und es ist sehr eng, und man stößt sich, und man sagt „Pardon", und man lacht.

*

An der Endstation verlassen der Herr von zwanzig Jahren und das himmlische Fräulein heiter plaudernd den Bahnhof und gehen zusammen die Frühlingsstraße entlang, die von blühenden Rotdornbäumen eingesäumt ist.
Der Herr von fünfzig Jahren, der vom Stehen müde geworden ist, blickt ihnen nach. Dann geht er in die Konditorei und bestellt sich eine Apfelsinentorte.
Nach reiflicher Überlegung kommt er zu dem Schluß, daß es so besser ist.
Denn erstens ist eine Apfelsinentorte billiger als ein himmlisches Fräulein.
Zweitens ist eine Apfelsinentorte weniger anstrengend.
Drittens weiß man bei einer Apfelsinentorte wenigstens, woran man ist.

Der Monist und die Morcheln

Der große französische Chemiker Berthelot, welcher ein Monist war, hatte sich vorgenommen, den Menschen das gewöhnliche Essen abzugewöhnen und sie zu einer künstlichen Ernährungsweise zu erziehen.
Die Wissenschaft, so lehrte er, ist jetzt so weit, daß sie die chemischen Bestandteile eines Kalbsschnitzels genau kennt. Wenn sie aber die Bestandteile genau kennt, müsse es der Wissenschaft ein leichtes sein, aus dem nötigen Stickstoff, Magnesia, Chlornatrium und Hypoxanthin, nebst Klebstoffen und Stärkemehl, ein künstliches Kalbsschnitzel herzustellen, das dann in Form von Pillen genommen werden könne.
Durch diese Neuerung würde das ungebührlich lange Sitzen am Tisch fortfallen; denn eine Pille schluckt sich leicht. Man nimmt sie überall mit sich und kann, während man die Retirade besucht, eine Portion Spargelspitzen mit Morcheln einnehmen, ohne viel Aufhebens und viele Umstände zu machen. Die so gewonnene Zeit aber könne der Mensch auf Wichtigeres verwenden, also auf das Kleben von Briefmarken, Ausschreiben von Schecks, Fahren mit der Straßenbahn und dergleichen.

*

Berthelot ist schon viele Jahre tot, und wir sitzen immer noch bei Tisch. Ja, an Feiertagen haben wir gemerkt, wie gut es ist, wenn man einmal recht lange bei Tisch sitzt, und welchen Frühlingsgeschmack die jungen Morcheln haben, die am Tage zuvor auf dem feuchten schwarzen Boden dieser mütterlichen Erde gepflückt worden sind.
Außerdem ist die chemische Wissenschaft noch gar nicht so weit, wie Berthelot gehofft hatte, und es scheint da mit dem Monismus etwas nicht zu stimmen. Bis jetzt ist es der Chemie erst gelungen, künstlichen Salmiak und künstliche Harnsäure herzustellen; und gerade diese Stoffe kommen als Nahrung doch fast gar nicht in Betracht.

Ein Mensch

Heute hat der alte Oberkellner in meinem Restaurant etwas getrunken. Nur ganz wenig, und man merkt es kaum.
Vielleicht ist heute sein Geburtstag; wer kann das alles wissen?
Man merkt seinen Zustand eigentlich nur daran, daß er ein Mensch geworden ist; das heißt, er benimmt sich so, wie wir Menschen uns von Rechts wegen immer benehmen sollten.
Da sitzt zum Beispiel an einem Tisch die feine Dame, die ihr kleines fünfjähriges Mädchen bei sich hat. Der alte Oberkellner hockt sich hin und spricht freundlich zu dem kleinen Mädchen; ja, er geht so weit, ihm die Hand hinzuhalten. Zum Glück bemerkt die feine Dame dieses Vorhaben und ruft ihr Kind entrüstet wieder zurück.
Zu mir spricht der Oberkellner so kluge Worte, wie er sie noch nie zu mir gesprochen hat.
„Wie können Sie denn jetzt noch Spitzenspargel essen?" fragt er mich, „wo es doch in drei Wochen frischen Spargel geben wird!"
Und als er an einem Tisch vorübergeht, auf dem ein Glas mit Maiglöckchen steht, da tut dieser Oberkellner das, was jeder Mensch tun müßte, er riecht an den Maiglöckchen und freut sich sehr.

*

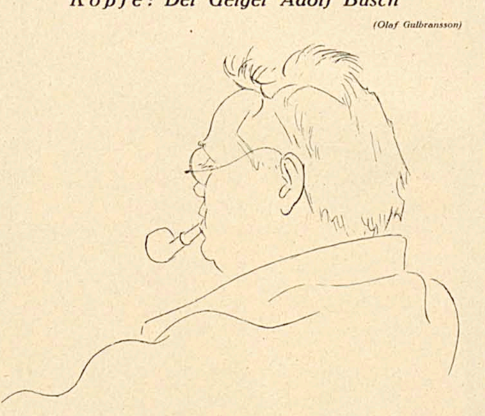
Schon ist die Administration des Restaurants auf diese Vorkommnisse aufmerksam geworden und schickt sich an, einzugreifen. Die anderen Kellner tun so, als sehen sie nichts, aber sie haben den Auftrag, dem alten Oberkellner heimlich seine Arbeit abzunehmen; ohne daß er es merkt, wird er eingekreist und von der Welt abgeschnitten.
Ja, der Herr Geschäftsführer selber geht, um einige vergessene Teller abzuräumen; er tut das, obgleich er einen langen Gehrock trägt.

*

Am nächsten Tag ist der alte Oberkellner verschwunden und bleibt auch fürderhin verschwunden.
Selbstverständlich fällt es mir nicht ein, mich nach ihm zu erkundigen; ich habe keine Lust, mich zu kompromittieren.
Soll der dumme Kerl an seinen Maiglöckchen riechen, soviel er will.

Köpfe: Der Geiger Adolf Busch

(Olaf Gulbransson)



Wallfahrer

Vom Turm her mahnt die Mitternacht.
Da haben zwei sich aufgemacht.

Mann und Weib drücken Reu und Leid.
Die Mutter Gottes wohnt gar weit.

So kühl die Luft, so stumm die Welt.
Voll schwimmt der Mond durchs Himmelszelt.

Und alles ist so seltsam klar,
und alles glänzt so wunderbar.

Bang tun die Herzen Schlag um Schlag.
Sie stehn und flüstern: „Wie am Tag!"

Da rauscht's im Busch, da haucht es sacht
die beiden an: „Und ist doch Nacht!"

. . . Sie jagen über Stein und Stock.
Eins! gellt im nächsten Dorf die Glock'.

Dr. Owlglaß

Revuenverseucht

(Jeanne Mammen)



„Unsereener wird sein Theaterabonnemang aufjeben müssen, die bringen nur noch Qualität!"

Latterbaum

Latterbaum läßt sein Landhaus renovieren. Es ist ihm zu kalt. Außer Holztäfelung kommt in jedes Zimmer ein Porzellanofen. Latterbaum überwacht peinlich genau die auszuführenden Arbeiten. Der Ofen im Salon wird aufgebaut. Latterbaum hat die Nase dicht dabei. Ein Lehmspritzer trifft seinen linken Backen. Er wischt ihn ab. Ein zweiter Spritzer fährt ihm an die rechte Gesichtshälfte. Er nimmt ihn weg. Eine Kachel fällt ihm auf die Achsel.

Latterbaum spricht: „Nun, Meister, ich schenier'?"

„I bewahre!" meint der Ofensetzer. Latterbaum bleibt weiterhin sehr interessiert. Es dauert nicht lange, entgleitet dem Handwerker der Hammer. Er landet auf Latterbaums Fuß. „Gott", seufzt Latterbaum, „ich kann auch weggehe, wenn ich n e t schenier'."

Deutsche Stimmen

I

(Wilhelm Schulz)



„Das Menschenleben ist eine fortgehende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von gestern sammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuen; unsere Seele muß, wenn sie nicht verkommen will, jeden Tag ihre Wäsche wechseln. Der moralische Mensch hat so gut seine Respiration wie der physische, und nur durch dieselbe bleiben wir lebendig. Wir bleiben nicht gut, wenn wir nicht immer besser zu werden trachten.“ Gottfried Keller

Frühe Pflicht

(Jeanne Mammen)



„So a kloans Kinderl is ja aa was ganz Liab's, aber von ara Puppen hat ma halt no mehr Ansprach'!"

Dollarica-Song

Krise der Wirtschaft fern und nah.
Krise selbst in Dollarica.
Hallo, wo steckt die Prosperity?
Die wachsende Not, wie bannt man die?
Was nützt dem Farmer die Weizenfarm,
was nützen ihm Baumwollballen?
Es streikt der Käufer. Der Käufer ist arm.
Und die Preise fallen und fallen.

Im Dollarparadiese
ist Krise,
ist Krise.
Man baut dort schon den Weizen,
um Lokomotiven zu heizen.
Man hat nichts mehr zum Leben.
Aber Dollars für die Spekulation,
die wird es immer noch geben . . .

Arbeitslose in USA.
zwölf Millionen! Halleluja!
Man hat die Arbeit maschinisiert,
damit der Mensch den Fortschritt spürt.
Drum sind auch soundsoviel Mann
entlassen aus den Betrieben.
Sie stehn vor den Suppenküchen an
und lernen den Fortschritt lieben.

Einst hieß es „Wirtschaftswunder".
Jetzt hat man
den Plunder.
Jetzt macht man im Dollarlande
das Elend am laufenden Bande.
Millionen müssen sich quälen.
Aber Dollars für die Spekulation,
die werden niemals fehlen . . .

Ewiger Dollar? – Hihi! Haha! –
Besser als Gold? – Wer lacht denn da? –
Hoch Suppenküche und Heilsarmee! –
Wer braucht einen hübschen Petroleumsee?
In Oklahoma sprudelt Petrol,
nur ist es zu reichlich vorhanden.
Das kränkt die Börse, das tut nicht wohl,
das macht den Markt zuschanden.

Im Dollarparadiese
verstärkt sich
die Krise.
Es sind in den besten Gebieten
die schönsten Fabriken zu mieten.
Es ist nicht viel zu hoffen.
Und es sind sogar in der Spekulation
schon massenhaft Dollars ersoffen.

Walther C. F. Lierke

Zauber-ei

Die Zeitung meldet: „Auf dem Lübecker Wochenmarkt verlangte ein Mann von einer Bäuerin frische Eier. Zur Probe zerschlug er eins vor den Augen der Frau und nahm ein Zweimarkstück aus dem Ei; ebenso ging es mit einem zweiten und dritten Ei. Die Bäuerin weigerte sich nun, ihren Vorrat zu verkaufen. Als der Käufer weggegangen war, zerschlug sie ihre sämtlichen Eier — fand aber in ihnen keine Zweimarkstücke mehr."
Beim sechsten Ei hätte die gute Frau aufhören sollen. Aber da hatte der Wahn sie schon gepackt, die Leidenschaft der Spekulation. Wenn im zehnten Ei ein Zweimarkstück steckte, war der Schaden nicht nur gedeckt, sondern auch noch ein Gewinn erzielt. Nach der ersten Mandel konnte das Zweimarkstück auch noch alles gutmachen. Aber es war kein Halten mehr. Das Eiweiß floß in Strömen. Der Berg der Eierschalen wuchs. So ging's in wütendem Starrsinn bis zum ersten Schock und weiter.
Ein niederdeutscher Bauernschädel ist eisern hart. Zuletzt saß die Frau weinend auf den Trümmern ihrer Hoffnung.
Das ist Spekulation.

H. N.

USSR.

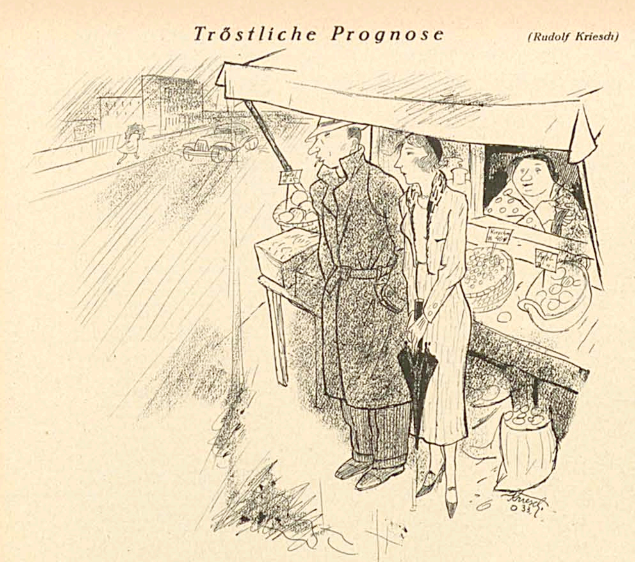
Nikolay Sergeitsch hat viel zu leiden.
„Burschoi hin und Burschoi her!" heißt es.
Besonders Genosse Pawel Pawlowitsch, sein ehemaliger Hausknecht, setzt ihm hart zu.
Eines Tages reißt Nikolay Sergeitsch die Geduld, er vergißt sich und, siehst du's nicht — hast du's nicht gesehn, versetzt er Pawel Pawlowitsch eine Ohrfeige und noch eine.
Kaum hat sich der erste Zorn gelegt, malt sich Nikolay Sergeitsch die unabsehbaren Folgen dieser Tat im Geiste aus, verflucht seinen vermaledeiten Hitzkopf, und schon denkt er, um nur der Strafe zu entrinnen, an Flucht oder Selbstmord, da sagt Pawel Pawlowitsch, der sich noch immer die Backe hält, mit einem demütigen Bückling: „Väterchen Nikolay Sergeitsch, Väterchen liebes, sag mir's im Vertrauen, ist es also wirklich schon vorbei mit dem Kommunismus?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Tröstliche Prognose

(Rudolf Kriesch)



„Sag' mal, Max, glaubst du, daß wir noch lange unterstehen müssen?" — „Ach nee, das ‚Hoch' aus Spitzbergen muß schon in zwei Tagen hier sein."

Das Gitterfenster / Von Christian Gutenberg

Vor einem Juweliergeschäft hockten zwei kleine Mädchen; das eine, das blonde, mochte sechs Jahre alt sein, das andere ein wenig älter; vielleicht schien es aber nur so, weil es größer war und sein fahles Gesicht besonderen Ernst verriet.
Die Aufmerksamkeit der beiden Kinder richtete sich keineswegs auf die im Schaufenster ausgebreiteten Kostbarkeiten, die Ringe, Kolliers, Ketten und Silbersachen, sie galt ausschließlich dem vergitterten Lichtschacht des unter der Erde befindlichen Kellerfensters.
Es war um die Mittagszeit, die Hauptstraße der Kleinstadt war so gut wie menschenleer. Wohl über eine halbe Stunde knieten die beiden Kinder auf dem Gitter und schauten unverwandt durch die von Schuhsohlen blankpolierten Eisenrippen, bis endlich ein Vorübergehender sich näherte.
Er flanierte; vor jedem Laden blieb er stehen und musterte die Auslagen. Den schütteren Schnurrbart trug er hochgewichst wie ehedem „Es ist erreicht". Ein keckes Jägerhütchen zierte den Kopf, dessen Gesicht ebenso gut rasiert wie faltenreich war. Sein Gang war steif, die Schuhe glänzten in hellgelbem Wichs, der Anzug war braun, gebügelt und fadenscheinig.
Er trat an das Schaufenster heran und betrachtete aufmerksam die zur Schau gestellte Ware.
Die kleine Blonde ließ einen lauten Aufschluchzer hören. Der Passant sah ihr durch Tränen und Straßenstaub verschmiertes Gesicht.
„Was hast du denn?" fragte der große Mann die Blonde.
„Ein Ring ist reingefallen", sagte die andere.
„Ein Ring? — Wie kommt ihr denn zu einem Ring?"
„Von meiner Mutti —", schluchzte die Blonde.
„Na, dann wollen wir mal nachsehen", sagte der Herr und hockte sich neben die Kinder, „wie sah er denn aus?"
„Wie sah er denn aus?" Die Große beschrieb ihn: „Ein goldener Ring mit einem türkisfarbenen Stein."
Der Passant musterte den Schacht, auf dessen Grund in Ruhe lag, was Wind und Straßenkehrer im Laufe der Zeit hineingewirbelt hatten, nichts gerade sehr Verlockendes. Von einem Ring war keine Spur.
„Nein, Kinderchen, nichts zu sehen."
„Aber er ist bestimmt hineingefallen."
„Ich werde das Gitter aufheben, geht mal weg." Über das Gesicht der Kleinen ging ein Hoffnungsschimmer. Trotz roten Kopfes und heftigen Gestöhnes rührte sich das Gitterwerk um keinen Millimeter. Die betrogene Kinderhoffnung löste neues Weinen aus.
„Wartet mal ein bißchen", sagte der Mann, stand auf und ging in den Laden. Eine dünne, unaufhörlich schrillende Glocke rief den Inhaber herbei.
„Was steht zu Diensten?" fragte der würdige, schwarzgekleidete Juwelier mit einem schnell abschätzenden, vorsichtigen und durchdringenden Blick.
„Ach, entschuldigen Sie gütigst", antwortete der Passant und drehte den Hut in der Hand, „ich möchte gar nichts kaufen, ich habe nur eine Bitte. Draußen vor Ihrem Laden stehen zwei kleine Mädchen, denen ist ein Ring durch Ihren Gitterschacht gefallen, vielleicht haben Sie die Güte und lassen Sie uns einmal durch das Kellerfenster suchen; ich könnte vielleicht mal in den Keller gehen."
Der Juwelier war von dem Ansinnen, mit einem wildfremden Menschen in den Keller zu steigen, keineswegs erbaut. Er prüfte deshalb auch nicht, ob die Kinder vor dem Schaufenster ständen, sondern sagte kurz: „Bedaure, mein Herr, es ist mir leider unmöglich, ich kann zur Zeit nicht abkommen."
„Aber es ist doch ein Ring, man muß ihn doch herausholen; vielleicht darf ich selbst einmal nachsehen?"
„Nein, das geht nicht. Kommen Sie morgen wieder. Inzwischen werde ich selbst nachgesehen haben", versuchte der Juwelier diesen unerwünschten Besucher loszuwerden. Er wandte sich ab.
„Morgen wiederkommen, das ist ja allerhand", der Passant hatte die Sache der kleinen Mädchen zu der eigenen gemacht, „glauben Sie denn, ich habe meine Zeit gestohlen?!" Aus dem freundlichen Bittsteller war ein barsch Fordernder geworden: „Ich verlange, daß wir jetzt sofort in den Keller gehen!"
Der Juwelier unterdrückte seine Erregung: „Warten Sie einen Augenblick — ich werde einen Gesellen rufen, der kann in Gottes Namen mit Ihnen in den Keller gehen!" Er verschwand für einen Augenblick.
Der Herr musterte die unter Glas gelegten Schmucksachen. „Schöne Sachen haben Sie hier. Was kostet denn diese Uhr?" fragte der nun wieder ganz versöhnliche Passant.
„Einen Augenblick, der Herr kommt gleich", überging der zurückkommende Juwelier geflissentlich die Frage.
Kurze Zeit darauf kam denn auch der Geselle; nein, es waren sogar zwei, sie trugen Uniformen, hatten Gummiknüppel in den Händen und waren telephonisch herbeigerufen worden. Blitzschnell richtete der Ladeninhaber eine Pistole auf den Passanten und schrie: „Hände hoch!"
Der völlig Überrumpelte wurde kreidebleich. „Ja, was soll denn das?" stammelte er verwirrt mit hocherhobenen Händen.
„Stellen Sie den Mann fest, bringen Sie ihn aus meinem Laden, er hat mich bedroht!"
Der Passant hatte sich gefaßt: „Meine Herren, das ist ein Irrtum — das ist ja unerhört, diese Behandlung — ich wollte doch nur —"
„Regen Sie sich nicht auf", sagte der eine Schutzmann, „kommen Sie mit auf die Wache, da wird sich das alles herausstellen."
„Was soll ich denn auf der Wache? Das können wir gleich hier erledigen; holen Sie die beiden Kinder herein, sie sind meine Zeugen, daß hier ein Irrtum vorliegt."
„Ist alles schön und gut, aber erst mal raus aus dem Laden und zur Wache", war die Antwort.
„Im Gegenteil, ich bestehe darauf, daß man sofort in den Keller geht und den Ring sucht. Herr Wachtmeister, nehmen Sie doch Vernunft an, lassen Sie mich die Kinder hereinholen, die können ja inzwischen weglaufen." Er wollte zur Ladentür gehen. Der Beamte riß ihn zurück: „Jetzt aber genug! Sie sind verhaftet, geben Sie Ihren Stock her!"
Da stand er mit seinem aufgewirbelten Schnurrbart, würdevoll, ein gefangener General, der seinen Degen übergab, und schickte sich in das Unvermeidliche.
Vor dem Laden hatte sich eine Menge Menschen angesammelt. Der Passant, von den Beamten in die Mitte genommen, war sehr verlegen, als er auf die Straße trat, aber er mußte die Kinder suchen, und so ließ er seine Augen umherschweifen. Die beiden Mädchen waren nicht zu sehen.
Da er keine Ausweispapiere bei sich trug, gab er seinen Namen an, behauptete Kanzleiinspektor in Ruhe zu sein und im Nachbarort bei Verwandten zu Besuch zu wohnen.
Daß diese Behauptungen auf Wahrheit beruhten, wurde auf dem Dienstwege festgestellt. Die Besichtigung des Kellerloches am nächsten Tage war erfolgreich. Man fand einen kleinen Ring, wie man ihn für zehn Pfennige auf jedem Jahrmarkt kaufen kann.
Der Herr Kanzleiinspektor in Ruhe wurde freigelassen. Er war rehabilitiert, seine Unschuld stand fest, die Suche nach den Kindern war nicht vonnöten.
Nicht festgestellt wurde, daß jenes kleine Mädchen mit dem fahlen Gesicht, das einen besonderen Ernst verriet, der kleinen blonden Freundin nur vorgeschwindelt hatte, der Ring sei hineingefallen, weil es ihn selbst gern haben wollte. Nicht festgestellt wurde ferner, daß jenes Mädchen erst einige Stunden später den Ring durch das Gitterloch warf.
Was, Herr Kanzleiinspektor in Ruhe, wäre geschehen, wenn man Ihrem Ersuchen zwecks Nachforschung nach dem Ring sofort nachgekommen wäre; wenn man sich über die Dienstanweisung, den Verdächtigen auf alle Fälle erst einmal dingfest und identifiziert zu machen, hinweggesetzt hätte? Würden Sie dann noch ein Kanzleiinspektor — in Ruhe — sein?

*

Letztes Mittel

Wieder mal ist er in finanziellen Nöten, der bekannte Wiener Kunstmaler R. B. — Bei niemandem läßt sich mehr ein Schilling herauspressen.
Niedergeschlagen freilich, aber ungebrochen — R. B. ist ebenso tief religiös wie herrlich meschugge — verläßt er das Haus, kniet auf dem menschenwimmelnden Kärntner Ring nieder, und mit gen Himmel gerungenen Händen gellt er: „Du liebär, gutär Goot, hilf du mir, ich bittä! Ahnschrift Hegelgasse 32."

Die Gänse von Nighthid

Mr. Thomson war ein Mann in den besten Jahren und Hauptaktionär sowie geschäftsführender Verwaltungsrat der bestbekannten und gewinnreichen „Ersten Internationalen Karussell- und andere Volksbelustigungsgeräte-Korporation".

Was ihm trotzdem das Leben vergällte, das war seine Schlaflosigkeit. Ruhelos, wenn auch mit bleischweren Gliedern, wälzte er nachts sich im Bett herum, und obwohl er, um sich künstlich zu ermüden, die ältesten Gedichte vor sich hinmurmelte und in mancher Nacht sogar bis neunhundertneunundneunzigtausendachthundertdreizehn zählte, lag er oft wach bis zum ersten Hahnenschrei, ein Zustand, der unerträglich ist, wenn er Wochen und Monate andauert und langsam chronisch wird.

In seiner Not suchte Mr. Thomson den Dr. Arlen auf.

Dr. Arlen, der Arzt und Freund, klopfte und horchte ihn ab, prüfte seine Reflexe und sah ihm in den Hals hinein. „Lieber Freund, Herz, Lunge, sowie alle weiteren, edlen Organe sind intakt. Was Ihnen fehlt, ist Ruhe. Sie sind mit Ihren Nerven parterre. Sie müssen sich für vier Wochen ausspannen und sich irgendwohin in eine ländliche Einsamkeit zurückziehen, um fern vom zermürbenden Trubel der Großstadt nur der Luft und dem Licht zu leben."

Mr. Thomson nickte. „All right. Ich fahre nach Nighthid. Mr. Brown, der Direktor unserer Korporation, hat mir den idyllischen Frieden dieses Örtchens gerühmt. Er war voriges Jahr dort und hat sich glänzend erholt."

Am Abend des folgenden Tages war Mr. Thomson in Nighthid. Mit einem Handkoffer, der neben den nötigsten Bekleidungs- und Wäschestücken nichts als eine Seife, ein Zahnbürstchen, ein Jo-Jo und ein Päckchen Orangenblütentee enthielt, schritt er die Dorfstraße hinauf. Vor dem ersten der putzigen Häuschen machte er halt. Er wandte sich an den biederen Alten, der hier auf einer blitzblank gescheuerten Bank saß und vergnüglich sein Pfeifchen schmauchte.

„Guter Mann", sagte Mr. Thomson, „kann ich bei Ihnen für vier Wochen ein Zimmer haben?"

Der Mann nahm höflich die Pfeife aus dem Mund. „Wenn Ihnen mit einem einfachen, aber reinen Zimmer gedient ist . . ."

Mr. Thomson besichtigte das Zimmer und erlegte wortlos und im vorhinein die Miete für die vier Wochen. Schmunzelnd schlüpfte er in Lederhose und Lodenwams, und nach einem schlichten, aber bekömmlichen Abendbrot im „Grünen Krug", bestehend aus Corned beef mit Schälkartoffeln und einem Töpfchen Buttermilch unternahm er längs des Teiches bis zum Kirchlein hinauf eine kleine Mondscheinpromenade. Dann ging er zu Bett.

Er schnurrte und wühlte sich eine behagliche Mulde zurecht. Eine wohlige Wärme umfing ihn, eine köstliche Schwere. Gewohnheitsmäßig fing er zu zählen an. Aber bei fünfhundertzwölf angelangt, verwechselte er, der gewiegte Kaufmann, die Einer bereits mit den Zehnern, bei fünfhundertachtundreißig die Zehner sogar mit den Hunderten, und nach fünfhundertundsiebenundsechzig zählte er überhaupt nicht mehr. Seine Brust hob und senkte sich, und ein gewisses Geräusch, wie von einem Sägewerk, das im Akkord arbeitet, ließ ringsum die Wände erzittern.

Im ersten Schimmer des aufziehenden Morgens schrak er plötzlich auf. Es war drei Minuten nach vier. Ein vielstimmiges, machtvolles Schnattern erfüllte die Luft.

Mr. Thomson schlüpfte in seine Pantoffel und stürzte ans Fenster.

Draußen vor dem Fenster auf der freundlichen Wiese hatte sich eine Schar Gänse eingefunden, die überschwenglich einander begrüßten, jubelnd und auf den Zehenspitzen die Macht ihrer Schwingen prüften und auch sonst sich äußerst vital gehabten.

Mr. Thomson schleuderte seine Pantoffel unter die Gesellschaft, dann das Zahnbürstchen, das Lodenwams und schließlich den Handkoffer.

Die Gänse antworteten jedesmal mit einem lauten Protestgeschrei. Als aber Mr. Thomson nichts mehr zu schleudern hatte, kehrten sie ihm den Rücken und fingen an, das junge, taufrische Gras abzurupfen, wobei sie auch während des Abrupfens unausgesetzt weiter schnatterten, wie das Gänsen eben eigen ist.

Knirschend vor ohnmächtigem Grimm wartete Mr. Thomson auf der Bettkante den Morgen ab. Dann ging er hinunter zu seinem Vermieter. „Sie, kann man gegen dieses lästige Gänsegesindel nichts unternehmen, das da im Morgengrauen ausgerechnet unter meinem Fenster zusammenkommt und in der provokantesten Weise lärmt und schnattert?"

Der Vermieter kratzte sich. „Dagegen ist schwer was zu machen. Die Gänse gehören dem Gemeindevorsteher, der drüben in dem gelben Häuschen beim Brunnen wohnt."

Mr. Thomson beschwerte sich beim Gemeindevorsteher.

Der Gemeindevorsteher lächelte kühl und sachlich. „Ich kann doch nicht meinen Gänsen den Schnabel zubinden. Außerdem ist die Wiese mein Eigentum. Ich kann doch nicht meine Gänse auf einem fremden Grund weiden lassen, das werden Sie einem Organ der Obrigkeit und Hüter der öffentlichen Ordnung wohl selber nicht zumuten."

Mr. Thomson bekam einen Wutanfall. „Und ich werd' Ihnen zeigen, daß ein Mensch trotzdem Anspruch auf Nachtruhe hat und daß es über Ihnen noch eine Behörde gibt, und selbst wenn ich mit meiner Beschwerde persönlich bis ins Weiße Haus vordringen müßte."

Tobend und fluchend verließ Mr. Thomson den Gemeindevorsteher. Da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Es war Mr. Smart, Verleger, Redakteur und Drucker des „Nighthider Gemeindeboten", der fallweise nach Bedarf erscheint. „Wenn Sie eine Beschwerde haben, warum wollen Sie sich nicht vertrauensvoll an meine Zeitung wenden? Meine Zeitung weiß immer Rat und Bescheid, besonders . . ." Mr. Smart räusperte sich, „. . . besoders wenn es sich um einen Jahresabonnenten handelt."

Mr. Thomson reckte sich. „Wenn Sie mir wirklich da Abhilfe schaffen, Mr. Smart, erhalten Sie von mir einen ganzseitigen Insertionsauftrag der ‚Ersten Internationalen Karussell- und andere Volksbelustigungsgeräte-Korporation'."

Mr. Smart verneigte sich. „Geht in Ordnung. Legen Sie sich heute abend ruhig nieder, ich hoffe, nichts wird Sie morgen vorzeitig aufwecken."

Gleichwohl ging Mr. Thomson mit gemischten Gefühlen zu Bett. Als er aufwachte, war es am späten Vormittag. Heilige Stille, himmlischer Friede herrschte im Raum, und auf der Wiese vor dem Fenster war auch nicht die Spur einer Gans zu sehen. Trällernd verließ er das Haus.

Er stieß auf Mr. Smart. Mr. Smart schmunzelte. „Nun, hab' ich zuviel gesagt? Sie wollen natürlich jetzt wissen, wieso ich das managern konnte." Er entnahm seiner Brusttasche die neueste Nummer des „Nighthider Gemeindeboten". „Ganz einfach, da, sehen Sie her."

Auf dem ersten und gleichzeitig einzigen Blatt der Zeitung, fett gedruckt und zweispaltig in großer Aufmachung, war zu lesen: „Extraausgabe!! Von einem ebenso seltsamen wie bedauerlichen Mißgeschick wurde Mr. Thomson ereilt, der seit Mittwoch in unseren Mauern weilt. Als Mr. Thomson auf der Wiese vor dem Häuschen, in dem er abstieg, zu Verdauungszwecken ein bißchen herumpromenierte, löste sich der sechskaratige Diamant seines Fingerreifens aus der Fassung und fiel zu Boden. Eine Gans, die dort weidete, verschluckte den Stein. Mr. Thomson wollte das Tier packen. Die Gans flüchtete aufkreischend und flügelschlagend zur Schar ihrer Gefährtinnen. Da bekanntlich alle Gänse so ziemlich einander gleichen, war es ihr nunmehr leicht, sich unkenntlich zu machen und sich auf Nimmerwiedersehen mit ihren Artgenossinnen zu vermischen."

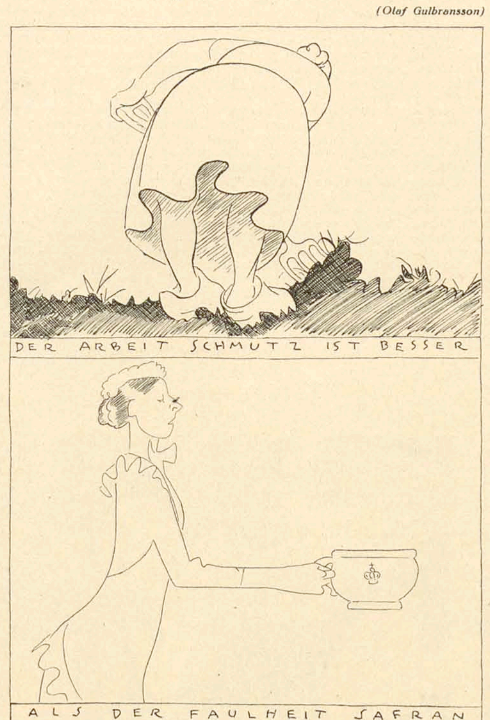
So lautete die Extraausgabe des „Nighthider Gemeindeboten".

Im Hause des Gemeindevorstehers aber ißt man nun schon seit Wochen nichts als Gänsebraten. Der Gemeindevorsteher hat nämlich an einem einzigen Tag seine gesamten Gänse geschlachtet.

R. L. W.

Sprichworte

(Olaf Gulbransson)



„Sieht der Maxe eine dufte Frau . . .“ ⁄ Von Charly Conrad

Um achtzehn Uhr hatte Max Ablösung am Trambahndepot. Er gab seinem Kollegen den Fahrplan und den Automatenschlüssel, zuckte auf die Frage, wie es seiner Frau gehe, nur müde die Achseln und schritt über den gepflasterten Hof mit den vielen Weichen und der Drehscheibe zum Ausgang. Um neunzehn Uhr sollte er in der Klinik anrufen. Er nickte vor sich hin. Langsam ging er durch die kahle Koloniestraße, seine alte Ledertasche mit dem Eßnapf und der Gabel darin unter dem Arm. In seiner naiven und harten Frömmigkeit fühlte er in diesen Tagen die strafende Hand Gottes förmlich körperlich auf sich liegen. Seine Gedanken kreisten unaufhörlich um das fürchterliche Erlebnis vor Jahren, das immer noch ungesühnt auf ihm lastete. Er sah alle Einzelheiten des Unfalls wieder deutlich vor seinen Augen. Auf der vorderen Plattform stand niemand, als ein stämmiges Dienstmädchen, das in der Stadt auf dem Markt eingekauft zu haben schien. Er spürte sie neben sich stehn, sie roch nach Kernseife und Schweiß. Er war damals noch jung, unverheiratet. Er sagte irgend etwas, sie lachte, er sagte wieder was und hatte sogar eben den Plan, sie auf die Kirmes am Stoppenberger Platz einzuladen — da kam von unten her ein dünner Schrei. Schon hatte er die Notbremse gezogen, daß der Qualm des unter den Rädern zerriebenen Sandes bis in den Wagen drang. Polizei kam, und es fanden sich Zeugen, die zu Protokoll gaben, daß der Führer nicht sonderlich schnell gefahren sei und außerdem beständig Signale gegeben habe. Das Kind sei eben direkt in den Wagen hineingelaufen. Das Dienstmädchen, wohl aus einer gewissen Scheu, die manche Leute vor der Vernehmung und der Zeugenrolle haben, war im Gedränge verschwunden. Max sah sie niemals wieder. So stand er in aller Augen schuldlos da. Trotzdem machte irgendein boshafter Kollege einen Spottvers, und später, auf dem Straßenbahnerball, wo Max dann seine Frau kennengelernt hatte, trat sogar ein Betrunkener an den Tisch, lüftete den Hut und begann, die Hände in den Taschen und auf den Zehenspitzen balancierend, zu singen:

„Sieht der Maxe eine dufte Frau,
Nimmt er's mit das Fahren nich genau.
Wenn 'ne Leiche liegt auf dem Geleise,
Sagt er, det war zufälligerweise.“ —

Langsam stieg Max die schmale, hölzerne Treppe zu seiner Wohnung empor. Er machte die Tür zwischen den beiden Dachkammern auf, die er bewohnte, und wanderte beständig mit schwerem Schritt auf und nieder, jeweils bis zu den beiden schmalen Eisenbetten in der Schlafkammer und bis vor den Küchenherd. Die Gaslampe brannte grünlich und unregelmäßig. Es war kalt in den Zimmern. Sonst hatte ihn immer eine friedliche Wärme empfangen, wenn er vom Dienst kam, und der angenehme Dunst von Bratkartoffeln. An dem Nagel in der Tür hing noch eine blaue Schürze von Johanna. Er nahm vom Stuhl neben seinem Bett die Weckuhr, stellte sie auf den Tisch in der Küche und setzte sich davor. Nach einer Weile stand er wieder auf, zog die Schublade des Tisches vor und kramte eine Tüte mit Fischfutter heraus. Auf der schmalen Fensterbank standen zwei Einmachgläser mit gelblich-grünen Wasserpflanzen und Stichlingen. Hier war Johannas Lieblingsplatz. Ganze Nachmittage, wenn Max im Dienst war, saß sie vor den Gläsern, tippte mit dem Finger gegen die Wand und freute sich, wenn die Fische davonstoben oder manchmal so zutraulich waren, nach dem Finger zu schnappen. Als Johanna in ihrem hohen Fieber auf der Bahre durch die Tür getragen wurde, hatte sie noch an ihre Fische gedacht. Max solle ja nicht das Füttern vergessen, hatte sie noch gesagt.
Vorsichtig griffen nun seine dicken, plumpen Finger in die enge Tüte, das mehlartige Futter, welches ein wenig nach Sägemehl und verdorbenem Hering roch, herauszunehmen und in den Ring zu streuen. „Mutter is krank . . . ja, Mutter is krank . . .“, sagte er dabei, erschrak aber sogleich vor dem Klang seiner Stimme in den leeren Zimmern und schwieg.
Um achtzehn Uhr fünfundfünfzig zog Max wieder seinen Mantel an, stülpte die Dienstmütze auf und ging in die Wirtschaft von Fink an der Ecke, um zu telephonieren. Es war ein Samstagabend, und aus der Gaststube drang das Gelächter und der Lärm der Straßenbahner, die hier ihr Stammlokal hatten. Allerdings waren es fast ausschließlich die jungen, unverheirateten Leute, die hier ihr Bier tranken, über Politik stritten, Billard spielten oder einträchtig im Chore sangen. Max ging durch den schmalen Korridor. Für Bier hatte er nie einen Pfennig ausgegeben. Er war lieber mit Johanna in die Versammlungen einer Sekte gegangen, der sie angehörte. Am Ende des Korridors stand die Tür zu dem Gesellschaftszimmer offen. Es war leer an diesem Abend. Ein Teil der Stühle war umgekippt, und es roch nach Feuchtigkeit und Moder. Von der Wand hing die Tapete stellenweise in Fetzen herunter. Aus dem schimmligen Bretterfußboden stieg Kälte auf. Fröstelnd nahm Max den Hörer ab.
Er erfuhr, daß man Johanna soeben operiert habe. Es sei alles ganz gut verlaufen, sagte der Stationsarzt, aber angesichts der weit fortgeschrittenen Blutvergiftung könne man natürlich noch nichts Bestimmtes sagen. Ein Besuch sei vorerst nicht empfehlenswert, da die Patientin sehr schwach sei. Max legte fünfzehn Pfennige auf den Apparat, denn er scheute sich, in die Wirtsstube zu gehen. Auf dem Treppenstein blieb er stehn und schüttelte den Kopf. Er konnte nicht begreifen, daß seine Frau, die doch auch, wie er, aus Ostpreußen stammte, giftiges Blut haben sollte. Nun schien ihm die göttliche Rache ganz zweifelsfrei. Ich hab' genommen, und mir wird wieder genommen, dachte er.
Plötzlich begann er in einer bestimmten Richtung kräftig auszuschreiten. Er hatte in seiner Not und Verzweiflung den Entschluß gefaßt, zu Frau Mikoleit zu gehen, zu der Mutter des überfahrenen Buben. Als er an einem Kaffeegeschäft vorüberging, kehrte er um, blieb vor dem hellen Schaufenster stehen, zog sein altes, fettiges Portemonnaie und zählte sein Geld. Dann trat er ein und kaufte ein Viertelpfund guten Bohnenkaffee. Eilig ging er den schmalen Fußpfad entlang, der durch Schrebergärten und über eine Schutthalde führte. Der Himmel war schwarz, und es blies ein ätzend kalter Wind, der durch die Kleider bis auf die Haut zu dringen schien. Max schlug den Kragen hoch und steckte die Arme bis an die Ellbogen in die Taschen.
Frau Mikoleit wohnte in einem großen Hause im dritten Stock. In der Küche saßen sieben Kinder hinter dem Tisch und blickten Max mit offenen Mündern neugierig an. Die Frau war am Herd beschäftigt. Schließlich wischte sie sich die Hände an der Schürze ab und schob ihm einen Stuhl hin. Dann blieb sie vor ihm stehen. „Ich hab' damals Euren Jung überfahren“, sagte er. „Das is ja nun wohl vorbei“, sagte die Frau, „und dann habt Ihr ja nich dafür gekonnt.“ Da erzählte Max, demütig wie ein Beichtender, den Hergang. Er hielt die Mütze und die Tüte mit Kaffee dabei in den Händen. Als er fertig war, blickte er vor sich auf den Fußboden. Es war so still im Zimmer, daß man die Uhr im Nebenzimmer ticken hörte. Sogar die Kinder saßen ganz verschüchtert da, die Händchen brav im Schoß gefaltet. Max zitterte und hielt den Atem an. Mein Gott, mein Gott, dachte er. Schließlich sagte Frau Mikoleit leise und ein wenig heiser, daß es gut sei. Es habe wohl so sein sollen, und er möge sich darüber keine Gedanken mehr machen.
Er fühlte einen schweren Druck von sich genommen, sagte „Dankeschön“, wußte nicht, wie er den Kaffee anbringen sollte, stellte ihn schließlich einfach auf den Tisch und ging. Er war in zuversichtlicher Stimmung. Jetzt wollte er noch einmal in der Klinik anrufen. Er war überzeugt, daß es Johanna nun besser gehe. „Die Mikoleit hat mir vergeben, die Mikoleit hat mir vergeben“, sagte er immer wieder vor sich hin, und dann begann er zu laufen. Die Mütze hielt er noch immer in der Hand. Die Kälte legte sich wie ein Panzer um seinen Schädel, aber er achtete nicht darauf. Er malte sich aus, wie er Johanna einen schönen Wollschal kaufen werde, wenn sie wieder daheim sei, denn sie hatte bei der Kälte in ihrem dünnen Mäntelchen immer so gefroren. Er sah einen Schal in grellem Rot und saftigem Grün vor sich, Farben, die er besonders liebte, und dann nahm er sich vor, in Zukunft immer selbst die Kohlen aus dem Keller heraufzutragen. Das sollte Johanna nicht mehr tun, so sehr sie auch protestieren würde.
In der Wirtschaft von Fink war jetzt Hochbetrieb. Gesang, Gelächter und dazwischen das harte Aufeinanderprallen von Billardkugeln.
Die Tür zum Hinterzimmer war angelehnt, und der Wirt sprach gerade selbst am Apparat. Max wartete im Flur, er dachte nur immer: An ihr werde ich alles gut machen.
Endlich kam er ans Telephon. Nach einigen Worten wurde sein Gesicht starr, er warf den Hörer in die Gabel und setzte sich auf einen Stuhl. Dann begann er verzweifelt und haltlos zu schluchzen.

Anerkennung

(J. Fenneker)



„Weißt du, Fritzi, wenn man erst mal sechsunddreißig Stunden lang auf der Reise war, dann erkennt man erst, was so 'n Kolumbus geleistet hat!“

Neue Sachlichkeit

Am letzten Sonntag kam ein starkes Gewitter auf, und ein kalter Schlag fuhr in das Nachbarhaus hinter uns, riß einen Schornstein ab und schlug ein großes Loch ins Dach. Als nun noch die Feuerwehr kam, war für mein vierjähriges Töchterchen eine neue Sensation da. Weil sie aber am Morgen nicht artig gewesen war, sagte ich: „Siehst du, das tut der liebe Gott, wenn er böse ist!“ Der Erfolg dieser pädagogischen Lüge war gleich Null, denn die Kleine sagte, indem sie noch immer nach dem Loch im Dach sah: „Muß der liebe Gott das nun alles bezahlen?“

Das Sowjet-Gewitter zieht ab!

(Olaf Gulbransson)



Während Frankreich den Viermächteplan verhindert, verhütet Deutschland die Weltrevolution.

Bei der Hellseherin

(Alfred Kubin)



Aus dem Geschäftsleben

„Was ist denn mit dem Meier los? Der war doch sonst nicht so! Wie kommt das bloß, daß er die beiden letzten Rechnungen so prompt reguliert hat?!" — „Wahrscheinlich will er Stimmung machen für den kommenden Zwangsvergleich!"

*

„Ja, lieber Herr", meinte der Arzt nach der Untersuchung, „das beste ist schon, Sie suchen für einige Zeit ein Sanatorium auf!"
Der Herr wehrte erschrocken ab: „Nee, nee, Sanatorium! Das glaubt mir doch in der heutigen Zeit kein Mensch. Die denken doch alle, ich sei in Untersuchungshaft!"

Lob des Wartezimmers

Von Heinrich Rumpff

Hast du Schmerzen, und sie werden schlimmer,
schleichst du in des Arztes Wartezimmer:
An der Wand ein Bild vom Herbst im Walde . . .
– ach, wie diese Blätter, fallen balde
auch von dir die selbstbewußten Schalen.
(Hoffentlich kann so ein Arzt nicht malen!)
Während sie von Anämien flüstern
und Ekzemen, die den Leib umdüstern,
hörst du drüben trägen Blutdrucks Weisen,
ultraviolette Strahlen kreisen,
Eiweiß sondert kühl sich in Retorten,
mal ein Schrei, betupft von milden Worten . . .
– plötzlich geht's dir besser denn seit Wochen,
plötzlich bist du schleunigst aufgebrochen,
suggestiv hat sich dein Leid erledigt!
Gott sei Dank — du warst nur leicht beschädigt.

Kleine Geschichten

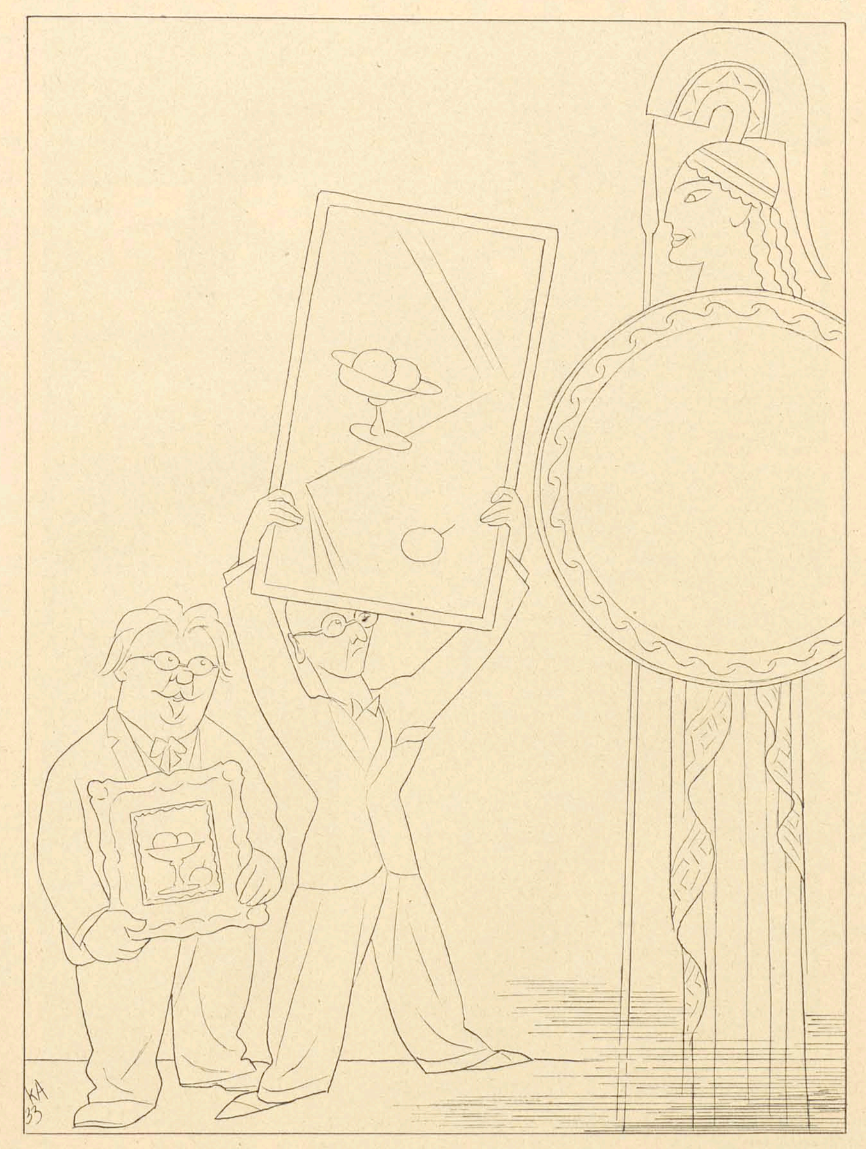
Sind da neulich zwei ältere Damen in der Pinakothek und fragten nach der Besichtigung den Aufseher, wo die Toiletten seien. Der Aufseher, ein typischer alter Münchner, schüttelt den Kopf und sagt: „Toiletten hamma koane!" Die beiden Damen sind sehr bestürzt und verlegen, aber der Aufseher beruhigt sie alsbald und sagt lachend: „O mei, i wollt' Eahna bloß Angst macha, des war ja nur a G'schpaß!"

*

Nach langen Jahren traf Buggemann, der Junggeselle, seine Jugendliebe auf der Straße wieder. — „Otto", sagte sie und sah ihn lockend an, „ich bin schon seit vier Jahren Witwe!" — „Ja, ja", zog sich Otto zurück, „man muß sich eben im Leben an jeden Zustand gewöhnen!"

Im Kampf um die Kunst

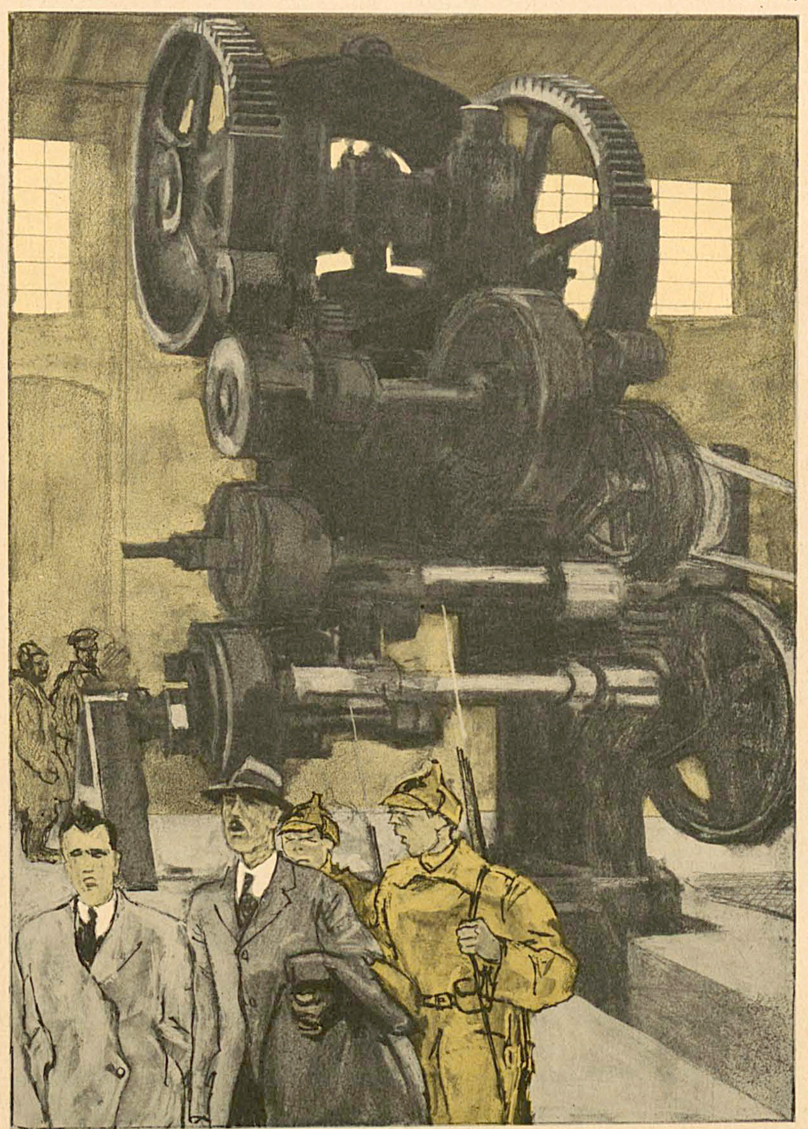
(Karl Arnold)



„Göttliche Pallas Athene, entscheide du, was Kitsch ist!" — „Kitsch ist immer, was der andere malt!"

Englische Ingenieure in Sowjet-Rußland

(E. Thöny)



„Unsere Volksgenossen können Ihre Maschinen nicht bedienen, darum müssen wir Sie wegen Sabotage verhaften."

München, 30. April 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

Zum Tag der nationalen Arbeit

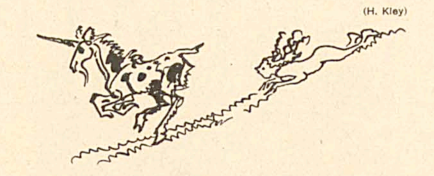
(Wilhelm Schulz)



Ans Werk, ans Werk mit Herz und mit Hand,
zu bauen das Haus, das Vaterland!
Ans Werk, ans Werk, und laßt euch nicht Ruh,
gegraben, gehämmert zu und zu!
Mit Händen hart, mit Händen weich
behauen die Steine zum Bau für das Reich!
Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht;
keine Rast, bis das Haus zustand gebracht!
Ans Werk, ans Werk!

Wilhelm Raabe

(H. Kley)



Das Glück / Von Hermynia Zur Mühlen

Jeden Morgen geht der Herr Major an meinem Fenster vorüber; hinter ihm zotteln zwei Hunde fragwürdiger Rasse. Der weiß und gelb gefleckte hält sich an den Fersen des Herrn Majors, der weiß und schwarz gefleckte aber, der noch älter ist und das eine Bein nachzieht, humpelt langsam in größerer Entfernung hinterher. Auch der Herr Major gehört nicht mehr zu den Jüngsten. Man merkt ihm an, wie schwer ihm der stramme Gang fällt; seine Haare sind weiß, und sein mageres, etwas eingefallenes Gesicht ist voller Runzeln. Dennoch gibt es eine Frau, für die er den Inbegriff des Glücks bedeutet. Eines Glücks, nach dem sie sich dreißig Jahre lang vergeblich gesehnt hatte.

Fräulein Berta Müller war nie hübsch gewesen. Das hatte sie selbst immer gewußt, aber trotzdem hatte sie vor dreißig Jahren auf das große Wunder gewartet, daß ein Mann sie um ihrer edlen Seele — vielleicht auch ein wenig um ihres kleinen Vermögens willen — lieben würde. Ein Mann ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung: es sollte ein Offizier sein, womöglich von der Kavallerie.

Der Ersehnte fand sich nicht, Berta Müllers Eltern starben, sie verlor in der Inflation einen großen Teil ihres Vermögens und sah sich zum Arbeiten gezwungen. Sie machte einen kleinen Gemüseladen auf, und da sie fleißig, billig und äußerst freundlich war, hatte sie bald eine ansehnliche Kundschaft. Sie konnte sich eine Dreizimmerwohnung leisten und ein dickes, mürrisches Mädchen, das den Haushalt führte und sich um die beiden zugelaufenen Hunde kümmerte.

Berta Müller wurde älter, ihr blondes Haar ergraute, sie setzte Fett an und erwartete nichts mehr vom Leben.

Die Zeiten wurden schlechter. Die Dreizimmerwohnung bedeutete nun bereits einen Luxus, und Berta Müller beschloß, das eine Zimmer an einen soliden älteren Herrn zu vermieten. Und nun ereignete sich das Wunder. Der erste, der das Zimmer besichtigen kam, war der Herr Major. Er war solide, er war ein älterer Herr, er war gerade das, was Berta Müller sich vor dreißig Jahren gewünscht hatte. Sie setzte die Miete sofort freiwillig um fünf Mark herab und erbot sich, für die Verpflegung des Mieters zu sorgen. Der Herr Major, der außer dem Rauchen keine Laster hatte, kam trotzdem nie mit seiner Pension aus; er wußte selbst nicht, was aus dem Gelde wurde, aber gegen den Dreiundzwanzigsten des Monats war es immer einfach fort. Er freute sich daher über die billige Miete, die angebotene preiswerte Verpflegung und wurde Berta Müllers möblierter Herr. Zuerst hielt er sich vornehm zurück, als Berta Müller ihn jedoch während einer Grippe aufopferungsvoll pflegte, kamen die beiden einander seelisch näher. Er erholte sich langsam; Berta Müller brachte ihm teueren französischen Rotwein und kaufte sogar Kaviar, von dem sie erzählte, sie habe ihn geschenkt bekommen. Sie entdeckte, daß sie eigentlich kein Mädchen brauche, und stand zwei Stunden früher auf, um den Haushalt in Ordnung zu bringen.

Bisweilen kam der Herr Major ins Geschäft, um ein wenig mit seiner Hausfrau zu plaudern, und dann war Berta Müller glücklich. Die Stammkunden wußten, wer der alte Herr war, und den neuen flüsterte es Berta Müller verstohlen zu. Die Verpflegung wurde immer besser, und wenngleich der Herr Major davon nicht zunahm, tat es ihm dennoch wohl. Er empfand Dankbarkeit für Berta Müller, und einmal ereignete es sich, daß er diese Dankbarkeit durch ein schweres Opfer bezeugte. Berta Müller war eben nicht im Laden, und eine Kundin kam, um einen größeren Einkauf zu machen. Der Herr Major, der hinten in einer Ecke seine Zeitung las, wurde dunkelrot im Gesicht; er hatte sich in keiner Schlacht so unbehaglich gefühlt wie in diesem Augenblick. Sollte, durfte er die Kundin fortschicken? Nein. Aber konnte man von ihm verlangen, daß er sich hinter den Ladentisch stelle und Grünzeug verkaufe? Er dachte an seinen Vater, der General, und an seine Mutter, die eine „von“ gewesen war, aber er dachte auch an Berta Müller, die so rührend für ihn sorgte. Die vier Schritte zum Ladentisch erschienen ihm länger als der längste Marsch. Mit bebender Stimme wiederholte er die Wünsche der Kundin, mit zitternden Händen brachte er das Gewünschte herbei und nahm das Geld in Empfang. Berta Müller war über diese Herablassung namenlos erschüttert: sie bedauerte nicht einmal, daß der Herr Major die Ware etwa um ein Drittel zu billig verkauft hatte.

Aber das höchste Glück stand ihr noch bevor. Sie geriet mit einer Nachbarin in Streit, und diese, ein ordinäres Frauenzimmer, spielte, als sie den kürzeren zu ziehen begann, ihren höchsten und letzten Trumpf aus: „Sie haben überhaupt nichts zu reden. Von Ihnen weiß ja die ganze Nachbarschaft, daß Sie mit dem Herrn Major, na ja, Sie werden schon wissen, was ich meine!“

Die ganze Nachbarschaft! Berta Müller konnte sich nicht erinnern, in ihrem Leben je so selig gewesen zu sein. Sie fühlte sich wie eine Achtzehnjährige, sie errötete über und über, sie gab der Nachbarin in allem recht und schenkte der verdutzten Frau ein Pfund ihrer schönsten Bananen.

Vielleicht ist Berta Müller heute die glücklichste Frau in der ganzen Stadt. Das Lächeln auf ihrem Gesicht ist kein Verkäuferinnenlächeln; es kommt aus tiefster Seele. Und wenn morgens der Herr Major mit den beiden alten Hunden fragwürdiger Rasse seinen Spaziergang antritt, steht sie in der Ladentür und blickt ihm so lange nach, bis die alte hagere Gestalt ihren kurzsichtigen Augen entschwindet. Dann lächelt sie zufrieden und kehrt freudig bewegt zu ihrem Gemüse zurück.

*

An einen Freund

Von Max Zweigelt

Du baust dein Haus für dich und nimmer für die Welt.
So wie es dir gefällt, so wird es hingestellt.

Und nörgelt einer wohl, der just vorübergeht —
Mag er es immer tun, so er dich nicht versteht.

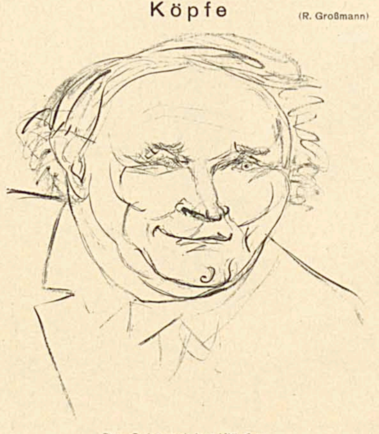
Wenn er in deinem Werk dich aber hindern will,
Gestehe, lieber Freund, bleibst du da auch noch still?

Nein! Je nach Art und Tun, so formst du deine Wehr.
Wo Haß dich geifernd trifft, da liebst auch du nicht mehr!

Wir zimmern unser Haus; wir richten unser Reich.
Und wie wir es erbaun, das sei den Andern gleich!

Köpfe

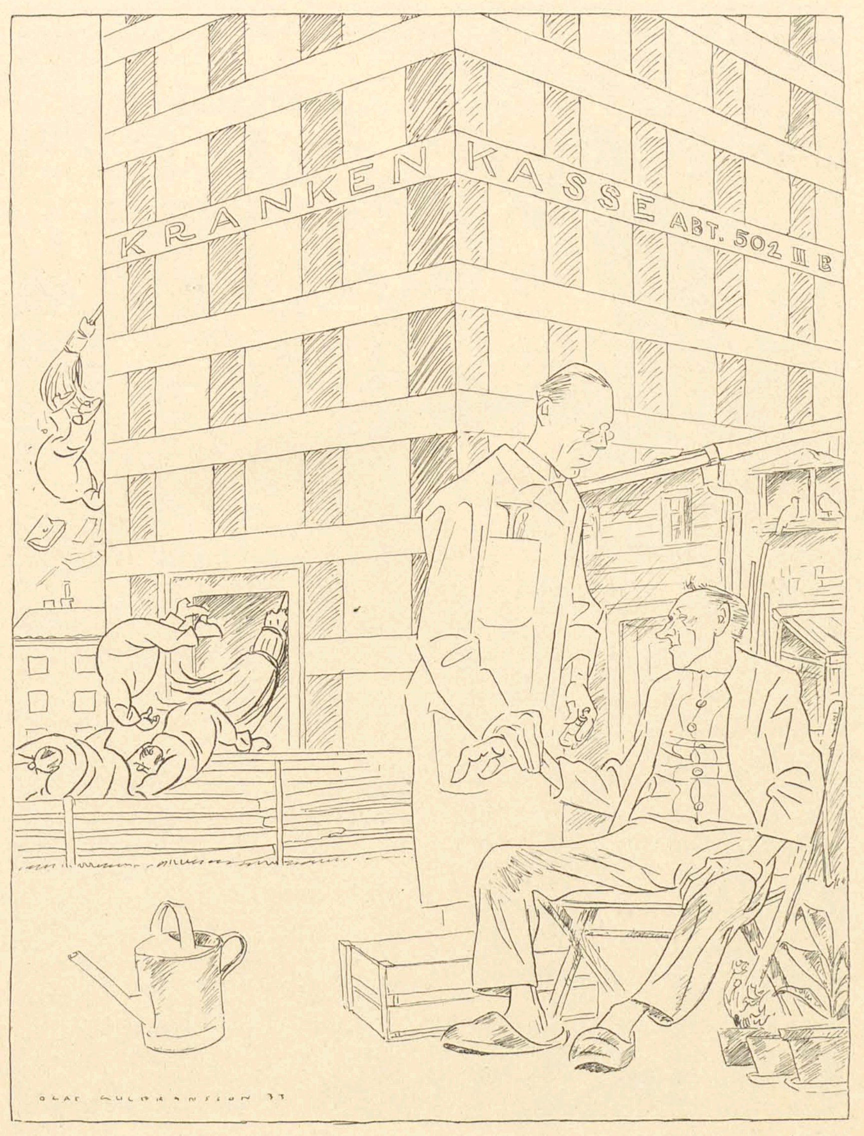
(R. Großmann)



Der Schauspieler Klöpfer

Abbau der Parteibuch-Beamten

(Olaf Gulbransson)



„Jetzt werden wohl Mittel frei werden, dich gesund zu machen, und vielleicht wird sogar der Arzt dafür bezahlt."

Mensurverbot aufgehoben

(E. Thöny)



„Immer ran, Leibfuchs, jetzt sind wir nimmer unter Kuratel!"

Das Glück

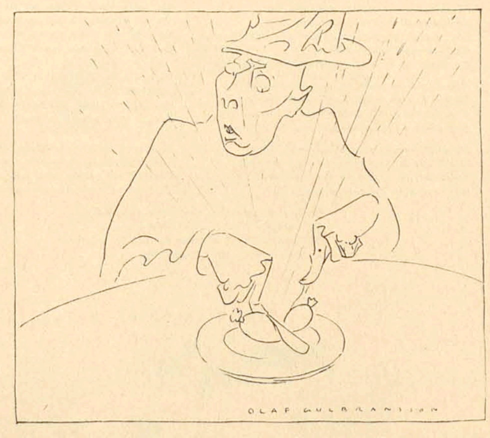
Und jagst du ihm nach mit hundert Pferden:
du findest das Glück nicht auf der Erden.

Und sinnst du ihm nach in hundert Träumen:
es quillt nicht aus überirdischen Räumen.

Erst muß dich der Tod von dir selber entbinden,
dann wird sich's unter der Erde finden.

Dr. Owlglaß

Strafe der Ungeduld (Olaf Gulbransson)



„Fräulein, bringens mir jetzt nachha vielleicht mei Bier, oder . . ."

Das Wunderhaus / Von Jenö Wallesz

In unserem Haus gibt es kein Radio. Ich verrate nicht, wo sich dieses Haus befindet, um nicht allen Verzweifelten als Zufluchtsstätte zu dienen. Bloß das Geheimnis will ich verraten, wieso es möglich wurde, das Haus „keimfrei" zu machen.
In der ersten Etage waren zehn Wohnungen mit Radioapparaten nebeneinander. Die elfte Wohnung gehörte mir. Und die Mäuler der elf Lautsprecher standen den ganzen Tag nicht still. Elf Radioapparate sangen, sprachen, schrien, musizierten, kreischten von zeitig früh bis spät am Abend durcheinander. Es waren das sehr schwere Tage für mich. Aber sie sind gottlob bereits vorbei.
Da geschah so, daß ich, kurz entschlossen, meinen Apparat abmeldete und abmontierte. Wozu soll ich ein eigenes Radio halten, wo ich doch den Lautsprecher meines Nachbars ebensogut höre, als würde der Apparat in meiner eigenen Wohnung stehen. Einige Tage später sprach mich mein Nachbar an: „Was ist bei Ihnen los? Ich höre schon seit einigen Tagen Ihren Radioapparat nicht mehr?"
„Ich ließ ihn abmontieren."
„Können Sie denn ohne Radio sein?"
„Nein, aber ich höre Ihren Lautsprecher sehr gut; wozu soll also auch ich zwei Schilling pro Monat bezahlen?"
Vier Wochen später bemerkte ich, daß in der angrenzenden Wohnung das Radio schweigt. Ich fragte meinen Nachbar: „Was ist, Herr Kühn, ich höre Ihren Radioapparat nicht?"
„Ich ließ ihn abmontieren."
„Aber . . ."
„Ich werde doch nicht für Sie ein Radio halten! . . . Auch ich lausche jetzt gratis dem Apparat meines Nachbarn."
Weitere vier Wochen verstrichen, — und auch beim dritten Nachbar verstummte der Lautsprecher. Ich fragte Herrn Vinz: „Was ist, Herr Vinz, haben Sie Ihr Radio aufgegeben?"
„Natürlich . . . Sie werden doch nicht etwa glauben, daß ich die Radiogebühren bezahlen werde, damit Herr Kühn gratis zuhören könne . . ."
Und so ging das weiter durch alle zehn Wohnungen. Heute aber herrscht im Haus eine himmlische Ruhe.

Lieber Simplicissimus!

Felicitas macht ihre Fahrprüfung.
Der Prüfungskommissar sitzt neben ihr. Plötzlich flüstert er: „Einzige! Geliebte! Süße! Ich liebe dich!"
„Mein Herr!"
Felicitas blickt ihn wütend, empört an.
Der Fahrlehrer stoppt: „Ich habe Ihnen dies nur gesagt, um zu sehen, ob Sie schon reif für den Führerschein sind. Was immer auch geschehen mag, Sie haben nicht von der Fahrbahn wegzublicken. Statt dessen haben Sie auf mich geschaut. Kommen Sie in vier Wochen nochmals zur Prüfung."

Kleines Vorstadtmädchen tanzt

Zu Hause ist es anders wohl als hier.
Zu Hause ist vielleicht ein altes Bett,
Ein Schrank, ein Waschtisch und ein Bügelbrett,
Und ein gepfändetes Klavier.
Zu Hause ist es lange nicht so nett.

Hier sitzt man weich in einer schönen Ecke.
Sie hat das sonst im Tonfilm nur gesehn.
Hier darf man vor geschliffnen Spiegeln stehn,
Und flache Lampen hängen von der Decke.

Sie spielt verloren mit der blauen Kette,
Und in Gedanken zählt sie rasch ihr Geld.
Sie lächelt froh, und ihr erscheint die Welt
Wie eine süße Tauberoperette.

Die roten Hände hören auf zu frieren.
(Es war einmal, da war sie klein und arm.)
Sie glüht vor Glück und läßt sich gerne führen,
Und ihre Seele wird beim Tango warm.

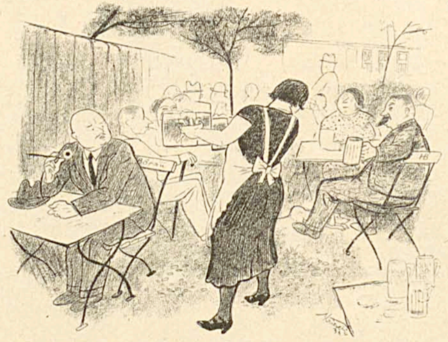
Sie weiß genau, zu Hause wird man warten.
Der Vater kann das Leben nicht verstehn.
Nun sind es schon die dritten Stempelkarten.
Er wird wohl wieder fluchend schlafen gehn.

Zu Haus zerwischt die Mutter eine Träne.
Die Geige singt, es ist schon viertel zwei.
Das junge Mädchen tanzt und träumt dabei,
Sie wäre so apart wie die Marlene.

Dann wacht sie auf... Sie geht erregt nach Haus.
Sie sieht die Mutter in der Küche sitzen,
Und wie ein Kind schleicht sie auf Zehenspitzen
An ihr vorbei... Der kleine Film ist aus.

Geburtsfehler

(Rudolf Kriesch)



„Kruzitürken, alle Gäst' kann i do net auf oamoi ihr Bier bringa!" — „Ah was, bal a Kellnerin nur zwoa Händ' hat, is halt für ihren Beruf überhaupts net geeignet!"

Karl Benz

Karl Benz, der „Erfinder des Automobils", war einer der ersten deutschen Radfahrer. Was man so Radfahrer nennt. Sein Veloziped war jener berüchtigte „Knochenschüttler", der über einen Zentner wog und auf dicken Eisenrädern übers Pflaster holperte. Benz erreichte zwar keine großen Geschwindigkeiten mit ihm, aber um so ergiebigere Schweißausbrüche.

Aber während er, vom Scheitel bis zu den Zehen durcheinandergerüttelt, das Mordsfahrzeug vorwärtstrat, kam ihm die Idee des selbstfahrenden Wagens . . .

Wenn ihn später jemand fragte: „Und wem hat Ihr Genie am meisten zu verdanken?", pflegte er zu sagen: „Genie? — Mein Genie war mein Schweiß. Und den hab' ich zu allererst meinem alten Knochenschüttler zu verdanken."

Industriearbeiter

Wir sind zu Hause, wo Fabriken rauchen.
Wir sind die Tat, die schlicht am Leben werkt.
Wir sind nicht da, um Zinsen zu verbrauchen.
Wir sind das Volk, das harte Zeiten merkt.

Uns trifft es, wenn sich Absatzmärkte schließen.
Uns trifft der Kurs der Börsen, wenn er fällt.
Wir sind der Strand, an den die Wirtschaftskrisen
verbissen branden aus der ganzen Welt.

Wir steigen aus dem Schlaf am frühsten Morgen.
Oft wird es schwer. Wir treten trotzdem an.
Wir können Kräfte nicht im Bankhaus borgen,
wir stellen aus uns selber unsern Mann.

Wir sind nicht Blumen und nicht Baum im Grünen.
Wir wurzeln, wo sich Erz und Kohle birgt.
Wir regen uns im Dickicht der Maschinen,
wir sind der Griff, der ihren Rhythmus wirkt.

Wir kamen nie dahin, privat zu denken.
Wir sind die Masse, Kopf an Kopf gereiht,
sind starker Fluß, von starkem Damm zu lenken
zu neuem Sinn und Ziel. — Wir sind bereit!

Walther C. F. Lierke

Nach bestem Wissen und Gewissen (Otto Hermann)

„Dös muaßt aber aa beschwörn könna, eventuell.“ — „Dös konn i guat, is ja sonst neamd dabei gwesen!“

Kleine Geschichten

Eine alte Tante ist am Sterben. Ruft ihre junge Nichte. „Sieh mal, da hab ich im Schrank noch einen Mantel hängen, wirklich prima Friedensqualität! Den will ich dir vermachen! Wenn du dir dazu neues Futter kaufst, den Oberstoff erneuern läßt und ihn ein wenig umänderst, hast du noch den schönsten Sommermantel!“ — „Liebe Tante“, sagte die Nichte erschreckt, „du wirst doch nicht sterben!“

*

Vor ein paar Jahren brachte ein Berliner Blatt regelmäßig Referate über den neuesten Stand der Arbeits-Psychologie. Die Experimente von Prof. N. wurden dabei als grundlegend erachtet. In vielerlei Hinsicht waren die Angaben Prof. N.s wissenschaftlich vorsichtig: er wagte nicht zu entscheiden, ob die Arbeit eines Hufschmiedes mehr Kalorien erfordere als die eines Kapellmeisters, der an einem Abend mehrere Symphonien dirigiert; aber in einem war Prof. N. fest entschieden. Es hieß in der Zeitung: „Der Kalorienverbrauch bei geistiger Arbeit jedoch ist gleich Null. Er kommt derjenigen eines Menschen gleich, der im Bette liegt und schläft.“
Der Literat T., der das las, sagte: „Sicher hat der Professor seine Experimente an sich selbst gemacht.“

*

In einer Wiener Papierhandlung erschien ein seltener Gast, nämlich ein Kunde, und verlangte Toilettepapier.
Die Papierhändlerin überreichte ihm ein Paket zu fünfhundert Blatt und sagte: „Fufzig Groschen!“
„Das is m'r zu viel“, lehnte der Kunde ab, „geben S' mir meintswegen zwanzig Blatt!“
Die Geschäftsfrau redete ihm zu, doch das ganze Paket zu kaufen: zumal es nicht üblich sei, Toilettepapier stückweise abzugeben.
Der Kunde aber knurrte böse: „Erlauben S' mir, was soll ich denn nachher mit dem viel'n Papier anfangen? Glauben S', ich hab' alle Tag' Gäste??!“

Salpeter

*

Wull ist Millionär. Wull macht es sich bequem. Er wird fett und fetter. Ins Geschäft läßt er sich fahren, die Briefschaften auf seinem Schreibtisch gleiten sanft am laufenden Bande vorbei.
Wull wird langsam technisiert, sein Lebendiges wächst langsam zu. Kürzlich schenkte ihm seine Frau einen elektrischen Rasierapparat. Wull sah dem alten, gewöhnlichen wehmütig nach.
Als ihm aber gestern seine Frau einen Rasierpinsel mitbrachte, in dessen Griff die Seife untergebracht ist, und der daher selbsttätig schäumt, begann auch Wull in seinen natürlichen Grenzen zu schäumen. Er rang die Hände vor Schmerzensgewalt und bat flehentlich: „Bitte, bitte, laß mir meinen alten Rasierpinsel! Nimm mir nicht jede Arbeit! Es war meine letzte!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

Eine Wette im Frühjahr

Dies ist eine wahre Geschichte, und ihr Held heißt Martin Wall und ist Wirt einer kleinen Gastwirtschaft in einem der besseren Viertel der Stadt, ein behäbiger, fester, aufrechter Mann mit geschmeidigem Wesen und einem manchmal etwas abstoßenden dunklen Blick. Er hatte den „Goldnen Drachen“ von seinem Vater übernommen und zu den Räumen im Erdgeschoß einen Anbau geschaffen, der an den verschiedenen Abenden der Woche zu Tanzereien, politischen Debatten und musikalischen Versuchen eines Männergesangvereins vermietet wurde. Nur Freitags blieb der Saal geschlossen, denn der Freitag war für Herrn Wall — wie für die Mohammedaner — ein Festtag, er leuchtete als festliche Fackel durch den Alltag der übrigen Woche: Freitagnachmittag war Stammtisch, und zwar Stammtisch der Honoratioren. Dann stand er am Tisch der Herren, und sachte auf eine Stuhllehne gestützt, hörte er den Reden zu; ab und zu winkte er seinem Kellner, hier und da ein Glas frisch aufzufüllen oder ein Streichholz zu reichen; zugleich hörte er auf das Stimmengewirr aus den benachbarten Schankräumen, er sah in die Karten, die die Herren spielten, studierte die Gesichter, ohne es zu wissen, und machte sich seine Gedanken darüber. Hin und wieder forderte ihn einer der Herren auf, am Tisch Platz zu nehmen; dieser Aufforderung leistete er nie Folge.

Bis auf ein einziges Mal. Dieses Mal wurde sein Unglück. Es war im ersten schwülen Frühjahr, die Gemüter waren bewegt, man war heiser und erregt von der plötzlichen Wärme; die Herren sprachen und handelten wie in leichtem Fieber, sie waren alle übermüdet, und eine nervöse Stimmung drang aus den Parks der Stadt herüber zu diesem Tisch. Sie wurden träumerisch, ein wenig konfus, und ihre Reden lächelnd und phantastisch. Um diese Zeit war es, daß man Herrn Wall bat, Platz zu nehmen, und er, erfüllt von irgendeinem schmerzlichen Gefühl — er war, wie die meisten der Herren, schon über fünfzig —, setzte sich. Das war sein Unglück.

Man begann von Männern zu sprechen, die ihr Geschick gemeistert hatten; und schon fiel, im dunstigen Widerschein des im Dunkel um die Lampen langsam kreisenden Rauchs der Zigarren, manches lockere Wort. Man blinzelte den großen Betrügern zu, falls sie charmant und witzig waren, — und, dadurch angeregt, ging der Gerichtspräsident dazu über, kleine Anekdoten zu erzählen. „Wer von Ihnen, meine Herren“, sagte er beispielsweise mit der selbstgefälligen Armbewegung eines alten Komödianten, — „wer wäre imstande, heute, jetzt, sofort, sogleich — — — sich Geld zu beschaffen, ohne es zu leihen, ohne es zu rauben, nur mit ein wenig Witz und Grips und sonst nichts — — — ? — — — Ja!“, sagte er wohlgefällig, und fügte hinzu, als alles schwieg — — — „so etwas ist nicht einfach!“

„Aber —“, meinte der Bürgermeister lachend.

Da lächelte der Wirt in sich hinein und sagte versonnen: „Ich wüßte eine Art — — —“

Großes Hallo; die Herren nahmen die Zigarren aus den Mündern, der Bürgermeister klopfte Wall auf die Schulter, so daß der Gerichtspräsident ganz spitz fragte, wie er sich das denn denke.

„Meine Sache!“ sagte der Wirt. Fast taumelnd stand er auf, geschwollen wie ein Troubador durch die Worte des Stadtoberhauptes, näherte sich respektvoll dem Ohr des Bürgermeisters und flüsterte ihm etwas zu. „In einer halben Stunde bin ich wieder zurück, meine Herren“, sagte Wall, schickte den Kellner nach Hut, Mantel und Stock, schärfte dessen Kollegen auf das bestimmteste ein, für das Wohl der Gäste zu sorgen, dann ging er. — „In spätestens einer halben Stunde ist er zurück“, wiederholte der Bürgermeister.

*

Wall ging und ging. Die Straßen waren feucht und matt. Nur wenige Fußgänger kämpften, an Häuserwände gepreßt, gegen den warmen Regen. Es war eine Nachmittagsstunde zwischen Helligkeit und Abend. Geschlossene Autos spritzten verbissen um die Ecken. Wall fröstelte.

Er trat herzklopfend in das Haus der Versicherungsgesellschaft ein und ließ sich bei dem Direktor melden, dem er vorgestellt worden war, als er vor mehr als zehn Jahren seine hohe Lebensversicherung abgeschlossen hatte. Der Direktor, der keine Ahnung mehr hatte, wer der Mann war, empfing ihn aber, nachdem er dessen Akten sich hatte kommen lassen, sofort, bat ihn freundlich, Platz zu nehmen und abzulegen.

Der Raum war sauber, groß und elegant. Verflogen war die träumerische Atmosphäre des nachmittäglichen Stammtisches. Plötzlich kam dem Wirt die Unsinnigkeit seines Vorhabens voll zum Bewußtsein. Schon erhob er sich, um zu gehen, als es ihm auf einmal schwer einfiel, daß er nicht zurückgehen durfte; die Herren daheim warteten auf ihn, und er spürte es irgendwo, daß seine Ehre, seine Gleichberechtigung mit diesen Herren sozusagen daran hing, die Wette zu gewinnen; er mußte bleiben; er begann: „Verehrter Herr Direktor“, sagte er, — „ich bin bei Ihnen hoch versichert.“

„Ich weiß“, nickte der Direktor freundlich, — „mit was kann ich Ihnen dienen?“

Der Wirt holte tief Atem, dann fuhr er fort: „Ich hoffe, Herr Direktor, noch einige Jahrzehnte zu leben, und Sie werden mit meinem eingelegten Geld noch viele Zinsen verdienen; ich bitte Sie nun, mir sofort, jetzt, einen bestimmten Betrag, sagen wir dreitausend Mark, auszubezahlen.“

„Ja, aber — — —“, begann der Direktor, — „das ist doch nicht üblich, und —“

„Wenn Sie mir dagegen diesen kleinen Wunsch nicht erfüllen“, fuhr Wall fort, und jetzt gewann er immer mehr Sicherheit, und er dachte gar nicht mehr an den Mann, der vor ihm saß, sondern nur noch: denen werde ich's zeigen, daheim, — und er sagte den ausgedachten Spruch weiter auf, — „dann werde ich innerhalb der nächsten Stunden Selbstmord begehen, und dann können Sie morgen meiner Frau die ganze Versicherungssumme auf einmal und sofort ausbezahlen.“

Er schwieg. Ein Uhrpendel tickte langsam hin und her. Der Direktor überlegte: Ein Wahnsinniger? Ein Erpresser? — Er überlegte blitzschnell: was war zu tun? Sollte er das Geld auszahlen? Sollte er die Polizei rufen? — Aber dann riskierte er, daß dieser gute Kunde abspringen würde. Wie kam der Mann nur auf eine solche Idee! Vielleicht war er betrunken? Ja, erst jetzt merkte er es: der Mann verbreitete ja einen empfindlichen Geruch von Alkohol! — Der Direktor lächelte und sagte: „Verehrter Herr Wall, selbstverständlich, sicher! Wir erfüllen Ihnen Ihren Wunsch.“

„Ja?“ schrie der Wirt.

„— aber morgen! Sehen Sie, Herr Wall, heute sind die Schalter schon geschlossen, und außerdem, Sie machen einen müden Eindruck, schlafen Sie sich erst mal aus. Morgen, nicht wahr, Herr Wall —“, und der Direktor stand auf, zum Zeichen, daß die Unterredung beendet sei, im festen Glauben, daß dieser betrunkene Wirt sich morgen dieser ganzen Geschichte gar nicht mehr erinnern würde.

Wall war blaß geworden. — „Sie wollen nicht?“ sagte er leise, und dann: „Ich kann nämlich nicht bis morgen warten! Ich muß das Geld heute haben! — Ich brauche es heute! — Glauben Sie es mir doch — — —!“

„Aber mein Lieber —“, dienerte der Direktor.

Wall war auch aufgestanden. — „Sie! —“, schrie er, — „geben Sie mir das Geld

(Schluß auf Seite 58)

Ausweg

(Kurt Werth)



„Weißt du, Else, wenn du mir schon die Wahl läßt, ob wir lieber in ein Theater oder lieber in ein Kino gehen, dann gehe ich lieber zu meinem Stammtisch.“

May-Bock-Season in America

(E. Schilling)



(Schluß von Seite 56)
doch! Ich muß mich umbringen — hören Sie — ich muß mich umbringen, wenn ich das Geld nicht bekomme! — Ich begehe Selbstmord, Sie!" —

Dem Direktor riß die Geduld. „Schön, dann begehen Sie Selbstmord", sagte er burschikos, „und kommen Sie morgen wieder, und dann reden wir weiter über die Sache. — Und nun entschuldigen Sie mich, bitte, ich habe zu tun!" — Er drückte auf einen Klingelknopf, ein gewandter Herr erschien, und der Direktor sagte: „Bitte der nächste Besucher."

Wall erstarrte: dieser Mann nimmt mich nicht ernst. Ich bin ein Gastwirt, er lacht über mich. Ich soll ruhig Selbstmord begehen und morgen wiederkommen — — —

Wall biß die Zähne zusammen, krallte die Finger in die Stuhllehne, vor der er stand, um nicht auf den Mann vor ihm loszustürzen. Was hatte der gesagt — — —?! Er schloß die Augen, er wandte sich um, schluckte und ging hinaus.

Und nun stand er wieder auf der Straße. Der Wind packte ihn, ein herumsausendes Auto bespritzte ihn von oben bis unten. Eine alte Frau ohne Schirm, die ihre Schultern in einem dünnen Tuch zusammenzog, kämpfte mühsam mit leerem Gesicht gegen den warmen Wind. Ihre Lippen bewegten sich.

Der Wirt ging weiter. Er kam an den dunklen Kanälen vorbei, auf denen regennaß die schwarzen Kohlenschuten lagen. In den Schrebergärten hingen kärgliche Blätter trostlos und einsam im Wetter. Bald kam er an eine Landstraße, die letzten Häuser hörten auf, dunkel lag vor ihm der Wald.

*

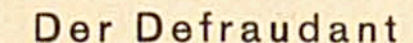
Der Gerichtspräsident sprang plötzlich auf, alle fuhren zusammen; er zog die Uhr und sagte: „Er ist jetzt fünfviertel Stunden weg, es ist etwas passiert, ich weiß es."

„Sei doch gemütlich", murmelte der neben ihm sitzende Seifenfabrikant. Der Bürgermeister zwinkerte und murmelte mit etwas schwerer Stimme blinzelnd: „— der geniert sich sicher, der Gute; seine Unternehmung hat nicht geklappt!"

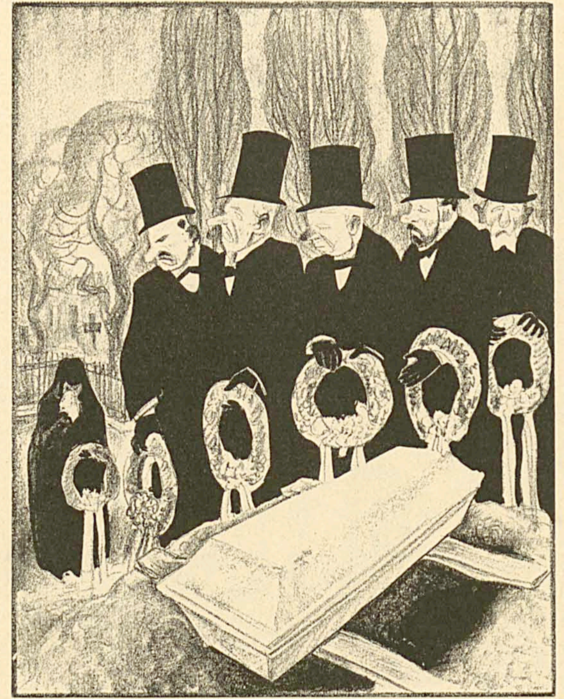
Die Herren lachten dumpf, ein wenig betrunken. „Da sehen Sie es, Herr Bürgermeister", bemerkte plötzlich lächelnd der Gerichtspräsident, dann rief er: „Zahlen!" Auch die andern Herren brachen nun auf, fröhlich, gutmütig und zufrieden. Sie ließen sich in ihre Pelze helfen, ihre Wagen fuhren vor, ein Kellner half den Herren von der Rampe bis an die offenen Wagenschläge. Die Wagenschläge klappten, die Autos fuhren davon.

*

Das Unwetter über der Stadt hielt zwei Tage und zwei Nächte an. Viele Fensterscheiben klirrten, und die Schirmgeschäfte hatten gute Tage. Erst am dritten Tage zogen die Arbeitslosen wieder in den Wald, um Holz zu suchen. Und dort fand man dann den Wirt Martin Wall. H. L.



(Hanssen)



„Ja, ja, so is dös Leben, am Samstag hot er no d' Vereinskasse um fufz'g Markln angepumpt, und mir ham jetzt as Nachschaugn."

Unter Amtsbrüdern

Von Wilhelm von Hebra

Der anglikanische Bischof William Walker, dessen Ehe nicht sonderlich harmonisch sein soll, ist im Nebenamt Schulinspektor und als solcher sehr viel unterwegs. Es wird gemunkelt, der Eifer des bischöflichen Schulinspektors werde dadurch ungemein gefördert, daß er stets nach Gründen und Gelegenheiten suche, seiner Gemahlin fern zu sein.

Das Städtchen Westerton gehört zu seinem Inspektionsbereich.

In der Schule zu Westerton gibt es mehr als zwei Dutzend katholische Kinder, daher auch katholischen Religionsunterricht, den der Pfarrer George Four erteilt.

Der anglikanische Bischof hat starke Sympathie für den katholischen Pfarrer. Walker spricht die Bitte aus, dem katholischen Religionsunterricht einmal beiwohnen zu dürfen, obwohl er, den Schulgesetzen nach, hiezu nicht berechtigt ist. Four stimmt gerne zu.

Im Verlauf des Unterrichts sagt der Pfarrer zu einem Schüler: „Erkläre mir das Sakrament der Ehe."

Der Schüler, der sich eben unter dem Tisch auf das intensivste mit der Reparatur seines Taschenmessers beschäftigte, springt, als er seinen Namen hört, in Schrecken und Verwirrung auf und sagt: „Das ist ein Zustand des Kummers und der Qual, durch den man hindurch gehen muß, um später die Seligkeit zu erreichen."

Der Pfarrer fährt den Schüler an: „Was du da erzählst, gilt vom Fegefeuer! Du bist ein ungewöhnlich dummer Bub!"

Da sagt, mit einem Seufzer, der anglikanische Bischof leise zum katholischen Pfarrer: „Lieber Bruder im Herrn, Sie wissen, welch hohe Meinung ich von Ihnen habe. Aber hier irren Sie. Die große Klugheit dieses Knaben können Sie nicht verstehen — Ihre Kirche hat das schöne Institut des Zölibats."

Stilblüten

Leumutszeugnis für den Gütler X zum Bezug von Prügelholz.

„Sein Leumut ist talentvoll und gemütlich. Er ist würdig, Prügel zu beziehen."

Der Bürgermeister: XX.

*

Aus einer „Tannhäuser"-Besprechung der „Braunschweiger Neuesten Nachrichten":

„Sie hat auch die würfige Stimme, die Noten von hinten her beherrschend in den Raum zu singen."

*

Aus einem Prospekt über Körperpflege:

„Carola Neher nimmt rohe Eier für die Haare und Fett für die Stirn, Maria Solveg legt eine dünne Schicht frisches Eiweiß auf das Gesicht, und ihr Mann fächelt sie trocken."

*

Professor Dr. Herbert Engelhard, Heidelberg, schreibt in der „Festgabe für Reinhard von Frank, Beiträge zur Strafrechtswissenschaft" 1930, Band II, S. 393:

„Aber trotz aller Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, stehe ich letzten Endes ebenso auf Franks Schultern wie alle, die nach ihm über Erpressung geschrieben haben."

*

Inserat in den „Münchner Neuesten Nachrichten":

„Wichtig für Damen
Wegen Krankheit u. hohem Alter verkaufe ich mein bestbewährtes konkurrenzloses Spezial-Fabrikationsgeschäft (Verjüngungspräparate) . . ."

*

Aus der „Neuen Badischen Landeszeitung":

„Die Fenster des Gebäudes sind von den Flammen rot erleuchtet. Wasserstrahlen zischen von Feuerwehrmännern, die hoch oben auf mechanischen Leitern stehen, von oben in das Flammenmeer."

Die Naive

(Paul Scheurich)



„Ich bin in Vaduz geboren und liechtensteinischer Staatsbürger." — „Ja, kann man das auch durch Geburt werden?"

Kritiker und Dichter / Von Hermann Hesse

„Was hast du denn mit dem gemeint?
Und was mit jenem dort gewollt?
Dies ist nicht übel, wie mir scheint,
Aber da, da hättest du anders gesollt!"

„Ja, da weiß ich nicht viel zu sagen,
Ich habe mir das nicht so bedacht,
Ich war so beschäftigt mit meinen Tagen,
Mit dem Mittag, mit der Mitternacht.

Da war so viel Trauriges auf Erden,
So viel, was niemand verstand,
Und niemand begriff meine Angstgebärden,
Und keiner gab mir die Hand.

So hab' ich denn immer wieder gedichtet,
Immer die paar lieben alten Saiten gespielt.
Und manchmal stand ich dann ganz umlichtet,
Fühlte Sterne, die ich in Händen hielt.

Vielleicht ist alles Täuschung gewesen,
Sterne und Nacht und glühende Einsamkeit,
Ich sang wie ein Kind singt und wie eine Möwe schreit,
Ich sang für mich selber und nicht zum Lesen."

Der Viermächte-Plan

(Karl Arnold)



„Wir brauchen kein europäisches Ensemble, ich spiele Solo."

München, 7. Mai 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Fair play?

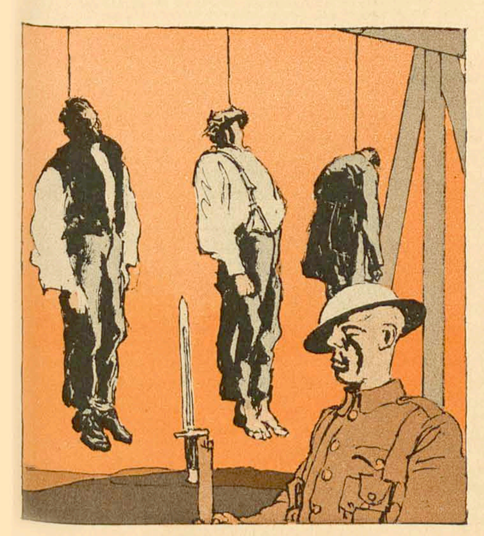
(E. Thöny)



Mister Chamberlain redet von innerdeutschen Angelegenheiten, als handle es sich um —



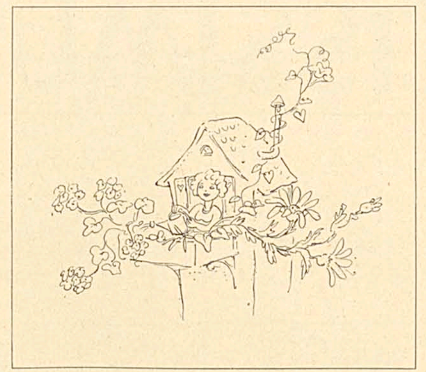
Transvaal —



Irland oder —



Indien.



(Hilla Osswald)

Im Mai

Kein Mensch, der fühlt, kann sich entbrechen,
ein Wort zum Thema Grün zu sprechen,
als welches, angenehm erneut,
so Auge wie Gemüt erfreut.

Auch andre Pflanzenphänomene
beleben farbenfroh die Szene
und regen den, der reimen kann,
zu freundlicher Betrachtung an.

Natürlich fehlt's nicht an Gesellen,
die sich mehr praktisch dazu stellen.
Botanik wird hier nur geschätzt,
sofern sie Zung' und Gaumen letzt.

So einer lobt des Waldes Meister
und auch das Frühgemüse preist er,
wogegen ihm die Blütenpracht
kaum nennenswerten Eindruck macht.

— Mir scheint, wir handelten am klügsten,
wenn wir die zwei Kontraste mixten,
so, daß die Seele Hymnen flicht,
indes die Hand den Spargel sticht.

Ratatöskr

Das Nönnlein vom Kloster Ladins

Von Anna Croissant-Rust

Hoch über dem Eisack, auf schroffem Fels, steht das weiße Kloster und schaut mit vielen blinkenden Fenstern und mit drei wuchtigen Türmen über das Tal hin. Fast gemahnt es an eine Festung, die hellen Klostermauern an eine Kaserne, selbst die Kirche trägt kriegerisch ihr behelmtes Haupt.

Am Himmel drängen und jagen sich Frühjahrswolken, graue und weiße, runde, dicke, die wie Watte aussehen, und langgestreckte, zerrissene, die gierig wie wilde Wölfe in die anderen hineinfahren; dazwischen werden große Stücke grellblauen Himmels kaleidoskopartig hin und her geschoben.

Der Fluß geht mit gelber, träger und doch eiliger Flut, an den Weinbergsmauern ist schon das Rebholz gehäuft, grün leuchten die Matten und wie Riesensträuße da und dort, unten und oben, einzeln und zu langen Reihen aufmarschiert, oder wie zu einem Feldlager über den riesigen Anger hin verteilt, die Obstbäume.

Darüber reihen sich, mit einem dicken Schneepelz angetan, die hohen Berge am Himmel. Zu ihnen steigen die Wälder hinauf, die einen lichtgrünen Schimmer von jungen Birken und jungen Lärchen tragen, wie ein leises, frohes Lachen; zu ihnen steigen die Matten, die Felder, die Weinberge steil empor, als ob alles nach oben sich ringe. Die Matten zum Berg, der Berg zum Felsen, der Felsen zum Wald, der Wald zu dem Schrofen, der Schrofen zum Schnee und zum Himmel.

Wenn die Sonne scheint, schießt sie förmlich grell durch die Wolken, als wolle sie mit einemmal alles aus der Erde zaubern. Und die Menschlein krabbeln und hasten in den Wegen und Steigen, in den Weinbergen und Feldern, zwischen den grellgrünen Wiesen und braunvioletten Feldern, in die der Pflug tiefe Schrunden reißt. Von oben sieht es aus, als seien sie von einer Gigantenhand wahllos ausgestreut und hasteten nun durcheinander, wie ein aufgestörtes Ameisennest, verwirrt und in zitternder Gier sich wieder zusammenzufinden.

Zug um Zug braust und rumort durch das Tal, aufwärts dem Brenner zu, abwärts nach dem Süden. Und die Amsel singt den ganzen Tag, den ganzen Tag.

Ein Nönnlein steht Tag für Tag in dem großen Gang des weißen Klosters; am Fenster steht sie und drückt die Nase platt und schaut auf die eilenden Wolken und schaut auf die eilenden Züge; auf die krabbelnden Menschen schaut sie, die da unten so emsig schaffen, die hin und her rennen können, wie sie wollen, lachen und schreien, wie sie wollen; auch die Amsel hört sie, die so laut und beharrlich singt.

Ein warmer, fester, vertraulicher, ach so vertraulicher, heimatlicher Geruch von Dünger steigt ihr in die Nase: Das Nönnlein schlürft förmlich diesen heimatlichen Frühjahrsgeruch; mit geblähten Nüstern, zitternd vor Heimweh, dicke Kindertränen in den Augen, preßt sie sich ans Fenster.

„Nicht so sinnlich, Schwester Eudoxia!" mahnen die vorbeihuschenden Nonnen, sanft die eine und scharf tadelnd die andere.

Zweimal hat man sie schon zur Äbtissin geführt, weil sie immer da oben steht und in die Welt hineinsieht, auf das winkelige, buckelige Städtchen, auf die Schienen, die sich dehnen, südwärts, der Heimat zu, auf die Züge, die vorüberpoltern und schwerfällige Rauchwolken langsam hinaufschicken. Die Äbtissin sprach gütige und dann harte Worte, trotzdem hat sie sich wieder an das Fenster geflüchtet mit ihrer großen Sehnsucht.

Morgen darf sogar die Muttergottes auswandern! Morgen wird sie zu Tal getragen, mitten in den Anger blühender Obstbäume hinein, in das weiße Kapellchen, das sich, wie mit einem gestärkten Röcklein angetan, unten spreizt und sein grauschwarzes Dach mit den kleinen Türmchen wie einen lustigen Kopfputz trägt. Die Muttergottes darf den Berg hinuntersteigen; morgen wird sie herabgenommen, feierlich führt man sie durch die Kirchenpforten, die Klostertür ist auf, das große Tor wird geöffnet, die Mauern tun sich auseinander. — Es gibt einen Weg hinunter über den steilen Fels, es gibt einen Weg ins Städtlein, es gibt einen Weg — einen Weg in die Heimat!

„Pink! Pink!" machen da unten die Maurer. Sie bereiten der Himmelskönigin den Weg, sie weißen und kalken die Wände, sie arbeiten am Tor; das Nönnlein hört sie lachen und schwätzen und singen. Ein paar junge Kerle sind darunter, Italiener, ein halbverwehter Tabakgeruch, eine verwischte Welle von Gelächter und derben Reden kommt herauf. Nun ist alles wieder still, sie sind fort. Sie sind fort und haben das Tor auf gelassen!

Einen Augenblick steht das Nönnlein mit brennroten Wangen, die Hand, eine derbe, breite Bauernhand, auf das rauhe Gewand gedrückt; mit runden, hastigen, bedrückten Kinderaugen sieht sie blitzschnell um sich, nach rechts und links, den langen Gang hinauf und hinunter — und schon fliegt sie über die Stiege, den zweiten Gang, die zweite Stiege, den unteren Gang, die breite Treppe, das Tor, die Pforte. — Großer Gott, sie sind offen! Nun noch der Hof, das äußere Tor, und hinunter, hinunter fliegt das dunkle Nonnenkleid. Steine poltern unwirsch nach, Geröll schießt in die Tiefe, das Nönnlein hört nichts; sie hat nur das Sausen und Brausen ihres erregten Blutes im Ohr; sie rennt, daß sie ordentlich dicke, glühende Backen kriegt, ihr ist, als sei die wilde Jagd hinter ihr her, sie wieder einzufangen. Immer schneller wird ihr Lauf, der Schleier weht wie eine Flagge des Aufruhrs hinter ihr drein, fängt sich an einem Rosenstrauch und wird weggezerrt, daß er in Fetzen geht. Die kleine Nonne sieht nicht Weg noch Steg, und dennoch fliegt sie in ihrem Taumel sicher vorwärts, über Nebenpfade, die sie nie betreten, überquert Wiesen, um den Weg abzukürzen, findet schmale schwindelnde Pfade an der Felswand hin.

Abhänge, Felder, Bäume, Gärten, Häuser, Scheunen, Hecken, alles rast an ihr vorbei. Menschen bleiben stehen, rufen, schreien, lachen hinterdrein. Hinunter, immerzu hinunter. Sie schießt in die engen Gassen, wie ein Schemen drückt sie sich in der Sonne an der Mauer hin, klein, dunkel, verängstigt. Kaum findet sie noch Atem, in vollem Lauf über den Platz zu rennen; da ist schon die Brücke, der Fluß, den sie so oft von oben gesehen, die weiße, staubige Straße, die im Bogen nach der Bahn zieht, die Schienen, Herrgott, die Schienen! Ihr ist's, als müsse sie in die Kniee sinken, gerade da vor dem Bahnhof, im Staub der Straße, und müsse ihn küssen, diesen Staub, und dann fortstürzen über die Schienen weg, geradewegs in den Zug hinein, der Heimat zu!

Da gibt's ihr einen Ruck, daß sie mitten im Staub der Landstraße, wie erstarrt, stehen bleibt. Tut sich nicht die Erde vor ihr auf? Es würgt sie in der Kehle, und nur ein heiseres, fast bellendes, kurzes Schluchzen kommt heraus. In ihren Ohren ist ein Klingen und Läuten, ein Poltern und Dröhnen, als brause der Zug schon heran; sie steht vor der Freiheit; einen finsteren, feuchten, endlos langen Gang hat sie durchkeucht, nun liegt weit und licht das ganze Land vor ihr. Soll sie wieder umkehren müssen, wieder diesen engen, dunklen Gang zurücktappen, immer weiter, immer weiter? Wie mechanisch streckt sie die leeren Hände aus — sie muß zurück, sie werden sie zurückschleppen, sie hat kein Geld!

Das ganze, kleine, rundliche Nönnlein zittert vom Kopf bis zu den Füßen; einen Augenblick macht sie eine Bewegung, als wolle sie den Weg wirklich nach oben nehmen; dann hebt sie mit einem Ruck das heilige Gewand, wie ein Pfeil ist sie in der Restauration neben dem Bahnhof verschwunden, hat auch gleich mit echtem Bauernspürsinn die Küche gefunden und steht dort, hochrot, von Schweiß überströmt, mit zur Bitte gefalteten Händen vor der Wirtin.

Die Wirtin ist keine Wirtin „wundermild", keine jener runden, gutmütigen, behäbigen Tiroler Wirtinnen, deren Herz man erweichen kann; lang ist sie und hager, die Knöpfe ihres dunkelgrauen Kleides verschließen einen strengen und kargen Busen. Sie trägt ein Netz auf dem Kopfe und ein schwarzes Samtband davor. Die wenigen Haare sitzen wie numeriert, jede Falte ihrer Schürze sieht nach Eigensinn und Widerstand aus. Das Nönnlein erkennt

(Schluß auf Seite 65)

Johannes Brahms zum 100. Geburtstag

(Olaf Gulbransson)



Aus dunklem Grund, aus herbem Grund
verhalten sang dein ernster Mund,
du edler Gold- und Silberschmied,
und wandelte das Leid zum Lied.

Théâtre-Français

(E. Schilling)



Gebt acht, daß aus der polnischen Hetzkomödie nicht eine Kriegstragödie wird!

(Schluß von Seite 62)
mit Schrecken an den Runen, in die sie ihr Gesicht legt, daß sie genau weiß, was sie dem Ruf ihres Hauses, das ein „chrischdliches", und überhaupt, was sie der heiligen katholischen Kirche schuldig ist. Nicht, daß sie etwa schimpft oder überrascht tut, daß ihr das Nönnlein ins Haus geweht wurde, bewahre! Sie stemmt nur die knochigen Hände in die Seite, daß die Ellenbogen eckig, wie ornamental zu ihr gestimmte Henkel an beiden Seiten ihres schlanken Leibesgefäßes abstehen, und betrachtet die Zitternde von oben bis unten, als hätte sie all ihr Lebtag noch keine Ordens„schwäschder" gesehen. Dabei entfährt ihrem großen, schmallippigen Munde ein boshaftes, meckerndes Lachen, das der kleinen Schwester Eudoxia, die demütig vor der Langen steht, durch Mark und Bein geht. Dann wirft die Lange einen schnellen Blick nach dem Nebenzimmer, das mit einer Glastüre nach dem Gang zu sieht, streckt bedeutungsvoll den Zeigefinger aus — das Nönnlein wird ganz klein, ganz blaß und ganz schmal. Oh, das ist nicht mehr die Moidel aus dem Vintschgau, die vorhin das heilige Kleid so fest gepackt und geradewegs in die Wirtschaft hineingeschossen ist, es ist die Schwester Eudoxia aus dem Kloster Ladins. Drinnen sitzen zwei geistliche Herren, ein alter Kurat und ein junger. Nun ist alles verloren. Das Nönnlein knickt zusammen und sinkt auf den Küchenstuhl. Die Hände vor dem Gesicht, durch die Finger rinnen langsam die Tränen.

„Gell, jetzt kannscht röhr'n?" keift leise die Knochige, die noch immer einen Arm kriegerisch eingestemmt hat, und wirft rasche Blicke nach dem Nebenzimmer.

„Mach di' schnell außer, oder —"

Das „Außermachen" ist die einzige Wohltat, die sie dem Nönnlein zu erweisen hat, und die kleine Nonne duckt sich auch gleich gehorsam.

Aber da hat der Alte drinnen das dunkle Schwesternhabit schon gesehen; mit einer sonderbaren fahrigen Hast kommt er herausgetappt, er hinkt ein bißchen und reibt sich die Kniee, wie einer, der vom langen Hocken steif geworden ist. Ein paarmal wendet er schnell den Kopf zurück, dann heißt er barsch die Wirtin gehen. Sie geht nicht ohne Protest und murmelt noch, als sie die Türe des Nebenzimmers öffnet, aus der die hohe leidenschaftliche Stimme des jungen Kuraten kommt, der mit einem Dritten in einen erregten Disput verwickelt ist.

Still und ergeben, mit gefalteten Händen, wie vor dem Jüngsten Gericht, sitzt das Nönnlein vom Kloster Ladins da; sogar auf das Heulen hat die Arme vergessen, nur an der roten, glänzenden Stumpfnase hängt noch ein Tränlein.

„Geld mögscht du?" fragte der alte Herr hastig und stellt sich so, daß man die kleine Schwester nicht sehen kann. „Kein Geld hascht und fort mögscht? Glei fahrt der Zug daher — da!"

Er drückt ihr etwas in die Hand. Das Moidele schnellt auf, die dunkle Kutte huscht an dem Alten vorbei, mit beiden Händen hält sie das Moidele hoch, daß es besser springen kann. Ein paar derbe Bauernbeine in blauen Strümpfen kommen zum Vorschein. Die blauen Strümpfe rennen über die Straße zum Schalter, vom Schalter nach dem Bahnsteig, heben sich dann in den Zug, der pustend weiter fährt, eine dicke, schwarze Rauchwolke ausstoßend, daß man das weiße, stolze Kloster Ladins nicht mehr sehen kann, das hoch über dem Eisack auf schroffem Fels steht und mit vielen blinkenden Fenstern und drei wuchtigen Türmen über das Tal hinschaut.

Großstadtkaffee am Nachmittag

Gedämpfte Lampen brennen im Kaffee.
Die Kellnerinnen sind wie Krankenschwestern,
Aus Geigenstrichen schmerzt ein süßes Weh,
Die Angst von heute und die Lust von gestern.

Aus dumpfer Pauke grollt die Großstadttrauer
Und bleibt an dunkelnden Tapeten hängen.
Und hinter Antlitzgittern, hinter engen,
Liegt stumm und müd die Sorge auf der Lauer.

Die Menschen sitzen, wie aus Holz geschnitzt,
In starrer Wehmut lächelnd eingefroren,
Als hätten sie ihr Innerstes verloren
Und würden künstlich ohne Sinn gestützt.

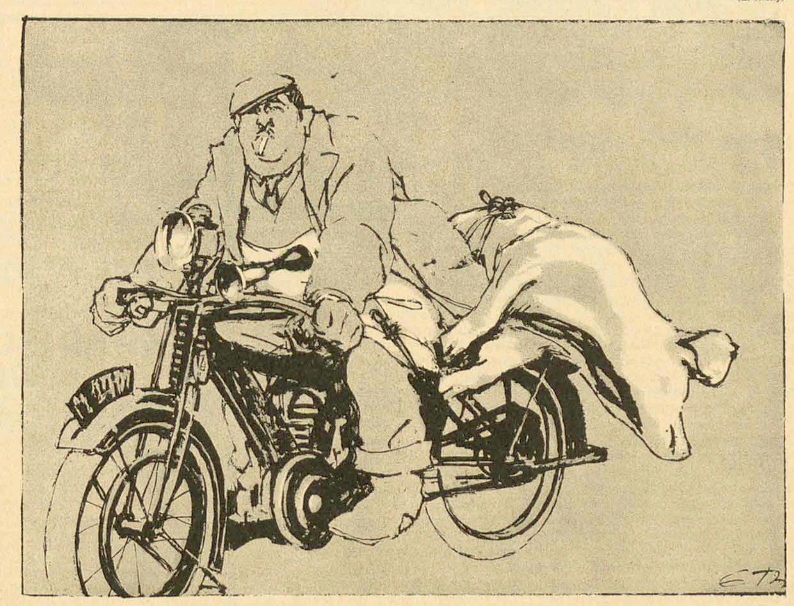
Verwelkte Hand liegt auf der Polsterlehne,
Als wäre sie ein toter Gegenstand.
Und irgendwo an fremdem Augenrand
Verschimmert eine ungeweinte Träne.

Schweigsame Uhr, die ohne Mitleid geht,
Schlägt in das Leid wie eine strenge Mahnung,
Indessen draußen wie Gespensterahnung
Taghell das Schicksal hinter Scheiben steht.

Th. R.

Reklamefahrt

(E. Thöny)



„So, jetz fahr i mit da Sau alle Tag a paarmal rum ums Vegetarische Restaurant, nachha möcht i scho seng, ob d' Leit no lang dös Graszeug fress'n."

Schwarzhörer (R. Kriesch)



„Na, weeßte, wenn de det Loch ooch noch zuschmierst, denn hörn wa ja 'n Radio von die Beletage nich mehr!"

Zwölfhundert Auswanderer und ein Paar Schnürbänder

Steward und Dolmetsch des Schiffes, das seit vierzehn Tagen mit zwölfhundert polnischen Auswanderern von Danzig nach New York unterwegs war, klopften heftig an die Kajüte des Arztes, der trotz eines rasenden Westorkans ruhig zu schlafen schien. „Aufstehen, Doktor, Sie müssen zu den Leuten! Die haben Angst, daß wir nie wieder Land zu sehen bekommen", erklärten sie dem Verschlafenen. „Ziehen Sie sich eine eindrucksvolle Uniform an und kommen Sie sofort!" — „Wir haben alles getan", setzten sie hoffnungslos hinzu und blinzelten durch die grauende Finsternis des Sturmmorgens der New Foundland. Der Arzt zog sich an; seine Uniform wurde eine Mischung des im Schlingern best-erreichbaren: Paradehose, Galaweste, weiße Strümpfe und die Jacke, die den größten Tressenreichtum aufzuweisen hatte. Beim Anziehen der braunen Halbschuhe verließ ihn die Geduld. Es war bei diesem Seegang keine Kleinigkeit, gebückt zu sitzen und sie zuzubinden, und dann, — er hoffte ja auch bald wieder schlafen zu können. Nach ein paar Minuten ging er mit den beiden Wachthabenden hinunter zu den Auswanderern, die zusammengepfercht Tage und Nächte des Sturms in ekelerregender Luft verbrachten. Durch den Dolmetsch ließ er eine beruhigende Rede an die Leute halten, — mit wenig Wirkung. Nun nahm einzig und allein seine Gegenwart ihnen die Todesangst. Aber er wollte wieder gehen; zum letzten Male wanderte er vertraulich zwischen ihnen umher und tröstete die Hinfälligsten. Seine Schritte lenkten sich der Türe zu, — da sprang eine alte Frau vor ihm auf und lief mit gellenden Schreien zum Ausgang. Dolmetsch und Steward hielten sie auf, aber man sah die tausendköpfige Menge sich aufrichten und herüberstarren, sie alle standen taumelnd auf und wollten hinaus. In den wenigen Sprüngen schon hatten sie die Schuhe ausgezogen.

„Zurück!" schrien die drei Männer, — „was wollt ihr, habt ihr denn immer noch Angst?" Hunderte von Rufen hallten antwortend durcheinander. Der Dolmetsch wurde bleich und flüsterte dem Arzt zu: „Sie haben die Schuhe nicht zugeschnürt!" — „Ja, und . . .? Was soll denn das heißen?" — „Alle glauben, wir gingen unter, und Sie hätten die Schuhe nicht zugeschnürt, um sie fürs Schwimmen schneller ausziehen zu können! Sehen Sie? — sie ziehen jetzt alle ihre Schuhe aus! Todesangst . . ." Dem Arzt wurde unheimlich zumute. „Übersetzen Sie!" schrie er dem Dolmetsch zu. Mit ausgebreiteten Armen hielt man die Herandrängenden auf. Ein Schlingern kam, die Erschütterung mähte Hunderte zu dichten Knäueln nieder.

„Zurück! Der Doktor wird euch alles erklären, — habt keine Angst!" gellten die Schreie des Dolmetsch. Alle sahen auf den Arzt, der sich an einen Pfeiler festgeklammert hielt und dem Dolmetsch die Rede vorsprach. Immer dasselbe: Man brauche keine Angst zu haben, jeder käme noch heil ins schöne Amerika; — bei allen Heiligen schwur er und hoffte, das würde Wirkung haben. Die hatte es auch. Die Auswanderer wichen beschämt zurück. — „Ich werde euch sagen, warum ich die Schuhe nicht zuschnürte: Zu faul war ich und wollte schnell zu euch! In diesem Wetter, im Dunkeln ist es nicht leicht, sich die Schuhe zu schnüren! Ihr dachtet: der will schwimmen, will leichter schwimmen können! Nein, sage ich euch, schwimmen hilft im Meere nichts! Wir haben ja unsere schönen Rettungsboote; aber auch die werden wir nicht brauchen! Ihr sollt mir glauben, und deshalb will ich jetzt hier — vor euren Augen — die Schnürbänder knoten! Nicht einmal — nein —, denn dann könntet ihr sagen: Man bekommt es leicht auf! Nein, drei-, viermal, fünfmal! Dann bekomme ich meine Schuhe nicht mehr so leicht von den Füßen!"

Sicher wie ein Schlafwandler trotz des Schlingerns ging der Arzt auf die Auswanderer zu. Er hob einen Fuß auf, bis er ihn mit ausgestrecktem Arm erreichen konnte, und knotete das Schnürband seiner Schuhe einige Male. Als er das am anderen Schuh wiederholte, war er schon totenblaß. Nicht ein einziges Mal schwankte oder taumelte er, trotz des Schlingerns, in dem kein Auswanderer zu stehen vermochte. — „Glaubt ihr es nun?" murmelte er schwach, drehte sich vor den ersten, die die Wahrheit beruhigend nach hinten weitergaben, um und ging aus dem Saal. Auf der Treppe fiel er dem Dolmetsch ohnmächtig in die Arme.

Edzard H. Schaper

Das Urteil

Von Jenö Wallesz

Der Viehhändler Otto Back war vor dem Budapester Strafgericht wegen Betrugs angeklagt. Das Gericht sprach ihn frei, der Staatsanwalt berief jedoch gegen das Urteil. Der Angeklagte wurde auch in der zweiten Instanz freigesprochen. Der Staatsanwalt gab sich aber mit dem Urteil auch jetzt nicht zufrieden. So kam die Angelegenheit vor das höchste Forum, welches den Viehhändler für schuldig erkannte und ihn zu sechs Wochen Arrest verurteilte.
Nach Ablauf mehrerer Wochen wurde Herr Otto Back vor das Gericht geladen, wo ihm das Urteil des Obersten Gerichtshofes vorgelesen wurde. Das Urteil war meisterhaft begründet und ließ keinerlei Zweifel darüber übrig, daß der Angeklagte betrogen habe, somit unbedingt zu verurteilen war. Nach Verkündung des Urteils fragte der Landesgerichtsrat den Angeklagten: „Haben Sie gegen das Urteil etwas einzuwenden?"
„Ich möchte mir nur erlauben, einige Worte zu bemerken. Die Richter des löblichen Landesgerichtes haben mich für unschuldig befunden und mich freigesprochen. Derselben Ansicht waren auch die Richter des Oberlandesgerichtes. Beide Urteile wiesen mit größter juristischer Weisheit meine Schuldlosigkeit nach. Nun liegt aber das Urteil der allerhöchsten Instanz vor, das mich hinwieder mit strahlender Weisheit für einen Betrüger erklärt. Löblicher Gerichtshof, mir genügt es vollkommen, so ehrlich zu sein, wie es die Herren Richter des Landesgerichtes und des Oberlandesgerichtes annehmen, und niemand kann von mir verlangen, daß ich unbedingt so ehrlich sein müsse, wie die Herren Richter des Obersten Gerichtshofes es wünschen."

(Deutsch von Maurus Mezei)

Zweierlei Maß

Der bekannte Übersetzer und Nachdichter Sixtus Siebenschläfer hatte mit Hilfe von Kellnern und Liftboys chinesische Gedichte aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Nun heiratete er die ebenso berühmte Schauspielerin Inge-Traudl Zwirn, die Tochter des Kommerzienrats Zwirn. Sie hatte Ruhm, Einfluß und Geld. Das genügte Sixtus Siebenschläfer. Er ließ sein ererbtes Möbel instandsetzen und hatte das Haus voll Handwerker.
Ein Schreiner beschäftigte sich am Bücherschrank und fragte schließlich den Dichter: „Wat, Herr Dokter, det sind allens Ihre Werk, wo Sie zusammenjesetzt ham, indem Sie in Tschina waren?"
„Lieber Mann", sprach der Poet, „das sind die Werke großer Männer des östlichen Asiens, die ich dem europäischen Verständnis nahe gebracht habe."
„Ick vastehe! In Tschina werden Filzschuhe jetrachen, und Sie ham jewissamaßen Stiefeln draus jemacht."
„So etwa, lieber Mann."
„Sachen Se, Herr Dokter, ham Se denn dafor ooch wat jekricht? Man tut doch nich jerne wat umsonst."
„Diverse Tausende, lieber Mann."
Der Tischler werkelt weiter, hält dann plötzlich inne und sagt: „Ick hab eenmal eene Neehmaschine — jehabt. Die ha'ck fein poliert und ‚uff neu' vakooft. — Mir hamse een halbes Jahr uffjeknackt."

Hermann Scharfenberg

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Froschperspektive

Von Anny Nadolny-Hackemann

Das dreieckige Stückchen blauen Himmels machte zwischen zwei Aktenstücken gerade noch melancholisch. Vor Sonnabend wird man nicht herauskönnen aus dem Steinbaukasten Berlin — und Sonnabend regnet es dann dafür auch. Da — es ist fünf Minuten vor sechs — ruft Fritzchen an: „Hallo, wie wär's mit einem bißchen Wald vor dem Abendbrot? In zehn Minuten bin ich mit meiner Karre da —." Guter, alter, hochbeiniger Ford, noch besseres Fritzchen! Schubladen fliegen zu, daß der Staub tanzt. Mützchen aufs rechte Ohr, automatischer Griff nach dem Lippenstift — nein, heute nicht.

Der Wagen parkt irgendwo an der Landstraße unter ein paar gleichgesinnten Brüdern. Komm, Fritzchen, häkel deinen kleinen Finger in meinen, wir haben Grenadier-Köchin-Urlaub. Unsere Lungen sind hungrige Pneus, die sich sattpumpen, unsere Augen sind nur noch grün und blau vor lauter Wald und Himmel. Unsere Hände möchten zärtlich dankbar sein zu den kleinen, bunten Büschen im Schatten der herben Fichten. Sieh nur, der Wein dort ist auch schon ganz rot, und wie die gelben Gräser zittern! Man muß direkt an Wurlitzerorgeltöne denken. Eigentlich sind wir sehr still, wie das einem richtigen Genuß auch zukommt. Man ist eben intensiv eingesponnen in das kurze Glück einer improvisierten „Stadtflucht". Wir sind stehen geblieben. Ein Leben ist zu unseren Füßen, das die wachen Sinne fesselt und irgendwie symbolhaft anrührt. Ein ganz junges, graugrünes Fröschchen. Es hat den weiten Weg quer über die furchige Landstraße vor sich. Es sieht nicht rechts, nicht links, es vertraut sich und der großen Welt. Es ist so wunderbar für sich und abenteuerhungrig, mit nur ganz wenig Ängstlichkeit vor allem Fremden und von unfaßlichem Jungsein in den langgestreckten Sprüngen, daß ihm unwillkürlich unsere Sympathie und gespannte Beobachtung gehören. Ausflug in die Welt — Mensch wie Kreatur — der zufällig Größere ist schon Partei aus eigenem Erleben heraus. Parallele erster tapsiger Emanzipierungen — ein kleines glücklichwehmütiges Lächeln ist da. Sieh, das tiefe Tal der Fahrspur — man spürt direkt die Atempause, den Willensanlauf des Wagehalses im eigenen Körper.

Lachen und Rädergeklingel kommt den Weg entlang. Alles geht so schnell, daß die fernen Überlegungen gar nicht erst wieder herangeholt werden können. Für einige Herzschläge lang haben wir uns mit einem kleinen Leben verbunden, die Freude daran zwingt nun zur Angst vor einer schicksalhaften Unentrinnbarkeit. Rad und Kleid fliegen vorbei, dicht an dem instinktiv zusammengeduckten Fröschchen, das zweite — man atmet in aller Ohnmächtigkeit ein wenig auf: Der Sturm ist gleich zu Ende, du Erlebniswildes! — das dritte fährt das Fröschchen mitten durch. Man hat ein bißchen gefroren und ist dann weitergegangen, ohne sich anzusehen. Das mühsame Gespräch ist etwas ältlich und schamvoll und dreht sich um Beruf und Geldsorgen. Stillschweigend ist es selbstverständlich, daß wir auch den Abend noch gemeinsam verbringen. Jähes Erfassen unseres machtlosen Pendelns zwischen Himmel und Erde in der kleinen Perspektive hat uns Fürchten und Entwerten im heißen Mitleid gelehrt. Zu Ende zu denken ist es nicht — aber eine nahe Wärme und eine zärtliche Handbewegung können vieles gut machen.

Lieber Simplicissimus!

Ein eingefleischter Wiener trifft zufällig auf der Straße einen alten Freund aus Graz.

„Ja grüaß di Gott, Freindl", ruft er erfreut und lauft ihm entgegen, „dös is aba eine freidige Überraschung!"

Sie schütteln sich lange die Hände und schauen sich strahlend in die Augen.

„Daß i di hier treff'! Und so a schön's Wetter is jetz' . . . G'wiß hast Sehnsucht g'habt nach'n Prater . . . Oder nach die Madln?"

„Na", sagt der Freund aus Graz. „Na, i hab scho' herfahrn müass'n. Mei' Schwiegermutter hier is g'storbn."

Drauf der Wiener, versonnen: „Ja, Wean bleibt Wean!"

*

Mein Ältester besucht seit Mai die Volksschule. Das „Fräulein" hat die löbliche Gewohnheit, jeweils am Montag die Kinder auf Sauberkeit und Taschentücher zu untersuchen. Wie ich ihn nun am letzten Donnerstag frühmorgens vor der Schule frage, ob er sein Taschentuch habe, bekomme ich die erstaunte Antwort: „Aber, Mutti, das brauchen wir doch erst am Montag!"

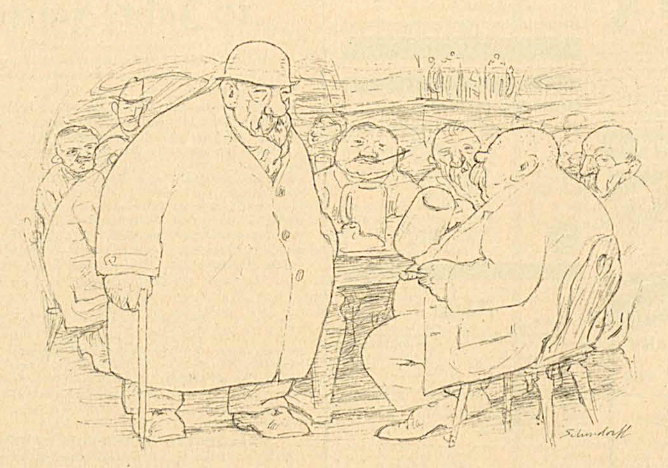
*

Das fünfjährige, uneheliche Kind der Tochter unseres Portiers, ein aufgewecktes Mädel, sitzt mit uns am Kaffeetisch. Eine Dame unserer Bekanntschaft unterhält sich mit ihm und fragt: „Wen hast du denn nun lieber, Mutti oder Vati?"

Die Antwort verblüffte etwas: „Mutti bloß. Vatern ham wa rausjesetzt. Nu jibt er keen Jeld mehr for Muttan; er sagt, for unehrliche Kinder zahlt er nur übers Jerichte."

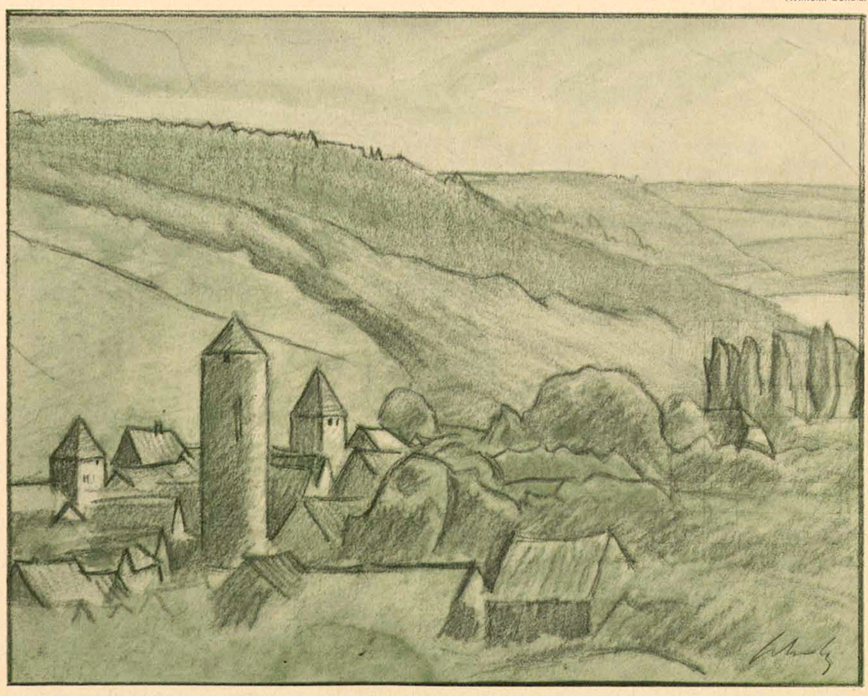
Resignation

(Schondorff)



„Was is denn mit Eahna, Herr Huaber, warum ham S' denn heut' so wenig trunka?" — „I sag', wia's is: seit s' in Amerika hint' aa wieder sauffa derfa, macht's ma koa Freud' nimmer!"

(Wilhelm Schulz)



Schwäbische Landschaft

Klawuttke meckert sich eins:

Siehste nu, wie richtich det war, wat ick imma jesaacht habe: Finga von de hohe Polletik! For det jastronomische Jewerbe jilt det nu mal. Und so ha'ck det in meine Budike ooch imma jehalten. Wat sich eena denkt, wenn a seine Mollen mit eenen Korn dazwischen trinkt, det jeht mir eenen kleenen nassen Schmutz an — is nich so? Wenn a nur recht ville Mollen und recht ville Körna trinkt und kann denn ooch berappen.

Komisch, wie sich det allens vaändat hat! Wenn friha een Bankdirekta mir hat anjerufen und hat een Siffong Pilsena bestellt, denn ha'ck nie een Pfand jenomm', weil ick ma dachte, det jeht nich und det nimmta ibel. Aba heite kriecht keena mehr ohne Pfand, weil de nich weeßt, ob a nich jleich druff vahaftet wird. Denn wenn nu ibaall de Bilangsen wern jeprüft, denn is mir keena sicha.

Nebenbei jesaacht: ham Se mal jehört, det een Budika oda Jastronom is jeklappt worn? Nich eena. Det is eben een feuchtet, aba ehrlichet Jewerbe!

Amerika is ja nu ooch wieda feucht. Und schon rutscht a aus, wat der Dollar is! Aba eklich. Ville Jeld ham is heitzutare keen Vajnijen mehr. Det Ham schon, aba det Anlejen nich. Ob nu woll eene „Flucht in de Mark" kommt? Da mißt ick lachen. Janz ohne Alkohol jeht die Schose nich, ha'ck imma jesaacht. Jestan ha'ck jeträumt, det se nu driben von die Joldwährung zu eene Mollen-Währung wärn ibajejangen —: een Dollar jleich zwanzig Mollen. Det wär stabil — jloomse det?

Und wat sarense zu'n Kriech im sojenannten Fernen Osten? Wo is nu eejentlich der vieljerihmte Völkabund? Jut: ick bin doof. Aba det die da nu unscheniert dirfen Kriech fihrn trotz Kellogg-Pakt und wat se da allens for Vaträje ham untaschriem, det is doch komisch — wie? Wozu denn det janze Jetue und det Sichwichtichmachen seit iba zehn Jahre, wenn nu doch allens jenau is wie friha? Macht jeht eben vor Recht, und jejen Maschinenjewehre is mit Schreibmaschinen nich ville zu machen — — — Schade um det ville jute Papier! Wenn det jetzt nur keen Rückschlach jibt in die Papierindustrie! Jut, det ick da keene Aksjen habe.

Nehmense noch een Korn? Nich? Na, den wer'k Sie eenen spendiern. Man muß doch ooch wat tun, um de Wirtschaft een bißken anzukurbeln.

Kaki

Kleine Geschichten

Der alten Frau Baronin S. geht's jetzt auch nicht gar zu gut, weshalb sie sich entschließen mußte, zwei Zimmer ihrer schönen Patrizierwohnung unterzuvermieten. Zu ihrer Freude fand sie bald eine sehr elegante und distinguierte Mieterin, eine Direktorsgattin, die erzählte, ihr Gatte sei verreist, und bis zu seiner Rückkehr werde sie die beiden Räume allein bewohnen.

Eines Tages aber klärte ein amtliches Schriftstück die peinlichst überraschte Baronin über das „Reisedomizil" des Herrn Direktors auf. Und da mußte nun — wohl oder übel — auch die Frau Direktor mit der Wahrheit herausrücken: „Es ist richtig, Frau Baronin", gestand sie beschämt, „mein Mann sitzt in der Strafanstalt Stein, aber er ist wirklich ganz unschuldig zu so einer harten Strafe gekommen. Das Gericht hätte ihn bestimmt bedingt verurteilt, wenn der Arme nicht leider schon vorbestraft gewesen wäre!"

Salpeter

*

Auf dem Flugplatz in Schkeuditz traf ich kürzlich die erste Lufthansa-Angestellte, an deren Busen die neue offizielle Brosche mit dem Preußenspruch „Nec soli cedit" zu sehen war.

Es war ein reizendes Ding, eine Sächsin, und ich riskierte, auf die Brosche tippend, zu ihr zu sagen: „Stimmt."

„Was schdimmd?"

„Das, was da drauf steht. Sie sind so schön — Sie geben der Sonne nichts nach!"

„Nee, so was!" sagte sie, „awwer jätzt weeßch doch weenichstens, warum se mir das angeschdeggt ham!"

Nils Ferdl

Der Wolf in der Schafhürde / Von Valentin Katajew

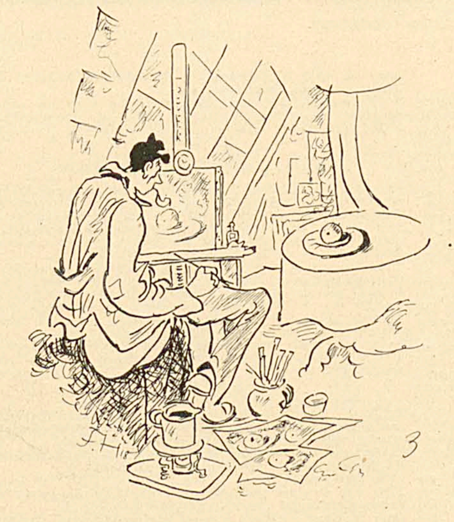
Ein großer, unrasierter Mann in unheilverkündendem Frack betrat die Estrade des Provinzklubs. Er räusperte sich laut und fragte dann mit heiserem Geflüster: „Und wo ist der Begleiter?"
„Wie denn, Bürger Referent", staunte Wolodja, „es sollte doch eine Vorlesung abgehalten werden. Über Branntwein. Und den Kampf gegen ihn. Was hätte die Musik damit zu tun?"
„Eine Vorlesung? Hm . . . Vielleicht sollte ich aber doch lieber etwas vorsingen, wie? Zum Beispiel aus dem ‚Dämon', ha?"
„He — he, es ist doch eine Vorlesung!"
„Aber nein, ich werde lieber etwas vorsingen. Ehrenwort. Zum Beispiel in der Art von

‚Wär' ich noch jünger, mein Mädchen,
Wär' ich noch jünger!'"

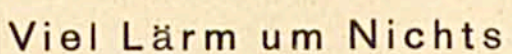
„Unmöglich, Bürger, unmöglich! Es ist doch eine Vorlesung angekündigt! Der Branntwein und, wenn ich so sagen darf, der Kampf. So steht's auch auf dem Plakat geschrieben."
„Wirklich? Na gut, meinetwegen . . ."
Der Mann im Frack räusperte sich laut, griff sich mit den Händen an den Hals, schüttelte den Kopf und warf sich in Positur.
Der Vorsitzende schwang die Tischglocke: „Genossen, ich bitte um Ruhe. Der Genosse aus dem Zentrum wird jetzt über das Thema des Branntweinbrennens und so weiter referieren. Das Thema ist in seiner gesellschaftlich-sozialen Bedeutung äußerst wichtig; sollte jemand eine Tanzunterhaltung vorziehen, so möge er den Saal verlassen. Ich erteile dem Genossen aus dem Zentrum das Wort."
Der Referent ließ seinen blaßblauen Blick umherschweifen, schwankte ein wenig und sagte: „Genossen! Angesichts der drohenden gegenwärtigen Lage, da die Sowjetrepublik vor den Ränken der Söldlinge des internationalen Kapitals erzittert, können wir nicht gleichgültig zuschauen. Alle wie ein Mann! Habe ich nicht recht?"
„Richtig!" wurde im Saal leidenschaftslos zugegeben.
„Ja, Genossen. Alle müssen wir wie ein Mann im Kampfe gegen die Schnapsbrenner vorgehen. Tausende trinken den selbstgebrannten Schnaps. Tausende vergiften sich täglich mit diesem boshaften Gift, das den Organismus zerstört. Habe ich nicht recht?"
„Sie erblinden sogar", ertönte eine Frauenstimme im Saal.
„R-r-richtig, Bürgerin! Se-ehr richtig bemerkt. Sie erblinden tatsächlich. Es kommt auch vor, daß sie taub werden. Eh — h — wort . . . So sehen wir denn, Genossen, daß der Selbstgebrannte eine furchtbare Plage ist, ein furchtbares Gift. Und warum?" Der Referent ließ einen drohenden Blick über die Köpfe seiner Zuhörer wandern. „Und warum?" Er verlängerte die effektvolle Pause, und als er sich an der gespannten Stille zur Genüge geweidet hatte, erhob er die Stimme: „Darum, werte Genossen, schadet der selbstgebrannte Branntwein, weil man bisher nicht gelernt hat, ihn ordentlich zu reinigen. Und was kann denn einfacher sein als das Reinigen des Branntweins? Einige Kleinigkeiten. Auf einen Eimer Branntwein nehme man drei Pfund einfachen, gewöhnlichen, allergewöhnlichsten Salzes."
„Grob oder fein?" kam rasch eine Frage aus dem Saal.
„Am besten von dem feinen. Aber natürlich kann man auch grobes verwenden. Ja . . . Man schüttet also das Salz in den Branntwein und bedeckt den Eimer von oben mit etwas Warmem. Zum Beispiel mit einer Daunendecke."
„Und ein Kissen, Genosse Vorleser, geht das auch?"
„Auch ein Kissen geht. Es ist sogar besser mit einem Kissen. Ja, werte Genossen. Sodann nehme man fünf, sechs Pfund gewöhnlichen, einfachen Kümmel . . ."
„Kümmel?" kreischte entzückt ein Weib in der dritten Reihe und klatschte sich begeistert auf die Schenkel. „Mein Gott, Kümmel!"
„Ja, ja, Kümmel!" rief triumphierend der Referent. „Allereinfachsten Kümmel, und das erwähnte Gewürz ist auf freiem Feuer zu kochen, wobei Kwas, Kreide und Soda beigemengt wird . . ."
„Viel Kwas?"
„Und Soda?"
„Genosse Referent, und was ist zu tun, wenn . . ?"
„Ruhe! Ruhe! Laßt hören! Drängt euch nicht! Viel Kwas muß man beimengen!"
Im Auditorium erhob sich beispielloser Lärm. Die hinteren Reihen drängten gegen die vorderen vor. Weiber kreischten. Zettel flogen auf die Estrade.
„Genossen! Nicht alle auf einmal! Bitte, der Reihe nach. Hier habe ich einen Zettel mit der Frage: ‚Darf man dem Branntwein auch Pfeffer und Tabak beimengen, damit er stärker werde?' Darauf erwiderte ich: Kei-nesfalls! Pfeffer und Tabak, dem Branntwein beigemengt, erwecken tatsächlich den Eindruck der Schärfe, aber in Wirklichkeit schärfen sie gar nichts, und der Kopf brummt einem nachher wie hundert Teufel . . . Ja . . . Also, ich setze fort. Sobald, werte Genossen, der Kümmel gesotten ist und Säfte von sich gibt, muß man ein Sieb nehmen, ein einfaches Küchensieb, das . . ."
Der Vorsitzende erblaßte. „Genosse Referent, bitte sich mehr an das Thema zu halten."
Das Publikum donnerte: „Er soll sich aussprechen! Weiter, weiter! Bitte den Referenten nicht zu stören. Wieviel Soda? Mürbe Kreide oder in Stücken! Und was ist mit dem Sieb?"
Der Referent beugte sich vor, schloß halb die Augen und sprach weiter. „Dann aber, werte Genossen, wird das Ganze durchgerieben, durch — den Seiher . . ."
„Was für Säure? Säure wird auch beigemengt? He . . ."
„Durch einen Blechseiher in ein Gefäß, in das man vorher . . ."
Der Vorsitzende griff sich an den Kopf und lief hinter die Kulissen. Wolodja stand mit von kaltem Schweiß übergossener Stirn an einem Pfeiler.
„Wolodja", winselte der Vorsitzende. „Er demoralisiert die Zuhörer. Und dem Doktor sieht er gar nicht ähnlich. Vielleicht hast du dich geirrt und einen anderen gebracht?"
„Nein, ich habe mich nicht geirrt", erwiderte dumpf Wolodja. „Ich bin selbst ins Hotel gefahren, Zimmer Nummer acht."
Der Vorsitzende erbebte.
„Achtzehn, nicht acht! Du hast uns ja umgebracht! Buchstäblich umgebracht! Herunter mit ihm von der Estrade! Achtzehn, nicht acht! Laß den Vorhang fallen! Vorhang! Hast die Nummer verwechselt! Auf Nummer acht ist ein Schauspieler! Patzer!"
Wolodja ließ eilends den Vorhang niedergehen. Aber es war schon zu spät. Der Referent stand inmitten des Saales, vom begeisterten Auditorium umgeben, und gab Auskunft auf die verschiedenen Zettel und Fragen.
Der Vorsitzende stürzte an eine Öffnung im Vorhang. Eine Minute lang malte sich auf seinem Gesicht Verzweiflung. Nach einer Weile aber wurde er wieder etwas fröhlicher. Er stürzte zur Estrade und warf mit heiserer Stimme die Frage in den Saal: „Genosse Referent! Und was ist, wenn zum Beispiel in die Maische zu viel Hefe getan wird, und sie — die Pest hole sie! — zu dicht wird?"
Und warf sich mit diesen Worten in den dichten Haufen des vor Neugier brennenden Auditoriums.

(Aus dem Russischen übersetzt von Elli Zinner)

Tantalusqualen (Fr. Heubner)



„Mal' ich nun weiter, oder fress' ich das Stilleben?"



Viel Lärm um Nichts

Für die peinliche Ordnungsliebe der Berufsfeuerwehr zeugt folgender „Bericht", der uns als authentisch übersandt wird:
Anwesen: Bei Dammstr. 22.

1. Meldung 18.17 Uhr, Alarm 18.17 Uhr, Abfahrt 18.18 Uhr.
2. Art des Feuers: / Art der Hilfeleistung: } Tierbefreiung.
3. Entstehungsursache: Eine Katze hatte sich auf einen Baum verstiegen.
4. Brandleiter: Oberfeuerwehrmann X.
5. Gebraucht wurde: Maschinenleiter.
6. Bemerkungen: Nachdem die Leiter aufgerichtet war, sprang die Katze vom Baum herunter und entfernte sich. Der Branddirektor: gez.:......

Konstellationen

(Jeanne Mammen)



„Pauls Horoskop sagte für diesen Monat glückliche Veränderungen voraus, aber nun hat ihn das Korruptionsdezernat doch erwischt."

Lieber Simplicissimus!

In einem kleinen Städtchen in Udine wütete, wie in ganz Italien, im Jahre 1836 die Cholera.

Im Verlauf weniger Tage starben der Gerichtsvorsitzende, der Beisitzer und der Kanzleisekretär des Gerichtshofes. Es blieb nur der Gerichtsschreiber Müller, ein Österreicher, übrig. Dieser hatte sein ganzes Leben lang nichts in seinem eigenen Namen an irgendeine Behörde geschrieben, war aber nun wohl oder übel gezwungen, dem Obersten Gerichtshof in Venedig Kunde von dem Ableben der drei Beamten zu geben.

Er schrieb folgendes:

„An den Ehrenwerten Obersten Gerichtshof zu Venedig!

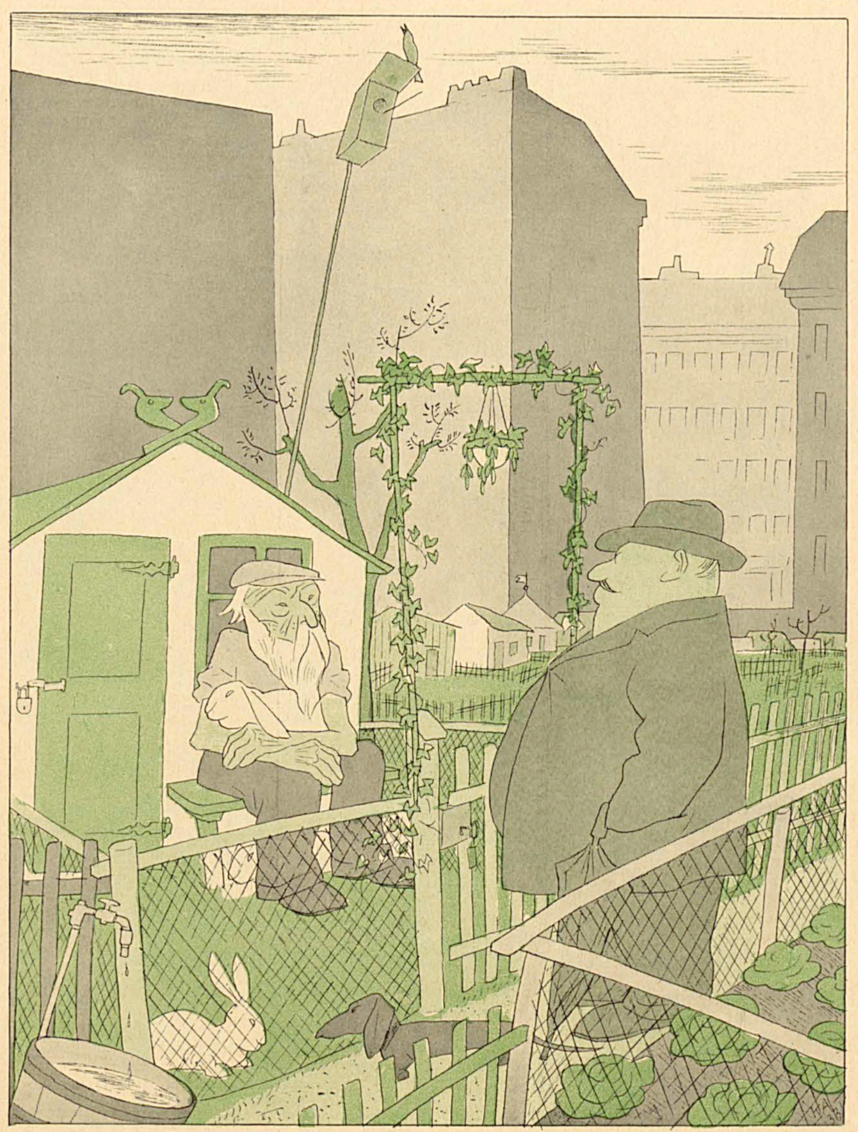
Mit größtem Schmerz teile ich dem Ehrenwerten Obersten Gerichtshof mit, daß ich gestern gestorben bin. Heute folgten mir ins Grab der Beisitzer und der Kanzleisekretär. Ich bitte den Ehrenwerten Obersten Gerichtshof, mir Instruktionen zu erteilen, was ich machen soll.

Der Gerichtsvorsitzende Franelli.

I. A. des Gerichtsvorsitzenden Franelli: Müller, Sekretär.

Bilanz eines KPD.-Kämpfers

(Karl Arnold)



„Sixt, Xaverl, über fünfzig Jahr hob i für die Internationale gekämpft, und heint is mei oanzige Freid mei Hoamgartl.“

München, 14. Mai 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

Zollmauern

(Karl Arnold)



„Als Sachverständige der Weltwirtschaftskonferenz stellen wir fest, daß besagter Merkur fliegen könnte. Warum er nicht fliegt, stellen wir anheim.“

„Ich trinke die Liebe des heiligen Johannes"

Erzählung aus meiner Kindheit

Von Richard Billinger

Nahe meinem Elternhause lebte ein alter Bauer, der Schweine züchtete. Keine Magd wollte dem Manne mehr dienen, da die rattengeplagten Säue eine Betreuerin in die Wade gebissen, sie tödlich verletzt hatten.

Wie ein Schattlein, ein Gespenstlein, das der Wind hob und überallhin trug, wo Gott los war, trat ich der Brennessel nahe, die an den Zäunen der Schweineweide wucherte, zählte ich wie mit goldenen Fingern die Eichen unseres Nachbarn. Gar bald erfuhr ich es, daß der Bauer eine neue Schweinemagd gedungen hatte. Furchtlos, wie von den Engeln behütet, fütterte ein Mägdlein die Säue, es schlug mit der Kotschaufel nach den Ratten, die immerfort um die Futtertröge piepsten. Rosa, so hieß die Magd, ließ sich von keinem Knechte schöntun, sie sah es nicht, daß der Satan seine nackte Zunge aus einem Abortpförtlein reckte, auf der Türe der Knechtskammer Unzuchtszeichen prangten. Gar bald erlernt ja ein Bauernkind verbotene Worte, Zoten und die Flüche. Es sieht das tägliche Liebesspiel des Hahnes, es lauft mit dem Knechte, der die Kuh zum Stiere treibt. Rosa, die Schweinemagd, schenkte mir einen Rosenkranz. Ich durfte in ihrer Kammer sitzen und das Büchlein, das in vielen Bildern das Leiden Christi zeigte, mir behalten.

Die Sonne lief früh schon aus dem Tage, es verlor der Birnbaum seine Blätter. Ich war stolz, der Schule noch nicht dienstbar, in eine Mägdekammer gehen zu dürfen. Ich öffnete heimlich Rosas Gewandkasten, ich hob aus einem Schächtelchen die Zierschnur, ein Kettlein aus blutfarbenen Glasperlen.

Eines Sonntags traf ich in der Kammer der Magd einen jungen Mann. Ich kannte ihn ja sogleich, ich konnte ihn mit seinem Namen grüßen. Der Sohn des Försters war es, der meiner Muhme Katharina Zitz, als die vor einem Jagdtage die Waldtiere verschreckt hatte, einen Schuß Schrotkörner in den Rücken gepfeffert hatte.

Der Förterssohn wies mich mit einem groben Worte aus der Kammer. Rosa schützte aber ihren Getreuen, ich durfte nun auf ihr Bett mich setzen. Da verließ der Försterssohn das Gemach, Rosa weinte. Rosa weinte mit wie singenden Klagelauten. Die Angst, ein scheußliches Weib, verwelkte Blätter im Schoße, stieg zum Fenster herein. Rosa erzählte ihrem kleinen Kammerbräutigam die Geschichte ihrer Tränen.

Im Sommer war es, da wollte sie in der Mariahilfkirche bei der Stadt Passau beichten. Auch der Försterssohn stand vor dem Sündehäuschen, dem Beichtstuhle. Statt in ihr Gebetbüchlein zu blicken, mußte sie immerfort in die Augen des jungen Mannes schauen. Wie eine Verzauberte! Keiner einzigen Sünde hätte sie sich dann im Beichtstuhl zu erinnern vermocht. Sie sei nach der Kommunion mit dem Försterssohn zu einem Glase Bier gegangen ... Rosa packte wieder das Weh, sie schluchzte wie eine arme Seele im Fegefeuer.

Ich schlich mich aus der Kammer und erzählte meiner Mutter von den Tränen der Schweinemagd. Ich erfuhr nun aus deren Munde, der Försterssohn habe mit einem liederlichen Weibe, einer Weinstubenkellnerin der Stadt, viel Geld, das ihm nicht gehörte, verpraßt, er gehe nun auf Abwege, sei ein Wilddieb geworden. Der alte Förster aber schelte alle, die seinen Sohn bei ihm verklagten, als törichte Verleumder.

Der Schnee kam, es saß das Eis auf dem Wasser des Teiches. Ich vergaß die Magd unseres Nachbars, ich besuchte sie nicht mehr. Am Tage vor dem Weihnachtsfeste sagte meine Mutter, ich müßte doch zu Rosa, der Schweinemagd, recht freundlich sein, sie auch wieder besuchen. Der Nachbar hätte trotz seiner alten Jahre der kaum Siebzehnjährigen die Ehe versprochen. Am Tage des heiligen Evangelisten Johannes, am 27. Dezember, käme schon das feierliche Verlöbnis.

Ich hängte gerade die roten Äpfel und die goldenen Nüsse in die Zweige des Christbaumes und wunderte mich über die kalte Ruhe meines Herzens. Die gelben Strahlen der Abendsonne trank vor den Fenstern der Schnee. Es schossen schon vor den Hoftürlein die Knechte ihre Schrotbüchsen ab. Am Heiligen Abende hebt auch eine der zwölf Rauhnächte an, der Huf des Satanes wird sichtbar. Oh, in dieser Weihnachtsrauhnacht dürfen, das einzige Mal im langen Jahre, die Tiere im Stalle sprechen! Ich wagte es auch heute nicht, sie zu belauschen. Ein böswilliger und geiziger Bauer war einmal in dieser Nacht von seinem Stiere zu Tode gestoßen worden. Er hatte ihn belauscht und so es vernommen, wie der Stier unterm Jubel aller übrigen Stalltiere es verkündet hatte, der Bauer werde im neuen Jahre sterben. Wutergrimmt darüber, schlug der Bauer den Stier so lange, bis das geschundene Tier seine Kette zerriß, sein Gehörne dem Übelmanne in das Gedärme stieß.

Am 27. Dezember, am Tage des heiligen Evangelisten Johannes, wird zur Stunde der Abenddämmerung in allen Bauernstuben des Innviertels der Johanniswein getrunken. Der Bauer, die Bäuerin, beide im Festgewande, laden ihre Dienstleute, die „Ehehalten", zum Tische, es füllt der Bauer sein Glas mit dem roten Weine, und er erhebt sich, stößt erst mit der Bäuerin, seinem Weibe, an, dann mit allen seinen Dienstleuten, und er spricht die Worte: „Ich trinke die Liebe des heiligen Johannes."

Unser Nachbar, der Schweinezüchter, hatte sich diesen hochgepriesenen Tag zur feierlichen Verlobung mit seiner Magd Rosa ausersehen. Ein Fäßchen voll des teuersten Weines hatte er in der Stadt gekauft, seine Larven, zwei hölzerne Trinkmasken, neu vergolden lassen. Die ja den Brauch des Johannisweintrinkens gar hoch halten, setzen vor und nach dem Weinnippen die Larve, die goldene Maske, auf, lassen Musikanten im Hausflure spielen, von Gauklern Tänze sich zeigen.

Flötenbläser und den Dudelsackpfeifer hatte der Nachbar gedungen und etliche Stadtkomödianten, die, auf Stelzen laufend, als die Riesen vor den Stubenfenstern während des Verlöbnisses tanzen mußten.

Ich rannte, als der Tag des Evangelisten zu sinken begann, zum Nachbar. Es lag jedes Haus und Häuschen wie in einem paradiesischen Reiche, es flog heute der Pfau des ewigen Gottes über die Dächer des Dorfes.

(Schluß auf Seite 77)

KOEPFE

(Olaf Gulbransson)

Paul Wegener

Zwei Welten

Ein Bizeps und eine Wade
von anerkanntem Ruf
begegneten einer Monade
und fragten sie voll Gnade
nach ihrem Sinn und Behuf.

Und als sie dann erfuhren,
daß sie was „Geistiges" wär',
da lachten sie herzlich und schwuren:
„Geister? Das sind Lemuren;
die gelten längst nichts mehr!

Wie schreiben Sie sich? Monade?
Und wo sind Sie zu Haus?
Das ist's ja eben grade:
Nirgends! ... Sie sind Nomade!
... Wer macht sich da was draus?

Gucken Sie bloß in die Blätter,
armseliger, dummer Kerl:
Wir prangen, zum Donnerwetter,
in Cicero oder noch fetter;
Sie druckt man höchstens in Perl!"

Ratatöskr

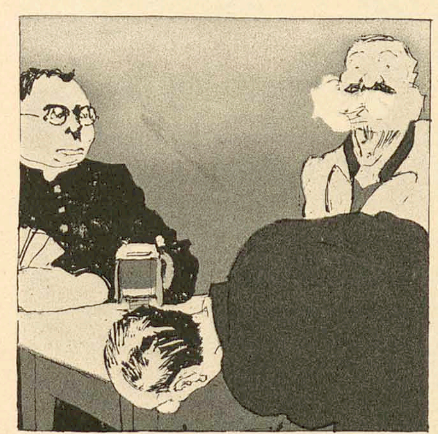
Stammtisch-Mysterium

(E. Thöny)

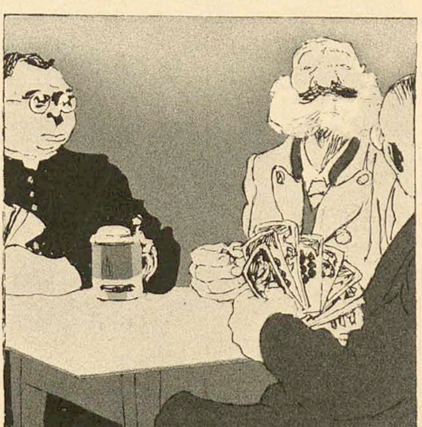


„I woaß net, da stinkt's . . .“

„Dös san d' Hund.“



„San ja gor koa drunt . . .“



„Die kemma scho no!“

Ballade von der Dolmetscherin

Die Stirne hoch, klar, wundervoll:
Ein fleischgewordenes Wörterbuch.
Sie übersetzt den gröbsten Fluch.
Und fragst du sie auch noch so toll:
Sie redet yes,
Sie redet oui,
Sie redet si.

Sie ist die Sprachunfehlbarkeit,
Und prüfst du sie auch tausendfach,
Ein jedes Wort springt aus dem Fach,
Als läge es schon lang bereit:
Sie redet yes,
Sie redet oui,
Sie redet si.

Ihr Auge ist vom Lernen kühl,
Verschärft noch durch ein Brillenglas,
Sie hat nur an Gedrucktem Spaß.
Sie kennt nur e i n Wort nicht: Gefühl.
Sie redet yes,
Sie redet oui,
Sie redet si.

Sie ist nur Kopf, Gelehrsamkeit,
Nur ausgekochter Intellekt,
In dem kein Fünkchen Herz versteckt,
Worin nichts weint, worin nichts schreit.
Sie redet yes,
Sie redet oui,
Sie redet si.

Doch einmal wird auch sie gesund,
Da wird die Brille abgelegt,
Das eisgekühlte Herz sich regt,
Es blüht der nie geküßte Mund:
Er spricht nicht yes,
Er spricht nicht oui,
Er spricht nicht si.

Da fegt die Liebe weg das Buch,
Da stirbt das Wort im Männerkuß,
Da gibt es keine Formelnuß,
Da gibt es nur den e i n e n Spruch:
Ich liebe dich!

Anton Schnack

Dollar-Manöver

(E. Schilling)



„Keine Angst, er fällt nicht, er schöpft bloß frische Luft."

(Schluß von Seite 74)
Des Nachbars Stube stand noch leer. Ich kroch, mich zu verstecken, unter den Stubentisch.

Rosa, in ein seidenes Kleid getan, schritt jetzt in die Stube. Sie war schon als Bäuerin gewandet.

Der Alte kam. Im schwarzen Mäntlein, mit dem schwarzen Hute auf dem Kopfe. Dem Tode glich er.

Der Mann und das Weib setzten sich, ohne die Lippen zu einem Gespräche zu öffnen, an den Tisch. Es bauschte sich zu vielen knisternden Falten Rosas Seidenkittel an meinen Wangen.

Der alte Bauer hatte allen seinen Dienstleuten heute den Zechgulden geschenkt, sie aus seinem Hause geschickt. Er wollte allein mit der Erwählten das Weinkrüglein leeren.

Der Bauer saß und schwieg. Seine Schuhe rochen nach Fett. Ich küßte das purpurne Seidenschühlein Rosas. Ob nun die Flötenbläser bald anhöben? Der Bauer, schien es, wartete darauf. Da schon schallte der helle Laut in die Stube, der Dudelsack grunzte. Der Bauer erhob sich, und ich hörte ihn die Worte sprechen: „Ich trinke die Liebe des heiligen Johannes.“ Ich hörte den Klang der Becherlein, sie stießen an und tranken nun den Wein der Liebe.

Da befahl der Alte: „Tue deine Larve fürs Gesicht!“

Es ertönte von den geöffneten Stubenfenstern eine wunderschöne Musik. Nun tanzten wohl auch die Riesen! Es öffnete sich lautlos die Türe, und es schlich der große Hofhund in die Stube. Ich flüsterte seinen Namen. Ich mußte mich vor ihm schützen, mich ihm zu erkennen geben.

Der alte Bauer ächzte auf und klumpste unter den Tisch. Geschwind, wie eine Spinne, kroch ich unter die Wandbank. Ich sah die goldene Maske. Sie war dem Alten vom Antlitze gefallen. Ich nahm sie und legte sie, die Hand emporreckend, wieder auf den Tisch.

Ein Fremder, ein Bettler wohl, trat jetzt in die Stube. Der Hund knurrte, er sprang den Eindringling an. Der schlug so gewaltig mit seinem Stocke auf den Kopf des Hundes, daß das verletzte Tier winselnd in den Flur kroch.

Ich erkannte nun den Eingetretenen. Es war der Försterssohn. Den suchten seit etlichen Wochen die Gendarmen. Seinen eigenen Vater hatte er erschossen, als der ihn im Walde beim Wildfrevel ertappt hatte.

Jetzt setzte der Zerlumpte sich zu Rosa. Seine Schuhe, ich sah es ja, waren voller Löcher.

Rosa sprach: „Unterm Tisch liegt der Bauer. 's Rattengift hab' ich ihm in den heiligen Wein getan.“

Rosa ging zum Wandkästchen. „Ich hol dir 's neue Glasel. Wir trinken zusamm den Johanniswein.“

Rosa hob einen Weinkrug daraus, schenkte ein neues Glas voll. „Trink!“ sagte sie. Sie stießen beide an, und Rosa sprach die Worte: „Ich trinke die Liebe des heiligen Johannes.“

„Jetzt gehen wir hinauf in die obere Stuben. Da sind die Betten.“ Die Schöngewandete befahl es, sie schenkte ihre Hand dem stummen Gaste. Sie stülpte dem Förterssohne die goldene Larve über das Antlitz, verhüllte sich selbst mit ihrer Maske, und sie schritten leise aus der Stube. Rosas Kleid war voller Schimmer und kreisrunder roter Flecken, es glich, wie sie dahinschritt, einer Wolke am Sommerabende.

Ich lief heim. Unsere Stube war voller Festesgäste. Sie hatten mich schon gesucht, auf mich gewartet. Ich kannte die Worte des Johannesliedes „auswendig“. Ich hob an zu singen, so laut ich es aus meiner Kehle brachte:

„Sankt Johannes liebte den Herrn.
Er trug als Herz einen Stern.
Bist du der Liebe untertan,
dann hebt auch bald das Leiden an.
Halleluja!“

* * *

Fremde Stadt / *Von Georg Schwarz, Stuttgart*

Traurig blickt ein fremder Himmel,
Trübe und verwischt,
Und ein plötzliches Gewimmel
Kalter Tropfen zischt.

Zaudernd steh' ich und betreten,
Spüre Groll und Scham,
Niemand war, der mich gebeten,
Wünschte, daß ich kam.

Angstvoll fang' ich an zu lauschen,
Was die Straße lärmt,
Höre Wind und Regen rauschen,
Geh' und bin verhärmt.

Wie im Garten an der Straße
Der Gelbginsterstrauch
Sonnenlos verdorrt im Grase,
Bin ich selber auch,

Den Gewalten preisgegeben
Dieser fremden Stadt,
Weil ein Gott mich, da zu leben,
Schon verstoßen hat.

Heuriges aus Wien

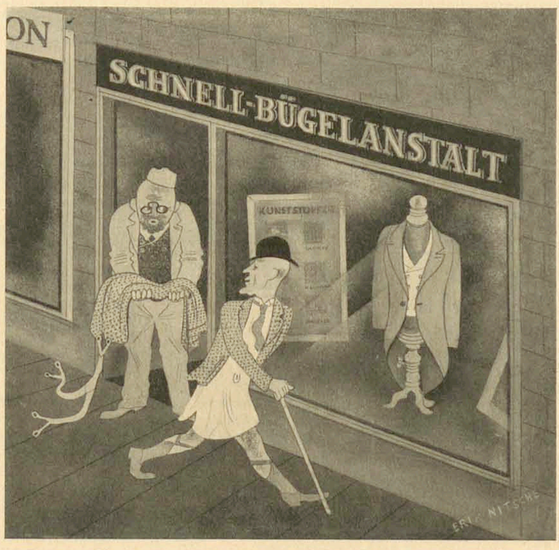
Ich treffe in Wien den k. k. Dragonerrittmeister a. D. Juhaszi de Strwicz-Südsturm, dürr und vornehm: „Servus“, sagt er, „bist verheiratet?“
„Nein!“
„Na, Zeit wär's schon dazu!“
„Ja, wenn man keine hat —.“
„Was red'st denn: keine hat! Alsdann — da stehn lauter vierstockhohe Eckhäuser. Na also! Da sagt dir doch dein gesunder Menschenverstand, die müssen jemandem gehören. Na, schaust! Und diese Hausbesitzer müssen doch Töchter haben.“
„Aber —.“
„A was! So sind die jungen Herren! Ein' Anknüpfungspunkt muß man haben, weißt. Also paß auf: du gehst einfach in so ein Eckhaus und sagst: ‚Fräulein sein gewiß aus Wien?‘ Und dann sagt sie: ‚Natürlich!‘ Na, und dann sagst: ‚Ich bin net aus Wien!‘ Schaust, da hast einen Anknüpfungspunkt, das übrige geht eh von selbst.“

*

Der k. k. Oberst a. D. Juhasz besucht in der Abenddämmerung seinen Freund k. k. Oberst a. D. Schneider, den großen Knicker. Pocht an die Türe, einmal, zweimal, wartet und klopt wieder, will schon weggehen, da — endlich — guckt Schneider durch die Spalte.
„Ah! Servus, tritt ein!“
„Na, du läßt mich lange klopfen.“
„Entschuldige. Bissel kommod gemacht bei die teuren Zeiten.“
Das Zimmer ist stockdunkel. Oberst Schneider dreht das Licht an. Sie setzen sich und reden über die schandbar kleinen Pensionen.
Plötzlich schreckt Schneider auf: „Hast was dagegen, wenn ich wieder dunkel mache? Du weißt — sparen. Und wir zwei alten Freunde können doch auch im Finstern miteinander reden.“
„Selbstverständlich, bitte, bitte!“
Das Licht wird abgedreht. Sie reden weiter von Pensionen. Da schreckt Schneider wieder auf: „Hast was dagegen, wo wir schon so im Dunkeln sitzen, daß wir uns die Hosen hinunterlassen. Weißt — man schont halt den Stoff beim Sitzen.“
„Aber selbstverständlich —.“ H. Z.

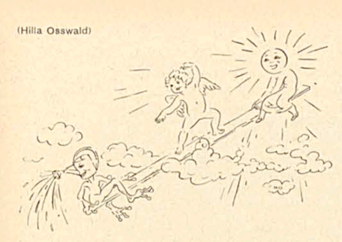
Tempo, Tempo!

(Erik Nitsche)



„. . . Hose bügeln — bin furchtbar eilig — — in zehn Minuten hol' ich sie wieder ab.“

(Hilla Osswald)



Bagatellen

Von Victor Auburtin

Blumensprache

Welch schönen Balkon die Frau Piontek sich angelegt hat!
Offen gestanden: ich hatte ihr soviel Natursinn und Liebe für die Blumen eigentlich gar nicht zugetraut.
Vorn eine ganze Front von Geranien, mit Kornblumen abwechselnd; als Dach oder Laube hochgezogen und gewölbt die seltenen Gloxynien; um die Kapuzinerkresse in der Ecke sind die Bienen und Hummeln beschäftigt; weißes Tausendschön an der richtigen Stelle; und die wilden, mädchenhaften Petunien, bei denen man immer an Italien denken muß.
Auch ein rotlackiertes Gießkännchen ist da mit einem Landschaftsbild drauf, das wildbewegte Meer darstellend, nebst einem Schiff und einem Leuchtturm in der Ferne.
Wie gesagt, ich hätte ihr das alles gar nicht zugetraut. Sie zankt immer ihren Mann vor allen Leuten aus und hat eine sehr laute Stimme.
Aber man sollte die Menschen vielleicht nicht nach kleinen Äußerlichkeiten beurteilen. Wer einen solchen Blumenbalkon hat, der muß irgendwo im Herzen ein stilles Paradiesgärtchen mit herumtragen.
„Frau Piontek", sagte ich, „weiß Gott, Sie haben den schönsten Balkon, den ich je in meinem Leben gesehen habe."
„Nicht wahr?" schrie sie mit funkelnden Augen, „die ganze Straße platzt vor Neid."

Alt und neu

Es gibt alte Dinge, und es gibt neue und junge Dinge. Und sehr häufig sind die alten Dinge angenehmer als die neuen.
So haben zum Beispiel viele Leute den Herbst lieber als den Frühling; weil der Herbst alt ist, besonnen und silberhaarig, der Frühling aber ein halbwüchsiger Bengel, der nur Dummheiten anstellt.
Und daß der alte Holländer Käse besser ist als der neue, darüber ist sich alle Welt einig.
König Alfons der Heilige von Kastilien pflegte zu sagen: vier gute Dinge sind in der Welt: altes Holz, um Feuer zu machen, alter Wein, um ihn am Feuer zu trinken, alte Bücher, um darin zu lesen, und alte Freunde, um ihnen zu vertrauen.
Daher die vielen Mittel, die der Mensch erfunden hat, um neue Dinge alt zu machen. Man macht eine Kommode künstlich alt, indem man sie mit Schrot beschießt; man macht neuen Holländer Käse künstlich alt, indem man ihn in Urin legt; u. dgl.
Und jetzt hat ein französischer Professor ein Mittel erfunden, um künstlichen alten Wein herzustellen. Der erste beste Krätzer wird einem Strom von 100 000 Volt ausgesetzt, und gleich nimmt dieser Krätzer das feine, schwere Aroma einer alten Edelmarke an.
„Oberkellner!" ruft der Gast, „Sie haben mir da ja einen miserablen neuen Wein gebracht, ich hatte doch 1911er bestellt."
„Einen Augenblick", erwidert der Kellner, indem er die Flasche fortnimmt, „wir haben eine elektrische Batterie im Hause. In zwei Minuten wird er zwanzig Jahre älter sein."
Aber ein Mittel, neue Freunde alt zu machen, ein solches Mittel gibt es bis jetzt noch nicht. Man mag einen neuen Freund mit Schrot beschießen, soviel man will, oder man mag ihn in Urin legen, er wird dadurch nicht älter und nicht vertrauenswürdiger. Alte Freunde lassen sich nicht künstlich herstellen.
Deshalb gibt es auch so wenige.

Bücher, auf die es ankommt

Hin und wieder muß der Mensch auf die Landesbibliothek gehen, um nachzusehen, welche Bücher in der letzten Zeit geschrieben worden sind. Und auf welchem Standpunkt sich unsere Wissenschaft gegenwärtig befindet.
Nun, seitdem ich das letztemal da war, ist ja einiges zusammengekommen; die Titel der neu erschienenen Bücher allein füllen viele Seiten. Und nur gute, nützliche Werke, die man alle gelesen haben müßte:
Die syntaktische Funktion des Conjunctivums imperfecti im Altlateinischen. Die lyrischen Monologe in den Dramen Corneilles und seiner Zeitgenossen. Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750 bis 1815. Die Ausdrücke für den Löwenzahn im Gallo-Römischen. Der Einfluß Jakob Böhmes auf Novalis. Die gotischen Verben mit dem Präfix and. Die Mundart von Obersaxen im Kanton Graubünden. Über einige Worte der Liebessprache. Die Pädagogik des Isokrates als Grundlage des humanistischen Bildungsideals. Zur baltischen und slawischen Akzentverschiebung. Das Liebesproblem in den Tragödien des französischen

Klassizismus. Die Erzählung vom Scherflein der Witwe und ihre Entsprechung im Tripitaka.

Diese Bücher werden in alten Zimmern geschrieben, die voll von Pfeifenrauch sind; der Schulrat Stiefel schreibt eine Rezension darüber, und durch das ganze heimliche Vaterland geht die Gemeinde der Leser wie eine große, stille Wiese, die immer blüht.

Hoch über die Wiese hinweg fahren die Stürme des Zeitalters, Valuta, Kubismus, Vatermorddramen, Theatertreppen, Impressionismus, Expressionismus, Aktivismus.

Aber der Sturm verweht, und die Wiese bleibt.

Außerdem genießt die Wiese den Vorzug, daß sie gut riecht, wozu der Sturm gar keine Zeit hat.

Für Hunde

Der Kleinbahnzug war schon geknüppelt voll, als er in den Bahnhof einlief. Man konnte durch die Fenster sehen, daß in jedem Kupee zwanzig Personen standen.

Nur ein Abteil war ganz leer, an dem eine Inschrift hing: „Für Reisende mit Hunden."

Ich öffnete die Türe dieses Abteils weit, stieg ein und machte es mir bequem.

Einmal drinnen, war die größte Gefahr vorüber, denn die Schaffner und Stationsvorsteher sahen von außen ja nur meinen Kopf; sie konnten also nicht wissen, ob ich einen Hund bei mir hatte oder nicht. Ich nahm möglichst weidmännische Züge an, indem ich meinen Hut schief setzte und das linke Auge etwas zusammenkniff.

Größer war die Schwierigkeit mit den anderen Reisenden. Die anderen Reisenden konnten mich über die trennende niedrige Wand da allein in meinem Kupee sitzen sehen, und sie machten ihre Bemerkungen. Ich hörte, wie sie untereinander murmelten: „Der hat ja gar keinen Hund. Wie kommt denn der dazu, sich da hineinzusetzen!"

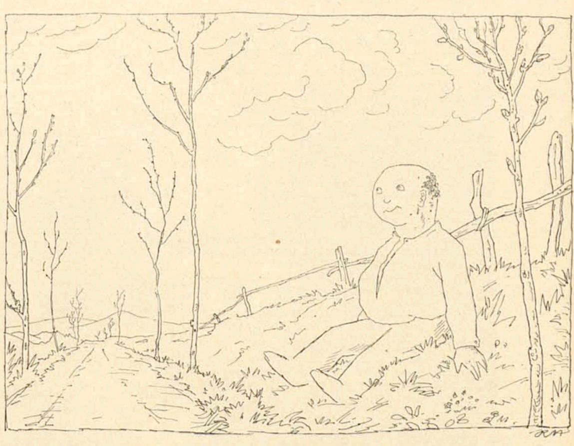
Schließlich faßte sich einer Mut und redete mich über die Wand hinweg an: „Sie haben ja gar keinen Hund. Da könnte sich jeder da hineinsetzen!"

Ich erwiderte folgendes: „Mein Herr, Sie haben vollkommen recht; es könnte sich jeder in dieses leere und sinnlose Abteil setzen. Daß ich allein den Mut dazu fand, ist tief beklagenswert. Denn, mein Herr, sagen Sie selbst: welchen Zweck hat ein Abteil für Hunde, wenn keine Katze drinsitzt?"

Ob ich den Herrn mit dieser Rede zu einer etwas freieren Weltanschauung bekehrt habe, das weiß ich nicht, ja, ich bezweifle es. Wahrscheinlich wird er, wie das so üblich ist, meine Worte für einen faulen Witz gehalten haben.

Frühlingsprobleme

(R. v. Hoerschelmann



„Jetz woiß i net, gibt's scho Ameisa oder ischt m'r bloß der Hintera ei'gschlôfa . . ."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Fernost

Im fernen Osten, da tut sich was.
Da wird auf Diverses gepfiffen.
Dann werden die Japaner ohne Unterlaß
beim Lustwandeln angegriffen.
Sie setzen sich präventiv zur Wehr
und kämpfen für wahre Kultur.
Sie sind im Recht, denn sie haben Militär,
und Hemmungen haben sie keine Spur. —

Da ist die Weltgeschichte im Spiel.
Sie will nicht, daß Tatendrang rostet.
Sie hat ersichtlich ein ethisches Ziel,
ganz gleich, wieviel Blut das kostet. —

Im fernen Osten entpuppt sich was.
Da zuckt die Zukunft in Krämpfen.
Da werden die Verhältnisse reichlich kraß,
da läßt sich das Fieber nicht dämpfen.
Es geht um Allasien — oder auch nicht.
Es gibt ja so manches Motiv.
Von vorn hat die Sache ein Samurai-Gesicht,
und dahinter lacht der Profit sich schief. —

Da ist die Weltgeschichte am Zug.
Die Weltgeschichte marschiert.
Es ist nach bewährtem Brauch und Fug,
wenn sie gleichzeitig spekuliert. —

Im fernen Osten — hojotoho! —,
da macht man Chinesen zu Leichen.
Sie sterben vereinzelt oder en gros,
wenn M.-G.s die Gegend bestreichen.
Was haben die armen Chinesen getan?
Was hat so ein Kuli verbrochen?
Er ist vorm japanischen Weltmachtwahn
nicht zeitig genug auf dem Bauche gekrochen. — — —

So wird die Weltgeschichte mobil.
So schickt sie sich an zum Tänzchen.
Sie braucht das als Entspannungsventil
und hustet aufs Völkerbundkränzchen.

Walther C. F. Lierke

Sensation auf Bestellung

In unserer sonst so stillen Gasse herrscht seit einigen Tagen wilde Erregung. Plötzlich wurde unser Nachbarhaus aus seiner beschaulichen Ruhe gerissen und in den Mittelpunkt atemberaubender Ereignisse gerückt. Was seit Jahren in unserer Gasse nicht mehr vorkam, geschah. Ein Herr, der jedes überflüssige Aufsehen geschickt zu vermeiden weiß, der seine schwere Arbeit still und unbedankt, schlicht und mit würdevoller Sachlichkeit verrichtet, kam wie das Glück, nämlich über Nacht, und ging, nicht ohne Spuren seines Erdenwandels zu hinterlassen. Kurz, ein Einbrecher trug einige Gegenstände, deren Wert sein scharfes Auge erkannt hatte, davon.
Seit diesem Augenblick wird in unserer Gasse von nichts anderem mehr gesprochen. Gruppen bilden sich und erörtern heftig, auf welche Weise der kühne Fremdling eingedrungen sei und ob man jemals sein Inkognito lüften werde. Mit scheuer Bewunderung gehen wir Unbeteiligten an den Bewohnern des Schicksalshauses vorüber. Wir sehen voll Ehrfurcht Kriminalbeamte den Portier verhören und dicke Notizbücher mit wichtigen Eintragungen füllen. Häßlicher Neid regt sich in unserer Seele. Wir sind seit jener Schreckensnacht zu armseligen Nullen degradiert. Warum hat der Einbrecher sein Werk nicht in unserem Hause vollbracht? Dann wären wir jetzt so berühmt wie die Bewohner des Hauses nebenan. Wir hätten jetzt das Glück gehabt, Polizei bei uns zu sehen, was einen wohliggruseligen Schauer über unseren Rücken gejagt hätte. Wir hätten wochenlang über etwas viel Interessanteres debattieren können als über die Abrüstungsfrage, die Weltwirtschaftskrise und die Aufhebung der Devisenverordnung.
Wir sahen ein, daß wir verpflichtet waren, die Ehre unseres Hauses zu retten, uns nicht von den Kerlen von nebenan überflügeln zu lassen. Wir beriefen eine Versammlung aller Bewohner unseres Hauses ein und berieten, wie auch wir der gleichen Ehre teilhaftig werden könnten. Wir hätten den Einbrecher vom Nebenhaus gern gebeten, auch unser Heim mit seiner beglückenden Tätigkeit zu erfreuen, aber er hatte es vorgezogen, seine Adresse nicht zu hinterlassen.
„Eingebrochen muß werden", schrie der Fleischermeister Linsbauer.
„Wir können die Schmach nicht auf uns sitzen lassen. Was die von nebenan können, können wir noch lange", erklärte der Postbeamte aus dem zweiten Stockwerk. „Aber ein vertrauenswürdiger Mensch muß es sein, der einbricht", entschied der Oberlehrer vom Mezzanin.
Die Wahl fiel auf mich, und so weiß ich es nun endlich, daß ich ein vertrauenswürdiger Mensch bin. Ich bin ein Märtyrer der Ruhmsucht unseres Hauses. Ich opfere mich dem berechtigten Ehrgeiz meiner Mitbürger.
Heute nacht ist das große Ereignis fällig. Die Mieter haben zusammengesteuert, um mir einen erstklassigen Dietrich, eine schwarze Samtmaske und eine Blendlaterne zu kaufen. Gerne hätte ich auch noch einen Browning bekommen, aber so enorme Ausgaben wollte man nicht mehr auf sich nehmen.
Diese Nacht wird niemand in unserem Hause ein Auge zutun. Sie werden alle auf den Korridoren horchen, wie ich zur Wohnung des Fleischermeisters Linsbauer schleiche, die Tür aufsprenge und seine Kasse ausraube. Da ich kein Sauerstoffgebläse besitze, hat er versprochen, die Kasse offen zu lassen.
Morgen wird unsere Gasse eine neue, noch größere Sensation haben. Das Geschäft des Fleischermeisters, von Neugierigen gestürmt, wird einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Ich aber werde nicht mehr nur als Hausdichter, sondern als Held des Hauses gefeiert werden, als ein tapferer, unerschrockener Vorkämpfer für ausgleichende Gerechtigkeit. Die von nebenan müssen eine Wut bekommen, die nicht auszudenken ist.

Fritz Schick

Kavalier und Dame

(Rudolf Kriesch)



„Es fehlen ausjerechnet zwo Mark fumfzch zur Rückfahrt. Eens von uns beiden muß 'n Stück zu Fuß jehn."

Lieber Simplicissimus!

Zu dem Oberamtsrichter von X., einem sehr frommen und umgänglichen, daher auch viel geplagten Manne, kommt während der Amtsstunden ein altes, verschafftes Frauchen. Es hat ein weitschweifiges, verwickeltes Anliegen, für das der Oberamtsrichter noch nicht einmal zuständig ist. Lange Zeit hört er die Alte still und ergeben an, doch auch seine Geduld findet schließlich ein Ende. — „Liebe

Korruptionsdezernat in Tätigkeit

(E. Thöny)



„Jerade wollt' er an die Riviera fahren, — nu kommt eene dringende Einladung nach Moabit."

Frau", unterbricht er sie heftig, „wer zum Kuckuck hat Sie denn ausgerechnet zu mir geschickt?" — „Ach, Herr Oberamtsrichter", antwortet die Alte treuherzig, „am Sonndag hawe Se in der Kerch zwa Bänk vor mir gesesse. Un wie Se so schee gesunge hawe, haw ich mer gedenkt, der un kan annerer is es, der der helfe kann!"

*

Die Ladendiebe hatten die Scheibe des Fleischerladens eingeschlagen und mußten zu ihrem Entsetzen bemerken, daß alles, was im Fenster gelegen, nur Attrappe war.
Melancholisch seufzte der eine: „Und dafür setzt man nun seine Bewährungsfrist aufs Spiel!"

*

In einer Lotterieeinnahme war seit Jahren bei jeder Ziehung ein altes Weiberl zu sehen. Nie gewann sie etwas. Einmal erkundigte sich der Beamte, welches Los sie denn gezogen habe. „O mei", antwortete die Alte, „gar keines." — „Gar keines, ja, dann können Sie doch nichts gewinnen."— „Doch, doch", versicherte ihm die Frau, „bei Gott ist nichts unmöglich."

Das Brathuhn

Es war in einer jener typischen, schwer hölzernen bäuerlichen Gaststuben in Oberösterreich, in einem Hotel, das irgendwo in einem Winkel lag und geradewegs vor meinem Fenster das Geschoß eines anderen Hauses hatte, wo ein junger Mann das „Gebet einer Jungfrau" auf einem verstimmten Klavier spielte.
Ein kleiner Straßenjunge hatte mich hingeführt. Er behauptete, das Hotel, nach dem ich fragte, sei längst besetzt bis unter den Dachfirst. Auch jammerten in der Nähe zwei ältere Damen, weil sie nicht wußten wohin. Ich vertraute deshalb gerne dem Gassenbengel meinen Koffer an. Nun klatschte der Kerl mit seinen nackten Füßen vor mir her durch die nachtschwarzen Gäßchen, den Koffer gehalftert wie ein sachkundiger Packträger, und wiegend in den Hüften, um die er seine Hosen dürftig aufgehängt hatte: krachlederne, versporte, verzwickt verflickte. Er besaß noch keine haarigen Waden, wie sie die alten Männer und die erwachsenen starken Burschen haben; er war glatt wie ein Italienerbub, auch so braun im Gesicht, und dunkeläugig.
Vor dem Winkelhotel angelangt, zögerte ich noch eine Sekunde und maß es in der Finsternis mit kritischem Blick. „Es ist sauber! — O nein, es gibt nicht das, was Sie meinen — nur keine Bange", sagte der Kleine treuherzig, und man mußte es ihm glauben. In diesem „Goldenen Lamm" also entdeckte ich auf der Speisekarte die verlockende Anpreisung: Wiener Brathuhn! Ein Brathuhn ist am Anfang einer lang berechneten Reise eine Kleinigkeit. Ich bestellte es. Es ist mein Lieblingsgericht.
Es dauerte eine Viertelstunde. Aber in die erste Minute hinein fiel ein Schrei, der durch das Gewölbe des niedrigen, langen Hausgangs furchtbar herankam, ein kurzer und im wahrsten Sinne des Wortes abgehackter Schrei, der mir durch Mark und Bein ging . . .
In dieser Zeit des Wartens auf meinen delikaten Abendschmaus entsann ich mich einer Schrift von Leo Tolstoi über den Vegetarismus. Er spricht von jener Skrupellosigkeit der Frauen, in Schlachthäusern und Fleischhallen gleichsam im Blute herumzugehen mit ihren zarten Schuhen, und alles um des verderblichen Fressens willen. Ich aber dachte mir ebenso: Wenn es nun endlich kommt, das Brathänderl, schön paniert und garniert, so wird es für meinen Heißhunger, der über die zugige Donau herunter auf vielstündiger Dampferfahrt mächtig gewachsen war, gerade die richtige Zeit sein.
Es kam. Der Kellner brachte es, fein säuberlich mit einer weißen Schürze wie ein Küchenjunge behängt, bedächtig, unterwürfig und sehr dienerhaft. Er setzte es vorsichtig nieder, ohne die Augen aufzuschlagen, geschickt, wie diese herrliche Platte es bedingte. Das Brathuhn hatte eine weiße Manschette um das Bein gefältelt und geschnitten. Über seiner Brust verzettelt lag Petersilie. Es war reizend.
„Ein schönes Huhn, nicht wahr?"
„Gewiß, sehr schön . . . prächtig . . ."
Der Kellner legte seine Hand aufs Herz, als ob er sein Gewissen dort beschwichtigen müßte: „Jawohl, ein sehr schönes Huhn war das . . ." Er hatte einen weichen Schmelz in der Stimme. „Ja, wissen Sie . . .", nun beugte er sich ein wenig näher, „es hat wohl etwas lang gedauert, bis es fertig war . . ."
Er sagte das mit dem Vertrauen auf die Nachsicht des Gastes. Er hatte jenen mitteilsamen Ausdruck im Gesicht, der halb ein Strahlen ist und halb noch Schüchternheit, ein rötliches Gesicht mit spielender Veränderung der Züge. „Sie müssen wissen: das Huhn hat noch gelebt, wie Sie es bestellten. — O ja, es war ein schönes Huhn. Sehr schön. Pardon! Es ist mein — Lieblingshuhn gewesen, ein schmales, flinkes Hähnerl mit struppigen Gamaschen und starken Sporen. Ach ja, ein gutes Huhn . . ."
Das konnte keine Verstellung mehr sein, das war eine schmalzige Traurigkeit wie in Volksoperetten. Hier schien sie aufrichtig. Dieser junge Kellner war weh be-

Fern vom Sport

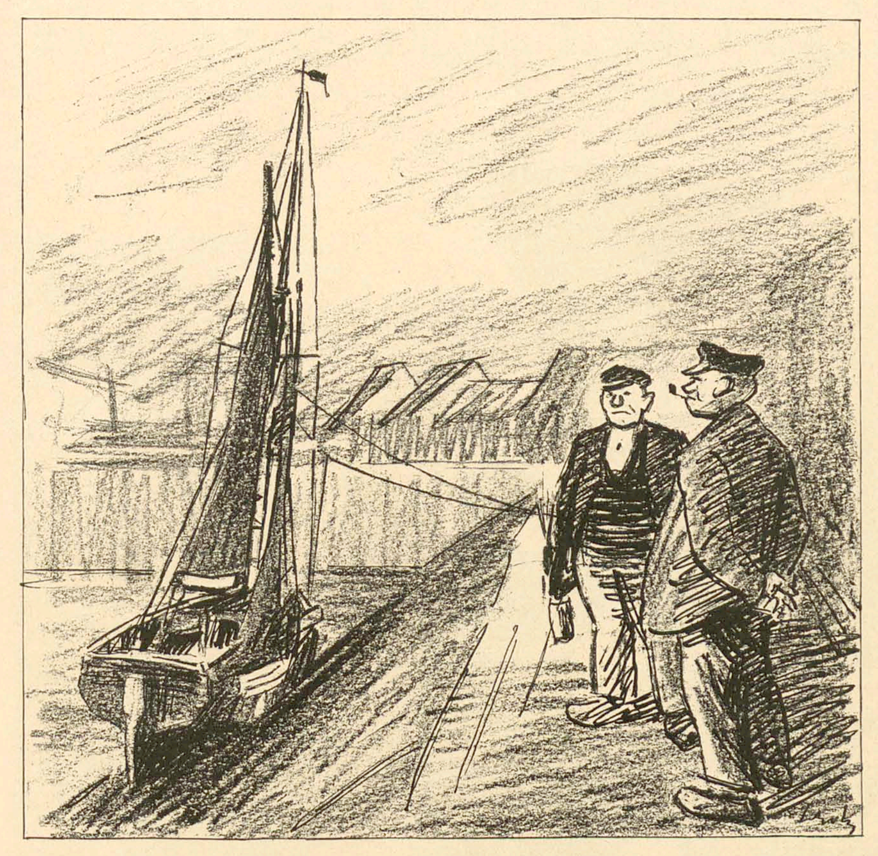
(Paul Scheurich)



„Det Münchner Sechstagerennen war 'n Reinfall, Frau Huber, keen Aas hat sich for mir interessiert." — „Ja mei, wann S' net radlfahrn."

Wahrheit und Dichtung

(Wilhelm Schulz)



„'n büschen lütt is de Kutter, awer vör de französische Abrüstungskommission is he woll immer noch 'n Großkampfschiff."

troffen, aber duldsam, so duldsam, daß ich in seinen Augenwinkeln fast die Rührung zu entdecken glaubte. Das würgte mich in der Kehle! Das zarte Fleisch, das ich tranchiert auf meiner Gabel hielt, war wie von Widerhaken gespickt. Ich mußte an das Schlachthaus denken, an Tolstoi, an die quiekenden Schweine, wenn sie zum Schlachten verladen werden, ja und an so mancherlei Begebenheiten, am stärksten aber an den Schrei vor einer Viertelstunde. — Dann war der Kampf entschieden und mein Appetit verflogen. — Ich sagte, daß ich erst vor einer Stunde ein belegtes Brot gegessen, daß ich eigentlich gar keinen richtigen Hunger hätte: der junge Mann begriff. Er neigte seinen Oberkörper österreichisch devot und flüsterte: „Ergebenster Diener." Dann ging er und nahm die Platte mit. Und als ich mein Glas Tirolerwein ausgetrunken hatte, ging ich auch. Ich ging mit dem Bewußtsein, daß jedermann über meine Empfindlichkeit hohnlächeln werde.
Auf meinem Weg über eine schwere Stiege nach oben zu den Fremdenzimmern, die wie durch ein Schalterfenster einen Durchblick in die Küche gewährte, erblickte ich den Kellner am Küchentisch. Dort saß er, vorgebeugt, mit breiten Schultern, und in den Händen — das Geknöchel meines Brathuhns! Ah, dieser Schurke, wie er in den Flügelbeinen sog, wie er mit lechzender Gebärde diese zarten, schneeweißen Rippen mit den Lippen abfraß!! Ah, dieser Elende, dieses heuchlerische Krokodil, an dessen vorgetäuschten Tränen ich endgültig zum Scheitern gekommen war!
Ich wandte mich empört ab, suchte mein Zimmer auf und legte mich betrübt zu Bett, einzig getröstet von dem Gedanken, daß ich mir morgen schon zum Frühstück ein Huhn bestellen werde, bei diesem Ober, jawohl.

H. Linsmayer

Stilblüten

Eine Wiener Zeitung vom 8. April erklärt: „. . . unsere Heimatstadt Wien zu verteidigen, ist Pflicht jedes, der noch einen Tropfen Wiener Luft in sich trägt."

*

Aus einem Gerichtsbericht: „„Mit zwanzig Jahren muß man doch noch etwas anderes vor sich sehen, als lediglich Diebstähle zu begehen!' Der Richter sagt es zu dem jungen Angeklagten, aber die Ermahnung geht ihm zum einen Ohr hinein und Gott weiß wo hinaus."

*

In einer Räumungsklage wurden stundenlang Zeugen über die Verwanzung der Wohnung vernommen. Als der letzte Zeuge vernommen werden soll, richtet der Richter an ihn die Frage: „Sind Sie mit dem Kläger verwanzt?"

Japan — China

(Olaf Gulbransson)



„Was machen denn Sie da?" — „Einen Tatsachenfilm für den Völkerbund, der nicht glauben will, daß ohne seine Genehmigung hier Krieg geführt wird."

München, 21. Mai 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 8

SIMPLICISSIMUS

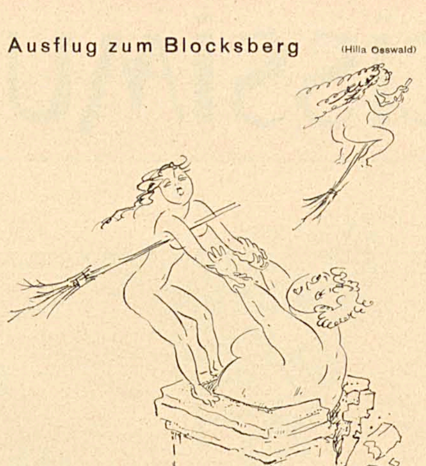
Trödelmarkt



„Dös san die neuesten Antiquitäten, sicherns Eahna a Stück!"

Ausflug zum Blocksberg

(Hilla Osswald)



Frühling in Balkanien

Wie der Zug die Tunnelwände zurückläßt, kommt sogleich ein würziger Geruch zum geöffneten Fenster herein. Schon rauschen die Bremsen, die Räder holpern über Weichen, der Zug steht vor einem kleinen Bahnhof.

Freilich, mit weißem Gewölk blühen alte Kirschbäume am Rande des Bahndammes, und der Bergwind, der von den Schneegipfeln kommt, bringt den starken Blütengeruch herein.

Der Zug hat längeren Aufenthalt, da die Lokomotive Wasser einnehmen muß. Viele Fahrgäste sind ausgestiegen und gehen längs der Wagen auf und ab, rumänische Bäuerinnen pflücken sich blühende Kirschzweige und stecken sie hinter die Ohren, Bauern aus der Wallachei, mit schweren Pelzmützen, eilen zum Brunnen.

Dem Abteilfenster gegenüber ist eine Lücke zwischen den Bäumen, durch die man ein Stück Berghang übersieht, und wo das sanfte Weiß der Kirschblüten von dem blendenden Glitzern der Schneegipfel überstrahlt wird.

Ein Herr ist stehen geblieben und wirft einen Blick auf die Berghänge mit den einzelnen, fast astlosen Eichen hinüber. Da kommt ein anderer Herr, vornehmer Ledermantel, Reisekappe, die Hose mit schnittigen Bügelfalten, das Gesicht aber das des typischen Emporkömmlings eines Nachfolgestaates.

Die Blicke treffen sich. Kurze Überraschung, dann fragt der Elegante zurückhaltend: „Du bist es, Parvu, wie geht's dir noch?"

„So, so . . . Fast hätt' ich dich nicht erkannt, Sandru. Geh zum Teufel, bist du ein großer Herr geworden!"

Der andere lächelt geschmeichelt. „Na, und du? Bist du noch immer in T.?"

„Ja, Steueramtschef der zweiten Sektion."

„Schau, schau! Endlich . . . Na, da stehst du dich wohl auch ganz gut?"

„Ich? Schulden hab' ich! Von dem Gehalt heute kann man ja nicht mehr leben."

„Ja lebst denn du nur von deinem Gehalt?" fragt der Vornehme ungläubig.

„Freilich. Weißt du, wir haben einen Kontrollor, der hat eine sehr offene Hand und läßt mich nicht auch noch nebenbei etwas verdienen."

„Du Armer!" Er lacht, schüttelt den Kopf, kann es noch immer nicht glauben. „Nur vom Gehalt leben. Ich behebe mein Gehalt gar nicht, das laß ich in der Tasche meines Vorgesetzten."

„Ja, wie kannst du dann leben?"

„Ja weißt du denn nicht, daß ich Generalinspektor im Finanzministerium bin?"

„Du bist . . . Ist das möglich! Gehört hab' ich, daß du eine schöne Stelle hast, aber daß du Generalinspektor bist? . . . Da mußt du dir ja sehr viel Geld machen können."

„Mehr als Hunderttausend im Monat", kommt nachsichtig lächelnd die Antwort.

Der Steueramtschef schüttelt nur stumm den Kopf, so unfaßbar ist ihm diese Summe. Er schaut auf den Berghang hinüber, wo zwischen grünen Matten und blühendem Schlehdorngebüsch der zitternde Faden eines Baches herabkommt. Dann fragt er wieder: „Du bist gewiß schon sehr reich?"

„Reich? . . ." Der andere zieht die Augenbrauen hoch. „Weißt denn du, was das Leben in der Hauptstadt kostet? . . . Wenn man sich jeden Tag unterhalten will . . ."

Wieder sinnt der andere in den weichen Frühlingstag hinaus. Auch der Elegante ist nachdenklich geworden, lauscht auf das langsame Pusten der Lokomotive vorne und das Summen tausender Bienen in dem Blütengewölk der Kirschbäume. Aber er rafft sich wieder auf. „Glück hab' ich gehabt, weißt du. Wie ich damals von euch fort hab' müssen, wegen der elftausend Lei, die ich nicht verrechnen konnte, hab' ich eine Dame kennengelernt, und die hat mich ins Finanzministerium protegiert, wo ihr Mann einer der Staatssekretäre ist. Und sie hat mir auch erklärt, wie man's macht, wenn man irgendwohin zur Untersuchung geschickt wird, wo in einem Unternehmen eine Schweinerei mit der Steuer vorgekommen ist. Ja — und da finde ich entweder gar nichts, oder werfe nur eine geringere Strafe aus — die Nachsicht aber laß ich mir gut bezahlen."

Ein kurzer Windstoß kommt, wühlt in den Wipfeln, und ein Schauer weißer Blütenblätter wirbelt nieder. Sie zünden sich neue Zigaretten an, dann betrachten sie den Blütenschnee auf dem Bahndamm, die glitzernden Gipfel hoch über Bäumen und Wald, und zuletzt haften beider Blicke wie gebannt auf den hellgrünen Fahnen einzelner Rotbuchen zwischen dem Grau der Eichen jenseits des Tales. Da sagt plötzlich der Elegante, wie ein stummes Gespräch fortsetzend: „Ja, du hast recht. Es hat keinen Zweck, das Geld nur so verschwenden, wie man es bekommt. Was hab' ich davon, für später? Weißt du, jetzt fahr'

(Schluß auf Seite 87)

Die Dörfer

Von Hans Leifhelm

Abendlich endet der Weg in der Häuser Rast,
Tröstlich rauschen die Brunnen dem fremden Gast,
Dort, wo der Körnergeruch des Getreides den Lüften sich mengt,
Wo dich der Holzfeuer Rauch in den Dörfern empfängt.

Schwalben hegen die Brut an des Giebels First,
Wo du geborgen sein und schlafen wirst,
Schlaf der Dörfer, den Atem von Flur und Wald durchtränkt
Und in den sich das Walten der Ahnen senkt.

Eibe und Buchsbaum hüten den Gräberschrein,
Aber die Alten noch immer gehn aus und ein.
Manchmal klingt irgendwo am Haus eine Pforte im Wind,
Manchmal klirrt an der Kette Pferd und Rind.

Leise rauscht es im Hain, den sie gepflanzt,
Leise knistert das Gras, wo sie getanzt.
Wenn im Vorüberwehn sie streifen den Gartensaum,
Fällt eine Frucht ihnen ab von ihrem Baum.

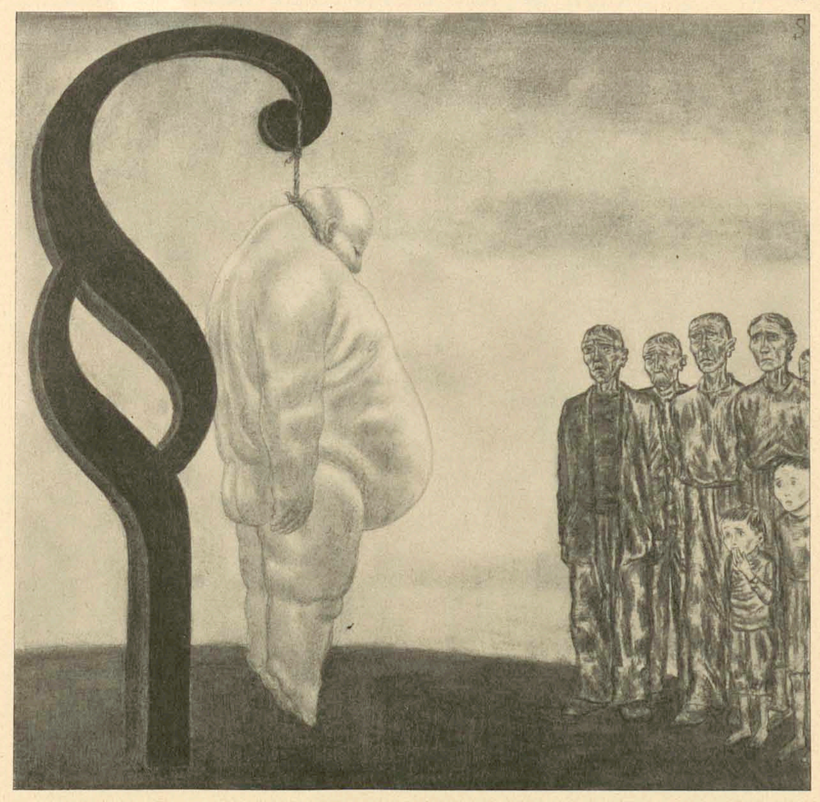
Hahnenschrei ruft landein zur ersten Wacht,
Und noch einmal sinkt in den Schlaf die Nacht,
Bis die frühe Glocke im Turm das Ave singt,
Bis die erste Schwalbe sich kreisend schwingt.

Und der Morgenstrahl auf die Inschrifttafel trifft,
Wo geschrieben steht in der Väter Schrift:
„Dieses Haus ist mein und ist doch nicht mein,
Andere kommen, und ihrer wird's auch nicht sein.

Kindeskinder, sie trägt man auch hinaus,
Sagt mir also, wessen denn ist das Haus?" —
Keiner den Anfang, keiner das Ende sieht,
Väter und Söhne reihen sich Glied an Glied.

Das Ende der Korruption

(E. Schilling)



„Da hängt das Fett, das man uns die ganze Zeit entzogen hat."

(Schluß von Seite 86)
ich nach A., dort haben sie wieder einen Schwindel mit unversteuertem Spiritus getrieben, da schauen wieder einige Hunderttausend heraus, die nehme ich, kaufe Felder in unserem Dorf, baue ein schönes Haus; dort können einstweilen meine Eltern wirtschaften, die sich bis jetzt genug mit ihren paar Joch Ackerfeld geplagt haben."

„Das ist eine Idee", sagt der Freund und schlägt ihm auf die Schulter. „Und mir hilfst du aus den Schulden heraus — du bist ja immer ein guter Kerl gewesen."

Das Pusten der Lokomotive hat aufgehört, der Zugführer trillert jetzt das Abfahrtsignal.

Während sie langsam ihren Abteilen zuschreiten, meint noch der Generalinspektor: „Jetzt sollen mich erst die Herren Fabrikanten kennenlernen. Alles Geld ziehe ich ihnen aus der Tasche. Aber nichts mehr wird verlumpt, alles sicher angelegt . . . Ich will wieder ein anständiger Mensch werden."

Otto Alscher

Druckfehler

Aus der „Mannheimer Volksstimme": „Der Troubadour", Oper von Verdi. Anfang 15.30, Ende 18 Uhr. — Abends: Außer Miete, Vorrecht E: zum ersten Male: „Die keusche Heimkehr des Olympiasiegers", Komödie von Sindbad.

Stilblüten

Neben dem Seiteneingang des Rathauses in Neustadt a. D. ist eine Ecke, eine in spitzem Winkel herausgeschnittene Nische, in der es immer etwas feucht ist. Kürzlich war dort nun folgende Vorschrift angeschlagen: „Die Entleerung des öffentlichen Bedürfnisses an dieser Stelle kann im Interesse des Anstandes und der Sittlichkeit niemandem gestattet werden."

*

Aus der Erzählung „Die Heimkehr" von Karl Otten: „Die Mutter gab ihn in die Arme der Schwester, die irrlächelnd das spitze Kinn an seinen Stoppeln wetzte."

*

Ein Inserat: „Zur Ankurbelung der Wirtschaft sind sofort im Zentrum der Stadt zu vermieten: 1 großes Lagerhaus (Getreidespeicher), 3 große Lagersäle nebst Lagerkeller. Die Säle können auch an Religionsgemeinschaften als Betsäle abgegeben werden."

*

Am Chemnitzer Friedhofstor fand ich diese Tafel:

„Das Herumtreiben von Kindern auf diesem Friedhof ist bei Strafe verboten."

Nach der Maifeier in Österreich

(Karl Arnold)



„Awer bittäh, uns Wachleut' haben die Kommunisten fest versprochen, daß s' bloß Mailiadln singen wollen."

Instinkt und Geist

Wie pfiffig doch die Katze ist,
als welche nach der Jagdekstase
die Maus mit Haut und Haaren frißt
— doch exklusive Gallenblase,
weil ihr der grünlich-bittre Saft
Dégoût und Mißvergnügen schafft.

Wär'n wir nur gleichfalls so geweckt,
wenn wir mal etwas Gutes kriegen,
und schluckten bloß, was lieblich schmeckt,
und ließen, was verdrießlich, liegen!
Es würde weniger geschimpft,
wär' der Instinkt uns eingeimpft.

Wir aber protzen mit dem Geist,
der sich in allen Lebenslagen
als insuffizient erweist.
Und wenn wir, wie so oft, versagen,
dann flüchten wir uns in den Satz:
„Das war halt wieder für die Katz'!"

Ratatöskr

Synkope im Mai

Von Hermann Stahl

Mit der Pünktlichkeit eines freundlichen Menschen begann der Mai an einem Montag. Dieser Montag stand in seinem Ablauf schon weit über der Hälfte, — kleine silberne Wolken waren in rosafarbene Hauche gelegt und fuhren in der vorabendlichen Luft. Eine Sirene gab ihr Signal an Menschen, die seine Bedeutung kannten, die Stunde des gelösten freundlichen Nachhausegehens. Im Park atmete von fern schon der Sommer im Dunst einer Kühle, Enten und weiße Schwäne schnatterten in heiterer Sattheit und fuhren über die glatte Fläche des ungetrübten Wassers, die tieferen Wege im Park sanken in braunes und grünes Dämmer. Manchmal huschte das Licht eines Radfahrers durch die verwobenen Schatten und färbte in seinem Vorüber den Abend im Weg dunkler.

Vor dem grünen Vorhang von jungen Wiesen, Büschen, Ästen, Bäumen und kommender Nacht standen zwei Gestalten, die langsam in die Dunkelheit wuchsen und mit ihr eins wurden, — gleich mit ihren Herzen, die auch im Dunkel waren.

Es sagte die Frau im blassen, fließenden Kleid: „Wir sind ja auch ganz friedlich, Jochem. Sollten wir Altes und Geliebtes und Dummes und Schmerzliches wieder beschwören? Und es waren doch, denke ich, gute Schmerzen. Wir beide, glaub' ich, brauchten sie wohl . . ." Und sie sagte noch, daß Schmerzen Vertiefendes und Reichmachendes haben können, und daß ihre Erinnerung Besitz sei, — aber sie sagte das vielleicht ein wenig dozierend.

„Warum du wohl nichts redest, Jochem?" fragte sie nach einer geringen Weile. Leiser und einen Ton dunkler war ihre Stimme nun. „Ich höre nur das Wort Dummes aus deinem Satz heraus —", sagte der Mann; er hatte ein glattes Gesicht, erst aus der Nähe konnte man ihn auf einen mittleren Fünfziger schätzen, und er trug einen hellgrauen Sportanzug und eine Mütze aus dem gleichen Stoff; über den linken Arm hing ein dünner Reisemantel. Der Mann schwieg, auch die Frau redete nicht, sie gingen und wußten nur wenig von der Milde des Abends. — Nun also ist er gekommen, dachte die Frau, — ob es gut ist? Freilich ist es nicht gut. Es ist eine schmerzliche Torheit. Die Jahre sind vorüber gegangen, alle Briefe sind lange verbrannt. Hoffentlich fragt er nicht danach, — dachte die Frau dumpf unruhig, sie fühlte sich müde und gequält, aber doch vermochte sie nicht zu sagen: „Bitte geh, geh gleich." Hörst du, geh, dachte sie und fragte plötzlich: „Warum bist du gekommen?" Sie sagte das hastig.

„Wenn ein Mann dreiundfünfzig ist und vierzehn Jahre älter, sollte er lieber nicht mehr kommen, findest du — nicht?" sagte der Mann und lachte. Der Abend aber war still und geordnet, die Frau und der Mann gingen auf schmalen Wegen zwischen den Gebüschen. Ja, dachte die Frau, und wenn da in einer Wohnung zwei Kinder sind namens Friedel und Walter, und wenn da gleich ein Vater nach Hause kommt und nach der Mutter fragt, dann sollte ein solcher Mann nicht mehr kommen. Aber an das dachte wohl jener nicht, der neben ihr ging. Und daß Tränen, wahrhaftig, in ihren Augen standen, sah er nicht, weil es dunkel war; man konnte sie unbemerkt fortwischen, das war gut so. „Ich habe nie meinen Mann belogen", sagte sie aus ihren Gedanken, und: „Ja, warum bist du gekommen?" Sie zitterte.

„Seit sechs Jahren bin ich jährlich einmal hier gewesen, in dieser Stadt. Sie hat keine Bedeutung für mich, außer der einen: du bist hier. Jedesmal kam ich mit dem Gedanken, dich zu sehen. Ich machte deine Adresse ausfindig; in einem tristen Polizeibüro stand ich, der Beamte blätterte in Kartotheken. Ich sagte mir, so verfolge ich sie, und ich lachte; zu dem Beamten sagte ich: alte Bekannte — man verliert sich so mit der Zeit. Ja, und aus der Polizeikartothek erfuhr ich dich. Seit zwei Jahren stand ich immer vor dem Haus, in dem du wohnst. Wie ein Schulknabe, und starrte zu deinen Fenstern; zweiter Stock links hatte man gesagt. Und pfiff den Anfang vom Hohenfriedberger. Aber nur, wenn niemand in der Nähe war. Ja, das tat ich."

„Und heute bist du gekommen, Jochem", sagte die Frau, und: „Da ist eine Bank, wir wollen uns setzen." Denn ihr war, als könne sie nicht weitergehen, — wie dumm, dachte sie, aber ich kann wirklich nicht weitergehen.

„Das Schlimmste war eigentlich, daß du mich nicht erkanntest vor der Türe, Lena. Gewiß, diesmal würde ich dich sehen, ich wußte es. Es ging nicht anders. Aber ich quäle dich. Aber in diesem Jahr, Lena, es sind jetzt vierzehn Jahre . . ." Es war nun ganz dunkel. Die Frau dachte flüchtig: Walter wird jetzt heimkommen, er wird meinen Zettel lesen, er wird sich wundern, daß ich heute Frau Burger besuche, daß ich so lange ausbleibe.

Der Mann saß neben ihr, hatte seine Hand auf ihren Arm gelegt und spürte, daß ihr Arm zitterte. „Ich war fünfundzwanzig —", sagte die Frau; nun bemühte sie sich nicht, zu verbergen, daß sie weinte. Weinst du, weil du fünfundzwanzig warst — ach, ich bin wahnsinnig —, dachte der Mann, er fror. „Aber ich war nichts, ich hatte eben meinen ersten Roman geschrieben. Ich liebte dich, Lena, und du — — —"

„Freilich, auch ich liebte dich. Das war vor vierzehn Jahren. Du hast ganz recht. Und ich vergaß es nicht . . .", sagte die Frau flüsternd.

„Der andere hätte nicht kommen dürfen, nicht wahr? Und du warst ja fünfundzwanzig. O ja, ich weiß. Und es war ja auch alles so richtig, — ganz richtig", schrie der Mann. Die Frau sagte: „Jochem", sie wußte nicht, daß sie nach seiner Hand griff. „Ja, jaja", sagte der Mann, „es ist ein schlechter Film. Und wir sind ja ein wenig älter geworden —", seine Stimme klang brüchig.

„Jochem", sagte die Frau bittend. „Ja, und nun bist du verheiratet, zwei Kinder hast du, Lena. Was könnte ich denn sagen?" Er richtete sich auf, er fühlte, wie seine Hände feucht wurden. „Bist du nun eigentlich — zufrieden, Lena?" Er faßte ihre Hände, plötzlich lehnte ihr Gesicht an seiner Schulter. „Jochem", flüsterte sie. Die Luft war still, erste Sterne glänzten blaß, — es hat ja keinen Sinn, dachte der Mann und löste ihre Hände von seinen Schultern.

„Ich komme mir jetzt sehr klein vor, Lena", sagte er. „Ich wußte nicht, daß ich nicht kommen dürfe. Wir wollen gehn. Ich nehme ein Auto, ich bringe dich nach Hause, bitte, vergiß es, Lena." Die Frau sagte: „Es zerstört einen Glauben, daß du gekommen bist, eine Ruhe. Ich dachte, du habest es vergessen mit der Zeit. Die Zeit ist doch so viel. Und ich habe deine Bücher gekauft und sie alle gelesen, ich habe mich gefreut über dich. Ich dachte, es ginge dir gut, Jochem."

„Wie ist es mit dir?" fragte der Mann demütig. „Ich habe ja auch die beiden Kinder —", sagte sie so leise, daß er es kaum verstand. Ihr Kopf stand gebeugt vor der Nacht, ungewiß, blaß, Tränenspuren glänzten. „Aber — du hast ein Madonnengesicht . . .", sagte der Mann plötzlich. „Wir wollen nun gehen", sagte er nach einer Weile. „Nein —", erwiderte die Frau hastig, „bitte, erzähl' ein wenig

Schadenfreude

(Erik Nietsche)



„. . . die haben nicht mal gemerkt, daß wir Erster mit Zweiter-Klasse-Billetten gefahren sind."

von dir." — „Es ist nicht viel zu erzählen. Ich habe eine Wirtschafterin, die heißt Gianna. Alle dort unten heißen wohl so. Am Gardasee sind die Abende wohl noch stiller als hier. Du weißt, daß ich dort sommers wohne? Das kleine Haus ist weiß, einen Weinberg habe ich und Ziegen. Und manchmal Besuch, viele Fremde kommen dort vorüber, manchmal ein Freund.
Dein Bild, Lena, hängt auch an der Wand. Ach, reden wir nicht so elegisch."
„Komm —", sagte die Frau raunend.
„Was willst du?" fragte der Mann, auf dem nächtlichen Weg standen sie. Die Frau war an ihn gelehnt. „Jochem", sagte sie, „ich will die Kinder holen — soll ich die Kinder holen? — Ich will mit dir . . ." Der Mann küßte ihre Stirn. Ihre Stimme war Weinen und Lachen.
„Jochem", sagte sie, „ja Jochem, ist das gut so?"
Er nahm ihre Arme herab. „Komm", sagte er, „gehen wir." Er legte seinen Arm um sie und führte sie, die zitterte.
„Lena — bitte — fahr jetzt nach Hause. Und sag deinem Mann, daß wir uns begegnet sind. Ja, grüß ihn . . ."
Sie gingen weiter, die Frau ließ sich von ihm führen, er hielt ihre reglosen Hände, und beide weinten verborgen.
Die laute Helligkeit einer Straße tat sich auf, der Mann rief ein Auto herbei. „Ulmenstraße zwölf", sagte er zu dem Fahrer. Er half der Frau beim Einsteigen.
„Leb wohl, Lena, vielleicht besuche ich euch einmal, später, wenn ich darf . . ." Die Frau nickte, eng saß sie in der Ecke des Autos, das nach kaltem Zigarrenqualm roch. — „Leb wohl, Lena, dein Gesicht ist wie ein Madonnengesicht", sagte der Mann leise und schloß die Türe des Wagens, die Frau nickte und lächelte wenig, da der Wagen fuhr.
Die Frau dachte: „Es ist gut so. Alles ist gut. Ich will erst in das Zimmer zu den Kindern gehn . . ." — Der Mann ging gleich in das Hotel. Er nahm den Nachtzug. —

Das Glückwunschschreiben

Von Textor

I.

„Und Sie meinen, Herr Syndikus, ein Handschreiben wäre zum Jubiläum von Direktor W. das richtige?"
„Unbedingt, Herr Präsident, erstens hat er's verdient, zweitens freut er sich darüber, und drittens haben wir nichts versäumt."
„Schön. Dann haben Sie wohl die Freundlichkeit, mir's ein wenig aufzusetzen — Sie sind ja schon ganz im Bilde."
Der Syndikus setzt den Glückwunsch auf, der Präsident schreibt ihn höchstselbst nieder.

II.

Auf der Jubiläumsfeier kommt am Abend der Direktor strahlend auf den Syndikus zu: „Denken Sie nur, Herr Syndikus, der Herr Präsident hat mir ein selbstgeschriebenes Schreiben geschickt: ich habe mich sehr darüber gefreut. Kommen Sie, bitte; ich zeig es Ihnen."
Der Syndikus nimmt interessiert von dem Inhalt des Schreibens Kenntnis.
„Was sagen Sie dazu? Ist das nicht ganz reizend gesagt? Selbstverständlich muß ich mich für so viel freundliche Huld bedanken. Ach, lieber Herr Syndikus, würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben — Sie verstehen sich ja auf dergleichen so vorzüglich — mir einige geeignete Sätze aufzusetzen?"
Der Syndikus schmunzelt. Er bezweifelt zwar, daß er's besser könne als der Herr Direktor; aber er setzt es ihm auf.

III.

Drei Tage später sagt der Präsident: „Direktor W. scheint sich wirklich über mein Schreiben sehr gefreut zu haben. Wollen Sie mal sehen, was er antwortet?"
Der Syndikus nimmt interessiert von dem Inhalt des Schreibens Kenntnis.
„Übrigens sehr nett gesagt, nicht wahr?"
„Sehr nett."
„Fast so gut wie mein Schreiben, finde ich."
Der Syndikus schmunzelt: „Das ist für mich sehr schmeichelhaft, Herr Präsident."

Der Kanarienvogel

„Oh", rief die kleine, zarte Frau mit hinreißendem Augenaufschlag aus. „Wie brutal hat er mich behandelt! Ich war meines Lebens nicht sicher! Wie ein Berserker ist er auf mich gestürzt!"
Sie weinte still und verbarg ihr weißes Antlitz mit den schwarzen Bogen über den Augen in ihrem beigeseidenen Taschentuch.
Und der Gatte entgegnete: „Nein, das stimmt nicht."
Die kleine Frau wollte auf ihn losfahren.
„Lügner", schrie sie.
„Nein, das stimmt nicht", sagte wieder der Gatte. „Sie hat mich geschlagen. Und wenn sie in die Stube trat, geriet schon der Kanarienvogel in Aufregung." Der Anwalt des Gatten beantragte, den Kanarienvogel als Zeuge laden zu lassen.
„Niemals", stieß die kleine, zarte Frau keuchend hervor und erklärte, sie könne den Anblick des heißgeliebten Vögelchens nicht ertragen.
Bei der nächsten Verhandlung stand auf dem grünen Tisch ein Bauer mit dem Kanarienvogel.
Und der Richter befahl, daß der Gatte auf den Bauer zutreten sollte.
Der Vogel blieb ruhig.
Sträubend wurde die kleine, zarte Frau an den Käfig geführt.
Und siehe: Das Vögelchen geriet so in Unruhe, daß es mit den Flügelchen in den Drahtstäben hängen blieb.
Da sprach der Richter: „Wollen Sie es nicht noch einmal versuchen mit Ihrem Gatten, Frau Strobel?"
„Um des Kanarienvögelchens willen!" hauchte die kleine, zarte Frau.

Hermann Scharfenberg

Material für die Kitsch-Abwehr

In einer norddeutschen Zeitung vom 3. Mai lesen wir folgenden Kitsch:

Seliger Mai

Unter der Birke standen zwei,
Ein Blonder und eine Blonde.
Der Himmel lag blau, und es war Mai,
Und Sonne die Welt umsonnte.

Das Birkenlaub erschauerte leis',
Umkost von Frühlingträumen.
Zwei blonde Herzen zitterten heiß,
Fast wollten sie überschäumen.

Im Wipfelwerk sang Singvögelein
Und nickte froh mit dem Köpfchen.
Es stürmte das Blut vom Mägdelein
Bis unter die blonden Zöpfchen.

Unter der Birke küßten sich zwei,
Ein Blonder und eine Blonde.
Der Himmel lag blau, und es war Mai,
Und Sonne die Welt umsonnte.

Wem dabei nicht blondblaublümerant wird, der muß schon einen Magen aus Hirschleder haben!

Frühlingsgedichte

Der Frühling gehört nun einmal dem Lyriker, ebenso wie der Winter von den Ärzten, der Herbst von den Malern und der Sommer von den Hoteliers in Anspruch genommen wird. Wenn der Lenz ins Land zieht, entfaltet sich die Seele des Lyrikers wie ein Sonnenschirm — niemand kann sie daran hindern. Das war immer so.

Aber noch zu Vaters Zeiten konnte man den lyrischen Dichter an seinem Künstlerschlips, seinem verträumten Gesichtsausdruck und an andern Kennzeichen auf den ersten Blick erkennen — und ihm in weitem Bogen ausweichen. Heute ist das nicht mehr möglich, und wenn wir zum Nachtmahl eingeladen werden, sind wir außerstande zu beurteilen, ob der Frühlingsliederdichter bereits unter uns weilt, oder ob es noch Zeit ist, ihm nach dem Dessert zu entfliehen. Am unausweichlichsten ist er, wenn er geradezu an Stelle des Desserts dargeboten wird.

Ganz unvermutet verwandelt sich das Speisezimmer in einen Musentempel. Der Gastgeber erhebt sich. Seine Brillengläser funkeln Begrüßung. „Wie Sie bereits wissen“, so fängt er an, „hat uns Fräulein Margaretha Goldklang versprochen, uns einige Lieder zum besten zu geben. Aber es scheint ein Mißverständnis vorgefallen zu sein. Die Künstlerin ist noch nicht hier, und es war uns bisher nicht möglich, uns mit ihr in Verbindung zu setzen . . . Immerhin haben wir eine andere Überraschung für Sie. Herr Walter Wiesentau hat sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, uns aus seinem noch unveröffentlichten Epos ‚Schlacken‘ einiges vorzutragen.“

Hier tritt eine kleine Unterbrechung ein. Dann fügt der Gastgeber hinzu: „Wie ich eben erfahre, befindet sich Fräulein Goldklang bereits auf dem Wege und wird in einigen Minuten da sein. Nichtsdestoweniger bin ich der Ansicht, daß wir uns nicht die Gelegenheit entgehen lassen sollten, Herrn Wiesentau aus seinen Versen vortragen zu hören. Aber ich möchte Herrn Wiesentau bitten, uns nur einige Proben aus seinem Werke zum besten zu geben, sozusagen die Quintessenz.“

Herr Wiesentau erhebt sich und verbeugt sich nach drei Richtungen. Dann zieht er ein dickes Manuskript aus seinem Busen hervor, das er in der Art eines Salonzauberers, der plötzlich die Flaggen aller Nationen aus seinen Seitentaschen hervorzieht, entfaltet. Er beginnt:

Lenz, du Lenz aller Lenze, aufreckend
gegen gräulichen Himmel,
Gegen graue Männer, blutleere, erdgebundene, wintertrotzige . . .

Und während er liest, neigen die ihm zunächst Sitzenden ihre Köpfe wie Vöglein zur Seite und denken: Wieviel Seiten kann das Manuskript haben? Vielleicht vierzig und ziemlich eng beschrieben . . . Sagen wir . . . sechshundert Worte die Seite . . . Wenn es wenigstens Edgar Wallace wäre . . . Wenn er nur nicht fortwährend diese Pausen einschalten wollte ... Wenn nur Fräulein Goldklang schon käme oder, noch besser . . . wenn wir nur plötzlich Kurzschluß hätten . . .“

Der Dichter hält ein wachsames Auge auf die Türe. Und auch die übrigen Anwesenden. Nach fünfundzwanzig Minuten „Schlacken“ erwarten alle — mit Ausnahme des Dichters — die Ankunft Fräulein Goldklangs wie verurteilte Verbrecher die Begnadigung.

Einige Male gibt es falschen Alarm. Endlich erscheint Fräulein Goldklang. Der Hausherr räumt ihr den Platz an seiner Seite ein. Ein Gemurmel entsteht unter den Zuhörern. Ein mit Kleidern und Hüten überladener Stuhl fällt mit donnerndem Geräusch um. Aber der Dichter läßt seine Stimme nur mächtiger erschallen. Er wird unterbrochen: „Entschuldigen Sie, Herr Wiesentau. Fräulein Goldklang ist bereits hier. Vielleicht könnten Sie uns jetzt nur die Schlußstrophen Ihres Epos vorlegen, sozusagen . . . die Quintessenz derselben?“ Feindlich schüttelt der Dichter sein Haupt. „Tut mir leid“, sagt er mit eisiger Abweisung, „ich arbeite mich gerade zum Höhepunkt empor. Nichts kann ausgelassen werden.“

(Schluß auf Seite 92)

Opfer

(Max Körner)



„Is scho langweilig, so da z'sitzen, aber die Verheirateten müassen doch seng, wie unterhaltend 's Jungg'sellnleben is.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und **Verlag: München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

(Schluß von Seite 91)
Die Diplomatie verfehlte ihren Zweck. Der Gastgeber nimmt wieder Platz und kreuzt seine Arme vor der Brust. Die Sängerin lächelt und sieht nach der Uhr. Als die „Schlacken" endlich beendet sind, erhebt sich Fräulein Goldklang und sagt: „Da die Stunde schon allzuweit vorgeschritten ist, will ich nur einige ganz kurze Frühlingslieder singen."
Die kurzen Frühlingslieder nehmen immerhin fünfundvierzig Minuten in Anspruch, und gegen zwei Uhr morgens taumeln wir, benommen von soviel Lenz, heimwärts durch die eiskalte Nacht . . .
Eine Woche später kamen wir wieder zu Tee und Lyrik in einem Restaurant zusammen, und da hörte ich das schönste Gedicht in freien Versen, das ich je vernommen hatte. Ein junger Dichter hatte in seiner Aufregung versehentlich die Speisekarte anstatt des Manuskripts in die Hand genommen und las:

„Krebs solo, Ölsardinen,
Hummermayonnaise . . ."

Und niemals werde ich das unendliche Pathos der Schlußzeilen vergessen:

„Für nicht in der Gaderobe abgegebene Stücke
Übernimmt keinerlei Verantwortung die Direktion!"

Trotzdem enttäuschte die Darbietung. Und so kann wohl gesagt werden, daß in unserer nüchternen Zeit die Frühlingsgedichte nicht berufen sind, das Dessert zu ersetzen, ja nicht einmal die Zahnstocher.

Weare Holbrook

An die Siebzehnjährigen

Von Hans Fahrwohl

In euren Köpfchen spuken die übermütigsten Launen.
Ihr lacht silbern hell über Gutes und Böses, — man muß staunen.

Ihr löst die Rätsel der Welt spielend im Augenblick,
Ihr habt den bezauberndsten Glanz im Aug und das weißeste, schmalste Genick.

Ihr sprecht sehr klug und interessiert euch glühend für jeden Skandal.
Ihr tut, als seid ihr gewitzt durch Erfahrungen ohne Zahl.

Aber man traut euch nicht recht. Ihr wollt mehr scheinen, als ihr seid.
So verlangt es euer Nimbus und die liebe Eitelkeit.

Ihr flirtet hinreißend. Doch gibt man sich euch gefangen,
So fliegt wieder das silberne Lachen über eure Wangen, —

Und ihr zieht euch zurück, als seid ihr die Unschuld in Person.
Nimmt man euch aber nicht ernst, so zeigen sich flammender Hohn

Und Verachtung auf euren anmutig gekräuselten Lippen.
Am besten, man läßt euch verführerisch mit euren schlanken Beinen wippen

Und nimmt euch als reizende Bilder. In euch blüht die berückende
Unklarheit der Welt. Ihr seid Rätsel, aber entzückende!

Stilblüten

Aus dem Bericht der „Dresdener Neuesten Nachrichten" über ein Gieseking-Konzert: „. . . er hat auch die Kraft des Titanen Brahms, die das Gigantische heldenhaft aufwachsen läßt. Mit großartiger Leidenschaft werden die beiden ersten Sätze geformt. Die Besessenheit reißt den Pianisten zur Selbstvergessenheit hin (so weit, daß er die Nebengeräusche wohl kaum merkt, die sich ihm vernehmlich entringen)."

*

Aus dem Roman „Der Rebell", von Manfred Georg: „An den stammelnder werdenden Worten schlich sich etwas vorbei und kollerte aus den Zähnen. Entsetzt stopfte Robert die Zunge vor."

Blw.

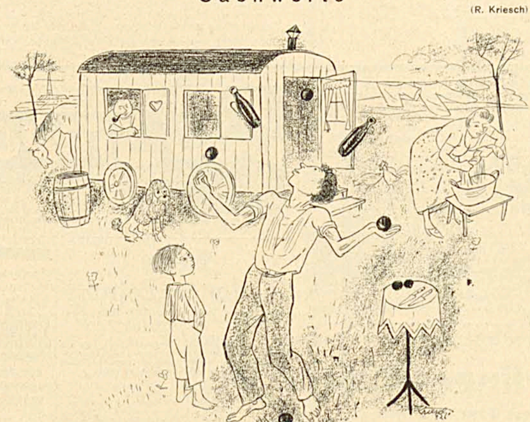
Seiltänzer / Von Karl Bahnmüller

Albert hat die bunten Plakate, die das Gastspiel einer berühmten Seiltänzertruppe anzeigen, nicht vergessen können, und nun streicht er auch schon um die Wohnwagen, die seit gestern auf dem Turnplatz stehen. Er späht in ihr Inneres, aber er kann nicht viel davon erhaschen. Am meisten muß er sich wundern, daß die kleinen Fenster richtige Vorhänge haben, daß gleich neben der Tür ein Kochherd steht und daß überhaupt alles viel gewöhnlicher, viel nüchterner ist, als es die Plakate ausmalen. Ein wenig enttäuscht schlendert er durch die leeren Bankreihen, die sich rings um die Manege ziehen. Die Mittagssonne brütet über dem blau und weiß gestrichenen Holzwerk, über dem Boden, der mit ganz hellem Sägemehl bedeckt ist. Auf dem Heimweg trifft er Paule, der mit ihm in derselben Klasse sitzt. Er fragt, ob Albert mitkomme, heut nachmittag. „Um drei Uhr fangen sie an." — „Ja, ja", beeilt sich Albert zu versichern, obgleich er weiß, daß er vielleicht zuviel versprochen hat, denn noch ist ihm das Eintrittsgeld nicht sicher. Zu Hause haben sie mit dem Essen schon lange begonnen. Der Vater ist bereits fertig, er hat sich den Mund gewischt und ist nun ungeduldig geworden. Albert ißt sehr schnell, aber da ist noch der letzte Brocken Fleisch, ein fettes und verknorpeltes Stück, vor dem er sich fürchtet. Er schiebt es immer wieder an den Rand, und gegen Ende wagt er nur noch ganz kleine Gabelspitzen voll Rotkohl und Kartoffeln zu nehmen, weil er diesen Bissen hinauszögern möchte. Er will ihn mit dem Besteck verdecken, aber das läßt er dann lieber, der Vater könnte es bemerken. Als er dann auch noch sieht, daß im Tischtuch ein roter Fleck ist, weiß er: den Vater kann er nicht bitten. Von ihm wird er die zwanzig Pfennig nicht erhalten. Er wagt nicht aufzusehen, und nun schaukelt er sogar mit den Beinen. Fast knallen sie gegen den Tisch, und Albert duckt sich. Schnell einen großen Schub, den allerletzten, das verknorpelte Stück Fleisch, und endlich kann unter Vaters nassem Bart „Mahlzeit" hervorkommen. Albert schießt am Vater vorbei, zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, den Gang entlang, auf die Straße.
Eine halbe Stunde wartet er, und endlich kommt der Vater. Er hat seinen Sonntagsanzug an, sein gelber Spazierstock hängt am Arm, und er raucht einen Schweizerstumpen. „Bleib in der Nähe!" sagt er im Vorübergehen, und dann treibt er langsam die Färbergasse hinunter. Hinter seinem breiten Rücken nimmt Albert einen Anlauf und tritt gegen die leere Konservenbüchse, die er am Vormittag hergekickt hat. Sie rollt in den Kandel, wo sie einen schrecklichen Lärm macht. Er wendet sich ab, und so bleibt ungewiß, ob der Vater hergesehen hat.
Jetzt ist die Mutter allein, und nun kann er sein Glück versuchen. „Ich bin gleich wieder da", sagt er dem Paule, der sich inzwischen eingestellt hat, und er geht ins Haus. Auf der Treppe ist es so dunkel, im Wohnzimmer still und leer. Zögernd schiebt er sich hinein, und dann sieht er durch die offene Tür zum Schlafzimmer, wie die Mutter dort vor dem Spiegel steht und ihre schwarze Bluse zuhakt. „Was willst du denn?" fragt sie, und sie dreht ihren Rücken weg. Albert steht vor der Schwelle, ein beklemmender Geruch weht ihn an, er kann nicht zu ihr hinein, und er kann sie jetzt nicht bitten. Seine Hände irren umher, er weiß nicht, wo er sie lassen kann. Sein Mund öffnet sich, aber es kommt nur ein viel zu lautes Räuspern heraus. Nach einer langen Sekunde erst gibt er sich einen Ruck, der ihn aus dem Türrahmen gleiten läßt. „Der Paule möchte

(Schluß auf Seite 94)

Sachwerte

(R. Kriesch)



„Laß dir man keene Bierflasche uff'n Kopp fallen, Junge, wir haben zehn Fennje Einsatz dafor jezahlt!"

Im Mai

(Wilhelm Schulz)



Nun mach dich auf die Socken flink.
Die Welt ist voller Sonne,
Voll Blumenduft und Vogelsang,
Sie atmet lauter Wonne.

Und willst du rasten, geh zum Wein —
Laß dich da fröhlich nieder.
Setzt sich zu dir ein Mägdlein hin,
So geh so bald nicht wieder.

Und weilt sie auch nicht lang bei dir,
Laß dich das nicht verstimmen —
An jeder Blüte wollen heut
Sich laben viele Immen.

Und ob du jung bist oder alt,
Dem Einen wie dem Andern
Ist gnadenreich die Maienzeit,
So daß du froh kannst wandern!

Wilhelm Schulz

(Schluß von Seite 92)
mal mein neues Brennglas sehen", sagt er dann endlich. Das ist ihm eingefallen, aber es klingt dumm. Nun muß er freilich an Vaters Schreibpult gehen. Dort liegt es nämlich. Heut ist die tintenbefleckte Schreibplatte unbegreiflicherweise hochgeklappt. Albert stellt sich auf die Zehenspitzen, will mal sehen . . . in der Lade liegt Mutters Haushaltsbuch, ein Kästchen für Ringe, ein Schlüsselbund, blaue Kuverte mit Aufschriften von Vaters Hand: „Zeugnisse", „Militärpapiere", und da, Albert muß den Atem anhalten, da ist auch Geld. Es liegt in einem Tassenkopf. Aus dem Schlafzimmer kommt ein Knarren. Die Mutter zieht den Wäscheschrank auf, sie kann nichts sehen, und schon schwebt seine Hand über dem Silbergeld. Es ist, als agiere jetzt eine fremde Hand, über die er nicht gebieten kann. Aus eigener Kraft stößt sie vor, zerknüllt noch erst ein Kuvert, greift dann schnell und blindlings zu und schließt sich um ein hartes Stück Metall.

Die Mutter hat nicht achtgegeben, als er aus dem Wohnzimmer ging. Im Hals steckt ihm wieder der Fleischbrocken, scheint es, und er kann nicht hinunterrutschen. Die Finsternis auf der Treppe ist noch dichter, und Albert muß sie mit einem Sprung zerteilen.

In der Helle draußen wartet Paule, und er fragt: „Hast du Geld?" Albert bleibt stumm, er schreitet schnell aus. Paule läuft neben ihm her wie ein Hündchen, das mitgenommen werden möchte. Erst an der Ecke öffnet sich die Hand. „Mensch, drei Mark?" Auch Albert ist erschrocken. Sie gehen, als ob sie es vereinbart hätten, nicht über den Ledergraben, der zum Turnplatz führt, sondern halten stadteinwärts. Albert will nun auch gar nicht zu den Seiltänzern.

Am Kiosk auf dem Marktplatz nimmt Paule das große Geldstück aus Alberts feuchter Hand, die sich nicht sträubt. Sie darf es nicht behalten, es muß vertan werden, wegrollen und verlorengehen. Paule kauft Erdnüsse. Sie schmecken bitter. Er kauft Schokolade, er holt Johannisbrot und zwei Eiswaffeln. Albert nimmt nichts davon.

Schwer hängt nun der angedunkelte Himmel über den Straßen, die sich ungeheuer lang dehnen. Albert hat Mühe, dem Paule zu folgen, die Steine stechen durch die Sohlen seiner Schuhe, er möchte sich auf einen Randstein setzen, aber da ist noch immer das Geld, das ausgegeben werden muß. Paule sieht jetzt aus wie ein Großer, der die Macht hat und dem man folgen muß. Er will ins Kino, und Albert hat nichts dagegen, doch er paßt auf, daß ihn kein Bekannter sieht, als sie ein roter, klaffender Vorhang in das Dunkel läßt, worin das Märchen haust. Sie lachen neben ihm, Paule wiehert sogar laut, und Mädchen glucksen und schreien. Aber Albert kann nicht lachen, ein bißchen vielleicht. Es wäre schön, wenn er lachen könnte, doch schon flammt das Licht wieder auf, und er traut sich nicht, sich umzusehen. Lieber als hier sitzen, möchte er jetzt in seinem Bett liegen und ganz klein sein. Lieber möchte er die Beine an den Leib heraufziehen und unter die große, weiche Decke schlüpfen.

Ein wälzender, schwerer und immer schwerer Druck treibt ihn dahin, er sucht sich in der dunklen Stadt mühsam seinen Weg, über den Marktplatz, um viele Ecken, die Färbergasse hinauf. Da steht er nun allein, denn Paule und das Geld sind längst verschwunden. Das Fenster vom Wohnzimmer ist hell, aber er kann nicht ins Haus, er muß vorbei.

Auf dem Turnplatz strahlen die Karbidlampen. Die Drehorgel lockt, und dort sind auch Menschen. Sie wenden ihm alle den Rücken zu und blicken in die Manege. Das hohe Seil strebt in den Nachthimmel. Es ist finster da oben. An der Mastspitze weht ein kleines Fähnchen. Auch bei den Wohnwagen ist es dunkel, und das ist gut. Denn so kann er ungesehen zwischen ihre Räder kriechen, und dort ist ihm eine Lücke freigegeben, die ihn teilhaben läßt an den gefährlichen und seltsamen Dingen, die jetzt in der Manege vorgehen. Er starrt allmählich immer mehr wie gebannt auf diese schwerelosen Menschen. Sie fliegen und fallen durch die Helle, die in die Nacht geschnitten ist. Manchmal geht der Orgel und auch Albert der Atem aus, und immer ist das Ende, die nächste Sekunde schon, ungewiß. Und wenn dann der Beifall kommt, lächeln sie, und Albert lächelt mit ihnen. Nach einer unvorstellbar langen Zeit tänzelt das junge Mädchen herein, das Albert schon auf den Plakaten gesehen hat. Ihm ist es, als begebe sich jetzt erst das Richtige. Die Scheinwerfer werden nach oben gerichtet, und sie steigt hinauf zu den blaß gewordenen Sternen, zu dem kleinen flatternden Fähnchen. Ihr Kleidchen blinkt, und im Haar hat sie ein Band. Die Orgel hat wieder ausgesetzt, das hohe Seil zittert und schwankt, die Stange in ihren Händen geht auf und nieder, Alberts Blut hämmert stark, und wirklich, sie macht den ersten Schritt. Wie zum Hohne schwanken auch die Sterne. Sie aber geht, sie schreitet bis zur Mitte und entschwand dem Blick.

Hastig erhebt er sich. Ein zerbrochenes Bierglas liegt da auf dem grasigen Boden, er muß ihm aus dem Wege gehen. Als er dann im Freien steht, wieder über die vielen Köpfe hinweg in den Nachthimmel hinauf sehen will, greift eine Hand nach seinem Arm. Es ist der Vater, der nichts sagt, aber seine Hand läßt ihn nicht wieder los. Sie gehen nach Hause, und der Vater bleibt stumm. Es könnte alles sein, wie es immer gewesen ist. Doch Albert kann nichts sagen, und er kann auch nicht weinen. Von weither kommt das Leuchten eines ganz schweren Gewitters, und viel, viel später donnert es leise und lang.

Lieber Simplicissimus!

Herr Zirbel ist Ehrenmitglied des Fußballvereins. Er spendiert hundert Mark.

Ein paar Wochen später fragt er den Kassierer, was mit den hundert Mark geschehen sei.

„Sie sagten doch, wir sollten das Geld nutzbringend für den Verein anwenden?"

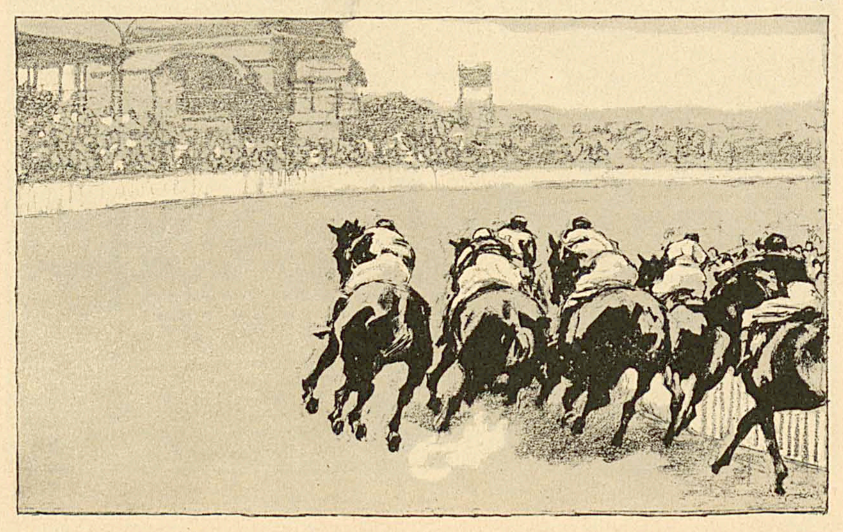
„Ja."

„Na, da haben wir vor unserem großen Match den Schiedsrichter damit freundlich gestimmt."

K. M.

Mißglückte Schiebung

(E. Thöny)



„Det Biest rennt, als hätten wa nich abjemacht, daß Moosröschen siegen soll."



Der Lange und der Kurze (Alfred Kubin)

An die Tür einer Waldhütte geschrieben

Von Georg Schwarz

Zwei Tage und zwei Nächte saß ich da
Und sah nur Blumen, Himmel, Wald und Sterne.
Kein Heimweh, keine Sehnsucht in die Ferne
Bewegte mich im Grund. Und nichts geschah.

Ich wusch mich in der Quelle, lag im Moos,
Schwang mich mit einem Vogel im Gezweige.
Ich wiegte mich in einer Mückengeige
Von allem Schmerz und aller Hoffnung los.

Und wurde wieder wunschlos: Hans im Glück,
War wieder Kind im Wald beim Brombeerholen,
Und ging auf leichten, unbeschuhten Sohlen
Den Weg des Lebens durch den Wald zurück.

Kleine Geschichten

Zimmteisen kommt in sein Stammkaffeehaus.
Schimpft, daß sein Fenstertisch besetzt ist, sucht sich alle Zeitungen zusammen, murrt, daß zwei Wochenschriften von andern Gästen gelesen werden, schlägt Krach, daß keine Zündhölzer auf dem Tisch stehen, empört sich, weil das Wasser nicht frisch genug ist, und reißt plötzlich erstaunt die Augen auf.
Neben der Kassa ist eine Tafel angebracht.
„Nichtkonsumierende Gäste unerwünscht!"
Zimmteisen liest, liest noch mal, schüttelt mißbilligend den Kopf und ruft den Kaffeesieder.
„Sie, Herr Wurmler", sagt er aufgebracht, „was soll denn das bedeuten?"
„Das Taferl, Herr Zimmteisen? . . . No, Sie können doch lesen . . . So geht's eben net weiter!"
Sagt Zimmteisen aufs tiefste empört: „Herr Wurmler, Herr Wurmler, mit solchene unüberlegte Sachen werden S' Ihnen alle Stammgäst vertreiben!"

*

Moritz Kahn, Getreide, hat bei Lepold Bär, Futtermittel, Geld verloren. Vierzig Prozent. Kurz vorher hat Leopold Bär, Futtermittel, bei Moritz Kahn, Getreide, Geld verloren. Auch vierzig Prozent.
Einige Tage nach Bestätigung des Bärschen Zwangsvergleichs treffen sich die beiden, sehen einander erst eine Weile nachdenklich an, dann sagt Kahn zu Bär:
„Du, Leopold, was soll ich immer bei dir Geld verlieren, werden wir schon lieber Associés — — —!"

*

Die Reichsbahn hat im Bereich ihres Güterverkehrs den gesamten „Verschiebe-Dienst" motorisiert.
„Nu, wenn schon!" murmelte Levy hinter seiner Zeitung, als er es las, „fier unsereins macht das Verschieben unter den heitigen Verhältnissen doch ka Freid mehr — püh, kann's aach motorisiert wer'n!"

*

Ein wissensdurstiger Professor ging im Walde spazieren. Unterwegs begegnete er einem Tausendfüßler.
„O sage mir doch", sprach der Professor zu dem Tausendfüßler, „sage mir, mit welchem Fuße du jedesmal zu laufen beginnst."
Da stutzte der Tausendfüßler und dachte lange nach.
Er steht heute noch am gleichen Fleck; denn er kann plötzlich nicht mehr laufen.

Rüstungsgleichheit

(E. Thöny)



„Hier in der Fremdenlegion machen wir aus Angehörigen aller Nationen Soldaten Frankreichs — dieses System sollten wir auch in Europa einführen."

München, 28. Mai 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

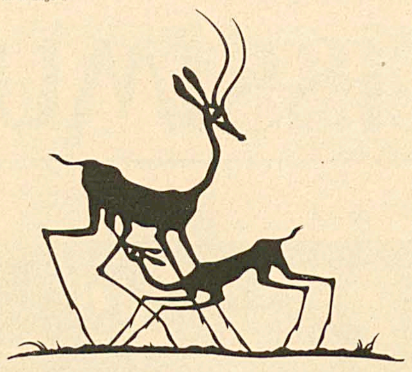
Arbeitsdienst

(E. Thöny)



Der alte Stempel und — der neue Stempel.

(E. M. Engert)



Das Ammenschicksal

Von Katarina Botsky

Die Frühlingssonne knallte ihr auf die vorgestreckten Arme, die so schwer trugen an dem leichten, eleganten Bündel: dem Säugling der gnädigen Frau, — der immer schrie, wenn er gefahren wurde. Die Sonne goß förmlich all ihr Licht auf ihn, ohne Mitleid mit den flammenden Backen der hübschen dreißigjährigen Amme aus verarmter bürgerlicher Familie, angetan mit einem blauen Mäntelchen und einer Kappe, die behaupten sollten, sie sei Kinderpflegerin. Doch hatte man gerade die Amme vorgezogen, weil sie sich billiger anbot und die Ernährung des Kindes gleich mit sich führte. Die Not der Zeit brachte alte Werte wieder zur Geltung. Resolut und doch mit nicht umzubringender bürgerlicher Scham war die moderne, arbeitslose Else in den alten Ammendienst hineingesprungen, um aus ihrer neuen Lage Nutzen zu ziehen.

Mit heißen Augen spähte sie jetzt in die Runde: wer alles sah sie so gehen, die Faust der Zeit im Genick — auf der alten Ammenpromenade? Dieser so genannte Weg zog sich, sehr sonnig und geschützt, an alter Friedhofsmauer hin, auf der andern Seite standen nur Bäume. Oder standen dort Männergestalten? Für ihr Gefühl standen dort welche. Der eine, dem sie zu ihrem Unglück nachgegeben hatte, der andere, der sie heiraten wollte, und der dritte, der ihr ewig auflauerte. Wie Spott und Verachtung sprühten silberne Tropfen auf sie herab von den langen Eiszapfenzähnen längs der Friedhofsmauer. Nicht minder spöttisch pfiffen die Stare. Zur Amme degradiert ging sie wie eine Marionette den alten Ammenweg, und die Vögel pfiffen sie aus.

Jetzt kamen geputzte Frauen mit ihren Kindern daher. Vielleicht waren gar Bekannte darunter?! „Komm, Tuta", flüsterte Else, die Amme, der Kleinen an ihrer Seite zu, des Säuglings Schwesterlein, „wir wollen lieber ins Wäldchen gehen." — „Hat nicht die Mutter verboten, ins — ?" — „Komm, komm!" Und dann drehten sie sich dort verloren herum an einem tiefen Wassergraben. Aus seinen finstern Eislöchern wurde schon, quellend, der Frühling geboren. Die Amme sah dem mit wissenden, heißen Augen zu.

„Fräuleinchen — Fräuleinchen —!"

Elses Kopf fuhr herum, die Kleine drehte sich hüpfend. Eine Figur war plötzlich gewachsen in der grauen Einsamkeit zwischen den Baumstämmen. War ein unheimlicher Kerl, glich einem großen dunkeln Bären, der häßlich die Zähne zeigte und die Pranken hob. Die Else verfärbte sich. Mit verstörten Blicken maß sie die Einsamkeit — bis zum Ammenweg, dann riß sie die Kleine an der Hand und setzte sich mit ihr in Galopp.

„Fräuleinchen — Fräuleinchen — rennen Sie doch nicht so!"

„Er hat so lange Arme!" schrie die Kleine entsetzt.

Mit der einen Pranke griff er der Amme ins Haar, die andere schlug er um ihre Taille, zugleich roh an dem weinenden Säugling zerrend. „Ist nicht deiner. Wollen ihn ins Wasser werfen." Ihre Arme umschlangen eisern das Kind. Mit ihrer Brust hatte sie ihm auch ihre Liebe verkauft, fühlte sie. Empfand sich ihm plötzlich leibeigen geworden bis zur Selbstaufopferung. So also war das, wenn man — Amme war?! Sekundenlang stierte sie in die schon halb versunkene rätselvolle Welt dieses Begriffs. Dann riß sie sich mit aller Kraft zur Seite, ließ das Kind zur Erde gleiten und stellte sich mit knirschenden Zähnen davor. Der Mann packte sie wüst. Ihr Gesicht wurde ergeben, schien sich nur in versteintem Entsetzen eine ewige Ahnung zu bestätigen. Noch einmal maßen ihre Augen die Einsamkeit bis zum Ammenweg, dann brach aus ihrem Munde ein kleiner, seltsam fern klingender Schrei; aber es war so viel Jammer darin, daß der Bär, fluchend, von ihr abließ und sich langsam, langsam trollte.

*

An einem kühlen Maiennachmittag, es wurde schon bedrückend abendlich, gingen sie wieder zu dritt spazieren. Die stillen Wege des baumbeschatteten Platzes leerten sich bereits; aber Else bevorzugte die Leere. In der Ferne sang eine weibliche Stimme etwas Schwermütiges. Sie gingen noch einmal bis zu der Stelle, wo drei große Steine waren unter einem alten Kastanienbaum. Auf einem der Steine saß jetzt eine einfache Frau, ein ärmlich gekleidetes Kind im Arm. Elses Füße blieben am Boden kleben; sie wurde rot. Tänzerisch und doch schleppend schritt sie auf die Frau zu, sagte „Mutter" zu ihr. Nach kurzem Gespräch wechselten sie die Kinder aus. Die Amme riß das andere an sich und betrachtete es versunken. Sie hob ihm das Röckchen auf und sah nach. Im vierjährigen Kopf der kleinen Trude entzündete sich jäh eine Ahnung. Das war wohl Elses Kind, das sogenannte „Regenwürmchen", das Elses Geheimnis war und ihr Schämen?! Aber es hatte ja zwei Beinchen, ganz wie der kleine Bruder — ?! Die Kleine hatte entweder keine oder mindestens vier erwartet. Es war ja ein ganz richtiges Kind. Warum durfte man dann nicht davon sprechen?!

Die Amme setzte sich auf einen Stein und riß an ihrem Mantel: ein weißer Busen quoll aus dunklem Rahmen auf. „Trink!" schluchzte sie, und preßte sich den spitzen, kleinen, feuchthaarigen Schädel ihres Kindes an die Brust. Das gelbe „Regenwürmchen" trank mit erschütternder Gier. Die beiden Mütter sahen starräugig zu. „Er wird dem andern alles wegtrinken", raunte die ältere verlegen. „Er soll!" zischte die Amme, und ein Blick voll Haß rann über das weiße Kind hin, dem ihre Brust für Bezahlung gehörte und — ihre meiste Liebe auch. Das brannte ihr jetzt feuerrot auf den Backen und wirbelte ihr verstörtes Empfinden im Kreise herum. So also war das, wenn — man — Amme war?! So also hatten sie gesessen an verödeten Plätzen unterm kalten Himmel, die Ammen, und verstohlen ihre eignen Kinder getränkt, und hatten ihre kleinen welken Gesichter mit ihren Tränen begossen und sich angeklagt und sich verflucht . . .

Das weiße Kind begann zu kränkeln, und eines heißen Sommermorgens stieß es die gekaufte Brust, schreiend, von sich und verschied. Danach hieß es: ihre Milch sei ihm nicht bekommen; denn das bürgerliche Mädchen habe sich ihres unbürgerlichen Berufs zu sehr geschämt.

*

Mutter und Amme standen sich in Trauer am Sarg des Kindes gegenüber. Die Amme hatte es gewaschen, geküßt und wollte es nun in den „schönen silbernen Kasten" — so sagte Tuta — hineinbetten. Mit sprühenden Augen riß die Mutter ihr Kind der Amme aus den Armen. Der Schmerz machte sie hart und grausam. „Ich lege ihn hinein", sagte sie schneidend, „mir gehört er. Sie — Sie haben keinen Teil an ihm!" Die Amme hob beide Hände. „Ich habe — keinen Teil — an ihm?" Ein weinendes Lachen rann ihr durch die Zähne. „Ja, woran habe ich überhaupt einen Teil? Dieser soll mir nicht gehören — und der andere auch nicht!" Jetzt schrie sie. „Und diesem gab ich mehr als — — — Ich habe keinen Teil an ihm?!" Haß und Empörung blänkerten aus ihren Augen. Vor ihrem inneren Gesicht sah sie plötzlich ganze Ammengenerationen, schnöde abgefunden, in grauenvoller Ergebenheit ihres Weges gehen. Hatten keinen Teil an denen, die an ihrer Brust getrunken, nicht wenn sie lebten, nicht wenn sie starben. So — war — das — Ammenschicksal. Die moderne Else wollte es nicht fassen. Im roten Dunkel der Tür — seitdem sie nicht mehr nährte, wurde jedes Dunkel rot für sie — im roten Dunkel der Tür schien jemand auf sie zu lauern, die Gestalt — aus dem Wäldchen. Ohne daß sie sich vom Platze rührte, schienen ihre Beine sich in wilder Flucht in Bewegung zu setzen. „Fräuleinchen — Fräuleinchen — rennen Sie doch nicht so!" . . . Geisterhaft brach aus ihrem Munde der kleine, seltsam fern klingende Schrei, der so düster und rätselhaft war: dann wich sie mit klappernden Zähnen vom Sarg.

* *
*

Am Abend

Schon schleicht die Dämmerung ums Haus.
Vom Fluß herauf das Nebelbrau'n
kriecht heimlich durch den Gartenzaun,
ein grauer Feierabendflaus.

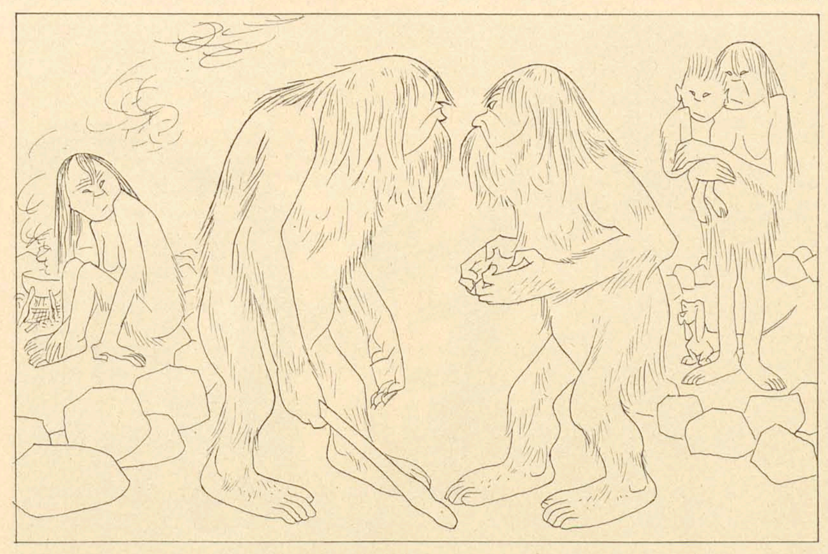
Wie steht's mit dir? Hast du getan,
was du am Morgen hast gewollt?
Hast du versäumt, was du gesollt,
verträumt der flüchtigen Stunden Bahn?

Unwiederbringlich fällt ins Schloß
am Abend jedes Tages Tor . . .
Mach du dir nur kein Morgen vor,
wenn dir das Heute schlaff zerfloß.

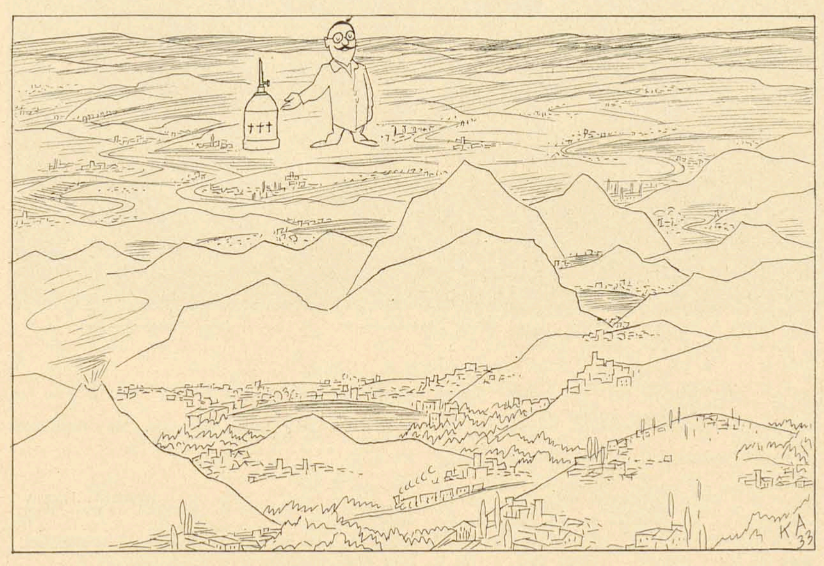
Dr. Owlglaß

Kulturfortschritt

(Karl Arnold)



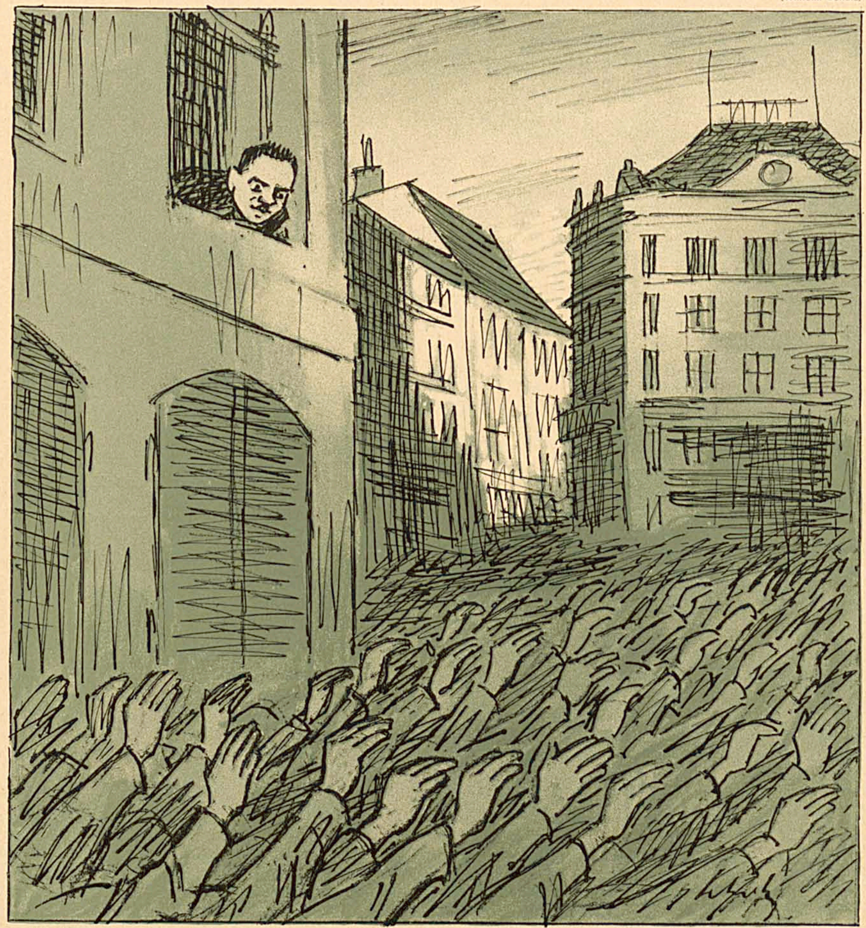
Kampf zweier Stämme der Urzeit



„Messieurs et mesdames! Diese kleine Gas-Flacon ist genug, ßu vergiften ganz Europa!“

Dollfuß

(Wilhelm Schulz)



„Und wann 's ganze Österreich gegen mi is, alsdann bleib i als der aanzige Österreicher übrig."

Verwechslung

Eine Visitenkarte: Frau Anna Kuchelbrod, geborene Pistorius, reichte mir das Mädchen.
„Ich kenne keine Frau Anna Kuchelbrod, aber ich bin guter Laune heute, lassen Sie eintreten." —

— — — — — — —

„Was verschafft mir die Ehre, Frau Kuchelbrod?" —

— — — — — — —

Frau Anna Kuchelbrod war eine Frau in den Vierzigern, sie schnappte nach Luft wie ein Karpfen und kaute noch an den drei Stiegen, die ihre Lungen pustend verarbeiteten. —
„Meine Tochter ist ein anständiges Mädchen!" stieß sie ohne Vermittlung hervor, wie es Frauen aus einfachen Kreisen, die sich in ekstatischer Erregung befinden, eigen ist. —

— — — — — — —

„Ich bezweifle es absolut nicht, daß Ihre Tochter ein anständiges Mädchen ist", sagte ich, „ohne Zweifel ist Ihre Tochter ein anständiges Mädchen." —

— — — — — — —

„Dann werde ich also meiner Tochter sagen, Herr Doktor, daß Sie wie ein anständiger Mann handeln werden." —
Die letzten Worte verschlang schon die Tür, die hinter Frau Kuchelbrod sich geräuschvoll schloß. —

— — — — — — —

Nach zwei Minuten:
„Die Frau von vorhin ist wieder da!" — meldete das Mädchen.
„Frau Anna Kuchelbrod? — — — bin guter Laune heute, lassen Sie eintreten." —

— — — — — — —

Und schon vor der Tür schrie sie mir entgegen: „Der Schubiack, von dem sie das Kind hat, wohnt eine Treppe höher: — aber meine Tochter ist d o c h ein anständiges Mädchen!" —

U. v. Ueschtritz

Romanze am Telephon

Von Johan Luzian

Im kühlen, harten metallischen Hörer
umfühle ich zärtlich die Hand der Geliebten.
Ihre Finger streicheln die meinen
in einer verschlagenen Telephonzelle fern.

Wir sind uns so nah.
Zwischen uns liegen Städte, Gebirge, Provinzen,
zierliche Spielzeugdinge für Riesen.
Doch unsere Herzen schlagen in einer Ohrmuschel
drüben und hier.

Du in einem Hotel, tausend Meter hoch,
ein sonnenheller Schneehund liegt zu Füßen deiner Berge.
Ich in einer lärmenden Stadt.
Wir haben den kleinen metallischen Diener vergessen,
der uns verbindet, Herz an Herz, Ohr an Ohr.
Wir haben ihn fortgeschickt und sind uns nah.

„Nun kommt unsere Abendstunde, mein Mädchen . . .“
Und du sprichst: „Mein Freund, ich bin ganz bei dir,
ich spüre den Duft der Bäume in unserem Garten . . .“

Dann klingt die metallische Gabel,
und über Städte, Gebirge, Provinzen hinweg
entfährt die Geliebte . . .

Der kleine Diener hockt wieder an seinem Platz.
Und ich staune, daß jener alte Mann dort unten
noch keine hundert Schritte machte,
während ich fern von hier war.

Die Erscheinung

Von Ernst Handschuch

Die Nacht, die dem schönen, durchblauten Tage folgte, war rauh und windig. Dorfzaun, ein kurzsichtiger Student, der Geschichte, hatte all die lichten, leichten Stunden, in denen die Sonne strahlte, über Büchern, Akten und Heften gesessen. Und wenn er jetzt einen Flügel des Fensters öffnete, geschah es nur, um den Tabakrauch aus dem Zimmer zu lassen. Es war kurz vor Mitternacht. Dorfzaun klemmte ein Stück Holz zwischen Rahmen und Schenkel, knipste das Licht aus und entkleidete sich.
Die einströmende Luft tat ihm gut. Kühl und befreiend umfloß sie seine Glieder, glitt sie ihm über Rücken und Leib. Dorfzaun streckte seine Brust weit heraus und machte mit den Armen eine umfangende Bewegung. Dann legte er sich zu Bett. Um zwölf Uhr wollte er das Fenster, das sich seinem Bette gegenüber befand, wieder schließen. Den rechten Flügel hatte er geöffnet und festgeklemmt, ganz leise bewegte er sich im Wind. Das Stück Himmel, das Dorfzaun sehen konnte, war schwarz und weich wie Samt. Still und stark funkelten die Sterne darin, und über dem schmalen Spalt des Horizontes, den die auf der anderen Straßenseite liegenden Häuser freigaben, flog die goldene Kette eines späten Zuges. Sein Brausen wurde vom Winde in übermütigen und tollen Sprüngen fortgetragen. — Dorfzaun seufzte, als das letzte Glied der Kette verschwunden war. Einmal, einmal nur möchte er auch in die Ferne getragen werden, unbeschwert in die große, schwarze und geheimnisvolle Stille rollen. Denn eintönig und unerfüllt verstrichen seine Tage, und fast stets ging es ihm so, daß er erst in später Nacht von dem Leben spürte, das ihm wieder zerronnen war. Es war eine mühselige, geisttötende Arbeit, die ihm der Professor seines Institutes übertragen. Aus alten verstaubten, muffigen Büchern und Akten hatte er endlose Auszüge zu fertigen, die vielleicht für den Professor eine hohe Bedeutung haben mochten, für ihn jedoch eine grausame Plackerei waren. Aber da ihm als Lohn das freie Studium für ein weiteres Semester verheißen war, mußte er tapfer ausharren. Und alles hatte ja einmal ein Ende. Dorfzaun seufzte ein zweites Mal tief und legte sich auf die Seite. Er hatte ganz vergessen, daß er mit dem zwölften Glockenschlag den Fensterflügel schließen wollte.

*

Dumpf und düster rollten die Schläge der Kirchenuhr über die Stadt. Der Wind erfaßte sie, riß sie mit sich und spielte lange mit ihnen. Auch Dorfzauns Ohr trafen sie; der aber schlief bereits, und wie es schien, beschäftigten und quälten ihn die Bücher und Akten noch im Traum. Der letzte Zug rauschte vorüber, dann gehörte die kleine Stadt völlig dem Wind. Die Lampen erloschen bis auf wenige, und die Schatten fielen schwer über die Häuser. Wolken waren aufgekommen und wehten über den schwarzen Himmel. Unablässig trieb der Wind sein Spiel. Feuchte Kälte blies er in Dorfzauns Stube; Dorfzaun fror.
Es ging schon auf den Morgen zu, als sich der Wind plötzlich legte und der Himmel prächtig aufklarte. Die Sterne funkelten und blitzten, als wollten sie nimmermehr weichen. Weiße Nebel brachen auf und erfüllten den schmalen Ausschnitt des Horizontes. Die Kälte wurde fühlbarer, und ihre Nässe legte sich wie Tücher auf Dorfzaun, der schließlich erwachte. Schlaftrunken sah er über den Tisch, der mit der Last der Bücher, Akten und Manuskripte beladen wie eine mittelalterliche Burg aussah. Dorfzaun fürchtete sich, und sein Herz klopfte rasch. Er hätte nicht sagen können, was so schwer auf ihm lastete. Nach einigem Mühen fand sein Blick das Fenster, sah er die absteigende Nacht, die schweigend zu ihm hereinkam. Und jetzt wußte er auch, was seine Furcht erregte: mitten im schmalen Fensterausschnitt, dort, wo sich zwischen den Häusern der Horizont zeigte, schwebte ein großer, blutroter Stern. Wie eine leuchtend reife Frucht hing er vor dem dunklen Tuch des Himmels. Stark und mächtig war sein lautloses, unbewegtes Feuer, hinter dem das Geflimmer all der übrigen Sterne jämmerlich versank. Ein neues Gestirn! Ein Stern, wie er ihn jedenfalls noch nie geschaut, hatte sich aufgetan! Dorfzaun stürzte ans Fenster und bog sich weit hinaus. Nein, die Straßen waren leer und still, kein Mensch war da, mit dem er die wundersame Erscheinung hätte teilen müssen. — Ach, wie jämmerlich war er doch noch vorhin gewesen, da ihn sein kleines, erbärmliches Wesen so wichtig und wertvoll dünkte, daß es ihn von der Arbeit, die ihm aufgegeben, derart trennen konnte. War denn seine Aufgabe wirklich eine Last? Ging nicht alles seinen ehernen Gang, demütig und gehorsam dem Gesetz? Was war er, der Student Dorfzaun, gegen das Himmelsgebilde, das da willig und stark in seinem roten Feuer brannte? Wer wußte es zu sagen, wo es all die Ewigkeit gewesen und welches Gesetz es geheißen, sich gerade in dieser Nacht auch den Menschen zu zeigen? — Dorfzaun schämte sich und bat die Bücher und Akten um Vergebung, indem er leise über sie hinstrich.

*

Vor Ergriffenheit zitternd, schlüpfte er in seine Hosen, zog er Strümpfe und Hausschuhe an. Dann schlich er hinüber zum Zimmer seiner Wirtin. Sie wollte er wecken, sie sollte Zeugin der Erscheinung sein, die ihn so jäh zur Einkehr gezwungen. Es dauerte lange, bis sich die Tür auf sein Klopfen zu einem winzigen Spalt öffnete. — „Fehlt Ihnen was, Herr Dorfzaun?“ flüsterte die Alte ängstlich. — „Schnell, schnell, kommen Sie, liebe Frau Hasenzahl, ein Wunder ist geschehen, ein neuer Stern hat sich aufgetan am Himmel, groß, stark und blutrot. Schnell, kommen Sie, ehe er wieder verschwindet.“
Und nun schauten sie beide in die stille Nacht, zum klaren Himmel hinauf, der weit und endlos über die nebelverschleierte Erde sich dehnte. Die alte Frau konnte nur „Ach!“ sagen und mußte sich bald auf einen Stuhl niederlassen. — „Oh, es ist wundervoll, und ich kann mich von seinem Anblick nicht mehr trennen“, flüsterte der Student hingerissen. In diesem Augenblick sank die Lampe, die all die Zeit schon von dem Signalmast ihr rotes Halt gebot, und eine grüne stieg empor. Verschwunden war der große, rote Stern, und ein grüner an seine Stelle getreten. Dorfzaun erstarrte. Er schüttelte den Kopf, aber es war schon so. Und jetzt erst merkte er, daß er seine Brille nicht auf hatte. Hastig schloß er den Fensterflügel. — „Liebe Frau Hasenzahl“, sagte er besorgt zu seiner Wirtin, „wollen Sie nicht . . . Sie werden sich bestimmt erkälten . . .“ — „Ach, ach“, antwortete sie, „welch ein schöner Stern war das, welch ein prächtiger Stern. Wenn nur die Welt nicht untergeht . . .“ — „Gehen Sie, Frau Hasenzahl“, ließ sich Dorfzaun wieder vernehmen, „gehen Sie, sonst verkühlen Sie sich gewiß. Und morgen lesen wir es ja in der Zeitung, nicht wahr?“ — „Ja, in der Zeitung“, wisperte die alte Frau, „vielen Dank, Herr Dorfzaun, vielen Dank.“

*

Für den Rest der Nacht lag Dorfzaun wach. — Er schämte sich vor sich, vor seiner Wirtin, vor der Nacht und all den Gegenständen seines Zimmers. Kaum war das Licht, das ein verträumter Morgen brachte, stark genug, als er sich zäh und verbissen an seine Arbeit machte.

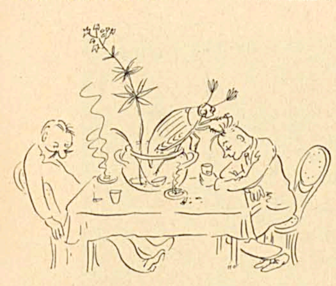
Der Dichter

(Rolf v. Hoerschelmann)



Die Maibowle

(Hilla Osswald)



Kleine Geschichten

Herr Micke bildete sich ein, immer schwerhöriger zu werden. Neulich saß er im Eisenbahnabteil, sah entsetzt auf den Mann, der ihm gegenüber saß, und sagte schließlich in heller Verzweiflung: „Nun ist es so weit! Ich bin taub geworden. Ich habe Sie die ganze Zeit über sprechen sehen, aber ich habe kein Wort gehört."
Da sagte sein Gegenüber: „Ich habe nicht gesprochen. Ich habe Prim gekaut."

*

Karl-Otto geht mit mir auf der Straße.
Hoch über uns brummt ein Flugzeug. Ich erkenne den Apparat.
„Udet!" sage ich zu Karl-Otto.
Karl-Otto bleibt stehen und schaut erwartungsvoll empor. Lange Zeit; bis das Flugzeug in gerader Bahn am Horizont verschwunden ist. Dann wirft mir Karl-Otto einen enttäuschten Blick zu.
„Udet . . .", sagt er beinahe verächtlich. „Fliegt da rum wie ein gewöhnlicher Spießer!"

*

Als der Blumenpeter eines Tages wieder einmal bei mir mit Samen vorsprach, machte er ein gar grimmiges Gesicht.
„Na, Peter", frug ich ihn, „was ist dir über die Leber gelaufen, daß du so ein Mieses aufsetzst?" — „Ach", antwortete er, „ich ärger' mich noch dod, wenn ich net aufhör', dran zu denke. Träum' ich der da heit nacht, ich sitz im Wertshaus, un der Wert hät so scheene gude Koteletts. Wie er so gesehe hat, daß ich so sehnsüchtig nach der Anricht gugge du, fragt er mich, ob ich ans will. Warm odder kalt, ganz wie ich wollt. Freilich, sag ich, freilich, un gewärmt wär mer's lieber. Also geht er naus und wärmt's. Un er kemmt erei, un ich kann kaum mehr uf meim Stuhl sitze vor Erwardung. Doch gerad, wie er's vor mich hinstellt, wach ich uff. — Un wissen Se, des is mein Zorn, daß ich des Kotelett net kalt genumme hab; denn dann hätt's noch gereicht zum Esse. Durch des verdammte Wärme aber bin ich drumkomme. Krieh di Krenk, krieh di Krenk!"

*

Mark Twain illustrierte einmal treffend an einem Beispiel, daß Kürze Würze ist.
„Ich hörte eine Predigt über die Heidenmission. Nach fünf Minuten beschloß ich, fünfzig Dollar zu spenden. Nach zehn Minuten dachte ich, daß vierzig auch genug seien. Nach einer halben Stunde hatte ich mir ausgerechnet, daß es auch zehn tun würden. Und nach einer Stunde stahl ich zwei Dollar vom Sammelteller."

*

„Was hast du heute gemacht, Willichen?"
„Ich habe Raupen gefangen."
„Wozu?"
„Ich wollte sie mal richtig ärgern!"
„Womit?"
„Raupen essen doch Blätter, nich? Na, und da habe ich sie nun an einen Telegraphenpfahl gesetzt und raufklettern lassen. Die müssen eine schöne Wut gehabt haben, als sie oben ankamen!"

*

Don Juan lag im Sterben. Er flüsterte: „Geh zu Emmi und sage ihr, daß ich starb mit ihrem Namen auf den Lippen. Und dann geh zu Franziska, Klara, Paula, Karoline, Lotte, Lu, Maud, Trude, Grete, Daisy und Therese und sage ihnen dasselbe."

Farewell

Kürzlich lernte ich einen berühmten skandinavischen Dichter kennen. Er hat ein dickes Buch geschrieben über das alte Rom und die Leiden der Armen, die als Erste Christen wurden. Es ist voll von Liebe zu den Armen und Bedrückten, den Duldern und Märtyrern. Sein Dichter war vom Norden, mit vielen Berufen unterwegs, nach Italien gewalzt und hatte lange in den Elendsvierteln von Rom gelebt. Da ich selber ein paar hundert Kilometer Landstraßen kenne und zudem das Buch liebte, freute ich mich auf den Dichter. Wir verabredeten ein Zusammentreffen und wollten einen Bummel durch München machen.
Im Hotelrestaurant begegneten wir einander. Mein Dichter hatte seltsame Augen. Man konnte nicht in sie hineinsehen, der Blick blieb an der Iris gleichsam haften. Was mochte hinter der träumerischen blauen Schicht liegen?
Ich begann zu erzählen, daß ich gewandert sei wie er, daß ich die Freiheit und die Armen liebe. Und daß ich vielleicht noch einmal wieder loszöge.
In seinen Augen blitzte es leicht bei diesen Worten auf. „Tramp?" fragte er und sah mich lauschend an, als höre er eine leise Musik.
Aber dann trat der Kellner mit seinen geschäftigen Bewegungen zwischen uns und brachte eine reiche Abendplatte, die eine Stange Geld kosten mochte. Mein Dichter machte sich darüber. Er aß zwar nur wenig, von diesem, von jenem etwas. Und zwischen den Bissen erzählte er mir, daß sein Buch in Skandinavien ihm dreißigtausend, in England zwanzigtausend, in Amerika und bei uns auch schon viele Tausend eingebracht hätte. Gedichte gäbe er nicht unter fünfzig Kronen ab. Die Honorare in Deutschland seien schlecht. Eine amerikanische Filmgesellschaft würde ihm fünfundzwanzigtausend Dollars zahlen. Wir aßen und tranken und schwelgten dabei in Zahlen. Es war großartig, wie wir mit den Tausendern herumwarfen.
Aber ich dachte: warte nur, mein Freund, wir alten Tramps wissen wohl von den Tischen zu nehmen, wo die Schüsseln bereit stehen, aber wir können sie auch beiseite stoßen und wieder davongehen. Wir können einen guten Anzug tragen und elegant sein, warum denn nicht! Nur bleiben wir nicht darin stecken, und holen die alten Wanderschuhe wieder hervor, wenn es Zeit ist. Zum Beispiel wäre jetzt Frühling . . .
Wir fuhren dann durch die abendlichen Straßen Münchens, die Luft war mild, die Bäume im Hofgarten dufteten. Es war ein Wetter für einen echten, urgründigen Münchner Durst. Und im Hofbräuhaus blühte der Maibock . . .
Wo schmeckt dort das Bier am besten? Unten in der „Schwemme", an einem Fasse stehend, den Maßkrug schwingend wie einen Götterhumpen! Prost! Skal! Health! In allen Sprachen schmeckt dieser Trank. Man geht selber zum Wasserbecken, spült den Steinkrug aus, tritt in Prozession zum Ausschank und sieht es schäumen aus der dunklen eichenhölzernen Quelle, überschäumen von Lebenslust!
Aber mein Dichter stand unmutig zwischen den wackeren Bajuvaren, die ihre Wurst mit dem Messer aus der Faust abschnitten, ihren Radi mit den Fingern in den Mund stopften, andächtig neben dem Maßkrug standen und tranken.
Mancher Landstraßenbruder war unter ihnen. Wer weiß, woher der Rest im Kruge stammte. Wer weiß, woher der schlechte Tabak kam, der in Wolken über den zerlumpten Kerlen dampfte. Wer weiß, wer die Pfennige gab, die hier versoffen wurden. Das waren Tramps, die ein wenig Station machten, die vielleicht sogar ein paar Jahre hier bleiben. Aber man erkennt sie an ihrem Bündel, an ihren Fingernägeln, an ihrer Sorglosigkeit und an einem Augenzwinkern.
Mein Dichter hatte nun lange genug über diese Versammlung hingesehen. Er wandte sich ab und sagte: „Let us go to other people!" Er sprach vielleicht kein reines Englisch, aber sein Gesicht drückte aus, was er meinte, daß er hier nicht mehr zu Hause sei.
Und wir gingen zu den „besseren Leuten" in den ersten Stock hinauf, quetschten uns zwischen ein paar brave Spießbürger und wußten nicht mehr recht, was wir uns sagen sollten. Die fremde Sprache war vielleicht schuld daran.
Am andern Tage fuhr mein Freund an die Riviera.

Till

Waldeinsamkeit

O holde Stunde
Grünender Waldeinsamkeit!
Aus keinem Glockenmunde
Tönt deine Zeit,
Es kündet in der Runde
Dich nur des Kuckuckrufes scheue Seligkeit.

Walter Leo

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; In **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; In der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Lieber Simplicissimus!

Spät am Abend kam ich in Münster i. W. an. Und ging mit großem Hunger in das nächste Gasthaus.
Die Kellnerin bringt die Speisekarte.
Dampfnudeln, Schellfisch, Pfannkuchen . . . hm . . .
„Ich möchte gern etwas Fleisch", sage ich. „Schweinsbraten vielleicht."
Erschreckt macht mir die Kellnerin klar, daß heute Freitag sei, und daß man an diesem Tage unbedingt fasten müsse.
„Aber ich bin sehr weit gereist", entgegne ich, „und habe mächtig Hunger . . . — außerdem bin ich protestantisch . . ."
„Schlimm genug!" sagt die Kellnerin.

*

Der Präsident der Tschecho-Slowakei befindet sich auf einer Inspektionsreise. In einer kleinen jüdischen Gemeinde empfängt ihn mit tiefen Bücklingen der Rabbiner, der gleichzeitig Bürgermeister des Ortes ist. Der Präsident fragt den Rabbi so nebenbei um seine Meinung über die politische Lage.
Der Rabbi dreht verlegen seine schmierige Pelzmütze in den Händen und sagt, vorsichtig flüsternd: „Herr Präsident, Se haben e großes Reich, e scheenes Reich. Aber miese Zeiten san. Wenn iach Ihn ein klein' Rat geben derff: Lassen Se de Hälft' auf Ihre Frau überschreiben!"

*

Der Reporter, der die göttliche Greta Garbo in ihrem Heim in Hollywood aufsuchte, erschrak merklich.
Denn Gretas holdes Antlitz war heute durch ganz unmotivierte schwarze und knallrote Striche verunstaltet, die kreuz und quer über Stirn, Nase und Wangen liefen.
Der Reporter war bestrebt, sich sein Erstaunen nicht anmerken zu lassen. Aber die göttliche Greta sagte heftig: „Ich weiß, daß ich wie ein Clown aussehe! Aber daran sind nur diese ewigen Erdbeben schuld — da muß man ja beim Schminken immer danebenfahren!"

*

Der erfolgreiche Librettist stand vor dem Steuerhofrat.
Der Hofrat brummte: „Ihre Steuerfassion ist einfach lachhaft! Wir wissen selbstverständlich sehr wohl, daß Sie im Jahre 1932 nicht weniger als drei Operetten . . .!"
„Stimmt!" nickte der Fatent, „aber Tantiemen habe ich von keinem einzigen Theaterdirektor bekommen."
Der Hofrat lächelte skeptisch: „Dann gestatten Sie mir eine Frage: Wozu schreiben Sie überhaupt Operetten?"
Der Librettist seufzte: „Sehn Sie, Herr Hofrat, das frag' ich mich auch schon seit zwei Jahren!"

Ein Nagel ernährt seinen Mann

Von Anny Nadolny-Hackemann

„Ober — Ober —!" Die aufgeregte Stimme zwingt zum Aufsehen. Sie dringt durch Jazz und Stimmengeschwirr, Kaffee- und Kuchenluft. Das kann nicht nur eine ungeduldig erwartete Tasse Kaffee sein. Der herbeigeeilte schwarze Frack beugt sich dienstbeflissen, ganz Ohr zu dem wutroten Gast ein paar Tische weiter von mir. Der fuchtelt, ganz personifizierter Grimm, bald an seinen Hosen-, bald an seinen Stuhlbeinen herum. Der Lärm des Cafés schluckt jedes Wort, neugierig kann ich nur den taubstummen, erregten Auseinandersetzungen folgen. Bedauerndes Achselzucken der schwarzbeschwänzten Dienstbeflissenheit, die mit einladender Handbewegung einem vornehmeren Cut, also dem Geschäftsführer, Platz macht. Jetzt kann ich auch mit langem Hals das Objekt der Diskussion, einen riesigen Winkelhaken im Hosenbein, durch den die langen weißen „Unaussprechlichen" schimmern, und das Corpus delicti, einen schönen, blanken Nagel, sehen, den der Geschäftsführer soeben aus dem Stuhl gezogen hat. Die Nachbarschaft ist allmählich aufmerksam und stumm geworden. Wortfetzen werden verständlich. „Nagel im Stuhl — unerhört — guter Anzug — ganz neu — Schaden ersetzen —." Verlegenes, begütigendes, mißbilligendes Mienenspiel des Verantwortlichen. Seine leisen Entgegnungen hört man nicht, das wäre kreditschädigend und unfein. Inzwischen scheint man sich aber zugunsten des Hosenbeines geeinigt zu haben, denn es wird ein Zettel beschrieben, wahrscheinlich mit der Adresse, es werden ein entschuldigender und ein herablassender Bückling gemacht, es wird eine Tasse Kaffee nicht bezahlt, und die Drehtür dreht einen Beleidigten, erhobenen Kopfes im Rechte Seienden an die Luft.
Am nächsten Tage ergibt es sich, daß ich den Nachmittagskaffee in einem anderen Stadtviertel trinken muß. Zufall — das aufgeregte Individuum von gestern ist auch da, sitzt scheinbar zufrieden und vergnügt hinter seinem Marmortischchen. Plötzlich, ich fahre erschrocken von meiner Zeitung hoch — „Ober — Ober! —" Derselbe Mann, dieselbe Aufregung der Stimme. Das kann nicht nur eine ungeduldig erwartete Tasse Kaffee sein. Der herbeigeeilte schwarze Frack beugt sich dienstbefliessen, ganz Ohr, zu dem wutroten Gast, usw. — siehe oben. Der Nagel im Stuhl, der Triangel im Hosenbein — dasselbe Schauspiel, dieselbe Abwicklung der Dinge wie gestern. Duplizität der Ereignisse — oder? Interesse und ein Verdacht sind wach. Einen Fünfziger auf den Tisch und dem Beleidigten, erhobenen Kopfes im Rechte Seienden nach, den gerade die Drehtür an die Luft dreht. Er biegt in eine Seitenstraße ein, bleibt stehen, zieht ein Taschentuch aus der Hosentasche (der Rücken macht die Präliminarien des Niesens erkennbar) — zu gleicher Zeit klimpert es auf dem Pflaster. Drei, vier, fünf Nägel, aufs Haar den ominösen ähnelnd, die die vornehmen Geschäftsführer mit spitzen Fingern aus den Polstern der Stühle zogen, um sie mißbilligend in der erhobenen Hand zu drehen und zu wenden.
Ein Nagel ernährt seinen Mann!

Nachtschnellzug auf der Station

Von Karl Kurt Wolter

Der D-Zug hält und zischt.
Ein Fenster wird herabgelassen.
Die Bahnhofsluft, mit Dampf gemischt,
dringt in die Holz- und Polsterklassen.
„Mein Gott . . . hier ist es aber kalt!"
— „Siiieben Minuten Aufenthalt!"

Ein blasses Mädchen seufzt und gähnt
und wünscht sich nur das eine: Ruhe.
Den Jüngling, der sich an sie lehnt,
bedrücken seine neuen Schuhe.
„Die Koffer hier zum ‚Gelben Hahn'."
— „Ich dachte, Otto käm' zur Bahn?"

Minute wird zur Ewigkeit,
wenn man auf Schienen unterwegs ist.
Das Kind im Nebenabteil schreit
(es sieht, wie irgend jemand Keks ißt).
„Einsteigen!" — „Achtung, meine Herrn!" —
„Vergiß nicht: Postamt III, Luzern."

Der Rotbemützte hebt sein Licht.
Die Wagen fangen an zu laufen.
Bald schläft man wieder — oder nicht . . .
Ein dicker Herr erwacht mit Schnaufen:
„Wann kommen wir nach Iserlohn?"
— „Heut nicht mehr, denn da war'n wir schon!"

Sein Standpunkt

(R. Kriesch)



„Ich muß mir den Arbeitsdienst doch auch mal ansehen, das könnte einen saftigen Romanschlager abwerfen."

Ein Kollektiv spielt Wozzeck / Von Edmund Hoehne

Eine große Bühne war in der Not der Zeit zusammengebrochen. Der Direktor und die Prominenten hatten zwar genügend Reserven, um abwarten zu können. Nur die Mittleren und Kleinen litten bald Hunger, denn die andern Theater standen alle selbst kurz vor dem Ende und konnten kaum ihre eigenen alten Mitglieder behalten. Darum schlossen sich die Verlorenen zu einer jener Notgemeinschaften zusammen, die man Kollektiv zu nennen pflegt. In Wirklichkeit aber war es die Gefolgschaft eines Führers, eines älteren Regisseurs, der früher einmal ein Star mit einer großen Stargage gewesen war. Die allzu vergeßliche Gegenwart, die von Sensation zu Sensation taumeln wollte, war schließlich wie an hundert andern früheren Lieblingen kalt an ihm vorbeigegangen, als auch ihn die große Krise in eine dunkle Ecke gedrängt hatte. Seitdem haßte er das ganze Starwesen wie die Pest und fand sich bereit, Kollegen zu beraten, von denen er wußte, daß sie nicht allzu viel weniger bedeuteten als die angehimmelten Publikumsgötzen. Sie kamen im ungeheizten Theaterrestaurant zusammen und überlegten, was zu tun sei. Auch als sie noch engagiert waren, konnten sie monatelang kaum einen Schritt auf die Bühne setzen, weil die Direktion, um das zögernde Publikum zu locken und den Zusammenbruch hinauszuzögern, auch die kleinste Rolle mit einem Star besetzt hatte. So konnte Anna Dorn feststellen, daß sie ein volles Jahr so gut wie unbeschäftigt geblieben war. Auch für ihre Freunde hatte jede Möglichkeit, an größeren Aufgaben zu wachsen, gefehlt. Sie alle waren daher nicht nur nach Brot, sondern auch nach künstlerischer Arbeit hungrig. Nun suchten sie nach einem Stück. Einen modernen Autor durften sie nicht wählen, weil sie keine Tantiemen zahlen konnten. Aber bühnenfreie Klassiker aufzuführen, darauf waren schon längst alle Direktoren aus Gründen der Sparsamkeit verfallen. Nachdem Arnheim, der seine Führerrolle sehr unauffällig spielte, diese Debatte sich zum Schein hatte totlaufen lassen, schlug er vor, was er bereits fertig ausgearbeitet hatte: Büchners „Wozzeck".

Das war jenes Dramenfragment, das alle Kenner mit heimlichen Tränen lesen, weil sich in ihm eine große Begabung enthüllt, die nicht zur Reife gelangen durfte. Es hat die Schlichtheit eines Volkslieds und den dunklen Tiefsinn eines Mythos. Es lockt immer wieder, es aufzuführen; aber bislang war die Beleuchtung falsch gewählt, und die geheimnisvolle Mystik seiner verborgenen Farben kam daher nie zur Geltung. Denn weder eine Volksbühnenregie mit ihren naturalistisch-sozialen Tendenzen noch der ästhetische Snobismus eines eleganten Boulevardtheaters konnte der zauberischen Schönheit dieses dramatischen Märchens vom immanenten Leid in allem Leben und in aller Natur gerecht werden. Arnheim wollte die recht erkannte Aufgabe zwingen. Er meinte, die große Not habe alle Menschen so gewandelt, daß sie nun jenseits aller Parteipropaganda und aller Inflationssensationen den wirklichen Wozzeck zum erstenmal und mit hundertfältigem Besuch bewundern müßten.

Die Proben, die Bühnenherrichtung mußten in rasender Eile erfolgen; denn Arnheim sagte sich, daß heute jeder auch noch so tragische Zusammenbruch sehr rasch vergessen wird, weil es ihrer zu viele gibt, und es galt, die Erschütterung der Stadt über das Los der berühmten Kunststätte rasch auszunutzen, ehe sie wieder verflog. Seine Schicksalsgenossen, die von seinem Feuer, von der zusammengeballten Arbeitsdämonie ungenützter Jahre angesteckt wurden, deren eigne Nerven- und Seelenkräfte längst schon selbst bis zur Nothysterie gequält waren, gerieten dadurch völlig in einen Zustand der Kunstraserei. Der starke Wein Büchners, der hundert Jahre gelagert hatte, war zu schwer für die, welche auch die leichteren Weine eines harmloseren Reper-

(Schluß auf Seite 106)

Schweigen im Walde

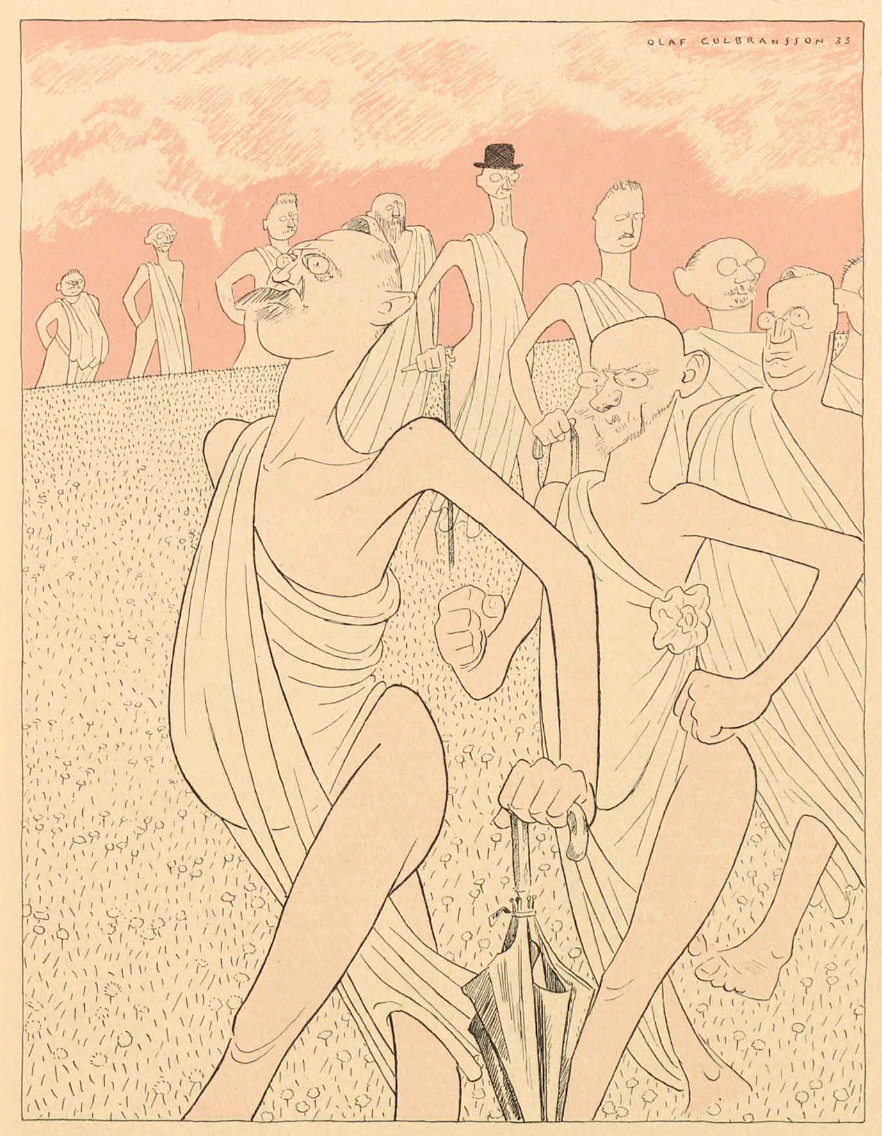
(Schondorff)



„Du, Toni, i hab traamt, der Gendarm hat uns anbrüllt." — „Ah, Schmarrn, dees war da Radi, den wo i z' Mittag 'gessen hob."

Umbau im Verein für Nacktkultur

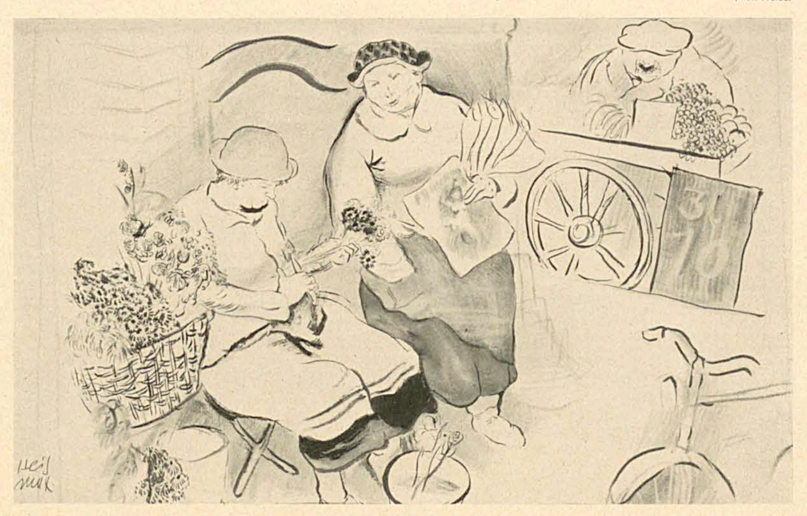
(Olaf Gulbransson)



„So lasset uns denn fürderhin in griechischem Faltenwurf lustwandeln, um dergestalt die Schande des verhüllten Körpers einigermaßen zu überwinden!"

Kavaliere ohne Spesen

(Max Heiss)



„Sixt, da hoaßt's immer: ‚Laßt Blumen sprechen!', aber die Herrn spar'n liaber dös Zehnerl und reden selber!"

Die Seifenblase

(Für Ricarda Huch)

Aufflog sie selig über den Gartenzaun,
die Welt im Frühling spiegelnd. Vom Himmel kam
der Wind und trug von Ast zu Ast den
sonnigen, bunten Gedanken. Lang ist
dies her. Vielleicht war alles ein Traum. Sie flog
zum Himmel auf, mit ihr das Gewölk, und Haus
und Garten sah ich purpurschimmernd
in das verwunderte Blau entschwinden.

Franz Staude

(Schluß von Seite 104)

toires allzu lange entbehrt hatten. Sie wurden völlig berauscht. Das Stück ging mit ihnen durch. Am Tag der Premiere ahnte Arnheim, ohne das er es klar aussprechen konnte, daß nicht mehr das Kollektiv den „Wozzeck", sondern der „Wozzeck" das Kollektiv aufführte. Diese Feuersgefahr ging über in Feuersschrecken, weil die Premiere selbst viel Öl in die schwelende Glut goß.

Denn dieselbe Asphaltpresse, die den früheren Starkult mit auf dem Gewissen hatte, stets nur bedacht auf Sensation und Nervenkitzel, entdeckte plötzlich in der Not der Kollektive eine neue Möglichkeit für eine neue Mode und überzüchtete sie genau so, wie einst das Können der Prominenten. Ein großer Teil des Publikums machte mit, und so wurde aus einem wohlverdienten Sieg ein schrecklicher Monstre-Erfolg. Das vollbesetzte Haus raste und klatschte. Aus den unwahrscheinlichsten Richtungen zog sich ein ganzes Gewitter von Blumen zusammen, das Arnheim und seine Freunde wie ein rotes und gelbes Wetterleuchten umgab.

In der gleichen Nacht brachen die Blitze hervor. Anna Dorn, nicht mehr Herrin ihrer überarbeiteten und beifallsberauschten Nerven, fand, noch im Kostüm der Marie des „Wozzeck", den Weg in Arnheims Zimmer, in dem ein Teil der sinnwidrigen Blumen beide betäubte und ihrer Seele den Rest gab. Anna wollte dem heimlich bewunderten Meister danken für die große Stunde ihres Lebens. Er selbst liebte in ihr, die seine Regie zur letzten Reife gebracht hatte, sein eigenes, gerechtfertigtes Können. Ihre Weibskühnheit überwältigte ihn, der schon graue Schläfen hatte und kaum noch an neues Licht glaubte.

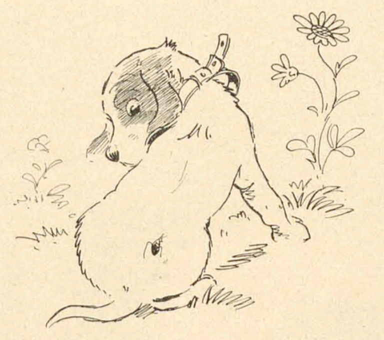
Annas Notgefährte, der den „Wozzeck" spielte, den sie bewußt irregeführt hatte, raste, nur flüchtig abgeschminkt, in seinem Kostüm in die Wohnung des Darstellers vom Tambourmajor, eines ebenso schönen wie ungeistigen Bonvivants. Er traf ihn, wie er vermutet hatte, in seiner Uniform, bereit, die Szenen des „Wozzeck" in seinem Schlafzimmer brutal zu Ende zu führen, eingebildet auf seine körperlichen Vorzüge, die ebenfalls lange brach gelegen hatten. Er glaubte an neuen Glanz des erotischen Inflationschaos und flötete vergessene Jazzmelodien vor sich hin. Da jedoch Anna nicht erschien, eilte der arme Wozzeck, der noch vor acht Tagen ein eigenes Selbst, wenn auch nur als erwerbsloser Schauspieler, besessen hatte, freudig zu dem geliebten Arnheim, um ihm zu sagen, daß dieser recht behalten habe mit seinen Warnungen vor Bühnenwahnsinn. Er traf dort nicht mehr Freund und Freundin, sondern nur noch Figuren des „Wozzeck", Marionetten jenes Schicksals, das die Dichtung erfüllte.

Am nächsten Tag konnte die Asphaltpresse freudig berichten, daß die Lebendigkeit der Aufführung so groß gewesen war, daß sich der Darsteller des „Wozzeck" getötet habe, ähnlich wie im Stück selbst, wenn auch leider nicht genau so. Anna Dorn war dadurch zu einer Sensation des Sexappeals geworden. Eine Filmaktiengesellschaft engagierte sie sofort. Sie ging darauf ein. Nicht aus bloßer Geldsucht, sondern aus Liebestrotz. Denn Arnheim wurde durch die Wozzecknacht so erschüttert über den Verlust des Freundes, daß er sofort von ihr ließ und zusammenbrach. Alles war nur wie das letzte Aufbäumen vor dem Tode gewesen. Sie ward ein Star und kultivierte alle stargemäßen Allüren, die sie zusammen mit Arnheim gehaßt hatte, weil sie sagte: „Wenn ich es tue, so will ich es an so hoher Stelle tun, daß Arnheim unmöglich übersehen kann, daß ich es tue."

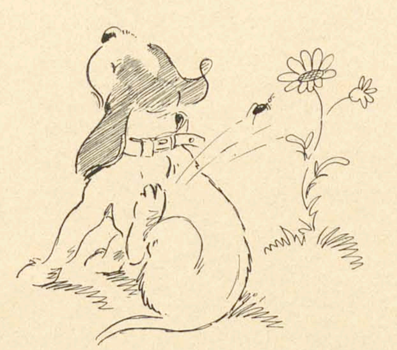
Es schien das Schicksal gewollt zu haben, daß ein Fragment auch ein unaufgeführtes Fragment bleibt, daß derjenige, der sein Grab öffnet, selbst sterben muß. Der leibliche Tod allein ist nicht gemeint; der geistige Tod traf alle. Das Kollektiv zerfiel; nach einer Woche war der Premierenrausch verflogen. Die Stadt ging weiter auf müden Wegen der Not. Und alles, was blieb, war ein Zitat aus „Wozzeck", das noch eine Zeitlang durch den Sinn einiger weniger geisterte: „Der Mensch ist ein Abgrund, es schwindelt einem, wenn man hinunterschaut ... mich schwindelt — — —"

Der Floh

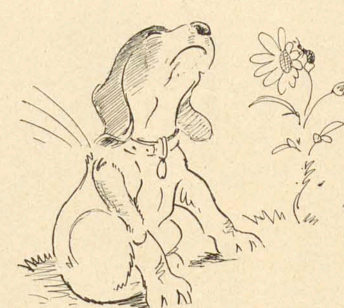
(C. O. Petersen)



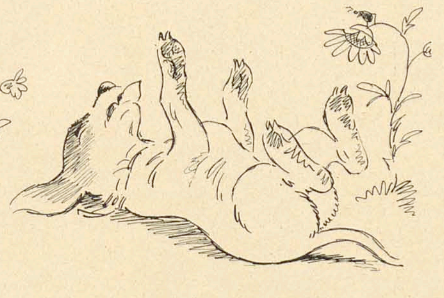
So a Viech, so an ausgschamts!



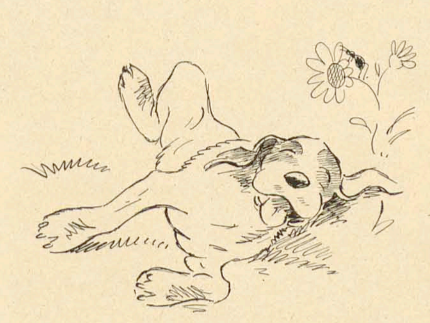
Dös wern ma glei ham!



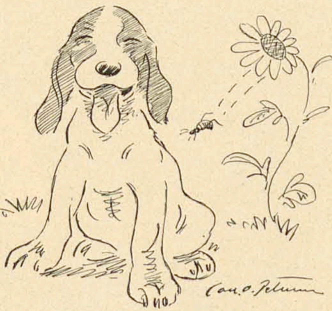
Dös tean ma awa richti hernehma.



Dadrucka tean ma dös Luada, dös mistinge.



Sooo, mei Liaba – – –



Jetza warn ma wieda da – – –!

Höher hängen!

(Karl Arnold)



Prominenter Herz-, Schmerz- und Seelen-Kitsch bei Filmindustrie zur Zeit nicht gefragt.

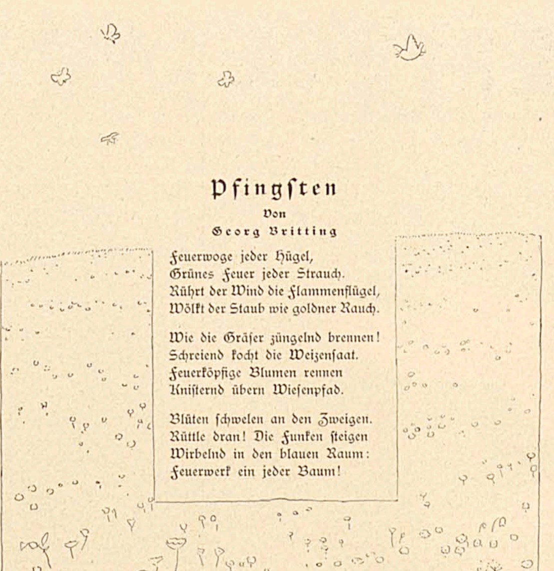
München, 4. Juni 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

Von der Abrüstungs- zur Weltwirtschafts-Konferenz (Karl Arnold)



„Er gibt sich ehrlich Mühe, der arme Friede — mir genügt Paris, um zu wissen, daß er kein Glück hat."



Pfingsten

Von

Georg Britting

Feuerwoge jeder Hügel,
Grünes Feuer jeder Strauch.
Rührt der Wind die Flammenflügel,
Wölkt der Staub wie goldner Rauch.

Wie die Gräser züngelnd brennen!
Schreiend kocht die Weizensaat.
Feuerköpfige Blumen rennen
Knisternd übern Wiesenpfad.

Blüten schwelen an den Zweigen.
Rüttle dran! Die Funken steigen
Wirbelnd in den blauen Raum:
Feuerwerk ein jeder Baum!

Der Pfingstvogel

Von Dr. Owlglaß

Weder um die silberweiße Himmelstaube handelt es sich hier, noch um den goldgelben Pirol, der so sehnsüchtig Bülow! Bülow! ruft (wozu eigentlich bloß?), sondern —
Aber man wird ja sehen.

*

„Mit Kartoffelsalat natürlich", sagte ich zu meiner vorgesetzten Behörde.
„Ach du, mit deinem ewigen Kartoffelsalat!"
„Ich muß schon recht sehr bitten . . . Bereits Wilhelm Raabe hat sich dahin ausgesprochen, Kartoffelsalat sei das halbe Leben, und . . ."
„Die gesamte Naturlyrik des alten Christian Wagner aus Warmbronn ist auf den nämlichen Grundsatz zurückzuführen — weiß schon, weiß schon. Wie sollten meine jungen Erbsen und Karotten gegen diese Autoritäten aufkommen können! . . . Also denn in Gottes Namen!"
Wir erörterten nämlich die Beilage zu dem morgigen Pfingstfestbraten. Und die Beschaffung dieses Bratens hatte ich selbst großzügig in die Hand genommen.
„Überlasse die Sorge diesmal mir", hatte ich gesagt und rätselhaft dazu gelächelt. „Es genügt wahrlich, wenn du dir Tag für Tag den Kopf zermartern mußt. Alle heiligen Zeiten einmal geziemt es sich, daß der Herr des Hauses mit ungebrochener Geisteskraft hilfreich einspringe."
Also stattete ich heimlich unserem Butter- und Eierlieferanten, Herrn Sebastian Grashiller, einen Besuch ab und betraute ihn mit dem ehrenvollen Auftrag, mir bis Pfingstsamstag abend einen jugendfrischen Hahn oder Gockel bratgerecht abzuliefern.
„An junga Goggel? Jatzt? . . . I woaß net . . ." Die Augen des Aufkäuflers blickten mich grüblerisch an.
„Herr Grashiller", schnitt ich seine Einwände ab, „ich kenne Sie doch! Was Sie wollen, das kriegen Sie auch. Und daß Sie wollen, darüber brauchen wir zwei nicht miteinander zu diskutieren. Ein Geschäftsmann wie Sie!"
„Ja mei', wollen tua-r-i scho', aber . . ."
„Nichts aber; es bleibt dabei. Auf einen Extraschnaps soll es mir ganz gewiß nicht ankommen."
Durch Erzeugung dieser alkoholischen Illusion schläferte ich die Gewissenhaftigkeit des sonst so zuverlässigen Mannes ein. Er gab seinen Widerspruch auf, und erhobenen Hauptes konnte ich wieder einmal den Schauplatz verlassen.
Der verehrten Hausfrau gegenüber hüllte ich mich zunächst in ein geheimnisvolles Schweigen. „Du wirst schon sehen", sagte ich, „daß du dein Herz und dein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt hast."
Zwei Tage hielt sie's aus; dann wurde sie ungeduldig. „Alles was recht ist", begann sie; „aber schließlich muß ich doch wissen, was du eigentlich bestellt hast. Ich muß den Braten zurichten, ich muß für die passenden Beilagen sorgen — oder willst du selber etwa gar morgen vormittag züchtig am Herd walten?"
Nein, das wollte ich nun allerdings nicht — aus mannigfachen Gründen. Und weil ich einsah, daß längere Zurückhaltung politisch unklug gewesen wäre, machte ich weiter kein Hehl mehr aus den Schritten, die ich unternommen hatte.
„Aber erlaub' mal", rief sie aufgeregt, „du bist wohl etwas schwach auf der Brust?"
„Nicht, daß ich wüßte", erwiderte ich gekränkt. „Und übrigens: wieso?"
„Weil dir nicht bekannt zu sein scheint, daß es jetzt noch keine schlachtreifen jungen Hähne gibt, sondern nur ältere Herren und Küken."
„Wirklich? Dann hätte also der Grashiller mit seinen Einwendungen doch recht gehabt? . . . Aber nein, er hat mir's ja versprochen, und er ist ein Mann von Wort . . . Zum Teufel noch mal, siehst du denn nicht ein, daß zu Pfingsten ein Vogel auf den Tisch gehört?"
„Hättest du mir gesagt, daß du dich auf Vögel kaprizierst, dann hätt' ich junge Täubchen gekauft; davon kann man haben, so viel man will; die Leute rennen einem ja schier das Haus ein."
„Geh mir bloß mit deinen Täubchen! Das sind überhaupt nur symbolische Vögel, in jeder Beziehung, geflügelte Skelette, Knochenpräparate; man steht hungriger vom Tisch auf, als man sich hingesetzt hat . . . Nein, der Grashiller schafft es schon; verlaß dich drauf!"
Sie gab, scheinbar wenigstens, nach. Und so kamen wir auf die Zubereitung des ersehnten Gockels zu sprechen und auf die wünschenswerte Beilage und also auch auf den vielberufenen Kartoffelsalat.
Nachdem wir endlich über alles einig geworden waren, beschlossen wir, die erhitzten Köpfe noch etwas in die Spätnachmittagsluft hinauszutragen. Sollte mein Lieferant je während unserer Abwesenheit auftauchen, so konnte er sein Paket ja in den Milchkasten am Zaun stecken; das wußte er schon. Und der Schnaps war ihm sowieso sicher.
Wer auf eine gemütvolle und bei anständigem Wetter auch zutreffende Schilderung der pfingstlichen Vegetationsverhältnisse Wert legt, tut immer wieder gut, den Anfang von Goethes „Reineke Fuchs" nachzulesen. Ich beschränke mich drauf, zu berichten, daß wir munter plaudernd zwischen Wiesen und Äckern hintrabten, eine geraume Weile am Waldrand rasteten, dann auf einen Feldweg gerieten, der plötzlich in nichts zerrann, wieder umkehren mußten und endlich in weitem Bogen die Landstraße erreichten, die durch ein mageres Gehölz nach Haus zu führte. Wenn wir dort noch vor unserem Freund Grashiller landen wollten, hatten wir uns zu beeilen.
Aber siehe da, es sollte nicht sein. Eine uns bekannte Dame kam mit einem breiten Kinderwagen daher, in dem sie ihren ganzen Stolz in Gestalt eines Zwillingspärchens transportierte. Freudig ergriff sie die Gelegenheit, uns in ihre mütterlichen Wonnen einzuweihen und zahlreiche Einzelzüge aus dem körperlichen und seelischen Leben der süßen Kleinen, ja schließlich sogar diese selbst umständlich zu enthüllen. Menschliche Lebewesen, die auf Milch und Kufeke angewiesen sind und noch keinen Appetit auf Brathühner haben, waren für mich von jeher der Gegenstand einer gewissen scheuen Abneigung. Ich hätte zum Beispiel niemals Säuglingsschwester werden können — von den anatomischen Vorbedingungen selbstverständlich ganz abgesehen. So erweckten denn die strampelnden Schenkelchen, die sich mir hier recht unverblümt darboten, nur insofern mein Interesse, als sie mich gleich wieder an den Festgockel gemahnten. Kurz entschlossen brach ich daher die diplomatischen Beziehungen zu der sonst überaus schätzbaren jungen Mama ab, und als es eben sieben Uhr schlug, standen wir vor unserer Gartentür . . .
Der Milchkasten war leer. Oder doch so gut wie leer; denn auf seinem Grund fand sich nichts als ein etwas schmieriger Zettel, und auf diesem Zettel war mit lapidaren Buchstaben die Pfingstbotschaft niedergelegt:

habe Leiter kein bassenden gogel nicht aufdriem mit grus Grashiller Sebastian.

. . . Die placens uxor faßte sich zuerst und sagte: „Wie ich mir gedacht habe!"
Ich sagte gar nichts; aber dafür dachte ich mir nun auch verschiedenes.
„Der Metzger hat jetzt natürlich geschlossen", fuhr sie fort. „Wir werden uns morgen also wohl oder übel mit einer Mehlspeise begnügen müssen. Oder würdest du vielleicht puren Kartoffelsalat vorziehen und ein Kapitel Raabe dazu?"
„Was träufelfst du noch Hohn in meine Wunde, Weib? . . . O dieser Idiot! Keinen ‚bassenden Gogel'! Als ob es nicht ebensogut ein Tenor hätte sein dürfen!"
„Sein müssen, bitte; Bariton und Baß sind den höheren Semestern vorbehalten . . .

Aber lassen wir diese musikalischen Finessen und denken wir lieber einmal entwicklungsgeschichtlich. Woraus ensteht der Vogel im allgemeinen und das Huhn im besonderen? Aus dem Ei, wenn ich nicht irre. Und sagt nicht schon der Dichter mit unübertrefflicher Anschaulichkeit:

Zerbricht man die Entwicklungskette,
so bildet sich die Omelette?

. . . Hier laß uns einsetzen: ich werde dir morgen so ein Ding herstellen und auf eine Füllung mit eingemachten Johannisbeeren zärtlich bedacht sein. So wirst du zwar keinen realen, handgreiflichen Vogel verzehren, aber gewissermaßen die Idee eines solchen beziehungsweise mehrerer solcher; denn knausern werde ich natürlich nicht . . . Nun?"
Ich verkannte weder die Schläue noch die gute Absicht dieses Vorschlags. Aber ich war nun eben verstimmt, weil ich mich um eine schöne Erwartung betrogen sah, und brachte es nicht über mich, das mit leichtfertigen Scherzworten angeschlagene Eier- und Ideenthema aufzunehmen und dialektisch ad absurdum zu führen.
Wenn zwei Menschen aufeinander angewiesen sind und der eine knurrt, so entsteht leicht das, was man „Zungenreden" nennt, und dieses Zungenreden hat mit dem bekannten pfingstlichen Phänomen meist nicht viel gemeinsam. Wir redeten also im Laufe des Abends Zungen, recht spitze Zungen allmählich, und mit einemmal fiel mir gegenüber das gereizte Wort: „Jammerschade, daß man deinen Vogel nicht braten kann!"
Das ging zu weit. Ich stand auf, gab meiner Widerpartnerin zu verstehen, daß der aller Voraussicht nach doch wohl zu zäh dafür sein dürfte, und zog mich grollend in meine inneren Gemächer zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In aller Herrgottsfrühe läutete uns der Expreßbote heraus. Es war ein längliches Paket, das er über den Gartenzaun reichte, und roch — ja wie roch es nur gleich? Heimatlich, ganz einfach heimatlich; denn es kam ja von dem lieben alten Freund droben im Allgäu und enthielt, sorglich in junge Brennesseln gehüllt, eine gut anderthalbpfündige Forelle.
„Siehst du, in dieser Fasson lasse ich mir den Expressionismus ohne Protest gefallen", sagte ich. „So was überzeugt durch sich selbst und bedarf keiner weitschweifigen Erläuterungen, die ja doch kein Mensch kapiert."
Die gestrige Verstimmung war im Rausch der Freude aufgegangen, und die kleine Anzüglichkeit, „daß man hier gewissermaßen von einem fliegenden oder wenigstens zugeflogenen Fisch reden könne", störte meinen wiedergewonnenen Seelenfrieden nicht im mindesten.
„Vogel hin, Vogel her — auch der Fisch ist ein christliches Sinnbild; man braucht ihn nur ins Griechische zu übersetzen und Ichthys zu nennen."
„Wir wollen ihn doch lieber in die Bratpfanne übersetzen", lautete die Antwort. Hätte ich etwa widersprechen sollen?
. . . Der Tisch war festlich geschmückt, als ich zu Mittag herunterkam. In der Mitte prangte eine Glasvase mit den schönsten roten Pfingstrosen, und neben meinem Gedeck stand, schon entkorkt, eine Weinflasche.
„Was soll das?"
„Nun: erstens will der Fisch bekanntlich schwimmen; zweitens hab' ich zuhinterst im Keller als letzten Mohikaner diesen Mosel entdeckt. Es ist Winninger Uhlen, also, obgleich flüssig, doch quasi etwas Vogelhaftes, und da dachte ich mir . . ."
„Allerhand Hochachtung!" sagte ich ein wenig gerührt und goß die Gläser voll. „Der Pfingstvogel soll leben! Wenn er nur da ist — was geht uns sein Aggregatzustand an?"

Der Dichter

Von Hermann Hesse

Den ewigen Bildern treu, standhaft im Schauen,
Stehst du zu Tat und Opferdienst bereit,
Doch fehlt in dieser ehrfurchtlosen Zeit
Dir Amt und Kanzel, Würde und Vertrauen.

Dir muß genügen, auf verlorenem Posten,
Der Welt zum Spott, nur deines Rufs bewußt,
Auf Glanz verzichtend und auf Tageslust,
Zu hüten jene Schätze, die nicht rosten.

Der Spott der Märkte mag dich kaum gefährden,
Solang dir nur die heilige Stimme tönt;
Wenn sie in Zweifeln stirbt, stehst du verhöhnt
Vom eigenen Herzen als ein Narr auf Erden.

Doch ist es edler, künftiger Vollendung
Leidvoll zu dienen, Opfer ohne Tat,
Als groß und König werden durch Verrat
Am Sinne deines Leids, an deiner Sendung.

Expertise

(E. Thöny)

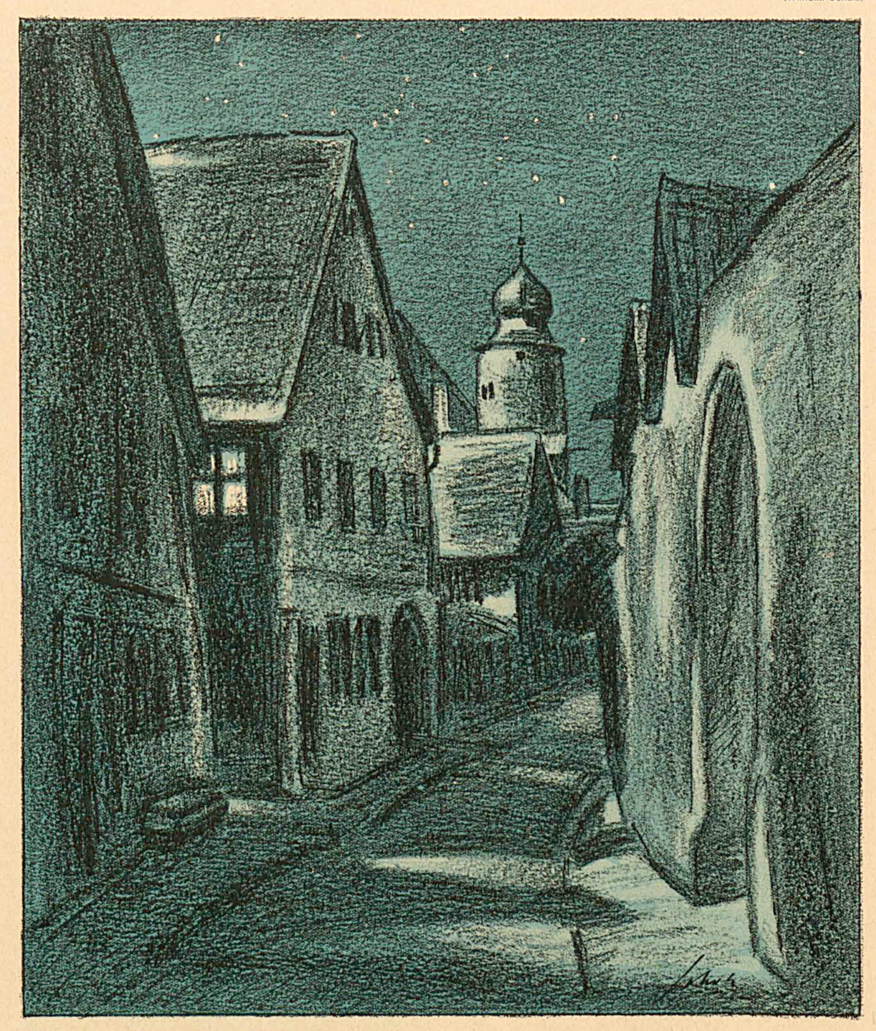


„Was sehe ich, Sie haben da ein Kultgefäß aus den frühesten chinesischen Epochen, wenn ich nicht sehr irre, aus der Chou-Zeit."
„Wos hoaßt chinäsisch, dös hot da Bua vom Hafner Schlormeier g'macht."

Deutsche Stimmen

II

(Wilhelm Schulz)



„Wenn ein guter Hausvater bei Nacht Licht braucht, so hascht er's nicht draußen unter dem weiten Tausend-Sternen-Himmel und bringt es durch die Fenster herein, sondern er schlägt es mit Stahl und Stein mühsam und künstlich im Hause an und läßt es durch die Fenster hinausleuchten.“

Matthias Claudius

Filmstreifen

Von Desider Kosztolányi

I.

Vor etwa sechs oder sieben Jahren lernte ich einen sympathischen jungen Amerikaner kennen, der in Budapest den Sommer verbrachte. Er war von Wien aus in einem Faltboot die Donau heruntergerudert. Er hatte honigblondes Haar, weiße, blinkende Zähne und trug ein Schillerhemd. Wir wurden miteinander in Gesellschaft bekannt. Er besuchte uns einigemal. Auch wir besuchten ihn einmal. An mehr erinnere ich mich nicht. Dann fuhr er fort. Wir versprachen, einander zu schreiben, hielten aber unser Versprechen nicht.

II.

Unlängst bekam ich einen Brief. Er stammte von einem Amerikaner, der, mit seiner Frau, ebenfalls nach Budapest gekommen war. Es gibt sehr viele Amerikaner auf der Welt. Er fragte, sich auf meinen honigblonden Freund berufend, an, wann er uns seine Aufwartung machen dürfe. Er schrieb auch, sie seien Verwandte. Mein honigblonder Freund hatte nämlich inzwischen geheiratet, ja, er war auch bereits wieder geschieden, und er — der Briefschreiber — sei der Schwager der geschiedenen Frau meines honigblonden Freundes.

III.

Die Verwandtschaft schien mir etwas sehr entfernt. Ich antwortete ihm, wir würden sie jederzeit gerne zu Gaste sehen, aber im Augenblick läge die ganze Familie grippekrank danieder. Ich hatte gehofft, mit dieser harmlosen Lüge mich der ganzen Angelegenheit zu entledigen.

IV.

Das erwies sich als Irrtum. Eine Woche später erkundigte der Amerikaner sich in einem liebenswürdigen Brief, ob wir uns erholt hätten. Ich antwortete in einem ebenso liebenswürdigen Brief, wir seien wieder kerngesund, und lud sie für einen der nächsten Tage zum Tee ein.

V.

Nun jedoch wurden wir tatsächlich alle krank. Es war unmöglich, die Krankheit als Entschuldigung anzuführen. Das wäre als plumpe Lüge erschienen. Ich telephonierte deshalb, wir müßten dringend verreisen. Nun jedoch schämte ich mich bereits und meldete mich einige Tage später selbst. Ich flehte die amerikanische Familie in einem langen, um Entschuldigung bittenden, demütigen Brief an, sie möge uns besuchen, selbst den Tag, die Stunde bestimmen, uns sei jede Zeit willkommen, wir erwarten sie ganz bestimmt. Die sehnsüchtig erwartete Antwort traf ein: sie sagten sich für Sonntag nachmittag sechs Uhr an.

VI.

Ich bin Ausländern gegenüber stets zuvorkommend. Ich mag sie gern und empfinde für sie Mitleid. Irgendwo fremd sein kommt einem organischen Fehler gleich. Ich selbst fühle mich in der Fremde wie ein Krüppel. Ich tappe hin und her, kenne die Menschen, die Gewohnheiten nicht, den Tageskurs der Worte und Phrasen. Ich erwartete bußfertig, reumütig meine Gäste. An dem verabredeten Tag jedoch stak ich bis über die Ohren in der Arbeit. Ich schrieb mit wachsendem Fieber und Glücksgefühl. Blickte verzweifelt auf die dahinrasenden Zeiger. Während die Zeit verstrich, wäre ich fast bereit gewesen, einige Jahre meines Lebens zu opfern, um der störenden Begegnung zu entgehen.

VII.

Was konnte ich tun? Krankheit und dringende Reise gingen als Entschuldigung nicht mehr an. Eine Weile lehnte ich mich ergebnislos auf. Am frühen Nachmittag kam mir dann ein rettender Gedanke. Diese wackeren Amerikaner kennen mich nicht, kennen nur einen meiner Bekannten, den ich kaum kenne. Ich rief einen alten Kameraden an, einen augenblicklich stellungslosen Ingenieur, der zwei Jahre lang in England gelebt hat, und bat ihn, mich zu vertreten. Anfangs wollte er auf meinen Vorschlag nicht eingehen. Ich bot ihm einen Stundenlohn an, was ihn umstimmte. Dann rief ich eine englische Sprachlehrerin an und schlug ihr vor, sie möge, für einen doppelten Stundenlohn, die Rolle der Hausfrau übernehmen. Sie willigte ein.

VIII.

Die beiden erschienen um vier Uhr gleich Meuchelmördern. Ich stellte sie einander vor. Erklärte ihnen ihre Rollen. Sie möchten sich ganz so benehmen, wie wir uns in einer ähnlichen Lage aufführen würden. Möchten hauptsächlich „ja", aber manchmal auch „nein" sagen, das Wetter als „schön", die allgemeine Weltlage als „entsetzlich" bezeichnen, den Gästen unsere Wohnung und unter Umständen auch unsere Familienbilder zeigen, der Tee sei schon bestellt. Ich überließ sie sich selbst.

IX.

Der Tee gelang über alle Erwartung. Die Gesellschaft blieb bis halb zehn vergnügt beisammen und konnte sich fast nicht trennen. Mein Ingenieur-Freund nahm bescheiden die Komplimente entgegen, erklärte mein bisheriges Gesamtwerk für belanglose Versuche, er führte die Gäste in mein Arbeitszimmer — irrtümlicherweise öffnete er die zum Speisezimmer führende Tür, was jedoch keine Komplikationen hervorrief — und lauschte mit dem versonnenen Lächeln freundschaftlichen Erinnerns dem Bericht darüber, was in der Zwischenzeit mein amerikanischer Freund mit dem honigblonden Haar erlebt hatte. Die Sprachlehrerin mimte die verständnisvolle Gattin. Sie fiel ihm ununterbrochen ins Wort und widersprach ihm bei jeder Gelegenheit.

X.

Tags darauf brachte der Hotelboy einen Brief und einige Zweige herrlichen weißen Flieder, ein Geschenk der dankbaren Amerikaner. Sie versicherten uns, sie hätten sich noch nie im Leben so ausgezeichnet unterhalten und wohlgefühlt, und obgleich sie von uns schon sehr viel Gutes gehört, hätten sie nicht geglaubt, daß ich so ungewöhnlich geistreich und von so bestechender Unmittelbarkeit und meine Frau so häuslich und gastfreundlich sei.

XI.

Die Amerikaner fuhren heim. Zu Hause erzählten sie meinem honigblonden Freunde, wie herzlich wir sie empfangen hätten, und mein honigblonder Freund dankte in einem überschwenglichen Brief für unsere Aufmerksamkeit. Seither stehen wir in einem regen regelmäßigen Briefwechsel. Unsere Freundschaft vertieft sich mehr und mehr. Und wie ich höre, kommt der Ingenieur oft mit der Sprachlehrerin zusammen.

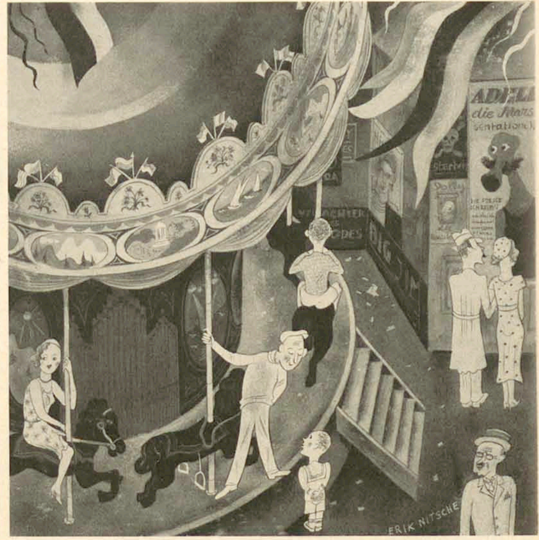
XII.

Die Lüge hat das Gewicht eines Staubkorns. Ich hatte gehofft, sie würde in der Luft verlorengehen. Aber das geschah nicht. Sie wird immer größer und größer. Und ich kann nichts anderes tun, als gespannt der weiteren Entwicklungen zu harren.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein)

Angebot

(Erik Nitsche)



„. . . würden Sie sich auf Bezahlung in achtzehn Monatsraten einigen?"

Miniatur

Sanft schlummert unter der Eiche
im Morgensonnenglanz
als Opfer nächtlicher Streiche
mein guter Kater Franz.

Vier Ringeltauben picken
furchtlos um ihn herum . . .
Man muß ergriffen nicken
als fühlendes Publikum.

Das wäre, wenn's so bliebe,
ein Paradies fürwahr!
— Bloß leider: Hunger und Liebe
sind unberechenbar.

Ratatöskr

Kleine Geschichten

Knirsch geht zur Anprobe.

„Der Kragen muß noch etwas gehoben werden", sagt der Schneider. „Einen Moment, mein Herr, ich will nur rasch die Kreide holen." Während der Schneider hinauseilt, betritt ein Herr das Geschäft, erblickt Knirsch und faucht ihn wütend an: „Da trifft man Sie, Sie Betrüger . . . Ihre Schulden bezahlen Sie nicht, Sie Lump, aber einen neuen Anzug lassen Sie sich machen, Sie Gauner!"

Empört flüstert Knirsch: „Pst — nicht so laut... Wollen Sie den Schneider um eine Kundschaft bringen?"

*

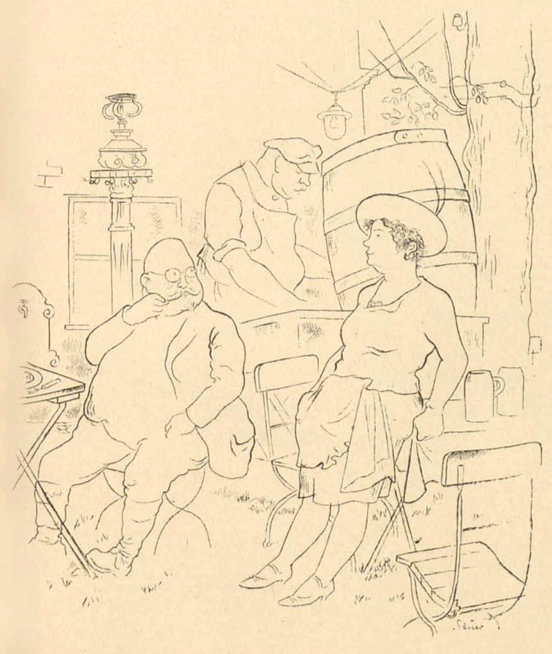
Anzeige in den Chemnitzer Nachrichten: „Landwirtssohn, 27 Jahre, ordentlicher Charakter, aber mit Bettnässen behaftet, wünscht Fräulein, evtl. Witwe mit Kind, zwecks Heirat kennenzulernen."

*

Im Foyer des Mannheimer Nationaltheaters hängt folgendes Plakat: „Um eine Verunreinigung der Speisen zu vermeiden, wird gebeten, das Frisieren im Foyer zu unterlassen. Der Intendant."

Ein Naturfreund

(Zeichnung von Jos. Sauer)



„Ja, liebes Fräulein, mit Pfingsten beginnt die Wanderlust, da heißt es heraus aus der engen Kneipe ins frische Grün des Wirtsgartens."

Der nackte Neger

Von Werner Schmidt-Pretoria

Als ich eines Morgens durch das Johannesburger Marktgetriebe schlenderte, durchschnitten die schrillen Töne einer Polizeipfeife die Luft. Ein braundunkler, länglicher Schatten flog an mir vorbei.

Mit der überlegenen Miene des seit Generationen in Afrika herrschenden Weißen lösten die burischen Farmer ihre sonnengegerbten Gesichter von den Maissäcken und betrachteten die aus mehreren Richtungen herbeieilenden, sich durch Zurufe verständigenden Polizisten. Nur die Neger sprangen, die zum Verkauf bestimmte Wassermelone oder Süßwurzel hinter sich lassend, neugierig auf, gestikulierten, lachten breit, stießen einander in die Seiten . . .

Die Schuppenkette unter der Nase, führten die Beamten ihren Gefangenen aus dem Gewimmel. Der zitterte, hatte einen hündischen, traurigen Glanz in den Augen, braundunkle Haut und — war splitternackt.

Vielleicht aus dem Innern, aus Mozambique oder Swaziland zugewandert, war er augenscheinlich noch keinem Weißen begegnet. Sicher hatte er in seinem Leben, aufgewachsen im Familienkral, niemals das geringste Kleidungsstück am Körper getragen. Daß ihm der Grund zur Festnahme nicht im entferntesten verständlich war, offenbarten seine Züge, in denen Angst und Ergebung, doch kein Begreifen stand.

Mir aber bleibt es unvergeßlich, daß er ein Stück gelbbedruckten Tuches — dem Fasernackten von einem der Polizisten zugereicht — erst begehrlich betrachtete, dann ungläubig mit den braunen Fingern betastete und schließlich . . . um die Stirn wand.

Schwäbisches

Am Tag der nationalen Arbeit marschierte ich in der Gruppe der Finanzbeamten mit. Während einer kurzen Stockung des Festzuges fiel mir ein spalierstehender Volksgenosse durch besonders temperamentvolles Zurufen auf. Auf meine Frage, welche Gründe ihn zu einer solch ausgiebigen Sympathiekundgebung für die „Finanzer" veranlasse, erhielt ich die verblüffende Antwort: „Weil ihr net schaffet heut."

•

22.20 Uhr Ansage: „Der ‚Südfunk' wird künftig die abendlichen Darbietungen mit einem schwäbischen Volkslied beschließen."

24 Uhr Ansage: „Meine Damen und Herrn, damit ist unser Nachtkonzert beendet. Meine Damen und Herrn, wir wünschen Ihnen allen eine gute Nacht. Schlafen Sie wohl! Gute Nacht!" Schlußlied: „Mädele ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite . . ."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; In **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; In der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Jubilar

Der Interviewer kommt zum Jubilar.
„Hochverehrter Meister!"
„Ohne Schmus, junger Mann!"
„Die Auszeichnung, daß gerade ich —"
„Reden Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist . . . Seit acht Wochen werde ich gefeiert und gefeiert . . . Das ist ja zum Auswachsen . . . Frisch von der Leber weg, was wollen Sie von mir?"
„Unsere Leser —"
„Ehrlich, lieber Freund, die haben viel mehr Interesse für die letzten Boxmeisterschaften. Ich bin ein alter Mann, und so ein Boxer, der schlägt einen Greis mit der Forschheit knock out . . . Übrigens hat doch all der Quatsch über mich längst in allen Zeitungen gestanden, und ich wüßte wirklich nicht, was ich Ihnen Neues sagen könnte . . . Da, rauchen Sie eine Zigarre, trinken Sie ein Glas Wein oder so viel Sie vertragen können, sitzen Sie Ihr Stündchen ab, damit Ihr Chefredakteur sieht, daß Sie bei mir gewesen sind — und schreiben Sie irgendein Feuilleton ab —"
„Gestatten Sie mir wenigstens eine Frage!"
„Wenn Sie durchaus wollen."
„Woran liegt es, daß gerade die Bühnenwerke, die Sie in den letzten Jahren schrieben, Ihre ursprünglichsten sind?"
„Donnerwetter ... Das freut mich ... Das zu fragen ist noch keinem Ihrer Kollegen eingefallen . . . Nee, das nicht . . . Meine Rüstigkeit haben sie angedudelt, einen ewigen Jüngling nannten sie mich, und keiner nahm Notiz davon, daß ich ein müder, alter Mann bin, der froh ist, wenn er seine Ruhe hat . . .
Also hören Sie mich an. Woher die Jugendfrische meiner letzten Werke stammt, wollen Sie wissen? . . . Nun, sehr einfach . . . Seit zwanzig Jahren, es kann auch schon länger her sein, ich erinnere mich nicht so genau, habe ich keine Feder angerührt; und meine reifen Alterswerke, mit ihrer ursprünglichen Frische, wissen Sie, was das sind? . . . Das sind die Manuskripte, die mir als Pennäler von den Theaterdirektoren und Verlegern — als völlig ungeeignet zurückgeschickt wurden!"

Der Umweg ins Glück

Von Peter Paul Althaus

I.

Es gibt viele Wege des Sich-Kennenlernens. Man braucht sich nicht einmal selbst kennenzulernen. Es gibt sogar Institute, die mit großer Sorgfalt und vieler Regiekunst das Sich-Kennenlernen vermitteln.
Annemarie und der Dichter hatten es einfacher.
Annemarie war Verkäuferin bei Tietz in der Schreibwarenabteilung. Der Dichter hatte ein Radiergummi oder Kohlepapier oder was weiß ich sonst bei Annemarie gekauft — und schon war die Bekanntschaft gemacht.

II.

Der Dichter hatte sich für nächsten Sonntag mit Annemarie verabredet. Annemarie wartete auf diesen Sonntag mit ziemlicher Spannung. Der Dichter war ihre erste Bekanntschaft mit Dichtern. Dichter gibt es ja nicht so viele wie zum Beispiel Zahlmeisteraspiranten. Zahlmeisteraspiranten kannte Annemarie bereits, aber Dichter noch nicht.
Was alles würde Annemarie ihren Kolleginnen im Geschäft erzählen können, wenn sie mit einem Dichter ausgegangen war! Vielleicht würden Leute an ihnen vorübergehen, die seine Gedichte gelesen hatten, würden sich nach ihnen umdrehen und sagen: „Sieh, da ist ja der Dichter! Wer mag wohl die Dame sein?"

III.

Annemarie hatte nußbraune Haare mit einer flachsgelben Strähne drin. Das hatte der Dichter apart gefunden. Er konnte nicht wissen, daß die flachsgelbe Strähne die Überreste einer ehemaligen Wasserstoffsuperoxydblondheit darstellten.
Annemaries Zahlmeisteraspirant hatte ihr bei Gelegenheit mal sehr bestimmt gesagt, daß eine Frau mit unnatürlichen Haaren für ihn überhaupt nicht in Frage käme. Daraufhin war Annemarie zur Natur zurückgekehrt.
Der Dichter hatte „irgendwie" gespürt (Dichter spüren immer nur „irgendwie"), daß Annemarie „irgendwas" mit der Natur hatte. Ebendeswegen hatte er ihre Bekanntschaft gemacht.

IV.

Am Sonntag trafen sie sich beim Bahnhofseingang.
Sie fuhren an einen See.
Es war strahlendes Wetter.
Aber dann bezog sich der Himmel, und es fing an zu regnen.
Annemarie hatte keinen Schirm mit.
Der Dichter nahm seinen Hut ab und sprach von der heimlichen Melodie des Regens, von dem Rauschen, in dem die Stimmen verschollener Götter wieder lebendig würden, und noch vieles mehr sprach der Dichter. Der Dichter berauschte sich an dem Regen.
Annemarie wurde bloß naß.
Aber dann kam die Sonne wieder durch. Der Dichter pries die Möwen über dem See, sagte von den Fischen im See, daß die Fische ein Symbol der Unsterblichkeit seien, und noch etliches sonst sagte der Dichter.
Annemarie verstand das nicht ganz. Sie glättete mit zusammengepreßtem Daumen und Zeigefinger eine Plisseefalte in ihrem Rock. Außerdem hatte sie Hunger. „Fische", dachte sie und sah eine knusprig gebratene Renke mit Salzkartoffeln und grünem Salat vor ihrem geistigen Auge.
Der Dichter überreichte Annemarie eine wunderbare, tiefblaue Blume, die er am Ufer des Sees gepflückt hatte.
Und dann fuhren sie wieder nach Hause.
Als sie sich unter Annemaries Tür verabschiedeten, lehnte Annemarie einen Augenblick ihren Kopf zurück und schloß die Augen, als warte sie auf etwas.
Der Dichter drückte Annemarie die Hand, so vorsichtig und zart, als ob Annemarie eine Porzellanpuppe sei. „Stellen Sie die Blume in eine Schale aus rubinrotem Glas", sagte er. Dann ließ er ihre Hand los und ging.
Annemarie hatte keine Schale aus rubinrotem Glas. Sie stellte die Blume in eine Tasse.
Ganz kurz vor dem Einschlafen hatte Annemarie das Gefühl, daß sich Bratfisch mit Salzkartoffeln und grünem Salat für einen Sonntag mit einem Dichter vielleicht nicht gehöre.

V.

„Na, wie war's?" fragten die Kolleginnen in der Abteilung für Schreibwaren.
„Schön", sagte Annemarie.
„Dann erzähl' doch mal!" baten die Kolleginnen.
„Das kann man nicht erzählen", sagte Annemarie.

VI.

Die blaue Blume in der Tasse hielt bis Mittwoch vor; dann war sie verblüht.

VII.

Am nächsten Sonntag ging Annemarie mit dem Zahlmeisteraspiranten aus, der sie zur Natur zurückgebracht hatte.
Sie fuhren an einen See.
Annemarie hatte trotz des strahlenden Himmels einen Schirm mit.
Während sie am Ufer spazierengingen, sprach der Zahlmeisteraspirant von seinen Kollegen, von seinen Vorgesetzten und von seiner demnächst bevorstehenden Beförderung.
Annemarie pflückte eine tiefblaue Blume, die am Ufer blühte, und wollte sie dem Zahlmeisteraspiranten geben, damit er sie in sein Knopfloch stecke. Aber dann fühlte sie „irgendwie" (Frauen fühlen immer nur „irgendwie"), daß er das komisch finden würde, wenn sie ihm eine Blume schenkte.
In ein langes Schweigen Annemaries sagte der Zahlmeisteraspirant plötzlich, daß sie jetzt erst mal ordentlich essen gehen wollten.
Sie gingen.
Als sie im Gasthaus zweimal Bratfisch mit Salzkartoffeln und grünem Salat aßen, merkte Annemarie, daß sie die Blume verloren hatte.
Auf der Rückfahrt verlobte sie sich mit dem Zahlmeisteraspiranten.
Als Verlobungsgeschenk wünschte sie sich von ihren Kolleginnen aus der Schreibwarenabteilung bei Tietz eine Schale aus rubinrotem Glas.
Denn „irgendwie" fühlte sie dem Dichter gegenüber eine Verpflichtung.

Privat-Safe

(Zeichnung von R. Kriesch)



„Sie sind etwas dicker geworden, Herr Enhuber." — „Ja mei, der Bauch is die sicherste Kapitalsanlage."

Miles gloriosus

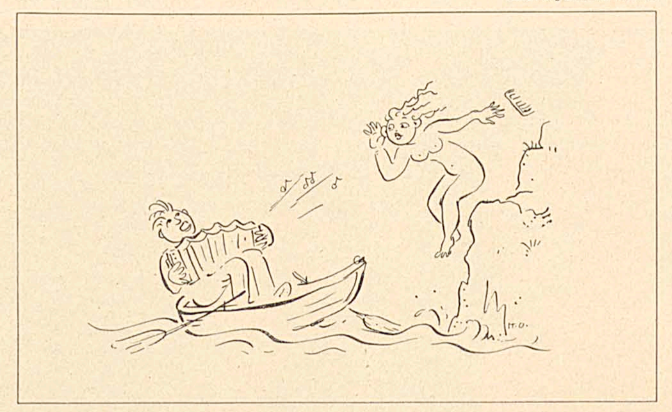
(E. Thöny)



Der englische Kriegsminister hatte die Ehre, an die ruhmreiche französische Besetzung des Rheinlandes zu erinnern.

Schöne Musik

(Zeichnung von Hilla Osswald)



Oehmitzer Quargeln

Von Werner Bergengruen

Daran — leider nicht nur daran — merkt man, daß man älter, gesetzter und vielleicht sogar im bürgerlichen Sinne nützlicher geworden ist. Früher, etwa als ich noch Student war, gab es keinen tiefgründigeren Kenner der kaleidoskopisch wechselnden Schlagerliteratur als mich. Ja, damals brauchte man mich nur zu fragen! Noch könnte ich die Texte im Schlaf hersagen, alle diese neckischen Kantusse, für Pennäler und Backfische von lüsterner Großstadtromantik geheimnisvoll umwittert: Heinerle, Puppchen, die Mädchen vom Chantant (sprich Schangtang), Untern Linden, Aber Fritz, wo bleibt denn mein Sahnenbaiser?, und: Wo steht denn das geschrieben?, und: Wenn ein Mädel einen Herrn hat, und: Ja, wenn das der Petrus wüßt!, oder: Mit mir ist's Schluß am Bosporus! — lauter Dingerchen, die den Jünglingen und Jüngferlein von heute schon so großväterlich-antiquiert, so provinziell-unweltmännisch vorkommen, wie uns dazumal die „Berliner Pflanze" oder „Der Tiroler und sein Kind" (wobei Tiroler beinahe noch mit einem Ypsilon geschrieben wurde).

Heute stehe ich außerhalb der Schlagerwelt. Hin und wieder erreicht mich eins ihrer geflügelten Bestandstücke, schwirrt vorüber oder verfängt sich für eine kleine Weile. Eines aber hat sich meine Ohrmuschel zum Nest gewählt und scheint hier horsten zu wollen, bis diese Ohrmuschel zerfällt. Es ist das Lied von den Bananen, und weltläufige Freunde versichern mich lächelnd, vor Jahren habe es Ruhm auf dem ganzen Erdball genossen; heute sei es völlig passé und gehe allenfalls noch als Schlagergespenst in den Ohren abseitiger Zeitfremdlinge um. Da haben wir es wieder: eben, eben, — ich komme überall zu spät.

Nun, dies beruhe auf sich selbst. In jedem Falle ist die Melodie mir so vertraut geworden, wie es einstmals „John Browns mother" und die „Lüneburger Heide" gewesen sind. Die Melodie, — ja. Aber der Text? Sehen wir zu:

> Ausgerechnet Bananen — Bananen! —
> Bananen verlangt sie von mir.
> Sie will keine Spargeln,
> keine —

Halt! Jetzt kommt es, hier muß schon interpelliert werden, hier haben Textkritik und philologisch-botanische Exegese einzusetzen. Es handelt sich um das Reimwort auf Spargeln, — (für das Schluß-„n" bitte ich mich nicht verantwortlich zu machen). Hinter dieses Reimwort komme ich nicht, es ist mir im Ohr nur eine ungefähre Klangfarbe haften geblieben. Etwa: Oehmützer Quargeln. Meine Frau behauptet allerdings, mit Deutlichkeit gehört zu haben, daß es „Öl mit Zerquargeln" hieße, und es wäre etwas aus Fischkonserven. Ich weise das zurück. Wenn es überhaupt „Zerquargeln" gibt, so ist es entweder ein Zeitwort, — aber ich lasse mich nicht zerquargeln, das soll nur einer versuchen! — oder ein belgischer Flugzeugkonstrukteur oder ein Stillebenmaler der (älteren) Haarlemer Schule. Eßbar ist es aber auf keinen Fall und wohlschmeckend schon gar nicht, das geht auch daraus hervor, daß die Heldin des Bananenliedes es zurückweist und statt dessen „ausgerechnet Bananen" verlangt.

Nein, ich bleibe bei Oehmitzer Quargeln. (Die Schreibart Oehmitz stellt sich meiner Intuition als die angebrachteste dar. Ömitz käme mir gesucht einfach vor.) Natürlich, nirgends gedeihen ja die Quargeln so üppig wie in Oehmitz, dessen fleißige Bewohner seit den Tagen Friedrich Wilhelm I. unermüdlich dem Quargelbau obliegen. Unabsehbare Strecken fruchtbaren, ebenen Landes — Oehmitz liegt jedenfalls in der Provinz Sachsen — sind mit dem sanften Graugrün der Quargeln bedeckt. Und die Quargelnblüte! Die Quargelnblüte in Oehmitz! Und gar das Erntefest, wenn die Quargeln eingebracht sind, — hei! ist das eine Lustbarkeit! Und wie groß in Oehmitz die Quargeln werden! Länger als die ausgewachsensten Gurken, und dabei doch um ein Mehrfaches dicker und breiter, und so saftig und ohne harte Schalen! In der Tat, nirgends gedeihen die Quargeln so prächtig wie in Oehmitz!

Man sieht, ich bin unterrichtet, mir sind Oehmitzer Quargeln kein Problem mehr. Aber meine Frau! Sie versagt mir nach Weiberart den Glauben und meint, da sei ihr die Lesart „Öl mit Zerquargeln" doch noch plausibler. Was tut man da, meine Herren, was tut man? Man ergreift die Flucht in die Öffentlichkeit, und das will ich hiermit getan haben. An Euch, Ihr Wissenden, wende ich mich, Ihr Wissenden aller deutschen Stämme, aller Parteien, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und des sittlichen Wohlverhaltens. Wer Bescheid weiß, der schreibe... nein, der schreibe nicht, es wird schon viel zuviel geschrieben, der schicke mir, meine Frau zu überzeugen, ganz einfach ein Paket Oehmitzer Quargeln zu, in einem geflochtenen Spankorb, gut verpackt, damit sie nicht unterwegs leiden, in kühle, morgentaufeuchte, grüne Blätter eingeschlagen, und wenn noch Platz ist, — es wird schon, es wird schon — dann kann er eine Terrine mit Straßburger Gänseleberpastete und eine Flasche Sauternes dazu tun, denn wie ich die Quargeln kenne, schmecken sie dazu am besten. Ich bin bereit, den Empfang in den öffentlichen Blättern der Reichshauptstadt mit Dank zu bestätigen, auf Wunsch in Versen.

Na, meine Guten, — wie wäre es?

Lieber Simplicissimus!

Auf einer Schweizer Zweigbahnstation fragt eine Ausländerin den Schaffner nach einem Platz im Frauenabteil. Der Schaffner geht ohne Antwort weiter; auch auf erneutes Fragen erfolgt keine Antwort. Nun aber heftet sich die Dame an des Schaffners Fersen, bis er sich verlegen umwendet und sagt: „Bi üüs da senn d' G'schlacht'r nüüt asuu v'rschiede!"

*

Auf einem Waschzettel zur Empfehlung von Paul Ernsts „Religion" ist folgendes zu lesen: „Wer den rechten Glauben errungen, einen guten Menschen aus sich geschaffen hat, der hat hier schon auf Erden die Seligkeit. Aber er muß sie sich täglich und stündlich aufs neue erwerben. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen."

*

Trotz der neunhundertneunundneunzig Abrüstungskonferenzen rüsten alle Staaten auf. „Wann wird dieser Rüstungswahnsinn endlich einmal sein Ende finden?" fragte einer.

Meinte der andere: „Nicht, bevor jeder Staat eine doppelt so große Armee hat, als sein Nachbar."

*

Ein amerikanischer Staatssekretär besichtigte ein englisches Kriegsschiff an einem Sonntag. Die ganze Mannschaft war beim Gottesdienst. „Ist die Teilnahme am Gottesdienst Befehl oder freiwillig?" fragte er. Der Matrose erwiderte: „Freiwillig. Aber wir nehmen alle teil — sonst kürzen sie uns den Rum."

K. M.

Landfrauen am Markt / Von K. R. Neubert

Sie kommen von Höfen, geschlechtervererbt,
Und halten noch immer am Marktplatz die Stände.
Der Frühwind hat ihre Gesichter gegerbt.
Ihr Paß sind die rissigen, schwieligen Hände.

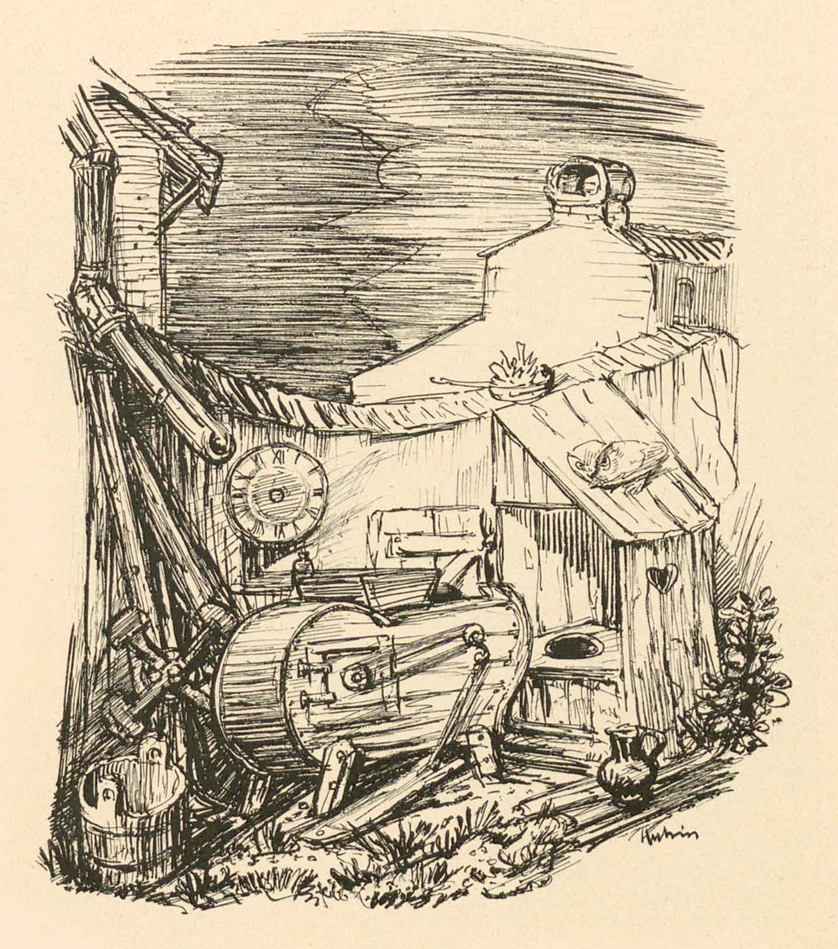
Ihr Leben geht immer in Sielen, im Pflug.
Das Kindbett wartet nach glutschweren Ernten.
Und manchmal ein Tanz bei der Kirmes im Krug.
Ein Tanz, den sie schon in der Jugend lernten.

Sie stehen und lächeln und nehmen nicht viel ein.
Sie können noch immer „Gott behüte Sie!" sagen.
Sie streicheln ihr Pferd. Ihre Welt ist sehr klein.
Sie grollen dem Händler mit dem Lastkraftwagen.

So liebt man sie fast wie die Fresken im Dom,
Landfrauen am Marktplatz, mit wollenen Tüchern,
Wie dunkelnde, trotzige Türme am Strom,
Wie Holzschnittfiguren in alten Büchern.

Die Zeit steht still

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Der Kranz vom Londoner Gefallenendenkmal

(Olaf Gulbransson)



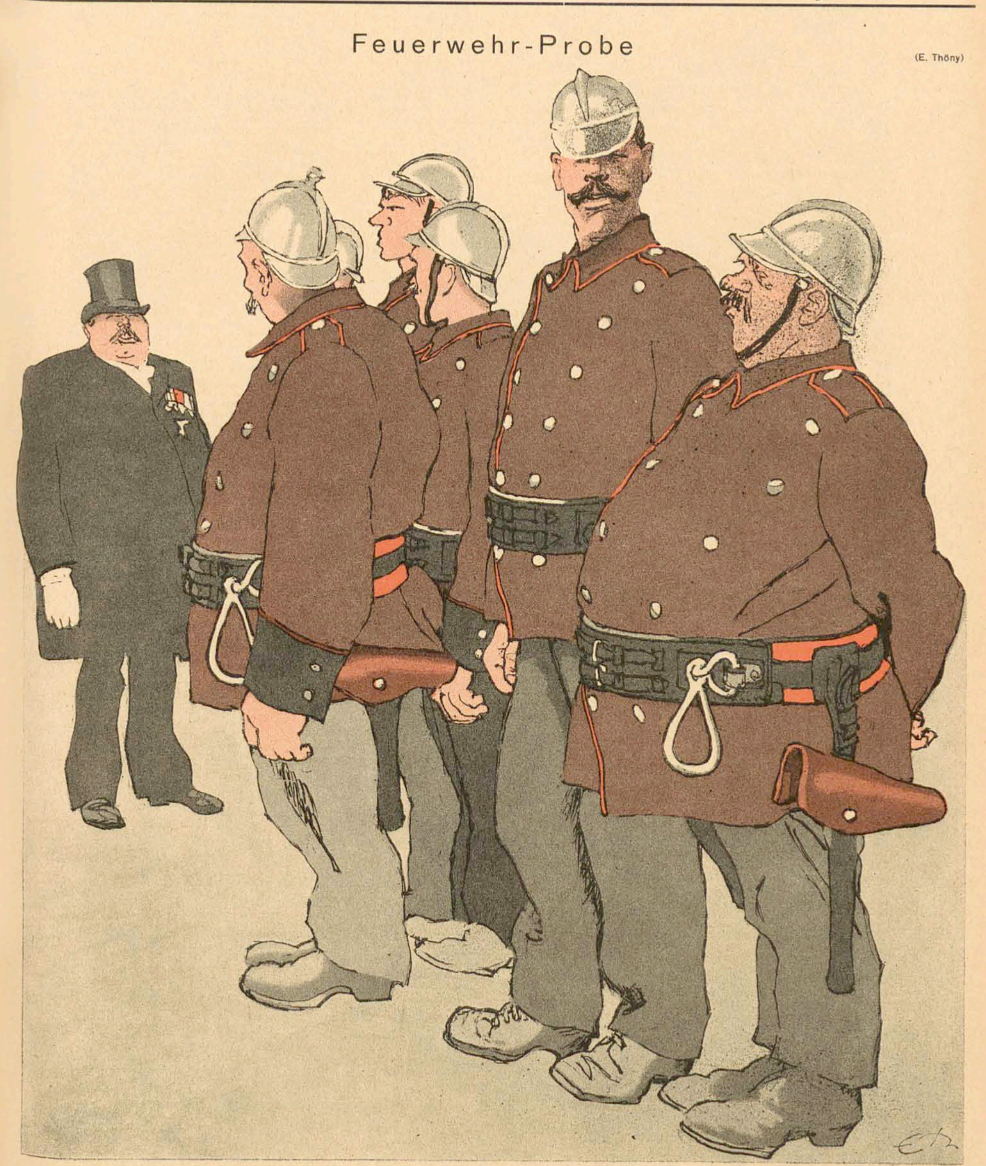
„Sieh, John, einige unserer englischen Landsleute haben vergessen, daß wir für den Frieden gefallen sind.“

München, 11. Juni 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Feuerwehr-Probe

(E. Thöny)



„Ja, wos fallt denn dir ei, mir ham an ausländischen Journalisten in der Sommerfrischn und du laßt deine Leit in voller Bewaffnung aufstelln!“

Merkur kontra Mars

Die Weltwirtschaft, sie dominiert,
Sie hat Versailles ad absurdum geführt:
Das alte System ist am Ende,
Wir stehn vor der großen Wende —

Denn:

Gott Merkur will mit Mars kein Geschäft abschließen,
Wenn es ihm auch noch so dreckig geht.
Und man spricht auf einmal von dem „Weltgewissen",
Wovon nichts in gelb-blau-weißen Lesebüchern steht.

Dieser kleine Krämer möchte einfach Handel treiben
Zwischen West und Osten, Süd und Nord.
Doch das Groß-Geschäft, wo soll das bleiben?
Krisenlösend wirkt auch Völkermord.

Aber:

Die Weltwirtschaft, sie dominiert,
Sie hat Versailles ad absurdum geführt.
Vielleicht hat die Not bald ein Ende — — —
Es lebe die Weltwirtschaftswende!

Wegerich

Der Großintellektuelle am Steuer

Von Nikolaus Schwarzkopf

„Haben Sie auch schon gehört?" fragte der junge wissenschaftliche Hilfsarbeiter, „unser Professor lenkt jetzt selbst!"
„Oh!" erwiderte ich, und er darauf: „Einen Augenblick, bitte, ich will ihn Ihnen gleich geben. Sicher lädt er Sie ein, mit ihm ins Gebirg zu fahren. Sagen Sie nicht nein, er ist nämlich glücklich wie ein Kind."
Fern dreht sich ein Rädchen. „Hallo!" ruft eine bekannte Stimme, „Sie hab' ich aber lang nicht mehr gesehen! Kommen Sie zu uns? Darf ich Sie abholen?"
„Abholen lassen, meinen Sie doch, Herr Professor?"
„Nein, nein, abholen! Ich fahr' nämlich selbst. Sie wissen doch . . ."
„Sie fahren selbst? Potztausend! Haben Sie sich aufgeschwungen . . ."
„Wann sind Sie frei?"
„Für Sie jederzeit, Herr Professor."
„Hm! Ich käme dann um . . . sagen wir um zwei etwa . . . paßt Ihnen das?"
„Freilich, freilich! Ich freue mich unendlich, endlich einmal von Ihrer Majestät, der Wissenschaft, gefahren zu werden. Donnerwetter: alle guten Geister loben den Herrn!"
„Aber nicht zu früh loben, bitte!"
„Warum? Fahren Sie noch nicht lang?"
„Immerhin: Sie können sich mir schon anvertrauen. Wir flitzen steil ins Gebirg, trinken unseren Kaffee und fahren gemütlich wieder heim. Einverstanden?"
„Aber sicher, Herr Professor! Donnerwetter, da werden ja sämtliche Fakultäten eifersüchtig!"
Schlag zwei Uhr surrte unten der Motor, und als ich das Fenster öffnete, stand der Professor am Tor und klingelte mir. Anton, ehemaliger Gärtner, saß breitspurig neben dem Rad und rauchte eine dicke Zigarre.
„Guten Tag, guten Tag! Deutschland soll leben!" sag' ich.
Aus den Polstern erhebt sich auch schon des Professors Tochter und hält mir ihren Buben hin, schon drei Jahre alt. Hurtig steigt der Professor ein, ach, so hurtig, knallt den Schlag zu, tutet, schaltet ein, gibt Gas, ich falle ganz ungebührlich neben die junge Frau.
„Haben Sie schon Ihr Erstaunen ausgedrückt, daß er selber fährt? Sagen Sie: wer hätte das gedacht?"
„Wer hätte das gedacht!" sag' ich dem Professor ans Ohr, indes Anton seinem blauen Rauch nachstarrt und lächelt. Er schmunzelt, der Professor, er steuert geradeaus durch die breite Straße und läßt die eigene dicke Zigarre zwischen den oben und unten bärtigen Lippen auf und nieder winken. Die Zigarre riecht gut.
„Es ist mir eine Wonne, einen Künstler fahren zu dürfen", sagt der Professor und beugt sich lachend zurück. Er fährt deutlich vernehmbar fort: „Zumal wenn der Betreffende, wie dieser da, uns alte Männer von der Wissenschaft so gerne schmäht und überflüssig findet."
„Oho!" entgegne ich.
Menschen fliehen, bleiben auf dem Bürgersteig stehen, gucken uns nach.
„An der Art, wie sie ausweichen", sagt die Tochter, „kann man die Menschen erkennen."
„Ganze Geschlechter, ganze Nationen kann man so erkennen!"
Die Tochter hält mir das gerötete Antlitz hin, legt den Zeigefinger steil über die schönen Lippen und bedeutet mir, daß das Sprechen mit dem Wagenführer untersagt sei!
„Cäsar", erwidere ich, indes auch Anton mir scharfen Blicks bedeutet, daß das Sprechen mit dem Wagenführer verboten sei, „Cäsar", sag' ich, das Gespräch abzuschneiden, „beschäftigte gleichzeitig sieben Schreiber."
Anton schüttelt ganz offensichtlich den Kopf, ich müsse den Herrn Professor nicht stören.
Solang Anton dabei ist, denk' ich, kann uns nichts zustoßen. Doch wenn der Professor nicht rauchen wollte, wär's besser für ihn und uns. Aber ich weiß ja: er will groß vor mir tun. Wie er den Qualm von sich bläst! Ganz eingehüllt bin ich bisweilen!
„Jetzt kommen wir an den Stachus!" sagt die Tochter, und ich weiß Bescheid. Aber husch, sind wir am Stachus vorbei. Husch, sind wir am Rand der Stadt, husch, fliehen nur noch Hunde und Hühner vor uns.
Ich nahm nun das Kind auf die Knie und machte ihm und seiner Mutter ein Märchen zurecht.
„Meine Schwiegermutter selig", so erzähle ich, „saß unter dem Weinstock in meinem Garten und strickte Strümpfe für die Enkelkinder, meine Kinder, vier an der Zahl, vier, ja, unterdessen vier! Sie strickte unverdrossen den ganzen Tag, aß draußen zu Nacht, strickte weiter, und da wir gewohnt waren, uns nicht besonders um sie zu kümmern, strickte sie draußen während der ganzen Nacht und immer so weiter, immer so weiter. Der Strumpf wurde unheimlich lang, lag schließlich wie ein Teppich vor ihr, und als er sich dann bis in die Haustür hereinschob, dachte ich: du mußt doch einmal nach deiner Schwiegermutter sehen, was für einen seltsamen Strumpf die alte Frau da strickt. Und ich stehe eines Morgens von der Schreibmaschine auf und gehe hinaus, und sieh: auf dem Kopf der fleißigen Frau hat sich ein Buchfinkenpärchen eingenistet, hat Eier gelegt, hat auch schon gebrütet, und fünf nackte Junge recken zwitschernd die gelben Schnäbel mir entgegen aus dem Zopfnest meiner Schwiegermutter, das noch viel dunkler war als die Haare sonst. Das Männchen kam, zu füttern.
‚Großmutter!' ruf ich, ‚Großmutter! Du bist ja eingeschlafen!'
Da hebt sie den Kopf, die Großmutter, die Finger hören auf zu stricken, die Nadeln hören auf zu klingen, die alten Augen richten sich zu mir: ‚Du Böser, warum weckst du mich?'
Ich nehme sogleich die Finkenbrut, stelle sie ins Gebüsch und wische die Losung von Großmutters Schulter . . ."
„Was ist Losung?" fragt der Knabe, der Enkel des Professors. Doch im selben Augenblick springt seine Mutter aus dem Polster, ruft: „Gerade aus, Vater, hier ist ja doch aufgebrochen!"
Ich sehe einen großen Haufen Sand liegen, sehe, wie Arbeitermützen sich zwischen Schippenstielen bewegen, ich sehe, wie Anton seine Pranken aufs Steuerrad schlägt, daß das Bosch-

Sport

(R. Großmann)



Der Sieger im Avusrennen: Achille Varzi

PS am Ende

(E. Schilling)

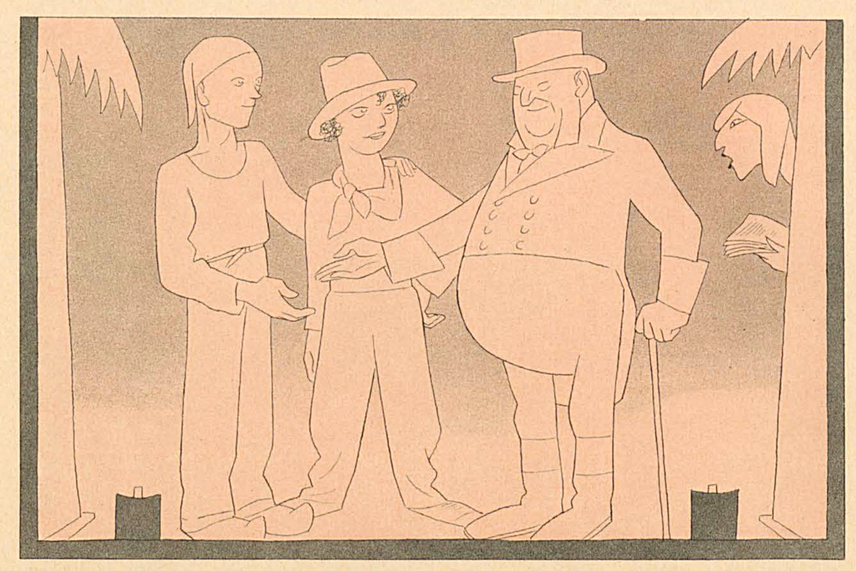


„So, wenn nu ‚Mona Lisa' versagt, sind unsere letzten fünf Emm verloren, und wir haben nur noch zwo Liter Benzin im Tank."

horn mit aufheult, ein Schippenstiel streicht meine Schulter, ein Arbeiter duckt sich beiseite, wir rucken, der Wagen springt auf, die Zylinder heulen, wir prallen an, ein junger Baum bricht, ich falle über das Kind, der Sitz schlägt mir ins Kreuz, Glas hör' ich splittern, der Wagen steht. Unter mir schreit der Knabe, ich wölbe meinen Rücken über ihn, ich greife nach ihm, ich richte mich auf, hebe ihn hervor, der Professor steht draußen und will die Laterne geradebiegen; Anton reißt am Schlag, greift herein, die Tochter schiebt den blutenden Kopf vor meine Augen, zieht den Knaben an sich, ich lasse ihn nicht los, aber dann heb' ich ihn hoch: es ist ihm nichts Schlimmes zugestoßen. Nichts ist geschehen, ich bin nicht betäubt, ich bin völlig wohlauf; nichts ist geschehen, nur die Tochter blutet ein wenig an der Stirn. Freilich alle Gläser sind zertrümmert, die Sitze ausgerenkt, die Laternen verbogen, der Kühler eingedällert.
Der Professor biegt krampfhaft an der Laterne. Wir beginnen nun zu lachen. Der Schlag läßt sich nicht öffnen, wir turnen über, die Tochter, sonst eine geschickte Springerin, läßt sich von mir herausheben samt dem Kind. Sie ist bleich, aber ohne Ohnmacht, die Wunde an der Stirn nur ein großes Komma.
Wir lassen uns von den Arbeitern die Wagenspur zeigen: um ein Haar, und wir wären in die Grube gesunken. Anton hat uns gerettet; Anton hat uns gerettet, aber er war es auch, der uns an den Lindenbaum geschleudert hat . . . gut, gut, wir müssen den Wagen abschleppen lassen, das alles läßt sich wieder leicht herstellen, natürlich auch die Laterne. Dem Herrn Professor wird's ein Monatsgehalt kosten, aber das will nichts bedeuten: jetzt erst zählt er die Häupter seiner Lieben . . . Ich aber werde mich nie mehr einem Großintellektuellen anvertrauen, und wie das mit der Kunst an sich ist, und auch mit anderen Dingen, ob sie sich der Wissenschaft anheimgeben sollen oder nicht, das mögen andere Leute entscheiden. Ich für mein Teil weiß schon lang Bescheid.
Aber wer hätte gedacht, daß ein so berühmter, ein so abgeklärter Großwissenschaftler von einem kindischen Märchen sich aus dem Gleichgewicht bringen lassen könnte?

Das Spiel um den Viermächtepakt

(Karl Arnold)



„Qu'est-ce que c'est? Der Engländer spricht ohne Rücksicht auf mein Manuskript?"

„Voilà, da muß ich mitspielen; die Rolle des Intriganten ist nicht besetzt."

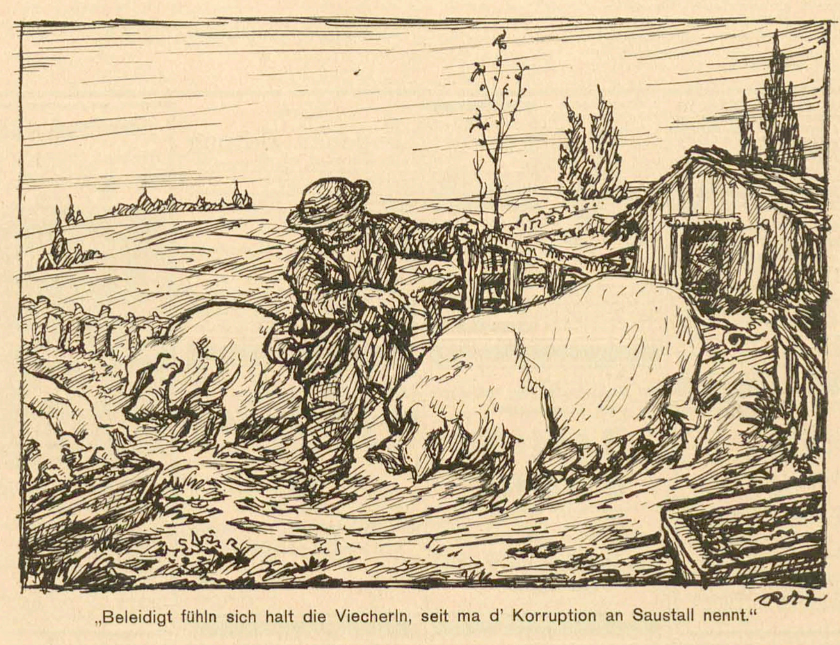
Die kalte Sophie

Von A. M. Frey

Die alte Dienstmagd aus dem Gebirge erzählt:
„Was die Maikäfer nicht fressen, schlagt der Hagel herunter. Was der Hagel nicht schlagt, das bringen die drei Eisheiligen um. Am gefährlichsten ist sie aber, die auf die Eisheiligen folgt am vierten Tag: die kalte Sophie.
Als wär's wie heut, so kann ich mich erinnern an einen Mai bei uns daheim. Da sind die eisheiligen Tag' gekommen, und hübsch frisch waren sie. Die frostigste Nacht aber ist die gewesen von der kalten Sophie. Da ist das Thermometer auf Null gesunken schon um neun Uhr abends. Und weil der Vater unsere ganz aufgeblühten Obstbäume — wie schön waren sie, völlig weiß war alles — hat retten wollen, hat er im Garten Feuer anzünden lassen. Auf die Windrichtung hat er achtgegeben, und dann hat er die drei Feuer so angelegt, daß der warme Rauch durch die Baumkronen gezogen ist.
War schon recht, aber denken S' einmal: um acht Uhr haben wir ang'fangen, und so eine Nacht ist lang. Der Vater hat aufgepaßt, daß die Feuer net ausgehen, und der Knecht und ich — siebzehn Jahr' bin ich damals gewesen —, wir haben Holz und Stroh zusammengeholt, und schließlich, damit net gar so viel gutes Sach' verbrennt, haben wir uns nach trockenem Reisig umgeschaut.
Wie endlos doch solch eine Nacht sein kann, das glauben Sie gar nicht. Und gefroren hat's uns immer erbärmlicher, sowie wir ein bissel weg sind vom Feuer. Aber das Feuer hat uns ja auch nur auf einer Seiten angewärmt, die andere war immer kalt.
Der Vater — jung war er nimmer, er hat spät geheirat', mein älterer Bruder war damals grad beim Militär —, der Vater ist so müd geworden, daß ich gesehen hab', wie er beim Holzstoß einschlaft und beinah' in die Glut einifallt.
Es ist schon nach Mitternacht gewesen, und ich hab' gesagt: ‚Geh nur ins Bett, Vater, wir schaffen's schon, ich und der Knecht.'
Da hat er zuerst nicht wollen, aber dann ist er doch gegangen, ermahnt hat er uns nur, die Glut gewiß net ausgehen zu lassen, gegen Morgen käm' ja erst die ärgste Kälte.
Haben wir also weiter gemacht, der Knecht und ich. Nun ist das so gewesen, daß der Knecht ab und zu verschwunden ist, weil er eing'heizt hat — innerlich. Er hat einen getrunken und noch mal einen und schließlich alle Viertelstund' einen Schnaps. No ja, erfroren ist er bei dem Verfahren ja net, aber sakrisch schläfrig is er geworden, noch schläfriger als der Vater.
Ich hab' bald g'sehen: mit ihm ist gar nichts mehr anzufangen. Ich war recht wütend. ‚Verzieh dich auf deinen Strohsack, ang'soffene Sau!' hab' ich geschimpft, und er — gleich ist er 'gangen, als hätt' er nur gewartet darauf, daß man ihn wegschickt.
War ich also allein und hab' mir gedacht: die Zeit soll mir nicht lang werden mit den drei Feuern. Überall gab's was zu kratzen und zu richten mit dem Schürhaken, und nachzulegen. Totenstill ist es gewesen, nur das Reisig hat manchmal aufgeprasselt — ja: so stark in der unheimlichen Stille, daß ich gedacht hab', man muß es hundert Meter weit hören, bis zum Nachbarn. Die Bäum' sind unbeweglich im Rauch gestanden und in dem lauen Dunst; ihre tausend und tausend

Gekränktes Ehrgefühl

(Rolf v. Hoerschelmann)



„Beleidigt fühln sich halt die Viecherln, seit ma d' Korruption an Saustall nennt."

weißen Blüten haben grau geschimmert — ausgeschaut hat's, als ob sie ganz brav stillhalten, damit man sie möglichst gut einwickeln kann in das bisserl Wärme.

Bisher keine vergebliche Arbeit! hab' ich mir zufrieden gedacht. Ich komm' schon allein durch mit dem, was getan werden muß.

Da hat es geknackt durch die Finsternis, aber das brennende Reisig ist es nicht gewesen, sondern einer aus dem Dorf, der Dominik.

Er hat gelacht und gesagt: bis zu ihm ins Fenster ging' der Schein von der Glut, und er möcht' doch einmal nachsehen, wie lang wir unsere Narretei zur Rettung der Baumblüte noch fortsetzen wollen.

‚Die Narretei wird so lang fortgesetzt, bis die anderen Narren einsehen, daß wir recht haben!' hab' ich patzig erwidert.

‚Keiner im Dorf kommt auf so was, nur ihr!' hat er mißmutig gebrummt. Aber mir hat geschienen: der Einwand war kein brauchbarer Einwand.

‚Statt daß du was Unnötiges daherredst, könntest du besser mithelfen', hab' ich vorgeschlagen. Und wirklich, er hat wortlos im Feuer zu stochern begonnen.

Er ist ein hübscher Bursch gewesen, der Dominik Sagger, nicht groß, er ist mir kleiner erschienen, als ich selber war mit meinen siebzehn Jahren, aber gewandt ist er gewesen, ohne Not ist er über eins von unseren Feuern gesprungen und hat gelacht. Ich hab' nicht viel von ihm gewußt, nur daß er bei der Kavallerie gedient gehabt hat und seit Oktober vergangenen Jahres wieder im Dorf war. Ich hab' von Burschen überhaupt so gut wie nichts gewußt, ich hab' dazumal mit keinem noch zu tun gehabt.

Der Dominik sagt: ‚Ja, ja, die kalte Sophie —', und schmunzelt. Es war auch so gemeint gewesen, wie ich's schließlich aufgefaßt hab', denn er hat nicht auf den Kalendernamen abgezielt, sondern auf meinen eigenen. Ich heiß' nämlich Sophie, aber weil ich immer Finerl gerufen worden bin, hab' ich nicht gleich daran gedacht.

‚Kalte Sophie', hat er gespottet, ‚wenn's dich friert: da, zwischen den beiden Feuern ist's am wärmsten.'

Es waren nämlich zwei von den drei Stößen näher beieinander, und wirklich: zwischen denen ist es am heimlichsten gewesen. Wir haben uns da niedergekauert auf eine Pferdedecke, die ich aus dem Stall geholt hab', und er hat gesagt: ‚Leg dein Kopferl nur an meinen Bauch, da ruht sich's nicht schlecht.'

‚Hast ja gar keinen Bauch', hab' ich gehänselt.

‚Gott sei Dank', hat er gesagt, ‚wär' zu früh bei dreiundzwanzig Jahren.'

Freilich bin ich hundsmüd gewesen, und endlich einmal warm um und um bin ich auch geworden. Ich hab's nur g'spürt, wie etwas Einschläferndes, wie er mich geküßt hat; ich hab' noch gehört, wie's vier geschlagen hat. ‚Jetzt kommt bald die kälteste Stund', hab' ich noch lallen können.

‚Gewiß, kalte Sophie!' hat er geflüstert, ‚aber für mich ist sie gar net kalt!'

Wie ich dann aber wieder wacher und ganz wach geworden bin, weil er recht zudringlich getan hat — da ist es schon zu spät gewesen.

Das Kind hab' ich dann in der Stadt bekommen, geheirat' hat er mich nicht, der Hallodri, zwölf Jahre bin ich Stubenmädel gewesen in ein und demselben Hotel, und es war keine schlechte Zeit — und jetzt bin ich dreißig Jahr' als Köchin bei der gleichen Herrschaft.

Das Kind ist ein Bub gewesen, ein lieber obendrein, und geblieben ist er im Krieg. Ja mei, was soll man da sagen. —

Jesus, jetzt hätt' ich fast die Hauptsach' vergessen. Die Obstbaumblüte selbigsmal ist gerettet gewesen bei uns. Den übrigen Bauern im Dorf hat der Frost alles verbrannt."

Lieber Simplicissimus!

In der „Osteria Bavaria" saßen Abend für Abend im Kreis ihrer Verehrer die Münchener Dichter Richard Billinger, Gottfried Kölwel und Julius Kreis. — Wieder einmal war Billinger wegen seiner Erfolge von seinen Verehrern laut bewundert und klärte das Rätsel seines Glückes auf mit den Worten: „Wer ko, der ko!"

Kollege Kölwel mißverstand Billingers Worte und sagte etwas gereizt: „Was der ko, ko i a!"

Schweigen.

Nach einer Weile erwachte Julius Kreis aus seiner Träumerei vor dem Schoppenglas und sagte still für sich: „Koaner ko zvui!"

*

Auf dem Bahnsteig war ein Mann verschieden. Gerade als er den Zug besteigen wollte, fällte ihn ein Herzschlag. Seine Frau sandte nun die Fahrkarte, die 19 Schilling 20 Groschen gekostet hatte, an die Bundesbahnverwaltung des betreffenden Ortes mit der Bitte um Rückerstattung des Betrages. Nach mehreren Wochen erhielt sie per Post 18 Schilling 70 Groschen zugesandt. Mehr aus Neugierde als wegen der geringfügigen Differenz wandte sie sich mittels Karte an die Verwaltung und erbat sich Auskunft über den Abzug der 50 Groschen. Die Antwort kam:

„Nach Vorlage Ihres hierorts eingegangenen Schreibens, B. Zl. 17604, vom 16. März 1933, an die zuständige Stelle, bemerken wir, daß der Abzug von Schilling —.50 durchaus zu Recht besteht, da nach den Vorschriften der Eisenbahnverkehrsordnung das Betreten des Bahnsteiges nur mit einer gültigen Bahnsteigkarte gestattet ist, die also bei Rückerstattung des Fahrpreises mit dem Betrage von Schilling —.50 in Abzug zu bringen war.

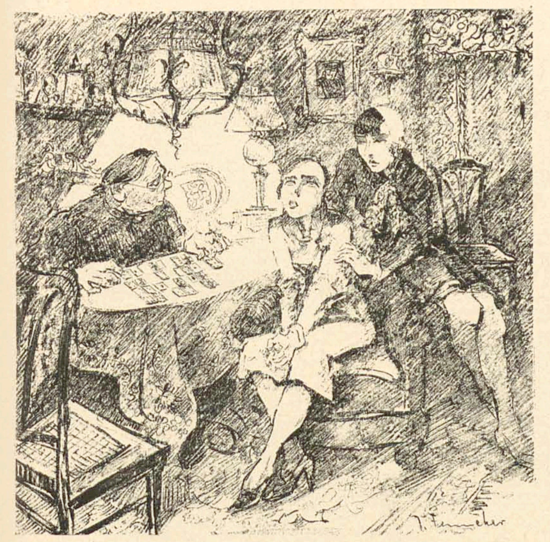
gez.........."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; In **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; In der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Schicksalsmacht

(J. Fennecker)



„Aber hören Sie, liebe Frau, nach meinem Horoskop werde ich überhaupt nie heiraten!"
„Glaubn S' do net an dös G'lump — bals der Grasober hab'n wui, tuan Sie's ja doch!"

Das Kinderfräulein / Von Anton Schnack

Mein Name ist gewöhnlich Li:
So nennen mich Herr und Frau.
Der Herr ruft heller, die Frau ruft flau;
Denn ich bin jünger als sie.
Ich muß es überhören.

Ich bin zur Liebe engagiert,
Ich bin genormt auf Kinder.
Durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Immer Kinderfuß mit mir spaziert,
Reizend, zum Betören.

Ich decke auf, ich decke zu,
Ich pudere, öle, salbe.
Es kommt und zieht die Schwalbe:
Immer bleibt der Kinderschuh,
Immer Grieß und Möhren.

Ich ziehe aus, ich ziehe an,
Ich seife, kämme, wasche,
Ich säubere Bett und Morgenflasche:
Die Zeiten ziehen ihre Bahn.
O Bergsee, Meerstrandföhren!

Ich habe für mich keine Zeit,
Nur Zeit für süße Puppen,
Für Kindertand und Abführsuppen.
Und immer ist mein Herz bereit:
Ich kenne kein Empören.

Ich bin die ewige Herzlichkeit,
Für fremdes Kind, für fremdes Blut,
Ich läch'le immer, bin stets gut,
Selbst in der größten Schmerzlichkeit:
Herhören!

Herhören: mein Herz klopft oft erhitzt, bedrängt.
Bedrängt wodurch, bedrängt wovon:
Warum ist's nicht mein eig'ner Sohn,
Der sich um meine Schulter hängt,
Warum nur fremde Gören?

Ein Mann denkt an Karl May . . . / Von Harry Schreck

Der leicht beleibte Herr im besten Alter ist unverkennbar leicht befangen, als man ihm mitteilt, daß sein Neffe Wolfgang käme, und daß es dabei unumgänglich nötig sei, daß er in oheimhafter Sorgsamkeit sich um den hergewehten Knaben Wolfgang kümmere.

„Es ist nur darum . . .", spricht der leicht beleibte Herr, indem er eilends den Verdacht zerstückeln möchte, daß er sich nicht nach Gebühr zu freuen schiene, „es ist nur deshalb, weil die Jungens heute doch ganz anders sind; man weiß doch gar nicht, wie man sich mit ihnen unterhalten soll, nicht wahr? Gott mag da ahnen, auf was für Dinge solche Burschen aus sind. Man spricht mit ihnen, gibt sich redlich Mühe und ist am Ende doch nur lächerlich. Ich wäre ungemein vergnügt, wenn all der Humbug sich vermeiden ließe. Ja, wenn die Kerlchen eben heute noch so wären, wie wir gewesen sind. Doch so — nun, ja . . ."

Man sagt dem leicht beleibten Herrn zum Trost, wie sich mit Wolfgang alles leichter geben werde, als es das unbehagliche Gefühl wohl zu erhoffen wage. Jedoch, als Wolfgang schon am nächsten Morgen kommen soll, rast wieder die bestürzte Frage durch das Hirn des leicht beleibten Herrn: „Und dann?!"

*

Der leicht beleibte Herr geht an ein Selbstgespräch:

„. . . ja, damals kam der Willy Dalichow noch abends rasch mit Helmut Marsch auf einen Augenblick herüber; und während Helmut Marsch mit schlecht gespieltem Gleichmut frug, wie viele Zeilen Cäsar wir zu morgen übersetzen müßten, sprach Dalichow mit grauen, aufgerissenen Augen: ‚Nun ist er also doch gestorben; der Rappe Rih ist tot —.' Ein langes Schweigen stürzte in den Raum . . .

Dies war ein Schlag, der sich kaum überwinden ließ.

Nach ein paar Tagen lief man dann mit Werner Jacke durch den Stadtwald; und Werner Jacke bückte plötzlich sich voll Eifer über einen Fußabdruck, der halbgelöscht im schwarzen Boden krümelte. ‚Howgh!', sagte Werner Jacke in bedeutungsvollem Ton, ‚die Fährte ist noch nicht zwei Stunden alt — es muß ein Bleichgesicht gewesen sein!' Wir sahen ernst gesammelt auf die Spuren . . .

Wir spürten dieser Fährte bis zum Waldesrande nach.

Und als uns eine Woche später dann Robert Fenske in seinen Wigwam einlud, den er mit Hermann Ziesing an der Gartenmauer aufgerichtet hatte, da las Hans Schulz mit donnernder Begeisterung uns vor, wie Scharlihs Freund Old Firehand trotz seiner Kugel in der Brust noch lebte. Und wir . . . wir schwenkten uns entspannt zu unserer tongeschnittenen Pfeife und riefen anerkennend: ‚Uff —'

Das war vor fünfundzwanzig Jahren Wirklichkeit . . .!"

*

„He . . .", spricht der leicht beleibte Herr am nächsten Morgen, als Wolfgang vor ihm steht, mit jenem munter angelegentlichen Ton, den man gebraucht, sofern man eigentlich verlegen ist, „he, Wolfgang, weißt du schon, daß heute nachmittag die Meisterschaft im Fußball ausgetragen wird? Das muß doch prachtvoll sein, da mitzuschaun." — „Gewiß", spricht Wolfgang schlicht und freundlich.

*

Der leicht beleibte Herr denkt mittlerweile weiter.

„Ja, Helmut Marsch ist späterhin zur Post gegangen; und Werner Jacke tost in Landwirtsstiefeln irgendwo in der Mark Brandenburg umher; von Robert Fenske hat man seither nichts gehört, und Dalichow soll Zahnarzt sein; sie wandern alle ohne Henrystutzen, ohne Kalumet und ohne Mokassins durch ihre Welten; und Ziesing ist ein Lehrer ohne Bärentöter in dem uckermärkischen Gefilde.

Der leicht beleibte Herr ist nun ein wenig traurig.

„Ein Lasso", sinnt er, „wirbelt kaum in Ziesings Händen; und welcher Landwirt hofft im Ernst darauf, sich mit Savannen zu befassen; welcher Zahnarzt will mit einem Tomahawk die Kiefer seiner Kranken spalten; auch Fenske, der aus aller Auge kam, wird weder einen Mustang noch ein Dromedar besitzen; und Marsch, der auf dem Postamt sitzt, nimmt kein Paket ins Land der Skipetaren an."

Dem leicht beleibten Herrn weht leise Schwermut zu.

„So ist das nun . . . wir alle, Fenske, Jacke, Ziesing, Marsch und Dalichow und ich . . . wir alle sind nicht mehr imstande, den Nächsten als den weißen und den roten Bruder zu bezeichnen. Ach — alles ist seit fünfundzwanzig Jahren still vergessen; wo sind die Skalps, die Bowiemesser, Bolas und Revolver hingekommen?, wo ist ein Hadschi Halef, der uns mit kauzig weisen Sprüchen tröstet . . .?"

Der leicht beleibte Herr ist sich fast selber gram.

*

Der leicht beleibte Herr vermerkt erschrocken, daß Wolfgang wartend ihn betrachtet: „He, Wolfgang, weißt du schon, daß wir auch eine neue Hochantenne haben? Man hört damit Amerika; jawohl, da staunst du ganz gewiß . . . man hört damit Amerika . . . New York, Chikago und was es sonst noch geben soll; das muß doch prachtvoll klingen!" — „Gewiß", spricht Wolfgang schlicht und freundlich.

*

Der leicht beleibte Herr nickt Wolfgang heiter zu —

„Ach nein", spricht er bei sich, indem er fast ein wenig mißgestimmt beschließt, zwei Karten für die Fußballmeisterschaft zu kaufen, „ach nein . . . wir haben alle nicht gehalten, was wir dem Leben einst versprachen, als wir in jenem wilden abenteuerlichen Glück des Herzens vor den befleckten, abgegriffenen Seiten eines dicken, halb verbotenen Buches hockten und es verschlangen."

Der leicht beleibte Herr sieht sich mit Mißmut an.

„Wir sind nicht kühn geworden und nicht heldisch, wie es der ‚Sidhi' aus dem Frankenlande war — wir sind nicht

milde und gerecht in unsre Daseinsbahn hineingeschritten, wie der ‚Effendi‘, der seinen Feinden stets so stolz vergeben konnte — wir haben uns nie so bewährt, wie unser Freund ‚Old Shatterhand‘ vor jedem Prankenschlag des Schicksals sich bewährte. Im Gegenteil —!“
Der leicht beleibte Herr gerät in eine leichte Wut.
„Im Gegenteil, mit uns ist wenig Staat zu machen; man sollte uns die harte, ja die derbste Bastonade dafür geben, daß wir als heuchlerische Burschen aus dem zahmen Westen oft mit zwei Zungen redeten und uns in weibischem Entsetzen vor den Marterpfählen fürchteten. Es ist vorbei mit uns — und das, was nach uns kommt, will lieber Fußballmeisterschaften und Antennen sehen!“
Der leicht beleibte Herr geht Fußballkarten holen.

*

Als er zurückkommt und mit scherzhaft heiterem Geblinzel nach Wolfgangs Aufenthalt zu fragen anhebt, weiß niemand, wo sich Wolfgang finden ließe: vor ein, zwei Stunden hat man ihn zuletzt gesehn. „Aha“, vermutet schon der leicht beleibte Herr, „die Hochantenne . . . New York . . . Chikago! Ein Techniker, heh!“ Jedoch die Hochantenne scheint des Hörers zu entraten; New York ist einsam, und Chikago trommelt unbelauscht die letzten Börsenkurse in die Luft des leeren Zimmers. „Das ist doch eigentümlich!“, denkt der leicht beleibte Herr, indem er, seine Fußballkarten mit dem Finger knitternd, durch alle Räume seiner Wohnung streicht und plötzlich wie von ungefähr beinahe über ein verqueres Hindernis im Wege stolpert. Er ist ein bißchen überrascht, daß Wolfgang sich als dieses Hindernis erweist und ihm mit grauen, hochgerissenen Augen das Wort entgegenstöhnt: „Nun ist er also doch gestorben — der Rappe Rih . . .“
Ein langes Schweigen stürzt in den ergriffnen Raum. „Ja“, sagt der Herr, der plötzlich weniger beleibt scheint, „nun ist er also doch gestorben . . .!“ Er denkt nicht mehr daran, daß er auch scherzhaft heiter blinzeln könnte; und in der Tasche zerrupft die rechte Hand ganz langsam jene Fußballkarten . . .

*

Es scheint, daß Wolfgang sich beinah verstanden fühlt.

Der Spezialist

Auf der Budapester Universität hat es neulich etwas gegeben. Professor Nagul, achtzig Jahre alt, ist Physiker. Aber seit fünfzig Jahren hat er sich spezialisiert. Er beschäftigt sich nur mit Akustik, und auch hier wieder nur mit „Tontransport“. Schon 1880 hat er ein wundervolles Sprachrohrsystem erfunden, das noch heute auf vielen Dampfern verwendet wird.
Neulich aber hat Nagul sein System weiter verbessert. Er versammelt Kollegen und Studenten um sich und spricht: „Es ist mir gelungen, die menschliche Sprache auf eine Entfernung bis zu zwei Kilometern, und das mit nur zehn Prozent Verlust an Lautstärke, fortzupflanzen. Sie, meine Herren, werden in Kürze von der chirurgischen Klinik ohne weiteres mit dem Zentralgebäude der Universität sprechen können.“
„Hm, hm“, räuspert sich da der Rektor, „wissenschaftlich, Herr Kollege, ist Ihre Arbeit eine Gipfelleistung. Aber für die Praxis? Wozu haben wir das Telephon, mit dem wir heute nicht drei, sondern dreitausend und sechstausend Kilometer überbrücken können!“
„Das Telephon?“ hebt Professor Nagul den Kopf und sieht sich erstaunt im Kreise um. „Was ist denn das?“

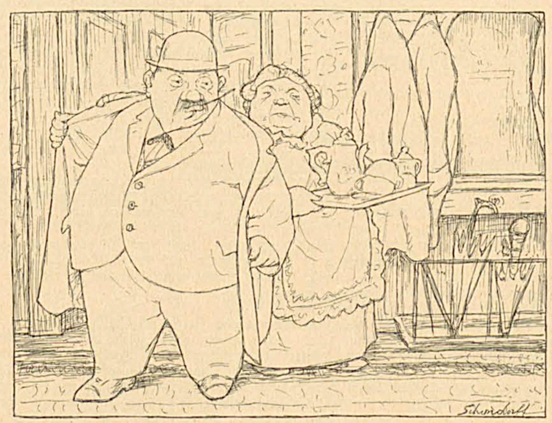
Moskau

Shaw ist, wie man weiß, vor einiger Zeit in Moskau gewesen. Die russischen Schriftsteller haben ihn da herumgeführt. Auch Alex Tondra hat ihn herumgeführt. „Wissen Sie, wer das war?“ fragt er und zeigt auf den Chauffeur, der sie soeben gefahren hat. „Das ist Dr. Andrewitsch, früher Rechtsanwalt in Moskau.“
„Hm, hm“, nickt Shaw.
„Und dieser Portier“, fährt Tondra fort, „ist auch Akademiker. Er war früher Dozent für Erdbebenforschung irgendwo im Fernen Osten.“
„Und der Kellner, der uns im Hotel bedient hat?“ blinzelt Shaw.
„Ein Kunsthistoriker, der eine umfangreiche Geschichte der slawischen Kultur geschrieben hat.“
„Und der Fahrstuhlführer dort?“
„Ein Archäologe.“
„Glückliche Stadt“, lächelt Shaw, „gibt es in Moskau überhaupt Menschen, die nicht Akademiker sind?“
„O ja“, sagt Tondra und zeigt mit dem Daumen dorthin, wo sich die Kremltürme über den Häusern abheben, „im Kommissariat für Hochschulwesen zum Beispiel gibt es nicht einen einzigen.“

Hans Riebau

Gegenmaßnahme

(Schondorff)



„Sixt, Oide, dös hat ma davo, wann ma sich mit ara Tass' Kaffee d' Nerven ruiniert: jetzt muaß i für mei' G'sundheit glei drei Maß Bier d'rauf trinka!“

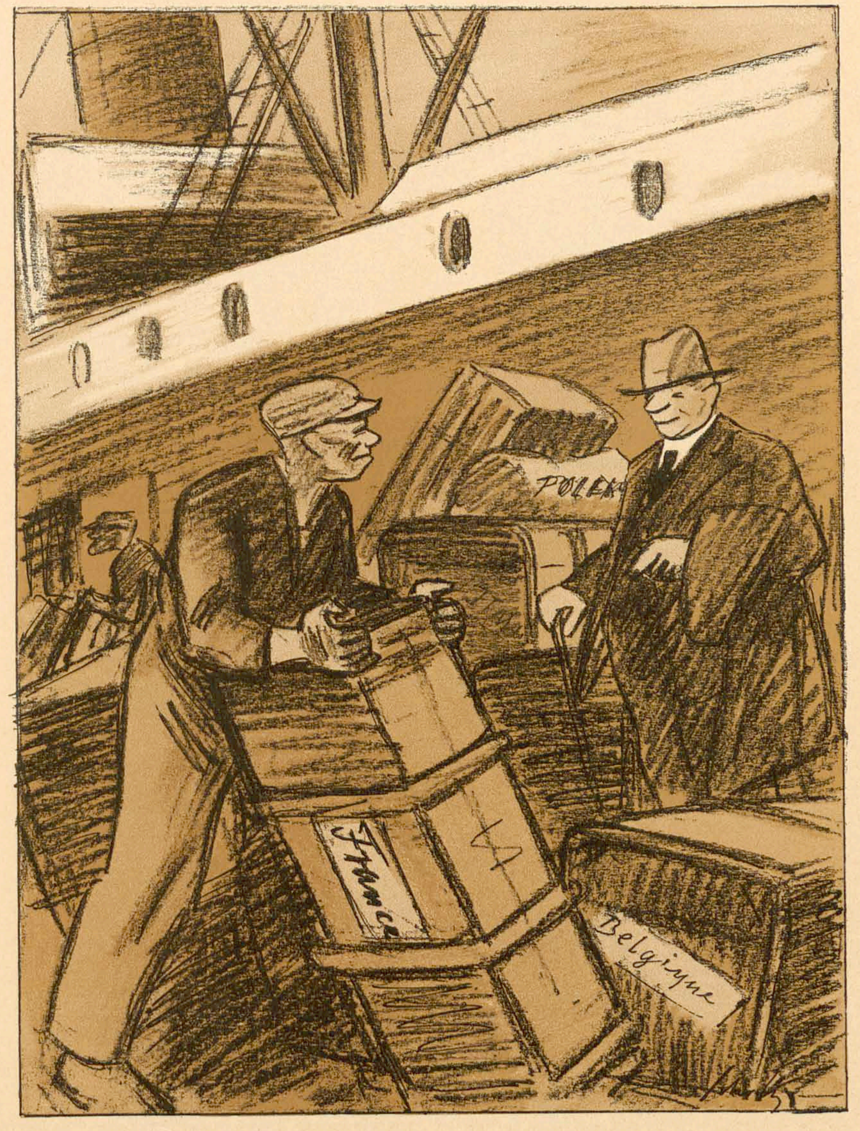
Mamas erste Hosen

Fast zwanzig Jahre sind nun verflossen, seitdem die ersten Hosenrockträgerinnen wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verhaftet wurden, und längst ist das Rascheln des letzten Unterrocks verklungen. Doch erst dem Jahre 1933 scheint es vorbehalten zu sein, der Vermännlichung der Damenmode zum Endsieg zu verhelfen.
Im Herbst des Vorjahres wurde die mikroskopische weibliche Kopfbedeckung modern. Barette in der ungefähren Größe eines Tabakbeutels tauchten auf, und die Männer wunderten sich, wie es all diese jungen Damen eigentlich zustande brächten, ihre winzigen Mützen ohne Zuhilfenahme von Hutnadeln oder Bändern gerade über einem Auge zu befestigen. Man neigte der Ansicht zu, daß die Hüte durch ein vollkommenes Vakuum an Ort und Stelle festgehalten wurden.
Als letzte Errungenschaft der Modistinnenkunst ist der Männerhut auf den Plan getreten, und der Hut was für eines Mannes! Das Vorbild der Damenmode ist durchaus nicht der ordentliche Durchschnittsmann, der des Morgens seinen Hut vom Haken nimmt, ihn würdig auf der Straße auf dem Kopfe behält und ihn an seiner Arbeitsstätte wieder auf den Kleiderständer hängt. Nein, das Ideal der Modistinnen scheint ein absonderlicher Bursche zu sein, der des Morgens seinen Hut aus der Tasche hervorzieht, ihn fest zusammenballt, um auf der Straße mit ihm Fußball zu spielen und den übrigen Teil des Tages unentwegt auf seiner Kopfbedeckung sitzt. Ganz so sieht der Hut der gutangezogenen jungen Dame von heute aus, und es ist bezeichnend für die wirkliche Meinung der Frau über den Mann, daß sie, wann immer sie versucht „männlich“ aufzutreten, zunächst und vor allem eine tölpelhafte Nachlässigkeit mimt.
Bubikopf, Zigaretten, Einglas, Rasierapparate, Spazierstöcke, Pyjamas — Stück für Stück eigneten sich die Frauen die Attribute der Männerwelt an. Und da Nachahmung die aufrichtigste Schmeichelei darstellt, sollten wir Männer eigentlich stolz sein auf die uns von der Damenmode gezollte Anerkennung. Sie zollte sie uns, indem sie uns nicht nur den verbeulten Hut vom Kopfe riß, sondern auch von unserem Rocke, von unserer Weste und schließlich von unseren Hosen Besitz ergriff. Denn die von einem Hollywood-Star aus Gründen, die nur ihr Reklameagent genau kennt, im verflossenen Winter gestartete Hosenmode verbreitet sich blitzschnell. Immer mehr Beine, die früher seidenbestrumpft schimmerten, werden nun von flanellenen, wollenen und anderen Stoffröhren umhüllt.
Für jede Familie ist der Tag unvergeßlich, an dem Bubi seine ersten langen Hosen anzieht. Er stolziert selbstbewußt und steifbeinig einher, eifrig darauf bedacht, die schönen Bügelfalten nicht mit seinen Knieen zu verderben, und Mama weint ein paar Tränen, wenn ihr bewußt wird, daß ihr Baby nun schon fast ein Erwachsener ist.
Aber das ist alles nichts, verglichen mit dem Tage, an dem Mama *ihre* ersten langen Hosen anzieht. Die Hausgehilfin kreischt erschreckt auf, wenn sie „den fremden Mann“ aus dem Schlafzimmer kommen sieht, während Bubis kindlicher Respekt zusehends dahinschmilzt und Papa bei dem Anblicke seiner Gattin aus ganzer Seele aufseufzt.
Der gewöhnliche männliche Sakkoanzug ist ein häßlicher Ersatz für ein duftiges Seidenkleid. Seine einzige Berechtigung, in die Damengarderobe aufgenommen zu werden, liegt in der Tatsache, daß seine drei Teile insgesamt etwa dreizehn Taschen aufweisen. Wenn eine Frau all diese Schlupfwinkel hat, liegt für sie kein Grund mehr vor, ihre Handschuhe, ihr Taschentuch, ihre Puderdose, ihren Lippenstift und ihr Kleingeld immer wieder, wie sie es oft in der Vergangenheit getan hat, über die Landschaft zu verstreuen.
Genau so wie alle Katzen des Nachts grau aussehen, genau so gleichen alle

(Schluß auf Seite 130)

Weltwirtschaftskonferenz

(Wilhelm Schulz)



„Halloo, der internationale Handel setzt ein!“ — „Nur keinen voreiligen Optimismus! Das ist zunächst das Diplomatengepäck nach London.“

(Schluß von Seite 128)
Beinkleider einander, wenn sie über eine Sessellehne gebreitet werden, und es wird wohl zunächst zu häufigen unliebsamen Verwechslungen kommen. Man stelle sich die Verlegenheit eines Geschäftsmannes vor, der nach seiner Füllfeder greift, um einen Schlußbrief zu unterschreiben, und anstatt dessen einen Augenbrauenstift hervorzieht, oder die Enttäuschung der Ehegattin, die verstohlen des Nachts einen Überfall auf das Kleingeld ihres Mannes unternimmt und entdecken muß, daß sie in ihren eigenen Taschen herumwühlt!
Wir haben uns zwar schon an den Anblick sonntäglicher Touristinnen oder Wintersportlerinnen in Hosen gewöhnt, wollen aber nicht darüber hinwegkommen, daß sich die Kurven gereifter Weiblichkeit keineswegs anmutvoll in die Beschränktheit des dreiteiligen Herrenanzugs fügen. Denn da gibt es Gebiete, die allen Künsten des vollendetsten Herrenschneiders trotzen.
Aber schließlich wird sich die Wahrheit doch Bahn brechen — und zwar innerhalb der nächsten zwei Sekunden —, und man wird erkennen, daß der wirkliche Grund der männlichen Entrüstung über die hosentragende Frau der ist, daß es dieser nunmehr gelungen ist, das letzte Bollwerk der Männlichkeit zu erobern — nämlich die Hosenträger. Die Männerwürde scheint hiedurch besonders empfindlich verletzt zu sein. Wir waren stets gewohnt, den Pantoffelhelden, der am Schürzenband der Frau gegängelt wurde, als das bedauernswerteste Geschöpf auf Gottes Erde anzusehen. Vergießen wir eine heimliche Träne im Gedenken jenes armen Burschen, bei dessen Gattin die Hosenträger an Stelle des Schürzenbandes getreten sind!

Weare Holbrook

Lieber Simplicissimus!

Ein Geschäftsreisender kommt zur Verbüßung einer Freiheitsstrafe ins Gefängnis. Der Direktor eröffnet ihm: „Sie müssen der Vorschrift gemäß während Ihrer Strafhaft mit einer Arbeit beschäftigt werden. Wollen Sie lieber Tüten kleben oder Filzsohlen schneiden oder Strohmatten flechten?" Darauf der Häftling: „Herr Direktor, ich sehe schon, Sie haben hier 'n großen Betrieb, wissen Sie was, schicken Sie mich auf die Tour!"

Mißverständnis

„Geh hin zur Ameise, fauler Knecht!"
gebot der Weise . . . Ein grüner Specht,
mit rotem Schopf und leerem Magen,
ließ sich das Ding nicht zweimal sagen
und kam zum nächsten Ämsenhaufen
höchst lernbeflissen angelaufen.

„Fürwahr, hier geht es fleißig her!"
durchschaute und vermerkte er.
„Da woll'n wir denn nicht müßig bleiben
und gleichfalls uns die Zeit vertreiben!"
Stieß seinen Schnabel, lang und groß,
in den Betrieb und fraß drauf los.

„He! Halt!" rief baß entsetzt der Weise,
„du störst ja diese Lebenskreise!
Sie soll'n doch bloß ein Beispiel geben!!
Kannst du das nicht verstehn?" — — — „Nu eben:
ein Beispiel ist dazu bestimmt",
versetzt' der Specht, „daß man sich's nimmt!" . . .
Und ist in einem Zickzackbogen
ironisch wiehernd fortgeflogen.

Ratatöskr

Die Sonnenfinsternis

Von Victor Auburtin

Es sollte in der Hauptstadt und überhaupt in der ganzen Umgegend eine totale Sonnenfinsternis stattfinden, und alle nötigen Vorbereitungen waren dazu getroffen worden. Denn das war noch die alte Zeit, in der es Sonnenfinsternisse, Schönheitskonkurrenzen, Mastviehausstellungen und ähnliche gemeinnützige Veranstaltungen gab, und in der die Leute Freude an so etwas hatten. Jedermann besorgte sich ein geschwärztes Glas, um das Phänomen dadurch besehen zu können, und die Zeitungen brachten wissenschaftliche Artikel, in denen von Kopernikus und Ptolemäus gesprochen wurde.
Als der Dichter Matthias Petermann diese allgemeinen Vorbereitungen bemerkte, erklärte er im Café Kaiserkrone rund heraus, daß er gesonnen sei, die totale Sonnenfinsternis zu schneiden. „Ich bitt' Sie", sagte er zu seinen Freunden, „was ist mir eine totale Sonnenfinsternis? Ein gut geschriebenes Feuilleton oder eine Lokomotive haben mehr Geist. So eine Sonnenfinsternis ist grad so, als wenn einer die Hand vor das Licht hält. Ich bitt' Sie, halten Sie mal die Hand vor die elektrische Birne da; Kunststück, daß man dann die elektrische Birne nicht sieht."
Der Dichter Matthias Petermann sprühte von Einfällen über die Sonnenfinsternis und belästigte damit alle seine Bekannten. „Die ganze Geschichte mit den Sternen, das ist nicht viel mehr wert als eine Partie Karambolasch auf dem Billard, Kugeln, die durcheinanderrennen, weil sie müssen. Nur, daß in so einer Partie Karambolasch, wie sie hier der Marqueur spielt, mehr Sinn, also mehr Göttlichkeit drinnen ist als in der ganzen Astronomie. Überhaupt werde ich, wann diese Hetz stattfindet, zu Hause bleiben und ein gescheites Buch lesen."
Diese Absicht konnte der Dichter Matthias Petermann aber nicht ausführen, denn es war die Jahreszeit der Zwetschgenknödel, und der Zufall wollte, daß die Sonnenfinsternis um Mittag stattfand. So mußte der Dichter gerade während der größten Aufregung auf die Straße hinunter, wenn er nicht seiner Portion Zwetschgenknödel im Restaurant verlustig gehen wollte.
Überall standen die Leute in Haufen und sahen zu dem Himmel auf, der verdächtig braun geworden war; sogar die Automobilchauffeure ließen sich herab, einen Blick hinaufzuwerfen.
„Jetzt ist es so weit", schrie der kleine Leonhard, „Herr Doktor Petermann, sehen Sie hinauf, sie wird gleich verfinstert sein."
Der Dichter Matthias Petermann sah nicht hinauf, sondern fest vor sich hin. Und erblickte ein siebzehnjähriges Mädchen, das mit entzückten Mienen in die Höhe starrte wie eine Heilige bei der Himmelfahrt.
Und während der ganzen Dauer der Finsternis sah er in die Augen des Mädchens und nahm mit Erstaunen wahr, daß diese Augen die Farbe der Hyazinthe hatten, mit einem verlorenen Schimmer von Altgold darüber.

*

Am Abend berichteten die Zeitungen: „Die Ergebnisse des heutigen astronomischen Ereignisses sind sehr bedeutend. Wie uns die Direktion der K. K. Sternwarte mitteilt, sind drei Protuberanzen beobachtet worden, und zwar eine von 3 Minuten 41,3 Sekunden, eine andere von 4 Minuten 12,8 Sekunden und eine dritte gar in der außerordentlichen Höhe von 6 Minuten 35,4 Sekunden.
Seinerseits verzeichnete der Dichter Petermann in sein Tagebuch: „Der heutige Tag war reich. Ich weiß jetzt, daß es in dieser Stadt ein siebzehnjähriges Mädchen gibt, dessen Augen die Farbe einer Hyazinthe haben, mit einem verlorenen Schimmer von Altgold darüber."

Die ewige Stammtischdebatte

(Max Heiß)



„Sehgt's, bal i a Frau z'haus hätt', wär' i scho lang dahoam!" — „Die Mei' wann d' dahoam hättst, taatst aa dobleim."

Poesie und Prosa

(Rudolf Kriesch)



„Nein, diese Stimmung — man möchte mondsüchtig werden!" — „Auf unserem Dach wäre das Spazierengehen gefährlich, du könntest über die Hypotheken stolpern."

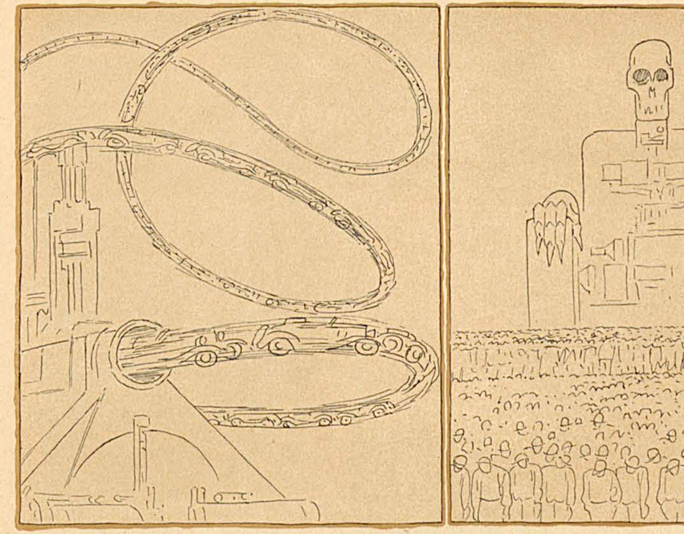
Schmiedegesang: Das Glück aus dem Hammer

Dank dir, Schicksal, daß du in meine Hände einen Hammer gabst!
Die Erde hat Berge in den Himmel getürmt: du aber, mein Hammer, hast Tunnels durch sie hingeschlagen.
Sie hat Ströme hinfließen lassen durch die Länder: aber du, mein Hammer, hast Brücken darüber genietet.
Sie hat das Meer zwischen Länder und Völker gelegt: du aber, mein Hammer, hast Schiffe gebaut!
Die Fernen sind unermeßlich, Wälder und Sümpfe halten die Wandernden auf:
Aber du, mein Hammer, hast die Eisenwege der Schienen auf die Erde gelegt, auf gewalzte Schwellen, gelascht und verschraubt aneinander, daß Mensch zu Mensch kam, Volk zu Volk.
In den runden Lokomotivschuppen stehen die stählernen Lokomotiven, Kessel und Maschine in eins, Feuer und Wasser in eins, Dampf und Drehung, Mensch und Werk: du, Hammer, aus hundert und aber hundert Arbeiterfäusten hast sie aufgebaut.
Und ihr, Eisenbahnwagen, fliegende Kammern der Ungeduld und Erwartung, seid geschaffen worden von arbeitenden Brüdern:
daß einst alle Fernsüchtigen glücklich reisen sollen zu ihrem Ziel!
Dank dir, mein Schicksal, daß du in meine Hände einen Hammer gabst, und daß ich mich vor euch, ihr hämmernden Brüder, nicht zu schämen brauche!

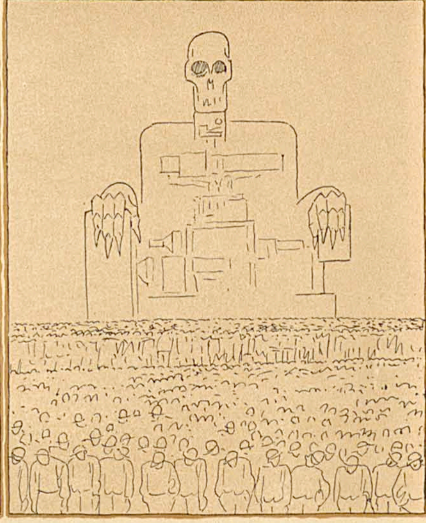
Heinrich Lersch

Weltausstellung Chikago
(Ein Jahrhundert des Fortschritts)

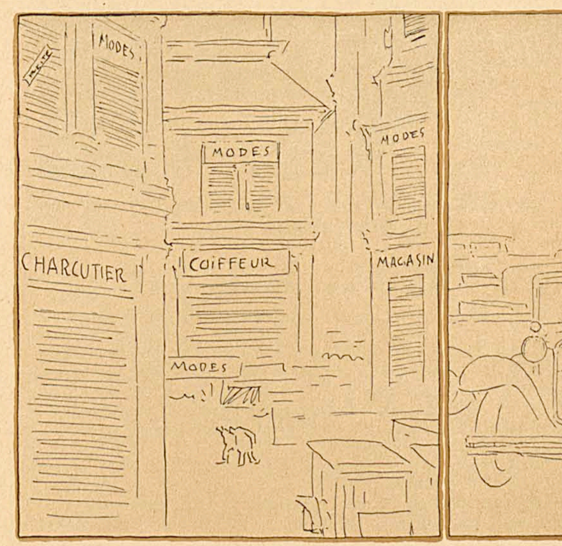
(Olaf Gulbransson)



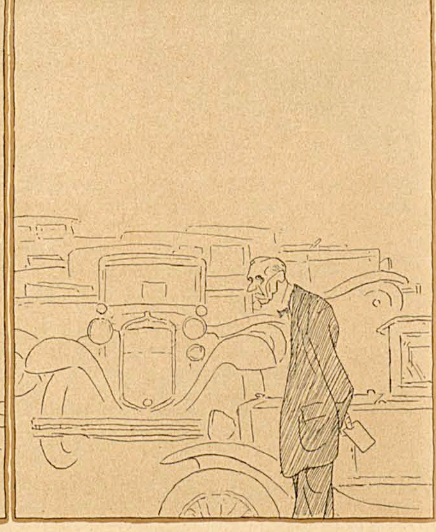
Das laufende Band ermöglicht die Herstellung von dreißig Automobilen pro Stunde



— und ebensoviel Arbeitslosen pro Tag, —



dies ergibt dreißig Pleiten pro Woche —



weshalb bloß dreißig Automobile pro Monat verkauft werden.

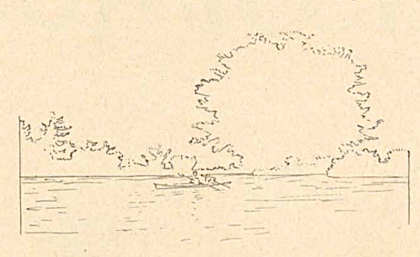
München, 18. Juni 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 12

SIMPLICISSIMUS



Geheimnis am Fluß / Von Otto Alscher

(Zeichnungen von Olaf Gulbransson)



Der alte, blühende Ahornbaum gefiel ihnen ganz besonders. Er ragte schwer über einen kleinen Rasenplatz, der von allen Seiten durch das dichte Geheck von Weißdornbüschen umgeben war. Nur gegen den Fluß zu war die Lichtung offen.
Hier wollten sie ihr Wochenendzelt aufschlagen. Also trugen sie aus dem Faltboot alles herauf, was sie brauchten, und schafften nun mit dem glücklichen Gefühl einer taglangen Zweisamkeit vor sich.
Während Rudolf das Zelt aufstellte, ging Rita auf Entdeckungsfahrt aus, und immer hatte sie was zu berichten. „Wie durch eine

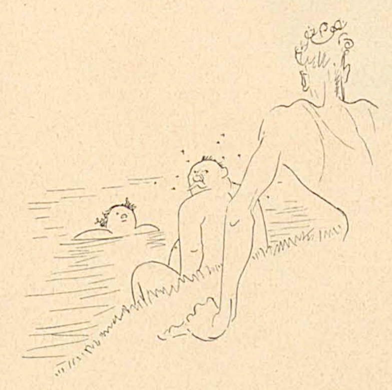


Mauer sind wir abgeschlossen, kein Weg führt da herein", rief sie. „Ist das nicht herrlich?"
Dann saßen sie vor dem Zelte und vesperten. Sie schauten nachdenklich auf den Fluß hinaus, das Hügelgelände drüben, das mit wenigen Äckern und ansteigendem Wald ganz einsam dalag, und lauschten in sich hinein und in die still abgetönte Ruhe des Haines ringsum.
Wie Tropfenfall klang das Piepsen eines jungen Vogels aus dem Blättergewirr. Ein Fliegenschnäpper flatterte manchmal über sie hin, kam wieder zurück auf die Spitze des Ahorns und sang seine kurze Strophe. Kein Wort fiel zwischen den beiden jungen Menschen.
Da unterbrach die Nachmittagsruhe ein brummender Ton, wie eine Männerstimme. Das erweckte sie unsanft, und sie horchten nach links.
Nun wieder die Stimme, näher schon, und auch das Sprechen einer Frau. Die beiden jungen Leute blickten sich enttäuscht an; nach einer Weile aber, da es still blieb, meinte Rudi gedämpft: „Hierher kommen sie ja doch nicht."
Es schien wirklich so. Nun aber, hinter den Weißdornbüschen, dicht am Ufer, klang es hart und knurrend: „Heut geschieht noch ein Unglück!"
Rita hob fragend die Augenbrauen. Achselzuckend schob Rudolf die Speisen weg — er hatte auf einmal keinen Hunger mehr. Doch er unterbrach sich, starrte nach links, denn dort drüben hatte der Mann gezischt: „Du mußt sterben!"
Eine atemlose Pause, und nun — ein knallender Schlag, ein befriedigter Grunzlaut.
Die beiden jungen Leute sitzen ganz erstarrt da. Es ist ihnen wie eine Erlösung, wie sie die Frau klagen hören: „Deshalb hast du mich hergeschleppt?"

Und wieder fällt Stille ein. Die Büsche sind dicht, es ist nicht zu erkennen, wer hinter ihnen ist, was dort geschieht. Und auch nur die lauteren Ausrufe sind vernehmbar.
Jetzt klingt wieder der zornige Baß des Mannes: „Soll ich mein ganzes Blut hergeben?"
Rita hat des Kameraden Arm gefaßt. Ihre Finger lösen sich etwas, als die Frau drüben bittet: „Gib mir doch eine Zigarette, nur eine Zigarette."
Das können sie schon gar nicht verstehen. Sie erstarren wieder, als die Frau drüben wimmert: „Es ist schrecklich, ich halte es nicht mehr aus!"
Sogleich ein zorniges Aufgrollen des Mannes: „Alle bring' ich um!"



Rudi hat sich gefaßt. Er erhebt sich, flüstert: „Ich muß sehn, was dort geschieht." Aber er prallt zurück, als unter wütendem Schnauben wieder ein harter, klatschender Schlag fällt.
„So geh doch!" drängt Rita zitternd.
Es ist nicht möglich, durch das Gestrüpp zu dringen. Von überall starren Rudi dornige Zweige entgegen. Er zaudert hilflos.
„Fürchterlich!" sagt wieder die Frau dort drüben, ergeben und doch sonderbar ruhig.
Rudi blickt zu Rita zurück, er hat Lust, sich wieder niederzusetzen.
Da — ein Aufkreischen der Frau. „Nein, nein, nein! . . ." Es schlägt etwas aufs Wasser, als würde ein schwerer Körper hineingeworfen. Es gurgelt und plätschert. Mit Todesverachtung dringt Rudi ins Gestrüpp. Dornen fahren ihm in die Haut. Zweige schlagen ihm ins Gesicht, er achtet nicht darauf, bricht endlich jenseits durch.



Auf einer kleinen Lichtung am Uferrand sitzt ein älterer, beleibter Herr in Badehose, der ihm verdutzt entgegenschaut — eine Frau im Wasser unten planscht behaglich und blickt nun auch herauf.
Während Rudi verständnislos stehen bleibt, sagt der Herr: „Sagen Sie mal, sind Sie auch vor den Schnaken ausgerissen?"

Stoßseufzer eines Landbewohners / *Von Ratatöskr*

Man selbst verzichtet auf das Wandern;
denn Ferien gibt's nur für die andern.
Sie kommen auf Logierbesuch
und schreiben sich ins Gästebuch.

Sie stehlen deine freien Stunden
und sind bestrebt, sich aufzurunden;
sie rauben dir die Gartenbank
und leeren deinen Speiseschrank.

Aus deinen Würsten werden Stullen,
aus vollen werden leere Pullen.
Des Hauses Schweigen wird zerschwatzt
und deine Seelenruh' verratzt.

Und erst, wenn sie nach langen Wochen
fett wie die Wachteln abgekrochen,
erst dann, du vielgeprüfter Mann,
erst dann gehn deine Ferien an!

Bei einem Wirte wundermild . . .

(E. Schilling)



„Sonst waren wir ja immer an der Riviera — natürlich ganz andere Sache!" — „Ja mei, bals Eahna a bißl drüber weghilft, derfen S' ma ganz ungeniert die Rivierapreis' zahln."

Generaldirektoren auf Sylt



„Gezwungenermaßen müssen wir uns wohl oder übel erholen, bis sich die Weltwirtschaft erholt hat."

Hochzeitsreise auf See

Von Hans Leip

Das ewig runde, kräuselnde Gelände,
das ist die See.
Auf der Reling liegen deine Hände
und singen leise Kyrie.

Kyrie wie zwei Seeschwalben,
und sie sind auch so rosaweiß,
ach, und an heimatlichen Dückdalben
bald wieder anzulanden, wünschen sie sich heiß.

Heimweh ist schön. Nur nicht dagegen wehren!
Tauchen erst Inseln auf, dann ist es fort.
Deine Hände beben, doch es soll dich nicht beschweren;
die Maschinen sind es, alles bebt davon an Bord.

Ein Übergang ist dies, ein kurzer Pfiff,
ein Kuß im Wind. Wir essen gut und tanzen.
Und schlafen eng zusammen auf dem tanzenden Schiff.
(Stewards und Mitreisende können uns im ganzen —)

Ja, im ganzen könnte dies alles Selbstzweck sein.
Die rollende Sonne, zwischen Wolkenkühlung,
Fremdheit, Horizont, Unendlichkeit hüllen uns ein.
und diese Luft! (Luv! — In Lee riecht es nach Spülung.)

Und du und ich, obenauf, auf den Wellen,
dem Himmel nahe, fast näher als jedem Grund,
der kilometertief, schwer vorzustellen,
abseits allem liegt, was hübsch ist und gesund.

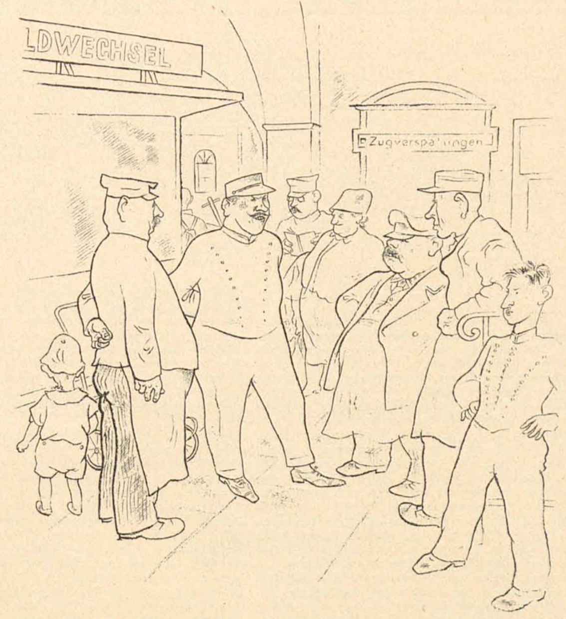
Aufgelöste Seeleute dort unten, auch Passagiere,
bei SOS. oder sonstwie ungewiß begraben,
auch hin und wieder Schiffskatzen und ähnliche Tiere,
die das Los ihrer Herren zu teilen haben.

Und Geld und Gut. — Wie übrigens, wenn wir beide,
auch etwa den Tiefenströmen preisgegeben,
abgelöst von Samt und Seide
stumm durch jene Abgründe schweben?

Und schweben wir nicht? Schatten von Kielen
über uns, bebend von den Maschinen.
Und an der Reling stehen zwei und spielen
mit den Gedanken. Und wir gleichen ihnen.

Propaganda-Phantasie

(Jos. Sauer)



„Unser Hotel ist so überfüllt, daß die Jäste uff'm Billard schlafen." — „Flauer Betrieb, bei uns finden se schon in der Dachrinne keenen Platz mehr!"

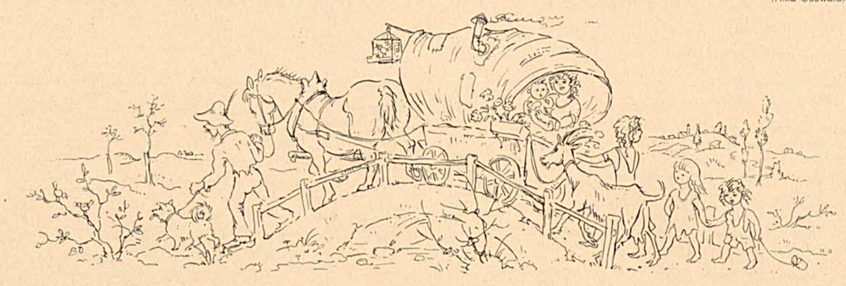
Böhmisches

Im bayerischen Wald kann es einem leicht passieren, daß man sich, ohne es zu wissen, auf einmal im Böhmischen befindet.
Mir passierte es. Und so ging ich auf das erste Dorf zu, das ich wieder zu Gesicht bekam, um mich zu orientieren.
Ich befand mich gerade auf dem richtigen Weg zurück, als hinter mir eine Stimme laut wurde: „Sie, Herrr, warten S' a bißl!" Und ein tschechischer Finanzer fragte mich: „Hot der Herrr Paß?"
Ich bejahte und erzählte ihm mein Mißgeschick.
„So, verloffen hot sich der Herrr? No jo, kann leicht passieren, san ja auf dem richtigen Weg jetzt, gehn S' nur da vorn net bei dem Kreiz'l rechts, sunst mechten S' nach W... kommen, wos a Umweg wär für den Herrrn."
Höflich dankend wollte ich abziehen.
„Tut mir leid der Herrr", hub er wieder an, „aber muß ich Sie halt strofn." Erstaunen meinerseits.
„No jo, der Herrr san doch über d' Grenz gangen und hat nix beim Zollamt ang'meld't."
„Aber", hub ich wieder von vorne an, „Sie sehn doch, ich hab' mich verlaufen, und der Paß ist in Ordnung."
„Glaub ich Ihnen gern, mein lieber Herrr; aber da kann ma nix moch'n, ich muß Sie strof'n um dreißig Kronen."
Diese Summe ist für einen Touristen immerhin ein Betrag, und ich schüttelte den Kopf.
„Is doch net so schlimm, dreißig Kronen", meinte er. „Aber wenn S' net bezahlen können soviel, no jo, zahlen S' halt dann zwanzig Kronen!"
Wenn der soviel Rabatt geben kann, dachte ich mir, geht's vielleicht noch billiger. Es entspann sich ein Diskurs, der mit einem Vergleich endete. Wir einigten uns auf zehn Kronen.
Ich verlangte eine Quittung, und da zum Schreiben nichts Passendes in der Nähe war, gingen wir zu einem Holzstoß. Dort legte er seine Mütze ab, brachte einen Berg vorgedruckter Formulare zum Vorschein, aus einer andern Tasche einen Federhalter, aus einer Blechdose eine Feder. Es ging ein ziemlicher Wind, der ihm alle Formulare fortzuwehen drohte.
„A schrecklicher Wind!" meinte er. „Wenn der Herrr so gut wär und möcht das Papierl einstweilen halten!"
Dann durchsuchte er alle seine Taschen und zerrte glücklich aus der letzten ein Päckchen heraus, in dem ein Tintenglas eingewickelt war.
Ich bewunderte diese Ruhe.
Endlich tauchte er die Feder ein; ich mußte ein halbes Dutzend Unterschriften leisten, zahlte meine zehn Kronen und wollte gehen.
Da hob ein neuer Windstoß das unterschriebene Papier in die Höhe und trieb es der nahen Moldau zu, in der es verschwand.
Sanft lächelnd schaute ich ihn an.
„No jo", meinte er, „is ja net schlimm, Geld hobb ich, und das ist die Hauptsach."
In Frieden zog ich weiter.

Attila

Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile 0.35 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme München, Theatinerstraße 8/I.

(Hilla Osswald)



F e r i e n r e i s e

Es war drückend heiß in unserem Abteil. Die Zeitungen waren längst gelesen, ausgetauscht, und dienten nur noch als Wedel gegen die lästigen Fliegen. Langweilig war's. Aber Hand aufs Herz: wir paßten auch nicht so recht zueinander. Nebenan war's anders. Da spielten sie Skat auf dem Verdeck von Lehmanns Kinder-Klappwagen, Thermosflaschen und Pfefferminzrollen kreisten.
Vielleicht lag die schlechte Stimmung in unserem Abteil einzig und allein an der verstockten jungen Dame in der Ecke. Sie war knurrig, unzugänglich, scheinbar weltschmerzlich angelegt. Sie hatte den schönen Fensterplatz inne, aber schien sich der Vorteile keineswegs bewußt zu sein. Sie hatte das Gesicht zur Hälfte unter dem hängenden Regenmantel geborgen und blickte mit dem freien Auge nicht in die blühende Landschaft da draußen, sondern starr auf den Fußboden des Wagens.
Als das Fräulein tief aufseufzte, faßte sich Mutter Reschmann ein Herz und wagte einen letzten Anknüpfungsversuch. „Na, was ist denn nun eigentlich, Fräuleinchen?“ sagte sie halb mütterlich, halb gekränkt. Der Kopf der jungen Dame erschien für einen Augenblick vor dem schützenden Regenmantel, und man sah, daß sie ein zerknittertes Taschentuch vor das linke Auge gepreßt hielt. „Ach ja“, seufzte sie.
„Ach so“, sagte Frau Reschmann. „Immer nach der Nase zu reiben, dann geht's raus.“
„Nützt nichts“, sagte das Fräulein resigniert.
„Nicht aus dem Fenster sehen, solange der Zug sich in Bewegung befindet!“ erklärte Herr Reschmann streng.
Das Fräulein verkroch sich beleidigt wieder hinter dem Regenmantel.
Fritz Reschmann war durch das Gespräch der Eltern mit dem unglücklichen Fräulein erwacht und bekundete, daß er etwas vorhabe. „Immer den Gang entlang, dann findest du es schon“, bedeutete Mutter Reschmann leise ihrem Sprößling. „Was habt ihr denn eben gesagt?“ fragte Fritz schlaftrunken. „Nichts. Der Dame in der Ecke ist was ins Auge geflogen. Sieh dich vor, daß dir's nicht auch passiert. Geh jetzt.“
Es dauerte lange, bis Fritz wiederkam. „Nun, hast du's gefunden?“ fragte Frau Reschmann leise. Fritz blieb mitten im Abteil stehen und schaute träumerisch in die Landschaft. „Vater“, sagte er nach einer Weile. „Ja, mein Sohn.“ — „Vater, warum darf man denn eigentlich nicht, solange der Zug nicht fährt?“
„Das weiß ich auch nicht“, sagt Herr Reschmann kurz. „Setz dich jetzt hübsch auf deinen Platz.“
„Es steht aber da drin, Vater.“
Herr Reschmann wird ungehalten. „Du sollst jetzt still sein, Junge. Denk ein bißchen nach, dann kannst du dir deine Fragen selbst beantworten.“
Fritz denkt offenbar nach. Es ist lautlose Stille. Die Fliegen summen. Das ganze Abteil denkt offenbar nach.
Plötzlich platzt die Dame in der Ecke heraus. Sie birst vor Lachen; verschluckt sich; kann sich nicht beruhigen. Als sie wieder zu sich kommt, ist sie genesen. Sie blinzelt uns aus ihrem geschwollenen Auge an: „Es ist heraus, Gott sei Dank!“ — „Na, sehen Sie . . .“, sagt Frau Reschmann, gutmütig aber doch sehr peinlich berührt.
Fritz hat von alledem nichts bemerkt, er träumt immer noch in die Landschaft. „Vater, du wolltest mir doch sagen . . .“, fragt er nachdenklich. Da fährt Herr Reschmann aber auf: „Junge, wenn du jetzt nicht ruhig bist, dann . . .“ Das Abteil kreischt.

Alba

Sommerfrische mit Gemüt

Von Weare Holbrook

Das rohgezimmerte Brett, das Jed Atterbury an den Apfelbaum vor seinem kleinen Bauernhof genagelt hatte, trug die Inschrift „Sommergäste werden aufgenommen". Die Lyrikerin Euphemia Huhn hatte mir die einfache Farm als ideale Sommerfrische empfohlen. „Sie werden dort so leben", vertraute sie mir an, „wie einst unser Großvater oder unsere Großmutter lebte. Sie werden Onkel Jed kennenlernen und ihn sicherlich lieben. Er ist ein entzückender, unverdorbener alter Naturbursche — eine wahre Fundgrube für echtes Volkstum und Mutterwitz."

Während der ersten vierzehn Tage meines Aufenthaltes rechtfertigte Onkel Jed tatsächlich alle Erwartungen. Er war witzig, naturburschenhaft und altmodisch. Seine Unterhaltung pflegte er mit wahrhaft volkstümlichen Redensarten zu würzen, und sein bäurischer Humor entzückte mich. Mit seinem schneeweißen Bart, seinen wettergebräunten Wangen und seinen halbmondförmigen dicken Brillen schien er aus einem alten Kupferstich in die Wirklichkeit entsprungen zu sein. Ihm bei seiner Arbeit helfen zu dürfen — er baute eine Steinmauer längs des Obstgartens — bedeutete eine besondere Vergünstigung. Er faßte die Steine sanft, fast zärtlich an und hielt häufig in der Arbeit inne, um gepfefferte Anekdoten aus Amerikas Pionierzeit zu erzählen. Aber am unvergeßlichsten ist mir das Bild im Gedächtnis geblieben, wie Onkel Jed abends bei der Petroleumlampe alte Volkslieder sang, während seine jungfräuliche Tochter Mathilda ihn auf einem keuchenden Harmonium begleitete.

Obwohl Onkel Jed seinen Sommergästen weder Golf, noch Tennis, noch Bad zur Verfügung stellte, langweilte sich niemand: der Alltag des Bauerngutes bot hinlängliche Zerstreuung.

Aber zwei Wochen genügten vollauf für den durchschnittlichen Sommerfrischler. Im Verlaufe der dritten Woche meines Aufenthalts fragte mich Onkel Jed ganz beiläufig, wann ich in die Stadt zurückzukehren gedenke. Als ich ihm erwiderte, daß ich mich noch nicht entschieden habe, malte sich in seinem runzeligen alten Gesicht für einen Augenblick Enttäuschung. „Dachte, Sie finden es hier zu langweilig", sagte er. „Im Spätsommer ist hier nicht viel los."

„Das ist mir gerade recht", beruhigte ich ihn. „Ich brauche Ruhe zur Arbeit."

Onkel Jed nickte. „Hab' ich Ihnen übrigens schon die Geschichte von Großmutter Atterbury und den Lausejungens erzählt?"

Ich bejahte, was Onkel Jed zu einem tiefen Seufzer veranlaßte. Dann klopfte er mir treuherzig auf die Schulter. „Nun, wenn Sie abreisen wollen, sagen Sie es mir nur, damit ich Ihr Gepäck mit dem Ochsenwagen zur Bahn bringe. Um zwölf Uhr mittags geht jetzt ein sehr guter Zug . . ."

Nach Ablauf der vierten Woche war es ganz klar, daß Onkel Jed mich loszuwerden wünschte. Ich hatte all seine Anekdoten und Witze bereits gehört. Mehr als einmal entdeckte ich Widersprüche in seinen Erinnerungen. Er errötete dann immer ärgerlich, und im Gegensatz zu seiner früheren Herzlichkeit schien er mir gegenüber von nur mühsam verhehlter Feindseligkeit erfüllt zu sein.

Onkel Jeds Benehmen verwunderte mich mehr, als es mich beleidigte. Von seinen Buchweizenpfannkuchen blickte er oft wehmütig zu mir auf und murmelte Unverständliches vor sich hin, wenn ich ihm bei seiner Arbeit an der Steinmauer half. Seine Laune verschlechterte sich von Tag zu Tag. Doch erst in der letzten Woche meines Aufenthalts sollte ich die Ursache seines Kummers entdecken. Es war eine herrliche Sommernacht, die Grillen zirpten, und ich war länger als sonst aufgeblieben, als plötzlich Musik an mein Ohr drang. Sie kam von unten, und es war nicht das sanfte Husten des Harmoniums der Jungfer Mathilda; es war unverfälschte Jazzmusik.

Ungläubig schlich ich auf den Gang und lauschte. Die Musik brach plötzlich ab. Dann hörte ich Onkel Jeds laute protestierende Stimme. „Nicht abdrehen, Mathilda!" rief er. „In zehn Minuten senden sie Paul Whiteman!"

„Wenn du Jazzmusik hören willst, mußt du die Kopfhörer benützen", antwortete seine Tochter energisch. „Was würden sich sonst unsere Gäste denken?"

„Ist mir ganz egal, was sie sich denken", erklärte Onkel Jed verächtlich. „Ich sage dir, Mathilda, daß mir die Eintönigkeit dieses Daseins schon allzusehr auf die Nerven geht. Es ist jetzt schon drei Monate her, daß ich bei keiner Revue war und keinen Cocktail getrunken habe. Und jedesmal, wenn ich eine Zigarette rauchen will, muß ich mich hinter den Schuppen schleichen wie ein Zehnjähriger!"

„Du glaubst wohl, daß es mir Spaß macht, Kattunschürzen zu tragen, Petroleumlampen anzuzünden und dieses grauenvolle Harmonium zu treten?" fragte seine Tochter. „Sieh dir nur einmal meine Fingernägel an! Drei Monate war ich in keinem Manikuresalon!"

„Sieh dir die meinen an!" rief Onkel Jed zornig. „Das kommt davon, wenn man eine Steinmauer bauen soll. Und dabei werden unsere Steine schon so knapp, daß ich mich jede Nacht hinausschleichen und niederreißen muß, was ich am Tage gearbeitet habe . . ."

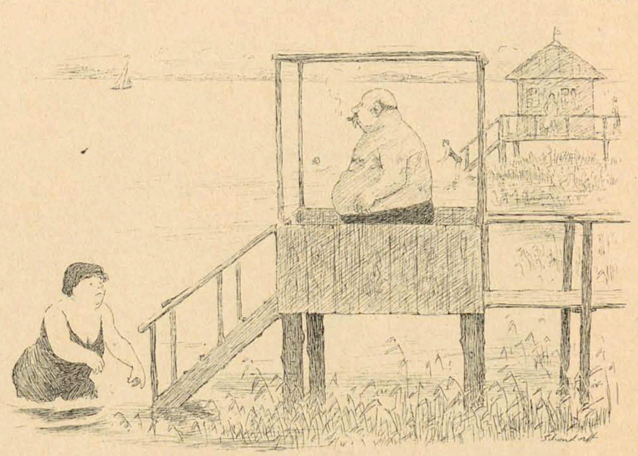
„Es ginge ja noch an, wenn dieser verdammte Federfuchser nicht wäre", fuhr Onkel Jed starrköpfig fort. „Ich wollte, er reiste schon einmal ab. Er wohnt jetzt schon so lange bei uns, daß er all meine Späße und Kindheitserinnerungen auswendig weiß."

„Wir wollen uns einige neue Bauernkalender kommen lassen, Papa", schlug Mathilda vor. „Du mußt dich zusammennehmen; es dauert ja nicht mehr lange."

„Dann kann ich mir endlich diesen lächerlichen Bart abnehmen lassen und wieder anständige Kleider anziehen", rief Onkel Jed aus. „Und wie ich mich darauf freue, wieder einmal in ein anständiges Kino zu gehen . . ." (Schluß auf Seite 140)

Technische Nothilfe

(Schondorff)



„A bißl seicht is halt dös Wasser." — „Wann i nei kimm, werds glei steign."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; In Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; In der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigen-Annahme: München, Theatinerstraße 8/I • Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Resch, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Postscheck München 5802 • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

(Schluß von Seite 139)
In diesem Augenblick beschloß ich, Onkel Jeds Glück vollständig zu machen. Ich ging ins Wohnzimmer und verkündete meine Absicht, am nächsten Morgen abzureisen. Onkel Jed war verblüfft. „Wie schade!" jubelte er. Dann, sich zusammennehmend, knurrte er vor sich hin: „Werden Sie wohl vermissen, junger Mann. Der Sommer ist gerade am schönsten, und Sie sagen uns schon Lebewohl. Wir zwei, Mathilda und ich, wir sind an dies einfache Landleben gewöhnt und wünschen uns nichts anderes. Aber Sie. Sie zieht es eben wieder in die Großstadt. Immer hastig und ruhelos. Nun, jeder nach seinem Geschmack, wie die alte Dame bemerkte, als sie die Katze tötete."

Am nächsten Morgen fuhr ich im Ochsenwagen zur Bahn, während Onkel Jed in seiner Sisyphusarbeit an der Steinmauer innehielt und mir freundliche, aber entschiedene Abschiedsgrüße zuwinkte. Noch sehe ich ihn vor mir, in seinem fadenscheinigen Arbeitskittel, mit seinem windzerzausten weißen Bart und seinen durch dicke Brillengläser auf mich starrenden freundlichen blauen Augen — und ihm zu Häupten, an den Stamm eines Apfelbaums genagelt, die Inschrift „Sommergäste werden aufgenommen".

Bürofräulein reist in Urlaub

Sie geht tagtäglich morgens ins Büro.
Sie sitzt acht Stunden an der Schreibmaschine,
Tippfräulein bei der Firma Soundso.
Und jeder Werktag zeigt die gleiche Miene.

Am Mittag rennt sie heim, sich schnell was kochen.
Für abends gibt es ein geliehnes Buch
und manchmal Kino. Bis zwei Urlaubswochen
ihr Weite bringen, Wiese, Heugeruch.

Schon Tage vor der Abfahrt wird das Leben
auf einmal unruhvoll und fremd bewegt.
Die Arbeitsstunden scheinen festzukleben.
Durch schlechtes Wetter wird sie aufgeregt.

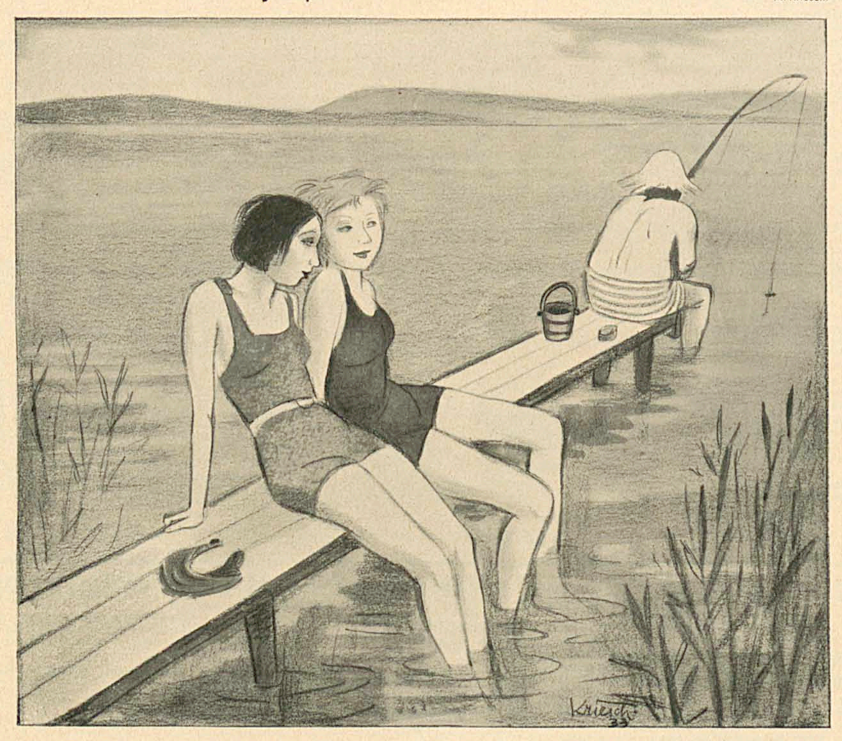
Dann kommt der Morgen in der Bahnhofshalle.
Laut ist es dort und doch beinahe wie
in einem Dom. Ihr ist, als reisten alle
mit ihr zu Fest und Freiheit heute früh.

Dann klingt der Takt der Räder auf den Schienen.
Sie lehnt im Fenster, beugt sich in den Wind
und lächelt, wenn der Horizont im Grünen
nun fern sich rundet, selig wie ein Kind.

Walther C. F. Lierke

Nymphen am Ammersee

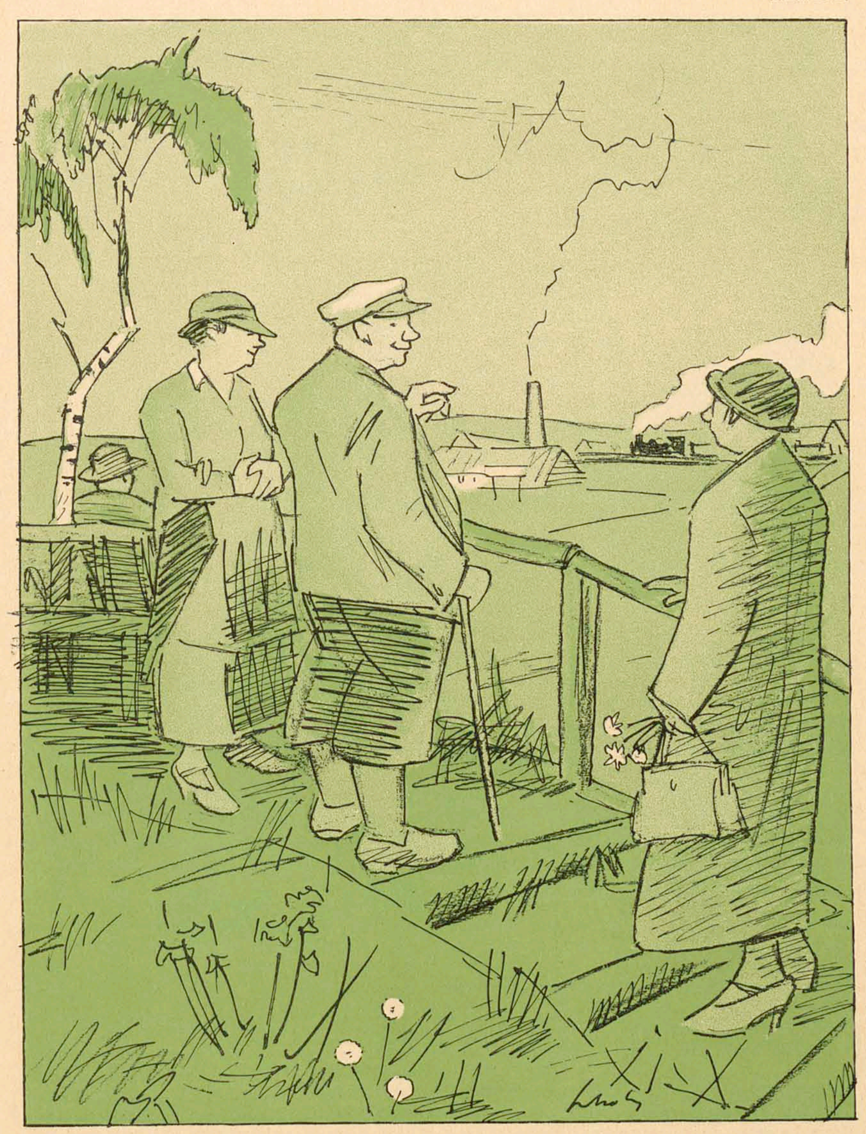
(R. Kriesch)



„Als Beruf kommt für mi bloß a Mannequin in Frage, für gewöhnliche Arbeit hab i zu gute Manier'n."

Blick auf Blumerode

(Wilhelm Schulz)



„Scheene glare Aussicht haite, Frau Zwickel! Mr gann die Firma von der Borzellanfabrik läsn und bis zum Rangierbahnhof sähn.“

Der Fachmann

(E. Thöny)



„Habts aa Summafrischla, Bäurin?“ — „Jo, ebbas ganz Bsunders, an Professa vo da Landwirtschaft, awa an Untaschied zwisch'n an Ochsn und an Stier kennt 'r no net.“

Lieber Simplicissimus!

Man saß an der Strandpromenade. Und man sah den Jollen nach, die über die Wellen hüpften.
Sie las laut die Namen der Boote: „Erna — Lotte — Greta — Lissy —“ und fragte ihren Begleiter: „Warum tragen die Schiffe eigentlich alle weibliche Namen?“
„Sie würden nicht fragen“, antwortete er, „wenn Sie wüßten, wie einem so ein Ding zu schaffen macht!“

*

Drei Sommerfrischlerinnen in F....., die weißen Tafeln am Ufer des Moorsees keck mißachtend, zogen sich aus und — Und schon trat zwischen den dichten Stämmen des Fichtenwaldes der Herr Gendarm hervor: „Tut mir leid, die Damen, das Baden ist hier verboten!“
Pause. Dann ruft eine der Nymphen zurück: „Warum sagen Sie uns das nicht, ehe wir uns ausziehen?“
Er, freundlich: „Das Ausziehen ist nicht verboten!“

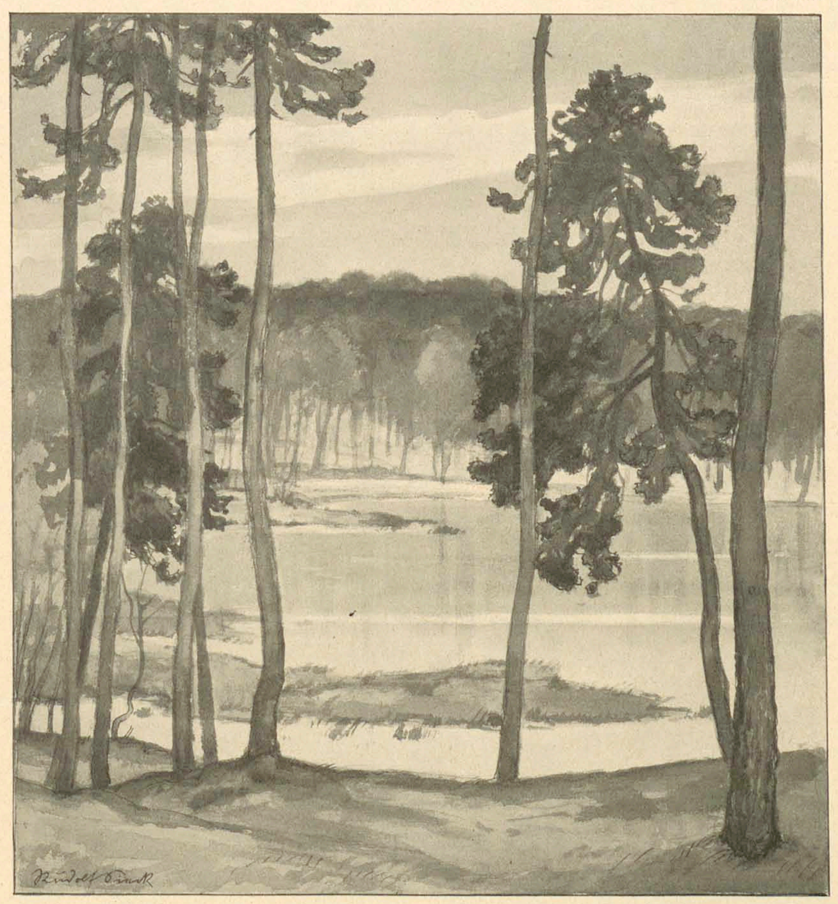
*

Nun lag man schon den siebzehnten Vormittag im Sande, kaute an Grashalmen und — kam nicht weiter. Der Doktor, junger Volontär der Psychiatrie, war vollkommen hilflos. Ich muß ihm Avancen machen, dachte sie und sagte: „Wenn wir beide auf eine einsame Insel verschlagen wären und lebten dort zusammen nun schon den siebzehnten Tag — kein Mensch außer uns dort — kein weibliches Wesen — dann würden Sie bestimmt rasend in mich verliebt werden, Sie würden die Augen zu mir erheben und — — — und was würden Sie dann wünschen?“
„Ich würde Sie bitten, Feder und Papier zu nehmen und meine Äußerungen nachzustenographieren, als tollen Fall von Wunschparanoia.“

N. F.

Abseits

(Rudolf Sieck)

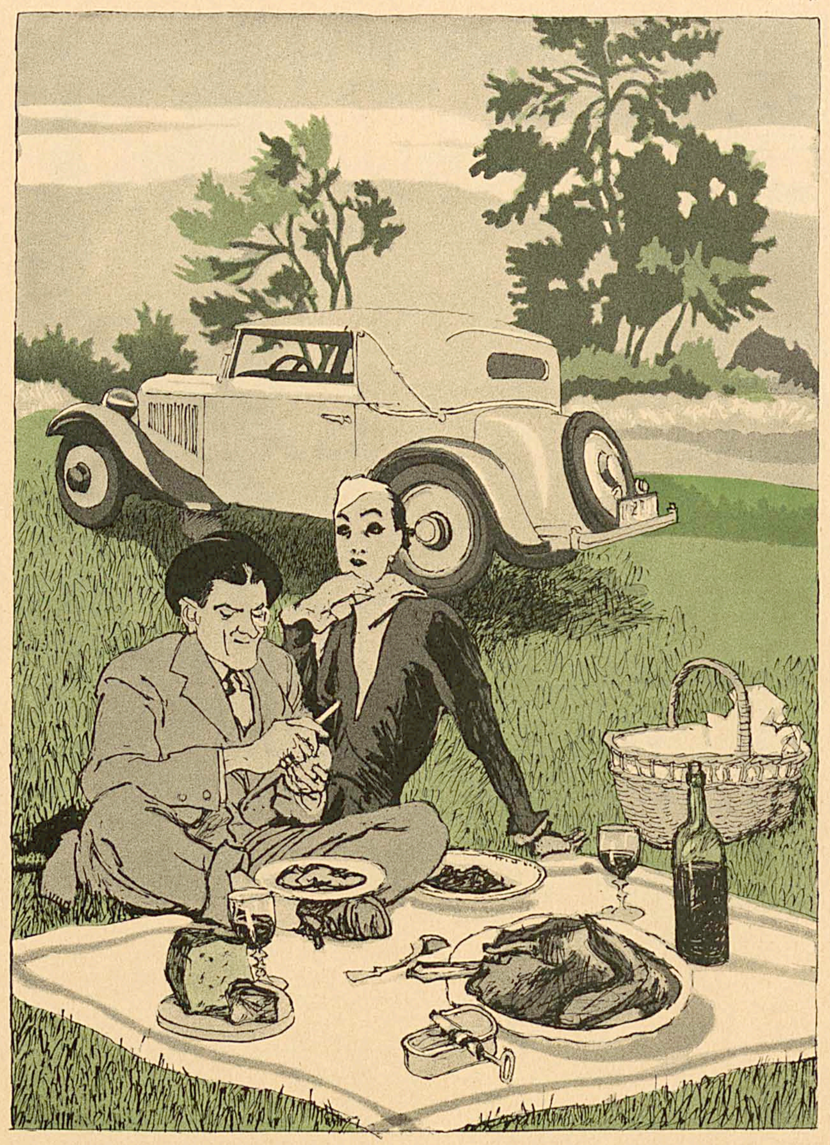


Wie zwischen Föhren stumm ein Weiher träumt,
so möcht' ich wohl in sommerlichen Wochen
die steifen Knochen
lang ausgereckt der Erde und dem blauen,
lichten Gezelt des Himmels anvertrauen,
weit, weit abseits, ein Buch mit sieben Siegeln,
und schweigen nur und spiegeln . . .
wie zwischen Föhren stumm ein Weiher träumt.

Dr. Owlglaß

Wem Gott will rechte Gunst erweisen . . .

(E. Thöny)



„'n schnittiger Wagen, Fred!" — „Tja, wir verfrühstücken grade die dritte Rate."

München, 25. Juni 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 13

SIMPLICISSIMUS

Danae—Morgan

(Wilhelm Schulz)



„Damned, statt Gold regnet es Strafbefehle!"


(E. Thöny)

Leider / Von Ratatöskr

Manchmal sieht man so von hinten
einen, der sich müht und schwitzt,
in das Ärmelloch zu finden,
das doch ganz wo anders sitzt.

Wie der Gute sucht und angelt,
aber nicht zum Ziel gedeiht —
dieses Phänomen ermangelt
keineswegs der Drolligkeit.

Ach, der Altruismus, leider,
ist gar oft bloß aufgeklebt,
und statt hilfreich wird man heiter,
wenn ein andrer irrend strebt.

Das Todesurteil

Von Josef Martin Bauer

Der Richter hatte einen müden, fallenden Gang, und sein alter Kopf stand in einer hölzernen Gleichmütigkeit mitten in dem großen Türstock eine Weile still, dann ging der abgemühte Körper weiter nach vorn, auf den mittleren Stuhl zu, den mit der hohen, schnörkelig geschnitzten Lehne. Rechts und links nahmen andere Menschen Platz, die Stuhlbeine scharrten noch eine Zeitlang, irgend jemand im Saal verbiß einen Hustenanfall, und die Stuhlbeine scharrten darauf noch ärgerlicher, bis der Richter mit einer Handbewegung allem Lärmen ein Ende machte.

„Ich eröffne die Verhandlung. Aufgerufen wird der Fall Breitenwieser. Sie sind der Angeklagte? Ja?" So nebensächlich und wegwerfend hatte der Richter noch kaum einen Fall behandelt, und die Leute hinter dem Holzgitter des Zuschauerraumes, die vielleicht selbst mehr oder weniger in den Fall Breitenwieser verwickelt waren, deuteten diese nebensächliche Behandlung nicht gerade zum besten. Der Gerichtsdiener hatte es eilig, er schrie eine lange Liste Namen auf einmal in den Gang hinaus, schob eine dicke Wirtin mit knallroten Backen herein, machte es ein paar langsamen Bauernburschen klar, daß sie zum Richtertisch vorgehen sollten, fieberte mit seiner Zeugenliste unruhig wartend herum, bis endlich alle Aufgerufenen vorne standen und sich vom Richter darüber belehren ließen, daß ein Meineid mit Zuchthaus bestraft wird.

Dann war der Richter schon wieder müde und teilnahmslos. Die Zeugen durften gehen. Der Angeklagte stand allein vor dem langen Tisch und wartete auf die Fragen des Richters. Der fragte nicht. Und wenn auch der Gerichtsdiener dreimal mit einem Räuspern die Stille unbotmäßig unterbrach, der Vorsitzende blieb stumm, schaute auf das weiße Feld Papier in der grünen Tischbespannung und blieb ganz starr davor sitzen. Ganz hinten im Saal flüsterte etwas. Das Zischen hastig hervorgewisperter Worte schnitt in die Stille, daß der Richter den Kopf hob und strafend in die Saaltiefe schaute. „Sie heißen Georg Breitenwieser? Sind geboren am 17. Februar 1859? Die Angaben hier über Ihre Eltern stimmen? Dann verlese ich den Eröffnungsbeschluß. Georg Breitenwieser, geboren am 17. Februar 1859, landwirtschaftlicher Dienstknecht, ledig, wegen Körperverletzung vorbestraft in zwei Fällen — ist hinreichend verdächtig — — —"

Bei dem gemeinen, dem ungeheuerlich beschuldigenden Wort vom Vorliegen eines hinreichenden Verdachtes, das jeden anständigen Menschen wie ein Steinwurf vor die Brust trifft, daß er blaß wird, reckten sich die Köpfe im Zuschauerraum hoch. Da und dort ging eine Hand wie eine weite Muschel ans Ohr, kleine Menschen reckten sich auf den Stühlen, daß sie groß wurden und daß es immerzu knarrte von Holz und aneinanderschleifenden Stiefeln. Der Richter mußte um Ruhe ersuchen, aber er hatte heute eine so kleine Stimme, daß man ihn nur verstehen konnte, wenn man sich ganz weit vorbeugte.

Der Angeklagte stand vor dem Tisch und machte einmal die Hände auf und zu, dann versuchte er es mit dem scharrenden Vorsetzen eines Fußes. Er war sichtlich verlegen, als er die Anklage hörte. Was der Richter sprach, war die Wahrheit, aber vielleicht waren doch bei den Zeugen einige Gutgesinnte, die hernach sagen würden, daß sie sich nicht mehr erinnern könnten. Vielleicht gab es doch noch ein Mittel, um diese Behauptungen da ins Wanken zu bringen. Aber es war auch so schon gemein genug: er sollte hinreichend verdächtig sein!

„Was haben Sie zu der Anklage vorzubringen?" Der Dienstknecht Georg Breitenwieser hatte sehr viel vorzubringen. Er fand nur nicht für alles die richtige Form, er gab einmal etwas zu, leugnete dann wieder etwas Wesentliches ab, wußte dann auf einmal die ganzen Zusammenhänge nicht mehr. Er war eben richtig ein Angeklagter. So machen sie es alle.

Aber nicht alle Richter sind so, nicht alle sind so unaufmerksam wie dieser hier, der nur halb hinhorchte, der das gleiche dreimal fragte und es nicht auseinanderhielt, wenn die Antwort dreimal eine andere war. Er schrieb und schrieb wieder etwas, es wurde ein verworrenes Geschreibe, und die Männer zu beiden Seiten des Richters schauten manchmal sonderbar fragend nach dem mittleren Stuhl. Es war nicht das Richtige heute mit dem Richter, er war unaufmerksam, er fragte ganz unsinnig, er dachte an etwas anderes.

Warum hatten die Herren Vorgesetzten, diese großen Herren in wunderbaren Kanzleien mit lauter Polstersesseln, ihn gezwungen, daß er im Dienst blieb, wo er doch schon fast das rechte Alter hatte, wo er sich müd und abgespannt fühlte, weil eben das Arbeiten auf so einem Bauerngericht etwas anderes war, als das schöne Vorgesetztenleben irgendwo in München? Sie sollten ihn nicht zum Äußersten zwingen, diese vornehmen Herren, die einen Amtsrichter aus der Provinz behandelten wie einen stiftenköpfigen Inzipienten!

„Haben Sie etwas gesagt?" Der Angeklagte verneinte. Er tat ganz erschreckt, weil der Richter ihn so grob angefahren hatte. Nein, er hatte nichts gesagt, oder doch, schon etwas: er sei eigentlich nicht schuldig, er habe das nicht getan, nein, er habe gar kein schlechtes Gewissen. Das habe er gesagt. Zeugen kamen und erzählten ängstlich, daß sie eine Kleinigkeit wüßten, oder meistens, daß sie sich nicht mehr erinnern könnten.

Eine furchtbare Spannung legte sich allmählich auf den Raum, die Menschen im Zuschauerraum standen alle, sie beugten sich weit vor über die Brüstung und horchten, es schaute nach einem üblen Urteil aus, seit der Richter sich auf einmal gefaßt hatte und auf den Angeklagten einhämmerte, daß der sich nicht mehr zu fassen vermochte. Die Zeugen kamen in die Enge, der Fall wurde immer klarer, es gab nicht mehr viel Fragen um die Schuld. Eine große Wut hatte auf einmal alles Lahme und Träge mitgerissen, daß die Menschen im Gerichtssaal ganz still wurden.

Eine Pause trat ein, nachdem der Staatsanwalt und der Advokat das Ihre geredet hatten. Die Herren vom Gericht waren durch die große Türe hinausgegangen. Jetzt wurde es laut im Gerichtssaal. Der Gerichtsdiener zischte ein paarmal vergeblich dazwischen, aber das Reden wurde nicht still, die Menschen stritten für und wider den Angeklagten. Eine lange Zeit dauerte es so.

Und immer wartete man noch vergeblich auf das Gericht und seinen Spruch. Es dauerte eine halbe Stunde. Noch nichts. Mit Gewalt mußte Ruhe geschafft werden, aber es klang bald wieder an mit einem dunklen Gemurmel. Dreiviertel Stunden. Eine Stunde. Manchmal hörte man etwas sehr laut reden durch die große Tür, dann schwiegen die Menschen ganz betreten, und der Angeklagte hatte immerfort nur einen Blick auf die große Tür.

Endlich —

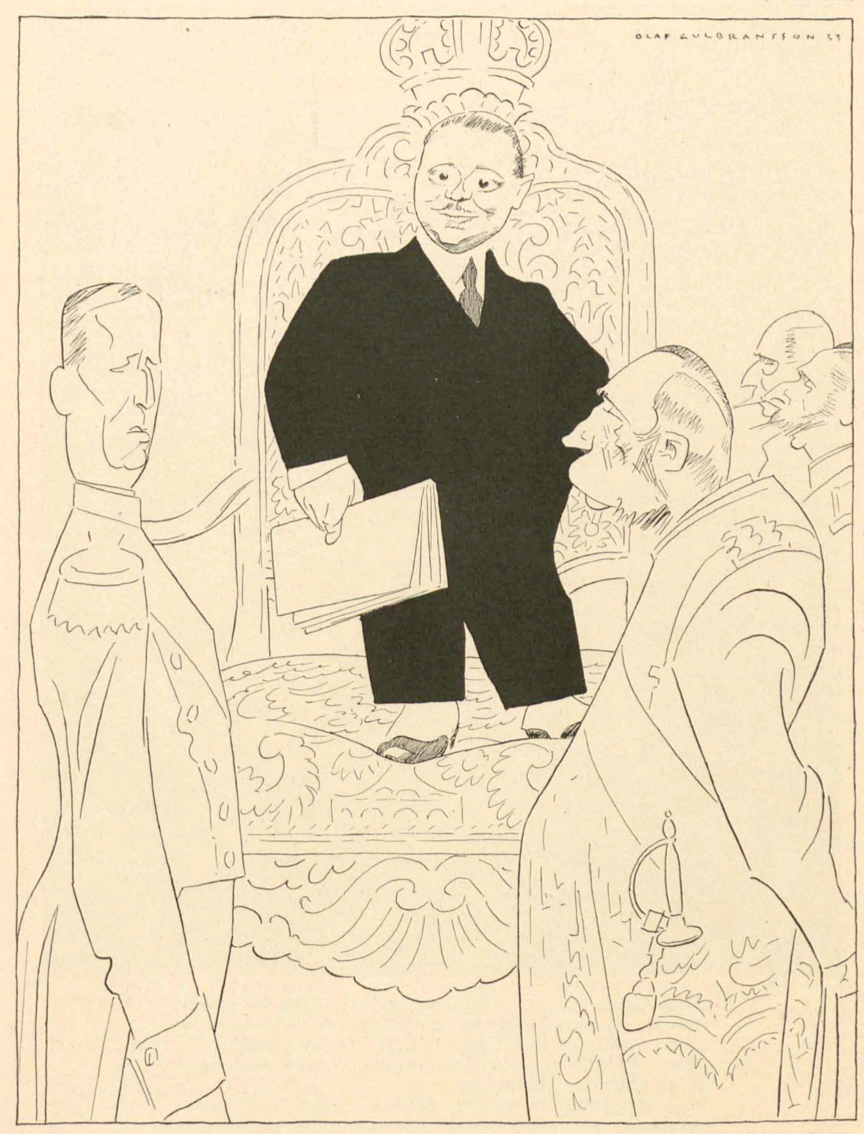
Das Gericht kam, die Menschen wurden still, horchten wieder angestrengt hin wie zu Beginn der Verhandlung. Aber sie mußten nicht mehr so aufmerksam sein, sie hörten es auch so, wie der Richter laut das Urteil in den Saal schrie. Der Angeklagte Georg Breitenwieser wird — zum Tode verurteilt!!

Entsetzt schauten die Leute auf den Richter, von der Seite griff ein Schöffe zu, wollte dem Richter das Blatt nehmen, aber der sagte es noch einmal, und jetzt

(Schluß auf Seite 149)

Dollfuß von Rom zurück

(Olaf Gulbransson)



„Alsdann, meine Herren, es laßt si' leider net leignen, daß der Faschismus existiert. Dieses hat man mir auch im Vatikan bestätigt."

Deutsche Stimmen (III)

(E. Schilling)



„Möge Deutschland nie seine Größe und sein Glück auf anderen Grundlagen erbauen wollen als auf der Gesamtheit aller seiner zur vollsten Ausbildung der in jedes einzelne von ihnen gelegten Anlagen und Kräfte erzogenen Kinder, also auf so vielen Grundlagen, als es Söhne und Töchter hat.
Möge Deutschland nie glauben, daß man in eine neue Periode des Lebens treten könne ohne ein neues Ideal. Möge es bedenken, daß wirkliches Leben von unten auf, nicht von oben her wächst, daß es erworben, nicht gegeben wird." Paul de Lagarde

Weltwirtschaftskonferenz (Hilla Osswald)



(Schluß von Seite 146)

war kein Zweifel mehr: der Dienstknecht Georg Breitenwieser war zum Tod verurteilt.
Warum denn?
Kein Mensch fragte danach, ob denn dieses kleine Gericht überhaupt ein Recht hatte zur Fällung eines Todesurteils. Sie fragten alle bloß nach dem Grund, und der Grund erschien ihnen nicht ausreichend. Der Breitenwieser hatte das getan, was bei anderen mit vier Wochen Gefängnis abgegangen wäre. Er hatte mit einem feststehenden Messer ein bissel zugestochen, das hatten andere auch schon getan, und noch keiner war zum Tod verurteilt worden!
Es wurde gestritten und geschrieben, das Urteil wurde nach München berichtet, es gab einen Heidenlärm überall, wo man von diesem Urteil hörte, eine Kommission kam, um festzustellen, was da vorgegangen war.
Wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit wurde der Richter gleich am nächsten Tag in den dauernden Ruhestand versetzt, der Delinquent davon verständigt, daß das Todesurteil ungültig sei, und auch sonst alles getan, um nicht allzuviel laut werden zu lassen von dem Todesurteil eines kleinen Amtsgerichtes.
Und es ist so mit dieser Geschichte, daß sie wahr ist, mag sie auch schon eine weite Zeit zurückliegen. Wahr ist, daß das Todesurteil wegen einer kleinen Messerstecherei gefällt wurde. Wahr ist auch, daß vorher ein Gesuch des Richters um Ruhestandsversetzung abgelehnt worden war. Fraglich hingegen ist, ob der Richter nicht imstande war, die Tragweite dieses Fehlurteils zu ermessen.

Bäume an der Straße sprechen:

Vom Staub verschüttet stehn wir hier
An Straßen, die ins Leben branden.
Von andern Zeiten rauschen wir,
Die mit dem Himmel uns verbanden,
Als noch der Pflüger mit dem Stier
Im Mittagszauber uns umstanden,
Und unsre keusche Blütenzier
Nur sommernachts die Bienen fanden . . .

Nun hat uns rasche Zeit verflucht.
Einst blühten wir. Und trugen Frucht.

Georg Schwarz

Eduards des Zeitgenossen zeitgemäßer Zeitgenuß

Ein Scherz von Hermann Hesse

Man nehme dieses Stückchen Prosa als das, was es ist: als einen Spaß, als ein Spiel am Feierabend, und suche nicht allzu eifrig nach einem Sinn. Es muß auch Spiel und Spaß und Unschuld geben, je und je für einen Augenblick. Der Ernst steht ja niemals so weit von uns und unsern Späßen, als uns lieb wäre. Hinter diesem Sprachscherz zum Beispiel steht als bitterer Ernst der darin spielerisch verhöhnte Niedergang unsrer Sprache, die schauerliche Inflation der Begriffe und der Worte. Für Menschen mit noch wirklich lebendigem Sprachgefühl ist mein „Zeitgenuß" kaum um eine kleine Abstufung dümmer und inhaltloser als der größere Teil jener deutschen Prosa, die in Zeitungen, Reden, Vorträgen, Reklamewesen usw. uns Tag für Tag überflutet.

„Entblöde dich, mich zu schlagen!" rief Eduards Frau.
„Kehre zu deiner eigenen Tür", erwiderte er mürrisch, und als sie nochmals zu einer Rede Luft schöpfte, donnerte er gewaltig: „Geschweige denn!", und sie geschwieg denn. Sie war ein Warnemündel, das konnte er ihr nie verzeihen. Trotz aller Warnungen nämlich hatte er sie an Eidesstatt angenommen, doch gelang es ihm selten, ihr den Vormund zu stopfen, denn obwohl landesfremd, brechte sie doch fließend Rad.
Immerhin, es mußte etwas geschehen. Er ging also, kaufte sich eine schöne Filmrolle, photographierte einen Star, den er entwickeln ließ, und der sowohl das Joch des Versailler Friedens bzw. Youngplanes als auch eine stattliche Rente abwarf.
„Gemacht", lächelte er journalistig. Denn, dies hatte ihn schon seiner Mutter Treppenwitz gelehrt: um aus bösen Lagen zu entkommen, war es das beste, sich einer Journalist zu bedienen.
Am grün umbuschten, blau überhimmelten, gold umsonnten Busen der Natur erholte er sich von den geschlagenen Wunden bzw. Schlachten, im ewigen Schweigen der Wälder, wo noch die Doppeladler in Scharen forsteten. Dort war es, wo er Else Cadmium kennenlernte. Ein Blick genügte. Kennen und Lernen war eins.
Früh krümmt sich, wer ein Wurm werden will. Aber im tiefsten Grunde ihres weiblichen Mysteriums war Else eine glänzende Null. Sie hatte es einst zufällig entdeckt. „Sei du selbst!" rief sie sich damals ermunternd zu, und war im selben Augenblick verschwunden.
„Wer ich bin, Eduard, wird dir immer ein Geheimnis bleiben", flüsterte sie. Da ging er zu einem Geheimniskrämer und ließ es sich ein schönes Stück von Georg Kaiser kosten.
Tief enttäuscht kehrte er wieder. „Dich werde ich mal unter die Hupe nehmen", schrie er und überfuhr sie. Beim Anblick der überführten Sünderin jedoch überlief ihn eine kalte Dusche, und da ihm ohnehin das Vaterland zu teuer wurde, fuhr er nach den Neuen Hebräern, wurde jedoch bei der Umschiffung des Gesellschaftskapitals beinahe von einem gefräßigen Äquator gefressen. Ohne aber in dies allzufrühe Gras gebissen zu haben, ging er an Land und rief: „Abdallah!"
Ein Eingeborener versuchte ihn zu belehren: „Bitte, man sagt Abdullah."
„Ach was", meinte er kurz, „man sagt doch auch nicht Walhulla."
Dort auch war es, wo er die berühmte „Klage des Generals" dichtete, jene längst zum Lieblingsliede aller empfindsamen Kriegsminister gewordenen Verse:

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein General
Am Generalstab gebogen
Und blicket hinab in das Tal.

Er hatte auch allen Grund dazu. Alle hatten ihn im Stich gelassen, und es gefiel ihm in diesem Stiche keineswegs. Nie hatte er sich so gelassen gefühlt. Über ihm hob das drohende Schicksal seine eherne Pranke wie über der Fledermaus die Flederkatze. Düster blickte der unenträtselbare Himmel der Zukunft.
Er ging zum Gastrologen und ließ sich die Relativität stellen: es sollte sich aber später erweisen, daß der Gastro gelogen hatte.
Unter sorgfältiger Umdrehung des jeweils Diesbezogenen, stets den irrationalen Gegebenheiten treu, verfocht er fluchtartig die Prinzipale der Interessengemeinheit.
So vollzog sich sein staunenerregender Aufstieg. Als er am Ende der Welt anlangte, wohin nur ein einziger vor ihm je den zagenden Fuß des Eroberers gesetzt hatte, dachte er an Herakles und sein tiefes Wort: „Säule mit Weile!"
Himmlisches Behagen strömte durch seine Verkehrsadern, seine Seele war voll aber ganz beziehungsweise Sang und Klang.

Ein echtes Kinderlächeln wurzelte über seine leicht gekräuselte Oberflächlichkeit dahin, das wie ein Donner den Abgrund erhellte, in den er mit knapper Mehrheit geronnen wäre. Der ewig unwiderstehliche Naturlaut „Mutter!“ trat willkürlich auf seine bebenden Lippen, unter Dankestränen gedachte er seiner Jugendsünden. Alle guten Vorsätze seiner Eltern und Lehrer fielen ihm nun wieder auf, und schluchzend hielt er seine gebrochenen Gelübde in den Armen, fast entschlossen, sie künftig vor Gott und den Menschen die unsrigen zu nennen und jedem, der sie ihm streitbar machen sollte, mannhaft das Fäustchen zu weisen. Wie Schillers unsterblicher Taugenichts entschlug er sich in die Büsche und jeglicher Sorge um das tägliche Mein und Dein, schwang sich der Lerche gleich und hinterließ nur geringe Spuren eines von Götterhand gestempelten Schicksals. Tief ergriffen wanden die Hinterbliebenen ihm ihre Asymptotenklage, wie gebrochen sank ein jeder in die Kniee des andern. Am Grabe stehend, bemächtigte sich ihrer der erhabene Gedanke des Volksmundes: „Wer andern eine Grube gräbt, ach, der ist bald allein“, und erschüttert schwur jeder in seinem äußersten Herzen, fortan stets das Gute zu meiden, ohne doch das Böse zu lassen.
Und so sahen sie die Morgensonne langsam und feierlich untergehen . . .

Bildung

Sie waren im Museum? Haben Sie da den ‚Sündenfall‘ des Lucas Cranach gesehen?“
„Natürlich. Wir fanden es sehr interessant. Wir kennen nämlich die Anekdote, auf der das Bild beruht.“

Elegie auf Maxe

Von Benedikt

Unser Maxe war dem andren Maxen,
welcher Baer heißt, leider nicht gewachsen,
denn der andre heißt auch nicht nur so —
Trotzdem Geben seliger ist denn Nehmen,
mußte er zum Nehmen sich bequemen
und erlag durch technischen K. o.

Sonst stets frisch wie eine junge Rüde,
war er diesmal schon zu Anfang müde
und betupfte nur des Gegners Kinn!
Tat man ihm vielleicht was in die Suppe?
Oder lag ihm seine Ondra-Puppe
allzu schwer in Herz und Hand und Sinn?

Jedenfalls, trotz allem Dementieren,
will er Anni zum Altare führen.
Und in diesem Punkt — scheint's — dringt er durch —
Ungeachtet seines Schwunds an Kräften
ließ er stracks das Aufgebot anheften
in dem Standesamt Charlottenburch!

— — — Liebe und Trompetenblasen kann man
und steht doch bei beidem seinen Mann dann,
doch beim Box-Sport scheint das zweifelhaft —
Blüht das Eheglück im Westend-Viertel,
reißt wohl mit dem Schleier auch der Gürtel
und der kurze Wahn der Meisterschaft — — —

Lieber Simplicissimus!

Ich wollte zu Erholungszwecken von Wien nach Italien fahren. Daher ging ich zur Nationalbank, um mir das Reisegeld — tausend Lire — zu verschaffen.
„Wo ham S' denn die ärztliche Bestätigung?“ fragte der Schalterbeamte.
„Was für eine Bestätigung?“
„No, die Bestätigung, daß Sie kurbedürftig san! Ohne so a Bestätigung können S' bei uns kane Valut'n kriegen!“
Ich gestand, tief betrübt, daß meine Gesundheit leider nichts zu wünschen übrig lasse.
Worauf mich der Beamte, der Stimme seines goldenen Wienerherzens folgend, mit den Worten tröstete: „Gehngen S' halt zu an Spezialist'n, der wird scho irgend a Leiden find'n!“

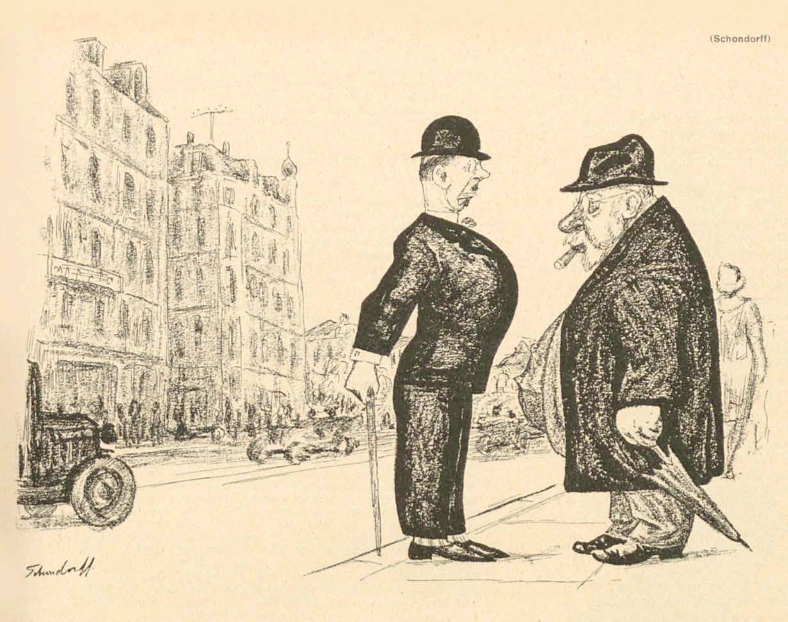
*

Der Wirt des schöngelegenen Salzkammerguthotels hatte mir nach Wien einen Prospekt zugesandt. Die Preise — hieß es da — seien zeitgemäß herabgesetzt worden, und Zimmer samt voller Verpflegung koste heuer bloß sechs Schilling.
Nun, sechs Schilling sind wirklich nicht teuer. Also fuhr ich frohgemut ins Salzkammergut.
Aber ich erlebte eine arge Enttäuschung. Denn der Herr Wirt verlangte für Zimmer und Pension zehn Schilling, zehn Schilling statt sechs.
Ich hielt ihm empört seinen Werbeprospekt unter die Nase.
Der biedere Herbergsvater aber schupfte die Achseln und sagte: „Ja, meingert, in so an Prospekt muaß ma allweil recht was Billiges 'neinschreib'n, halt weg'n der Werbekraft!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; In **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; In der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

(Schondorff)



Erinnerungsmerkmal

„Mein Name ist Meier, — Eduard Meier — kennen Sie mich denn nicht mehr?" — „Hm, — san Sö vielleicht der sell, wo Anno zwanzge auf mein Gras-Zehner g'schunden hat?"

Victoria oder die Kirschen

Von Johan Luzian

Ich habe lange Zeit einen Feind gehabt. Er war damals mein bester Freund. Wir sahen einander innerlich und äußerlich ähnlich und wurden mitunter verwechselt. In dieser Übereinstimmung witterten wir Gefahr. Wir konnten uns nicht ergänzen, wie es Menschen von verschiedener Art tun, sondern meinten, daß der eine von uns immer an des anderen Platz stünde. Und doch waren wir Jahre hindurch unzertrennlich.

Wir lebten einmal einige Wochen zusammen in einer kleinen Stadt am Rhein. Es war Frühling. In den Parken blühte und grünte es, die Kastanien leuchteten. Über dem Tal lag die milde weiche Luft. Das Siebengebirge und der rauschende Strom gaben der Landschaft heitere Bewegung.

Wir verlangten nach Mädchen, nach Liebe. Harm verliebte sich in Victoria, die schön, aber leichtsinnig und flatterhaft war. Sie hatte südländisches Blut, vielleicht stammte sie von Zigeunern oder Franzosen her. Halb aus Eifersucht, zum guten Teil jedoch auch durch die Warnung eines Dritten, der sie vor uns kennengelernt hatte, schien sie mir Harms, des blonden, ehrlichen Harm, nicht würdig. Aber mochte er nur in seiner Verliebtheit auf sie hineinfallen! Nur zu, Harm! dachte ich die ersten Tage, wenn ich die beiden sah. Ich hatte niemanden. Harm begann von Victoria zu erzählen, mit künstlerischem Schwung beschrieb er ihre Schönheit, ihre Rasse, ihre Leidenschaftlichkeit.

„Sie ist keusch und rein", sagte er, „niemand hat etwas bei ihr erreichen können. Ach, Victoria! Ein herrlicher Name, ein herrliches Mädchen! . . ."

Er blies den Rauch seiner Zigarette schwärmerisch in die helle Luft über dem Park, in dem wir saßen.

Ich winkte lächelnd ab. „Ich gönne sie dir, Harm."

„Du gönnst sie mir? Das ist gut!" lachte er. „Hat sie dich jemals angesehen?"

„Ich habe nicht darauf geachtet."

„Ach, so wenig interessiert sie dich?"

„Herzlich wenig, Harm."

„Merkwürdig, daß gestern abend jemand, der dir auffallend ähnlich sieht, hundert Schritte hinter uns her kam, als ich mit Victoria durch das Nachtigallental ging. Und daß zufällig dieser Jemand neulich durch das Fenster im Rheinkaffee blickte, als wir dort saßen . . ."

Ich wurde leider ein wenig rot. „Schon möglich", gab ich zu, „aber du liebst es ja, mit deinem Mädchen immer etwas früher dort zu sein, wo ich mich gerne einfinde. Das ist nun Geschmackssache, lieber Harm, ob man seine Liebschaften jedem unter die Augen führt oder sie für sich genießt."

„Also doch eifersüchtig!" sagte er befriedigt, nahm seinen Hut von der Bank, winkte mir zu und ging.

In den nächsten Tagen wurde es ungemütlich zwischen uns. Victoria hier und Victoria dort, hieß es, in jedem Gespräch brachte er ihren Namen unter. Er kam spät abends in unser gemeinsames Zimmer und pfiff leise und genießerisch vor sich hin. Schließlich tat ich ihm den Gefallen und fragte ihn, wo er gewesen sei.

„Wo ich war, fragst du noch? Meinst du, ich sitze einsam auf irgendeiner Bank und dichte den Mond an?"

„Ach ja, richtig, du hast ja deine Victoria."

„Einen Charme hat das Mädchen!" begann er und entwarf mir ein neues Gemälde von ihr. Ich ließ ihn reden und dachte daran, daß ich Victoria zufällig mit dem Sechs-Uhr-Zug nach Bonn oder Köln fahren gesehen hatte. — Wenn ich es ihm jetzt sage, dachte ich, würde er sich unglaublich blamiert vorkommen. Ich schwieg und gab durch tiefe Atemzüge zu verstehen, daß ich über seinen Schilderungen eingeschlafen sei. Aber die Tatsache, daß mein Freund sich vor mir lächerlich machte und sich in diese Komödie immer mehr verstrickte, schien mir unser Zusammenleben ernstlich zu bedrohen. Ich merkte, daß ich ihn liebte. Es schmerzte mich, zu sehen, wie er sich selber herabsetzte. Ich wollte ihn mir erhalten, denn er gehörte zu meinem Leben. —

Am anderen Nachmittag, als er sich davongemacht hatte mit der nervösen Hast, die er lachend als totale Verliebtheit ausgab, schlich ich ihm nach. Er verschwand im Garten der Villa, wo Victoria wohnte. Ich ging vorsichtig näher und stellte mich hinter eine Hecke. Was sollte ich nun unternehmen? Sollte ich in die Villa einbrechen und in seinem Beisein Victoria all die schönen Worte ins Gesicht schleudern, die ich für sie bereit hatte? Da ich zu keinem Entschluß kam, starrte ich zornig zu dem offenen Fenster hinauf. Dorther klang lustiges Klavierspiel und helles Lachen. Dann trat Victoria ans Fenster. „Genug", hörte ich sie sagen, „Ich mag nicht mehr. Laß uns lieber ein wenig spazierengehen zum Wald hinauf." — Nun drückte ich mich an die Hecke und wartete. Die Haustür wurde geöffnet, ich vernahm Schritte auf dem Kies. Dann sah ich Victorias helles, grünes Sommerkleid und neben ihr — einen fremden Mann. Sie gingen die Parkstraße hinunter. Der Fremde faßte Victoria unter den Arm und drückte sie verliebt an sich. Unter einem Parktor küßten sie sich. Dann gingen sie lachend weiter. — Gerade wollte ich hinter ihnen her, da sah ich Harm schon mit großen Sprüngen nachsetzen, er mußte genau wie ich im Garten versteckt gewesen sein.

Armer Harm! dachte ich. Das muß dich schmerzen. Und ich schlenderte heim.

Aber unterwegs fiel mir ein, daß ich durch eine andere Straße, wenn ich rasch liefe, zwischen Victoria mit ihrem Liebhaber und Harm gelangen könnte. Ich wollte ihn von den beiden trennen, das würde wieder Ordnung in dieses verzwickte Verhältnis bringen. — Ich lief, wie ich nur konnte. Und an der vermuteten Stelle prallte ich mit Harm zusammen. Wir blieben beide außer Atem wie angewurzelt stehen. „Was machst du denn hier?" fragte er nach einer Weile und wurde rot bis unter die Haarwurzeln. Er sah flüchtig zum Wald hin, in dem Victorias grünes Kleid zum Glück untergetaucht war.

„Ich? Oh, ich wollte rasch noch zur Gärtnerei, ehe sie schließt. Dort gibt es wundervolle Glaskirschen zu kaufen, ein herrliches Abendbrot!"

„So."

„Ja. Komm doch mit, Harm, wenn du nichts vorhast."

„Nein, ich habe nichts vor, heute abend", sagte er leichthin. „Victoria fühlt sich nicht wohl. Sie ist krank."

„So. Nun, dann bleiben wir heute beisammen, nicht wahr?"

Wir kamen zur Gärtnerei, kauften zwei Pfund gelbroter, glänzender, praller Glaskirschen, setzten uns damit auf ein Mauerstück am Burggraben und hielten einander die Kirschentüten hin. Die Luft war abendlich rot, schon wuchsen die violetten Schatten. Wir aßen zusammen die knackenden Früchte und spuckten die Kerne vergnügt in den Graben.

„Wie wäre es, Harm, wenn wir ein paar Tage den Rhein hinaufwanderten, jetzt in der schönsten Zeit?" fragte ich.

„Mensch, eine großartige Sache!" rief er, und seine düstere Stirn wurde freier. „Wann meinst du?"

„Heute abend noch?"

Er schlug mir auf die Schulter. „Einverstanden!" rief er freudig. — „Mag Victoria weinen — ich gehe mit dir!"

„Alter Harm!" lachte ich. „Komm!"

Fahrt in die Industrie

Niederrhein breitet die weiten Gelände,
Seewind wirft Berge von Wolken zum Rhein.
Überlandleitung der Hochspannung sendet
Kilowattstunden ins Land hinein.

Unter den steigenden Eisengebilden
Dämmern die Wiesen, weidet das Vieh,
Und am Horizont flackern die wilden
Feuerbrände der Industrie.
Dorthin, dorthin weisen die Straßen,
Braust der Bahnen ratternder Flug.
In die Fabriken, die turbelnden Massen
Trägt mich der frühe Arbeiterzug.
Bergleute, Schlosser und Hüttenwerkleute —
Auch ich bin nun verschlungen im Lauf.
Pack ich die Arbeit, heute noch? Heute:
Öffnet euch, Werke; ihr Tore, springt auf!
Ich will in das Werk deines Körpers schauen,
Stahlwerk mit deinem grauen und blauen
Staubrauchmantel, der Felder und Städte bedeckt.
Will sehn, was sich unter den halligen Dächern versteckt.
Will schaun, was mit Gestöhn und Geschnauj
Die Werkbahn über Straße und Höfe rollt
Und warum das Brausen der Räder tollt:
Öffnet euch, Tore; ihr Türen, springt auf!

Ich will sehen, was die Eisenbahnzüge rollen,
Sehn, was die Dampfer, die übervollen
Schiffe schleppen stromab, stromauf:
Öffnet euch, Werke, Fabriken, weit auf!

Was die Menschen fluchen und jubeln macht —
Warum der Haß und die Freude wacht,
Will ich sehn, was Fäuste und Schultern breitet,
Was die Seele schwellt und die Augen weitet,
Den Rücken krümmt und die Lunge quält —
Was den einen verdirbt und den andern stählt —
Den einen erhöht und den andern zerfrißt:
Will sehn, was die Arbeit ist!
Die Arbeit in rasendem, rauschendem Lauf!
Öffnet euch, Tore; ihr Türen, springt auf!

Will sehn des Eisens geformte Gestalt,
Der Maschine wachsende Arbeitsgewalt,
Die Schiene, wie sie sich preßt und längt,
Wie rauschend sie durch die Walze sich drängt —
Die Pressen, die Hämmer, die Feuerfluten,
Die Öfen, die Flammen, die Dämpfe, die Gluten!
Die Menschen, Maschinen, verschlungen im Lauf:
Öffnet euch, Tore; ihr Türen, springt auf!

Heinrich Lersch

Die Badewanne

Ein Tatsachenbericht aus Rußland von Olf Fischer

Genosse Gregorigk hatte eine Badewanne. Ein seltenes Ding in Sowjetrußland, so eine Badewanne.
Genosse Erojensk hatte keine Badewanne. Was gar nichts Seltenes sein soll in Sowjetrußland.
Genosse Erojensk hatte aber eine junge Frau. Und aus diesem und noch anderen unerklärlichen Gründen überfiel ihn plötzlich ein Reinigungsbedürfnis. Er ging daher zum Genossen Gregorigk und lieh sich von ihm die Badewanne.
Weil aber Genosse Gregorigk ein außerordentlich reinlicher Mensch war, dachte er schon nach drei Jahren daran, sich wieder zu baden. Und da fiel ihm ein, daß seine Wanne ja noch beim Genossen Erojensk stehen mußte.
Er ging deshalb zu ihm und forderte seine Badewanne. Genosse Erojensk machte unschuldige Augen und wollte nichts von einer Badewanne wissen. Da gab ihm Genosse Gregorigk einen Kinnhaken und drang in seine Wohnung (5,2 qm) ein, wo er auch die Wanne fand.
Genosse Erojensk aber wollte den Kinnhaken nicht umsonst einstecken, und so kamen sie vor den Richter. Der Richter runzelte die Stirn und beriet sich dann mit den Beisitzern (zwei Genossen).
Kaum war ein halbes Jahr vergangen, als auch schon das Urteil vorlag: „Genosse Erojensk durfte die Badewanne bei sich haben, denn sie gehört allen Genossen. Er durfte sie aber nicht verleugnen. Deshalb erhält er drei Jahre Zwangsarbeit in Sibirien.
Genosse Gregorigk durfte die Badewanne fordern, denn sie gehört allen Genossen. Er durfte dem Genossen Erojensk aber keinen Kinnhaken geben. Deshalb erhält auch er drei Jahre Zwangsarbeit in Sibirien."
Was mit der Badewanne weiter geschehen ist? fragen Sie. Die benützt jetzt immer Genosse Steljerang, der Richter.

Papenfuß läßt sich Witze erzählen

Von Harry Schreck

„So!" sagte Papenfuß, indem er seine Uhrkette sorgfältig über den Bauch strich und sich mit dem Wohlwollen, das ein gutes Essen verleiht, im Ledersofa zurechtsetzte, „so, nun müssen Sie aber einen recht guten Witz erzählen."
„Gern . . .", sprach der Gastgeber, „kennen Sie den von dem Schneider und der Hose? Passen Sie auf: Ein Herr bestellt bei seinem Schneider eine Hose. Nach acht Tagen will er sie abholen, aber die Hose ist noch nicht fertig. Er kommt nach vierzehn Tagen wieder — die Hose ist immer noch nicht fertig. Endlich nach fünf Wochen bekommt er sie und meint zu dem Schneider: ‚Hören Sie, Gott schuf die Welt in sechs Tagen; und Sie brauchen fünf Wochen für die Hose.' — ‚Ja', erwidert der Schneider, ‚aber sehen Sie die Welt an und dann meine Hose.'"
Papenfuß sah gedankenvoll auf seine Uhrkette — da sein Gesicht sich zu keinem Lächeln verzog, fügte der Gastgeber betreten, aber mit ermunternder Gebärde hinzu: „Schlagkräftig, nicht wahr? Ein guter Witz . . . prägnant . . . eigentlich fabelhaft, nicht wahr? Alles so kurz zusammengedrängt . . . eben ein Witz —!"
„Ja", sprach Papenfuß sichtlich zerstreut, „aber warum hat der Schneider gesagt, daß der Herr sich erst die Welt und dann seine Hose ansehen soll? Er hat doch gewiß etwas damit gemeint . . ." Der Gastgeber zögerte bekümmert: „Natürlich, er hat gemeint, daß die Hose besser wäre als die Welt — das ist doch die Pointe." — „War denn die Hose so schön?" fragte Papenfuß freundlich. „Gewiß . . .", sprach der Gastgeber traurig. „Nun", äußerte Papenfuß, „die Welt ist auch ganz schön — man muß sie sich eben nur mit frohen Augen ansehen."
Man schwieg und starrte auf den Fußboden. Nach etlichem Schweigen fiel Papenfuß noch etwas ein. „Der Schneider hätte sich dazu halten sollen. Dann wäre die Hose in sechs Tagen fertig gewesen." — „Ja", sagte der Gastgeber.

*

„Also", fuhr Papenfuß fort, „wovon redeten wir doch eben? Ach so, ja! Sie wollten mir doch einen Witz erzählen. Schade, daß wir davon abgekommen sind; aber wir können das jetzt nachholen. Ich habe nämlich Witze sehr gern."
„Hören Sie zu . . .!" sprach der Gastgeber mit einem matten Anlauf zur Höflichkeit, „hören Sie zu: einige Herren, die alle einem Aufsichtsrat angehören, machen einen Ausflug. Sie kommen dabei auf eine Wiese, auf der ein Ochse weidet; plötzlich stürzt der Ochse auf sie zu, und die Herren können sich nur mit Mühe retten. Hinterher beginnt einer der Herren schallend zu lachen. Man erkundigt sich, warum er lacht. Da antwortet der Herr, der gelacht hat: „Das war der erste Ochse, der ohne Protektion in einen Aufsichtsrat gekommen ist."
Papenfuß wölbte verblüfft die Augenbrauen und betrachtete nachdenklich seinen Gastgeber. „Haben Sie nicht verstanden?!" sagte der mühsam gebändigt. „Jener Herr hat gesagt: das war der erste Ochse, der ohne Protektion in einen Aufsichtsrat gekommen ist! Schlagkräftig, nicht wahr? Eben ein Witz —!"
„Ja", bemerkte Papenfuß nachsinnend, „woher hätte der Ochse auch Protektion haben sollen. Er war eben wütend. Aber weshalb hat der eine Herr da eigentlich so gelacht?" Der Gastgeber zerschmetterte Papenfuß mit einem Blick voll unverhohlener Mißgunst: „Der Herr wollte sagen . . . der Herr wollte damit zum Ausdruck bringen, daß man noch so blöde sein kann und doch in einen Aufsichtsrat hineinkommen wird, falls man Protektion hat." — „Ah so", sprach Papenfuß, „aber es war von dem Ochsen die Rede." — „Ja", sagte der Gastgeber . . .
Man schwieg und starrte auf den Fußboden. „Der Herr meinte, daß Ochsen und Aufsichtsratsmitglieder oft dasselbe sind", stöhnte der Gastgeber. „Glaube ich nicht", sagte Papenfuß, „das sind doch Leute in leitender Stellung."

*

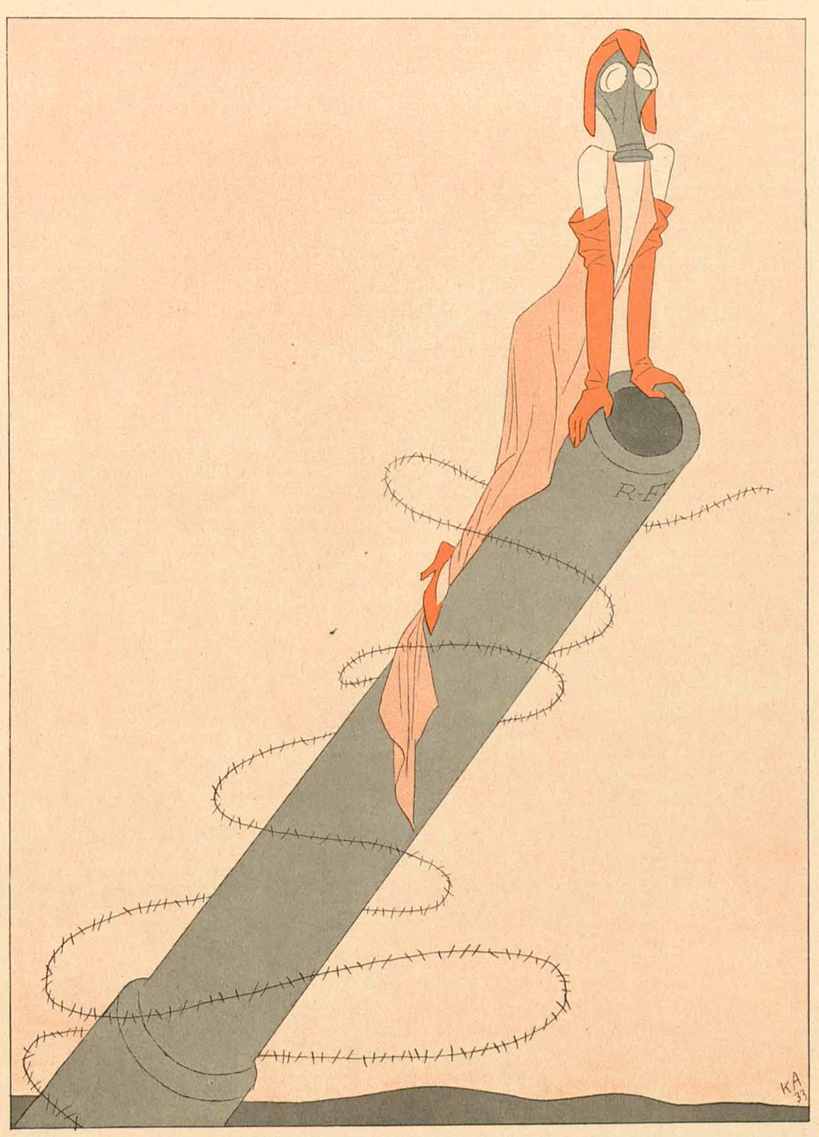
„Papenfuß . . .!" sprach der Gastgeber mit eisernem Ingrimm, während seine Hand angelegentlich mit dem Marmoraschenbecher zu spielen begann, „Papenfuß, kennen Sie den Unterschied zwischen einem Elefanten und einem Radler?!"
„Haha", kicherte Papenfuß, „ein Elefant . . . ein Radler . . . ein Unterschied. So so, ein Unterschied . . . ein Radler . . . ein Elefant! Ausgezeichnet, hoho! Haha!"
„Jeder Elefant hat — ja so, warten Sie mal einen Augenblick. Ein Elefant hat . . . nein so, ein Radler hat . . . so warten Sie doch zum Teufel einen Augenblick, Papenfuß! Der Unterschied ist nämlich — ein Elefant und ein Radler . . .!"
„Hoho", wieherte Papenfuß, „ein Elefant . . . ein Radler . . ein Unterschied. So so, ein Unterschied . . . ein Radler . . . ein Elefant! Ausgezeichnet, haha! Hoho!"

*

Erst an diesem Punkte ging der Gastgeber zu der Lynchjustiz über. — — —

Madame in der Politik

(Karl Arnold)



„Ich glaube, Europa ist wohl nur eine Angelegenheit für mutige Männer.“ (Mussolini)

Lieber Simplicissimus!

In Nummer 19 des „Tiroler Volksboten", „Wochenschrift für die christliche Landbevölkerung", belehrt eine Briefkastenauskunft:
„Kulturfreund. — Freilich kannst Du es dem Nachbarn nicht verwehren, daß er die Bäume bis zu ein Meter nahe an Deine Grenze setzt. Aber ich rate Dir, die Wurzeln, die unter Deinen Grund hinüberreichen, auszureißen und die Äste über Deinem Luftraum abzuschneiden oder sonstwie zu benützen."

In derselben Zeitung entrüstet sich ein Einsender:
„Es ist eine unsinnige Verdrehung, daß die Ehrenbürgerernennungen unseres Otto von Habsburg den Fremdenverkehr schädigen. Denn die Gott wohlgefällige Gutmachung des Unrechtes, das unserem erlauchten Kaiserhause angetan wurde, hat, wie die Erfahrung lehrte, gerade in den betreffenden Gemeinden einen Aufschwung des Fremdenverkehrs bewirkt . . ."

*

Die elegante Frau des reichen Bankiers ärgerte sich über die Vernachlässigung, die ihr der berühmte Dichter zuteil werden ließ.
„Schade", sagte sie, „daß Männer von Geist selten Männer von Welt sind."
Der Dichter lächelte: „Das kommt wohl daher, daß Frauen von Welt selten Frauen von Geist sind."

*

Dumm kann der Mensch schon sein, wenn er sich nur zu helfen weiß. Das kann man vom Gupfen Beni aus Stiersee sagen, denn sein Haus hat er immer voll von Sommergästen. „Beni", habe ich neulich zu ihm gesagt, „Beni, jetzt einmal raus mit der Farb, wie machst du das mit den Sommergästen?"
„Wann du kein Sterbenswörtl sagst, niemandem nicht und auch nicht dem Postmartl, dann kann ich dir's schon sagen. Also die Zimmer suchen meistens die Weiber von den Sommerfrischlern. Und wann so eine kommt und greuslich ist und an allem was auszusetzen hat und den Preis drücken möcht, dann sag' ich, das Zimmer hat einen Fehler, sag' ich, denn die Knechte sind so viel scharf, und die fensterln ganz ohne Ansehen der Person, sag' ich, und das möcht ich vorher gesagt haben, damit es nicht nachher heißt so oder so. Und was glaubst? Mieten tun sie!"

*

Dem Herrn Kraneder gehört die kleine Ziegelei in Winzing, und darum geht es ihm gut. Neulich war er sogar an der Ostsee, aus Übermut, sagen die Leut'. Er ist übrigens schon wieder da, er sitzt schon wieder beim Postwirt von Winzing. „Na, wie war's, Herr Kraneder, war es schön dort oben?" hat der Wirt gefragt. „Hm, das kann man sagen, aber vom Fremdenverkehr verstehn sie dorten gar nix." — „Gibt es das auch?" hat sich der Wirt gewundert. „Vierzehn Täg war ich oben, und das kannst glauben oder nicht, Schweinernes mit Sauerkraut und Knödeln hat es nie nicht gegeben, auch am Sonntag nicht. Und wenn man nicht weiß, was die Fremden essen möchten, dann versteht man auch nichts vom Fremdenverkehr."
Seitdem will der Wirt an die Ostsee auswandern.

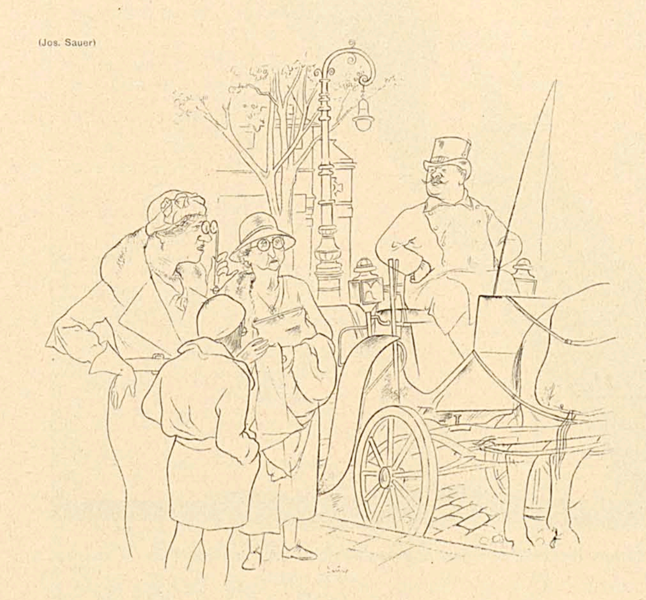
*

Giglgoham ist eine kleine Stadt in der Donaugegend. Die möchte auch einen Fremdenverkehr haben, aber sie hat keinen. Ein Verkehrsamt hat sie aber doch und darinnen sitzt der Sohn vom Randlbräu, ehrenamtlich, versteht sich. Übrigens, neulich ist doch ein Fremder gekommen, ein neugieriger Herr. Der hat hunderterlei wissen wollen, über die Preise und die Umgebung, sogar die Wasserwärme vom Ranftinger Teich hat er wissen wollen. „Das können Sie leicht derfragen", hat der junge Ranftlbräu gesagt. „Erlauben Sie mal", hat der Fremde aufbegehrt, „erst versprechen Sie in den Prospekten das Blaue vom Himmel, und dann können Sie nicht einmal Auskunft geben?!" — „Jaja", hat der junge Randlbräu gemeint und hat ängstlich umgeschaut und ist mit dem Zeigefinger in seinen Kragen gefahren, „Sie haben vielleicht recht, aber wissen Sie, ich erfahr' halt gar nixen!"

*

Helsingfors ist — trotz allem — eine mondäne Stadt. Also geht Großhändler Grampö zum Gericht und reicht die Scheidungsklage ein. Großhändler Grampö ist ein bekannter und gewichtiger Mann, Frau Grampö aber die schönste Frau von Helsingfors mit einer Haut wie Schneewittchen. Kein Wunder, daß die ganze Stadt die Köpfe zusammensteckt: Weshalb nur und warum? Und als der erste Termin ist, spitzt ganz Helsingfors — was sage ich: ganz Finnland! — die Ohren.
„Sie beantragen Scheidung?" fragt der Richter. „Und nur deshalb, weil Ihre Frau sich abends und morgens ihren Körper und ihr Gesicht mit Lindauer Bienenhonig bestreicht?"
„Jawohl", nickt Grampö, „Lindauer Bienenhonig ist das einzige Mittel, das den Teint um hundert Prozent verschönt, gewiß. Aber ich habe keinen Teint geheiratet, sondern eine Frau."
Nun, es wird noch ein wenig gefragt und geantwortet, und dann weist das Gericht — so mondän ist Helsingfors nun doch wieder nicht — die Scheidungsklage ab.
Frau Grampö lächelt. Die Stadt hat ihre Sensation gehabt. Die Frauen von Helsingfors gehen hin und bestellen Lindauer Bienenhonig in unerhörten Mengen. Und diese Geschichte würde überhaupt keine rechte Pointe haben, wenn Herr Grampö nur Großhändler schlechthin und nicht auch Generalvertreter von Lindauer Bienenhonig für ganz Finnland und die baltischen Staaten wäre.

(Jos. Sauer)



Die letzte Droschke

„Sagen Sie, Kutscher, gibt es in dieser Stadt auch geschichtliche Sehenswürdigkeiten?" — „Jawoll, ick bin die eene, und denn sind noch 'n paar olle Jebäude da!"

Aberglaube

(Rudolf Kriesch)



„Die Menschen san Viecha, koane zehn Pferd' brächten mi dazua, mi an an Wag'n anz'hängen, der zum Schlachthof fahrt."

Der Idiot / Von Ottilie Häußermann

Wenn wir auf der Straße kindlich sprangen,
von der Lust am Spiele warm,
sahen wir, wie deine Blicke durch das Fenster
stierend blau und seelenarm. [drangen,

Feuchtes Haar lag dir in Strähnen
auf der vorgebeulten Stirn,
und mit großen, gelben Zähnen
kautest du ein Stückchen Zwirn.

Niemand rief dich von uns allen
freundlich aus dem grauen Haus,
denn dein blödes, feuchtes Lallen
war für uns ein Seelengraus.

Und so standest du mit krummen Beinen
an dem Fenster Tag für Tag,
manchmal hörten wir dich ratlos weinen —
was dich wohl bekümmert haben mag?

Die neue Ledigenabgabe

(E. Thöny)



„Steueramt oder Standesamt — da fällt die Wahl nicht schwer."

München, 2. Juli 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 14

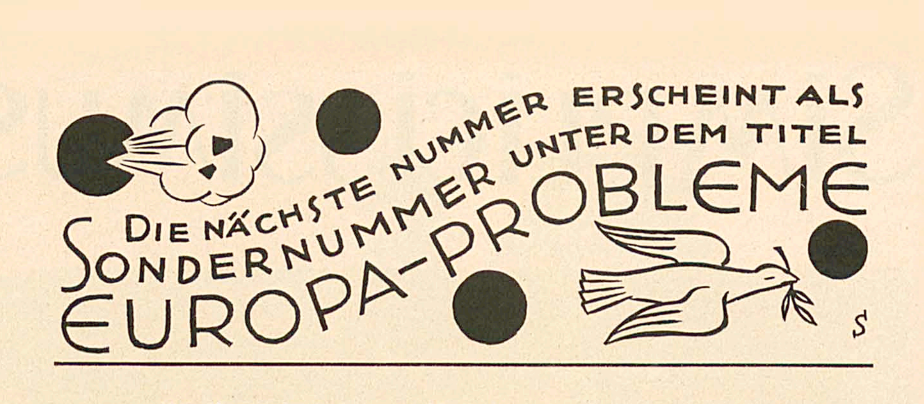
SIMPLICISSIMUS

Die Weltnot

(E. Schilling)



Wird diese Sachverständige gehört werden?



Manifest eines jungen Mädchens / Von Andreas Zeitler

Es gab einen scharfen, kurzen Ruck, darauf folgte ein weiches Rollen, der Zug fuhr, er verließ den Bahnhof, rumpelte langsam über Brücken, schneller an Hinterhöfen vorbei und schoß schließlich mit hellem Klirren durch die locker gestreuten Häuser der Vorstadt, die eines nach dem anderen zurückblieben, bis sich rechts und links von den Gleisen nur noch die Felder dehnten.

Gertrud blickte eine Weile nachdenklich darüber hin, als könnte es sein, daß eine plötzliche Wendung des Zugs doch wieder einen Teil der Stadt sichtbar machte; endlich setzte sie entschlossen den Bleistift aufs Papier und schrieb:

„Lieber Georg,

ich bin von Euch fortgegangen. Den Eltern hinterließ ich ein paar beruhigende Worte. Sie sollten sich nicht ängstigen. Man denkt ja immer gleich an Selbstmord. Ich werde mich nicht töten, aber, Georg, ich komme nicht wieder.

Du bist mein Bruder. Wir haben uns nie verstanden, aber ich schreibe trotzdem Dir, nicht den Eltern, wie ich es müßte. Du bist jung, und es fällt mir leichter, mich an Dich zu wenden. Die Rücksicht auf das natürliche Unverständnis der Eltern hat bisher immer meine Versuche mißlingen lassen, ihnen gegenüber so ehrlich zu sein, wie sie es durch ihre große dauernde Sorge um uns Kinder verdienen, und wie es in dieser verrückten Zeit notwendig ist, wo nichts sich so verwirklicht, wie man es sich gedacht hat. Beim Lesen dieses Briefes wirst Du das Gute, das darin enthalten ist, nicht übersehen, weil ich Dir keine Hoffnungen zunichte mache. Du wirst fähig sein, ganz ruhig und unbeteiligt den Eltern so weitgehend und umständlich, als es notwendig ist, mein Fortbleiben zu erklären. Ich habe das Gefühl, daß ich jetzt zu ihnen nur roh sein würde ... bitte, Georg, tue mir den Gefallen!

Vergegenwärtige Dir einen Augenblick unser Leben zu Hause. Ich weiß nicht, ob Du glücklich bist, aber es scheint, daß Du es erträgst. Es mag sein, daß Du dieses ewige Kindsein, die grausige Verlängerung eines einmal schönen Zustandes bis zu seiner völligen Entwertung, in der Hoffnung auf eine baldige Änderung geduldig hinnimmst. Du hast das Glück, im Gegensatz zu mir, die noch niemals einen Beruf, ein Einkommen und infolgedessen auch nicht das wahrscheinlich herrliche Gefühl der äußeren Selbständigkeit hatte, ziemlich schnell eine gute Stellung gefunden zu haben. Ich liege seit dem Doktorexamen hoffnungslos auf dem Trocknen. Bis dahin war alles in Ordnung. Ich arbeitete, und die Arbeit hatte einen Sinn und ein Ziel. Jetzt lebe ich wieder wie ein kleines Mädchen, das zur Schule geht; brav und folgsam, ein durch und durch ordentliches Kind, habe ich meine Aufgaben gemacht: Bewerbungen über Bewerbungen geschrieben und gewartet, daß man bedauernd ablehnte. Aber wie vielen geht es nicht auch so? Das ist in meinem Falle noch lange nicht das Schlimmste. ‚Was willst du?' wirst Du mich fragen, ‚Vater verdient doch bei allen Kürzungen Gott sei Dank gerade immer noch so viel, daß es für dich mit reicht! Du kannst dich noch anständig und nett anziehen, du hast ein hübsches Zimmer, niemand macht dir einen Vorwurf!' Ja, Georg, das ist es eben! Diese Liebe, mit der Ihr mich umgebt, weil Ihr seht, wie hoffnungslos meine Bemühungen um ein eigenes Leben sind! Sicher meint Ihr es herzlich gut, aber in Wirklichkeit tut Ihr mir einen recht schlechten Dienst.

Georg, glaubst Du ernsthaft, daß ich auf diese Weise jemals eine Stellung oder gar einen Mann bekommen werde? Kurz nach dem Examen, als mir die Augen über den Betrieb draußen erst richtig aufgingen, lebte ich fortgesetzt in einer wunderbaren Spannung zwischen hilflosem Zorn und echter Verzweiflung. Ich war noch was, Georg, mir war die Hoffnung noch nicht verdorben, solange ich mich schutzlos glaubte. Jede Zurückweisung erzeugte in mir einen neuen Widerstand. Ach Gott, das war schön. Ich lief in die Cafés und durchblätterte die Zeitungen. Die Anzeigen konnten mich atemlos machen. Diese Atemlosigkeit, Georg, diesen wilden, unsinnigen Trotz habe ich nicht mehr. Ich bin untergekrochen, wieder ein Kind geworden, ahnungslos und gleichgültig durch zuviel Liebe. Nach und nach kamen mir die abscheulichsten Gedanken, ach, von Jugend war wenig mehr darin. Ich hörte täglich die Beruhigungen alter Menschen, und langsam setzten sie sich in mir fest. Ich wurde alt. Ich dachte, die Wohnung ist ja da, das Essen hast du, auch die Kleider; der Vater lebt, mal sehen, vielleicht wird es im nächsten Jahr, ich kann's ja aushalten. Hast du einen Begriff, Georg, was für ein entsetzlicher Zustand das ist? Ich bin doch erst vierundzwanzig Jahre alt, ich hatte mir einmal soviel vorgenommen. Nun war alle Elastizität zum Teufel gegangen, ich wurde berechnend. Kaum schrieb ich mal noch irgendwohin. Es war mir fast gleichgültig. Geschickt nutzte ich zu Hause meine Lage aus. Eigensüchtiger, habgieriger als der nichtsnutzigste Tagedieb saß ich unter Euch und suchte heimlich meinen Vorteil ...

Ich will's nicht noch weiter ausmalen, Georg, ich merke auch, daß ich zu erregt bin, um gerecht zu bleiben. Herrgott, Georg, wenn Du wüßtest, wie ich mich jetzt fühle. Ich habe alles wieder, meine Wut, meine Widerstandskraft, meinen Glauben, mir ist wunderbar jung zumute, ich kann's gar nicht sagen, wie glücklich ich bin!

Vor vier Tagen bekam ich von Elli Reiter einen Brief. Ich war mit ihr in München zusammen. Seitdem schreiben wir uns ab und zu. Sie hat geheiratet und erwartet ein Kind. Georg, das gab mir den Stoß. Nicht, daß ich mir so sehr ein Kind wünschte. Ja, auch, ich möchte schon mal eins haben, aber ich glaube, richtig empfinden könnte ich den Wunsch nach einem Kinde erst durch die Liebe zu einem Mann. Und vorher soll doch noch soviel geschehen! Nein, was einen ungeheuren Eindruck auf mich machte, war die Veränderung, die in Elli vor sich gegangen sein mußte. Ich kannte eine durchschnittliche, oft ziemlich alberne Studentin. Den Brief schrieb mir eine Frau, ein Mensch, dessen Leben seinen Sinn bekommen hat. Vielleicht kann ich mich nicht ganz deutlich machen, Georg. Ich bin sehr unruhig. Es schwebte etwas über ihren Worten, was ich einmal ganz früher, als ich aufhörte, Kind zu sein, zu ahnen begann, eine Sättigung der Seele vielleicht, wenn das nicht zu übertrieben ausgedrückt ist.

Ich merkte, daß ich allein leben muß. Laßt es mich versuchen. Ich will Angst haben, abscheuliche, jämmerliche Angst um mein Leben, es soll ums Letzte gehen. Nur so glaube ich glücklich zu werden. Sorgt Euch nicht um mich ..."

Gertrud stockte und sah wieder hinaus. Schon senkte sich die Bahn in die Ebene hinab. Die Berge hinter den Feldern wichen an den Horizont zurück. Bald näherte sich der Zug der großen Stadt.

Natürlich werden sie sich sorgen, dachte sie, aber was kann sie beruhigen? Etwas Bestimmtes über meine Zukunft, irgendeine Angabe, also eine Lüge. Wie im Film, wo die Mädchen, wenn sie es machen wie ich, geradewegs ins Glück hineinlaufen! Nein.

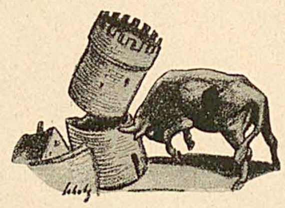
Rasch schrieb sie den Brief zu Ende:

„Ich weiß nicht, was geschieht, aber ich fühle, daß ich mich auf anständige Art über Wasser halten werde. Das ist mir genug. Lebt wohl! Es dankt Dir

Deine Schwester Gertrud."

Und jetzt hinaussehen!

Zurückgelehnt, den Blick auf die glitzernde Fläche des Flusses gerichtet, der nun, breit und mächtig zwischen Wäldern, Hügeln und Äckern dahinfließend, die Richtung der Bahn bestimmte, fragte sie sich lächelnd: Warum soll es nicht kommen, das — Glück? Und wußte sogleich: Es ist schon da. —



Epigramm aus dem Dreißigjährigen Krieg

Ein jeder flucht im stillen
Dem Krieg. Auch guten Willen
Hat jeder sicherlich;
Wünscht jeder doch hienieden
Das Beste: Glück und Frieden ...
Nur leider: Bloß für sich!

Théobald Agrippa d'Aubigné (1550–1630)

Der Feldherrnhügel

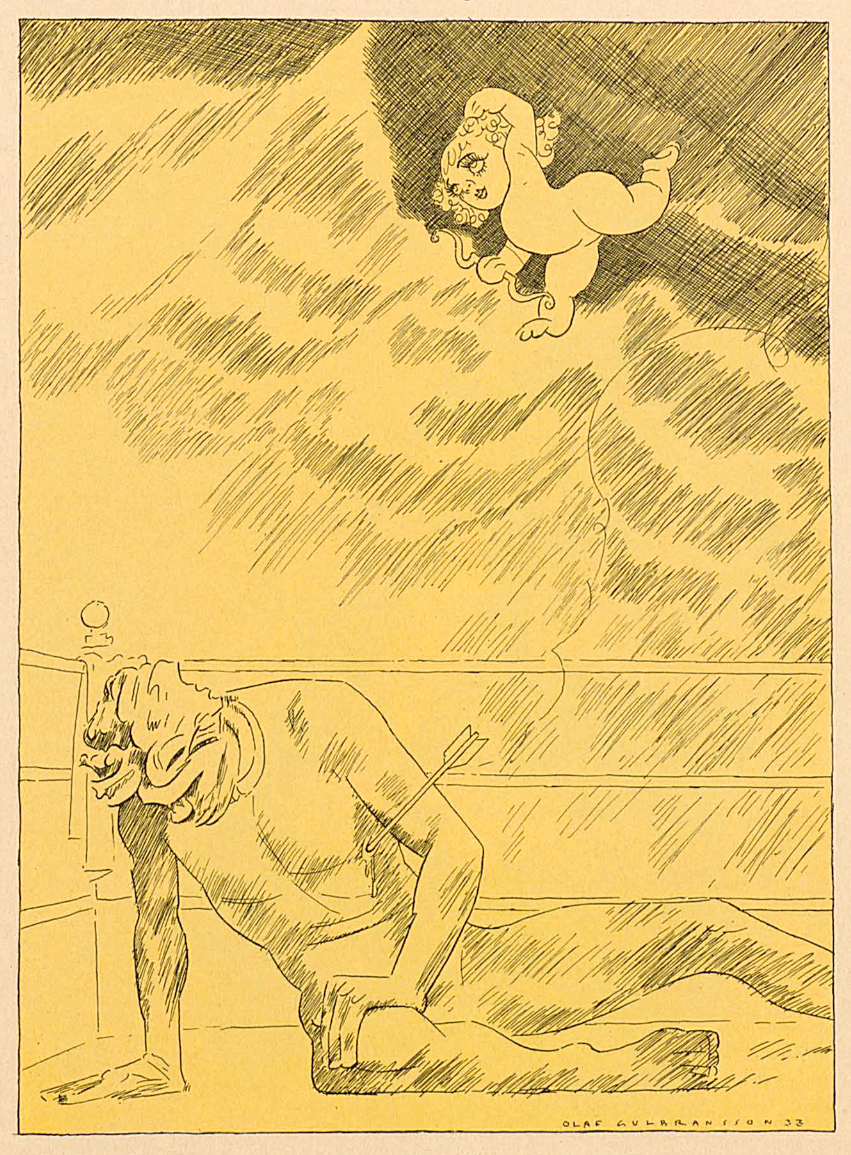
(Olaf Gulbransson)



„Nur nöt auslassen, Dollfußerl, Frankreich zahlt schon die Sach'!"

Schmeling k. o.

(Olaf Gulbransson)



„Das war Anny Ondras Geschoß!"

Die rätselhafte Furche

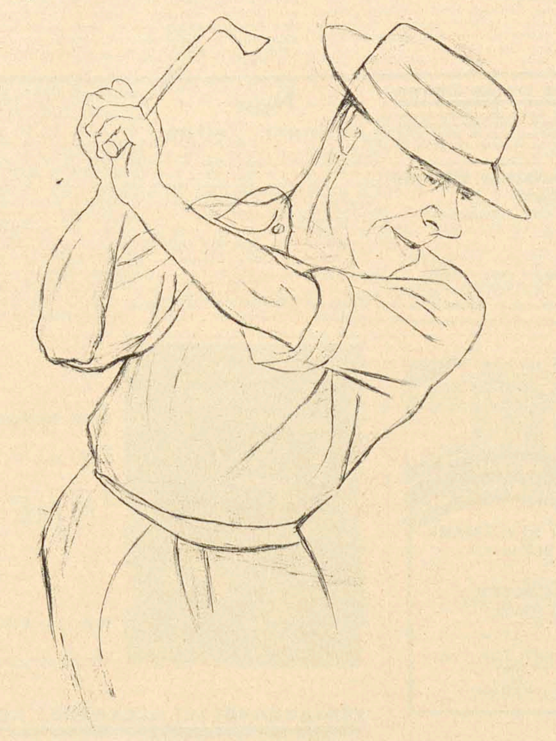
(Latein-Amerika-Lateinisches) Von Wolf J. Hartmann

Seltsame Dinge gibt es in den Wäldern zwischen Uruguay und Alto Paranà.
Es war in der heißesten Zeit. Ende Januar. Eines Morgens brach ich auf, um einem Freund in der Tabakernte zu helfen. Und ritt so durch den Urwald.
Plötzlich ein ängstliches Schnauben! Mein Bayo steht wie ein Klotz.
Ich schüttle den Kopf und begucke mir fassungslos dieses merkwürdige Phänomen. Caramba! Eine Furche! Wie kommt die Furche hierher?
„Unbegreiflich! — Unerklärlich!" höre ich mich sprechen; etwas heiser klingt es. Dann bin ich schon aus dem Sattel.
Nach allen Regeln der Kunst ist da eine Furche gezogen, messerscharf eingeschnitten, einen Fuß etwa tief, mit aufgeworfenem, umgestülptem Erdreich. Rot und fett, wie der fruchtbare, keimstarke Boden hierzulande ist, glänzen die schweren Schollen. Es ist kein Zweifel erlaubt: nur von einem Pflug kann diese Furche herrühren. Ich lache, daß es schallt! Verrückt! Total verrückt! Wie soll ein Pflug . . .? Und ein Pflug läuft doch nicht alleine, so mirnichtsdirnichts durch den dämmrigen Wald! Ein Pflug bedingt doch ein Pferd! Oder auch einen Ochsen! Oder gar deren zwei! Aber wie soll ein Gespann . . .? Ich greife mir an den Kopf, die Hitze ist wie ein dampfender Schwaden um mich. Da wandert nun diese Furche quer über meinen Weg, von rechts nach links, oder von links nach rechts, sie kommt aus dem Busch heraus und verschwindet wieder im Busch; der Busch ist dicht und lückenlos, wandartig ragt er auf; ein einziges krauses Flechtwerk aus Blättern, Stielen, Ranken, hoch oben von den Kronen gewaltiger Bäume bedacht; der Busch ist nirgends irgendwie beschädigt, nicht im geringsten verletzt, kein Ästchen ist abgeknickt, keine Liane zerrissen! Und keine fünf Meter dringt der Blick in die wuchernde Wildnis ein. Zur Rechten nicht, nicht zur Linken. Das Rätsel bleibt ungelöst. Ich müßte mich denn entschließen . . .
Nun! Ich entschließe mich. Denn ich denke an Felice Rocca, den berühmten Jäger, der mir erst neulich angeraten hat, alles zu untersuchen, was meinen Argwohn oder auch nur meine Neugierde erweckt.
Und krieche der Furche nach. Immer nach rechts, nach rechts winde ich mich durch Gestrüpp und Dornen, zwischen Stämmen und Stauden, Geschling und Dickung durch. Die Furche ist unverkennbar; man kann sie bequem verfolgen. Schätzungsweise zweihundertachtzig bis dreihundert Meter habe ich im Schweiße meiner Mühe glücklich zurückgelegt, da öffnet sich der Wald, ich trete auf eine Rocé, eine einsame, schweigsame Rodung. Tabak, Mais und Mandioka ist auf ihr angebaut.
Ich rufe laut. Nicht einmal ein Hundekläffen gibt Antwort.
Nirgends ist eine Hütte.
Durch das Maisfeld führt die Furche weiter.
Bis zu einer Stelle, wo die Erde zerwühlt ist, als hätten sich hier Wildschweine ein prächtiges Fest gegeben und alles zuoberst gekehrt. Auch liegt da eine Peitsche, eine lange Fahrerpeitsche. Und sonst ist nichts zu sehen.
Es ist wahrhaftig bedrückend lautlos und schwül.
Meine Beklemmung nimmt zu.
Dann quäkt ein Pfefferfresser.
Es zittert und es flimmert vor den Augen.
Dann zetern die Warnervögel aus der unbewegten Urwaldkulisse in mein Schnaufen und Keuchen. Langsam und genau so dumm wie vorher wende ich mich zurück. Wieder dreihundert Meter durch diese weglose, schier undurchdringliche Verworrenheit. Das war gerade nötig, soviel Zeit zu vergeuden! Bloß weil dieser Felice Rocca, dieser ekelhafte Patron . . . In dumpfer Wut handhabe ich das Messer, um rascher vorwärtszukommen. Der Schweiß rinnt mir wie Wasser über den ganzen Leib. Zu allem Überfluß gerate ich blindlings in Brennesseln hinein; zündende, schmerzliche Blasen bedecken Hände und Arme. Endlich bin ich angelangt bei meinem wackeren Bayo! Er glotzt zu mir her wie die leibhaftige Langmut und wackelt mit den Ohren, und schlägt sich mit dem Schweif die Moskitos und Bremsen fort. Auch hat er, wie mir scheint, einen hämischen Zug um das Maul. Etwas Verächtliches, Aufreizendes ist darin! Zum Donnerwetter! Ich werde mich doch von diesem blöden Wallach nicht verhöhnen lassen! Verdammt nochmal! Ich werde doch die dämliche Furche da . . .
Schritt um Schritt, jedes Geräusch vermeidend, in erwartungsvoller Spannung, als könnte schon im nächsten Augenblick das Geheimnis enthüllt vor meinen Augen stehn, schleiche und pirsche ich mich durch das Unterholz. Nach links, nach links, es muß doch möglich sein . . .
Herrgott! — War das ein Schreck!
Das fährt einem in die Knochen!
Wie festgenagelt, den entsicherten Revolver in der Faust, spähe ich aus dem Schutz des dunklen Busches in eine kleine Lichtung, einen Windbruch hinein, bewachsen mit Farnen und Moos. Auf einem halbverfaulten Wurzelstock liegt ein schillernder Ballen, bunt in berückenden Farben: eine riesige Schlange! Die Sonne zaubert funkelnde Reflexe auf ihre prallen Ringe. Ein blauer, tellergroßer Schmetterling gaukelt darüber hin.
Wieder schreien die Warnervögel gellend aus einem Anchic.
Ein herrlicher, wundervoller Schlangenkopf reckt sich aus dem Bündel, kalte, grausame Augen starren mich bannend an, ein feines Züngeln und Zischen . . .
„Du mußt schießen!" flüstere ich. „Schieß! Schieß! Sonst bist du verloren!" Es hebt sich meine Hand! Es kracht! Es wölkt der Rauch! Ein Schlagen, Sichwerfen, Sichwälzen! Ein letztes Zucken noch! Die Warnervögel gebärden sich wie besessen. Ein Schwarm Papageien flüchtet kreischend in die unergründliche Tiefe des stumpfsinnig bratenden Waldes.

(Schluß auf Seite 162)

Sport

(R. Großmann)



Der deutsche Golfmeister: John Kerr

„Caramba! Was für ein Biest! Allerhand Riesenschlange!“
Vor Überraschung führe ich ein lautes Selbstgespräch.
Vor Anstrengung stöhne ich beim Auseinanderzerren.
Langgestreckt liegt sie nun vor mir.
Ich gehe auf und ab, vom Kopf zum Schwanz, vom Schwanz wieder zum Kopf, ich drehe mich vor Stolz, betaste sie zwischendurch, bewundere den leuchtenden Prunk der Schuppen. Que Cosa barbara! Schon viele Riesenschlangen habe ich erlegt! Aber ein Tier von solcher Mächtigkeit ... Wenn Felice Rocca, der weitberühmte Jäger vom Meer bis zur Kordillere ... Spaßig wird er es finden! Auslachen wird er mich! „Wo hast du denn eigentlich deine fabelhafte Schlange?“ wird er boshaft fragen und mit den Augen zwinkern! „He! Wo hast du sie denn? Wo? Wo?“ Oho! Ich kenne ihn! Wart! Felice Rocca! Wart! Ich stopfe dir das Maulwerk! Abhäuten werde ich sie! Und halte dir die Haut schnurstracks unter die Nase! Dann kannst du staunen und gaffen! Platzen sollst du vor Neid! Und fünf Liter Rotwein will ich mit dir wetten, daß diese meine Riesenschlange die allergrößte ...
Mein Messer schlitzt.
Una gran Puta! Was für ein gefährliches Vieh habe ich da so einfach zur Strecke gebracht! Ein ganzer Mensch quillt heraus! Ein ausgewachsener Mensch! Wer hätte so was geahnt? Ich schlitze, schlitze, immer von hinten nach vorn, ein Ochse kommt zum Vorschein, noch ein Ochse! Verflucht! Gesegneter Appetit! Was so eine Bestie alles vertilgen, so in sich verstauen kann! Und ... und ... macht, was ihr wollt!
Ihr mögt es glauben oder auch bezweifeln!
Es soll mich weiter nicht kümmern.
Ich habe es bis zu jener Stunde ja selbst für unmöglich gehalten.
Aber daß eine Schlange nicht nur zwei Ochsen und einen Farmer schluckt, sondern auch einen Pflug, einen festen, eisernen, richtiggehenden Pflug, das erlebt man nicht alle Tage.
Lange saß ich auf einem brockigen Stein.
Käfer und Libellen summten um mich im hellen Licht spuckhafter Wirklichkeit. Und alles wurde mir klar.
Kein anderer als dieser Pflug im Bauch der Riesenschlange hatte die Furche gezogen! Und wenn Felice Rocca, der berühmteste Jäger im ganzen Kontinent, noch einmal wagt, von dem Tiger mit dem Stummelschwanz zu erzählen, in seiner sattsam bekannten, prahlerischen Weise, dann will ich nichts anderes tun, als wortlos die Schlangenhaut von einem Ende der Fonda bis zum andern legen!

Klawuttke meckert sich eins:

Jotte ja, nu is in London schon lange Hochbetrieb mit die Weltwirtschaftskonferenz — aba ville hean tuste nich von. Nur det da fimfundsechzich Nazjonen vasammelt sind. Hab ick jar nich jewußt, det et so ville Nazjonen jibt, wo bei die Weltwirtschaft ham mitzureden! Ville Köche — na ja, det Sprichwort kenn'nse doch. Aba vorläufich wird ja noch jar keen Brei jekocht, sondan nur jeredet. Und wenn wat jekocht wird, denn wird et wieda nich so heiß jejessen.
Aba wozu da vierdausendfimfhundat Detektive uff'n Posten sind, det vasteh ick nich. Uff jede Nazjon rund siebzich — und wat die meisten Nazjonen sind, die ham doch nur een'n Vatreta! Da kann denn also jewiß nischt passiean. Obwohl et doch eijentlich winschenswert aschiene, det endlich doch mal wat passieate — wenn ooch in andern Sinne.
Wat aba meinen neilich jeäußaten Vorschlach von eene Mollenwährung betrifft — ainnanse sich nich, det ich vorjeschlaren habe: eene Mark jleich fimf Mollen und een Dollar jleich zwanzich? — wat eene stabile Währung wäre — det hamse driben nu ooch bejriffen oda valleicht uffjejriffen. Nur det se det een „Junktim“ zwischen monetäre und wirtschaftliche Fraren benamsen, wat im kühlen Jrunde jenau detselbige is. Wobei mein Vorschlach noch den Vorzuch hätte, det een Land, wat uff seine Währung hält, keene Prohibischen nich könnte ham! Also sozusaren zwo Fliegen mit eene Klappe. Aba Klappen sind ja jenuch da — und die Fliege, det is der Versalljer Vatrach. Und wenn't daran jeht, denn will keena eene Klappe riskiean —
Lassen wa lieba die Finga von die hohe Polletik. Aber wat der Baer is, wo unsan Schmeling uff de Bretta jelecht hat, wo det Jeld bedeuten, der is nu ooch beese rinjefallen. Eene valassene Braut, mit der a sich jefesselt hat photojraphiean lassen — zum Zeichen der ewijen Treue — vastehste — hat ihn die janze „Börse“ von den Kampf jepfändet und abjeknöppt! Und nu hat a sich schon mit eene neie valobt, die erst hat abjewartet, ob a jewinnt oda nich. Det is eijentlich ein zwofacher „technischer K.o.“ — findense nich?

Kaki

Lieber Simplicissimus!

Anzeige in der Zeitschrift „Artist“: „Sterbefall Nr. 503 ist eingetreten. Nachdem statutarisch stets 3 Sterbefälle im voraus zu leisten sind, ist die Umlage Marke Nr. 506 fällig und zu zahlen. Intern. Artistenverband.“

Bülow

*

In Österreich hatte das gute, alte Zahlenlotto im Jahre 1933 abgeschafft werden sollen. Im letzten Moment aber entschloß man sich aus fiskalischen Gründen, an dieser erträgnisreichen „Lotterie der kleinen Leute“ auch weiterhin festzuhalten.
Des freute sich die Frau Aloisia Wotruba, und sie setzte in der Lottokollektur je einen Schilling auf die Nummern 13, 24 und 47.
„Wie kommen S' denn grad auf die drei Nummern?“ erkundigte sich das Fräulein in der Lottokollektur.
„No, wissen S'“, belehrte sie die Frau Wotruba, „i hab' von an schwarz'n Herrn traamt — dös is der Dreizehner! Dann bin i im Traum Auto g'fahrn — dös is 24, und von an Eilbrief hab' i aa 'traamt — dös is Nummro 47!“ Dann fügte sie, erleichtert aufatmend, hinzu: „Sehn S', Fräuln Anni, wann s' jetzt dös Lotto abg'schafft hätt'n, nacher wissert i gar net, was i mit mein' schön' Traum anfangen sollt'!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; In **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; In der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigen-Annahme: München,** Theatinerstraße 8/I • **Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Johannes Resch, München** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Bei der grünen Bettfrau

Von Josef Vierra

Piri sitzt am Rand einer Sandkule, weit genug ab von der Landstraße, um nicht von den Autos eingestaubt und von einem Spinatwächter überrascht zu werden. Wenn man sich in dem kleinen Gehölz, in dem die Sandkule liegt, um den Wacholderbusch biegt, sieht man die Kraftwagen vorbeiflitzen und die Motorräder, wie aus der Pistole geschossen, mit wahrem Höllenlärm dahinrasen. Man sieht dies alles gewissermaßen „per Distanz", und Piri liebt die Distanz, den Abstand; man wird ja als Vagabund sowieso genug belästigt. Der Vagabund ist zwar ein innerlich Einsamer, aber kein Vagabund geht einsam durchs Leben, die Polizei hängt sich wie mit Kletten an ihn. Das kommt: der Vagabund kümmert sich zu wenig um die Behörden, darum kümmern sich die Behörden doppelt und dreifach um ihn.

Der alte Landstraßenritter krümelt aus der Tasche den heute beim Betteln eingeheimsten Karo. Brot ist das, Brot von verschiedenen Sorten, auf alle Fälle steinhart, frisches Brot geben die Leute ungern. Piri hackt mit dem Messer das Brot in Würfel, gibt es in eine Blechbüchse mit Wasser, ein Stück Speck desgleichen — klingt es nicht wie ein Kochrezept? — und stellt die Geschichte aufs Feuer.

Ein winziges Feuerchen ist das, es züngelt noch nicht einmal über den niedrigen Rand der Sandkule. Und wenn nun ein Spinatwächter käme, so würde Piri sagen (mit dem nötigen Respekt, versteht sich): „Herr Gendarm", würde er sagen, „ein so kleines Feuerchen kann doch nicht verboten sein. Mit Verlaub, wo soll unsereins seine Suppe kochen? Ich kann das Feuerchen in meiner Büchse forttragen, Herr Gendarm! Sind S' so gut, Herr Wachtmeester, und schauen S' darüber hinweg."

Vielleicht würde es der Landjäger wirklich tun? Hundert gegen eins jedoch ist zu wetten, daß er den alten Piri mit barschen Worten anfährt und ihn zum nächsten Ortsarrest schleppt. Und während Piri mit hungrigem Magen — ungekocht kann er den harten Karo mit den alten Zähnen nicht beißen — neben dem Herrn Landjäger nach Raubersried oder Scheupeleinsmühle oder wie das nächste Nest sonst heißen mag, einhertappt, kann es gut sein, daß an den beiden vorbei ein Auto in ungeheuerlichem Tempo über die Landstraße schwimmt und Leben und Gesundheit wandernder Mitbürger gefährdet. Dieser Kraftfahrer, der den rasenden Tod auf so gemeine und leichtfertige Weise herausfordert, wird nicht nach Raubersried oder Scheupeleinsmühle verschleppt. Er bekommt höchstens . . . wenn er überhaupt etwas bekommt. Eh, der alte Piri weiß Bescheid.

Der Karo weicht auf, man sieht schon, wie die alten Brotstücke mit Brühe sich verbinden. Der Speck duftet. Auch der Wacholderbusch duftet. Es ist kaum zu sagen, welche Fülle von feinem Harzgeruch er in die Luft schleudert. Piri riecht nur den Speck und die Brotsuppe, und Dzuckel, der liebe treue struppige Kerl, teilt schweifwedelnd die Neigung seines Herrn.

Piri zückt ein zusammenklappbares blechernes Besteck. Vorn ist es Löffel, hinten Gabel. Damit sticht er erst die Schwarte aus der Brühe, läßt den Saft auf ein großes Stück Karo tropfen und reicht beides — Bettelbrot und Speckschwarte — dem gierig schnappenden Hund. Dann erst löffelt und sticht Piri abwechselnd Brühe, Brot und Speckwürfel aus dem Pott und überhört schmatzend, wie von der Landstraße her sich Schritte nähern. Erst das Knurren des Hundes macht ihn aufmerksam, und aufschauend sieht er einen Menschen zwischen den Baumstämmen herankommen. Ein Spinatwächter ist es nicht. Piri erkennt es sogleich, — es ist eine Dippelschickse.

„Servus!" sagt das Wanderweib. Sagt es mit einer aufgerauhten, faßt schon zerriebenen Stimme. Piri ist der unerwartete Zuwachs an seiner Sandkule in der Seele zuwider. Er hat Gesellschaft gang an seinem Hund. Die Schickse sticht zudem mit hungrigen Augen nach seinem Topf. Piri antwortet darum nicht, sondern löffelt um so eifriger darauf los.

Ächzend läßt sich das Weib am Rand der Sandkule nieder. Man sieht, es ist ausgepumpt, nicht ein kläglicher Rest von Kraft ist mehr vorhanden. Dzuckel fährt der Schickse nicht einmal an die Beine, obwohl es der Alte in seinem Verdruß nicht ungern sähe. Aber der Hund hat Mitgefühl, richtiges Mitgefühl hat der Hund.

Dann tut die Dirne den Mund auf und in den nächsten Minuten nicht mehr zu. Eine wahre Sturmflut von Worten purzelt aus ihr heraus. Piri kennt das, Menschen ohne Gesellschaft bekommen leicht den Redehunger; aber nie ist es beim Mann so schlimm wie beim Weib. Piri erfährt nebst allerlei Unsinn und Geschimpfe auf die Menschheit den Standort des nächsten Landjägers und den des Flurwächters von Kleinbiebelbach, was nicht unwichtig ist. Auch ihren Namen nennt sie, nebst anderen Vertraulichkeiten, die anzuhören Piri unangenehm sind. Es tut nicht gut, viel zu wissen von seinem Nebenmenschen, man kommt nur in Ungelegenheiten damit.

Der Schickse den Mund zu stopfen, scheint Piri das wichtigste. Seufzend trennt er sich von seinem Topf, reicht ihn hin, obwohl er noch viel wohlschmeckende Brühe und aufgeweichtes Brot enthält. Und so schön warm ist der Topf, man kann die alten Hände daran wärmen. Das fühlt auch die Schickse, sie streift den Rock zurück, klemmt den Topf zwischen die nackten Knie, macht Anstalten, gierig den Inhalt zu schlürfen und verfällt im nächsten Augenblick erneut in ihr altes Geschwätz. Weiß der Teufel, was mit der Schickse los ist!

Der Mann, so lautet ihre Flunkerei, die sie den Leuten beim Betteln erzählt, ist auf den Tod krank. Ein kreuzbraver Mann, es ist ein Jammer um ihn. Vier Kinder hungern zu Hause. Ein Kind ist lungenkrank, vom Vater angesteckt. Die andern werden bald folgen, sie husten schon so verdächtig. Das Loch, in dem sie alle wohnen, ist vom Hauswirt gekündigt, weil sie seit Monaten mit der Miete rückständig sind. Das Jüngste braucht Milch, um zu leben, aber wo hernehmen? Die Ziege im Bretterverschlag ist von der Steuer gepfändet. — In dieser Tonart jammert die Schickse, wenn sie betteln geht. Dem Piri erzählt sie die Wahrheit. Die Wahrheit aber ist so: —

Fünf Jahre war sie bei einer Herrschaft; dann ließ sie sich verblenden und nahm einen Bräutigam und bekam ein Kind. Der Talmikavalier verduftete, vermutlich war er ein verheirateter Mann; das Vormundschaftsgericht konnte ihn nicht ausfindig machen. Das Wohlfahrtsamt erwies sich wenig nobel, die Unterstützung reichte nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Arbeit bekam sie nicht, später verzichtete sie darauf. Wiederholt mußte sie die Kostfrau wechseln für das Kind, weil sie keine Pinke zum Zahlen hatte.

Schließlich ging sie Klinkenputzen in der Stadt, wie man unter Zünftigen den Hausbettel nennt. Mehrere Male ging sie verschütt bei dieser Beschäftigung und bekam Gefängnis. Sie ließ sich aber nicht dumm machen, und als ihr der Boden gar zu heiß wurde, wechselte sie ganz einfach aufs Land. Hier ist der Spielraum größer. Wenn man ehrbar tut vor den Bauersfrauen, kriegt man immer noch genug herein. Freilich, hart ist das Betteln auf dem Land. Aber das Wandern. Die Schickse ist vom Wanderteufel besessen. Sie kann nicht mehr anders, sie muß wandern. Gierig blicken ihre Augen ins Leere. Vielleicht nicht ins Leere, ins Weite blicken sie. Diese Wanderunrast wird sie im Leben nicht mehr los.

Der Wacholderbusch duftet, von den Bäumen rieselt Ozon herab. Das Gras sprüht Leben, es ist, als ob man sich in Federn kuschelte, und es ist doch nur Gras. Der Sand in der Kule duftet erdhaften Brodem aus. Die Beine der Dirne stemmen sich gegen den Sand. Die Suppe im Topf zwischen den Knieen wird kalt. Rote Flecke wachsen in dem Gesicht der armen Frau. Die Augen schwimmen trocken in böser Glut. Die Stimme zittert hysterisch.

Aufgebracht stochert Piri mit dem Wanderstecken im Sand und verflucht den treulosen Talmikavalier. Hätte sie der Schuft nicht sitzen lassen, wäre die Schickse nicht hier und redete ihm den Kopf voll.

„Ich bin schon ein Schlamasselvogel", klagt die Dirne plötzlich eine Oktave tiefer. Das Kind . . . Was mach' ich nur mit dem Kind?"

So weit kommt die Dirne mit ihrem Geleier. Dann greift sie ganz plötzlich auf eine gewisse komische Weise in die Luft, sinkt hinten über, der Blechnapf zwischen den lockeren Knien kullert in den Sand, die Brühe löscht das Feuerchen aus.

Piri schreit die Dirne an, die Dirne ist stumm. „Du wirst doch nicht . . .?" schreit Piri. Dann hält er erschrocken inne, stiert der stummen Frau traurig in das Gesicht. Ist sie ohnmächtig? Ist sie tot? Piri weiß es nicht.

Es dunkelt bereits, der erste Stern blitzt auf. Der Wald rauscht, eben fängt er an zu rauschen. Dzuckel kann ein kummervolles Wimmern nicht unterdrücken. Dzuckel jault. Aber das ist keine Antwort auf Piris Frage.

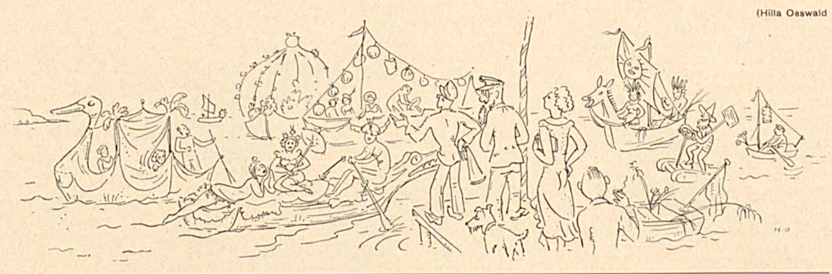
(Zeichnung von R. Kriesch)



Alte Schule

„Also, liebes Kind, dieser Berg hat eine Höhe von 1870 Meter. Wie hoch müßte er sein, damit die Zahl durch 7 teilbar ist?"





Mondampel überm Gartenfest

Von Georg Schwarz

Musik, Laternen, lachende Gesichter,
Und tanzend wiegt sich alles auf den Beinen.
Der schwarze Parksee spiegelt goldne Lichter,
Der Mond will auch zum Abendfest erscheinen.

Ein leuchtender Ballon, orangefarben,
Erhebt er sich aus schattenhaften Bäumen,
Die Lampen, die sich hier das Recht erwarben,
Verschwimmen blaß, um ihm den Platz zu räumen.

Der Mond, er könnte zaubern und betören
Mit seinem Gold! Doch sieh! Er steigt gelassen,
Er will das bunte Lampenfest nicht stören
Und auch die kleineren Lichter leuchten lassen.

Sanft schwebt er hin an Wipfeln hoher Buchen,
Lacht freundlich aus der Ferne, klein und blässer.
Die roten Bootslaternen aber suchen
Sein Spiegelbild noch lang im Nachtgewässer.

Wochenende am Stammtisch

Eine stille Rückkehr zur Natur / Von Ernst Hoferichter

Die Welt riecht nach Samstagnachmittag . . .
Durch die Abreißkalender schimmert es rötlich. Und der Sonntag wartet auf Geburt.
Im Wirtshaus stehen die Flügeltüren offen. Die Speisekarten schlagen sich im Luftzug von selbst auf. Rosa Nummer sieben steckt sich eine Nelke an den Balkon, und der Geruch abgebräunter Kalbshaxen kämpft gegen den Duft der Blume um die Vorherrschaft. Wenn sie fünf Halbe serviert, verirrt sich der Stiel in das angepreßte Bockglas, und die Nelke blüht auf, als hätte sie zwanzig Prozent Trinkgeld bekommen.
Am Stammtisch „Zum Eiskasten" ist gleichfalls die Natur eingezogen. Von der Wand tropft an den aufgenagelten Ansichtskarten zentnerweise das Abendrot ab. Bergspitzen stechen aus dem Rauch von neun Virginias. Die herzlichen Ausflugsgrüße ergeben zusammengezählt — eine Gefühlsinflation. Und um den Tisch blühen Vollbärte Krautspuren aus, auf den papierenen Bierfilzen wachsen die Striche wie Schnittlauch, und aus den Bauchwesten schießen die neuen Hosenträger mit „Extra-Qualität" nach oben. — — —
Aus dem Eiskasten hört man das Wasser tropfen, und dazwischen fallen vom Stammtisch die Worte wie abgefieselte Hundsknochen zu Boden.
„. . . Jetzt treiben sie's schon a bisserl arg mit dem Wiegend . . .!"
„Aber eine gewisse Berechtigung hat halt die Natur aa — — —"
„So . . .? Nacha flack dich halt mit an Dutzend Limonadenflaschln in an Kohlrabigarten, bis die Veigerl aus dö Schilähtascherl wachsen . . .!"
„Peter, sag' ma nix gega den sogenannten Busen der Natur . . . Da verstehst du nix . . . Da bist du a direkter Laie . . .!"
„Und du nacha . . .? Du hockst di jeden Samstagabend mit der ganzen Familie ins Waschhaus und waschst dir im Auskochkübi an Hals . . . Und die Anna muaß dazua auf der Zithern spuiln . . . Is dös vielleicht aa a Wiegend . . .?"
„Peter, jetzt werst persönli . . .!!"
„Gar nix werd' i —, aber is dös Natur, wenn's nach Hühneraugenpflaster riacht, und die Frau dir an Buckel einsoafa tuat . . .?"
„Rueh, meine Herren . . .! Die fragliche Natur erlebt doch jeder quasi auf seine ganz persönliche Note, net wahr . . ."
„Und a gewisse Natur hat jeder von uns, dös sag' i . . . Und dö lass' i mir von dir net nehma, wo schon der Dichta so schön sagt: Mensch und Viech zwei, drei . . . freuen sich zwei, drei . . .!"
„Da ziagt's schon wieder . . . Rosa, mach' d' Tür zua . . .!"
„Daß net z'vui Wiegend eini kummt ins Lokal . . . Sonst muaßt d' wieder an Schwitztee trinka und a Wocha ins Bett flacka, daß di d' Matratzenfedern stempeln wie a Schweiners auf der Trichinenschau . . .!"
„Red' net . . .! Was woaßt denn du vom Leb'n . . . I . . .! I bin in Schlösser aufg'wachsen, wo mir direkt neben Thron a Hausmoasterei g'habt hab'n . . . An mir is zwanzig Jahr' lang blaues Bluat vorbeig'flossen . . . In Strömen hat da Hochadel uns eingerahmt . . . Von so an Wiegend hast du koa Ahnung, du alte Bauernsau . . .!"
„Meine Herr'n, was schreit's denn so . . .? Da mach' ma halt dö nächste Woch' alle miteinander a Orgie in da Natur . . .!"
„Dö nächst Woch? . . . Da muaß i an Abtritt weißen, weil er gar nimmer wohnlich ausschaugt."
„Da kann i a net . . . Da ziagt beim Schwarzfischer a neier Wirt auf . . ."
„Und warum pressiert's denn so . . .? Auf oamal in d' Natur einirumpeln is gar net g'sund . . . Dös Wiegend muaß aa g'lernt sei . . ."
„Freili, dös is grad a so, als obst a Sau auf oamal über Nacht in a Himmibett eini legst, dös wo nur die Filmstare vertragen könna . . ."
„Tropfenweise . . .! Dö Natur is wia a Medizin, da kannst net glei sechs Maß saufa — — —"
„Nacha spui ma aweil oan auf tausend . . . Rosa, d' Karten . . .!"
„Grasen is Trumpf . . . Raus mit 'm Glaser . . .!" — — —
Und Laub liegt als grüne Weide zwischen stillen Weihern von verschüttetem Bier auf der Stammtischplatte. Multipliziert man dieses Laub, so entsteht ein Wald, der zu weit ab liegt, — um hier je Trumpf zu werden. Im Rücken der Spieler lächeln Alpenseen wie Biermädel, wenn sie gekitzelt werden. Wasserfälle springen von der Wand, Dörfer brüten sonntäglich ———.
Und durch die Ansichtskarten, die mit Reißnägeln an die Wand gekreuzigt sind, geht das Sehnen: — Wochenende . . .
Bis eine Faust auf den Tisch saust———
Die Natur auf den Ansichtskarten zuckt wie von einem Blitzschlag zusammen. Eine Ansicht sieht sich nach der anderen um — ob über sie eine kosmische Katastrophe eingebrochen sei. Teilansichten schwitzen, und kolorierte Panoramas verlieren ihre Weitsicht — — —.
Zu ihren Füßen hat ein Stammgast unerwartet — vierzig in Eichel angesagt . . .
Beruhigt zieht sich die Natur am Wochenende wieder auf das für Ansichtskarten zugelassene Format zurück — — —.

Nach dem Ferngewitter

Regenblasen, Regenblasen
Treiben auf dem Bach hinab,
Langsam bis nach Langenargen,
Wo ich eine Base hab' . . .

Nein, ich habe keine Base
Mehr in dieser argen Welt,
Sie zog fort von Langenargen,
Und sie zog mit sich ihr Geld.

Auch mein Schatz ist mitgefahren,
Der mein Herz in Stücke brach,
Meine allerschönsten Briefe
Lächelnd warf den Fischen nach.

In der Schweiz ist sie gestorben,
Und ich bin ein armer Mann,
Und ich stiere in die Blasen,
Weil ich es nicht fassen kann.

Wilhelm Schaffen

Der Musikant

(Wilhelm Schulz)



Mädel, schmeiß nicht mit Pantinen,
Wenn ich draußen auf der Gaß
Mich mit meiner Violinen
Einmal wieder hören laß.

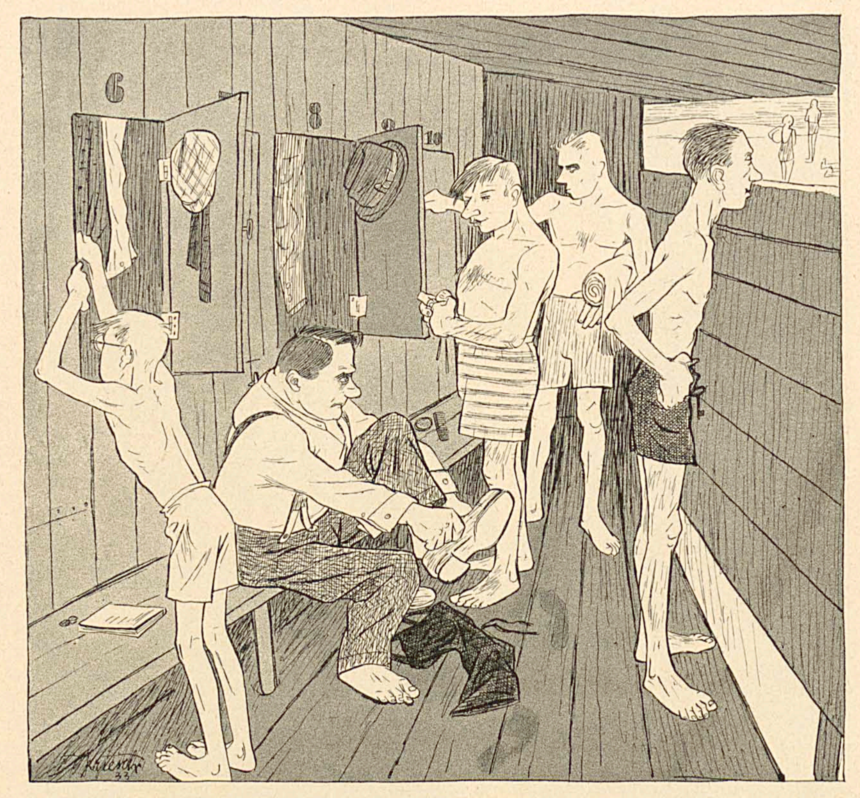
Denke nicht, daß meine Liebe
Sei nicht ganz nach deinem Sinn,
Daß ich dir nicht treu verbliebe,
Zieh ich durch das Land dahin.

Ja, da draußen in der Ferne
Gibt's viel Mädchen groß und klein,
Und die Violin will gerne
Allen wohlgefällig sein.

Wilhelm Schulz

Der Außenseiter

(R. Kriesch)



„'s Baden is halt a umständlicher Sport — zum Kegelscheibn braucht ma si net erst ausziahg'n!"

Intermezzo

Willst du deinem Garten Gutes spenden,
gib ihm dann und wann, was fördernd wirkt,
namentlich von jenen Restbeständen,
die man sonst geheimnisvoll verbirgt.

Etwas peinlich riecht zwar diese Quelle.
Doch ich bin der Vorurteile bar.
Und so griff ich heute nach der Kelle,
die zu dem Behuf vorhanden war.

Ein Kollega von der lyrischen Sorte
kam mir unvermutet auf die Spur,
als ich eben, ohne viele Worte,
sozusagen in die Grube fuhr.

Staunen erst, dann völlige Umnachtung
zog durch seine Physiognomie,
und ich sah, ich sank in seiner Achtung,
wenn er dem auch keine Worte lieh.

Drum so rief ich: „Gleiten Ihre Beine
wieder hoch hin über Raum und Zeit? . . .
Denn man zu! Und lassen Sie mir meine
Art der schöpferischen Tätigkeit!"

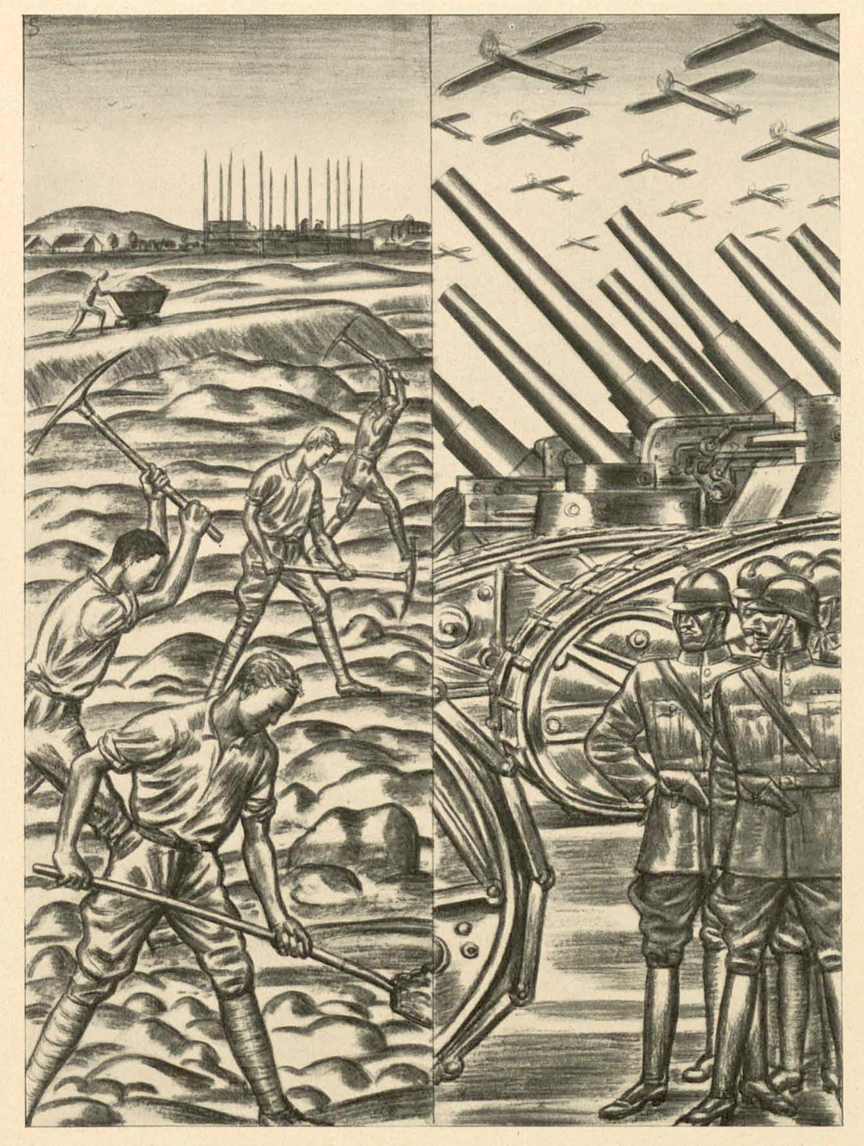
Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Zur letzten öffentlichen Hinrichtung eines Mörders, die auf dem Marktplatz eines kleinen Schweizer Städtchens an einem frühen Sommermorgen stattfinden sollte, kam viel Volk aus den Tälern und herunter von den Bergen.
Alles strömte schon am Abend vor dem ereignisreichen Tage dem Städtchen zu.
Da nicht genügend Unterkunft vorhanden war, lagerten viele auf dem Marktplatz und verbrachten hier die Nacht mit Trinken, fröhlichen Liedern und Musizieren, und noch als die Sonne aufging und die ernste Stunde nahte, hörte man helle Jodler weithin schallen.
Der Amtmann, der dieses fröhliche und laute Getriebe dem Ernst der Stunde nicht angemessen fand, gab Weisung, dem Volke Ruhe zu gebieten — und alsbald erschien auf der Richtstätte der Scharfrichter und brüllte in die aufhorchende Menge: „Wenn er jetzt net still sid, wird heut überhaupts net köpft . . ." — und es ward stille!

Frankreich ist gegen die deutsche Arbeitsdienstpflicht

(E. Schilling)



denn sie bedroht — Frankreich

Sans-souci

(E. Thöny)

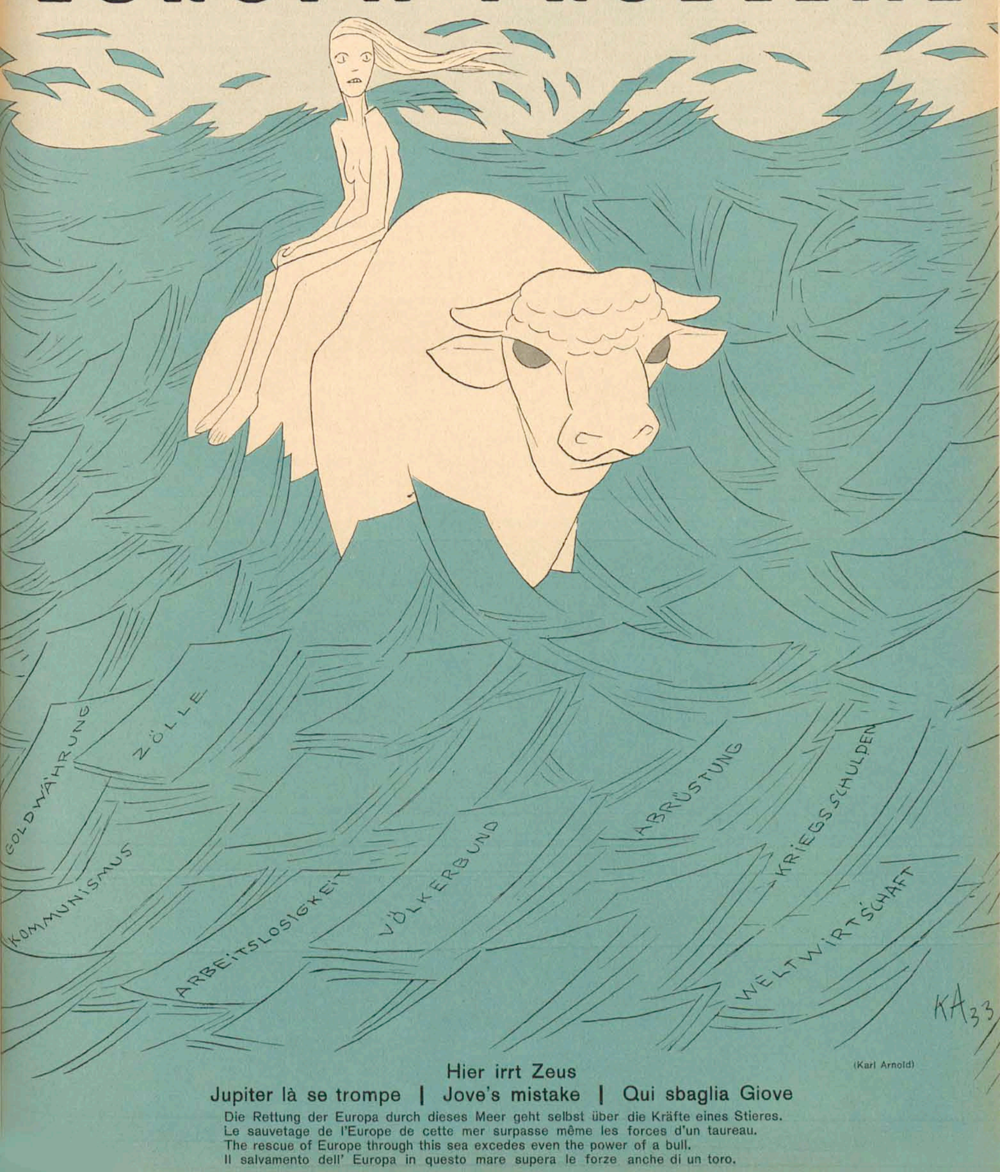


„Die Weltwirtschaftskrise berührt uns nicht, unsere Kriegsindustrie floriert."

München, 9. Juli 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 15

SIMPLICISSIMUS

EUROPA-PROBLEME



(Karl Arnold)

Hier irrt Zeus

Jupiter là se trompe | Jove's mistake | Qui sbaglia Giove

Die Rettung der Europa durch dieses Meer geht selbst über die Kräfte eines Stieres.
Le sauvetage de l'Europe de cette mer surpasse même les forces d'un taureau.
The rescue of Europe through this sea excedes even the power of a bull.
Il salvamento dell' Europa in questo mare supera le forze anche di un toro.

Was will dieses Bilderheft?

Vor zwölf Jahren haben wir in einer Broschüre „Des deutschen Michels Bilderbuch 1896—1921“ den Versuch gemacht, aufzuzeigen, wie der Simplicissimus im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens zu den Problemen, die Deutschland und Europa bewegten und schließlich die schwersten Katastrophen herbeiführten, Stellung genommen hat — immer getreu dem Leitspruch seines Taufpaten Grimmelshausen, den dieser dem „abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus“ voranstellte:

Es hat mir so wollen behagen,
mit Lachen die Wahrheit zu sagen.

Wir haben damals betont, daß dieses Lachen „freilich meist nicht grade der Ausdruck innigsten Behagens war“; wir haben aber auch unterstrichen, daß es uns dabei „immer um Deutschland zu tun gewesen ist“.

Wenn wir nun heute einen ähnlichen Rückblick und — Ausblick vorlegen hinsichtlich einer Zeit, die von unserem deutschen Standpunkt aus unter dem bitteren Schlagwort „Der Krieg nach Versailles“ zusammenzufassen ist; wenn wir die wesentlichen Etappen dieser Kämpfe und Intrigen nochmals aufrollen, nochmals die schauerlichen Abgründe aufdecken, die uns und mit uns ganz Europa zu verschlingen drohen, falls es nicht im letzten Augenblick noch zu jener Besinnung kommt, die so viel gepredigt und leider so wenig praktiziert wird — wenn wir dies alles tun, so geschieht es nicht, um alte Wunden aufzureißen, um alte Affekte neu anzufachen, sondern um für unser bescheiden Teil und auf unsere Weise etwas dazu beizutragen, daß aus der Not — indem wir sie besonders eindringlich vor Augen stellen — eine Tugend werde.

Wir sind ja keine Politiker und Diplomaten, die sich durch den reißenden Strom und die Wirbel der Ereignisse und Probleme durchzukämpfen haben; wir sind Zuschauer und Betrachter, aber am schwer gefährdeten Ufer, und schon darum mit Leib und Seele bei der Sache, um die es geht.

Wie jener arme Knabe an der Landstraße sind wir, der, den Kopf in den Händen und die Arme auf die Kniee stützend, dasaß, als Goethe mit einem Freunde vorüberkam. „Junge, was machst du da? Worauf wartest du?“ rief ihn des Dichters Begleiter an. „Worauf sollte er warten?“ nahm Goethe das Wort. „Er wartet auf menschliche Schicksale.“

. . . So legen wir denn hier unsere Karten auf den Tisch — mögen die anderen sehen, wieviel Stiche darin sind!

Simplicissimus

Qu'est-ce qu'il veut ce cahier illustré?

Nous avons essayé il y a douze ans à montrer dans une brochure „le livre d'images du ‚Michel' Allemand 1896—1921“ quelle était la prise de position du „Simplicissimus“ dans les premières 25 années de son existence au point de vue des problèmes qui émouvaient l'Allemagne et l'Europe et qui causaient à la fin les catastrophes les plus graves — la prise de position du „Simplicissimus“ toujours fidèle au motif dominant de son parrain Grimmelshausen, qui l'a mis à la tête de son „aventureux Simplicius Simplicissimus“: „Il m'a plu toujours à dire la verité tout en riant.“

Nous avons alors accentué que ce rire n'était pas justement l'expression de l'agrément le plus sincère — mais nous avons aussi souligné, qu'il s'agissait pour nous toujours de l'Allemagne.

Si nous présentons aujourd'hui un pareil regard retrospectif et perspectif — à l'égard d'une époque, qui de notre point de vue allemand est résumée dans l'expression amère de: „la guerre après Versailles“ — si nous déroulons encore une fois les étapes essentielles de ces combats et intrigues, si nous dévoilons encore une fois les abîmes affreux, qui menacent à dévorer nous-mêmes et avec nous l'Europe entière, à moins qu'elle ne revienne au dernier moment à cette „raison“ tant prêchée et malheureusement si peu pratiquée — si nous faisons tout cela, il ne se fait pas pour ouvrir brusquement des plaies anciennes, pour rallumer des émotions anciennes — mais pour aider un peu de notre part modeste et de notre manière à faire de nécessité vertu, tout en laissant sauter aux yeux cette nécessité. — Nous ne sommes pas des politiques ni des diplomates, qui doivent se faire jour par le torrent des événements et des problèmes; nous sommes des spectateurs, des gens qui regardent — mais d'un bord en grand danger et déjà à cause de cela nous sommes corps et âme chez l'affaire en question.

Nous sommes dans la même situation que ce pauvre garçon qui était assis dans la rue, la tête dans les mains et les bras appuyés sur les genoux, quand Goethe passa avec un de ses amis. „Mon petit, que fais-tu là? Qu'est-ce que tu attends?“ demanda le compagnon du poète. „Qu'est-ce qu'il peut bien attendre?“ Goethe prit la parole „il attend des destinées humaines“.

Ainsi nous jetons nos cartes à jouer sur la table — que les autres voient, combien de levées il y a!

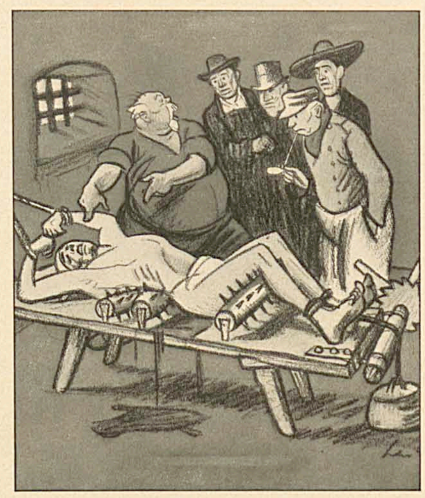
Simplicissimus

Der Anfang aller Krisen

Le commencement de toutes les crises | The beginning of all the crises | L' inizio di tutte le crisi

Versailles
Versailles

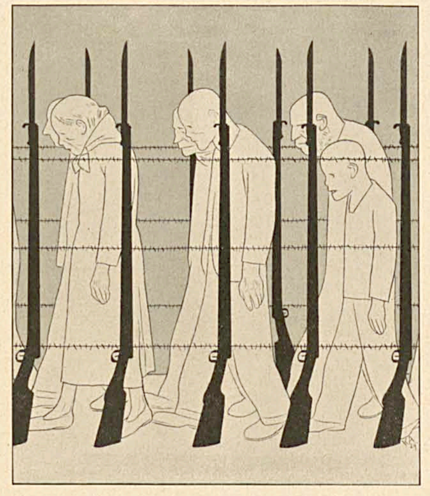
Versailles
Versaglia



„Sie hören — er bekennt sich schuldig!“
„Vous entendez — il se reconnaît coupable!“
„You hear, Gentlemen, he pleads guilty!“
Ascoltate, signori, egli confessa di essere il colpevole.“
(Schulz 1924)

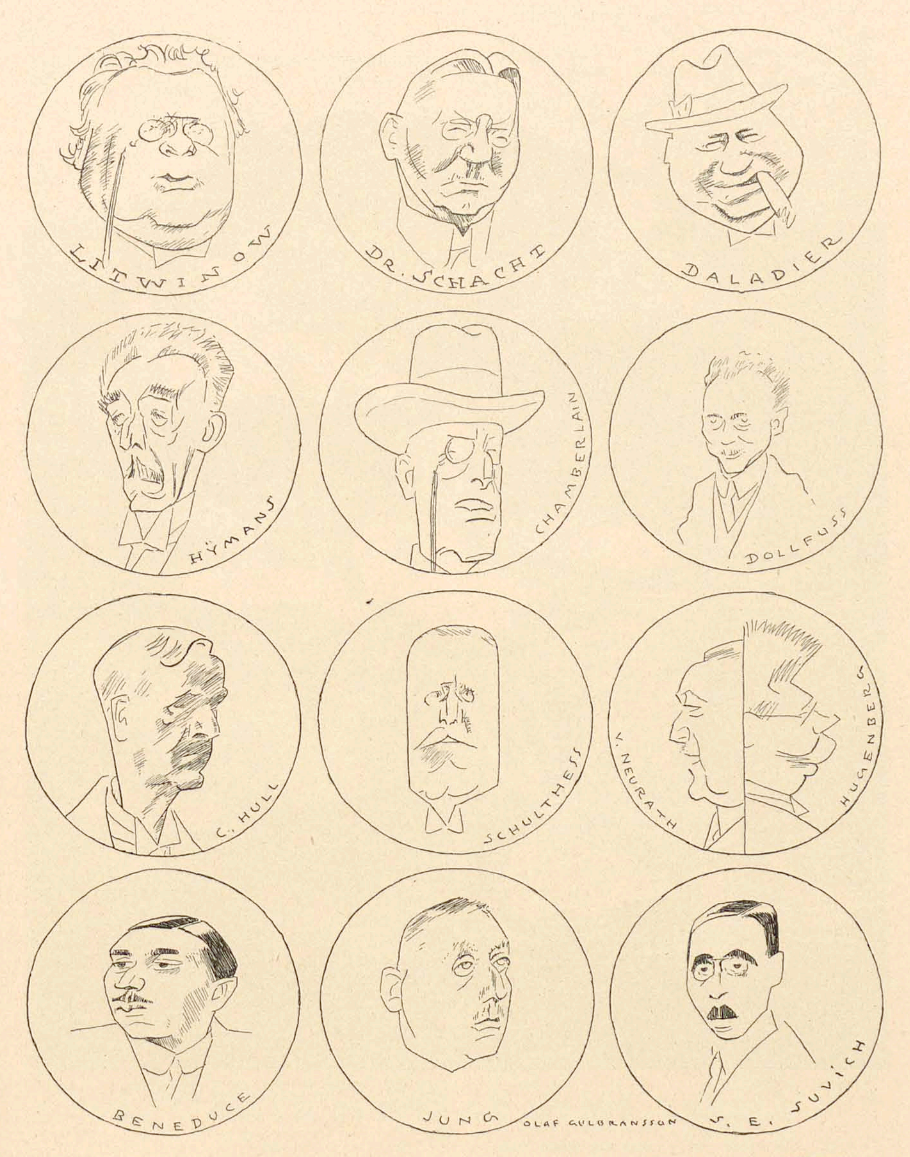
Deutschland!
Allemagne!

Germany
Germania



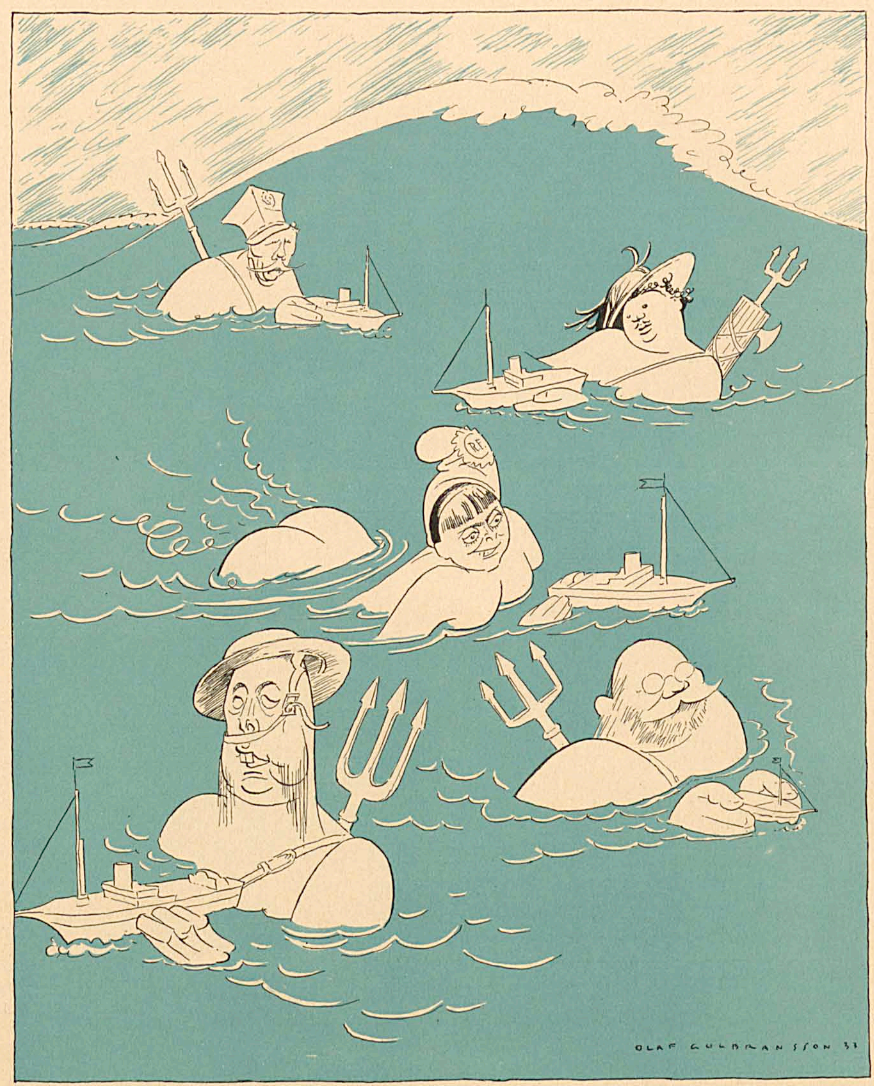
Nach der Lüge der Kriegsschuld die Last der Kriegsschulden! | Après le mensonge de la cause de la guerre — le fardeau des dettes causées par la guerre. | „After the War guilt lie — the burden of War indemnities!“ | Dopo l'accusa sulle responsabilità della guerra, dobbiamo sopportare la soma dei debiti.
(Arnold 1929)

Köpfe der Weltwirtschaftskonferenz | Têtes de la conférence économique mondiale
Heads of the World Economic Conference | Le teste della conferenza economica mondiale



(Olaf Gulbransson)

Freiheit der Meere
Liberté des mers | Freedom of the Seas | Libertà dei mari



(Olaf Gulbransson)

„Wir könnten alle ganz friedlich baden, wenn wir den Konkurrenzneid lassen würden."
„Nous pourrions tous nous baigner paisiblement, si nous laissions de côté la jalousie de concurrence."
„We could all peacefully bathe together, if we only could resist competing with each other!"
„Se tra noi non ci fosse tanta concorrenza, potremmo fare i bagni tranquillamente . . ."

Völkerbund

Société des nations | The League of Nations | La lega delle Nazioni

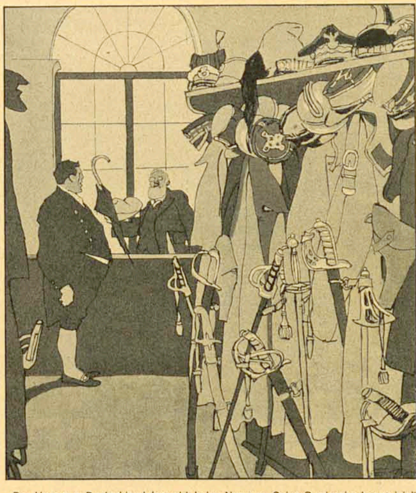
Dawesplan
Projet Dawes

The Dawes-Plan
Progetto di Dawes



„Das Kapital schreit nach Zinsen — das also war unser Tod für die gerechte Sache!" „Le capital crie d'après les intérêts – c'est alors cela qui fut notre mort pour la juste cause!" | „The capital cries for interest. So this was meant by our dying for the righteous cause!" | „Il capitale grida per gl'interessi – era questa la nostra morte per la cosa giusta." (Arnold 1929)

In der Völkerbundsgarderobe | Au vestiaire de la maison des nations à Genève | In the cloak-room of the League of Nations | Nel guardaroba della Lega delle Nazioni



„Der Herr aus Deutschland braucht keine Nummer. Seine Garderobe kenne ich." „Le Monsieur de l'Allemagne n'a pas besoin d'un numéro. Je connais ses vêtements." „The Gentleman from Germany needs no number, his clothes I know." „Al Signore della Germania non occorre il numero – lo conosco il suo guardaroba." (Thöny 1924)

Durchhalten!
Tenir bon jusqu'au bout!

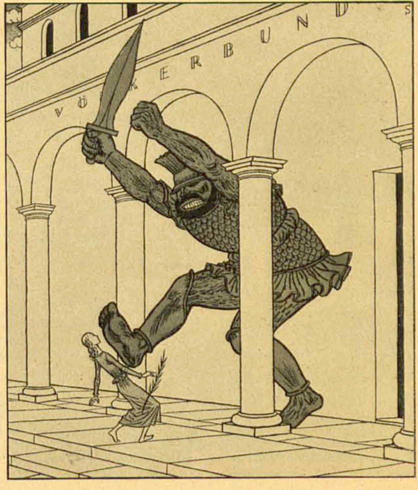
To see it through!
Resistere!



Europa ward wüst und leer – aber die Konferenzen tagten immer noch. L'Europe a été devenue déserte et vide – mais les conférences siégeaient toujours. | Europe became a hopeless desert – yet the Conferences were still sitting. | L'Europa è diventata vuota e deserta, ma le Conferenze ci sono ancora... (Arnold 1922)

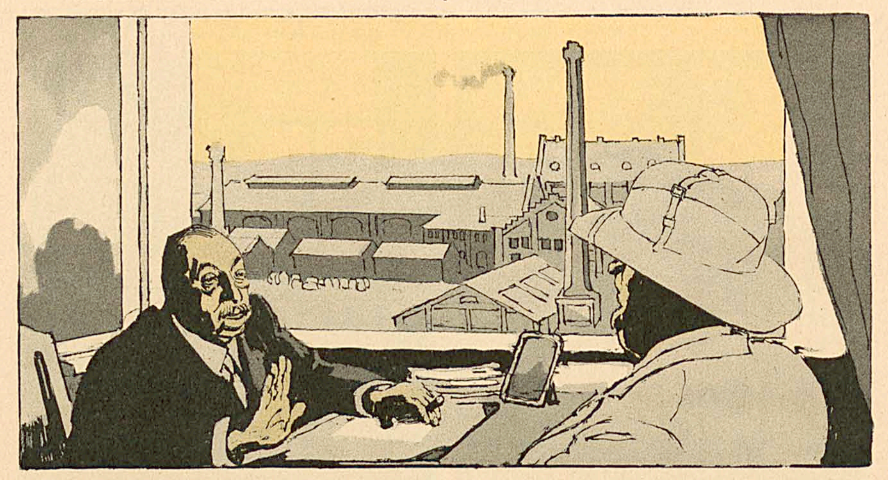
Für Recht und Freiheit
Pour le droit et la liberté

For Right and Liberty
Per il diritto e la . . . libertà



„Solange Frankreich hier das Protektorat hat, bin ich Herr im Hause!" „Tant que la France aura ici le protectorat, c'est moi qui resterai maître de la maison." „As long as France has the Protectorate here, I am master of the house!" „Finchè la Francia ha il protettorato, sono io qui, il padrone della casa." (Schilling 1923)

Internationale Handelsbeziehungen | Relations commerciales internationales
Relations of international commerce | Relazioni commerciali Internazionale



„An Rohstoffen haben wir gar keinen Bedarf, mein Herr. Was bei uns nicht wächst, erzeugt unsere Industrie."
„Nous n'avons pas besoin de matières premières, Monsieur. Ce que ne vient pas chez nous est produit par notre industrie."
„No want of raw material, Sir, what is not grown in this country is produced by our industry."
„Non abbiamo alcun bisogno delle materie prime, Signore, tutto ciò che non cresce da noi, lo produce la nostra industria."

„Nichts zu machen, Master, Fertig-Waren fabrizieren wir selbst."
„Rien à faire, Master, c'est nous-mêmes qui fabriquons des produits finis."
„No business doing, Master, manufactured goods are being made by ourselves."
„Niente da fare, Master, la merce la fabbrichiamo noi stessi."

(E. Thöny)

Friede und Vertrauen

Paix et confiance | Peace and Faith | Pace e fiducia



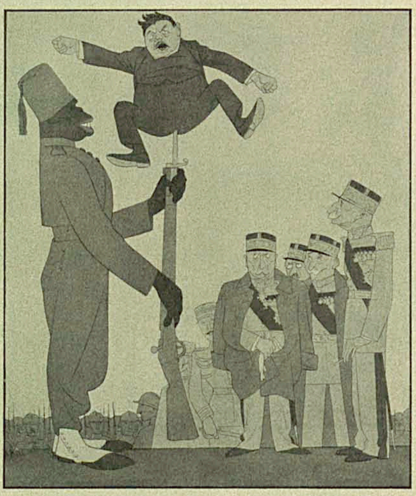
Abbau der Rüstungsindustrie bringt Aufbau der Weltwirtschaft.
Le démontage de l'industrie des attirails de guerre cause le montage de l'économie générale.
Reducing the war industry means building up the World-Trade.
Demolire l' industria delle armi significa la ripresa economica mondiale.

(E. Schilling)

Abrüstung

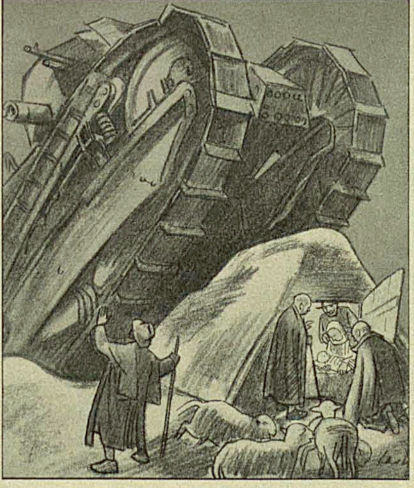
Désarmement | Disarmament | Disarmo

Militär-Diplomatie | Military Diplomacy
Diplomatie militaire | Diplomazia militarista



„Allons, Herriot! Sage den Deutschen deine Meinung über die Abrüstung!"
„Allons, Herriot! Dis aux Allemands ton opinion concernant le désarmement!"
„Allons, Herriot, tell the Germans what you think of Disarmament."
„Allons, Herriot, dici la tua opinione sul disarmo ai tedeschi."
(Arnold 1932)

Abrüstungs-Weihnachten | Disarmament-Christmas
Noël de désarmement | Il Natale del disarmo



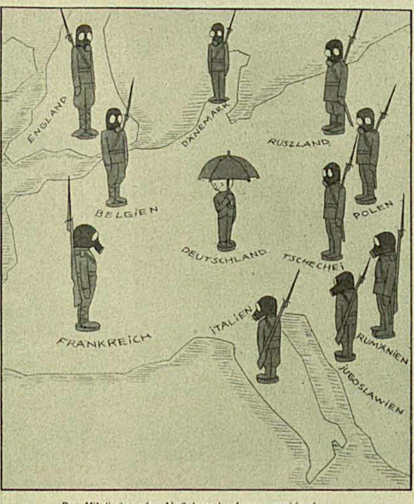
„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"
„Paix sur la terre aux hommes de bonne volonté!"
„Peace on Earth, Goodwill to men."
„Pace sulla terra agli uomini di buona volontà!"
(Schulz 1930)

Die Genfer Fesselkünstler | The Chaining Tricksters of Geneva
Les artistes d'enchaînement à Genève | L' artista dei ceppi a Ginevra



„Solange der Mars schläft, haben wir ihn in unseren Paragraphenschlingen ganz sicher gefesselt!" | „Tant que Mars dort, nous l'avons enchaîné solidement dans nos lacets de paragraphes!" | „As long as Mars is asleep, he is quite safe in our paragraph snares." | „Finchè Marte dorme, noi lo abbiamo ben legato con i nostri paragrafi." (Schilling 1932)

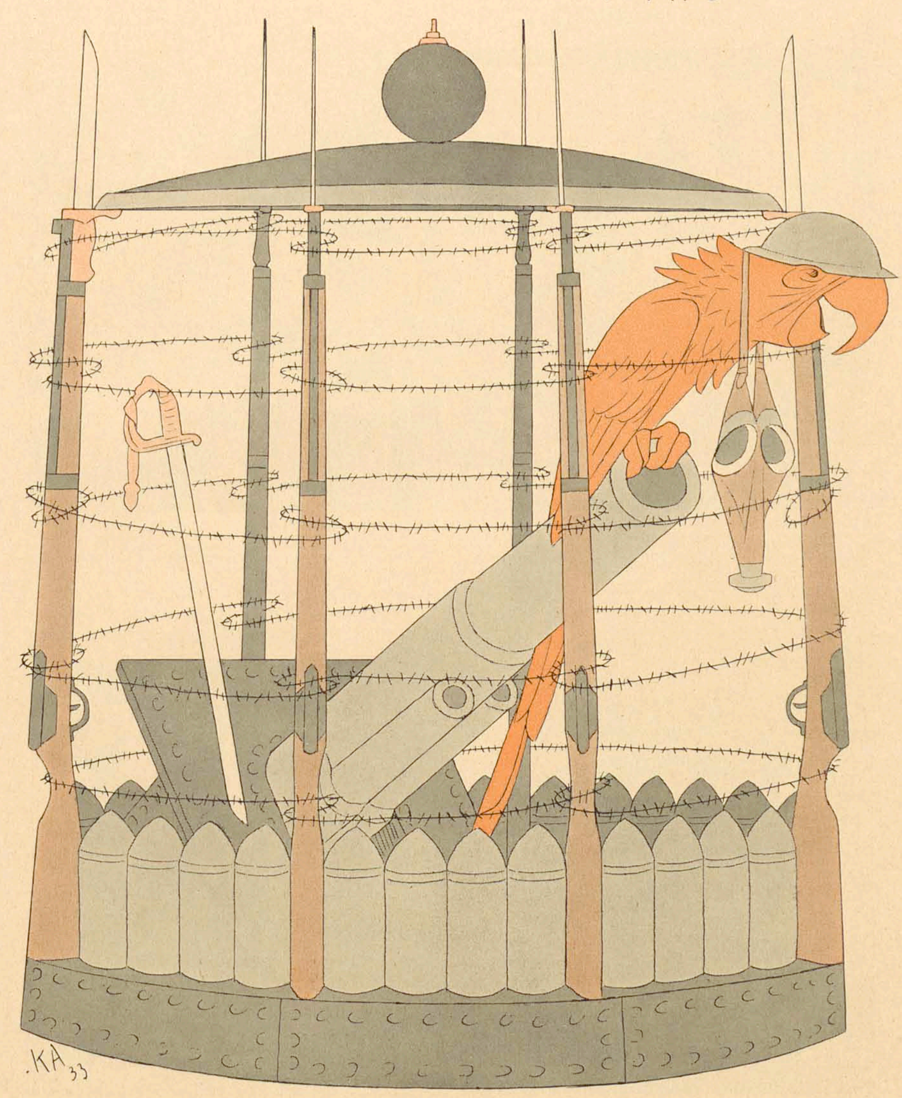
Die geographische Lage | The geographical situation
La situation géographique | La posizione geografica



Den Mitgliedern der Abrüstungskonferenz gewidmet.
Dédié aux membres de la commission de désarmement.
Dedicated to the members of the Disarmament-Conference.
Dedicato ai membri della Commissione del Disarmo.
(Arnold 1929)

Mariannes Papagei

Le perroquet de Marianne | Madame La France's Parrot | Il pappagallo di Marianna

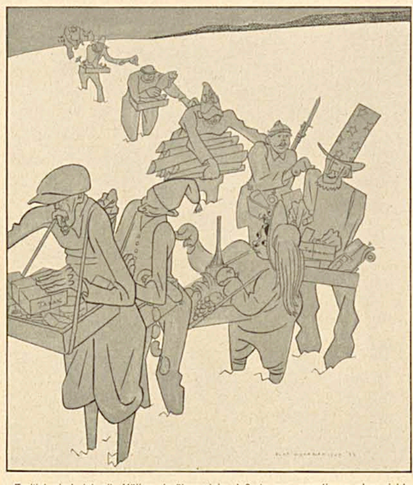


Sein ständiger Sicherheits-Schrei hält Europa in ständiger Unsicherheit. (Karl Arnold)
Son permanent cri de sûreté retient l'Europe dans un état permanent de manque de sûreté.
His unceasing cry for security keeps Europe in continous insecurity.
Il suo continuo grido di sicurezza tiene l' Europa in continua incertezza.

Wirtschaftskrise

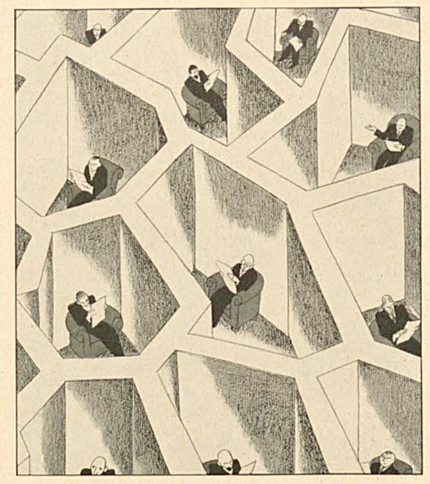
Crise de l'économie | Economical Crisis | Crisi economica

Handelsfriede auf Erden! Paix de commerce sur la terre! Commercial Peace on Earth! Pace del commercio sulla Terra!



„Endlich sind sich alle Völker darüber einig, daß sie nur exportieren, aber nichts importieren wollen!" | „Tous les peuples sont enfin d'accord à ne vouloir qu'exporter, mais rien importer!" | „At last, all nations agree, to export only, not to import." | „Finalmente tutti i popoli si sono riuniti per esportare, ma non per importare." (Gulbransson 1931)

Zur Zollfriedenskonferenz A la conférence de la paix douanière Tariff Peace Conference La Conferenza della tregua doganale



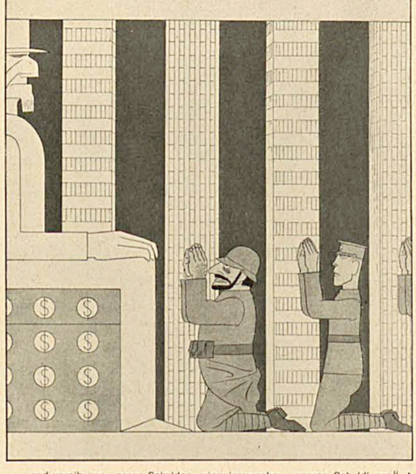
„Sie konnten zusammen nicht kommen, die Mauern war'n viel zu hoch."
„Ils ne pouvaient pas venir ensemble — les murs étaient beaucoup trop hauts."
„They could'nt reach each other, the walls were far too high . . ."
„Non riusci loro avvicinarsi perché i muri erano troppo alti." (Schilling 1930)

Die französische Position The French standpoint
La position française La posizione francese



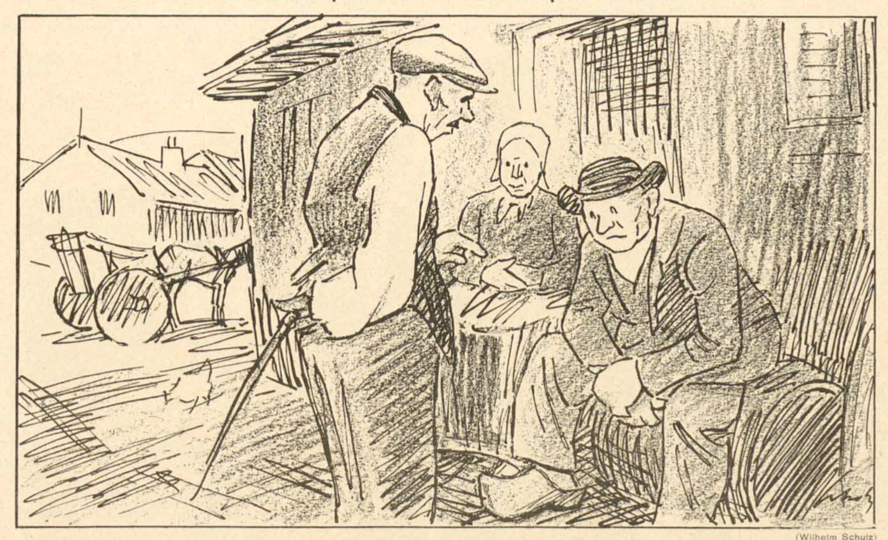
„Die Weltwirtschaftskrise ist für uns gelöst, wenn jeder Franzose seinen Goldbarren im Strumpf und seine Kanone im Garten hat." | „La crise de l'économie générale sera deliée pour nous quand chaque Français aura son lingot d'or dans le bas et son canon dans le jardin." | „We consider the world-crisis as solved for us, as soon as every Frenchman has his gold-bars in his stocking and his cannon in his garden." | „La crisi economica mondiale per noi finirà quando ogni francese avrà la sua verga d'oro nella calza ed il suo cannone nel giardino." (Arnold 1931)

Gläubiger Amerika The Creditor America
L'Amérique créancière Creditore America



„. . . und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern." | „. . . et pardonne-nous nos péchés comme nous pardonnons à ceux qui nous ont offensé." | „. . . and forgive us our trespasses, as we forgive them that trespass against us." | „ . . . perdona i nostri peccati come noi perdoniamo i nostri . . . debitori." (Schilling 1932)

Das andere Frankreich
L'autre France | The other France | L' altra Francia



(Wilhelm Schulz)

„Qu'est-ce que c'est, Monsieur, wir haben den größten Goldschatz, und doch geht es uns schlechter als vor dem Kriege?" „Oui, Madame, c'est la paix!" | „Qu'est-ce que c'est, Monsieur, nous avons le plus grand trésor en or et malgré cela nous sommes dans une pire situation qu'avant la guerre?" „Oui, Madame — c'est la paix!" | "Qu'est-ce que c'est, Monsieur, we own the largest gold-treasure and yet we are doing worse than before the war?" "Oui, Madame, c'est la paix!" | „Qu' est-ce que c' est, Monsieur, noi abbiamo il più grande tesoro d' oro, ma a malgrado ciò, ci troviamo in condizioni peggiori di prima della guerra." „Oui, Madame, c'est la paix."

Why this picture-book?

Twelve years ago we published a pamphlet "The German Michael's Picture-Book 1896—1921" in which we endeavoured to show 'SIMPLICISSIMUS' standpoint, during the first 25 years of its existence, towards the problems which have been affecting Germany and Europe, and which ultimately have brought about the gravest catastrophes; and how, in so doing, 'SIMPLICISSIMUS' has always kept true to its godfather Grimmelshausen's motto:

It happens so to be my pleasing
To tell the people truth by teasing.

This motto being prefixed to his famous biography of the "adventurous Simplicius Simplicissimus".—

We pointed out at the time that this facetiousness was surely not the outcome of real ease and comfort; in acting so, *the sake of Germany was uppermost in our mind.*

If now we are giving a similar retrospective and prospective view of a time which, from our German point of view, must be called by the rather bitter slogan 'THE WAR AFTER VERSAILLES'; if, further, we once again review the main differences and intrigues and if we again disclose the terrible abysses which threaten to engulf us and the whole of Europe, unless at the last moment the awakening comes, that has been so much spoken of and, alas, so little practised,—it is certainly not with the intention of tearing up old wounds nor of rousing old passions, but it is solely in helping to make a virtue of necessity. —

We are neither politicians nor diplomats who have to struggle through the currents and whirlpools of the ever changing problems and events,—we are simply onlookers and observers standing on the crumbling bank, yet and though deeply concerned, body and soul, with what is happening around us.

We resemble the poor boy who was sitting on the highway, resting his head on his hands and the arms on his knees, when Goethe with a friend passed by. "I say, you little fellow", cried the Poet's companion, "what are you doing, what are you waiting for?"—"What should he be waiting for", replied Goethe, "he is waiting for human destinies."—

Here then are our open cards. Let the others see how many trumps they contain!—

Simplicissimus

Quali scopi si propone il Simplicissimus!

Dodici anni or sono abbiamo tentato dimostrare nell' opuscolo „— Des deutschen Michels Bilderbuch 1896—1921" —, come il Simplicissimus aveva presa posizione, nel primo quarto di secolo della sua fondazione, nei riguardi dei problemi che affligevano la Germania e l' Europa, e che poi, furono seguiti dalla più grande e terribile catastrofe —, rimanendo sempre fedeli al motto del nostro grande ispiratore Grimmelshausen, scritto sul frontespizio del suo libro d' avventure dell' avventuroso Simplicius Simplicissimus. Il motto diceva:

— Mi ha fatto sempre piacere dire la verità ridendo —.

Noi però, pur avendo sostenuto d' allora che questo riso non era l' espressione di piacere, abbiamo sottolineato che anche il nostro umorismo, spesso frainteso e non inteso, voleva solo aprire gli occhi ai dormienti perchè, come noi, avassero curato il bene della Germania.

Quando noi oggi diamo un simile sguardo al passato ed all' avvenire in un tempo, che noi, con amare parole, chiamiamo dal nostro punto di vista tedesco: — — La guerra dopo Versaglia —: quando noi parliamo nuovamente delle tappe sostanziali di queste lotte ed intrighi; quando noi facciamo vedere ancora gli abissi orridi che minacciano di divorare noi, e con noi tutta l' Europa, se in tempo utile non sappiamo prendere migliore consiglio — del quale si parla sempre e troppo senza alcun pratico risultato —, non intendiamo riaprire vecchie ferite o soffiare su vecchi affetti, ma con la nostra modesta opera, cerchiamo solo di contribuire alla conclusione di una verità: — Fare della miseria una virtù —. Ed è per questo fine che la dimostriamo in special modo.

Noi non siamo gli nomini politici e diplomatici che debbono lottare contro una corrente terribile, onde aprirsi il varco fra gli infidi vortici degli avvenimenti e dei problemi inquietanti attuali, ma siamo solo gli spettatori della riva in pericolo. E perciò, il nostro interesse è ugualmente vivo e lo sentiamo con tutto l' animo.

Noi siamo come quel povero ragazzo seduto in una strada di campagna che nascondeva la faccia fra le mani poggiando i gomiti sui ginocchi, quando passò il grande Goethe con un suo amico.

„Ragazzo" — disse l' amico del Poeta — „che cosa aspetti qui?" — „Che cosa dovrebbe aspettare lui" — rispose Goethe — „se non i destini dell' umanità?"

Ed è cosi che noi giuochiamo con le carte scoperte sulla tavola, perchè ognuno possa vedere quanti punti ci sono dentro.

Il Simplicissimus

Bezugspreis: Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Redaktion und Verlag des Simplicissimus: München 13, Elisabethstraße 30 • Für die Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München
Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart.

Arbeit für alle

Travail pour tous | Work for everybody | Lavoro per tutti

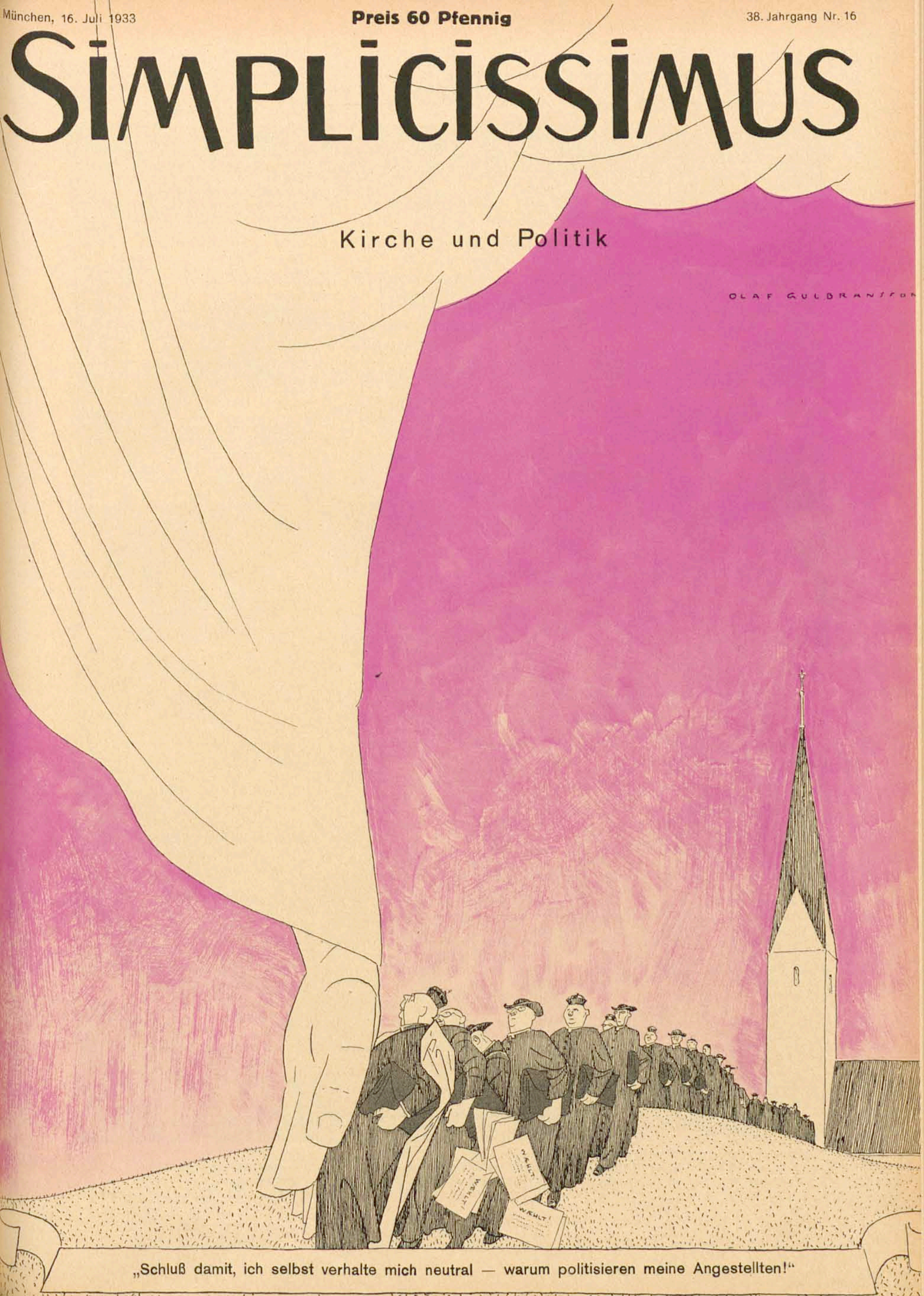


— gibt es, wenn die Zollmauern niedergerissen werden.
il y aura, quand les murs de douane seront démolis.
if once the Tariff walls are pulled down.
ci sarà, quando queste barriere doganali saranno demolite.

(Wilhelm Schulz)

München, 16. Juli 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 16

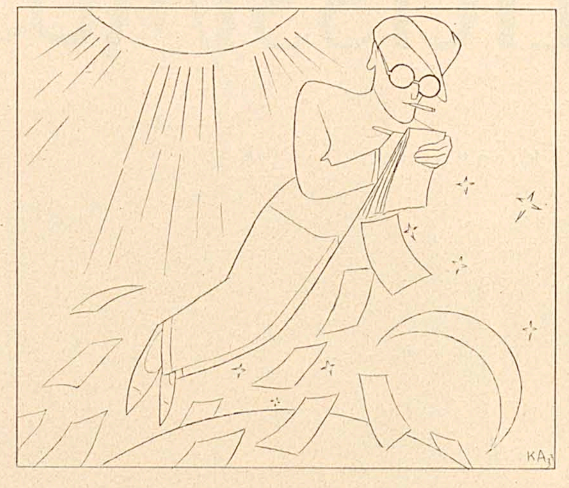
SIMPLICISSIMUS



„Schluß damit, ich selbst verhalte mich neutral — warum politisieren meine Angestellten!“

FRITPICKS REPORTAGE

(Karl Arnold)



Delegierte von Belutschistan zeigte sich über den Ausgang der Konferenz im ganzen recht hoffnungsfreudig. Man müsse zu einem Ergebnis kommen, denn sonst ... Hier wurde er durch ein wichtiges Telephongespräch unterbrochen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als man aus berufenem Munde hätte erfahren können, wie sich die Dinge weiter entwickeln.
Während dieses Gespräches hatte ich Gelegenheit, in einer Ecke des Konferenzsaales zwei Schweizer Herren den Franken verteidigen zu sehen. Sie waren sehr gut in Form und schlugen sich mit einer Bravour, die zu den schönsten Hoffnungen für ihre Farben berechtigt. Sie sind erste Klasse, und man merkt, daß sie die Trainingszeit nicht unbenutzt gelassen haben.
Im ganzen kann man sagen, daß, wenn es der Konferenz gelingt, alle zur Diskussion stehenden Fragen zu lösen, wir wieder ein ordentliches Stück weiter gekommen sind, daß aber auch bei einem Scheitern der Konferenz die wichtigen Aussprachen manche Klärung gebracht haben, die nicht ohne Folgen sein wird, wobei an ein Scheitern überhaupt nicht gedacht werden kann, wenn auch eine solche Möglichkeit immer im Auge behalten werden muß, die immer Hoffnung auf künftige Konferenzen übrig läßt, deren Aufgabe es sein wird, die Wirtschaftsführer einander menschlich näherzubringen. Die Situation ist also für den Einsichtigen vollkommen klar.

Fritpick

Die letzten Tage von London

London, im Juli 1933

Ich ging ins Londoner geologische Museum, das heißt, noch ist es kein geologisches Museum, denn in ein solches Museum gehören uralte Erdschichten und Versteinerungen und Ichthyosaurier und Gneis und Glimmer. Aber vorläufig befinden sich in dem Bau nur Leute mit dunklen Anzügen, die ihrer Versteinerung erst entgegengehen. Die Herren versuchen das etwas hinauszuschieben, aber einmal werden sie doch zu den älteren Erdschichten gehören. Gegenwärtig haben sie die Aufgabe, die Weltwirtschaft in Ordnung zu bringen. Ich hörte, daß die allgemeine wirtschaftliche Lage sehr ernst sei, und aus eigener Erfahrung weiß ich, daß, wenn die Lage erst einmal wirtschaftlich wird, sie immer sehr ernst ist.
Das stellen die Herren täglich fest und bedienen sich dabei sehr vieler Schreibmaschinen und Telephone. Sie melden es nach Südamerika und nach Afrika und überall dorthin, wo es eine wirtschaftliche Lage gibt. Die Leute zu Hause aber sind erfreut, daß ihre bisherigen Ansichten sich genau mit den neuen Feststellungen der Konferenz decken.
Ich fragte einen der Herren, ob er mir nicht den Raum zeigen könne, in dem der Dollar gesenkt wird. Er sagte, das sei nicht möglich, denn es sei eine sehr subtile Arbeit, die unbedingte Ruhe erfordere. Aber er ließ mich doch einen Blick durch die Türspalte in den Saal tun, wo die Senkungsaktion vor sich geht. Da hörte ich, daß der Dollar sehr laut gesenkt wurde, und es schien mir, daß einer zu dem Zweck mit der Faust auf den Tisch schlug. Wenn ich Dollar gewesen wäre, wäre ich dabei auch sofort gefallen. Der Herr, der das machte, soll dem Präsidenten der Vereinigten Staaten sehr nahe stehen, und das gibt jedem Wirtschaftspolitiker zu denken. Ich dachte deshalb eine Zeitlang wirtschaftlich, es fiel mir aber auch nichts ein.
Ich hatte noch Gelegenheit, den Raum zu besichtigen, in dem die Kapitalflucht aus dem Dollar vorgenommen wird, und einen weiteren Saal, wo die Flucht in die Sachwerte entsteht. Sehr interessant, und mit den neuesten Einrichtungen ausgestattet. Im geologischen Museum sollen diese Säle später den Edelmetallen und ihrem Vorkommen auf der ganzen Erde reserviert sein.
Einer der wichtigsten Räume, die mir gezeigt wurden, war das kleine Zimmer, das das internationale Vertrauen beherbergt. Hier war es leider ganz dunkel. Mein Begleiter erklärte mir, daß die Materie vor Tageslicht geschützt werden müsse, da sie aus einem sehr lichtempfindlichen Stoffe bestehe. Wenn man mich nicht anders belehrt hätte, hätte ich angenommen, daß der Raum vollkommen leer gewesen sei. Nur der Fachmann kann das eben beurteilen, und der Laie ersieht daraus, welche Vorkenntnisse dazu notwendig sind.
Der Delegierte von Belutschistan hatte die Liebenswürdigkeit, mir ein Interview zu gewähren. Er hatte vollkommen neue Gesichtspunkte und machte mir vertrauliche Mitteilungen darüber, daß er von zuverlässigster Seite gehört habe, die Weltwirtschaftslage hänge vom Außenhandel ab. Ich fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, diese wichtige Erkenntnis der Konferenz in einem Memorandum zuzuleiten. Er wies darauf hin, daß solches auf riesige Schwierigkeiten stoßen würde, denn Chile habe große Salpeterinteressen, auch Honduras habe ein wichtiges Wort mitzureden, und Grönland müsse seine Vormachtstellung in der Erzeugung von Natureis unbedingt behalten. So erhellen die klugen Ausführungen eines großen Wirtschaftsführers blitzartig die ganze Situation. Der

Gesang vom reifenden Korn

Von Anton Schnack

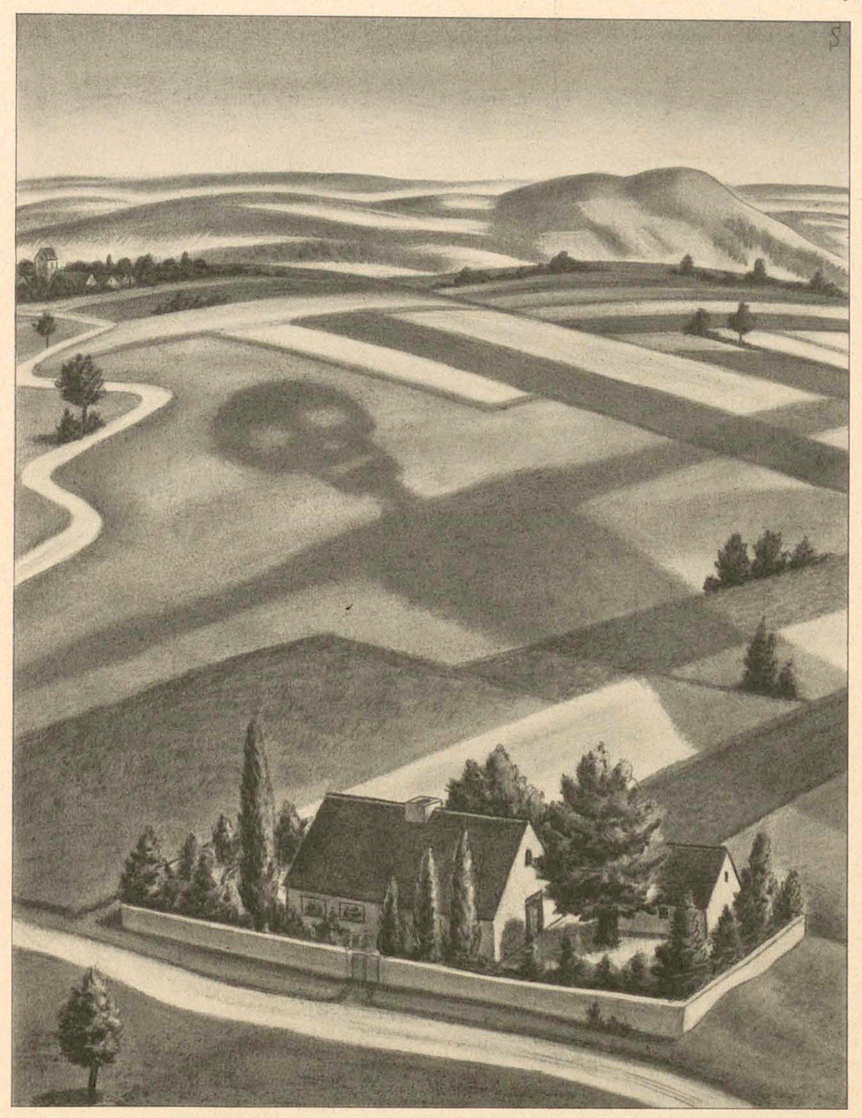
Korn wogt im Nachtwind tief.
Töricht, wer das immer verschlief.
Korn wogt und bräunt und reift,
In großen Wellen geschweift.
Korn ist der Landschaft Meer,
Ihr ewiges Hin und Her.
Korn wird das Brot. Der Gesang der Mühlen.
Das Brot für alle, die im Erdbauch wühlen.
Das Brot der Fischer. Das Brot der Reichen.
Das Brot der Heizer. Das Brot der Bleichen.
Es wird vertan, verdreckt, verschandelt,
Verschoben und um Geld verhandelt.

Korn hat einen reinen Gesang,
Wenn der Wind läuft die Furchen entlang.
Korn hat einen süßen Geruch,
Wenn es knistert im Sonnentuch.
Korn hat ein heiliges Schweigen,
Wenn sich fruchtschwer die Halme neigen.
Korn wird das Brot. Das Brot der Bauern.
Das Brot für die, die Städte mauern.
Das Brot der Bankherrn in Palästen.
Das Brot der Herrn, die Schweine mästen.
Es wird vertan, verdreckt, verschandelt,
Verschoben und um Geld verhandelt.

Korn ist das deutsche Sommergrün,
Mohn macht es rot, Kornblumen blühn.
O Kornduft deutscher Sommernacht,
Vom Mondhorn blitzend überwacht!
Geweihtes Korn. Korn, Erdenfrucht,
Geliebt, begehrt, ersehnt, gesucht
Vom Hungerruf, vom Weh der Waisen,
Vom Schrei der Witwen, die vergreisen,
Vom leeren Wanst der Vagabunden,
Von Invaliden, arm, zerschunden.
Es wird vertan, verdreckt, verschandelt,
Verschoben und um Geld verhandelt.

Luftschutz!

(E. Schilling)

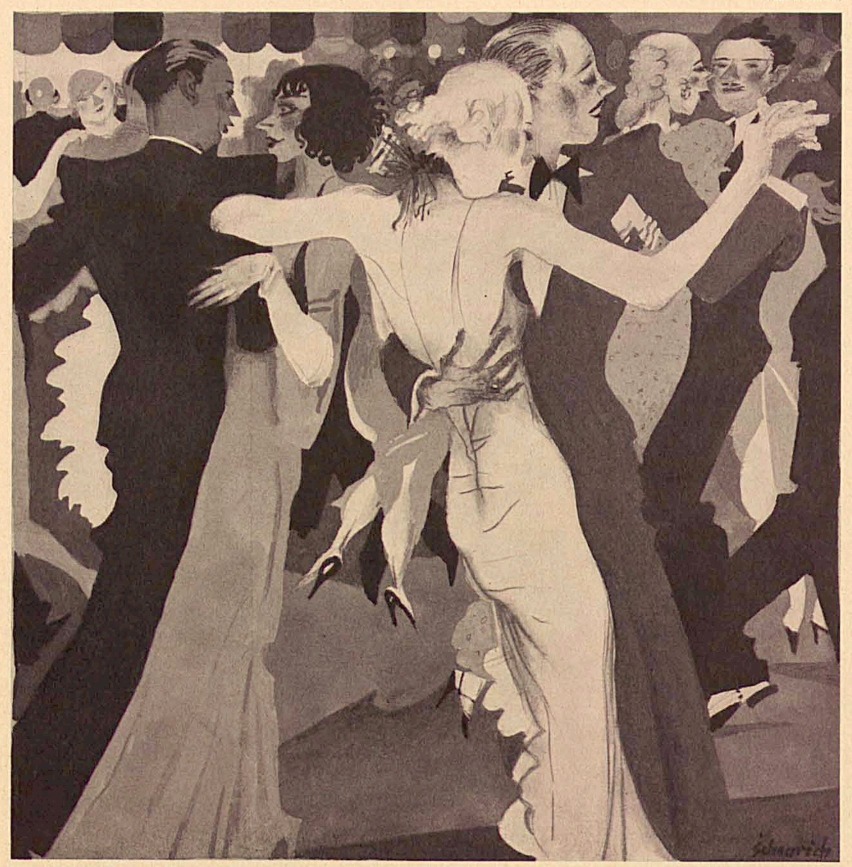


Ein blaues, atemspendendes Gezelt,
hing einst der Äther über unsrer Welt.

O grauenvolle Zeit, da nun der Tod
giftgelb herunter aus der Bläue droht!

Die Konferenz tanzt

(Paul Scheurich)



„Aber einmal muß doch die Weltwirtschaft zu einer Verständigung kommen . . ." — „Verständigung, Gnädigste, leitet sich ab von Verstand!"

Das Blatt

Von Ludwig Hohl

Ein Mann, in seiner Verlassenheit, kam stadtauswärts gegangen, er setzte sich auf eine Bank an einer großen proletarischen Straße, die sie „Gürtel" nennen. Da fiel ein Blatt auf ihn herunter, denn es stehen Bäume am Gürtel. Das Blatt hätte er um alles nicht wegzuwerfen gewagt, es war ein Zeichen von oben, und er behielt das Blatt.

Er sollte nach Hause gehn, wo er etwas zu essen hingelegt hatte; kein Hunger trieb ihn, aber er mußte sich ernähren. — Nun aber entstand eine ganz sonderbare Frage. Seltsam ist es, wenn ein Mann mit einem Blatt in der Hand durch die Straßen geht, und doch durfte er vom Blatt sich nicht trennen; denn es war ein Zeichen von oben. Da hielt er es in den Händen am Rücken und drehte es, als ob er gedankenlos sei; so war er dem Lächerlichen enthoben. Er drehte es und drehte es, aber einmal fiel das Blatt auf die Erde, in der letzten Gasse vor seinem Hause geschah es. Und er ging weiter, denn die Feigheit war doch zu groß in ihm, und das Blatt lag hinter ihm auf der Erde. Immer einen Schritt und immer einen Schritt ging er, und das Blatt lag immer weiter hinter ihm auf der Erde. Er spürte die Feigheit anwachsen, er dachte an Riesenfelder, die beim Einbrechen der Nacht anwachsen; die Gedanken an das Blatt kamen immer und starben. Aber einmal war er doch zu sehr erschrocken, und es entstand, und es geschah doch: er wandte sich mechanisch, das Blatt zu holen.

Es war ein kleines und etwas welkes Blatt, und man sah es nicht gut auf den Pflastersteinen.

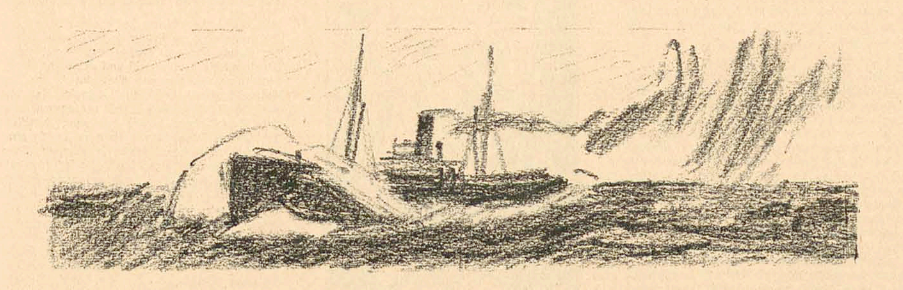
*

Er ging sehr weit, und er sah nicht mehr das Blatt. Und er wußte, der Wind hat es weggenommen oder der Schritt eines Menschen. Da sank auf ihn die große Traurigkeit. Und dann sang doch wieder eine ferne Freude: denn an ihm lag es nicht, wenn das Unglück kam. Er ging zurück und mit froherem Schritt nach Hause.

Da sah er das Blatt, wie er den halben Weg gegangen. Er sah es deutlich und einfältig liegen auf den Pflastersteinen. Weil es so klein und deutlich dalag, verstand er auch, wie er es übersehen konnte. Er hob es auf mit Freudigkeit und achtete nicht der Fenster, aus denen Weiber schauten, die eben ihre Wäsche schüttelten.

Jetzt war der Sieg sein und unverschleiert in klarer Nähe. Mit dem Blatt in der Hand kam er aufgerichtet nach Hause.

*



Hundert Zentner Ketten

Eine wahre Seegeschichte von Heinrich F. Beuthin / Zeichnungen von Wilhelm Schulz

Ich will euch eine Geschichte erzählen. Wenn ihr sie gehört habt, sollt ihr mal nachdenken, ob ihr wohl die gleichen Ansichten von den Dingen der Welt haben würdet, wenn ihr sie erlebt hättet . . .

Vor zirka zwanzig Jahren fuhr ich auf der „Allmeria". Das war wohl ein schmuckes Schiff, ganz hellgrau, mit weißen Aufbauten und glänzendem Teakholz und einem Matrosenlogis wie ein Salon, — aber mir gefiel es trotzdem nicht. Denn was nützte mir das schöne große Logis, wenn meine eigene Koje nicht nur eine Querkoje war, sondern dazu noch ganz vorne am Kettenkastenschott lag. Der Teufel mußte sie dahin gebaut haben. Wenigstens behauptete das unser Bootsmann. Wenn ich in der Koje lag, und die „Allmeria" holte leicht über, dann scheuerten und kratzten nebenan die viele Zentner schweren Ketten an dem eisernen Schott. Gräßlich! Ich mußte mich gewaltsam oft stundenlang auf das Rauschen der Bugwelle konzentrieren, um überhaupt einzuschlafen, und wenn es mir endlich gelang, war die Freiwache meistens zu Ende. So ging es bei leichter See. Wenn aber die „Allmeria" stampfte, dann donnerten die Ketten wie Granateneinschläge. Nur ein Zoll Eisen trennte meine Koje von ihnen, aber trotzdem konnte ich dabei schlafen, sobald ich mich daran gewöhnt hatte. Nur dieses leichte Scheuern und Kratzen, das zermürbte mich.

Auch noch aus einem anderen Grunde. Unser Bootsmann war schon längere Zeit an Bord und hatte erzählt, daß vor einigen Reisen beim Ankerfallen der damalige Bewohner der Querkoje — meiner Koje — aus unerklärlichem Grunde durch die Klüsen geflogen sei. Die rasend mit dem Anker abrollenden Ketten hatten ihm die rechte Hand abgerissen, sie blieb im Kettenkasten, niemand konnte sie finden. Aber sie sei da, und nun — meinte der Bootsmann — kratze und kralle sie sich gegen das Schott und suche den zur Hand fehlenden Mann.

„Lächerlicher Aberglaube", sagte ich und pfiff, damit endlich eine Brise auftauche. Und im übrigen verließ ich mich auf die gute, solide Eisenwand.

In Bahia, beim Lukenandecken, fiel ein Lukendeckel in den Raum. Zufällig hatte ich drei Finger der linken Hand in dem Ring, und ehe ich begriffen hatte, was los war, war die Haut von den Fingern herunter. Ein kleiner Verband brachte alles in Ordnung, aber der Bootsmann meinte: „— so ähnlich fing es damals auch an."

„Natürlich", sagte ich, „wenn man ungeschickt ist — — —", aber ich war doch froh, als in Rio ein Matrose achteraus segelte und ich dessen Koje beziehen konnte.

„Nun bist du gerettet", sagte der Bootsmann.

Auf der Heimreise entdeckten wir beim Überholen der Boote einen „Blinden". Eigentlich fand ihn der „Erste", als er persönlich die Trinkwasserfässer kontrollierte. Dadurch kam der „Blinde" gleich in die richtige Hand. Das Schiff sollte bis Hamburg von oben bis unten gewaschen, gescheuert und gestrichen werden, und da ist jeder willkommen. Der „Blinde" bekam die Querkoje am Kettenkastenschott, aber er konnte wegen des ekelhaften Kratzens auch nicht schlafen, und obgleich ihm niemand die Geschichte von der rechten Hand erzählt hatte, fluchte und schimpfte er auch so über die unglückselige Koje. Er war ein kräftiger, gesunder Mensch, aber von jenem Tage an ging es merkwürdig bergab mit ihm.

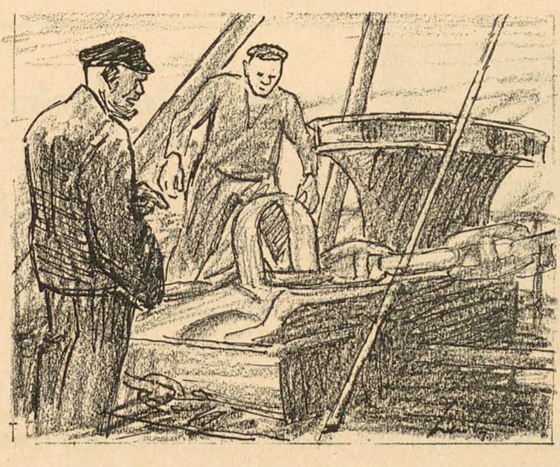
„Besser er", sagte der Bootsmann, „als einer von uns."

Das war vielleicht nicht edel gedacht, aber aufrichtig. Mich bat der „Blinde" bei fast jeder Gelegenheit, doch mit ihm die Koje zu tauschen. „Ich sei es doch gewöhnt", meinte er. Aber ich dachte an meine schlaflosen Freiwachen und lehnte es ab.

Wir näherten uns den heimatlichen Gewässern.

„Noch fünf Tage", redete ich ihm Mut zu und lachte noch über seine Empfindlichkeit. „Du solltest die Ketten bei schlechtem Wetter erst mal hören!" sagte ich zu ihm.

Und er hörte sie. In der spanischen See packte es uns. Wir mußten mit dem Kopf des Schiffes in See treiben, ohne eine Meile Fahrt. Die Ketten knallten und donnerten gegen das Schott. Plötzlich fiel mir die Hand wieder ein. Obgleich ich lachte, war mir nicht wohl zumute. So allein im tobenden Meer in der Dämmerung, das ist eine ganz besondere Sache. Ich starrte auf den Kettenkasten. „Heraus mit dir aus der Koje!" klang es mir in den Ohren — „heraus — über Bord — über Bord mit dem Kerl —." Und draußen leckte eine See nach der andern brüllend über Deck. Ich kroch ordentlich zusammen. Der Bootsmann fluchte.



„Wäre die Unglückskoje nicht belegt", tobte er, „dann machten wir heute in Hamburg fest! Alle Mann an Deck: Kohlen vom Vorschiff in den Bunker trimmen!"

*

Am nächsten Morgen war der „Blinde" verschwunden. Das Wetter klarte zusehends auf. Man hatte den „Blinden" zuletzt beim Mittschiffsaufgang mit dem Bootsmann bei Speigatten klarieren gesehen. Genau aber wußte es niemand. Jeder hatte mit sich, dem Wasser und den Kohlen zu tun gehabt. Und dunkel genug war es auch gewesen. Merkwürdig! Warum es wohl so ruhig im Kettenkasten war? Und woher kam wohl das unheimliche Gerücht, daß in der Farbe der Reling beim Speigatt Schrammen sein sollten —?

„Kohlenschrammen", sagte gleichgültig der Bootsmann.

Das Gerücht behauptete aber, die Schrammen sähen aus, als hätte dort ein Mensch in höchster Todesnot seine Nägel hineingekrallt. Dann sei er wohl abgerutscht und über Bord gefallen. Die See erzähle nichts. So lautete das Gerücht.

Ich dachte auch an die Ansichten des Bootsmannes über die Unglückskoje. Die anderen auch. — Und im Kettenkasten war es merkwürdig ruhig.

Wir kündigten alle. Nicht wegen des Schiffes, nicht wegen der „Todeskoje". Aber wegen des Bootsmanns.

Und sobald wir im Hamburger Hafen festlagen, stieg ich mit einigen Kollegen in den Kettenkasten. Wir staunten, daß die Ketten an den Schweißlatten angelascht waren. Das ist doch streng verboten! Meine Augen gewöhnten sich an das Dämmerlicht — — — da sehe ich etwas — und ich weiß nicht, wie wir so schnell an Deck gekommen sind.

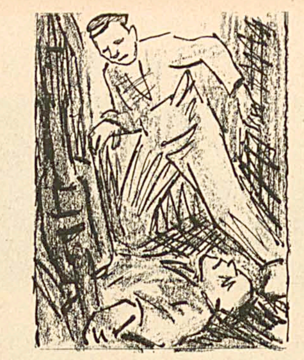
„Bootsmann", sagte ich zitternd, „Bootsmann, der ‚Blinde' liegt im Kettenkasten!" — — —

*

Die Hafenpolizei holte ihn heraus. Er atmete noch. Das Geheimnis war gelöst. Er hatte eines Nachts beschlossen, die kratzenden Ketten festzulaschen. Die gewaltigen, tanzenden Ketten aber hatten ihn gepackt und fast erschlagen, als er sie festzurren wollte. Er mußte die ganze Zeit ohne Besinnung gelegen haben, zu seinem Glück waren die Anker nicht gebraucht worden. Wir besuchten ihn später im Krankenhaus, er kam nicht wieder hoch.

Dann ging die „Allmeria" wieder in See. Sie hatte eine neue Mannschaft. Und als sie nach fünf Monaten wieder in Hamburg festmachte, hatte sie wieder einen Toten. Ich ging an Bord. Das Schiff lag still sich wiegend im Strom. Es war eine schöne warme Nacht. Und als ich nach vorn ging, hörte ich die Ketten kratzen und schrammen.

Und seit dieser Zeit habe ich meine eigenen Ansichten über die Dinge der Welt.



Neue Hoffnung

Von Benedikt

Sieh, nun zeigte jenem Sharkey,
der den Schmeling-Max besiegt,
selbst Carnera, was 'ne Harke,
Und hat ihn k. o. gekriegt!

Und es freut sich Kind und Opa,
daß das stolze Dollarland
im belächelten Europa
wieder seinen Meister fand.

Wenn Carnera nun auch Maxen
Baer noch auf die Bretter legt,
sieht man eine Hoffnung wachsen,
welche kaum man noch gehegt:

daß sich daraufhin jetzt Schmelings
Ehrgeiz wieder mächtig hebt
und er dann Carneran jählings
eine, wo ihn hinwirft, klebt!

Und vielleicht ist, eh' entscheidend
der Koloß gen Maxe tobt,
auch Carnera liebesleidend
und verlobt — — —?

Klawuttke meckert sich eins:

In't „8-Uhr-Abendblatt" hat jestanden, det der olle d'Annuncio nu an Professa Pickarden eenen Brief hat jeschriem, von wejen det a mit ihn in die Stratosphäre steijen will und denn von da mit een Fallschirm abspringen. Erst ha'ck ma jedacht: Menschenskind! ha'ck ma jedacht, der hat aba noch Muck! Aba denn is mir uff eenmal injefallen, det die Pickard-Jondel ja eene luftdicht vaschlossene Kugel is, wo eena in die Stratosphäre jar nich raus kann! Weil da nämlich dicke Luft is von wejen die dinne Luft — oda? Also wird det mit die Meldung woll eene sojenannte „Ente" jewesen sind. Na ja: Ente jut— allens jut, sare ick imma.

Bei die Abrüstungskonferenz is ooch nischt rausjekomm', wie ick det jeahnt ha'. Abristen is een scheena Jedanke, wenn man det von den andern valangen kann. Aba selba will keena, und wat die Ristungsindustrie is, for die is det ooch keen scheena Jedanke. Wieso ooch? Wenn ick eene jutjehende Wurstfabrik ha', wer 'ck doch nich jerne Vejetarismus propajiean — is nich so? Und mit's Abristen is det umjekehrt wie mit's Recht-haben-wollen: det hat man bei andere nich jerne, aba selba —: noch und noch! Hauptsache for die andern is, det wir abgeristet sind — und damit is det Thema eijentlich aledicht und nur noch een anjenehma Diskussionsjejenstand. Aba in alle Ewichkeit wird det woll ooch nich so bleim —

Wat det Berlina Theata-Lem betrifft, so ham wa mit Neiichkeiten nich jerade uffzuwarten. Wenichstens ainnere ick mir, „Kyritz-Pyritz" früha schon jesehn zu haben, und „Charleys Tante" ooch, und der „Störenfried" von Benedix is ooch een bißken älta als unsere jöttliche Adele Sandrock, wo ihn jetzt spielt. Neu bei die Premjeren sind eijentlich imma nur die Titel — und wennste denn hinjehst, denn merkste erst, det det Kind, wat inzwischen ein Jreis jeworden is, nur eenen andern Namen bekomm' hat!

Komisch: wenn een Schusta plötzlich wollte Schneida wern, denn würde det keen Aas intressiean. Im Jejenteil: man würde ihn raten, bei seinen Leisten zu bleim. Wenn aba eene Filmdiva zur Sprechbühne jeht, denn is imma jroßa Klamauk! Und wat noch komischa is: neunzehn Theata in Berlin ham nu jenau detselbije Projramm, und det heeßt — jeschlossen. Ferien-Projramm. Dafor is de Eisenbahn ibafillt. Und wat die bayrischen Berje sind, die wern woll bald ooch wejen Ibafillung jeschlossen. Jenau wie't Strandbad in Wannsee. Det sollte jesetzlich jeregelt wern: mehr als drei Menschen uff een Quadratmeta is nich, denn sonst is det keene richtije Aholung mehr —

Kaki

Die Grenzsperre

Sie heißt Maria und wohnt ganz nah der oberbayerischen Grenze im Salzburgschen.
Er heißt Leonhard und ist in Oberbayern, unweit der Grenze nach dem Lande Salzburg, zu Hause.
Ein Maitanz in Laufen hatte zur Folge, daß sich beide kennenlernten. Sie nannten sich „Mia“ und „Lone“.
Der Lone war trotz seiner dreiundzwanzig Jahre dem anderen Geschlecht gegenüber etwas zurückhaltend veranlagt, was der forschen Mia, die drei volle Jahre jünger ist, zum einen Teil überaus gefiel, zum anderen aber ob der drangreichen Jahreszeit gar nicht in ihren Kram paßte.
Da kam die bayerische Grenzsperre gegen Österreich dazwischen, die den versprochenen Pfingstbesuch des Lone bei der Mia zur Undurchführbarkeit verdammte. Dagegen half auch kein noch so sakrisches Donnerwetter aus dem Munde des sonst so zurückhaltenden Lone.
Aber die frühlingsgestimmte Mia wußte sogleich einen Ausweg: Sie kam eben herüber ins Bayerische. Zu einer „Freundin“, wie sie ihrer Mutter unter tausend Versicherungen bekräftigte.
Die zwei sonnenbegünstigten Pfingsttage ging der Lone schon bedeutend mehr aus sich heraus, aber zu Mias großer Enttäuschung kam es nicht einmal zu einem harmlosen Kuß, sondern nur zu einem schüchternen Händehalten.
Das mußte sich natürlich ändern. Sehr bald sogar und schon beim nächsten Zusammentreffen! So dachte Mia.
Da kam die salzburgsche Grenzsperre gegen Bayern dazwischen, die das nächste Stelldichein in Frage stellen mußte. Dagegen halfen auch nicht die Zorntränen der sonst so forschen Mia.
Aber diesmal war es Lone, der das unvorhergesehene Hindernis mit einigen Zeilen zu überwinden wußte. Ganz kurz schrieb er:
„Ich komm am Sonntag um acht Uhr Abend bis an die Grenze hin. Du kannst auch hinkommen.“
So standen am Sonntag der Lone um acht Uhr auf bayerischem Boden an der Grenze, und die Mia um dieselbe Zeit überhalb der Grenze auf salzburgschem Boden.
Das gegenseitige Händehalten, an Pfingsten erst erlernt, war nun eine Selbstverständlichkeit. Und als es dunkler wurde, da überschritt sogar der Lone, aber nur mit seinen beiden Armen, die Grenze und zog das glühende Köpfchen der Mia zu sich herüber. So war's der Mia recht, noch dazu, weil der blitzsaubere Lone dabei Zeit und Umgebung ganz vergaß. Auch mit der Grenzeinhaltung nahm es der nunmehr so tapfere Bursche nicht mehr genau. Es war ja längst finster geworden.
Nach dem reichlich späten und ausdauernden Abschiednehmen stand der überglückselige Lone noch lange wie angewurzelt auf seinem Platz und schaute ins Salzburgsche hinüber, als ihn ein bayerischer Grenzer aus seinem weltfremden Träumen aufschreckte. Er vermochte darum auch erst nach einigen Minuten dem Grünrock Rede und Antwort zu stehen.
„Hast nübergschmugglt?“
„Na.“
„Hast rübergschmugglt?“
„Na.“
„Hast die Grenz überschrittn?“
„Na.“
„Hast ebba nacha an verbotnen Warenaustausch vorgnomma?“
„??“
Darauf allerdings konnte der Lone nur mit einem hochroten Kopf und einem geschlossenen Mund antworten. Der Grenzer aber feixte anzüglich und sagte im Fortgehen zu dem Erschrockenen: „Heit will i di nomal laufn lassn, weil i selba net g'wiß woaß, ob a solchana Warenaustausch durch 's neie G'setz zollpflichti is.“
Der Lone stapfte daraufhin sinnend nach Hause.

Sepp vom Ende

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Anzeigenannahme: München 13,** Elisabethstraße 30 ● **Für Redaktion und Anzeigenteil verantwortlich: Anton Rath, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 ● In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa. Wien I, Wollzeile 11 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Fern der Kurtaxe

(R. Kriesch)



„Weißt du, Trudchen, das ist schon eigentlich raffinierter Luxus: Unten in Swinemünde und oben im Friseursalon!"

Nach langem Regen

Von Georg Britting

Seit Tagen regnet es, seit Wochen.
Jeder schwarze Stein ist blank gespült.
Regenwürmer haben sich emporgewühlt,
Und die Blumen haben sich im Gras verkrochen.
Plötzlich hört der Regen auf zu pochen.
Einen spitzen Sonnenpfeil hab' ich gefühlt.

Augen aufwärts! Ja, zerrissen
Sind die Wolken, eine Handvoll Himmel blaut.
Sonnenpünktchen, wie Hornissen,
Stechen meine lichtnichtmehrgewohnte Haut.

Mückenschwärme heben
Sich vom sumpfigen Grabenloch.
Aus allen Poren dampft das liebe Leben.
Und die Blumen, noch verkrochen eben,
Brennend richten sie sich wieder auf und schweben
Siegreich überm Grasgewoge doch.

Lieber Simplicissimus!

Jeder einmal an der Nordsee! Gegen diese Mahnung hat sich die Familie Wurmeisen sechs Jahre lang verschlossen, aber diesmal ist sie ihr doch erlegen. Sie ist hinaufgefahren an die Nordsee, ist wieder heruntergekommen, unverändert und zufrieden. „Und wieviel Seebäder habt ihr genommen?" hat der Onkel Fritz wissen wollen. „Seebäder, ha, die waren gar nicht nötig, denn in dem Haus, wo wir gewohnt haben, da hat es recht saubere und bequeme Badewannen gegeben!" Hat sich der Onkel Fritz gegiftet: „Und so was fährt an die Nordsee!" — „Ja, du tätest dich pfeilgrad in der Nordsee abwaschen!" murrte Wurmeisen böse.

*

Professor X., Leuchte der Universität, jung verheiratet, wird von seiner Gattin noch vor Ablauf des ersten Ehejahres nicht nur mit einem, sondern gleich mit drei Stammhaltern beschenkt — sämtlich stramme, gesunde, kreuzfidele Jungens. Das ist dem guten X. denn doch etwas viel auf einmal, und als sich bei seiner Frau bald nach der Drillingsgeburt schon wieder Anzeichen kommender Mutterschaft bemerkbar machen, wächst seine Nervosität im gleichen Verhältnis, wie der Zeitpunkt des freudigen Ereignisses näherrückt.
Eines Tages ist es soweit. Arzt und Hebamme leisten der Wöchnerin Beistand, während X. wie ein gefangener Löwe im Vorzimmer auf und ab rennt — ganz im Banne der Zwangsvorstellung „Drillinge". Endlich öffnet sich die Tür, und die Hebamme erscheint: „Gratuliere, Herr Professor, reizende Zwillinge!"
Da entspannt sich das sorgenvolle Antlitz des Gelehrten, und er spricht die geflügelten Worte: „Gott sei Dank, es läßt schon nach . . ."

Zeitschriften-Massenverbot in der Tschechoslowakei

(Wilhelm Schulz)



„Vy hodit, hinaus! Sie wollen unseren Staat vernichten!"

Der Wurzelmann

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Professor Verner und die Lautverschieber

Von Werner Bergengruen

Wer nichts anderes zu verschieben hat, verschiebt Laute; alle Lautverschiebungen sind vor der Periode der neuzeitlichen Geldwirtschaft vorgenommen worden.
Mit Lautverschiebungen befaßt sich die germanische Sprachwissenschaft. Zu ihrem ehernen Bestande, zum Rüstzeug des Philologen, wie man zu sagen pflegt, gehört das Vernersche Gesetz. Nach diesem haben sich Lautverschiebungen auf eine ganz bestimmte Art abzuspielen: die und die Laute sind gehalten, unter den und den Umständen zu den und den Lauten zu werden. Die Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz können in der einschlägigen Literatur nachgeblättert werden.
So wenigstens ist die Meinung der Gelehrten. Ich, ein Ungelehrter, habe hier andere Gedanken.

Der Gesetzgeber Karl Verner war Universitätsbibliothekar in Halle und darauf Professor in Kopenhagen. Wer aber waren die Lautverschieber, denen er seine — gewiß milden, gerechten und wohltätigen — Gesetze gab? Nun, dies waren die alten Goten, Gepiden, Vandalen, Burgunder, Heruler, Franken und Alemannen. Es gehört die freundliche Naivität eines Stubengelehrten dazu, solchen Völkerschaften Gesetze geben zu wollen.
Professor Verner hat sein Leben lang Bücher geschrieben, Kollegs gelesen, Kandidaten examiniert und Steuern bezahlt. Wahrscheinlich hat er bei der Thronbesteigung Friedrichs III. den Roten Adlerorden dritter Klasse und beim Regierungsjubiläum Christians IX. das dänische Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft mitsamt dem Hofratstitel bekommen. Und sicher ist er ein gelehrter, wohlwollender und freundlicher Mann gewesen.
Die alten Goten, Vandalen und Franken aber waren wilde Männer, weder freundlich noch gelehrt. Sie trugen keine Brillen, verzichteten auf Verdienstkreuze für Kunst und Wissenschaft, und Steuern zahlten sie ganz gewiß nicht. Sie trugen Tierfelle, sie tranken mörderisch, sie hatten riesige Keulen und scheuten sich nicht, damit jeden Schädel einzuschlagen, der sie einschlagenswert dünkte. Manche Männer haben sich noch späterhin bemüht, sie an Gehorsam gegen ihre Gesetze zu gewöhnen, und haben sich nicht leicht damit getan; und dabei waren das Männer wie Theoderich, Chlodwig und Karl der Große, die ihnen gewiß in allen von ihnen geschätzten Tugenden nichts nachgaben und beim Schädeleinschlagen wie beim Trinkhornleeren ihren Mann standen.
Und diese Völkerschaften sollten sich von Professor Verner, der eine Brille, einen Regenschirm und einen schwarzen Schlapphut trug, Gesetze geben lassen? Sich vorschreiben lassen, daß sie plötzlich „b" statt „f" und „g" statt „h" zu sagen hatten?
Bei allem Respekt vor der Wissenschaft: hier hat meine Gutgläubigkeit ihre Schranke.

Die Wunder des Meeres

(E. Schilling)



„Ich hätte heute früh beinahe eine neue Insel entdeckt, Onkel, — aber dann schwammst du nur auf dem Rücken.“

Lieber Simplicissimus!

Eine dicke Bauersfrau kommt in ein schwäbisches Städtchen in einen Hutladen, wo gerade ein zierliches gertenschlankes Jungfräulein die neuesten Hütchen probiert. Schwerfällig läßt sie sich auf den angebotenen Sitz nieder und betrachtet mit ungläubigem Staunen das schlanke Figürchen. Endlich gibt sie ihrer Verwunderung mit den Worten Ausdruck: „Liebs Herrgöttle, wirscht doch bei dem Mädle nix vergessa han zum Neitua!?“

*

Ein ziemlich bejahrter Herr hatte eine junge bildhübsche Frau geheiratet. Nach einem Jahr stellte sich der vom Vater sehnlichst erwartete Stammhalter ein. Der Klub, in dem der Vater verkehrte und dem sofort Mitteilung von dem freudigen Ereignis gemacht worden war, beschloß auf Aufforderung des Vaters hin, für den Knaben einen Namen auszudenken. Es liefen bei der wöchentlich stattfindenden Zusammenkunft die verschiedensten Vorschläge ein. Aus einer Ecke des Raumes, wo die jüngeren Mitglieder des Klubs saßen, wurde der Name Hamlet vorgebracht. Man verstand natürlich nicht, warum ausgerechnet mit diesem Namen der kleine Erdenbürger belastet werden sollte. Die Erklärung erfolgte prompt. Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage!

*

Tristan Bernard war zur Jagd eingeladen. Beim Grafen d'Ormesson. Dreiundzwanzig Jäger erlegten zwei Hasen. Dem Grafen war das Ergebnis sichtlich peinlich. Er erzählte, er verstehe das nicht, da er doch einen so ungeheuren Wildbestand habe. Zum Beispiel habe er ausgerechnet, daß im vorigen Jahre sein Wildschaden allein vierzehntausend Franken betragen habe. Tristan fragte: „Nun möchte ich bloß mal wissen, wo die zwei Hasen das alles hingefressen haben.“

*

Professor M., der Leiter der meteorologischen Station, hat sich neulich einer lästigen, gesellschaftlichen Verpflichtung nicht mehr entziehen können. Tags darauf erkundigte sich sein Assistent: „Na, Herr Professor, wie war's gestern abend gewesen?“ — „Entsetzlich langweilig!“ brummte der Professor, „über alles mögliche haben diese faden Leute langmächtig diskutiert, — nur nicht übers Wetter!“

Genf — London — usw.

(E. Thöny)



Schnell sind Konferenzen einberufen — schwieriger ist es, sie zu vertagen.

München, 23. Juli 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS

Kampf um den Goldstandard

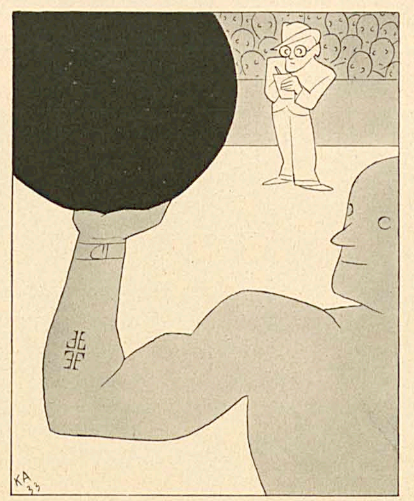
(Karl Arnold)



„Nicht doch, Monsieur Roosevelt, schließen wir lieber einen Nichtangriffspakt!“

FRITPICKS REPORTAGE

(Karl Arnold)



Was tut sich in Stuttgart?

Stuttgart, im Juli 1933

Den Reporter zieht's nach Stuttgart. Was ist hier los? Geht's hier um die Wirtschaft? Werden hier Gesetze beraten oder Wirtschaftstheorien? Geht es hier womöglich um Politik? Mensch, schweig!

Nein, in Stuttgart geht es um Muskeln, um Armmuskeln, um Beinmuskeln, um Rückenmuskeln, kurz, um alles, was muskulös ist, um Rumpfvorwärtsbeugen, um die große Riesenwelle, um die Rolle rückwärts, um die Rolle vorwärts — wie es Euch gefällt.

Also, kurz gesagt, in Stuttgart treffen sich die Turner. Sie haben etwas Wichtiges miteinander zu turnen.

Auf nach Stuttgart! Am Barren treffen wir uns wieder! Natürlich verstehe ich etwas vom Turnen, denn erstens versteht ein Reporter alles, und zweitens erinnere ich mich noch gut an die Kniewelle, von der Turnstunde im Gymnasium her. Bei der Kniewelle dreht sich der Mensch um eine eiserne Achse. Es ist immer schön, wenn sich der Mensch um eine eiserne Achse dreht.

Ja, und dann entsinne ich mich noch des Klimmzugs, mehrerer Klimmzüge, vieler Klimmzüge. Bei diesem Zug kommt es darauf an, daß sich des Menschen Kinn über die Reckstange erhebe, kraft seiner Armmuskeln.

Zuerst ist es eine Spielerei, aber ich sage Euch, macht einmal zwanzig oder dreißig Klimmzüge, Euch werden mindestens die Augen aus dem Kopfe treten, das Gesicht bekommt eine schöne dunkelrote Farbe, die leicht ins Violette spielt. Bei mir spielte sie gern ins Violette. Koloristisch sehr interessant. Dies Farbenspiel ist aber nicht das Wesentliche, sagte man mir, und, was ein richtiger Turner ist, hat nicht violett anzulaufen. Er macht seine Klimmzüge so nebenbei, als Vorspeise sozusagen, und als Erholung von der Brücke, als Nachtisch nach dem Riesenschwung. Daraus ergibt sich, daß ich doch kein richtiger Turner gewesen bin, denn für mich waren die Klimmzüge Hauptmahlzeit, und hinterher hatte ich keinen Appetit mehr auf Turnerisches.

Auf ein Turnfest muß sich auch der Reporter einstellen, man will sich kongenial zeigen. Es wäre stilvoll gewesen, im Gepäckmarsch nach Stuttgart zu eilen oder im Laufschritt. Ich nahm also „Hüften fest" und durchmaß mein Zimmer im Laufschritt vom Schreibtisch bis zum Bücherschrank. Das Turnerische in mir regte sich gewaltig, ich war kaum mehr von Stuttgart fernzuhalten. Ich stürzte auf den Bahnhof und rief am Schalter: „Eins Dritter nach Kniebeuge (wie Maubeuge). Der Schalterbeamte, der voller Dienst am Kunden war, verstand mich sofort und gab mir eine Fahrkarte nach der schwäbischen Haupt- und Turnstadt.

Stuttgart stand vollkommen im Zeichen des Turnfestes. Ich will nicht gerade sagen, daß alle Bewohner den Rumpf vorwärts beugten und den Kopf rollten, auch Herren im Handstand waren verhältnismäßig wenige auf der Hauptstraße anzutreffen, aber Hantel und Wandel blühten.

Im Stadion war das Fest in vollem Gange. Ich sage kaum zuviel, wenn ich behaupte, daß die Sonne verdunkelt war von Männern, die durch die Luft flogen. Vom Barren, vom Reck, vom Bock, vom Pferd schnellten sie sich in den Äther. Soll ich sagen, daß manchmal ganze Wolken von Turnern das Firmament bedeckten? Wer kann mich daran hindern? Eine Reportage soll doch interessant sein.

Ich hatte Gelegenheit, einen der besten Turner bei der Arbeit zu interviewen. Er machte gerade eine Riesenwelle. Als er bei mir vorbeisauste, fragte ich ihn, wie es ihm in Stuttgart gefiele, was er vom Wetter halte, und was man sonst noch für Fragen an Prominente richtet. Er führte eine Sturzhocke aus, und viele Muskeln trafen mich und zwangen mich auf die Aschenbahn.

Ich fand diese Antwort sehr bemerkenswert und notierte sie.

Endlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß die Schultern jetzt sehr breit getragen werden. Die Stellen, die mein Schneider immer mit Watte auspolstert, werden jetzt mit Muskelbündeln gefüllt.

Fritpick

Ein Mensch . . .

I

Ein Mensch, an sich mit Doktorgrad,
Geht einsam durchs Familienbad.
Dortselbst beäugt ihn mancher hämisch,
Der zweifellos nicht akademisch.
Der Mensch erkennt, hier gelte nur
Der nackte Vorzug der Natur,
Wogegen selbst ein scharfer Geist
Sich stumpf und wirkungslos erweist,
Weil, mangels aller Angriffsflächen,
Es ihm nicht möglich, zu bestechen.
Der Mensch, der ohne Anschluß bleibt
An alles, was hier leibt und weibt,
Kann leider nur mit einem sauern
Hohnlächeln diese Welt bedauern.
Wirft sich samt Sehnsucht weh ins Wasser,
Verläßt es kalt, als Weiberhasser,
Stelzt quer durchs Fleisch mit strenger Miene
Auf spitzem Kies in die Kabine.
Zieht wieder, was er abgetan,
Die Kleider und den Doktor, an
Und macht sich, weil er fehl am Ort,
Zwar nicht sehr geltend, aber fort.

Eugen Roth

Mann im Haus

Von Helene Voigt-Diederichs

Der Bäckergeselle Gustav schleicht durch die heiße Abendzeit an den Gärten der Vorstadt entlang. Die spielenden Kinder, die saftigen Beete voll Gemüse und Blumen freuen ihn nicht wie sonst. Denn sein Meister hat ihm eine schwere Kränkung angetan. Hat ihm erklärt, daß zum September die Bäckerei verkauft sei. Nun, was jetzt kommt, braucht nicht ein zweites Mal mit Worten durchgekaut zu werden . . .

Berta hat in dieser Woche in ihrer Klinik Nachtpflege. Ist ohnehin früh genug, wenn sie den Unfug morgen erfährt! Gustav biegt gegen den Kirchplatz, steigt hinauf in seine tagwarme Dachwohnung. Links die Schlafkammer, rechts die Stube. Wurst und Salat steht auf dem Tisch.

Gustav macht sich ein Brot zurecht und greift nach der Zeitung. Berta guckt nicht vorher hinein; sie weiß, er ist gern der erste, der sie auseinanderfaltet. Preiskegeln, Kino, Autorundfahrt . . . unwirsch knittert er das Blatt herum, zieht den breiten Daumen an den Anzeigen entlang. Nein, mit einer Bäckerei will es nirgend passen. So bleibt ihm nichts, als sich ins Bett zu hauen und zu versuchen, ohne Gedanken dazuliegen und sich in den Schlaf zu warten.

Bei Hellwerden, bevor Berta aus der Frauenklinik zurück ist, muß Gustav aus dem Hause. In der Backstube wird es hoher Mittag, trotzdem beschließt er, sich den Umweg zum Zeitungsfenster zu leisten.

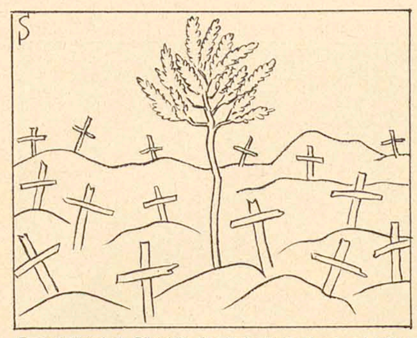
Mann bei Mann steht hier gemauert. Hochgereckten Halses, spähenden Auges, jeder dem andern fremd — alle wollen sie das gleiche . . . Gustav windet sich prüfend an den Aushängekästen entlang. Gesucht ein Geselle, firm in feinen Backwaren . . . So gibt er gleich die halbe Stunde noch dran, um in der genannten Straße vorzusprechen.

Schon elf Mann haben sich gemeldet. Nichts zu machen . . . Mißmutig schleicht Gustav durch die Mittagshitze nach Hause. Auf der Treppe rafft er sich zusammen. In aller Ruhe wird er seiner Frau den Wechsel anzeigen. So daß sie sich, wo sie nun mal in dem Zustand ist, gar nicht erst aufzuregen braucht . . .

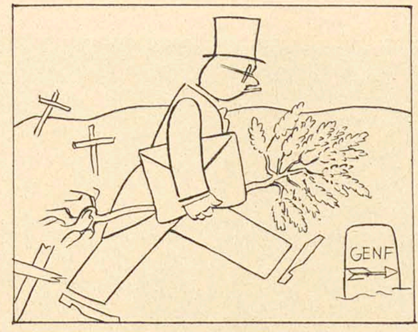
(Fortsetzung auf Seite 197)

Vom Bäumlein, das nicht umzubringen ist

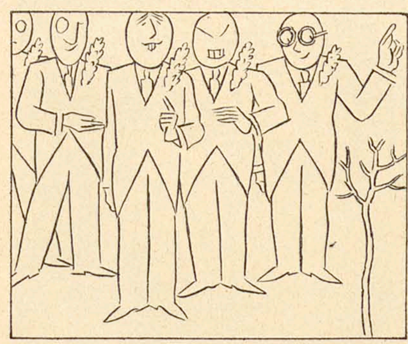
(E. Schilling)



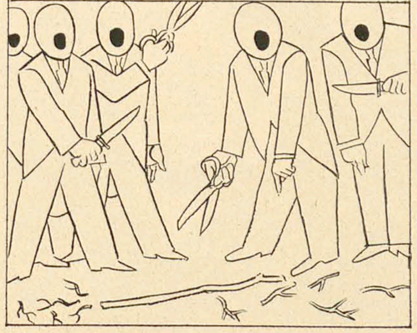
Es war einmal ein Bäumlein, das hieß: Welthoffnung und blühte einsam zwischen den Gräbern des großen Krieges.



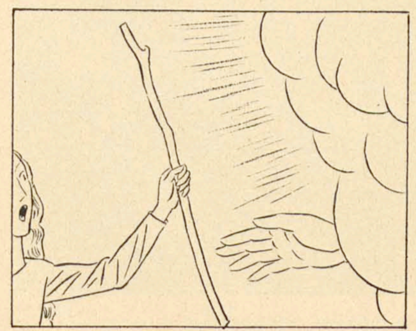
Da kam ein guter Diplomat des Weges und nahm es mit nach Genf.



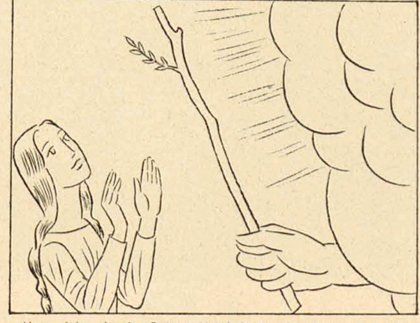
Alle seine Kollegen freuten sich über das blühende Bäumlein und schmückten sich mit seinen Zweigen. „O weh", rief das Bäumlein, „das hätten doch Früchte werden sollen!" — „Beruhige dich", sagten die Diplomaten, „sie werden in unseren Knopflöchern viel besser ausreifen."



Als der Genfer Friedensengel am nächsten Tag das zerrupfte Bäumlein sah, erschrak er sehr, grub es aus und verpflanzte es heimlich nach London. In London aber kamen die vielen Sachverständigen und schnitten ihm die Wurzeln ab und die Zweige, so daß es nur mehr ein Stab war.



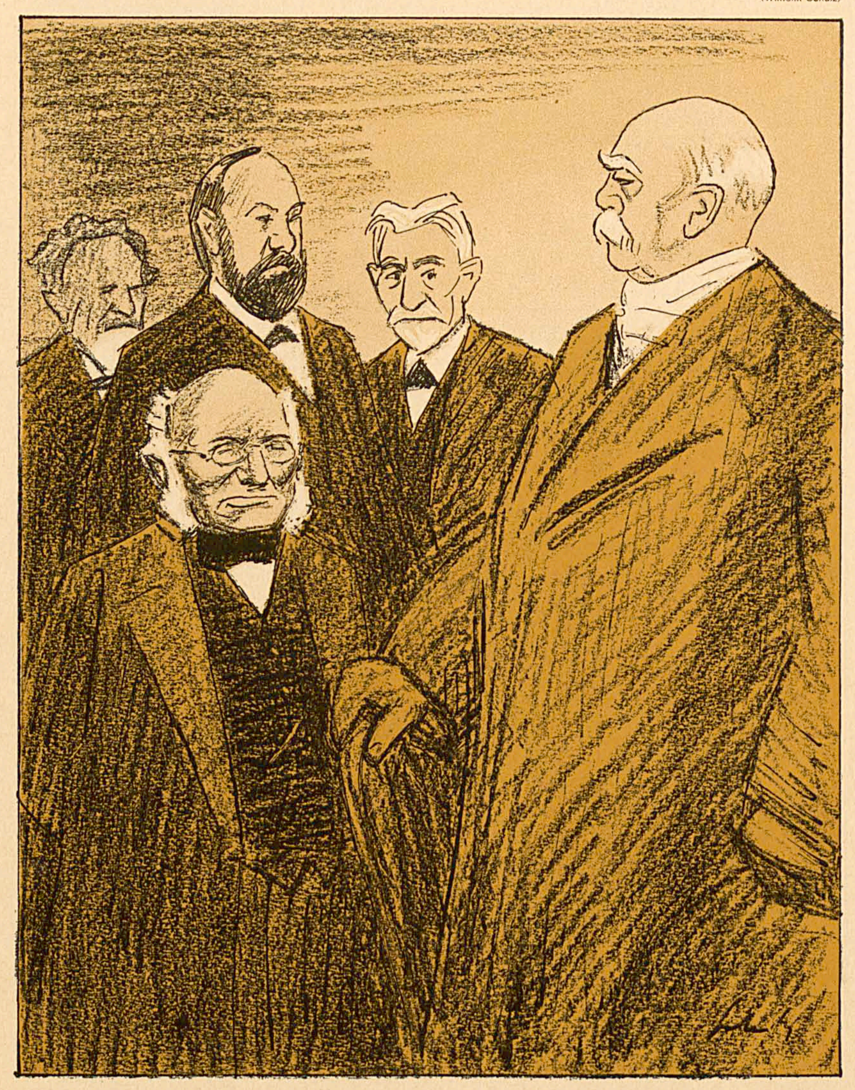
Da wurde der Friedensengel sehr traurig und klagte seine Not dem lieben Gott: „Nimm doch diesen Stock, den sie übrig gelassen haben, und strafe sie damit!"



Aber siehe da, in Gottes Hand hatte der Stab, der ohne Wurzeln gewesen war, einen neuen, kleinen Trieb bekommen. Da erkannte der Friedensengel, daß die Hoffnung stärker ist als alles menschliche Irren, und pflegte das Zweiglein und wartete sein . . .

Deutsche Stimmen
IV

(Wilhelm Schulz)



„Bei den Fraktionen steht jede politische Verstimmung, jede Rivalität, jeder lautere und unlautere Wettbewerb mit anderen Fraktionen über dem nationalen Interesse.“

(Bismarck an die Mitglieder des Reichstages, 25. März 1895)

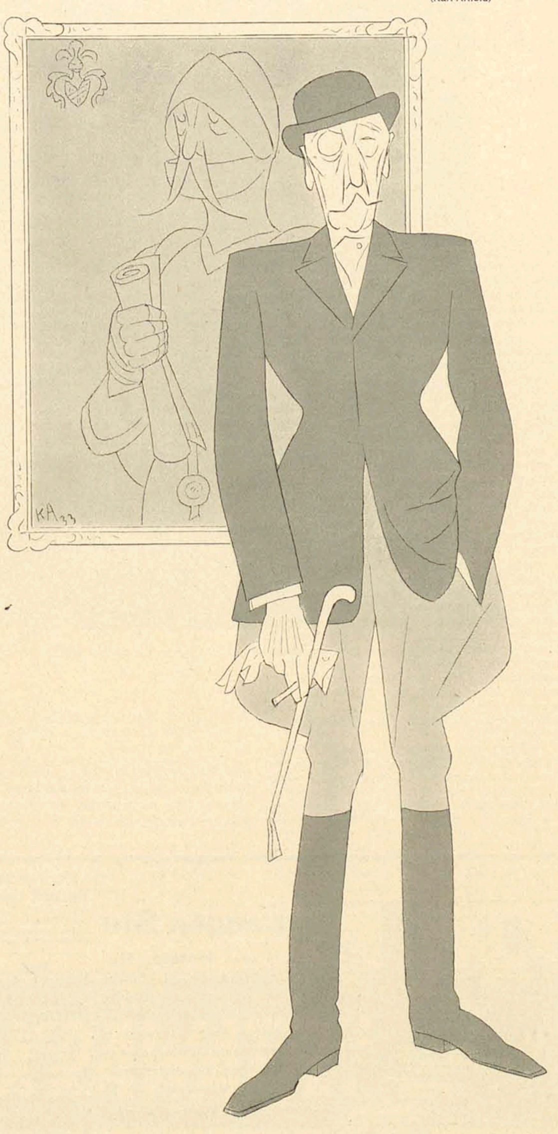
(Fortsetzung von Seite 194)
Er wedelt mit dem Hut durch die Türspalte und wartet, ganz wie sonst, bis Berta, die kleine dunkle Frau mit den blanken Lichtern im Gesicht, sich vom Kochtopfe her lachend herbeidreht.
Bratfleisch! sinniert Gustav. Er zaudert mit der Gabel an dem schönen braunen Stück herum. Berta rückt dicht an ihn heran. „Du hast was. Ich merke es dir an. Ist dir jemand dumm gekommen?"
Was ist gegen eine solche Frau zu wollen? Gustav tritt hin und her, bohrt die Fäuste in die Tasche. „Fünftausendhundertsiebenunddreißig Arbeitslose hat die Stadt!" sagt er grimmig. „Da werden denn ja mit mir die achtunddreißig voll . . . Was doch nicht nötig wäre, denn Brot — Brot wird ganz gewiß nicht weniger gebraucht als sonst . . ."
Berta ist blaß geworden. „Das also ist es?" Sie springt hoch, muß sich aber gleich wieder setzen. „Es kann ja jeder heut damit rechnen — aber du?" Bei der Tatsache selbst hält sie sich nicht auf. Ihr Herz hat genug zu tun mit dem Manne, der dasteht und sich quält wer weiß wie. „Gewiß ist das bös — aber was kannst du dafür . . ." Tröstlich tastet ihr Wort. „Ich verdiene genug für uns zwei, daß wir essen können und es warm haben. Und für das Kind ist alles fertig, die ganze Schublade voll . . ."
Später fällt ihr noch ein, darauf hinzuweisen, daß sie dann ja auch das Gestichel wegen der Doppelverdienerei los sind. In der Klinik, wo schon Ledige abgebaut werden, kann ihr nun keiner mehr was . . . Als Gustav vier Stunden später aus dem Hause muß, ist er — nun, versöhnt, das wäre zuviel gesagt. Aber er begreift, daß da nichts zu wollen ist. So läßt er sich auch im Backhause keinen Zorn anmerken, obgleich er nicht umhin kann, sich mehr noch als sonst zu ärgern über den Oberkörper des Meisters, der speckig durchs Netzhemd glänzt. Und als er am Monatsschluß sein letztes Geld erhält, sagt er ihm ohne weiteres ins Gesicht, daß der Kokosraspel mietig sei, und daß man gut tue, den halben Zentner dem Brotfahrer für sein Schwein auf den Wagen zu werfen.
Das Herumspüren, bald schon ganz ohne Hoffnung, ist kein Spaß für Gustav. Dazu die trostlosen Reden der gleich ihm aus Brot und Werk Gerissenen. Schließlich ist Berta selber es, die ihm zusetzt, sich nicht mehr vorm Zeitungsfenster die Beine in den Leib zu stehen.
Also bleibt Gustav in der Wohnung. Er befaßt sich nicht damit, Löcher in die Wand zu starren. Er reinigte die Stuben, holt ein, bald kocht er auch, was einfacher ist, als er sich vorgestellt hat. Wenn Berta ihren freien Tag hat, machen sie zusammen die Wäsche. Anfangs ist es ihr nicht recht: jede Frau setzt vor den Nachbarinnen ihren Stolz darein, einen Mann zu haben, der es nicht nötig hat, im Haus herumzufeiern. Doch verbergen läßt sich die Sache nicht, also wendet Berta den Spieß. „Bei uns mag's noch angehn!" bedeutet sie selbstbewußt diese oder jene Fragerin. „Ich verdiene für uns beide. Was glauben Sie, wenn ich nach Hause komme, brauche ich mich bloß an den Tisch zu setzen. Abwaschen darf ich nachher auch nicht, ich kenne mich schon gar nicht mehr in meinem eigenen Hause aus."

*

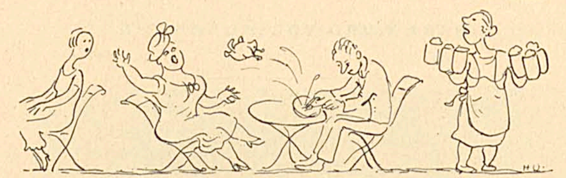
Vor der Tür steht das Auto, das die junge Frau in die Klinik bringen soll, wo sie noch bis vor kurzem ihren Dienst versehen hat. Berta nimmt sich gerade noch Zeit, in ihrer Wohnung das Nötigste zusammenzuraffen. Nachher im Wagen drückt sie ihrem Mann, der neben ihr nicht sehr behaglich im Polster sitzt, das Geldtäschchen in die Hand. „Daß du dir nur ja leistest, was recht ist, in der Zeit, wo du allein bist . . ." Gustav kennt den Wagenführer; es ist ihm kein Vergnügen, daß der anhört, was er sich von seiner Frau sagen lassen muß.
Während des Heimganges besteht Gustav vor sich selber darauf, daß es durchaus ein Junge sein muß, was da geboren wird. Kleine Mädchen mag er ja eigentlich lieber leiden, aber einen Jungen kann man doch wie einen Kameraden fühlen. Sozusagen als zweiten Mann im Haus, wo er doch, ohne daß er Berta was Unrechtes in die Schuhe schieben will, sich selber jämmerlich an die Wand gedrückt vorkommen muß.
(Fortsetzung auf Seite 199)

Junker Kuno von Rübenfeld

(Karl Arnold)



„Natürlich national — aber wozu noch sozialistisch?"


(Hilla Osswald)

Der Versuch

Von Victor Auburtin

In dem botanischen Laboratorium stand der Professor Dr. Moldenhauer vor dem großen Tisch und hielt einen Experimentalvortrag über die Rosenblüte. Er trug einen langen, weißen Kittel, der bis zu seinen Füßen reichte, und es sah so aus, als ob er nur mit diesem Kittel und mit seiner großen Brille und sonst mit weiter nichts bekleidet sei. Vierzig Studenten saßen auf den Theaterbänken des Laboratoriums, und jeder dieser Studenten hatte einen Kneifer auf seiner Nase.

Für seinen Vortrag hatte der Professor Moldenhauer in einem Blumengeschäft sieben rote Rosen gekauft, die er jetzt sezieren wollte, um seinen Schülern das Innere dieser Vegetabilien zu zeigen. Da es in dem Laboratorium keine Kristallvasen gab, auf die rote Rosen Anspruch haben, standen die Rosen vorläufig in einem hohen Porzellantopf, an dessen Außenseite eine Millimeterskala abgezeichnet war. Einer der Studenten, der eine poetische Ader hatte, sagte bei sich: „Sie sehen aus wie sieben königliche Prinzessinnen, die im Leiterwagen zum Schafott fahren."

Professor Dr. Moldenhauer begann seinen Vortrag und sagte: „Die sogenannte Rose, Rosa centiflora pomponia L., ist keine ursprüngliche natürliche Form, sondern ein Kunstprodukt. Und wie alle Kunstprodukte verstößt sie gegen die organischen Gesetze der Natur, ist eine Verzerrung, eine Entartung. Die ursprüngliche Form ist die bekannte Heckenrose, auch Hundsrose genannt. Aus dieser Urform haben die Gärtner immer vollere Blüten herausgezüchtet, bis diese monströse Art entstand, bei der die schlichten Organe der Fortpflanzung völlig durch überflüssige, teils rote, oder weiße, oder auch buttergelbe Blätter bedeckt sind."

Der Professor griff zwischen die sieben Rosen, faßte die jüngste und schlankste von ihnen und hielt sie hoch empor. Achtzig Kneifergläser waren auf die junge Rose gerichtet, die ihren Kopf senkte. Der Student mit der Ader dachte: „Du bist so beglückend, daß ich dich Beatrix nenne: und ich grüße dich in Ehrfurcht, Beatrix, Prinzessin von Bourbon."

„Ich gebe Ihnen", so fuhr Professor Moldenhauer fort, „zuerst die genaue Beschreibung des Objektes. Die Rose ist eine phanerogame, bedecktsamige, zweilappige Pflanze. Pistill mehrfächerig, mit wenigsamigen Fächern. Blütenboden krugförmig erweitert, auf seinem Rand hinter den Kelchblättern die perigynen Staubgefäße tragend. Blütenblattkreise fünfgliederig, im Andrözeum und Gynäzeum vielgliederig. Blätter wechselständig, oberseits kahl, unterseits bläulichgrün, oval und rundlich. Blüten einzeln, mit drüsenborstigen Stielen; Kelchzipfel fiederspaltig, sehr drüsenreich; Stacheln gedrungen, ungleich. Dies die Beschreibung, über die sich alle Autoritäten einig sein dürften. Die Frage, die noch offen blieb, und die wir jetzt gemeinsam aufklären wollen, ist: sind die Drüsen am Boden der Blüte schlauchförmig oder sackförmig? Um das festzustellen, werden wir die Pflanze sezieren; vorher aber tauchen wir sie in Paraffin."

Ehe man sich's versah, hatte Professor Moldenhauer die Beatrix kopfüber in einen Napf voll flüssigen Paraffinwachses gesteckt. Er rührte sie darin herum, zog sie wieder heraus und legte hierauf die triefende Rose lang auf den Tisch. Um diese Zeit wurde es dunkel im Saale, denn draußen zog zürnend ein Gewitter auf, aber niemand bemerkte es, weil alle mit größter Spannung dem Versuche folgten.

„Durch dieses Paraffinbad", sagte Professor Moldenhauer, „habe ich dem Objekt die nötige Stabilität gegeben, so daß die fleischigen Teile der Blüte dem Messer eine größere Resistenz entgegensetzen werden. Hahaha! sie wird sich nicht wehren, sondern hübsch still halten, die Kleine. Und nun schlitze ich sie der Länge nach auf, nehme einen Dünnschliff, und dann werden wir unter dem Mikroskop ihre Drüsen betrachten."

Er beugte sich über die Ohnmächtige, und seine großen Brillengläser leuchteten gräßlich durch die Dunkelheit. Dann griff er nach einem langen, dünnen Messer.

Aber in diesem Augenblick wurde er vom Blitz erschlagen und rollte tot unter den Operationstisch.

Die Studenten packten ihre Sachen zusammen und verließen achselzuckend das Laboratorium. Der mit der Ader aber sprach bitter vor sich hin: „Sind ihre Drüsen nun sackförmig oder schlauchförmig? Wie sollen wir ihre Schönheit verstehen, wenn wir nicht einmal das wissen?"


(Hilla Osswald)

Wind am Fenster

Von Georg Schwarz

Laut rauft der Wind im Wald und wühlt und rauscht,
Sauft Regen, ludert, johlt und pfeift und lacht,
Lärmt wie ein Trunkener um Mitternacht,
Mein Herz stockt einen Atem lang und lauscht.

Ich kenne ihn. Da sprengt er mit Gewalt
Das Fenster auf, greift kalt nach mir und schreit:
„Wo ist die Schenke? Hast du Schlafenszeit?
Raufbruder, Saufbold, Freund, wirst du schon alt?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Anzeigenannahme: München 13,** Elisabethstraße 30 ● **Für Redaktion und Anzeigenteil verantwortlich: Anton Rath, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 ● In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Kunst in der Loge

(Paul Scheurich)

„Merken Sie sich das, lieber Freund, wenn man eine hübsche Frau neben sich sitzen hat, sieht der Mann von Takt überhaupt nicht auf die Bühne!“

Mann im Haus

(Fortsetzung von Seite 197)

Am folgenden Morgen wird Gustav an den Fernsprecher geholt. Es ist ein Mädchen. Der junge Vater ist gleich sehr zufrieden. Er läuft zur Klinik. Seine Frau liegt da, froh und lachend und so unvermutet schön, weil sie doch ein bißchen hilflos ist. Sie besehen sich das kleine Geschöpf, wie es quäkt und die Finger und Augen zukneift und alles in allem ein schönes gesundes Kind ist, das den jungen Ehemann auf eine ganz unbekannte Art neu und selbständig vor dem fernen alten Vater stehen läßt.

Zehn Tage muß Gustav allein in der vorwinterlich dunklen Wohnung aushalten. Er spart mit Licht, Heizung und Essen. Abends sieht man ihn ja wohl in Versammlung oder Vortrag. Aber ein Buch aus der Volksbibliothek zu holen, dazu entschließt er sich nicht. Wie kann einer lesen, wenn er unruhig und einsam ist. In seiner Verlassenheit denkt er sich allerhand Pusselkram aus. Er versilbert die Ofentür, macht Bilderrahmen aus einer Kiste. Am Morgen, bevor seine Frau aus der Klinik kommt, zerschneidet er eine alte Jacke und dichtet damit die Fenster ab.

Berta mit dem rosigen kleinen Milchigel, das gibt nun mächtig Leben im Haus. Gustav gabelt ein altes Margarinefaß auf, daraus stutzt er kostenlos die schönste Wanne zurecht. So gut hat bisher das Kleine ihm noch nie gefallen, wie an dem Tage, wo die Mutter seine zierlichen Glieder in das neue, von dem Vater selbst beschaffte Badewasser hält.

Bis zu Neujahr hat Berta von der Klinik aus Urlaub. Als sie sich mit dem Kinde bei der Schwester vorstellt, kommt auch die Oberin herein. „Die Vertretung ist ein rechter Sauertopf!“ klagt sie. „Wir freuen uns alle auf den Tag, wo wir unsere fröhliche Berta wieder haben.“

Die junge Mutter ist glücklich. Alles geht, wie es soll. Ihre Heiterkeit bringt es zuwege, daß etwas davon auf ihren Mann überspringt. So daß er sich nicht zu weit weg vergrübelt, wo doch im Dezember Hochbetrieb in den Backhäusern ist — nur er selber muß außenvor bleiben. Notwendig braucht Berta ein Paar Überschuhe; er legt ihr auch richtig das Geschenk unter den bescheidenen Lichterbaum. Aber es wäre ihm lieber gewesen, wenn er sich nicht zuvor von seiner Frau das nötige Fünfmarkstück hätte in die Hand schieben lassen müssen.

(Schluß auf Seite 200)

Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile 0.35 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme München, Theatinerstraße 8/I.

(Schluß von Seite 199)

Und war es nicht mit den Wollsöckchen für das Kind genau das gleiche Stück?

Kurz nach dem Fest spricht Berta bei der Oberin vor. Ausnahmsweise wird es sich einrichten lassen, daß sie wegen des Säuglings zweimal am Tage nach Hause läuft. Gustav lernt jetzt, das Kleine zu waschen und zu pflegen, so daß die junge Mutter ohne Sorge ihren Dienst wieder übernehmen kann.

Nun aber stellt sich nur zu bald heraus, daß die Sache mit dem Stillen leider nicht klappt. Eine Pflegerin, wie will sie sich so auf die Minute aus der Arbeit herauswickeln? Darum schlägt Berta vor, zweimal am Tage soll Gustav das Kind eingepackt in seinem Wagen in die Klinik bringen.

Der Ehemann äußert sich nicht. Erst in der Nacht, als seine Frau neben ihm im Bett liegt, sagt er laut zu der Schlafenden hin: „Berta, ich tu, was verlangt wird. Aber das mit dem Kinderwagen, das kann ein Mann nicht . . ."

Hellwach ist Berta, wie sie es von ihrem Berufe her gewohnt ist, beim ersten Wort. „Was soll denn sonst sein?" fragt sie und sitzt hoch im Licht der Straßenlaterne. „Brauchst dich doch nicht so zu haben. Da muß mancher umlernen heutzutage — wenn nun mal die Frau es ist, die das Leben verdient . . ."

Am Morgen wird nicht mehr an die Sache gerührt. Aus der Luft ist sie darum nicht. Schade, daß das Kind noch nicht reden kann . . .! grollt Gustav. Sonst hätte man sich doch mal frei über die Mutter aussprechen können. So war das früher nicht . . . Aber jetzt, jetzt meint sie, sie hat im Haus von oben bis unten die Hosen an?

In der nächsten Woche zeigt es sich, daß Berta trotz ihrem barschen Wort auf Änderung bedacht gewesen ist. So und so hat die Oberin einen neuen Vorschlag gemacht. Die Nahrung für das Kind soll der Mutter in der Klinik abgenommen werden. Die junge Frau kann es nicht unterlassen, hier eine kleine Spitze für ihren Mann anzuhängen. Fragt sich ja immer noch, ob er sich nach seiner Rede von neulich nicht auch fürs Abholen zu gut hält?

Zweimal am Tage macht sich Gustav auf den Weg. Er ist pünktlich, und seine Frau ist auch pünktlich. Beim Pförtner holt er die kleine in einen Wärmstrumpf gesteckte Flasche. Zu Hause tränkt er das Kind, besorgt alles sehr genau und zuverlässig. Doch er achtet schwer darauf, daß unterwegs oder auf der Treppe nicht etwa ein Bekannter erfährt, was er mit diesem regelmäßigen Gang bezweckt. Ist ja leider in Stadt und Land nicht der einzige Fall, daß nicht der Mann, sondern die Frau es ist, die den Haushalt aufrecht hält. Alles in allem kann man ja wohl froh darum sein . . . Aber es geht zu weit, wenn er sich vor jedermann auch noch als Lieschens Amme soll ansprechen lassen . . .

Gustav frißt die Dinge, wie sie nun einmal sind, jeden Tag neu in sich hinein. Doch vor Berta läßt er sich nicht zuviel merken. Sie ist fleißig und gesund. Abends freut sie sich, wie das Kind gedeiht; manchmal lobt sie ihn für seine Sorgfalt: „Keine Frau könnte das besser . . ." Nachher, bei der Lampe, befaßt sie sich mit Nähen. Ohne daß sie es groß darauf anlegt, bringt sie ihren Mann soweit, gut und sauber einen Strumpf zu stopfen. Auch dafür lobt sie ihn einmal, doch da reißt er unwillig am Faden, so daß die ganze wollene Fußspitze verkraust. Und als Berta nachher singt, wartet sie umsonst, daß er wie in früherer Zeit mit seiner tiefen freundlichen Stimme einfallen soll.

So recht von Herzen geradevor scheint ihr Mann überhaupt nicht zu sein. „Hast du was?" Eines Abends, kurz vor dem Schlafengehn, greift Berta zu mit diesem genauen Wort. Stumm kehrt er sich vom Tische weg und macht sich daran, einen Haken in den Balken zu schlagen, der durch die Kammer hochgeht zum verschalten Dach.

Sie meint, er solle das tun, wenn Lieschen wach ist. Ihre Befehlerei verdrießt ihn nicht weniger als die Frage vorher. So klopft er denn einen zweiten Nagel ein, hat gern das Werkzeug in seiner Hand, hier vor Frau und Kind, zu einer richtigen Mannshantierung. „Bleibt dir doch dafür Zeit am Tage, soviel er Stunden hat . . ." Dieser neue Hinweis stößt dem Faß den Boden aus. Gustav wirft den Hammer weg, greift blindlings eine Schüssel vom Tisch und schmettert sie gewaltsam zu Boden.

Als Berta sich nach dem ersten Schrecken, vorwurfsvoll nach den Scherben bücken will, packt er sie an den Schultern, rüttelt sie halb aus Ingrimm und halb zum Spaß, freut sich, wie sie sich wehrt und ihm ihre kleinen festen Fäuste vor die Brust setzt. Und dann nimmt er sie unbändig in den Arm und küßt sie und zwingt sie zu sich, wie er es seit dem ersten Ehejahre nicht mehr getan.

*

Die Zeit vergeht. Was ist mit Berta? Sie ist offensichtlich schlecht zupaß. Sie lacht nicht mit der Kleinen, findet nirgend was zu loben, hat auch sonst kein gutes Wort für ihren Mann. Eines Abends, als Gustav ihr mit dem Kinde im Arm die Flurtür öffnet, blickt sie gradezu unfreundlich. Was ist los? denkt er bei sich, meint aber, daß es mit dem Fragen noch Zeit hat.

Das Fenster ist offen. Laue Mairegenluft weht herein, eine Drossel zwitschert auf der Dachrinne. Steif sitzt Berta am Tische. Unmut füllt ihre glänzenden Augen. „Trinkst du denn nicht?" Als Gustav ihr frischen Tee nachgießen will, deckt sie grantig beide Hände über die Tasse.

„Nun hast du es glücklich wieder so weit gebracht!" heult sie los. „Eine Frau — alles muß sie von euch hinnehmen!"

Hart läßt Gustav die Kanne sinken. Donnerschlag, hat er recht gehört? Diese schwere Neuigkeit kommt ihm mehr als unerwartet . . . Oder, wenn er ehrlich sein soll, — damals an dem aufgeregten Abend in der Osterwoche, war nicht Berta mit ihrem überheblichen Wort schuld, daß er als Mann im Haus die Schüssel zu Boden krachen ließ? Und hat sie sich nicht selber alles zuzuschreiben, was danach kam?

Aber daß sie nun dasitzen soll in ihren Tränen, das hat er ganz gewiß nicht im Sinn gehabt . . . Wiederholt versucht Gustav, mit seiner Frau in ein tröstliches Gespräch zu kommen. Doch umsonst; ihr Gesicht kehrt sich ab, sobald er den Mund auftut. Erst im Laufe der Nacht, als sie sich von Herzen ausgeweint und dem Ehemanne nochmals sein alleiniges Teil zur Last gelegt hat, wird sie zugänglicher.

Ihrer vernünftigen Natur liegt es nicht, allzulange mit etwas unbequem Neuem herumzuhadern. Zwar gibt es immer noch Kopfschütteln und Händeheben, doch zwischendurch fängt sie unmerklich an, sich zurechtzulegen, von welcher Seite den künftigen Ereignissen am besten beizukommen sei. Jedermann in der Klinik — ist es nicht so? — hat sie gern; das Brot wird man ihr eines neuen Kindes wegen nicht wegnehmen. Das Lieschen — hat sie vielleicht selber gewünscht, es möchte zeitlebens einziges bleiben? Ganz gewiß hätte es ja eben noch nicht wieder zu sein brauchen . . . Immer noch etwas nah ans Wasser gebaut, aber doch schon mit ihrer vollen Person dem Neuen zugekehrt, schläft Berta schließlich ein im Arm ihres Mannes.

Gustav seinerseits liegt noch lange wach. Einfälle kommen und gehn. Verschiedenes bleibt, was er zu Ende denken muß. An Sorgen fehlt es nicht, der Zuwachs ist kein Pappenstiel, und doch, kann einer sagen, was er will: seit Monaten war ihm nicht wie in dieser Nacht frei und aufgerichtet zumut.

KOEPFE

(Olaf Gulbransson)

Richard Billinger

Wann?

Ein Vogel schwebt — so hoch, so hoch!
Ich seh' ihn nicht und spür' ihn doch.

Durch sieben Meilen oder mehr,
aus blauen Fernen, späht er her.

Hängt lotrecht über meinem Nest,
die Krallenfänge angepreßt.

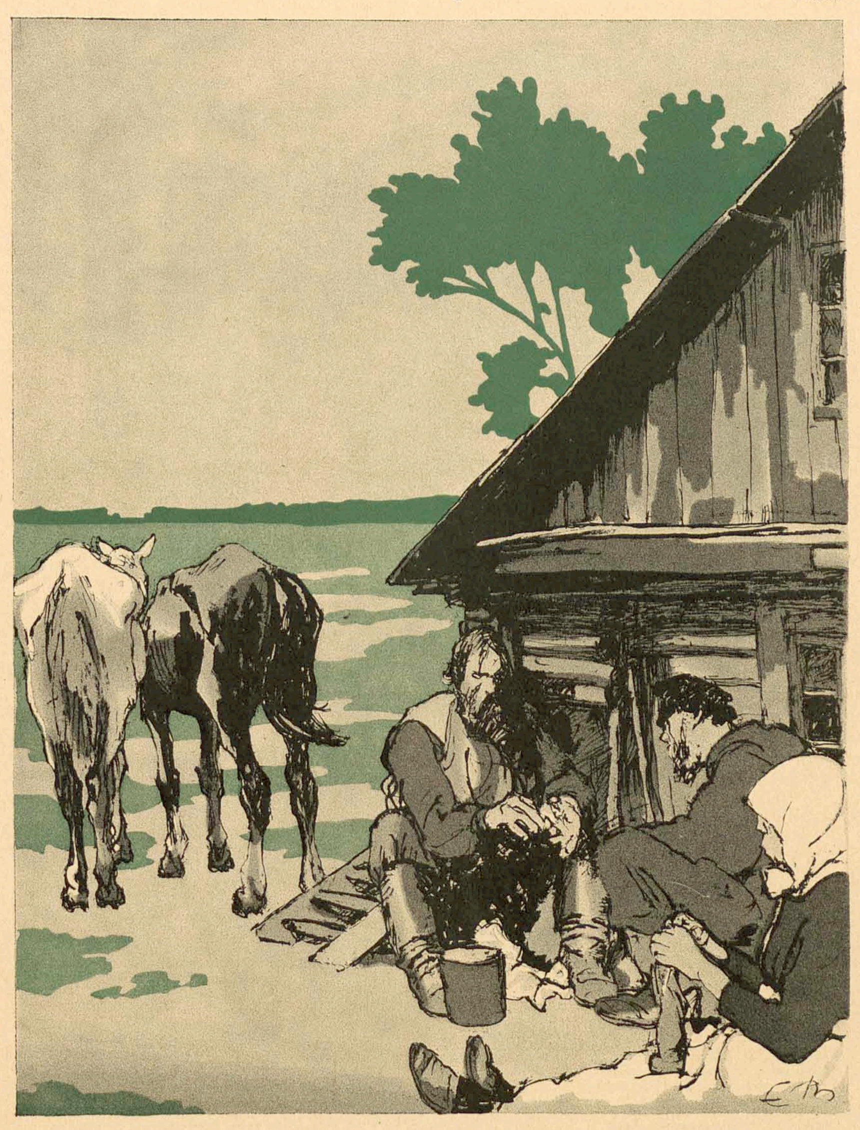
Und wo ich bin und was ich tu',
stets ist er da . . . Wann stößt er zu?

Ein Wolkenschatten jagt durchs Licht.
Das Herze hämmert: Jetzt?! . . . Noch nicht.

Dr. Owlglaß

Russische Agrarbilanz

(E. Thöny)



„Ja, Brüderchen, bei uns hat so lange Allen alles gehört, bis Allen nichts mehr gehört hat.“

Im Kampf gegen die Maschine

(Rudolf Kriesch)



„Auf geht's, wos braucha mir Pferdekräfte!"

Arbeitsloser schaut einer fütternden Amsel zu

Dort die junge Amsel hüpft
im Geäst und schreit nach Futter,
und im Unterholze schlüpft
wieselflink die kleine graue Mutter.

Wie der Schreihals ungebärdig giert
und mit beiden Flügelspitzen schüttert!
Bis die Mutter die Geduld verliert
und ihn jetzt zum zehnten Male füttert.

Aber kaum ist sie zum Grund
abgeschwirrt und stöbert dort im Gras,
bettelt droben schon ein offner Schlund
unersättlich her um neuen Fraß.

Eine halbe Stunde schau ich schon
diesem Treiben zu und werd's nicht satt.
Warum denk' ich bloß an meinen Sohn
und daran, ob er jetzt Hunger hat?

Karl Bröger

Kleine Geschichten

Als ich Gorganz kennenlernte, komponierte er gerade die Ouvertüre seiner ersten Oper. Vor einem halben Jahr traf ich ihn wieder. Da machte er Radierungen und Holzschnitte, sechs Stück pro Tag. Jetzt aber ist Gorganz unter die Schriftsteller gegangen.
„Sag' mal", fragte ich ihn neulich, „werden deine Sachen eigentlich gelesen?"
„Oha", warf sich Gorganz in die Brust, „und wie! Wenn auch", fügte er nachdenklich hinzu, „die Qualität der Leserschaft selbstverständlich viel wesentlicher ist als die Quantität."
„Natürlich", nickte ich. „Aus welchen Kreisen rekrutieren sich denn deine Leser?"
„Meine Sachen werden", sagte Gorganz, und ein gewisser Stolz spielte um seine Lippen, „fast nur von Feuilletonredakteuren gelesen."

*

Dem alten Sanitätsrat Paschkow aus Myslowitz ist einmal, das ist aber schon an die zwanzig Jahre her, etwas Unangenehmes passiert. Dem Pfarrer war Isodora, die Haushälterin, gestorben. Paschkow kommt, untersucht und schreibt den Totenschein aus. Wie er sich aber noch einmal über Isodora beugt, geraten ein paar Schnurrbarthärchen in ihre Nase. „Hatschi!" sagt sie, schlägt die Augen auf, und ihr erster Blick fällt auf den Totenschein.
Was der Sanitätsrat Paschkow da gemacht hat? Nun, was soll er gemacht haben: Von diesem Augenblick an ist er stets glatt rasiert gegangen.

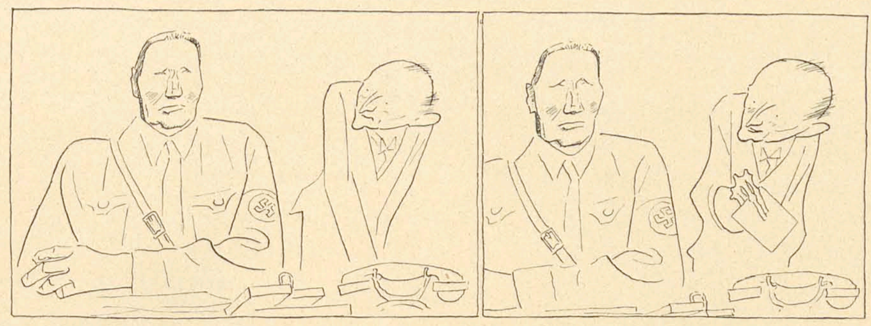
*

Kennen Sie Iversen in Kopenhagen? Nein? Netter Mensch ist das. Korrekt, ein bißchen steif, aber ein herzensguter Kerl. Nur einmal hat man schlecht von ihm gesprochen. Das war, als er Knut, seinem kleinen Sohn, eins mit der Sektflasche auf den Kopf gab.
Um Gottes willen, meinen Sie, und wie man so etwas einen herzensguten Kerl nennen kann?
Aber ich bitte Sie, der kleine Knut war eben im Begriff, getauft zu werden, und Iversen — ja Iversen ist Präsident einer Reederei von einundzwanzig Dampfern.

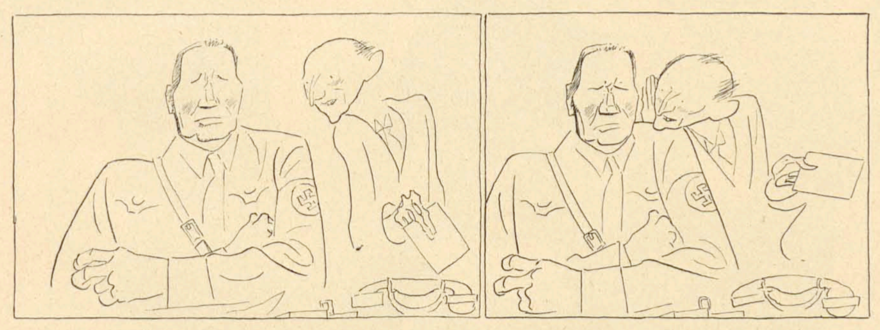
Hans Riebau

Der größte Schuft im ganzen Land

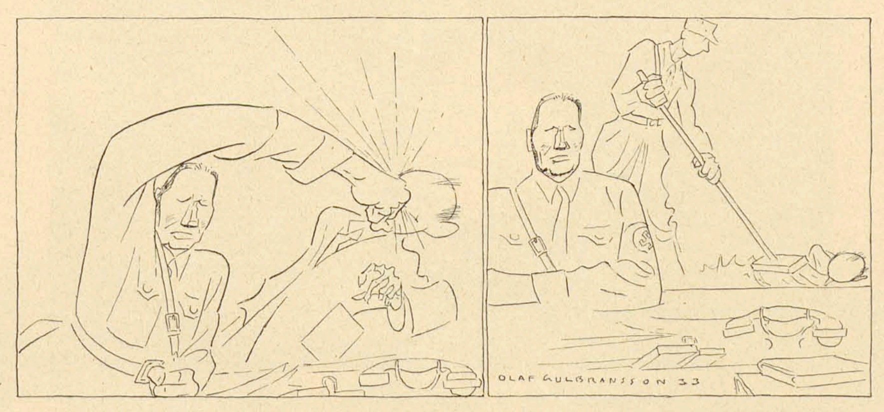
(Olaf Gulbransson)



„. . . in dieser abfälligen Weise hat sich der Mann mir gegenüber geäußert. Mit diesen Äußerungen kann ich auch schriftlich dienen,



es ist ein Brief, an mich gerichtet, mit seiner eigenhändigen Unterschrift — gewiß ein schlagender Beweis, — damit ist der Mann . . .



— erledigt!“ „Huber, kehr den Denunzianten naus!“

Napoleon der Heurige

(E. Thöny)

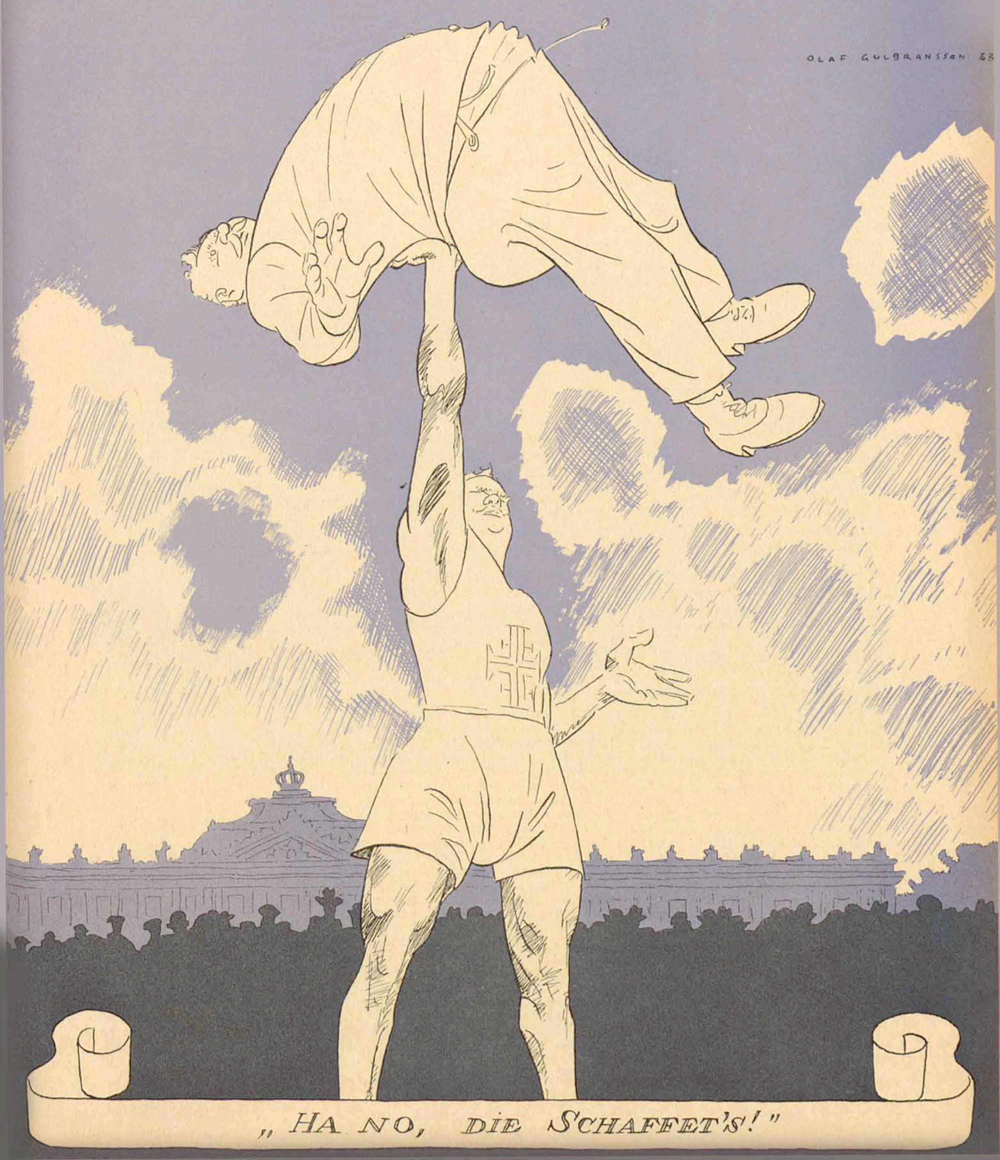


„So, den ‚Simplicissimus' habe Ich verboten, nun geht's aufwärts in Österreich!"

München, 30. Juli 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

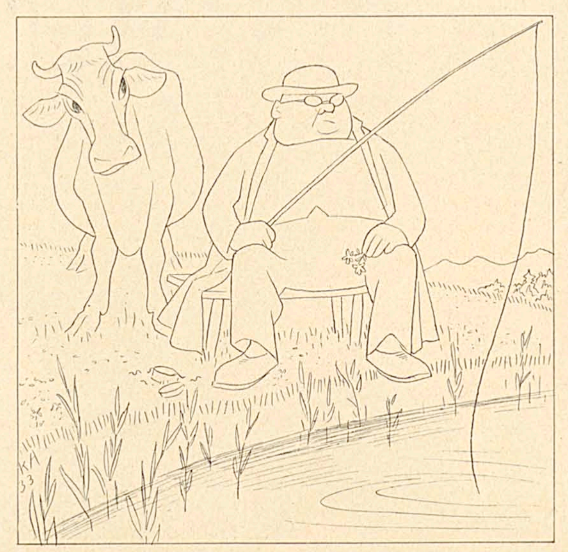
15. DEUTSCHES TURNFEST STUTTGART



„HA NO, DIE SCHAFFET'S!"

O quae mutatio rerum!

(Karl Arnold)



Hochwürden möcht' ich heute loben,
der, von der Urne abgelenkt
und aller Politik enthoben,
jetzt nicht mehr an das Diesseits denkt.

Durch Predigen und Messelesen
und Seelensorge vollends gar
wird er in kurzer Frist genesen
von dem, was tadelnswürdig war.

Es wird ihm nicht an Muße mangeln,
wenn er die Pflicht erledigt hat.
Er kann zum Beispiel Fische angeln,
wie schon der heilige Petrus tat.

Des weitern wirkt sich Rosenzüchtung
und Tätigkeit im Bienenhaus
auf die erwünschte Geistesrichtung
ganz ohne Zweifel fördernd aus.

Auch seine Köchin oder Nichte,
von der man gleichfalls hoffen muß,
daß sie auf Politik verzichte,
verändert ihren Habitus.

Kurzum: es wird in aller Stille
das Kampfquartier von ehedem
zur liebenswürdigen Idylle,
— gewissermaßen zum Poem.

Ratatöskr

FRITPICKS REPORTAGE

(Expedition ins bayerische Gebirge)

Tegernsee, im Juli 1933

Ich beschloß, eine Expedition in die Berge Bayerns zu machen, dorthin, wo das Edelweiß blüht, wo die Adler horsten, und die Gemsen sich bemühen, jenen Bart zu erzeugen, der den rauhen Bergbewohnern als liebste Trophäe gilt.

Expeditionen erfordern Vorbereitungen. Man will doch unerkannt durchs Volk wandeln. Deshalb legte ich jene Verkleidung an, die den Ureinwohnern der stillen Gebirgstäler um den Tegernsee eigentümlich ist. Den Oberkörper hüllte ich vornehmlich in den wasserdichten Lodenstoff, der mit Stickereien reichlich verziert ist, den Unterkörper hingegen bekleidete ich teilweise mit der Haut des edlen Hirsches. Um die Waden wurde mir eine Art Wollring gelegt, und an den Füßen wurden wuchtige Gegenstände befestigt, die halb aus Leder, halb aus Eisenteilen bestehen. Überall am Körper wurden Stücke erbeuteter Tiere verteilt, Zähne, Knochenreste, Federn, vermischt mit allerlei außer Kurs geratenem Hartgeld. Ich stülpte ein grünes Hütl keck aufs Ohr, stieß ein mir bodenständig erscheinendes Holdrioh aus und fuhr ins Land der kernigen Hoteliers.

Das Land ist lieblich, und die Bewohner haben dem Kannibalismus längst entsagt. Sie sind nicht mehr menschenscheu, sie haben sich schon an den Anblick der Europäer gewöhnt. Zutraulich nahen sie sich dem Fremden und fragen ihn, ob er mit ihnen eine Gesellschaftsfahrt in dem sogenannten Automobil, dem hier ortsüblichen Fahrzeug, unternehmen wolle. Glasperlen und andere Tauschartikel weisen sie als Bezahlung zurück. Sie begnügen sich mit der auch anderwärts geltenden Scheidemünze.

Die Umgangssprache ist das Oberbayerische, eine sehr schwierige Tochtersprache der indogermanischen Sprachenfamilie. An die Sprache der Veden habe ihre Ausdrucksweise nur sehr geringe Anklänge, sagte mir ein Indologe, und mit Sanskrit käme man nicht durch. Dagegen habe ich die Erfahrung gemacht, daß das Sächsische weit verbreitet ist. Ich hörte es häufig im Bräustübl, einer Kultstätte der Ureinwohner, die hier eine Art Mysterien feiern. Hierzu verwenden sie einen Absud aus Körnerfrüchten und den jungen Sprossen der Hopfenpflanze. Dieser Weihetrank wird den Gläubigen von besonderen Priesterinnen dargebracht, die im Volke große Achtung genießen. Sie führen ein strenges Regiment und verfügen über riesige Körperkräfte, die sie sich beim Tragen der wohlgefüllten Kultgefäße aneignen. Die Priesterinnen verstehen sogar Sächsisch und Berlinisch, wenn diese Weltsprachen durch Zeichensprache unterstützt werden.

Während der Sommermonate kommen nämlich große Wanderzüge der nördlichen Völkerschaften hinauf in die rauhen Gebirgstäler und nehmen an den Ufern des Tegernsees die rituellen Waschungen vor. Ihre Sitten gebieten es ihnen nämlich, sonnengebräunt in die Heimat und das Tiefland zurückzukehren. Ganze Uferstrecken sind von den Sonnenanbetern bedeckt, die hier der Wintersaison entgegenbräunen. Die Urbevölkerung achtet die Riten des Gastvolkes, ja, sie hat zum Teil sogar die Sitten der Talbewohner angenommen.

Die Bergbewohner ernähren sich teils durch Viehzucht, teils durch Fremdenindustrie, die sie häufig in Heimarbeit betreiben. Sie gehen jedoch schonend mit den Betroffenen um. Deshalb ist es auch nicht notwendig, sich bei einer Expedition an den Tegernsee zu bewaffnen. Das feststehende Messer ist heute nur noch Prunkwaffe. Es wird fast ausschließlich zum Nägelreinigen und Schneiden von Rettichen und Regensburgern verwendet.

Damit ist eine, nur der Einfalt mögliche, geniale Lösung gefunden, eine Angriffswaffe nutzbringend bürgerlichen Zwecken zuzuführen, was den Franzosen ihrer Mentalität nach mit den Tanks usw. schwerfallen dürfte.

Fritpick



(Karl Arnold)

An den Mond

(Rudolf Sieck)



Du schwimmst durch die Nacht, über Weizen und Klee,
übers schlafende Dorf, über Berge und See.

Wir, die wir dem Boden verhaftet sind,
wir Binsen schwanken dunkel im Wind

und sehnen uns fort aus dem schlammigen Schoß
und rascheln und zerren und kommen nicht los.

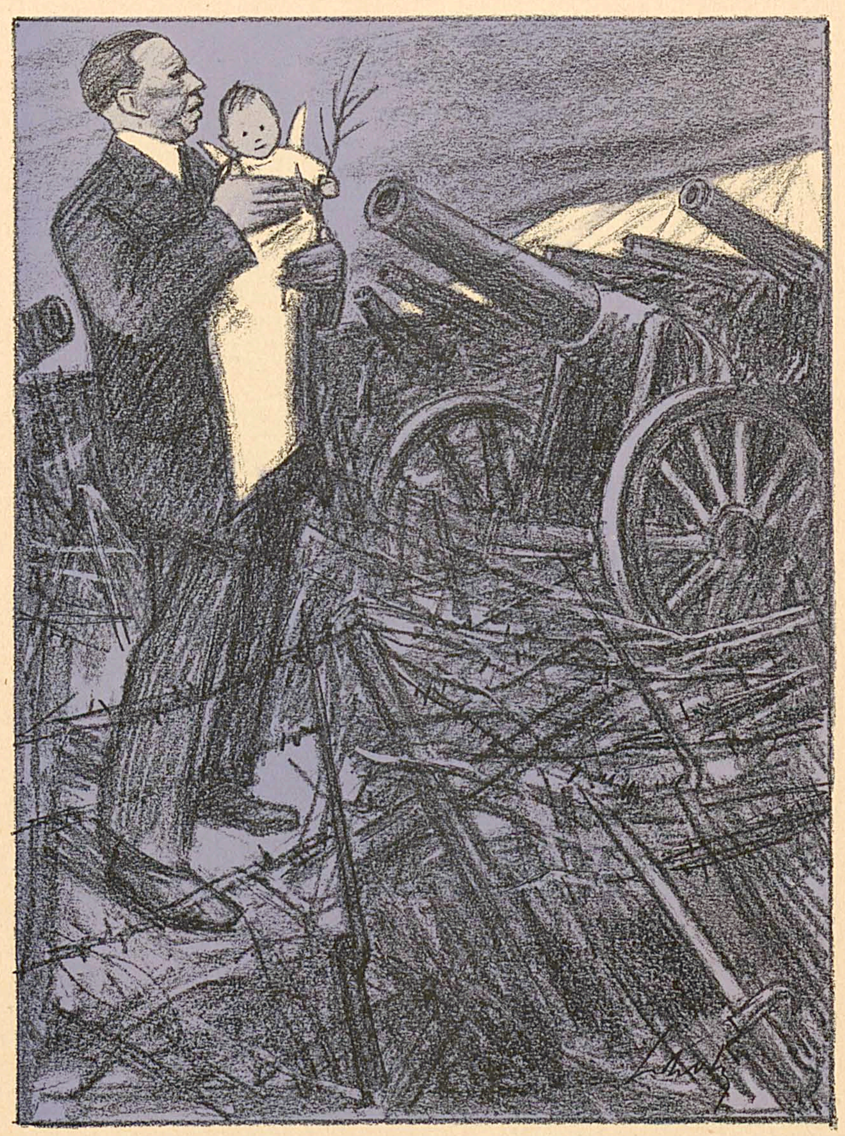
Aus Silber ein zitterndes Brückenband
hast du lockend über das Wasser gespannt:

„Herüber! Herauf!" — O wie gern, o wie gern!
. . . Wir schwanken dunkel und rascheln und zerr'n.

Dr. Owlglaß

Auch Henderson mußte über Paris . . .

(Wilhelm Schulz)



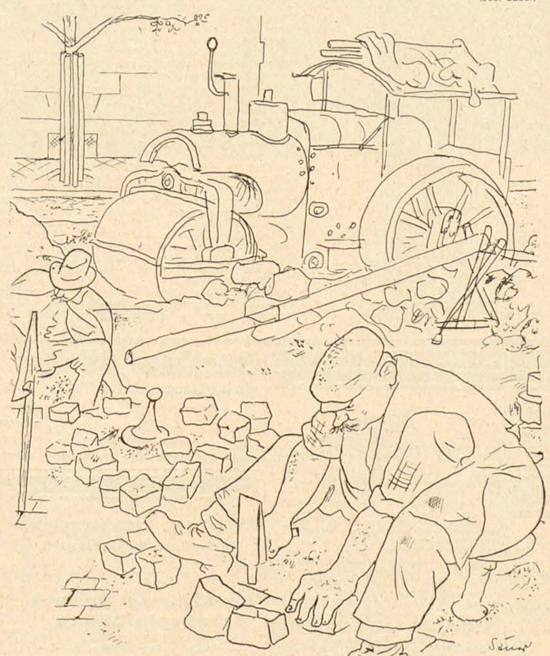
„Ich sehe ein Ziel, aber keinen Weg.“

Die Insel / Von Edmund Hoehne

Als der französische Revolutionsgeneral Custine Mainz erobert hatte und die „Rheinische Republik“ erklärt war, als Deutsche die Trikolore hißten und den Staatsideen eines fremden Volkes zujubelten, da lebte in einem verlorenen Seitental der Pfalz ein Gutsherr, der schrie seinem Knecht, der ihm vom neuen Staatswesen meldete, ins Gesicht: „Das ist nie gewesen!“ Und er zahlte ihm seinen Lohn aus, gab ihm noch ein gut Stück Aufgeld hinzu und schickte ihn in seine Heimat mit dem Befehl, ungerufen nie wieder vor ihn zu treten. Im nächsten Dorf solle er noch einen Tag verharren, ehe er weiterzöge.
Kaum war der Alte fort, schloß der Herr das Tor des Hofes und befahl allen Hausgenossen, niemals den Grund und Boden seines Besitztums zu verlassen. „Wir haben Wasser zum Trinken aus unserm Brunnen“, sagte er. „Unsere Kühe geben Milch und weiden auf unsern Wiesen. In unsern Scheunen lagert der Proviant für die Armee des Herzogs von Braunschweig, der nicht nachgeschafft wurde. Darin sehe ich ein Zeichen und einen Befehl des Himmels: Hier ist das alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation! Hier ist die alte Zeit und ihre Hüter.“
Die Leute waren im Keller oder auf dem Feld gewesen und wußten nichts von der Botschaft des Knechtes, den sie verwundert vermißten. „Wir verstehen Euer Gnaden nicht“, sagte die Großmagd. „Natürlich ist hier das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das unserm edlen Kaiser zu Wien gehört. Und der Herzog von Braunschweig ist wohl so rasch vorgerückt, den schändlichen Franzosen nach, die ihren König köpften, daß er längst in Paris ist und unsern Proviant gar nicht mehr braucht. Darf ich auch meine Schwester in Mainz nicht besuchen, die in zwei Wochen heiratet?“
„Nein“, sagte der Herr. „Wer meinen Hof verläßt, den kenne ich nicht mehr, den habe ich nie in meinem Leben gesehen, den jage ich wie einen Wolf mit Hunden auf die Landstraße zurück. Fragt nicht, gehorcht! Morgen früh wird der alte Bergfried abgebrochen. Die alten Bäume ragen über das Dach aller unserer Gebäude hinweg. Das Vieh wird nur des Nachts auf die Weide getrieben. Niemand soll wissen, daß hier Menschen wohnen. Wer hat Freunde draußen, die ihn sonst hier besuchen kamen? Nennt Namen und Wohnort.“
Er schrieb ihnen, der Hof sei abgebrannt, der Herr getötet, der Freund sei mit den Heeren in die Fremde gezogen. Diese Briefe gab er dem alten Knecht, der im nächsten Dorf auf ihn wartete. Vor seinem Gasthaus war ein Freiheitsbaum errichtet, um den das Volk tanzte und die Marseillaise sang. „Bürger“, sagte der Dorfschulze zum Herrn, „es ist recht, daß Ihr kommt und mitfeiert. Hier ist Wein. Es lebe die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit!“ Aber der Herr redete an ihm vorbei, als sei er Luft, und sagte zum Knecht: „Ich ziehe für immer fort nach Mainz. Mein Haus ist zerstört. Besorge diese Briefe. Diesen letzten zeige in Augsburg vor. Dann wird dir ein Häuschen gekauft werden bei den Deinen. Eile jetzt fort.“ Und er wandte sich ab und ritt davon, scheinbar auf Mainz zu, kehrte aber heimlich in weitem Bogen und auf versteckten Nachtwegen heim. Der Schulze hatte Ausschau gehalten, und als er den alten Turm des Hofes nicht mehr fand, sagte er: „Es stimmt. Sein Haus ist zerstört. Recht geschieht ihm. Da ist nichts mehr zu holen. Was die Franzosen machen, tun sie gründlich. Sparen wir uns den Weg zum Schutthaufen. Er war ein Tyrann.“
Ein Jahr schon dauerte das gespenstische Leben auf dem verborgenen Herrensitz mit seinen vier Dienstleuten. Selbst kein Priester betrat den Hof; der Herr las aus der Bibel vor und hielt seltsame Reden bei den sonntäglichen Andachten vor dem alten Reichswappen. Dann sagte er wohl: „Was ein fremdes Volk erdacht hat, taugt nicht unbesehn für das unsrige, nicht die ungehemmte Libertät der Fürsten, als wäre jeder in seinem Katzenellenbogen ein König von Spanien, nicht erklügelte Lehren französischer Philosophen vom freien Wesen jedes einzelnen. Versteht ihr mich?“
„Ja, Herr“, sagte das Hausvolk; keiner verstand ein Wort.
„Sonst könnte es kommen, daß die Moskowiter uns sagen wollen, wie das Deutsche Reich sein soll, oder die Welschen in Italien. Wollt ihr das?“ Gütiger denn je streifte sein Blick die Getreuen, die bei ihm ausharrten, für die er sorgte.
„Nein, Herr“, antwortete man beklommen und hielt ihn für wirr und krank. Aber man blieb bei ihm, behütet von seiner strengen Güte, seiner väterlichen Zucht, der altfränkischen Hausordnung, beim reichen Proviant einer längst zersprengten und vergessenen Armee, die seit Valmy sich auflöste. In der Ferne, über die Landstraßen, zogen die Armeen Frankreichs, und deutsche Fürsten dankten für die Huld ihrer Generäle, die stets das wahre Wohl des Reichs im Auge hätten. „Ich weiß von nichts, was draußen vorgeht“, dachte der Herr, „ich will es gar nicht wissen. Was immer es ist, es ist falsch, es zerreißt heilige Ordnung. Hier ist die Insel des Guten. Das Neue existiert nicht für mich.“
Aber der Hof existierte für die Neuen. Eines Tages hielt eine Patrouille vor dem Tor unter Führung eines entfernten Neffen, der feststellen wollte, ob der Herr verschollen sei. Er trug französische Uniform. Es kam zu einer erregten Unterhaltung. „Fromm nennt Ihr das?“, rief der Junge, „die ganze neue Zeit auslöschen zu wollen? Glaubt Ihr nicht zumindest an die göttliche Zulassung, die ein neues Jahrhundert bestehen läßt, selbst wenn es eine schlechte Seele hätte? Hier wollt Ihr das verzopfte alte Reich ohnmächtiger Wahlkaiser weiterleben lassen?“
„Nein“, schrie der Alte, „nicht die Ohnmacht, nicht die alten Formen, aber das deutsche Wachsen, die Dauer, die Bindung, das organische Werden, die Verwurzlung, kurz, das Leben statt der klügelnden Konstruktion von Advokaten. Entweder — oder! Keinen Mischmasch. Entweder Reichsgraf oder Sansculotte, Herr Leutnant.“
„Eure Begriffe da sind noch neuer als die der Sansculotten, edler Herr.“
„Sie sind Abwehr von Gewalt und Überfall.“
„Also dankt Gewalt und Überfall, daß Ihr Neues habt. Ihr seid gütiger zu Euren Dienern; früher wart ihr oft rauh und ungerecht. Ihr liebt sehnsüchtig das

Selbst ist der Mann

(Jos. Sauer)



„Guat, daß unseroam koa Konferenz ins Handwerk d'rei reden ko, sonst kummat so a Stoa in zwanz'g Jahr aa no net ins Pflaster!“

Deutsche Reich, das Euch früher gleichgültig und lächerlich war. Ihr glaubt, auf einer Insel des Vergangenen zu leben, und seid in Wirklichkeit auf einem völlig neu entdeckten Eiland, durch das auch ich streifen möchte."

„In der Uniform?"

„Diese Uniform ist gut, zu verhindern, daß Eure wunderbare Insel wieder ins trübe Meer alter Reichspolitik versinkt. Ist das erreicht, ziehe ich sie wieder aus. Rücke vielleicht eines Tages gegen die Franzosen — wer weiß. Schon jetzt helfe ich, deutsche Verzettelung in dreihundert Länderchen hinwegzufegen."

„Auch mein reichsunmittelbares Gut?"

„Auch das. Denn an Stelle des ‚Reiches' wird Deutschland treten."

„Deutschland? Was ist das?"

„Was Ihr hier gründet: Dauer, Bindung, organisches Werden, Verwurzlung, Treue, Geschichte, Verantwortung, Dienst, Gemeinschaft."

Der Alte schwieg lange. Dann sagte er: „So kommt herein. Ich übergebe meinen Besitz. Aber nicht an Frankreich. Nicht an den Kurfürsten von Bayern. Sondern an eine ferne Zukunft. Ihr nennt sie Deutschland? Das war mir bislang nur ein geographischer Begriff. Aber weder an ein französisches, noch hispanisches, noch irgendwie welsches Deutschland. Wann mag das deutsche Deutschland kommen?"

„Das wird noch lange dauern, edler Herr. Aber eure Insel gehört mit hinein."

* * *

Sport und Liebe



„Jetzt geht's dann schnell, Schatzi, in einer Stunde sind wir zu Hause."

(Erik Nitsche)

Nepomuk badet im Freien

Eine Sommergeschichte von Ernst Hoferichter

Nepomuk faltete seine Badehose säuberlich, wie ein Stellungsgesuch, zusammen, fuhr noch einmal die eingebügelte Falte seiner Hose nach und schwang sich dann auf die Plattform der Straßenbahn.

An der Endstation stieg er aus. Da wuchs von den umliegenden Wiesen her Gras zwischen den Schienen.

Nepomuk war begeistert. Er liebte die Natur wie sein Monatsgehalt, ohne Abzug an Krankenkassen und Invalidenmarken.

Dann ging er durch wogendes Korn, dachte dabei, ein warmes Hausbrot zu verzehren, und sang den Pilgerchor aus Tannhäuser.

Und bald kam er an die himmlisch schöne Stelle, wo zwischen Busch und Feld — Wasser floß. Kein Mensch weit und breit. Er johlte und schrie. Das war es, was er immer schon wollte: mitten in Mutter Grün unterzutauchen. Einmal Forelle sein, Laubfrosch, Kröte und Protz! Frei sein von wackligen Bachhütten, mit seifenklitscherigen Holztreppen, verwehtem Haarausfall, liegengebliebenen Waschlappen und verschütteten Hühneraugentinkturen!

Er entkleidete sich. Heute hatte er zum erstenmal den Siebzehnmarkfünfzig-Anzug am Leibe.

Jacke, Hose und Weste hing er wie Christbaumschmuck an das Geäst einer Holunderstaude, aus der es bald nach Loden und eingenähter Leinwand roch.

Und schon prangte an ihm die Badehose wie ein Ausstellungsplakat.

Nepomuk patschte wie ein Sack voll junger Katzen in den Bach. Er gröhlte vor innerer Lust und äußerem Wohlbehagen. Und schlug klatschend mit der flachen Hand aufs Wasser, als wollte er einen Kokosläufer entstauben. Er dachte an badende Elefanten im Ganges, und sein Lustgefühl wuchs um ein beträchtliches an.

Aus der Zeitungspapiereinlage seines Strohhutes machte er kleine Dampfschiffe und schwamm ihnen nach. Auf einer Mundharmonika spielte er, mitten im Bach stehend, das Gebet einer Jungfrau . . .

Da kamen Schnaken, Stechmücken und Bremsen über ihn. Die tanzten rhythmische Tänze auf seinem Rücken.

Er fühlte beißende und juckende Hügel wachsen. Ein fleischiges Gebirge erhob sich auf seiner Körperoberfläche, wie ein Alpenrelief aus einer Lehrmittelsammlung.

Und er tauchte unter. Immer öfter und länger. Bald fand er das so lustig, daß ihm aus dieser Not ein Vergnügen entstand.

Er brachte es damit bald auf eine Tauchausdauer von Minuten. Und abermals steckte er den Kopf ins Wasser — — —

Draußen am Bache entlang ging ein Mann, der in einem Marmeladeglas Grillen fing. Er sah Nepomuks Bekleidung in dem Strauch wie reife Früchte hängen. Instinktiv suchte er, am Wasser entlang blickend, nach einem Menschen . . . Nichts Lebendiges traf sein Auge. Sofort hatte er die Möglichkeit eines Verbrechens erkannt . . . Und schon holte er Nepomuks Anzug wie Spalierobst aus dem Gezweige heraus, nudelte es zu einem Pack zusammen — und trug es in die Stadt, zur nächsten Polizeiwache.

Das Hemd allein — es hing zu hoch am obersten Ast — ließ er als wehende Fahne zurück.

Nepomuk hatte es diesmal bis zweihundert ausgehalten, sich mit der Hand unter Wasser die Nase zusammengedrückt und mitgezählt.

Angesichts dieser Leistung faßte er sofort den festen Entschluß, zum Varieté zu gehen, um dort einen „Zirkus unter Wasser" aufzumachen.

Aus Freude über diesen Einfall spielte er auf der Mundharmonika. „Wenn ich ein Vöglein wär' . . .!, Bald gras' ich am Neckar . . ."

Schon stand der Mond wie eine halbe Portion Rühreier am Himmel. Über dem Wasser glitzerte es wie an zerbrochenen Thermometern.

Gleich einem Meergott stieg Nepomuk aus der fröhlichen Flut und schüttelte das Wasser aus seiner Harmonika.

Und jetzt in die Kleider . . .! Sie lagen schon längst in der Fundschublade der Polizeiwache des 34. Bezirks.

Er traute seinen Augen kaum . . . Kein Wind wehte.

Nichts. Die Luft war ruhig wie Postsekretäre bei starkem Schalterandrang.

Und Nacht und Dunkel rings umher. Nepomuk konnte zunächst keine Gedanken fassen. Wie abgebrochene Bleistiftspitzen fielen sie ihm zu Boden.

Einstweilen holte er das einsame und ihm treu gebliebene Hemd herab. Ihn fror. Seine Finger vibrierten wie bei Trillerübungen. Mit wischenden Händen strich er den Grasboden ab. Als ein beschwörender Schatzgräber umlief er in Kreisen und Ellipsen die gewandlose Stätte — — — und schaute noch immer entgeistert in das Geäste der Holunderstaude. In wehendem Hemde und mit der Harmonika in der Hand, so stand er, wie der Mensch der Eiszeit, unterm blühenden Himmelsdach.

Es kam keine Hose mehr, es kam keine Jacke mehr, es kam kein Einfall mehr . . .

Da drehte er jäh um — und frisch belebt, wie ein neuaufgezogener Berliner Blechschutzmann, rannte er durch Wiese und Feld — dem roten Signallicht der Trambahnhaltestelle zu.

Er lief auf den leeren Straßenbahnschienen dem Inneren der Stadt zu.

Immer mehr elektrische Bogenlampen hingen über seinem Kopf.

Da zog ein Familienausflug mit Kinderwagen, Luftballon und Botanisierbüchsen neben ihm her.

Als sie ihn mit Hemd und Badehose mundharmonikaspielend vorbeirennen sahen — heulten sie im Chor. Mütter hoben ihre Kinder aus dem Wagen, der Zimmerherr warf ihm seinen Spazierstock zwischen die Füße, und ein Trambahnschaffner bemerkte, daß ganz genau so der indische Dichter Rabindranath Tagore ausgesehen habe, als er bei ihm auf der Plattform stand.

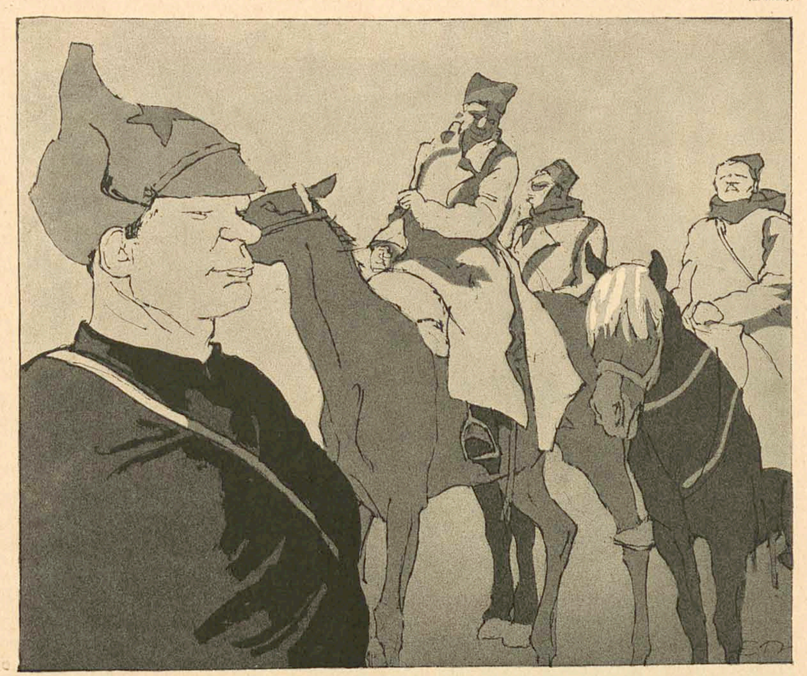
Und Nepomuk rannte unentwegt weiter, immer rasender. Schutzleute liefen Halt rufend hinter ihm her, ein Anlagenaufseher schlug die Fensterscheibe eines Feuermeldeapparates ein, Sanitätswachen warfen zu Lassos geschlungene Seile nach ihm, hielten ihm Zwangsjacken entgegen — und an den Straßenecken wurden aus Fässern, Leiterwagen, Kinderbettstellen und umgestürzten Telephonzellen Barrikaden errichtet.

Nepomuk bekam übernatürliche Kräfte und überwand alles. Drei Bataillone Infanterie rückten ihm vom Marsfeld her entgegen. Von den Türmen der Stadt läuteten die Glocken Sturm. Die Kaufleute vernagelten ihre Auslagenfenster mit Brettern. Dienstmädchen standen an der Sparkasse in kilo-

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Anzeigenannahme: München 13,** Elisabethstraße 30 ● **Für Redaktion und Anzeigenteil verantwortlich: Anton Rath, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 ● In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Herriots Rußlandreise

(E. Thöny)



„Da werden wir in voller Kriegsbewaffnung antreten müssen, der französische Minister ist ja Rüstungsfachmann."

meterlangen Reihen zur Abhebung ihres Guthabens an.
Inzwischen war Nepomuk in seiner Wohnung angelangt. Da der Hausschlüssel sich in der Tasche der Hose befand, die jetzt in der Fundschublade lag, kletterte er am Blitzableiter empor. Das Fenster durchstieß er mit solcher Wucht, daß der Kreuzstock im Knopfloch seines Hemdes hängen blieb. Die Hausfrau bekreuzte sich und verkündete ihm durch die verriegelte Türe eine neue Mietpreissteigerung. Sofort riß Nepomuk seine Schreibtischschublade auf und schrieb in Rundschrift auf eine unfrankierte Postkarte eine Proklamation, die er am Fensterbrett neben dem Wetterhäuschen befestigte. „Zur Aufklärung!"
In den gegenüberliegenden Häusern wurden zwei Regimenter Pioniere untergebracht. Vom Fenster einer Hebamme aus schlugen sie eine Hängebrücke zu Nepomuks Zimmer hinüber.
Schon dämmerte der Morgen. Bäckerlehrlinge liefen mit warmem Kaffeebrot durch die Straßen. Zeitungsfrauen verkauften Extrablätter.
Auf den Hügeln, die um die Stadt lagen, wurden Geschütze aufgefahren. Vom Rathausturm aus sollte mit einer roten Fahne das Zeichen zur Beschießung von Nepomuks Behausung gegeben werden.
Der aber stand jetzt auf dem Fensterbrett und gab in den Lärm hinein Zeichen, daß er sprechen und aufklären wolle. Alle riefen: „Hört nicht auf ihn, er will uns täuschen, er redet irre, er will uns hintergehen!"
Unterdessen war die Brücke bis an Nepomuks Fenster geschlagen worden.
Als der letzte Balken gelegt war, rannte vom Ende der Straße her ein Gendarm an. Unter seinem Arm trug er zusammengerollt ein Bündel Kleider. Er erstattete dem Platzkommandanten Meldung von seinem Vorhaben, die „gestern vorgefundene Hose, Jacke und Weste an die durch einen in der Brusttasche vorgefundenen Pfandhauszettel ersichtliche Adresse zurückzubringen". Hierauf zerplatzte der Platzkommandant, der Gendarm lief über die geschlagene Hängebrücke direkt in Nepomuks möbliertes Zimmer und übergab ihm, militärisch grüßend, Hose, Rock und Weste.
Nepomuk kleidete sich sofort an und stellte sich aufklärend ans Fenster. Die hunderttausendköpfige Menge bereitete ihm brausende Ovationen.
Eine mexikanische Milliardärstochter heiratete ihn vom Platz weg. Ein stiller Beobachter schrieb darüber ein Feuilleton . . . Zum Zeilenpreis von zehn Pfennig — — —

Trostwunder

Von Rudolf Jeremias Kreutz

So ist dies nun: Der Vielen sind zu viel,
Die, eingesargt in Lebensöde, bangen,
Von Qual umstellt, von Sorgen grau umhangen,
Grübelnd emporgereckt, doch ohne Ziel.

Drum schafft es Trost, die Wenigen zu schauen,
Die Gott erkor, um schlicht für ihn zu zeugen
In einem lichtgebund'nen, sel'gen Reigen:
Spielende Kinder und verträumte Frauen.

Ihr müß'ges Tun erweist noch, harmlos schön,
Urlust am Sein und jauchzendes Genügen,
Weil Sonne lockt und Silberwolken fliegen,
Und kleine Blumen auf den Wiesen stehn.

Lieber Simplicissimus!

Auf der Stuttgarter Straßenbahn. In eine Reihe Frauen aus dem Volke, die, vom Markte kommend, ihre mit Johannisbeeren gefüllten Körbe auf dem Schoß tragen, platzt ein Berliner und ruft folgende Unterhaltung hervor: „Von den Beeren da kochen Sie wohl ein feines Gelee, was?"
Antwort: „Noi, mer kochet Gselz!"
„Ach was? Da brauchen Sie wohl viel Zucker zu, was? Da nehmen Sie wohl Kilo um Kilo?, was?"
Antwort: „Noi, mer nehmet Pfond um Pfond!"

*

Kurt ist ganze vier Jahre alt. Es kommt Besuch. Die Mutter ruft Kurt aus dem Garten. „Kurt — komm herunter — es ist Besuch da —." Kurts Stimme ertönt kurz und brummig: „Scheibenhonig!" Da lächelt die Mutter zu dem Besuch: „Sie müssen schon entschuldigen — das Kind ist so schrecklich schüchtern."

*

Die Wiener Autolenker haben es nicht leicht. Denn die Straßenpassanten sind bei uns nicht gerade sehr gut erzogen.
Neulich fuhr mein Freund Heinrich mit seinem Kleinwagen den Ring hinunter. Da spazierte gerade ein biederer Bürgersmann, in die Lektüre seines Leibblattes vertieft, ganz gemächlich über die Ringstraße, ohne sich um Heinrichs schrilles Tuten zu kümmern.
Heinrich gelang es noch in letzter Minute, seinen Wagen abzubremsen. Aber er hatte natürlich eine ordentliche Wut und rief dem unvorsichtigen Fußgänger zu: „Sie, Herr, wenn Sie über die Ringstraße gehn, dann hören S' gefälligst auf mit dem Lesen!"
Der Fußgänger ließ verwundert die Zeitung sinken. „Aufhör'n soll i? Mitten drin in so an intressant'n Artikel??"

Gründlichkeit

(R. Kriesch)



„Wonach mag denn dieser Herr Meier bloß immer tauchen?" — „Ach, der sucht nur, ob er vielleicht unter Wasser noch jemand findet, den er anpumpen kann."

Peter begegnet dem Tode

Von Erich Ebermayer

Der Knabe schläft, tief und regelmäßig geht sein stiller Atem. Wild und schön war der Tag, der vergangen ist, wie jeder Tag im Leben dieses Knaben. Nun hockt die Nacht dicht um sein Bett. Die Fenster sind geschlossen, denn es ist Winter, und der Knabe könnte sich erkälten. Peter neigt zu Mandelentzündung, Peter ist das einzige Kind.

Die Eltern sind auf einem „Diner", sie gehören zur Gesellschaft, und deshalb gehen sie im Winter auf Diners. Diners bedeuten für Peter langweiliges Abendbrot mit Emma, der dürren Hausdame, — sonst speist er mit den Eltern, auch abends. Sie bedeuten weiter pünktliches Zubettgehen, denn bei Emma hilft kein Betteln und Schmeicheln, Emma hat ihre Instruktionen, an die sie sich eisern und stumpfsinnig hält, auch wenn an diesen Abenden die Welt unterginge. — Peter jedenfalls liegt, gebadet und frottiert, Schlag neun in seinem Bett. Diners bedeuten endlich für Peter Verzicht auf das Nachtgebet mit Mama am Bettrand, denn Emma hat lediglich für Peters leibliches Wohl zu sorgen, alles andere geht sie nichts an. Aber Peter ist ein vernünftiger Junge, er schläft auch so schnell ein. Überdies steht ihm als Ausgleich für alle diese Verzichte an solchen Diner-Abenden noch eine Freude bevor: mitten in der Nacht werden Küsse und leises Streicheln Peter halb erwecken, ein Stück Konfekt von der Abendtafel wird sich in des Jungen verschlafenen Mund schieben, um dort herrlich zu zergehen, eine Eiswaffel, zerdrückt, aus Vaters Frackschoß dürfte folgen, und zu guter Letzt werden sich auf Peters Nachttischplatte fünf oder sechs in buntes Seidenpapier gewickelte Pralinen als Trost für das Aufstehenmüssen am Morgen versammeln.

Peter geht es gut. Alle lieben ihn. Alle Menschen, — vorläufig. Peter ist der glücklichste Junge auf der Welt.

*

In dieser Winternacht schreckt Peter plötzlich auf. Küsse streifen sein Gesicht. Das sind die Eltern . . . „Vater —? Mami—?" flüstert er ins Dunkel hinein. Keine Antwort. Was summt da an der

(Schluß auf Seite 214)

Im Palais des Nations

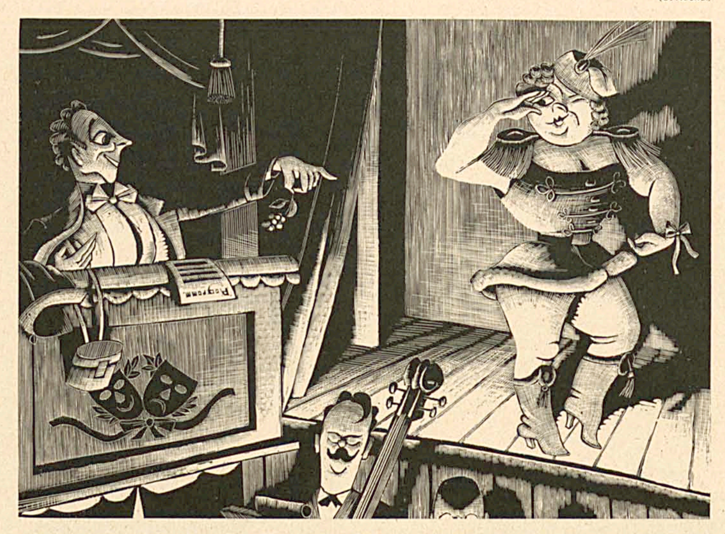
(E. Thöny)



„Die Frage ist noch, ob Deutschland das Recht hat, von sich aus allein das Arbeitslosenproblem zu lösen.“

Der unsterbliche Kitsch

(O. Nückel)



„Bravo, bravissimo, hat sich Maruschka Stimme wie Nachtigall in klaanes Körperl!"

Schluß von Seite 212)
Decke? Eine Fliege, eine Winterfliege. Sonst regt sich nichts. Es sind noch nicht die Eltern. Es war der Brummer, der Peter weckte. Für alle Fälle ruft er noch einmal: „Vaaatiii . . ." Nichts erfolgt.

Die Nacht liegt plötzlich schwer auf Peters Brust. Er weiß, daß Sichfürchten Blödsinn ist. Seit vielen Jahren fürchtet er sich nachts nicht mehr. Er ist doch ein großer Junge. Quarta. Lächerlich. Er weiß eigentlich überhaupt nicht, was Furcht ist. Alle sind gut zu ihm. Wer ihn sieht, lächelt und streichelt ihn. Schläge gibt es nicht und nie Strafen in seinem Leben. Also auch keine Angst, keine Furcht.

Er lauert und horcht jetzt in die Stille. Der Brummer summt oben an der Decke unentwegt; links neben ihm, wenn er den Arm ausstreckt, ist der Knipser vom Licht, rechts der Nachttisch mit dem Wasserglas. Alles wie immer. Bald wird drunten auf der Straße ein Auto vorfahren, Bremsen werden knirschen, Türen im Hause schlagen. Ferne Stimmen, dann Licht im Flur, im Nebenzimmer. Die Eltern sind es. Leise Schritte, die sich seinem Bett nähern. Vater. Mutter. Und ein Duft, ein wunderbarer Duft von Fremdheit. Ein leiser Kuß: „Braver Bub . . . schlaf weiter, mein Schatz . . . da, — schnell ein Guzel . . . deck dich schön zu . . ."

*

„Nein!" schreit es jetzt in Peter. „Nein, nein, nein —!" Er bäumt sich auf, als würde er nun doch geschlagen. Er fährt hoch, gepeinigt wie von wildem Schmerz. Er greift in die Luft, in die schwarze, er sucht im Leeren etwas zu fassen, er möchte schreien und kann nicht schreien. Entsetzen lähmt seine Stimme. Er tastet nach dem Licht, — kein Knipser, keine Wand, alles hat sich verschoben, alles ist weg. Er kniet jetzt aufrecht im Bett, die Decke verwickelt sich zu seinen Füßen, er taumelt, er schlägt um sich ins leere, dunkle, schwarze Loch.

Angst würgt ihn, grenzenlose Angst. Entsetzen, Erstarrung überkommt den glücklichen Peter. Sterben! tobt es in ihm. Sterben . . . ich m u ß einmal sterben . . . das alles ist nicht für immer . . . die Eltern sind nicht für immer, Emma nicht, das Zimmer nicht, die Schmetterlingskästen nicht, die Eisenbahn nicht ... nichts bleibt. Alles hört auf. Sterben. Ich muß einmal sterben . . . warum? Wozu? Was ist denn n a c h dem Tod? Großmutter ist gestorben, was ist jetzt mit ihr? Wo ist sie? Sie muß doch irgendwo sein . . . was ist das: sterben? Und Leben? Was ist Leben —? Hilft mir denn niemand — — —?

Peter fällt zusammen. Er weint jetzt, aber ganz leise, in die Kissen vergräbt er seinen Kopf, denn er schämt sich, richtig zu heulen, wo ihm doch nichts fehlt, kein Bauchweh, kein Zahnweh. Wenn er laut ruft, kommt Emma. Aber wozu, — was soll ihm Emma helfen? Sie kann ihm nicht helfen. Niemand kann ihm helfen. Neues Entsetzen, neue Wellen von Ängsten überspülen den Knaben. Niemand kann ihm helfen gegen den Tod, gegen das Aufhören, gegen das Wegmüssen, auch die Eltern nicht. Nicht einmal Vater, der bisher doch bei allem helfen konnte. Denn auch er muß sterben. Ändert das nicht alles? Auch Vater wird eines Tages weg sein, nicht wieder kommen. Weiß er es? Und wenn er es weiß, warum hat er dann keine Angst? Wie kann er denn noch leben, wenn er weiß, daß eines Tages alles für immer aus ist? Peter kann nicht mehr leben. So nicht. Er will auch nicht mehr leben . . .

*

Stunden vergehen. Peter weint immer noch leise vor sich hin, das ganze Kopfkissen ist naß. Aber das große Entsetzen, die Beklemmung ist jetzt vorüber. Er ist ein vernünftiger Junge, ohne Angst, er weiß, daß Schreien und Umsichschlagen keinen Zweck hat, niemals, und in dieser Angelegenheit erst recht nicht. Aber freilich, — froh sein, richtig froh sein wie früher — das wird es wohl jetzt nie mehr geben.

*

Als das Auto vorfährt, Türen schlagen, Schritte sich nähern, springt Peter schnell zum Waschbecken, kühlt und trocknet sich das Gesicht, huscht wieder ins Bett zurück, schließt die Augen und stellt sich schlafend. Die armen Eltern, die sterben müssen, treten leise plaudernd und lachend an sein Bett.

„Peterle, schau . . ." Vater kitzelt ihn mit einem Knallbonbon unter der Nase.

„Der Kerl schläft wieder wie ein Sack."

Mama küßt ihn auf die Stirn. Der wunderbare Duft von Fremdheit kommt aus ihrem Haar, aus ihrem raschelnden Kleid. Sie beugen sich jetzt beide erregt, glücklich und sonderbar nach Hitze und Menschen duftend, über das Kind.

Peter blinzelt ins Licht. Da stehen die Eltern, schön, heiter, vornehm wie immer. Sie wissen also nichts. „Ich will von jetzt an brav und lieb mit ihnen sein, nie mehr ungezogen, nie mehr bockig", denkt Peter und lächelt, weise und verschlafen. „Sie müssen sterben, die armen Eltern, und wissen es anscheinend noch gar nicht. Denn wie wäre es sonst möglich, daß sie so ruhig und heiter sind. Sie können mir nicht helfen. In dieser Sache kann mir niemand helfen. Alles ist anders von jetzt an, trauriger und — großartiger. Aber es hat keinen Sinn, davon zu reden . . ."

Entführungen in USA.

(Karl Arnold)



„Hallo, ist dort Polizeidirektion New York? Well — nach dem heutigen Dollarkurs müssen wir leider das Lösegeld für Mister John Smith um fünfzigtausend erhöhen."

Lieber Simplicissimus!

Dietz Edzard, der Maler, und ich sind Jugendfreunde. Als er sein erstes Porträt malte, war er fünfzehn Jahre, und der Gegenstand seines ersten Porträts war ich, der damals vierzehn Jahre alt war.
Zu den Sitzungen ging ich zu ihm, zog mich jedesmal mit besonderer Sorgfalt an und scheute mich auch nicht, meine Garderobe durch Sachen meines Bruders zu ergänzen, mit dem ich im selben Zimmer schlief. Er war zwei Jahre älter und trug schon lange Hosen.
Das Bild war vollendet und erstaunlich gut geraten. Es ist heute noch ein gutes Bild. Es kam zu uns ins Haus, und alle Mitglieder der Familie wurden feierlich eingeladen, es im Salon zu besichtigen.
Wir standen darum herum, meine Eltern und meine Geschwister. Bewunderndes Schweigen herrschte. Plötzlich aber bekommt mein Bruder als Zeichen seiner höchsten Erregung eine weiße Nasenspitze, zeigt auf das Bild und haut mir eine herunter: „Du Schwein hast meinen Schlips an!"

*

Ich gehe mit meinem Hund im Bürgerpark in Bremen spazieren. Wochenlang hat es wie gewöhnlich geregnet, und Mensch und Tier sind froh, daß endlich ein bißchen die Sonne scheint.
Ich mache den Hund von der Leine los und laß ihn über die Wiesen sausen. Natürlich ist das verboten, und es dauert nicht lange, so steht ein Wärter vor mir und zieht schon wie ein Feldwebel sein Notizbuch, um mich aufzuschreiben.
Vorher aber sieht er mit einem bekümmerten Blick noch einmal auf den jagenden Hund und auf mich und sagt: „Ümmer, wenn die Sonne en büschen rauskommt — werden die Menschen gleich unontlich."

*

Happy end

(E. Schilling)



„Na, Elli, versöhnen wir uns wieder — du hast meinen ersten Preis, und ich behalte deinen Max."

München, 6. August 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 19

SIMPLICISSIMUS

Auto-Siege

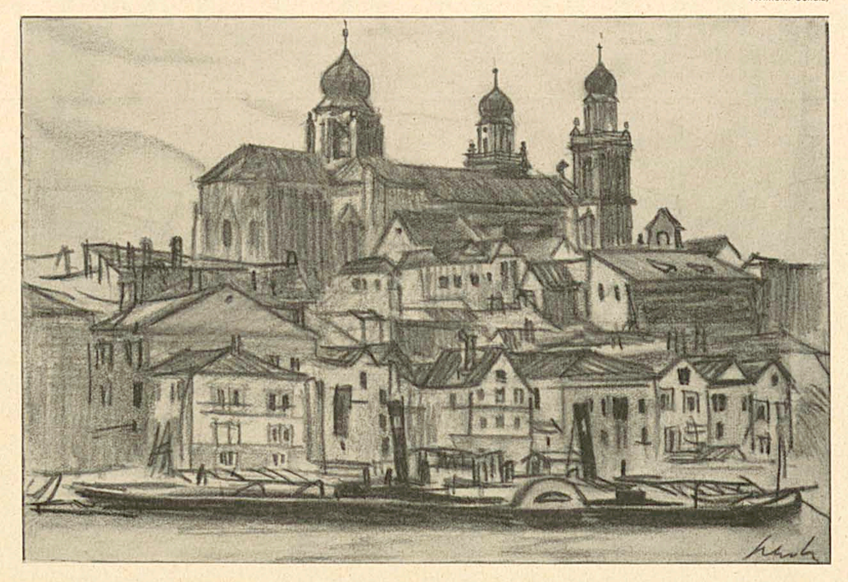
(E. Thöny)



„Eine Fahrt im 60-Std.-km-Tempo durch 600 Ortschaften und über elf Mittelgebirge — da soll jemand noch an die Eisenbahn glauben."

Passau

(Wilhelm Schulz)



Ein Mensch ...

II

Ein Mensch, der sich zu gut erschienen,
Als Vorstand dem Verein zu dienen,
Und der, bequem, sich ferngehalten,
Die Kasse etwa zu verwalten;
Der viel zu faul war, Schrift zu führen,
Kriegt einst der Reue Gift zu spüren:
Sein sechzigster Geburtstag naht —
Wo schreitet wer zur Glückwunschtat?
Tut dies am Ende der Verein?
Nur für ein unnütz Mitglied? Nein!
Kein Ständchen stramm, kein Festprogramm,
Auch kein Ministertelegramm,
Kein Dankesgruß der Bundesleitung
Und keine Zeile in der Zeitung.
Wird etwa gar dann sein Begräbnis
Ihm selbst und andern zum Erlebnis?
Sieht man dortselbst Zylinder glänzen,
Schwankt schwer sein Sarg hin unter Kränzen
Mit Schleifen, drauf in Gold zu lesen,
Was der Verblichne uns gewesen?
Spricht irgendwer am offnen Grabe,
Wen man mit ihm verloren habe?
Entblößt sich dankbar eine Stirn?
Läßt eine Hand im schwarzen Zwirn
Auf seinen Sarg die Schollen kollern
Bei Fahnensenken, Böllerpollern?
An seinem Grab stehn nur der Pfarrer
Und die bezahlten Leichenscharrer. —
Der Mensch, dem dies vor Augen stand,
Ward augenblicks Vereinsvorstand.

Eugen Roth

Sonntägliches Türschloß
oder: Weh dem, der liebt!

Von Hermann Stahl

Paul Frick ist groß, schmal, mit breiten Schultern und sonnenbraun. Außerdem besitzt er einen kleinen Opel. Karl Androß studiert mit Paul Frick Naturwissenschaften.

Karl Androß liebt Irene. Seit fünf Tagen ladet er sie für Sonntag nach Grünwald ein. Irene möchte lieber mit Paul in seinem Wagen fahren. Rücksichtsvoll bittet sie Paul, Karl Androß mit einzuladen. Das geschieht in Irenes Anwesenheit. Karl sagt leise zu Irene: „Ich wäre lieber allein mit dir losgezogen." Irene antwortet nicht. Karl errötet und sagt rasch zu Paul: „Selbstverständlich, wir nehmen gern an." Paul sagt zu Karl: „Also ich hole dich morgen Punkt eins ab mit dem Wagen."

Sonntagmorgen. Die Wirtin sagt zu Karl: „Mein Mann und ich fahren heut aufs Land. Zum Abend kommen wir zurück. Bitte sperren Sie die Tür gut ab, aber nur das obere Schloß. Das untere klemmt manchmal."

Als Karl im Bad ist, hört er seine Wirtsleute fortgehen. Er badet über eine Stunde lang, dann kleidet er sich an. Kämmt sich, zieht das Hemd über. Kämmt sich nochmals. Zieht Kragen und Schlips an. Denkt an Irene. Rasiert sich. Widersteht einem Augenblicksverlangen (das aus diesbezüglichen Erfahrungen resultiert), zum Schutze des Kragens ein Tuch um den Hals zu nehmen. Beim Einseifen fällt dick Schaum auf die Krawatte. Er wechselt die Krawatte aus. Nimmt nun doch ein Tuch um den Hals. Nach dem Rasieren zieht er Hose und Schuhe an. „Ich bin fertig", sagt er. Er setzt sich an den Tisch, legt die Uhr neben sich und sagt: „Es ist noch zu früh. In zwanzig Minuten werde ich zu Irene gehen. Ich will nicht zu früh hinkommen." Er liest in Goethes Metamorphose der Pflanzen.

Die Türglocke läutet. Karl streicht sacht mit der Hand über sein Haar. „Irene holt mich ab", sagt er. Vor der Tür steht ein Mann. Er will Hubers besuchen. „Herr und Frau Huber sind ausgegangen", sagt Karl. Er geht in sein Zimmer und liest weiter. Die Enttäuschung hat ihn verstimmt.

Nach einer halben Stunde wird wieder geschellt. „Jetzt ist es Irene", sagt Karl. Vor der Tür steht wieder der fremde Mann. „Nein", antwortet Karl auf die erneute Frage nach Herrn Huber. Der Mann sagt „Danke!" und geht. „Es wird nun Zeit für mich", sagt Karl. „Ich gehe nun zu Irene."

Er schließt das obere Schloß der Wohnungstüre. Seltsam, daß der Mann zweimal kam, denkt er. Er schließt das untere Schloß, zweimal. Er schrickt auf und hört aus der Wohnung ein Rauschen. Jetzt erst merkt er: ich habe vergessen, im Bad das Wasser abzustellen. Er schließt das obere Schloß wieder auf, das untere läßt sich nicht öffnen, er müht sich fieberhaft. „Ich muß es lassen bis hernach, Irene muß mitgehen und helfen", sagt er. Er hat Eile, zu Irene zu kommen. (Schluß auf Seite 221)

Mac Donalds letzte Bemühung

(Karl Arnold)



„. . . und erst vor sieben Wochen feierten sechsundsechzig Nationen den Tag seiner Geburt."

Japan rüstet auf

(Olaf Gulbransson)



„Teilen Sie der Ordnung halber dem Völkerbund mit, daß wir dem Kriegsgott abermals dreihundert Millionen Yen geopfert haben."

(Schluß von Seite 218)
Irene ladet ihn zu Mittag ein. Er ißt nervös. Hoffentlich geht das Schloß jetzt auf, denkt er. Irene sagt: „Ich finde es praktischer, wenn du allein gehst, von Türschlössern versteh ich nichts, du holst mich dann mit Paul hier ab." Karl rennt wieder nach Hause. Richtige Liebe ist das nicht, denkt er. Wäre es wenigstens nicht so heiß . . .
Er müht sich an dem Schloß. Er dreht den Schlüssel, indem er einen anderen Schlüssel als Hebel benutzt. Der Bart des Schlüssels bricht ab im Schloß, das nicht zu öffnen ist. Karl erblaßt, wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Ach, Irene", sagt er. Das Haus ist still, niemand kommt zu Hilfe. Aber ich muß hinein, die Leute kommen doch abends zurück, ich muß das Schloß aufbekommen, denkt Karl. Er sieht sich um im Treppenhaus. Vom Fenster zum Speisekammerfenster sind eineinhalb Meter. Das sehr schmale Speisekammerfenster liegt über ihm in der linken Wand. Er stellt sich auf die Fensterbank des Treppenfensters, greift blind nach oben. — „Ich muß das Wasser abstellen", — keuchend zieht er sich hinauf. Am rechten Knie bekommt seine Hose einen langen Riß. Er stellt das Wasser ab. Dann wühlt er besessen mit kleinen Holzbohrern im Türschloß. Er will erst den abgebrochenen Bart finden, es geht nicht. Er läuft in sein Zimmer: ruhig überlegen, denkt er. Schlosser holen — in zehn Minuten kommt Paul Frick mit Wagen, — ich muß zurückklettern — — —
Er hängt wieder zwischen Fenster und Fenster in der Luft. Da erinnert er sich des Risses in der Hose; so kann ich am Sonntag nicht herumlaufen, kein Schlosser geht mit mir, denkt er, — er schwingt sich wieder hinauf, zieht eine andere Hose an. Danach erfolgt der Weg durch die Fenster noch einmal.
Vor der Haustüre wartet Paul Frick mit dem Wagen. „Kann nicht — erst Schlosser holen — fahr schon zu Irene — wartet oder fahrt — wie ihr wollt —", schreit Karl, der Arme, davonlaufend. Paul Frick setzt sich kopfschüttelnd in den Wagen und fährt.
Die Straßen sind leer, die Menschen machen Ausflüge. Karl sucht das Schild eines Schlossers. Er steht plötzlich vor der Polizeiwache 6. Er stolpert hinein. Die Beamten horchen teilnahmsvoll lächelnd. Sie sagen: „Versuchen Sie es einmal Brunnenstraße 6, aber ob Sie den Schlosser antreffen?"
Brunnenstraße 6. Schlossermeister Killer. Karl läutet Sturm. Ein Kind öffnet. „Der Vater ist nicht zu Hause, er kommt erst um sechs Uhr." Karl läßt sich einen Zettel geben, schreibt: „Verehrter Meister, bitte kommen Sie Franzstraße 24, da ist mir der Schlüssel abgebrochen, ich lasse ihn hier. Wir können nicht hinein. Bitte bestimmt, ich warte vor der Haustüre." Das Kind sagt: „Der Vater wird sicher kommen."
Karl rennt zu Irenes Wohnung. „Sie ist eben mit dem Herrn fortgefahren", sagt ihre Wirtin. „Danke", sagt Karl und geht gebrochen nach Hause. Er sitzt lange im Treppenhaus. Er beschließt endlich: „Ich werde mir jetzt zwei Flaschen Bier holen, wieder durch das Fenster klettern und lesen. Um sechs den Schlosser abholen."
In der Wirtschaft läßt er sich ein Stück Schnur geben. Bindet die Flaschen fest. Stellt sie auf die Fensterbank, nimmt die Schnur zwischen die Zähne und klettert wieder. Oben angelangt, zieht er die Flaschen nach. Dann sitzt er am Tisch und liest. Zuweilen schaut er aus dem Fenster. Der Himmel ist wunderbar blau. Die Sonne glänzt auf die Kastanien im Hof. Kein Laut ist zu hören. „Aber das ist ja zum Heulen", weint Karl fast. „Ich ertrage das nicht länger, ich bin ja direkt eingesperrt." Er trinkt die Flaschen leer, kämmt sich, klettert abwärts. Beinah stürzt er diesmal.
Er beschließt, in ein Kino zu gehen. Das Kino ist sehr leer. Manchmal öffnet sich eine der Seitentüren, dann grellt das Sonnenlicht in den finsteren Raum, das Filmbild verblaßt. Karl sieht sonnige Rheinlandschaften und eine Diva, die ein Rebenlied singt. Er denkt an Irene, an die Autofahrt, besonders an Paul denkt er. Und an das Türschloß. Um sechs Uhr geht er nach Hause. Wenn am Ende der Schlosser nicht käme. Oder wenn die Leute schon gekommen wären, Hubers . . .
Er schellt an der Wohnungstüre, voller Furcht. Er horcht atemlos. Schritte. Frau Huber öffnet. „Ja — ja, wie, wie sind Sie denn hineingekommen?" stottert er. „Wieso?" fragt die Frau. Er erzählt. Die Frau: „Aber das Schloß funktionierte doch, ich merkte freilich, daß Sie zugeschlossen hatten, — wenn Sie natürlich den Schlüssel — — —" — „Genug", schreit Karl und schlägt seine Zimmertüre hinter sich zu.
Gleich darauf kommt der Schlosser. „Es ist schon in Ordnung", sagt Karl, „nur der Schlüssel ist kaputt. Muß das Schloß runter?" — „Oh, das braucht es nicht", sagt der Schlosser. „Der Bart ist im Schloß runtergefallen, das stört nicht." Karl zahlt eine Mark für den Weg und die Beratung und sagt zu seiner Wirtin: „Ich gehe jetzt sofort schlafen."
Es ist noch hell. Er schläft lange nicht. Am liebsten möchte er wieder aufstehen und erfahren, ob Irene schon zurück ist. Er schläft gegen elf Uhr ein. —
Am nächsten Morgen kommt eine Karte von Irene und Paul: „Liebe Schlüsselfigur, wir haben den Eindruck, daß wir uns heute verlobt haben, und daß wir das dir nun mitteilen müssen . . ." —
Nach einigen Tagen ist Karl so weit getröstet, daß er zu Paul hingeht. Irene ist dort. „Tja", sagt Karl, — „da kann man nichts machen . . . Aber nur das Türschloß ist dran schuld . . ." Er verbeugt sich eckig, drückt Irene die Hand lahm, seine Brille funkelt. Sacht streicht er mit der Hand über seinen Scheitel. „Ich will dann jetzt mal wieder gehen", sagt er.

Autosuggestion

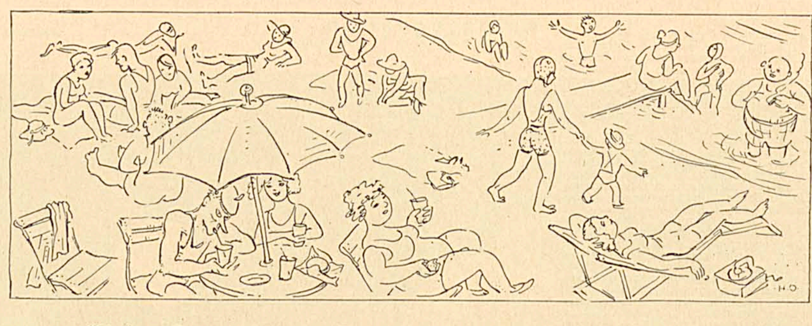
(Jos. Sauer)

„Nee, nee, Paul, bis zum Jipfel komme ick nich mehr hinauf!" — „Ach wat, da denkste nur immer: ick bin ne Jemse, — ick bin ne Jemse . . ."

Lieber Simplicissimus!

Der Ministerialamtsdiener Vogl hat schon Minister aller Parteien betreut.
Und weil er als gelernter Österreicher weiß, was man zu wissen hat, kauft er, sooft ein neuer Herr ins Ministerium einzieht, ein Exemplar von dessen Leib- und Magenzeitung, steckt sie möglichst auffallend in die Tasche seiner Amtsjacke, läßt sie dort bis zum nächsten Portefeuillewechsel stecken und kann überzeugt sein, daß so manchem wohlwollend darüberhin gleitenden Ministerblick ein „Bravo, Vogl!" folgt.
Unlängst kam Seine Exzellenz höchst eigenhändig aus seinem Arbeitszimmer und sagte jovial: „Vogl, geh'n S', meine Zeitung ist heut noch net da . . . Geb'n S' mir derweil Ihr Exemplar!"
„Die — die — Zeitung —", stottert Vogl.
„Sie sind ja ein treuer Abonnent", lächelt Seine Exzellenz wohlwollend, „ich hab's schon längst bemerkt!"
„Bi — bitt — schön —"
Seine Exzellenz nimmt die Zeitung, wirft einen Blick auf den Leitartikel, schaut Vogl verdutzt an, schaut die Zeitung an und sagt erstaunt: „Vogl, die ist ja von damals, wie ich 's Portefeuille übernommen hab . . . Sie, Vogl, die Zeitung ist ja vom vorigen Jahr!"
„Ja, ja", nickt Vogl verdattert, „ich wunder mich selber schon, daß S' no immer bei uns san, Exzellenz!"

(Hilla Osswald)



Kleine Sensation am Strand

Von Benedikt

Ein dicker Herr im Strandstuhl liegt,
von Wind und Wellen eingewiegt,
und schnarcht zuweilen laut.
Ein Handtuch deckt das Angesicht,
er denkt an Flut und Ebbe nicht:
er schläft, und er verdaut.

Das Meer jedoch kennt Pünktlichkeit
und hält sich streng an die Gezeit,
weshalb es flutend steigt.
Der „Dienst am Kunden" ist ihm fremd,
und wenn es steigt, steigt's ungehemmt,
wenn auch der Stuhl sich neigt —

Der Herr ist dick — der Sand ist feucht —:
darum begreift man das vielleicht —
Die erste Welle leckt — — —
Viel schadenfrohe Augen sehn
gebannt auf dies Naturgeschehn
und auf den Endeffekt.

Schon rollen größ're Wogen ran:
der Stuhl kippt um — der dicke Mann
rollt in das Gischt-Gebraus!
Da regt sich klatschend eine Hand —
und plötzlich klatscht der ganze Strand
einstimmig ihm Applaus.

Doch weil der Dicke — daß ihr's wißt! —
ein Komiker vom Tonfilm ist,
wenn auch inkognito,
verbeugt er dankend sich ringsum
vorm beifallsfrohen Publikum,
geschmeichelt-froh.

Lieber Simplicissimus!

Das „Heidelberger Tageblatt" vom 15. Mai beweint die „verregneten Maitage", die uns die bösen Eisheiligen beschert haben, und hängt diesen sonderbaren Heiligen folgendes an:
„Aber den Eisheiligen ist nichts heilig als ihre eigene werte Person, und so ließen sie ihr Wasser hier so reichlich ab, daß es eine Schande ist . . . Heute haben wir noch als letzte Eisheilige die kalte Sophie zu Besuch, die allem Anschein nach auch noch einige Platscher dahinmacht."
Man muß sagen: An Eindeutigkeit läßt diese plastische Schilderung wirklich nichts zu wünschen übrig.

*

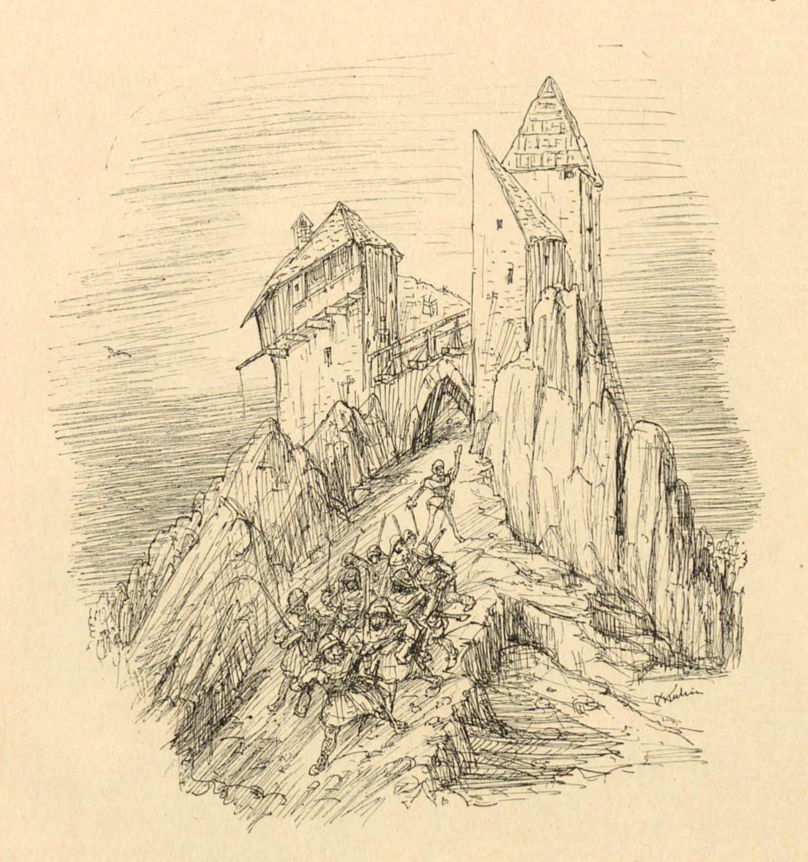
Zu Nirgendheim erhielt die Allgemeine Ortskrankenkasse kommissarische Verwaltung. Bei der durchgeführten Kontrolle ergab sich, daß der leitende Beamte, Versicherungsrat Ypsilon, es verstanden hatte, sich einen persönlichen Vorteil zuzuwenden. Er kam in Schutzhaft. Darob große Bestürzung in bestimmten Kreisen; denn der Versicherungsrat war ein sehr kirchenfrommer Mann. „Und denken Sie mal an", meinte sein Seelsorger, „all' seine Beichten sind ungültig!"



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Anzeigenannahme: München 13,** Elisabethstraße 30 ● **Für Redaktion und Anzeigenteil verantwortlich: Anton Rath, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30 ● In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Pfeffersäcke in Sicht!

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Auch ein Lebenskünstler

Von Johnny Huchtenhagen konnte niemand behaupten, daß er sich in geordneten, bürgerlichen Verhältnissen befände. Aber es wäre trotzdem ungerecht, zu bestreiten, daß er noch zu den nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gehöre. Einen Beruf übte er nicht aus, weil er, wie so viele ganz ordentlichen Leute, keinen festen Platz in der Tretmühle des täglichen Lebens gefunden hatte. Vermögen hatte er auch keins, und trotzdem war er sauber und gepflegt angezogen, wenn auch nicht mit jener aufdringlichen Eleganz, an der man eine gewisse Sorte bescheidener Hochstapler erkennt. Kein Mensch wußte, wie er die mäßigen Spesen seines müßigen Daseins aufbrachte, denn nie verriet er, wie er es fertigbrachte, ohne sichtbare wirtschaftliche Leistung nicht nur zu existieren, sondern auch immer soviel Kleingeld bei sich zu haben, daß er nie einen seiner zahlreichen, wohlhabenden Bekannten in eine stille Ecke zu drängen brauchte, um ihn mit mehr oder weniger verbrauchten Lügen um die üblichen fünf Mark zu erschlagen. Grade diese Zuverlässigkeit, nie zu pumpen, und, falls es nötig war, immer ein paar Mark für einen verlorenen Rubber oder für das Taxi einer nach Hause zu bringenden Dame zu haben, verschaffte ihm, neben seinem etwas boshaften Humor und seiner unbestrittenen Sachkenntnis auf kulinarischem Gebiet, nicht nur das lebhafte Wohlwollen gesetzter Bürger, sondern auch sehr häufige und genußreiche Einladungen von jenen ernsten Männern, die, abgestumpft von der Jagd nach dem Geld und verärgert durch das tägliche Intrigenspiel im Beruf, ihre müden Abende in netten Lokalen sowohl mit erlesenen Speisen und ausgewählten Getränken, als auch mit den amüsanten Unterhaltungen und Bosheiten Johnnys zu beleben beliebten.

Nun gibt's ja genug Menschen, die glauben, mit einer täglichen Gratismahlzeit bei Champanski, Hörer, Stäbler oder in sonst einem beliebten Luxusrestaurant könnte man seinen Tagesbedarf an Kalorien zur Not decken . . . Aber da selbst die feinsten Restaurants für die Gäste ihrer Gäste keine reinen Kragen zu liefern pflegen und selbst in den berühmten Hotels das Bügeln der Hose berechnet wird, bleibt insoweit die Frage ungelöst, wie Johnny immer proper und gediegen auftreten konnte und selbst Generaldirektoren größter Industriegesellschaften keine Schande machte, wenn er in einer fashionablen Bar mit ihnen zu einem Aperitif erschien.

Nun, seine Gastgeber, jene zahlenden Nutznießer seiner heiteren Seele und seines gebügelten Verstandes, machten sich keine Gedanken darüber, wovon er nun eigentlich seine liebenswürdige Leerlaufexistenz fristete. Es blieb dem Neid seiner Tischkameraden in bescheidenen Frühstückskaffees vorbehalten, diese Frage zu ventilieren.

Denn ebenso wie reiche Leute sich nie vorstellen können, daß arme Schlucker nicht mal hundert Mark bei sich haben, können Leute, die von Zehn-Pfennig-Kaffee und trockenen Schrippen leben, sich nicht vorstellen, wie ein armer Schlucker außer dem Humor, der ja Naturanlage sein kann und nichts kostet, auch noch gepflegte Hände, gut geschnittene Haare und alle die andern Symptome einer gesicherten Existenz haben könnte.

Alle angestellten Vermutungen, worauf des netten Johnny bescheidene, aber unbestreitbare Unabhängigkeit von Sparkassen, pumpenden Freunden und bürgerlichen Erwerben beruhe, waren schon widerlegt, und selbst so gewagte Verdächtigungen, er hätte ein reiches Verhältnis oder vertriebe heimlich Staubsauger, mußten fallengelassen werden.

Verehrter Leser, sollte es dich interessieren, zu erfahren, wovon er wirklich lebte, so will ich's dir verraten.

Er lebte von Irrtümern, die zu vermeiden nicht seine

Aufgabe war. Er lebte von der Kenntnis des Umstandes, daß Leute, die gern gut essen und trinken, fast nie gnietschig sind, und die frohe Laune, die ein reiches Mahl verschafft, sich nicht durch die Prüfung der Fähigkeit eines Kellners, in der Eile richtig zu addieren, vermindern lassen wollen.

Kurz gesagt, Johnny pflegte unauffällig die bezahlten Restaurantrechnungen seiner Gastgeber zu sammeln und unter vier Augen mit dem betreffenden irrenden Ober nachzurechnen, und da diese ganze Geschichte in einem Lande spielt, wo selbst prominente Wirtschaftsführer bei der Addition von Millionenbeträgen fast immer Rechenfehler machen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die Additionen kleiner Wirtschaftsangestellter so oft fehlerhaft waren, daß Johnny mindestens einmal im Monat einen seiner Bekannten zum Lunch bitten konnte.

Und in diesem Falle pflegte auch er die Rechnung nicht zu prüfen, denn er dachte nicht mit Unrecht: Leben und leben lassen.

van Hoboken

Blumen

Von Else Rüthel

Sie tragen auf schmächtigen Leibern im Hellen
den mächtigen Glanz ihrer kleinen Gesichter.
Sie glühen in Blütengestirnen und -bällen.
Sie malen bunt ins Lichte neue Lichter.
Sie stehn wie wundermilde Heilskapellen.
Und was da summt und sanft umschweift,
ist Gottes kleiner Finger, der sie streift.

Sie äugen mit äußerster Kraft aus den Lidern,
um tapfer und wachsam gewachsen dem Tage
mit einem innigsten Blick zu erwidern.
Sie glauben schlicht an eine große Sage
und formen Worte mit den feinen Gliedern.
Sie reihen in das Grün der Trift
die holden Zeilen einer heiligen Schrift.



Hundstage: (Zeichnung von Rudolf Kriesch)

„Sixt, Reserl, mit so ara Ähre is wia mit 'm menschlichen Leb'n, aber ‚warum', — da müaßt' i d'rüber nachdenka, und dös mag i heut net . . ."

Ohne Wehr

(W. Schulz)



Zu jeder Zeit, von alters her,
Was deutsch war, hatt' es immer schwer.
Mit Lug und Trug, mit Mord und Brand
Ward überfallen es im Land.
Doch ging's nicht lang drum arm und bloß,
Und machte man es waffenlos,
Das Eisen wuchs ihm wieder an,
Daß es sich konnt' behaupten dann.
Es wird darum nicht untergehn
Und immer in der Welt bestehn.

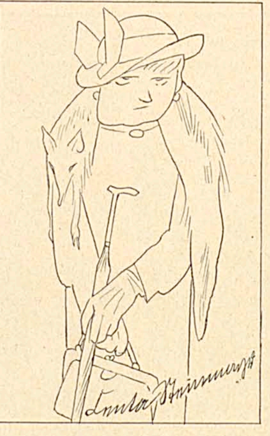
W. Schulz



FRITPICKS REPORTAGE

(Karl Arnold)





Interviews in München

Im August 1933

Der Wege zur Kunst sind viele in München. Man kann die berühmten Sammlungen besuchen, man kann in die Ateliers vordringen, wo mit schönheitstrunkenen Augen und Ölfarbe die Meister ihre teilweise ewigen Werke schaffen, und man kann einen Malprofessor fragen, was er über die Kunst denke.

Zu leicht und ausgetreten sind diese Wege für einen Reporter. Uns dürstet nach Sensationen. Machen wir einen Flankenangriff auf die Kunst, rollen wir die Front von den Flügeln auf! Wer steht am Flügel? Aber natürlich das Modell.

Läuft Ihnen nicht ein Schauer über den Rücken? Haben Sie nicht in hundert Filmen gesehen, wie der durch Ölmalerei reich gewordene Maler sein armes Modell heiratet? Oder entpuppt sich nicht das kleine Modellmädchen plötzlich als unwahrscheinlich reiche Erbin, wirft Mantel und alles, was darunter ist, von sich und ruft: „Meinen Namen werdet Ihr nie erfahren, ich bin die Fürstin Wendemark, ich habe der Krone und dem Sechzehnzylinder entsagt und will fortan der Kunst dienen." Und der Maler schließt sie in seine starken Arme, schafft sofort unvergängliche Werke und erhält eine pensionsberechtigte Stellung.

Diese Welt mußte ich kennenlernen.

Centa Steinmayr hieß die Welt, an die man mich wies. Ich läutete an der kleinen Wohnung in der Theresienstraße. Würde mir nun das schöne arme Mädchen öffnen oder die nicht minder schöne Fürstin?

Wie durch ein Wunder sprang die Tür auf. Centa Steinmayr stand vor mir. Das schöne Mädchen war eine gesetzte Frau reifsten Alters, vom Scheitel bis zur Sohle Kopfmodell.

In ihrer Wohnküche gab sie mir bereitwilligst Auskunft. Von den Sachen im Film hatte sie in ihren Kreisen nichts gehört, obwohl sie vor Beginn des Naturalismus eine schöne Person gewesen sei. Der Defregger hatte immer gesagt: „An so an schönen Augenaufschlag kannst weit suchen!" Sie machte mir den Augenaufschlag vor, und ich notierte ihn. Und Centa sprach: „Also schaugns, Herr, nacha hams den Impressionismus erfunden und das Teifelzeigs, den Expressioniß, und da wars geföhlt, und oiwei Badende hams gemalt und so gschlampete Weiber, daß mans garnet übers Sofa hätt hängen megn. Is a Kreiz mit dera Kunst, und die mit der neien Sachlichkeit, die haben pfeilgrad nur die Kaktus abgemalen, und da bist aa ausgrutscht, weilst net als Kaktus oder Gummibaum Modell stehen kannst. I sag Eahna, Herr, bals net die Dirndl wieder malen und die Buam mit dem Zithergspui, nacha is nix mit der Belebung auf dem Kunstmarkt, zwegn dem, daß der Mensch einen Drang zum Höheren hat, und er kanns in d' Stubn neihängn."

Ich dankte Centa Steinmayr und versprach ihr, solches an zuständiger Stelle mitzuteilen.

*

Meinen zweiten Gang machte ich ins Hofbräuhaus, wo ich dem Pulsschlag des Volkslebens lauschen wollte. Der schlug in einem alten Stammgast. Ich setzte mich neben Herrn Xaver Hierlinger, der den Eckplatz in der dritten Bank rechts seit vier Jahrzehnten mit Erfolg verteidigt.

Ich: „Herr Hierlinger, würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir einiges aus dem Schatze Ihrer reichen Erfahrungen mitzuteilen mit besonderer Berücksichtigung der Wandlungen des Volkslebens, wie sie sich hier im Hofbräuhaus in so charakteristischer Weise zeigen."

Hierlinger: „Hrrm."

Ich: „Ganz Ihrer Meinung, Herr Hierlinger. Ich sehe, daß Sie mit der dem Volke eigentümlichen Hellhörigkeit für feinste Nuancen den Sinn begriffen haben. Und doch möchte ich Sie bitten, die Materie etwas ausführlicher zu behandeln."

Hierlinger: „Hrrm."

Ich: „Versteht sich, Herr Hierlinger, versteht sich. Aber auch an Ihnen werden die vierzig Jahre nicht spurlos vorübergegangen sein. Sie saßen schon hier, als es noch kein Auto gab, kein Flugzeug und kein Radio. Sie saßen auch hier, als die Schlachten des Weltkrieges geschlagen wurden. Wie stellen Sie sich nun zu den Erscheinungen unserer Zeit?"

Hierlinger: „I trink oiwei noch Dunkles."

Nach dieser Rede schwieg Herr Hierlinger und zeigte, daß er nicht weiter gestört werden wollte.

Fritpick

Statistik

„Sie sind also Statistikerin, Fräulein Susanne?" fragte Waldemar. „Ich hätte nie gedacht, daß ein reizendes, junges Geschöpf, wie Sie, einen so ernsten wissenschaftlichen Beruf hat."

„Das sagen fünfundsiebzig Prozent aller Männer, die ich kennenlerne."

„Wirklich?" fragte er erstaunt.

„Ja, nur fünfundzwanzig Prozent sagen, sie hätten sofort erkannt, daß ich einen Intelligenzberuf ausübe."

„Darauf wäre ich nie gekommen! Wenn man in Ihre unergründlichen blauen Augen blickt, so meint man, daß sie nur zum Träumen geschaffen sind. Man müßte ein Dichter sein, um eine passende Bezeichnun dafür zu finden!"

„Vielleicht Märchenaugen", sagte Susanne freundlich.

„Wie haben Sie das erraten?"

„Weil sechzig Prozent aller Männer kurzsichtige Augen von dunkelblauer Färbung, die durch häufigen Aufenthalt in rauchigen Räumen einen feuchten Schimmer erhalten haben, Märchenaugen nennen. Ungefähr fünfzehn Prozent, zumeist Männer über Fünfzig, pflegen von Veilchenaugen zu sprechen. Der Rest sagt, ich hätte hübsche, blaue Augen. — Warum schweigen Sie?"

„Ihre reichen Kenntnisse auf diesem Gebiet verwirren mich, ich habe ganz vergessen, was ich sagen wollte."

„Wollten Sie nicht etwas über meinen Mund sagen?"

„Ja, wahrhaftig!"

„Achtzig Prozent aller Männer, die feststellen, daß ich Märchenaugen habe, sprechen im Anschluß daran von meinem Mund. Die Mehrzahl nennt ihn herzförmig."

„Ich habe gehofft, einen originelleren Ausdruck zu finden."

Susanne nickte. „Dacht ich's doch, daß Sie zu den zwanzig Prozent gehören, die Banalitäten zu vermeiden wünschen! Leider gelingt dies aber nur fünf Prozent. Bei fünfzehn Prozent muß man den guten Willen für die Tat nehmen." Waldemar sprang auf. „Sie wollen schon gehen?"

„Ja", entgegnete er hastig. „Es fällt mir soeben ein, daß ich noch eine wichtige Verabredung habe."

„Das überrascht mich nicht", sagte Susanne seufzend. „Hundert Prozent aller Männer, die eine halbe Stunde lang mit mir geplaudert haben, erinnern sich plötzlich einer wichtigen Verabredung."

Dolly Frank

Wollust

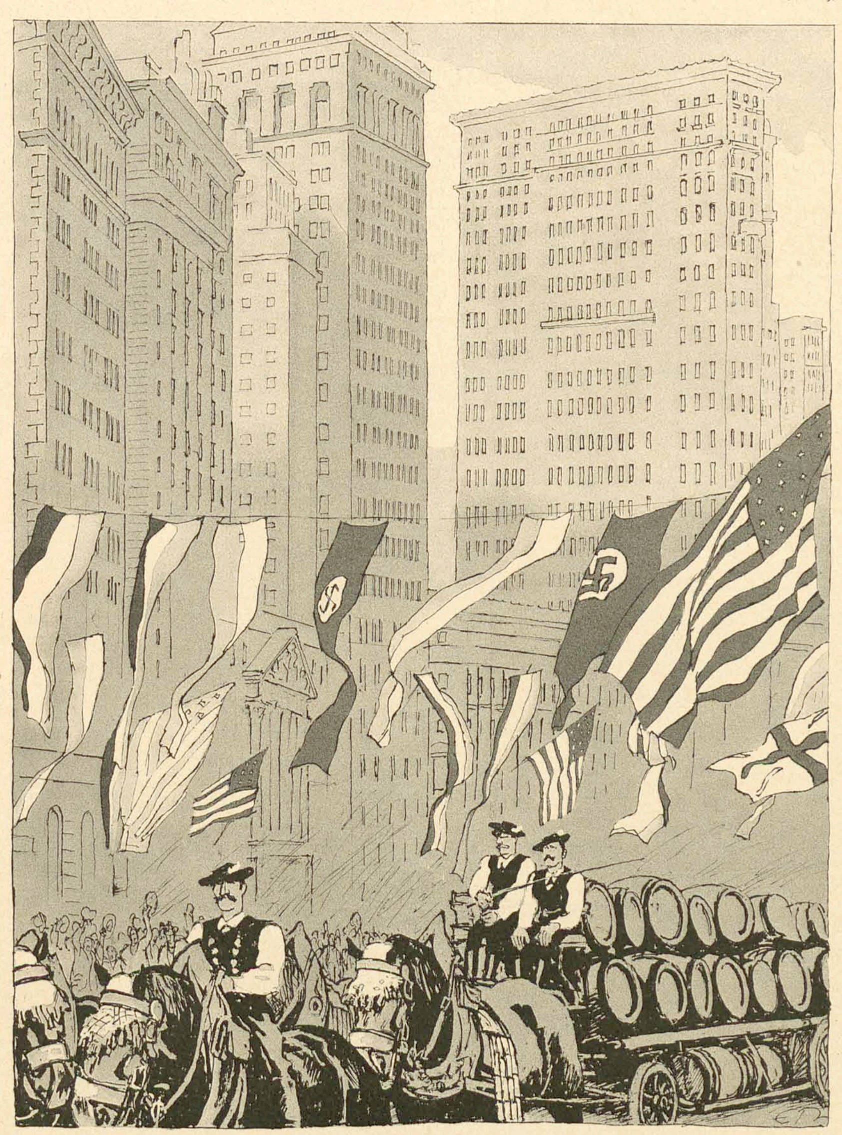
Von Hermann Hesse

Nichts als strömen, nichts als brennen,
Blindlings in das Feuer rennen,
Hingerissen, hingegeben
Der unendlichen Flamme: Leben!

Plötzlich aber, bang durchzittert,
Sehnt aus dem unendlichen Glück
Angstvoll sich das Ich zurück,
Das den Tod im Lieben wittert.

Weltausstellung Chikago

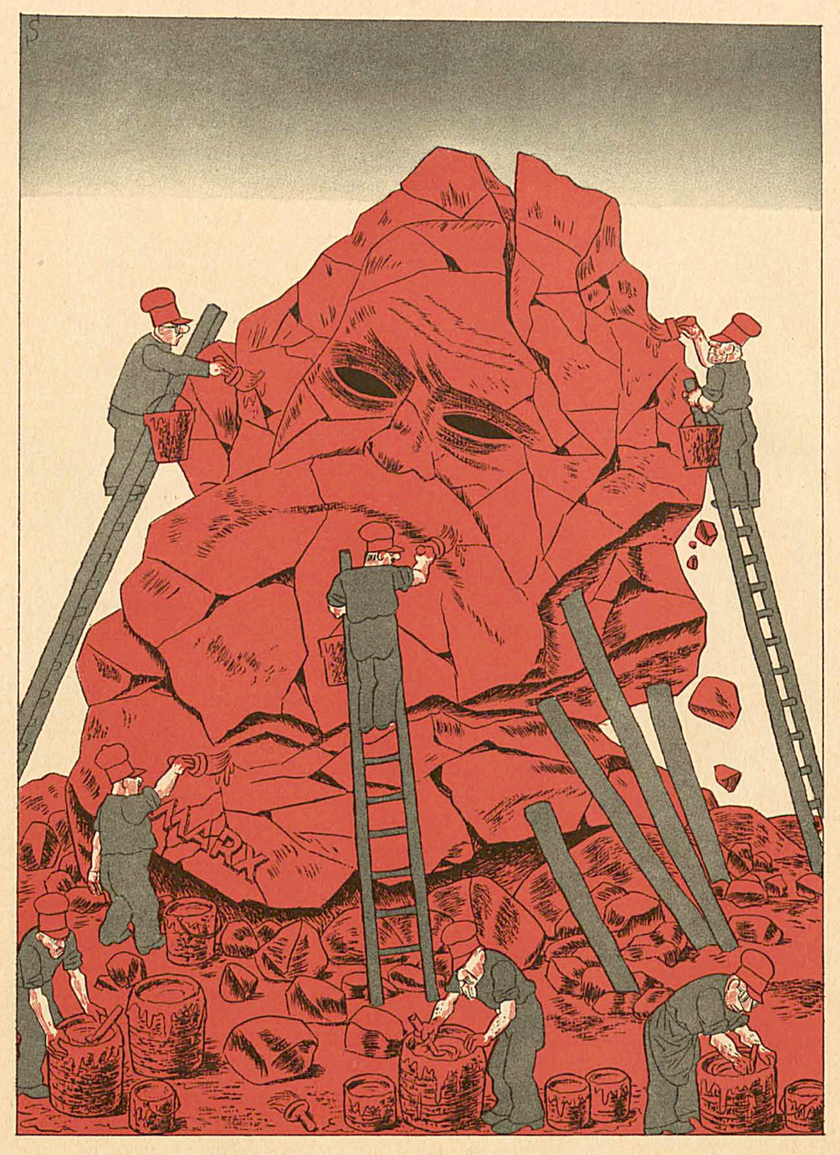
(E. Thöny)



„Mir wann kemma, nacha wankt net bloß der Dollar!"

Der rote Herrgott in Frankreich

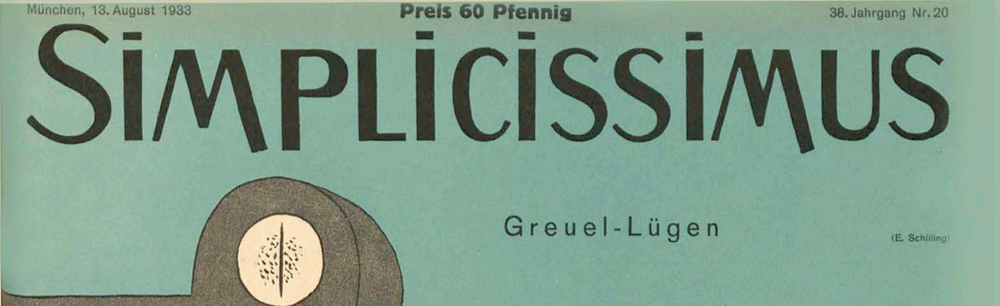
(E. Schilling)



„Den Kongreß der Zweiten Internationale wird er schon noch aushalten."

München, 13. August 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 20

SIMPLICISSIMUS

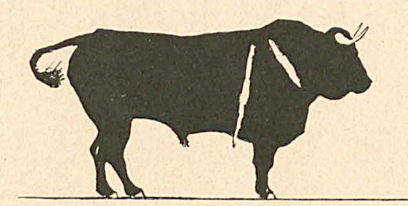


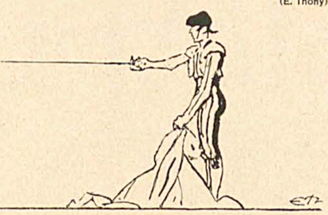
Greuel-Lügen

(E. Schilling)

Die trojanische Ente mit deutschfeindlicher Besatzung wird immer noch im Ausland spazieren gefahren.

(E. Thöny)





Vollbart redivivus

In London denen Diplomaten
ist ihr Beisammensein mißraten.
Sie droschen das bewährte Stroh
mit dem Ergebnis: status quo.

Gleichzeitig kam am selben Orte
der Weltfriseurkongreß zu Worte,
der seinerseits ein Resultat
von hohem Wert gezeitigt hat.

Nach langer, gründlicher Bedenkung
entstieg ein Vollbart der Versenkung,
bezüglich dessen man beschloß,
er sei jetzt wieder makellos.

Er, den man oft mit Hohn beschmierte
und völlig sinnlos abrasierte,
er muß nunmehr von allen Herrn
als Ehrenkleid getragen wern.

— O daß doch Ähnliches erwüchse
im Rat der Diplomatenfüchse,
was allgemein verbindlich wär'! . . .
Warum gelingt's denn dem Frisär?

Ratatöskr

Die Kakamiko-Konferenz

Von Hanns C. W. Müller

Es gibt jetzt so viele diplomatische Konferenzen, geheime und halbgeheime und ganz geheime, von denen überhaupt niemand was erfährt — bis auf die Berichterstatter, denen es unter strengster Diskretion mitgeteilt wird. (Ein politischer Neuling, der einmal für einen erkrankten Journalisten einspringen mußte, nahm das Schweigegebot ernst und brachte keine Zeile. Die ganze Konferenz war mit Recht darüber empört.)

Ich finde die Vorgänge bei solchen diplomatischen Zusammenkünften mit dem Auf und Ab der Schwierigkeiten immer so aufregend und interessant. Das ist doch noch hohe Schule des Geistes! Da soll zum Beispiel die Bekämpfung des Räuber-Unwesens in den Kakamiko-Bergen besprochen werden. Schon ist die Spannung da, wie die Spannung beseitigt wird, weil Staat A erklärt, wenn Staat B teilnimmt, Staat C hingegen nicht, würde er, Staat A, auch nicht vertreten sein. Nun hat zwar Staat A unter den Räuberbanden von Kakamiko wenig zu leiden, weil seine nächste Grenze immerhin tausend Kilometer Luftlinie entfernt ist. Aber er will nun einmal dem Staat C, den die Räuber auch nichts weiter angehen, seine Liebe zeigen. Und da zu einer anständigen internationalen Konferenz mindestens fünfundzwanzig Staaten gehören, läßt sich das Spiel „Wenn du — dann ich nicht" in mannigfachen Zusammenstellungen weiter treiben. Nur müssen die Diplomaten aufpassen, damit sie das Interesse des Publikums nicht überanstrengen.

Dann ziehen sie schnell ihre Proteste kreuzweise zurück, und es geht los — mit den Schwierigkeiten, die zu jeder anständigen Konferenz gehören, wie der Mostrich zu den Würstchen oder die neidische Freundin zu einer wirklich glücklichen Verlobung.

Diese Schwierigkeiten werden eigens für den Zeitungsleser gemacht. Zuerst wird die „Versteifung der Atmosphäre" gemeldet. Diesmal hat der Staat B etwas gesagt, was dem Staat A nicht paßt, und Staat C sekundiert A, um ihm seine Liebe zu zeigen. Dabei redet man noch längst nicht von den Räubern, sondern von der Tatsache, daß Staat X, dessen Land nun wirklich an die Kakamiko-Berge grenzt, bereits zwei Batterien leichte Gebirgsgeschütze zusammenzieht. Das heißt, er hat zunächst in einem anderen Staat Y Maultiere gekauft, welche die Gebirgsgeschütze transportieren sollen, falls es gegen die Räuber losgeht. Damit die Maulesel aus Y nach X kommen, müssen sie durch den Staat Z transportiert werden.

Die Verhandlungen hierüber werden auf die angenehmste Weise verzögert, weil der Staat Z auf der Kakamiko-Konferenz nicht vertreten ist. Denn er hat von früher her noch einen Streit mit zwei anderen Staaten, die — (doch das führt wirklich zu weit).

Jedenfalls hat Staat A protestiert, denn nach einem alten Vertrag darf Kriegsmaterial für X nicht aus Y kommen und schon gar nicht durch Z transportiert werden. Die Zeitungen können also in fetten Überschriften „Zunehmende Verstimmung auf der Konferenz" melden, während die Diplomaten erst einmal klären,

1. ob Maultiere Kriegsmaterial sind,
2. ob Räuberbekämpfung ein Krieg ist.

Jetzt betrachten die übrigen Diplomaten die Lage mit Wohlgefallen. Sie scheint so verwickelt zu sein, daß naive Gemüter bereits einen Krieg voraussehen. Im Staat F rutscht die Währung ab, und die Sparer flüchten in Sachwerte. Da aber dort hauptsächlich Käse und Eier produziert werden, sind die Straßen der (einzigen) Stadt gleichen Namens im Staate F bald unpassierbar.

Der Vertreter des Staates F erhält seine Tagesgelder in diesen Naturalien und gleichzeitig den Auftrag, nunmehr auf der Konferenz die Kakamiko-Räubereien zur Sprache zu bringen. Er findet aber keine Gegenliebe, weil die alten erfahrenen Konferenziers erst noch ein bißchen auf der öffentlichen Meinung spielen wollen. Sonst denkt die Welt womöglich, bei einer diplomatischen Konferenz redete man einfach zum Thema! Dann könnte man ja — wie die Kaufleute — ein paar Briefe schreiben und sich sofort einigen. Das wäre noch schöner! Die Herren besprechen sich inzwischen privat, wo die nächste Konferenz stattfinden soll. Da die Gattin des diplomatischen Seniors Reißen hat und in Bad Reuma-Tismoh eine Kur machen will, dürfte die Wahl von Reuma-Tismoh gesichert sein.

Bis dann eines Tages doch das Ende ziemlich unerwartet kommt, wie im Fall Kakamiko. Ein kleiner, bescheidener Herr, der bisher noch nie das Wort ergriffen hat, meldet sich plötzlich für die Rednerliste an.

Die übrigen Diplomaten wissen zunächst gar nicht, wer dieser vorlaute Mann ist, bis er mitteilt, daß die Angelegenheit sich selbst erledigt hat. Die Räuber seien durch die geringen Beträge, die sie in den Taschen der Touristen gefunden haben, tief enttäuscht abgewandert, und er, der Vertreter des Staates Kakamiko, hätte namens seiner Regierung zu erklären, daß sich mangels Räubern die Bekämpfung des Räuberunwesens erübrigte.

Mißvergnügt flüstert der diplomatische Senior seinem Nachbar zu: „Das ist ja ein ekelhafter Kerl — den laden wir nie wieder zu einer Konferenz ein!"

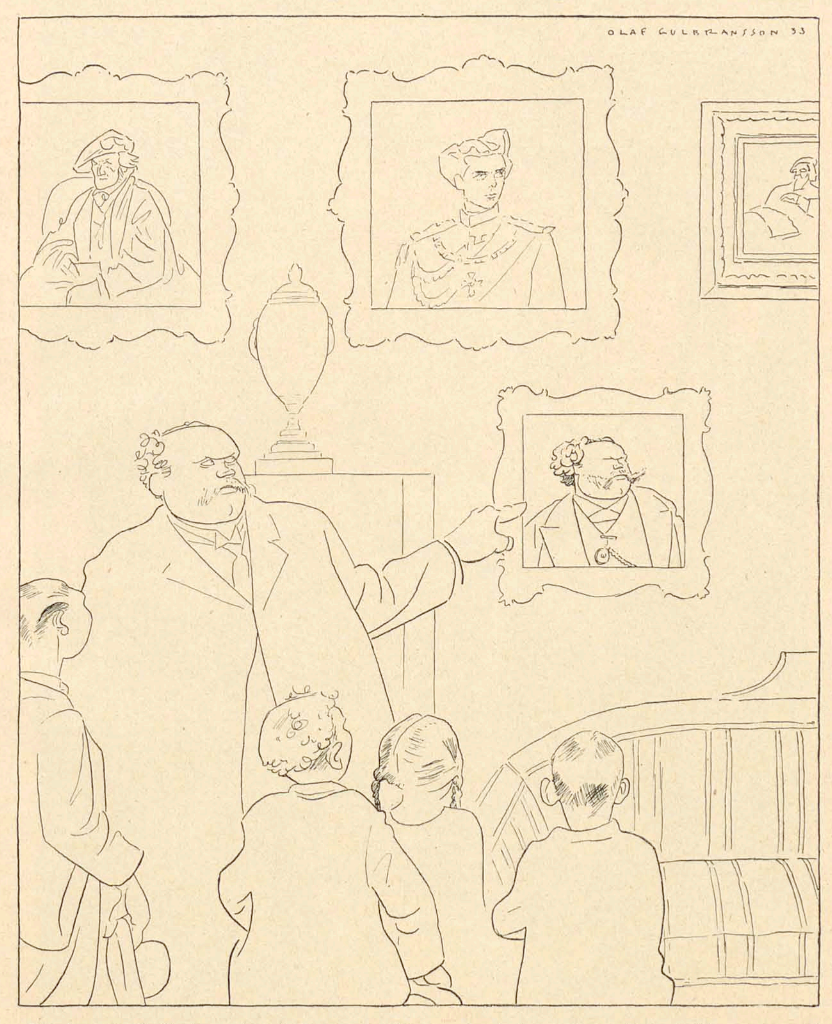
*

Erst einige Zeit später kommt es heraus, daß das Räuberunwesen in den Kakamiko-Bergen die glänzend inszenierte Reklameidee eines tüchtigen Propagandamannes war, der für die Hotels im Kakamiko-Gebirge Reklame zu machen hatte. Da für die Propaganda kein Geld vorhanden war, verstand er es, sozusagen auf diplomatischem Wege die gesamte Welt-Presse gratis und franko mit den Berichten über die Kakamiko-Berge zu beschäftigen.

Heute ist der tüchtige Mann Generaldirektor der Kakamiko-Hotel-Betriebs AG., und sämtliche Zimmer sind schon für die nächste Wintersaison ausverkauft, weil die Weltmeisterschaft im Bobsleigh-Fahren dort ausgetragen werden soll — dank der Kakamiko-Konferenz!

Bürgerdämmerung

(Olaf Gulbransson)



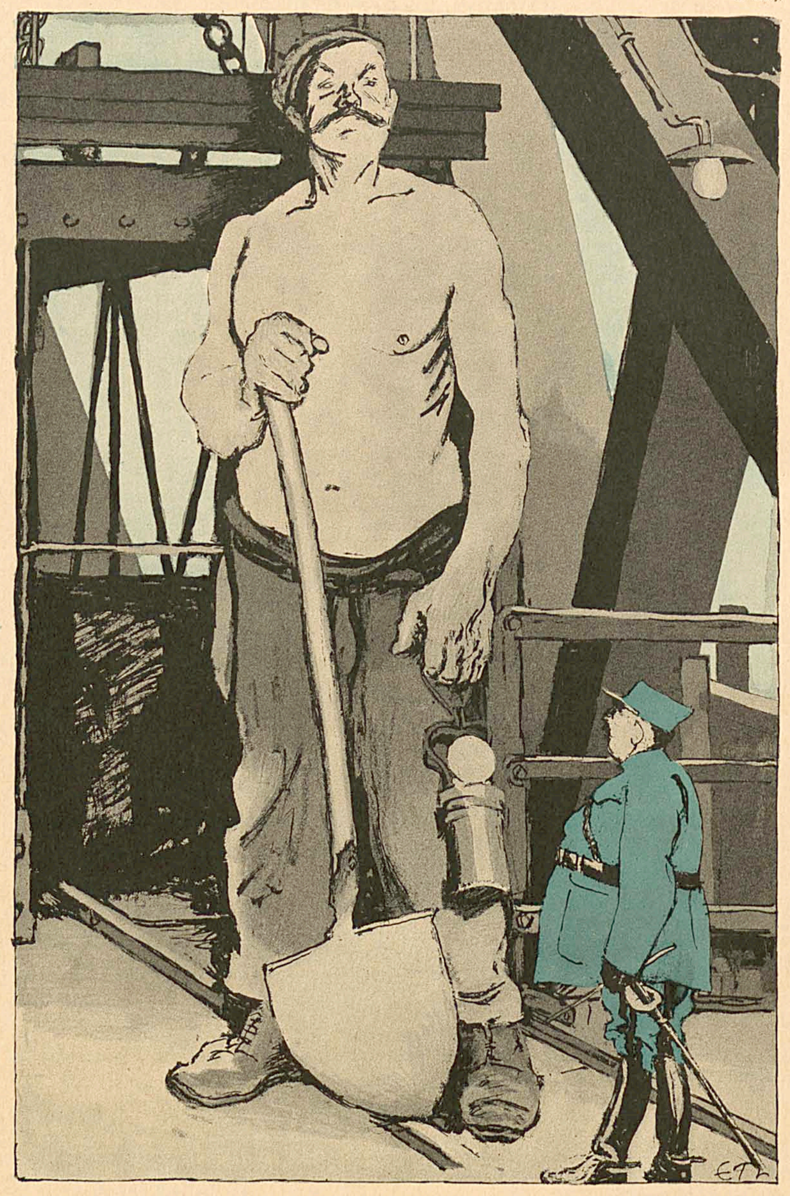
„Dös is euer Großvater, schaugts 'n an, den Deppn, der hot damals an Richard Wagner aa mit auspfiffn."

Abfuhr

Zu einem Stammtisch in einer ländlichen Kreisstadt gehörten u. a. ein Rittergutsbesitzer und Rittmeister d. R. eines feudalen Kavallerieregiments, und ein älterer Gutsbesitzer, der es, aus bäuerlichen Verhältnissen stammend, mit der deutschen Sprache nicht ganz genau nahm. Der Rittmeister d. R. pflegte nun die Herren des Stammtisches gern zu hänseln. So richtete er eines Tages an den später erscheinenden Gutsbesitzer die laute Frage: „Sagen Sie mal, mein Lieber, was ist denn der Unterschied zwischen mir und mich?"
Darauf stellte der Gutsbesitzer sich selbstbewußt vor ihn hin und erklärte laut vernehmlich: „Das will ich Sie mal verzählen, Herr Rittmeister. Wenn Sie auf de Bank kommen und fordern: Geben Sie mir mal zweihundert Mark, dann sagt der Bankbeamte: Wer sind Sie denn eigentlich? Wenn ich aber auf de Bank komme und sage: Geben Sie mich mal zweitausend Mark, dann liegen sie op'n Disch!"

Saarland

(E. Thöny)



„Leichter ist es, Kohlenberge nach Frankreich zu versetzen, als deutsche Bergleute zu Franzosen zu machen!“

Von unserer in vier Sprachen erschienenen Sondernummer

EUROPA-PROBLEME

ist infolge des großen Interesses, das sie im In- und Ausland gefunden hat, ein Nachdruck nötig geworden.

„Jeder Deutsche sollte diese Nummer besitzen!"

Einige Pressestimmen

Münchner Neueste Nachrichten: „. . . ein Dokument von zeitgeschichtlichem Rang."

Bremer Nachrichten: „Es ist im deutschen Interesse zu wünschen, daß dies Heft nicht nur von deutschen Lesern gelesen, sondern auch — und das ist die Hauptsache — an Geschäftsfreunde und Bekannte im Ausland versandt wird!"

Danziger Neueste Nachrichten: „. . . ein beachtenswerter Versuch, mit Zeichenstift und politischer Satire den Völkern Europas den Wahnsinn darzulegen, der die Politik und die Wirtschaft unseres Kontinents in der Nachkriegszeit regiert hat."

Türkische Post (Istanbul): „In vier Sprachen wird der Verlogenheit entgegengetreten . . . Dem ‚Simplicissimus' sei gedankt für seine klare Ausdrucksweise!"

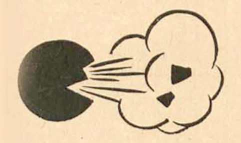
Preis der Nummer
60 Pfennig
bei Voreinsendung des Betrages auf Postscheckkonto oder in Briefmarken.
Bei Abnahme mehrerer Exemplare bitten wir jeweils Angebot einzuholen.

Simplicissimus-Verlag
G. m. b. H., München 13
Postscheck München 5802

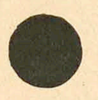
Londoner Zeitung: „Thus the artists of ‚Simplicissimus' present to mankind by means of this large special number an album — a primer for the study of observation — may they learn from it!"

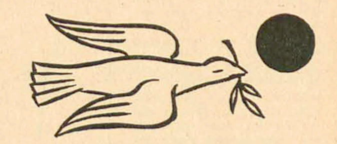
L'Oeuvre (Paris): „Conclusion: la pauvre Allemagne est innocente sur toute la ligne et c'est la France qui est la principale responsable de toutes les misères du monde . . . Cette publication atteste la profondeur de la déchéance et l'étendue du cynisme du ‚Simplicissimus'."

Zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften, auch des Auslands, haben außerdem in ihren Spalten Zeichnungen aus dieser Nummer reproduziert.









Im Dienste der Gerechtigkeit

Von Werner Schmidt-Pretoria

Der Richter stemmte sich gegen die Lehne seines reichverschnitzten, bäurischen Stuhles; Jo de Waal, der Verteidiger, blätterte in einem Aktenstück, und Mijnheer Fourie, der Staatsanwalt, spuckte unzählige Apfelsinenkerne gegen die weißgetünchte Wand.
Ich stand am Fenster, begierig, den Verhandlungen eines kleinstädtischen, afrikanischen Gerichtes folgen zu dürfen. Ein paar Schritte von mir entfernt hockte ein Eingeborener, der Angeklagte.
„Also . . .", sagte der Richter, und der Verteidiger und der Staatsanwalt nickten ihm zu.
Was brauchte man lange Eröffnungsformalitäten, wenn man Bur und Freund war und seit dreißig Jahren gemeinsam die Gerechtigkeit verkörperte?
Der Geruch des vor dem Richtertisch stehenden, tagealten Maisbieres machte die Hitze nicht erträglicher.
Aber Lobole, der angeklagte Kaffer, stotterte und gurgelte und wollte nicht zugeben, das üble Zeug gebraut zu haben.
Ob ihn die strengen Augen der weißen Herren in Verlegenheit brachten, oder ob er log — jedenfalls erhob sich der Staatsanwalt und überführte ihn in einer klar und erbarmungslos aufgebauten Rede der Tat.
Aber Jo de Waal, der Verteidiger, schüttelte den Kopf (wie er es seit dreißig Jahren nach jeder Beweisführung seines Freundes tat), stand auf, zwängte ein altes Nickelgestell auf die Nase und widerlegte die Ausführungen des Staatsanwaltes Punkt für Punkt.
Wie eine flammende Wand stand die Hitze im Raume. „Ich habe euch beide angehört", sagte der Richter und fuhr sich, ohne den Blick von seinen Papieren zu erheben, mit einem mächtigen Taschentuche um den Hals, „. . . und doch ist es schwer für mich, ein Urteil zu fällen. Als der Staatsanwalt sprach, war ich von der Tat des Angeklagten überzeugt, aber als du deine Argumente brachtest, Jo, zweifelte ich wieder, ob ich den Angeklagten des Bierbrauens für schuldig halten sollte oder nicht. Nun, ich kann nicht beiden recht geben, das wißt ihr — — — aber ich bin unparteiisch, das wißt ihr auch . . .!
Wer . . .", fuhr er fort und löste den Blick von Akten und Papieren, „wer von euch beiden hat den letzten Prozeß gewonnen?"
„Ich", sagte Mijnheer Fourie, der Staatsanwalt, und verneigte sich bescheiden.
„Unter diesen Umständen", wandte sich der Richter ernst und langsam an den Verteidiger und klappte das Gesetzbuch zu, „. . . unter diesen Umständen, Jo, sollst du heute recht behalten."

Ein Wirt klagt:

Von Benedikt

Ach, nun werd' ich Melancholiker,
denn was soll ein Gastwirt noch auf Erden,
wenn nun alle Alkoholiker
an der Fortpflanzung behindert werden?

Wenn mir früher mal ein Stammgast starb,
hat mich das nicht allzuschwer betroffen,
weil die Söhne ich als Kunden warb,
welche, schwer belastet, gleichfalls soffen!

Aber wenn sie nun des Dursts Vererbung
mitleidlos chirurgisch unterbinden,
wo soll dann des Wirtes Kundenwerbung
noch die tauglichen Objekte finden?!

Und als guter Vater lass' den Sohn ich
statt der Pflege von diversen Bieren
— jede Biene sucht halt ihren Honig —
lieber gleich auf Milch-Kiosk studieren!

Maschinen

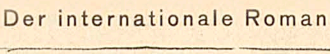
Von Hans Riebau

Im Vorzimmer des Direktionsbüros der Zigarettenfabrik „Kaneo" sitzt Herr Theotank. Herr Theotank ist Generalvertreter der Maschinenfabrik „Universal". Als Herr Theotank eine Stunde und vierzig Minuten gewartet hat, kommt die Sekretärin zu ihm. „Es hat keinen Zweck", sagt sie, „wir nehmen grundsätzlich keine Offerten mehr entgegen."
Theotank steht auf. Anstatt aber durch die Tür zu gehen, die auf den Korridor führt, öffnet er mit einem Ruck die Tür zum Direktionszimmer. „Ah", ruft er, „Herr Direktor, guten Tag, wie geht's?"
Der Direktor runzelt die Stirn.
„Ich habe", fährt Theotank fort, „heute drei ganz besondere Sachen für Sie. Zuerst einmal den neuen Gloria-Entlüfter."
„Geben Sie sich keine Mühe", sagt der Direktor, „wir brauchen keine Entlüfter."
„Und zweitens", lächelt Theotank, „den C. K.-Tabakentstauber, eine ganz ausgezeichnete Konstruktion."
„Wir haben mehr Tabakentstauber, als wir verwenden können", sagt der Direktor, und seine Stimme zittert.
„Und drittens also", fährt Theotank fort, „eine Sensation, Herr Direktor: Unsere neue Zigarettenmaschine ‚Planet', 47 Prozent Leistungssteigerung, 40 Prozent Kraftersparnis, und außerdem — — —"
„Zum Donnerwetter", schlägt da der Direktor auf den Tisch. „Ich verbitte mir Ihre Offerten! Wir stellen, damit Sie es wissen, im Interesse der Behebung der Arbeitslosigkeit unseren Betrieb auf Handarbeit um. Vom nächsten Montag ab werden 148 Maschinen bei uns stillstehen. Wissen Sie nun Bescheid?"
„Aber das ist ja ausgezeichnet!" strahlt Theotank und öffnet die Aktentasche. „Darf ich Ihnen da unsere neue „Destruktor"-Maschine zur Verschrottung von Maschinen anbieten?"

Hamburg und die Winde

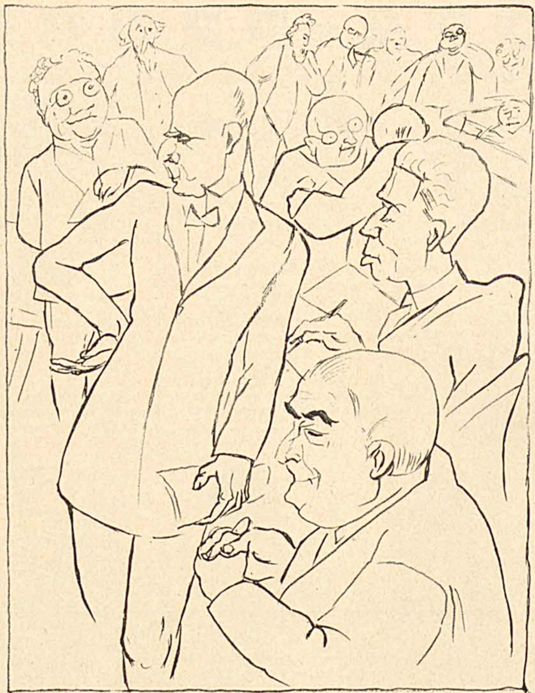
Von Friedrich Michael

Konny und Hans fahren an die See.
Konny, der Vater, ist in die Stadt Hamburg vernarrt: wenn der Zug durch Billwärder fährt und über das träge Wasser der Kanäle und Fleete hin sich hier und da ein Ausblick auf Norderelbe und Oberhafen öffnet, leuchten seine Augen — das große Kind begrüßt das erste Überseeschiff als sein geliebtes Spielzeug.
Und ein großer, wahrhaft feierlicher Augenblick ist es ihm immer wieder, wenn er, auf dem Bahnhofsvorplatz oder irgendwo mitten in der Stadt, das erste Nebelhorn eines Dampfers vom Hafen herauf vernimmt, diesen ganz tiefen Ton, der für ihn wie ein Ruf der großen Welt selbst ist, mitklingend die geheimnisvolle Weite aller Länder und Meere, denen sich Konny hier, in der geliebten Stadt, durch jenen Ton auf magische Weise verbunden fühlt.
Dies Gefühl kann er niemand mitteilen. Es gehört ihm ganz allein wie ein Gebet. Es macht ihn fromm. Seine Ironie, die ewig wache und zielbereite, wittert den Überschwang dieses Gefühls. Aber sie bleibt aus diesem Bereich streng verbannt.
Und als jetzt der Ton wieder herüberdröhnt, sehr tief und lange tönend, Gruß eines ganz großen „Kahnes", hört auch Hans, der Quartaner, zum erstenmal diese Stimme, sieht Konny an, fragt: „Was war das?"
„Ein Dampfer", antwortet Konny, nichts weiter. Alles, was sich noch sagen ließe, muß Hans selbst finden. Aber er kann wohl so nicht fühlen, ein Kind kann es nicht, eine Frau nicht, dieses körperliche Die-ganze-Welt-Spüren gehört nur ihm, dem Mann.
Aber da sagt Hans plötzlich: „Der kommt weit her!"
Konny fühlt eine Träne ins Auge schießen. Er legt den Arm um den Hals seines Jungen. Es ist mein Jung, denkt er.
Aber eigentlich denkt er schon: Min Jong, — denn nun ist er ja in Hamburg.
Sie fuhren über die Alster.
„Alster heißt Elster", sagte Konny. „Dies hier ist die Binnenalster, und jetzt kommen wir durch die Lombardsbrücke in die Außenalster."
„Danke, Konny! Aber du mußt mir jetzt nichts erklären wollen. Ich sehe so viel."
Ich hätte nicht gewagt, das meinem Vater zu sagen, dachte Konny. Aber der Junge hat recht. Ich muß endlich lernen, nicht alle Dummheiten zu machen, die mich geärgert haben, als ich so alt war wie Hans.
An der Landungsbrücke Schwanenwik kam ein „Grashüpper" an Bord, ein grüner Mann vom Zoll.
„Wo geiht't?" begrüßte er Konnys Nachbar.
„Ümmer op twee Been, wie so'n halben Hund", war die Antwort.
Das war Hamburg! Konny ist glücklich. —
Es ging schon gegen den Abend, als sie an den Hafen kamen. Die Werften lagen still. Nur von dem Dock von der Reiherstiegs-Schiffswerft am Grasbrook klang der Lärm der Niethämmer. Irgendeine dringliche Reparatur mochte die Ursache der Überstunden sein. Ein Schmiedefeuer flammte auf.
Hans sah mit großen Augen diese neue Welt. Überall ragende Masten und Schlote, links hinunter in den Segelschiffhafen, geradeaus über die Werften hin nach Kuhwärder und Ellerholz — oft nur zu ahnen die Größe des Schiffes nach den hohen Bauten. Und rechts elbabwärts die breite Wasserfläche mit ein paar kleinen Schleppern und Motorbooten der Hafenpolizei, die über das bewegte Wasser hinflitzten und weißen Schaum aufwarfen.
Sie standen vorn auf der Brücke an St. Pauli.
„Halt' die Mütze fest", sagte Konny. Es hatte sich ein lebhafter Wind aufgemacht. „Tritt nicht zu weit vor!" Denn hier war kein Geländer an der Brücke. Man sah gerade hinunter in das schmutzige Wasser, auf dem allerlei Unrat sich schaukelte und gegen die Pfähle geschleudert wurde.
„Woher kommt eigentlich Wind?" fragte Hans.
„Sieh, dort kommt ein großer Kahn von See herein!"
Konny sprach mit Eifer von dem heraufkommenden Dampfer. Er hatte recht gut gehört, was Hans ihn gefragt hatte. Aber, zum Düwel, woher kommt denn Wind? Das war eine dieser vertrackten Fragen, die man unter gebildeten Ignoranten vermied, die aber der Junge natürlich mit gutem Recht stellen durfte. Was sollte man antworten? Daß Winde die Luftströmungen zwischen Tief- und Hochdruckgebieten sind, die durch Temperaturwechsel entstehen — war das richtig? Und selbst wenn es richtig war, es blieb Theorie. Es war nicht anschaulich, es war genau das, was man eine Erklärung nennt, und ließ einen so dumm, wie er war. Nein, das mußte ganz anders erklärt werden, aus der Praxis, aus der Erfahrung des Seemanns, der mit Wetter und Wind Bescheid weiß, der sich den Wind auf allen sieben Meeren hat um die Nase wehen lassen. Man mußte . . .
Und da stand an einer der Laufbrücken ein Schiffer, der seine kurze Pfeife paffte. Konny trat auf ihn zu, während Hans die Manöver des Dampfers beobachtete.
Konny zögerte. Dann gab er sich einen Ruck. „Guten Abend!"
Der Mann tippt mit dem Finger an seine Mütze.
„Heute mittag war's noch ganz still, und nun hat sich so'n starker Wind aufgemacht."
Konny möchte gerne platt snacken — aber er weiß, daß die Leute das nicht mögen.
Der Schiffer sieht geradeaus. „Sstarker Wind? Tja, 's weht 'n büschen."
„Sagen Sie, woher kommt eigentlich der Wind? Sie als Seemann und Hamburger werden mir das ja sagen können."
„Der Wind? Dascha nu wol Nordwest."
„Nein, nein, ich meine nicht, was wir heute für Wind haben, sondern woher überhaupt der Wind kommt."
Der Mann sieht immer geradeaus, an Konny vorbei. „Das 's all' verschieden, tja, das 's all' verschieden. Manchmal" — und nun bemüht er sich, hochdeutsch zu reden — „manchmal hebben wir Ooostwind, nöch, un denn kommt er widder von Norden, tja."
Konny möchte laut lachen, aber zugleich ärgert ihn diese Begriffsstutzigkeit, weil er nicht sicher ist, ob sich der Mann nicht vielleicht über ihn und seine Frage lustig macht.
„Nein, wir verstehen uns noch nicht. Ich meine nicht den Wind, nicht die Himmelsrichtung, ich meine das Phänomen Wind" — ich bin verrückt, denkt er dabei, das kommt von der verdammten Bildung — „ich meine überhaupt die Winde . . ."
Unten an der Brücke wriggt ein Mann sein Boot vorbei und ruft einen Gruß herauf.
Der auf der Brücke nimmt die Pfeife aus den Zähnen. „Hein, do is ein, de well wissen, woher de Wind kömmen."
„De Wind?" ruft der aus dem Kahn herauf. „Segg ihm man, von Greunkohl und Arfen."
Konny wendet sich lachend ab.
„Was hat der Mann gerufen?" fragt Hans, der von dem Dampfer genug hat.
„Grünkohl und Erbsen."
„Und was bedeutet das?"
„Das wird wohl Seemannsdeutsch sein. Komm! Morgen früh fahren wir hier ab."
Und der Wind trägt hinter ihnen ein Gelächter über die Brücke.



Der internationale Roman

(R. Großmann)



„Die Form is mir piepe, das ist Sache der jeweiligen Übersetzer."

Lieber Simplicissimus!

Daß die Deutschen gründlich sind, ist bekannt. Die Gründlichkeit der deutschen Rechtspflege ist sogar sprichwörtlich. Natürlich macht dieses Streben nach restloser Klärung aller Dinge auch vor den Beamten des Sicherheitsdienstes nicht halt. So habe ich neulich in einer Strafanzeige gelesen, daß zwei junge Burschen die Ruhe ihrer Mitbürger ungebührlich gestört hätten. Um jegliches Mißverständnis auszuschließen, fügte der gewissenhafte Polizeiwachtmeister hinzu: „Beide hatten j e einen Rausch."

Das ungesprochene Wort

Von F. A. Mendo

Wenn man sieht, was sich bei Zank und Streit so tut
in den altbekannten Lebenslagen . . .
Alles wär' auf einmal wieder gut,
ach, man brauchte nur ein kleines Wort zu sagen.

Jeder denkt, der andre müßte sprechen,
denn man ist natürlich ohne jede Schuld.
Keiner mag die Stille unterbrechen,
und die Freundschaft reißt mit der Geduld.

Jenes Wort stirbt ohne Klang im Munde,
und es wollte doch so gern gesprochen sein.
Wenn's zu spät ist — oft nach einer Stunde —
kommt die Scham und ist mit uns allein.

Die Zeugenaussage

Stefan Bierdimpfl hat jeden Monat mindestens einmal mit dem Gericht zu tun. Aber beileibe nicht als Kläger und auch nicht als Angeklagter, — sondern immer und immer wieder als unverbesserlicher Zeuge. Und hierbei sind seine Spezialitäten: Verkehrsunfälle.

Hat ein Milchfuhrwerk einen Zusammenstoß mit einem Radfahrer, — Stefan Bierdimpfl steht keine zehn Meter davon entfernt. Saust einer mit seinem Vehikel und mit aller Wucht auf den Bürgersteig und in ein Schaufenster hinein, — Stefan Bierdimpfl steht natürlich zufällig bei diesem Schaufenster. Überholt ein Motorradfahrer auf der falschen Seite einen gemütlich polternden Bierwagen und landet schließlich an dem linken, hinteren Kotflügel eines ruhenden Lastautos, — Stefan Bierdimpfl ist bestimmt in allernächster Nähe postiert.

Um einer wuchtigen Zeugenaussage des Stefan Bierdimpfl willen sei hier ein besonderer Fall herausgegriffen:

Die Gerichtsverhandlung über die beiden, mit je einem Personenkraftwagen an einer angeblich unübersichtlichen Straßenbiegung zusammengestoßenen Autoinhaber und Widersacher war im besten Schwung. Keiner wollte der Schuldige sein, dafür jeder der Freizusprechende. Der Richter machte endlich dem Streit dieser Kampfhähne dadurch ein Ende, daß er laut und deutlich Herrn Stefan Bierdimpfl als Zeugen vor die Schranke rief.

„Also, Herr Bierdimpfl, Sie haben an dem in Frage stehenden Tage zufällig an dieser Ecke gestanden, als die zwei Personenkraftwagen zusammenstießen. Nun sagen Sie uns einmal, was Ihre ersten Gedanken bei der Wahrnehmung dieses Geschehens waren."

„Jetzt sind schon wieder zwei zusammengerumpelt, Herr Amtsrichter, hab' ich mir wahrscheinlich gedacht."

„Nein, Herr Bierdimpfl, Sie verstehen mich falsch. Sie sollen uns hier nicht sagen, was Sie wahrscheinlich gedacht haben, und auch nicht, was ja hier bereits als Tatsache festgestellt ist. Sie sollen uns vielmehr darüber Auskunft geben, zu welchem Eigenschluß Sie gleich nach dem Zusammenprall gekommen sind. Sie sind doch hier als Zeuge, Herr Bierdimpfl, noch dazu als einziger, und Sie wissen doch auch, daß Sie ohne jeglichen Eigenschaden hier Ihre Aussage machen können. Also, Herr Bierdimpfl, was waren in den wenigen Sekunden des geschauten Unfalls sofort und als unmittelbar empfundene Tatsache in Form eines kurzen Bewußtwerdens Ihre ersten Gedankenurteile?"

Mit einem knallroten Taschentuch wischte der Aufgeforderte die Schweißperlen von seiner Stirn, — schluckte und druckte — und lüftete dann endlich sein bislang so treu behütetes Geheimnis.

„Wenn Sie es unbedingt wissen müssen, Herr Amtsrichter, dann sag' ich es schon. Ich hab' mir nämlich gedacht: Was wird der Amtsrichter wieder für saudumme Fragen an mich stellen, wenn ich bei dem Unfall als Zeuge erwischt werde. Das hab' ich mir gedacht damals und sonst gar nichts."

Sepp vom Ende

Wagneriana

Musikunterricht im Oberlyzeum. Der Professor schwärmt von Wagner. Die höheren Töchter aber sind nicht so recht bei der Sache.

„Elfriede", sagt der Professor, „Sie passen nicht auf. Wer singt das Lied an den Schwan, und in welcher Oper?"

Elfriede steht auf, bekommt einen roten Kopf und fängt an, irgend etwas zu stottern.

„Also bitte", klopft der Professor auf das Katheder, „erklären Sie mir laut und deutlich, wer das Lied ‚Nun sei bedankt, mein lieber Schwan' singt. Aber wahrscheinlich haben Sie wieder die ganze Stunde geschlafen."

„O bitte", sagt da Elfriede, und jetzt weicht ihre mädchenhafte Verlegenheit einem fast jungenhaften Trotz, „ich weiß es ganz genau: Leda."

*

Leipzig, „Tristan", letzter Akt. Zwei Damen vor mir im Parkett. Die eine: „Du, der stärbd!" Die andere: „Echa, der wärd widder!"

*

Nach dem „Tristan", beim Ausgang. Frau zu ihrem Manne: „Du, Garle, ich weeß garnich, was die Isolde an den Drisdan find't; der hadd so garnischt Munderes an sich."

*

In Breslau wird zur Zeit auf Kinoplakaten für den Fritz-Lang-Film „Siegfrieds Tod" folgende reizende Reklame gemacht: „Siegfrieds Tod ist ein beglückendes Erlebnis für jung und alt."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Anzeigenannahme: München 13,** Elisabethstraße 30 ● **Für Redaktion und Anzeigenteil verantwortlich: Anton Rath, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher 371307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München ● Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Der alte Turnlehrer

(O. Nückel)



„. . . eins und, zwei und, drei und, — nur Mut, Mariele, wo ein Wille ischt, ischt au ein Weg!"

Die Zielscheibe

Von A. M. Frey

Der alte Filser war nie viel wert gewesen in der Schätzung derer, die um Eigentum, Posten, Wohnung, Sicherheit im Alter besorgt sind. So lange seine Füße jung waren, zog er umher, schuftete da und dort, faulenzte, hungerte. Mit den Weibern stand er gut, heiraten tat er nicht — auch nicht, als die Füße älter und langsamer wurden. Schließlich trugen sie ihn heim in sein angestammtes Dorf — aber er wollte den Bauern dort nicht zur Last fallen, man kann ja auch mit siebzig Jahren immer noch ein wenig was schaffen.

Er schaffte für alle, bescheiden genug. Sie nahmen seine Leistung spöttisch und mit gelassenem Hochmut hin. Sie gaben ihm zu essen und ein Strohlager; dafür ging er hinaus auf ihren Grundbesitz und fing Maulwürfe. Bei jedem Wetter und zu jeder Tageszeit. Er war schon so verwittert wie die Ackerkrume, wie das Stoppelfeld im Spätherbst.

Von seinen Wanderungen hatte er eine besondere Methode des Maulwurffanges mitgebracht, und die Bauern mußten zugeben, daß sie nicht schlecht sei. Seine Anfangserfolge waren dem Mißtrauen begegnet, er weise betrügerisch ein und dasselbe gefangene Tier wiederholt vor, aber man sorgte dann dafür, daß so etwas nicht geschehen konnte — und es war auch nie geschehen. Der Verdacht hatte wohl nur seinen Ursprung gehabt in der Neigung des einen oder anderen Bauern: wäre er Maulwurffänger des Dorfes, so zu verfahren, wie sie's dem alten Filser zutrauten.

Der stand also seine zehn Stunden in den Feldern und Wiesen herum, und seine Hauptaufgabe war die Unbeweglichkeit. Er brachte es fertig, in einer keineswegs bequemen Stellung eine Ewigkeit zu verharren, den Blick steif auf den Boden gerichtet, den Kopf vergraben im Schlapphut, den hageren Körper umhangen von einem grauen Mantel, einer faltenreichen Hose — von Kleiderresten, die im Wind der Ebene manchmal zu flattern anfingen, als wollten sie weg von einem dürftigen, in den Acker gerammten Gestell.

Aber dies Gestell konnte sich dann, wenn es so weit war, wenn's nötig war, blitzschnell niederwerfen und ebenso regungslos auf dem Grunde liegen, wie es regungslos gestanden hatte. „Den trifft der Blitz ohne Gewitter", spotteten Leute, die's gesehen hatten, halb in Hochachtung. „Aber der Blitz ist er selber, nämlich für die Maulwürf'!"

Eines Nachmittags war er wieder solcherart zu Boden gefahren — und nicht mehr aufgestanden. Eine ganze Nacht war er gelegen und noch weit in den Morgen hinein. Dann erst hatte man sich um ihn gekümmert, war vom Feldweg her an ihn herangetreten, hatte ihn vergebens angerufen, mit der Stiefelspitze berührt, schließlich umgedreht, weil er mit dem Gesicht nach unten lag, und erkannt, daß er tot war. „Jetzt hat ihn doch was getroffen, nämlich der Schlag", sagte der eine von den beiden, die sich mit ihm beschäftigten.

Aber als man ihn dann wegschaffen wollte von der letzten Stätte seiner Arbeit, entdeckte man, daß er eine Wunde trug. Und diese Wunde war ein Schuß, er ging vom Rücken her durch die Brust.

Vom Rücken her durch die Brust, also kein Selbstmord. Weshalb auch hätte der alte Filser sich selber umbringen sollen? So schlecht war's ihm nie gegangen. Aber noch fraglicher war: Wie konnte es denn einen geben, der Wert darauf gelegt hatte, den Alten zu töten?

Niemand hatte Wert darauf gelegt. Es war geschehen, ohne daß es geschehen sollte. Es konnte geschehen durch eine bösartige Verkettung von Übermut, Irrtum, Absicht und Zufall. Absicht: mit dem Revolver ein Ziel zu treffen; Zufall: auf große Entfernung so zu treffen; Irrtum: aus dem Glauben heraus, keinen Menschen zu treffen.

Der verantwortlich war, erfuhr erst aus der Zeitung, was er angerichtet hatte. Die Blätter berichteten von der seltsamen, unaufklärbaren Ermordung des alten Fängers.

Als der junge Student eine Woche nach jenem ländlichen Ausflug die Notiz las, begann er zu zittern, wurde aschgrau und deckte die Hände über die entsetzten Augen. Aber er mußte doch sehen, er sah deutlich den Nachmittag und die Wanderung mit dem Freund zusammen über Land. Die neu erworbene Waffe hatte er in der Tasche, und ob es nun ein Motorrad ist oder ein Revolver: so ein Ding will ausprobiert werden. Im Pistolenschießen war er schon bewandert, und weil weit und breit kein Mensch war, nur dort auf dem Acker eine Vogelscheuche, so könnte man dieser Puppe ja mal eins versetzen.

Wie die Puppe dann nach dem Schuß sofort umfiel, war er wohl erschrocken, mehr noch aber stolz auf den Erfolg, an den er selber nicht geglaubt hatte. „Was kann ich denn da getroffen haben", lachte er den Freund an. „Offenbar einen ganz morschen Stecken, das Rückgrat von dem Kerl!"

„Gehen wir hin", meinte der andere stockend. „Gehen wir, uns anschauen, wie das hat geschehen können."

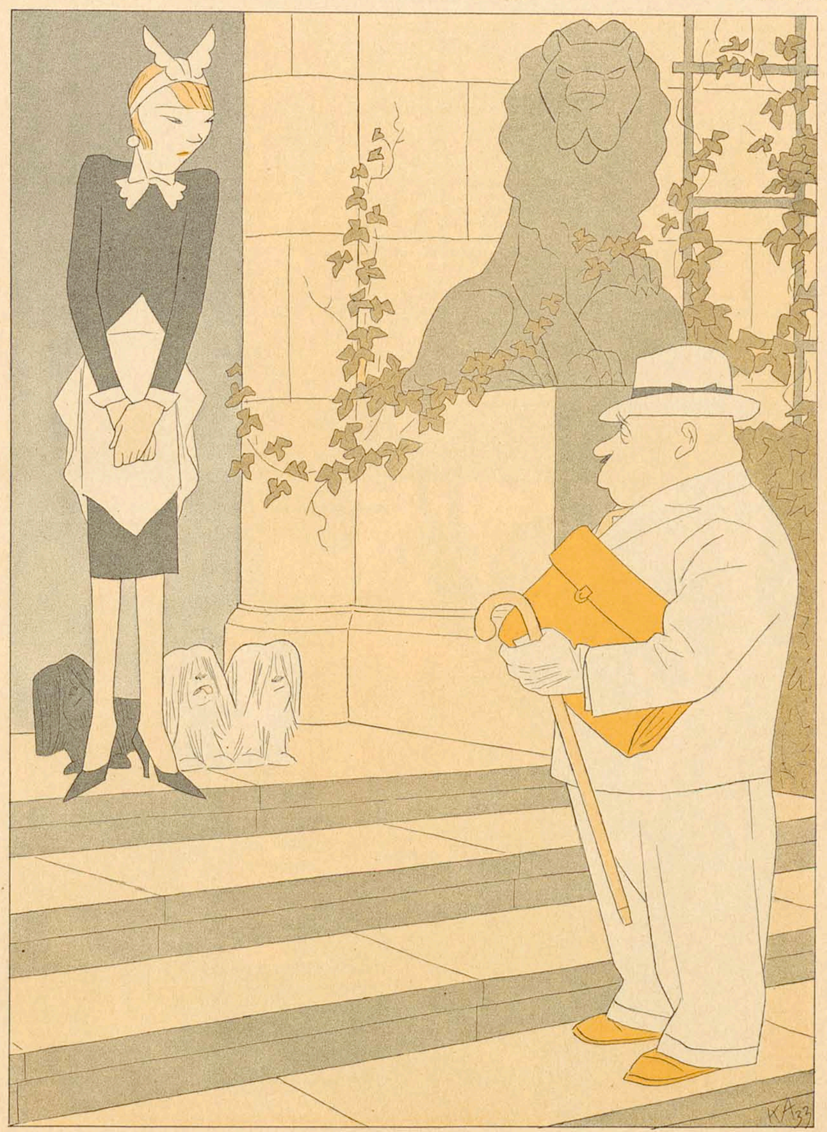
Aber der Schütze lehnte ab. „Lieber nicht. Am Ende kämen mittlerweile die Bauern und schimpften über den erledigten Popanz. Es gibt Streit und Verdruß." — — —

Über den toten Popanz. Es gibt Verdruß. Der junge Student stand mühsam vom Stuhl auf. Wer, um Himmels willen, hat denn nun den Alten getötet? Ich doch nicht! Konnte mein Wille mehr davon entfernt sein, einen Menschen umzubringen, als er es damals war? Ich muß mich stellen, ich muß mich anzeigen. Niemand wird mich verstehen, wie soll ich das erklären, niemand wird mir helfen! Der Alte — wäre er noch am Leben, der könnte am besten beweisen, wie einer darauf verfällt, nach ihm zu schießen. Wie nach einer lustigen Scheibe. Komische Zielscheibe — mehr war er nicht. Ach, er war mehr gewesen. Ein lebendiger Mensch!

Der Student mußte sich wieder setzen, so schwach wurden seine Schenkel. — Toter Popanz, ihm hilft keiner mehr. Lebender Mensch — wer hilft ihm? Es gibt Streit und Verdruß.

Dauersitzung

(Karl Arnold)



„Bitte, könnte ich Herrn Generaldirektor Pollitzer sprechen?" — „Tja, — aber nicht vor drei Jahren sechs Monaten."

Lieber Simplicissimus!

Es dämmerte schon. In einigen Straßen brannten bereits die Laternen; andere lagen noch dunkel. Da geschah es. Um die Ecke bog ein Schnellwagen der Polizei, ein sogenannter Flitzer. Vorn zwei braune SA.-Männer, hinten vier Polizisten in der alten Uniform. Der Wagen fuhr rasch. Die elektrische Hupe kreischte. Menschen stoben auseinander, die gar nicht bedroht waren. Ein Mord? Alle sahen auf und erschauerten. Überfallkommando?
Da bremste der Wagen hart, dicht vor einem kleinen runden Grünplatz, den Fliederbüsche und Rotdorn umstanden. Die sechs Männer sprangen vom Wagen. Es ging alles überaus rasch. Sie drangen auf dem schmalen Wege in das Innere des Parks vor, und das Grün der Bäume hatte sie im Nu geschluckt.
Neugierige sammelten sich an, wisperten und tuschelten. Eine Untat? Doch ein Mord? Ein paar Kühne wagten sich vor. Sie strebten den Polizeileuten zu Hilfe. Nach kurzer Zeit kehrten sie mit entspannten Gesichtern zurück.
Hinter den Büschen, vom Grün versteckt, stand ein Wellblechhäuschen mit dem Schild FÜR MÄNNER! — Die sechs Polizeileute waren Männer.

*

In den ersten Monaten nach dem Umsturz 1918 gingen in Prag die chauvinistischen Wellen noch so hoch, daß sich kein Schutzmann herbeilassen wollte, eine deutsche Auskunft zu erteilen. So geschah es, daß der Schutzmann, den ich angesprochen hatte, hochmütig nichts als: „Ne rozumy!“ („Verstehe nicht!“) erwiderte. Nach einer kleinen Pause der Ratlosigkeit raffte ich meine spärlichen tschechischen Sprachkenntnisse zusammen und fragte, ob er Französisch verstünde, was er begeistert bejahte.
Nun trug ich ihm in längerer, wohlgesetzter Rede mein Anliegen französisch vor.
Er hörte andächtig zu. — Nach Beendigung meines Vortrages erfolgte eine große Pause, dann legte er seine Hand auf meine Schulter und sagte im gemütlich vertraulichen Tone: „Wissens was, redens deutsch, das verstehen mer alle zwa!“

*

Man sprach über eine unschöne Schauspielerin. „Eigentlich ist sie gar nicht häßlich“, verteidigte sie Eyner. Meinte Marcus: „Nein. Sie sieht nur so aus.“

*

Wissen Sie, was ein Rindvieh ist? Sie werden es nicht wissen. Das macht aber nichts, die badischen Juristen haben es auch nicht gewußt. Bis das Fleischsteuergesetz im Gesetz- und Verordnungsblatt von 1932 auf Seite 312 sie dahin belehrte: „Als Rindvieh gilt alles nicht als Kalb zu versteuernde Rindvieh ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht.“
Rindvieh ist also Rindvieh. Jetzt wissen wir's.

Das politische Geheimnis

(R. Kriesch)



„Vastenga S', Herr Huaber, i hab' mei' Wort d'rauf geb'n, daß i dös koam Menschen net erzähl', d'rum muaß i's halt vo jedem, wo i's erzähl', aa wieder valanga!“

Stanislaus

(E. Thöny)



„Wo warst du so lang, Stanislaus?" — „War ich eingesperrt wegen Beamtenbestechung."



„Abber hast du ja gar kein Geld." – „Nicht so, – – mit Messärr..."

Rigo, der kühne Springer

Endlich war der neue Fallschirm des alten Konstrukteurs Wolter fertig. Das Neue war nicht nur, daß sich die Fallgeschwindigkeit bei diesem Schirm im Sprunge regeln ließ, sondern auch die Einfachheit der ganzen Bedienung. Der Pilot hatte nach dem Absprung nur an einem kleinen Ring an seiner linken Schulter zu ziehen, um den Fallschirm zu öffnen.

Unbedingt waren aber immer erst drei Sekunden Fall abzuwarten, damit der Flugzeugschwanz den sich öffnenden Schirm nicht zerreißen konnte.

Die Probeabwürfe mit der toten Last — dem Sandsack „Jakob" — waren glänzend verlaufen. Nun sollte einer von uns beiden, Rigo oder ich, das zweifelhafte Glück haben, als erste „lebende Last" uns vertrauensvoll an diesen großen Lappen zu hängen.

Das Los entschied: Rigo war der Springer! Rigo aber, ein bärenstarker Bayer, war ein langsamer Denker. Hatte er aber erst einmal etwas richtig erfaßt, dann saß das auch fest in seinem rothaarigen Dickschädel. Wir erklärten ihm in unserer großen Junkers, deren Türe wir ausgehängt hatten, schon zum zehntenmal: „Wenn wir über der Platzmitte sind — tausend Meter hoch — rausspringen — drei Sekunden zählen — Ring ziehen — landen!" Rigo gab seelenruhig zurück: „Ja, ja, — i habs scho g'fressen — wie beim Handgranatenwerfen zähl i — einundzwanzik — zwoundzwanzik — dreiundzwanzik — ziang — aufi. Alsdann — los geht's!"

Rigo dreht sich um, lacht, geht in die Kniebeuge und — schnellt sich heraus ins Nichts!

Er saust am Flugzeugrumpf entlang — fällt — fällt — fällt! Mehrmals überschlägt er sich in der Luft. Jetzt hängt er kopfunten und rast so, mit geschlossenem Schirm — der Erde zu. Uns Zuschauern schlägt das Herz im Halse. Er sackt an die neunhundert Meter mit geschlossenem Schirm durch! Das immer startbereite Sanitätsauto — vor den Hallen — rast los. Plötzlich, in Baumhöhe, leuchtet der gelbe Schirm auf — flattert wie ein Fahnentuch — spannt sich prall und setzt unsern Rigo sanft in den Sand. Rigos „Fachbericht" an die Abnahmekommission lautete:

„Jo, mei, dös is so a Sach mit so an Ringl. Wia i außi bin, fall i grad a so umeinand, i faß an mei Schulter, und dös Ringerl is net do! I faß rechts, links, rechts, faß mein Bauch, mein Knia, faß meine Hosen — Mariandjosef — dös Ringerl is furt! I faß no amol Reih um, und do find i dös Malefizringl — oben an der Schultern. Is halt naufgrutscht, denk i. Und wia i dös Ringl hab — da zähl i — wia beim Handgranatenwerfen — einundzwanzik — zwoundzwanzik — dreiundzwanzik — ziag, und aufi war er!"

„Idiot, bei vierundzwanzig wärst du reif fürs Krematorium gewesen", brüllte der alte Wolter.

E. K. Beltzig

Ein Mensch...

III

Ein Mensch, den es nach Ruhm gelüstet,
Besteigt, mit großem Mut gerüstet,
Ein Sprungbrett — und man denkt, er liefe
Nun vor und spränge in die Tiefe
Mit Doppelsalto und dergleichen,
Der Menge Beifall zu erreichen.
Doch läßt er, angestaunt von vielen,
Zuerst einmal die Muskeln spielen,
Um dann erhaben vorzutreten,
Als gält's die Sonne anzubeten.
Ergriffen schweigt das Publikum —
Doch er dreht sich gelassen um
Und steigt, fast möcht' man sagen heiter,
Und voll befriedigt, von der Leiter.
Denn, wenn auch scheinbar nur entschlossen,
Hat er doch sehr viel Ruhm genossen,
Genau genommen schon den meisten —
Was sollt' er da erst noch was leisten?

Besagter Mensch ist, nur für Kenner,
Ein Gleichnis vieler großer Männer.

Eugen Roth

Versuchung in Neapel

Olaf Swanson saß allein am Ecktisch auf der Terrasse des Cafés Milano und betrachtete vergnügt die vorbeiwandelnden Menschen. Wohlgefällig lag sein Blick auf den schönen Frauen aus aller Herren Länder.

„Verzeihen Sie, mein Herr —"

Olaf Swanson sah verwundert auf.

„Sie wünschen?"

Der junge Mann hielt einen kleinen Umschlag von hellgrauer Farbe in der Hand. „Ich habe Ihnen diesen Brief von einer Dame zu übergeben", sagte er, ich soll auf Antwort warten."

Überrascht nahm Olaf Swanson den Brief und öffnete ihn.

„Sehr verehrter Herr", stand darin in feiner, zierlicher Schrift, „Ihre Blicke verrieten mir Ihr Interesse. Auch Sie gefallen mir. Leider konnte ich Ihnen kein Zeichen geben, da ich mich in Gesellschaft befand. Ich benütze die erste Gelegenheit, wo ich allein bin, um Ihnen wissen zu lassen, daß Sie mich morgen nachmittag fünf Uhr im Café Esplanade treffen können. Übergeben Sie dem Boten Ihre Antwort. F. R."

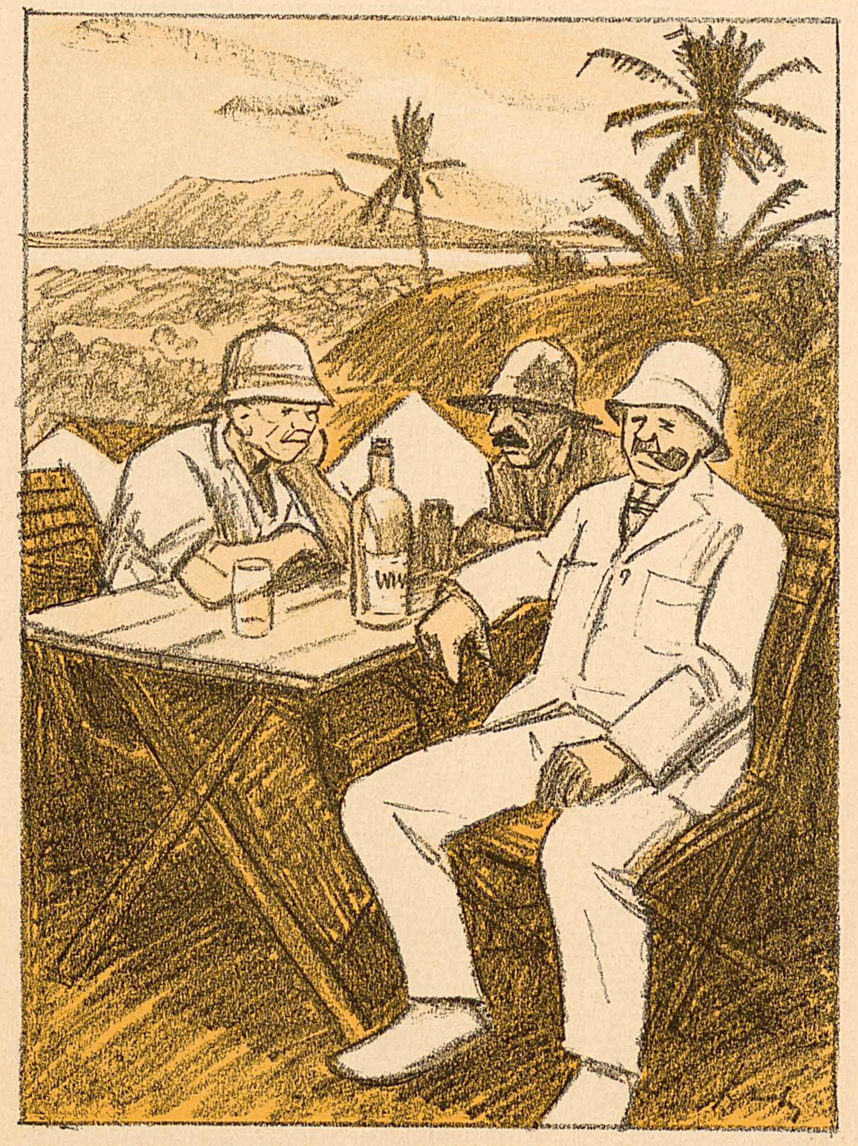
Olaf Swanson las den Brief durch und schrieb vergnügt seine Zusage. Wenn er sich auch der Briefschreiberin nicht entsann — er hatte viele schöne Frauen bewundert — in Neapel war er auf ein derartiges Abenteuer vorbereitet. Mit einem guten Trinkgeld, wie es in solchen Fällen üblich ist, übergab er die Antwort dem Boten.

Es gibt vielerlei Berufe in einer Großstadt. Der junge, einfach gekleidete Mann, der jeden Abend in einer kleinen Vorstadt zwanzig gleiche Briefe in feiner, zierlicher Schrift schreibt, hatte sich den Beruf eines Boten gewählt. Und da er auf keinen Auftrag warten mußte, sondern die selbstgeschriebenen Briefe einsam sitzenden Herren in den Kaffeehäusern übergab, auf deren Antwort er bescheiden wartete, konnte er ganz gut davon leben. Denn in Liebesdingen werden gute Trinkgelder niemals aussterben.

Lippa

Auch eine Lösung

(Wilhelm Schulz)



„Wir könnten den Deutschen ja ihre Kolonien auf ein paar Jahre in Reparatur geben, damit sie für uns wieder ertragsfähig werden."

München, 20. August 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

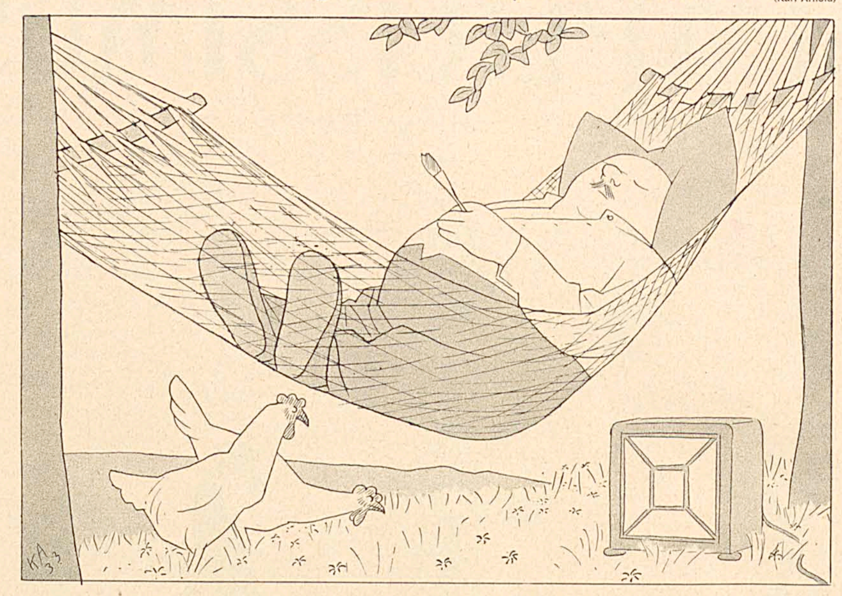
Funkausstellung Berlin



Rundfunkprogrammspuk am Funkturm

Achtung! Achtung! Fußballwettkampf Berlin—München

(Karl Arnold)



„— — — Knöpfle hat den Ball — drängt aufs Tor — der Boden ist sehr glitschig — Knöpfle rutscht aus — Dürrmeier greift ein — —“

FRITPICKS REPORTAGE

Die Wunder der Funkausstellung

Berlin, im August 1933

„Bitte zeigen Sie mir das Allerneueste, was auf der Berliner Funkausstellung zu sehen ist“, hatte ich dem Herrn gesagt, der mir die Wunder der neuesten Funktechnik zeigen sollte. Der Herr hatte mir geantwortet: „Auf jeder Ausstellung ist immer alles neu, aber ich werde Ihnen einige Spezialleistungen unserer Industrie vorweisen. Hier in diesem Raume sehen Sie den Gleichschalter. Nicht wahr, es ist erstaunlich, wie einfach das Ding ist. Früher hätte man zu diesem Zweck einen riesigen Apparat in Bewegung setzen müssen, an dem viele Parteizellen mit Nebenströmen angeschaltet waren. Bei der neuen Anordnung sind die Drahtzieher vollkommen außer Kraft gesetzt. Sehen Sie hier, ein einfacher Hebeldruck, und das Ding funktioniert. An der Skala können Sie das Sinken der Spitzengehälter des Starsystems ablesen.“

Tatsächlich sah man alles ganz deutlich, und viele Spitzengehälter waren schon unter dem Nullpunkt angelangt. Erstaunlich, diese Wunder der Technik. Ein Hebeldruck, und alle ungeeigneten Einflüsse sind schlagartig ausgeschaltet. Die Bedienung des Apparates ist denkbar einfach.

Ich sagte dem Fachmann, daß ich jetzt noch die Erfindungen sehen möchte, die für den Gebrauch des kleinen Hörers bestimmt sind.

„Oh, auf diesem Gebiet haben wir einige ganz unerhörte Neuheiten“, sagte er geheimnisvoll. „Wie Sie wissen, ist Trennschärfe heute keine Zauberei mehr. Kein Mensch braucht heute mehr Schuberts Forellenquintett aus Berlin, gemischt mit einem Vortrag über die Krankheiten der Edelfische aus München zu hören. Das ist eine alte Sache, das hatten wir voriges Jahr schon. Die Schwierigkeit bestand darin, den Lautsprecher des Herrn in der Wohnung nebenan überhaupt nicht mehr zu hören. Das Problem ist jetzt gelöst.

Wir haben durch Versuche festgestellt, daß der Fehler hier nicht so sehr im Lautsprecher liegt als vielmehr in der menschlichen Konstitution, die der Gewalt der heutigen Lautsprecher nicht gewachsen ist. Unser Augenmerk richtete sich daher darauf, diesen Konstitutionsfehler des Menschen zu beseitigen. Durch einen leichten operativen Eingriff können die Gehörknöchelchen aus dem menschlichen Ohr entfernt werden, und der Operierte gewinnt dadurch vollkommene Funkruhe. Diese Operation wird von eigens dazu bestellten Rundfunkärzten vorgenommen. Man zahlt dafür die kleine Gebühr von monatlich drei Reichsmark. Allerdings werden bei Zahlungsverzug die Gehörknöchelchen sofort wieder eingesetzt, wodurch die Hörfähigkeit in vollem Umfang wieder eintritt.“

Daß der freundliche Herr mir keine Märchen erzählt hatte, konnte er mir beweisen. Er führte mich zu diesem Zweck in einen besonderen Raum. Hier herrschte geradezu ein Höllenlärm. Drei dynamische Lautsprecher neuester Konstruktion arbeiteten mit voller Kraft. Einer erzählte die Geschichte von Rotkäppchen und dem Wolf, der andere gab ein außerordentlich lautstarkes und klangechtes Hörbild von der mörderischen Schlacht bei Lützen, während aus dem dritten eine sympathische Frauenstimme klar und deutlich die Zubereitung pfälzischer Nationalgerichte erklärte.

Im Kreuzfeuer der drei Lautsprecher saßen seelenruhig drei Herren. Der eine las mit Behagen die Morgenzeitung, der andere schrieb an einem Werk über die Geschichte der Wüste Gobi, und der dritte war sogar etwas eingenickt, gerade, als das schwere Geschütz auf dem Schlachtfelde bei Lützen donnerte, Rotkäppchens Großmutter die Weinflasche entkorkte, und der pfälzische Saumagen rechtzeitig vom Feuer genommen wurde.

Ein Bild des Friedens.

Mein Ausstellungsführer weckte den Herrn, und dieser gab kund, daß er vollkommen störungsfrei gewesen wäre.

Die drei Herren waren von Rundfunkärzten sachgemäß enthört worden und erklärten freiwillig, daß kein Lautsprecher in der Nebenwohnung ihnen etwas mehr anhaben könne.

Das war das größte Wunder, das ich auf der Funkausstellung erlebte.

Fritpick

Schallplattenkrise

Von Ratatöskr

Was wir aus dem Handelsteil entnehmen,
wirkt verschiedenartig aufs Gemüt.
Häufig gibt es Anlaß, sich zu grämen,
selbst für jenen, der schon abgebrüht.

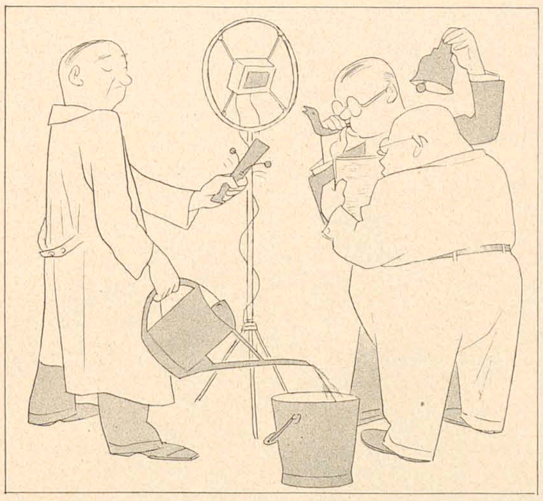
Lesen wir zum Beispiel von den Platten,
wodamit man einen Schall erzeugt,
daß sie schlechten Markt und Absatz
hatten,
sind wir zu Besorgnissen geneigt.

Allerdings darf man auch nicht ver-
kennen,
daß es ja noch manchen Menschen gibt,
welcher, statt für Schälle zu entbrennen,
rund um sich herum die Stille liebt.

Solche Käuze oder Zeitgenossen
zeigen sich für Handelsfragen blind
und infolgedessen unverdrossen —
egoistisch wie sie nun mal sind.

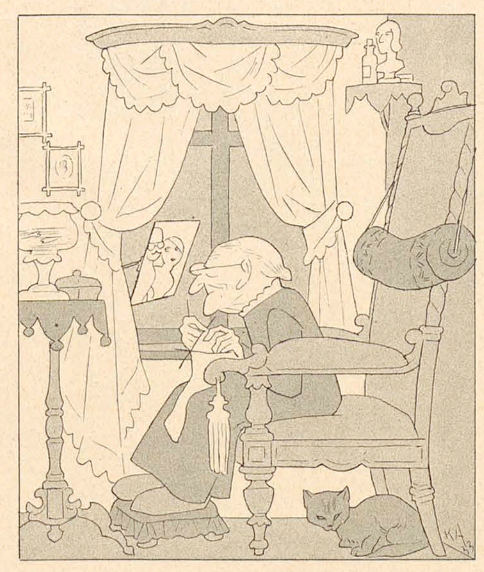
Hörbericht

(Karl Arnold)

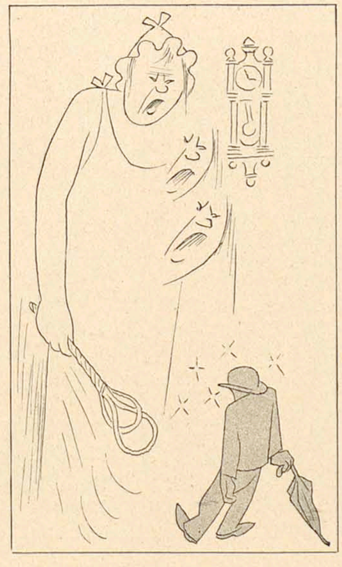


„— — — Es klappert die Mühle am rauschenden Bach. Ich liege im grünen Gras im Schatten mächtiger Tannen. Hell läutet das Glöcklein vom Kirchturm des nahen Dorfes und fröhlich singt im Gezweig eine Nachtigall ihr melodisches Lied — — —“

(Karl Arnold)

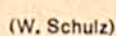


Fernsehen „Der Herr Assessor mit Fräulein Lohmeier — da wird man bald eine Verlobungsanzeige bekommen.“



Stunde der Hausfrau

Miß Field aus Chikago ist angenehm überrascht



„Aooh — — legt die Waffen ab, Boys, man wird ja ganz freundlich empfangen in Germany."

Von unserer in vier Sprachen erschienenen Sondernummer

EUROPA-PROBLEME

ist infolge des großen Interesses, das sie im In- und Ausland gefunden hat, ein Nachdruck nötig geworden.

„Jeder Deutsche sollte diese Nummer besitzen!"

Einige Pressestimmen

Münchner Neueste Nachrichten: „. . . ein Dokument von zeitgeschichtlichem Rang."

Bremer Nachrichten: „Es ist im deutschen Interesse zu wünschen, daß dies Heft nicht nur von deutschen Lesern gelesen, sondern auch — und das ist die Hauptsache — an Geschäftsfreunde und Bekannte im Ausland versandt wird!"

Danziger Neueste Nachrichten: „. . . ein beachtenswerter Versuch, mit Zeichenstift und politischer Satire den Völkern Europas den Wahnsinn darzulegen, der die Politik und die Wirtschaft unseres Kontinents in der Nachkriegszeit regiert hat."

Türkische Post (Istanbul): „In vier Sprachen wird der Verlogenheit entgegengetreten . . . Dem ‚Simplicissimus' sei gedankt für seine klare Ausdrucksweise!"

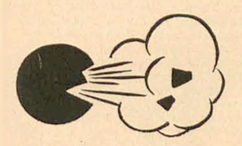
Preis der Nummer
60 Pfennig
bei Voreinsendung des Betrages auf Postscheckkonto oder in Briefmarken.
Bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren bitten wir jeweils Angebot einzuholen.

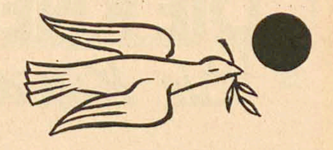
Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13
Postscheck München 5802

Londoner Zeitung: „Thus the artists of ‚Simplicissimus' present to mankind by means of this large special number an album — a primer for the study of observation — may they learn from it!"

L'Oeuvre (Paris): „Conclusion: la pauvre Allemagne est innocente sur toute la ligne et c'est la France qui est la principale responsable de toutes les misères du monde ... Cette publication atteste la profondeur de la déchéance et l'étendue du cynisme du ‚Simplicissimus'."

Zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften, auch des Auslands, haben außerdem in ihren Spalten Zeichnungen aus dieser Nummer reproduziert.



Geist des Landes

Im Dunkel trat zu mir der Geist des Landes
Sehr einfacher Gestalt und nüchternen Gewandes
Und sprach mit Worten, die man leicht erfaßt:
„Nun trag das Deine von des Volkes Last.
Versuche nicht mehr, fremd zu sein und träg,
Ihr alle geht in gleicher Not den gleichen Weg.
Du kannst nicht wohnen in besondrer Ruh,
Du bist des Volks, nichts Eignes kommt dir zu."

Er sprach die Botschaft und war schnell entflohn,
Und in der Nacht klang kein Trompetenton.

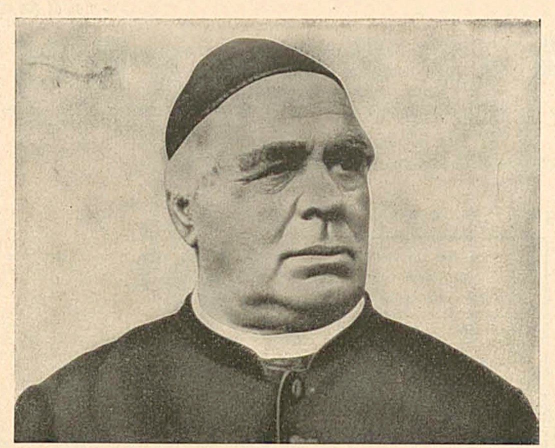
Bernt v. Heiseler

Ein Mensch muß zurück

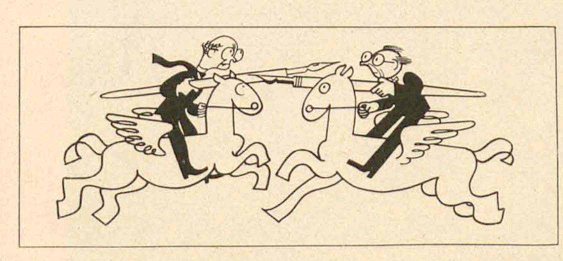
Von K. R. Neubert

Da es kurz vor der Heuernte war, behielt Matthes den Jungen, der schüchtern nach Arbeit fragte. Er bekam die Kammer über dem Pferdestall. Sein Gepäck bestand aus einem Pappkarton. Die Papiere wollte er sich nachschicken lassen.
Gleich nach dem Mittagessen nahm Matthes den Neuen mit aufs Feld. Sie luden die Kunstdüngersäcke vom Wagen und stellten sie in Zwischenräumen längs des Feldes auf, füllten die Blechmuhlen und hingen sie sich um. Dann trat zuerst Matthes auf den Saatacker und begann mit der rechten Hand in gleichmäßig streuenden Bewegungen die Düngermischung auszuwerfen. „So! Siehst du hin? Versuch mal!" ermunterte er Franz. Er ließ ihn nun vorgehen und kontrollierte die Arbeit des Neuen: „Nicht so weit herumstreuen. Du läßt ja eine dicke Spur zurück. Sieh dich mal um! Gleichmäßiger streuen. So!"
Franz lernte die erste Arbeit. Sein Gesicht war vor Aufregung und Anstrengung gerötet. Die Blechmuhle drückte bald an den Schultern. Der rechte Arm wollte erlahmen. Die Beine wurden schwer. Die Wunde am Finger brannte. Aber immer wieder füllte er die Blechmuhle, hielt er mit dem Bauern Schritt, lief er das Feld hinauf, hinab. Die Sonne sank. Die fernen Wälder schwammen in bläulichem Dunst. Aus einem Nachbardorf klang Glockengeläut . . .
Als Matthes am nächsten Morgen in aller Frühe Franz wecken ging, war er erstaunt, daß sich der Neue schon beim ersten Klopfen mit heller, frischer Stimme meldete. Bald war er im Stall und erledigte die ungewohnte Arbeit zur Zufriedenheit des Bauern. Die Frau rief dann zum Frühstück, und Franz kam mit elastischem Schritt in die Küche, das braune Haar gescheitelt und vom Brunnenwasser glänzend. Sie saßen nicht lange am Tisch. Im Stall stampfte der Wallach schon mit den Hufen, und der Morgen stand nun hell und klar im Land. Die Arbeit rief . . .
In allen Höfen wurden die Sensen gedengelt, die Kastenwagen abmontiert und mit den langen Ernteleitern versehen. Wolkenloser Himmel spannte sich lodernd über das Land. Die Sonne brannte. Matthes, der jetzt einen schon von vielen Ernten durchgeschwitzten breitrandigen Strohhut trug, schwang den ganzen Tag die Sense. Sein Gesicht leuchtete unter der hellen Krempe wie ein blankgeputzter Kupferkessel. Franz warf mit einer Gabel die Grasschwaden breit. Abends waren seine Hände dicht mit Schwielen besetzt wie ein Halsband mit Perlen.
Bald konnte der Bauer das Heu einfahren. Sonne, Wind und Rechen hatten gute Arbeit getan. Die Frau stand auf dem Wagen, und Franz reichte ihr das Heu hoch. Er gabelte mit Matthes um die Wette. Die Lina rechte verzweifelt hinter ihnen her.
Am Sonntagabend saß Franz länger als sonst mit den Matthesleuten zusammen. Sie saßen im Vorgarten, auf der kleinen Bank am Weinspalier. Im Dorf unten flammten die Lichter auf. Von den Wiesen wehte Duft trockenen Heus. Manchmal kamen lachende Mädchen vorüber, in hellen Kleidern, die in der Dämmerung langsam untergingen. Im Dorf war Tanz.
„Möchtest du nicht auch hin?" fragte der Bauer gutmütig. Franz machte eine ablehnende, beinahe verächtliche Handbewegung. Die Frau hatte ihn schon lange angesehen. „Wie sind Sie nur hierhergekommen, Franz?" fragte sie da plötzlich mit einer schon müden Stimme. Der Junge zuckte zusammen, aber er schwieg, als wäre die Frage nur ein Klang im Abend gewesen, wie das Klirren der Ketten im Stall oder wie das Schließen eines Scheunentores. Dafür ließ sich der Bauer vernehmen, nachdem er dicke Wolken aus seiner Pfeife gequalmt hatte: „Zu Fuß ist er gekommen. Aus der Stadt. Das weißt du ja, Frau. Und die Papiere . . ."
„Ja, die Papiere . . .", erwachte da Franz aus seinem Brüten, „ich habe ganz vergessen . . . Aber heute . . . schreibe ich. Bestimmt."
„Wenn Euch darüber nicht die Augen zufallen, Franz!" meinte die Bäuerin. „Ihr habt heute wieder tüchtig geholfen."
„Jawoll!" warf Matthes in einem der seltenen Augenblicke ein, wo er wieder mal die Pfeife aus dem Mund nahm, „alle Achtung! Unser eigener Sohn konnte nicht tüchtiger sein!"
„Unser Paule!" murmelte die Bäuerin, und ihre Hände wurden plötzlich unruhig. Franz sah, daß sie ihre Hände faltete. Die Matthesleute hatten im letzten Herbst ihren Sohn begraben müssen. Das hatte Franz schon erfahren. Von der Lina. Denn die Matthesleute sprachen darüber nicht. Sie hüteten ihren Schmerz wie die alten Photographien in ihrer guten Stube. Man durfte höchstens Sonntags hinein und mußte sich andere Schuhe anziehen . . .
In der Dunkelheit, die sich nun immer dichter über Feld und Dorf ausbreitete, verlor sich allmählich ihr Gespräch. Der Bauer stand zuerst auf, um noch durch die Ställe zu gehen. In der kurzen Zeit, die sie allein waren, geschah etwas Seltsames, Unbegreifliches: Franz beugte sich plötzlich über die Hände der Bäuerin und küßte sie.
Sie war ganz erschrocken, sie verstand es nicht, es war ihr ja noch nie geschehen, daß jemand

(Fortsetzung auf Seite 247)



(Fortsetzung von Seite 245)
ihre harten, schwieligen Hände küßte. Franz erstickte sein Schluchzen in ihren Händen: „Meine Mutter starb, als ich zehn Jahre alt war. Seit sieben Jahren hat niemand für mich gebetet wie Sie eben für Ihren toten Sohn!“
„Franz!“ sagte sie bebend. „So ein weicher Mensch bist du! Und hast mir nie was gesagt von deiner Mutter. Ich dachte, sie lebt noch!“
Er schüttelte heftig den Kopf. Leise strich ihre Hand über sein Haar . . .
Die Bäuerin konnte heute nicht gleich einschlafen. Sie war müde, aber ihr gingen so viele Gedanken im Kopf herum, und die Luft in der Stube war drückend. Sie stand noch einmal leise auf, schlich zum Fenster und sah, daß in der Kammer über dem Pferdestall noch Licht brannte.
„Er schreibt den Brief!“ flüsterte sie. —
Die Wochen vergingen. Das Korn war reif zum Schnitt. Der Bauer war zufrieden. Nur Franz schien nicht mehr so sorgenlos zu sein. Jeden Mittag, wenn er vom Felde kam, fragte er nach Post. Manchmal blickte er bedrückt in die Ferne, wo die graue Stadt lag. Da kam eines Tages ein Landjäger. Die Bäuerin war gerade vom Felde gekommen, um das Essen zu bereiten. Verwundert ließ sie den Beamten in die Stube eintreten. „Ich hol den Franz Degner ab!“ sagte der Landjäger. „Jessesmaria!“ erschrak die Frau. „Der Franz! Was wollen Sie von ihm?“ — „Sie wissen es natürlich nicht: er ist aus dem Hause seines Vormundes ausgerückt. Zum drittenmal. Jetzt wird man ihn wohl in die Fürsorgeanstalt stecken.“
„Der Franz? In die Fürsorge? Es will mir nicht in den Kopf. Es will mir nicht in den Kopf.“ Sie saß fassungslos da.
„Wo finde ich ihn denn?“ fragte der Landjäger.
„Er muß jede Minute vom Felde kommen. Wie haben Sie ihn denn gefunden? Es will mir nicht in den Kopf. Es will mir nicht . . .“
„Er hat doch einen Brief von hier an seinen Vormund geschrieben. Sonst hätte der ihn noch lange suchen können.“
„Einen Brief? Ach, an jenem Sonntag. Er wollte nach seinen Papieren schreiben.“ Sie sah krank und versorgt aus wie in der ersten Zeit nach Pauls Tode.
„Ist er renitent, der Bursch?“ fragte der Beamte und öffnete die Revolvertasche.
„Sowas! Sowas!“ flüsterte die Bäuerin aufgeregt. Es sah aus, als würde sie sich im nächsten Moment bekreuzigen. Der Landjäger lachte gutmütig. Es war etwas Beruhigendes in diesem Lachen. „Keine Angst, Frau Matthes. Ich tu keiner Fliege was, wenn sie mir nicht gerade auf der Nase sitzt. Aber, sehen Sie, ich muß mich doch sichern. Für alle Fälle. Hat mir schon mancher den Dienst schwer gemacht.“
Die Frau hob plötzlich lauschend den Kopf. Vom Hof klang das Poltern eines Wagens. „Sie kommen!“ flüsterte sie verstört. Ihr Herz begann wie ein Dreschflegel zu schlagen. Die breite Gestalt des Landjägers drängte sich durch die Tür.
Als Franz den Beamten sah, verfärbte sich sein Gesicht. Entsetzen lag in seinem Blick, und das Kumtgeschirr, das er eben dem Wallach abgenommen hatte, fiel klirrend zu Boden. Es sah aus, als könnte er vor Schreck kein Glied rühren, aber im nächsten Moment — der Beamte hatte seinen Namen genannt — wandte er sich um und rannte los. Der Gendarm griff zur Revolvertasche, doch da hing sich die Frau schwer wie ein Sack Weizen in seinen Arm. „Um Gottes willen, um Gottes willen, nicht auf den Franz . . . Ich bring ihn zurück. Ich hol ihn . . .“ Und ehe der Bauer begreifen konnte, was hier eigentlich vorging, lief die Frau dem Jungen nach.
Franz lief den Weg hinunter, der zum Busch führte. Hinter dem Busch lag der Teich. Dieser Gedanke beflügelte die Schritte der Frau. Sie wußte später selber nicht, wie sie diesen Weg so schnell zurücklegen konnte. Franz hatte noch nicht einmal zurückgesehen. Hörte er überhaupt, was sie rief? Er war jetzt im Busch. Er war fort. Sie sah ihn nicht. Aber sie lief und schrie: „Franz! Franz!“
Da sie den Franz plötzlich dort im Moos liegen und von Schluchzen geschüttelt sah, spürte sie ihre Schwäche nicht mehr. Ganz ruhig, als wäre sie nicht eben vor Angst den Weg hinuntergeflogen, setzte sie sich zu ihm und legte die Hand auf sein Haar. „Es wird ja alles gut werden!“ flüsterte sie atemlos.
„Hättest bald wieder eine Dummheit gemacht, Franz. Geh ruhig mit. In die Fürsorge kommst du nicht. Und wenn ich selber zu deinem Vormund, zum Gericht fahren muß. Du kannst zu uns zurückkommen, Franz, wenn du willst. Aber geh jetzt mit, sei brav, auch zum Vormund. Warum bist du denn ausgerückt?“
„Weil ich's nicht mehr aushalten konnte dort! Niemand versteht mich. Und Uhrmacher will ich doch nicht werden. Mich hält's nicht in der Stube, bei den winzigen Rädchen und Spiralen und Federn. Hier möchte ich bleiben, bei euch im Dorf. Auf dem Felde arbeiten. Das macht mir Spaß. Sie waren auch so gut zu mir, Frau Matthes!“ . . . So brachte die Bäuerin den Franz zurück. Er war ruhig, gefaßt und mit allem einverstanden. Er lächelte sogar, dankbar und voll Hoffnung, wenn die Frau das Wort an ihn richtete, um ihm Mut zu machen. Der Bauer drückte ihm Geld in die Hand, das er nicht nehmen wollte. „Kommst ja wieder!“ tröstete er Franz. Dann fiel ihm etwas ein. Er war ganz erregt davon, rannte durch die Stube, suchte seine Brille, Papier, Federhalter.
(Schluß auf Seite 248)



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

(Schluß von Seite 247)
„Ein Zeugnis geb ich dir mit, wart', sollen Augen machen dort!" Mit vieler Mühe stellte er das Zeugnis aus. Franz wußte nicht, ob er noch lebte, ob das alles nicht nur ein Traum war, als er mit dem Landjäger den Hof verließ. Aus dem Pferdestall klang das Klirren einer Kette.

„Der Wallach", fuhr es Franz durch den von so schweren Eindrücken halbbetäubten Kopf. Es war ihm, als ob er noch einmal zurückgehen müßte, um dem Pferde Futter zu schütten. Aber er ging immer weiter fort. Eine Uniform schritt neben ihm her. Ein Hund bellte. Eine Glocke läutete irgendwo.

Als Franz sich kurz vor der Wegbiegung noch einmal zurückwandte, stand im Hoftor noch immer die Bäuerin. Sie winkte mit ihrem roten Kopftuch . . .

Stilblüten

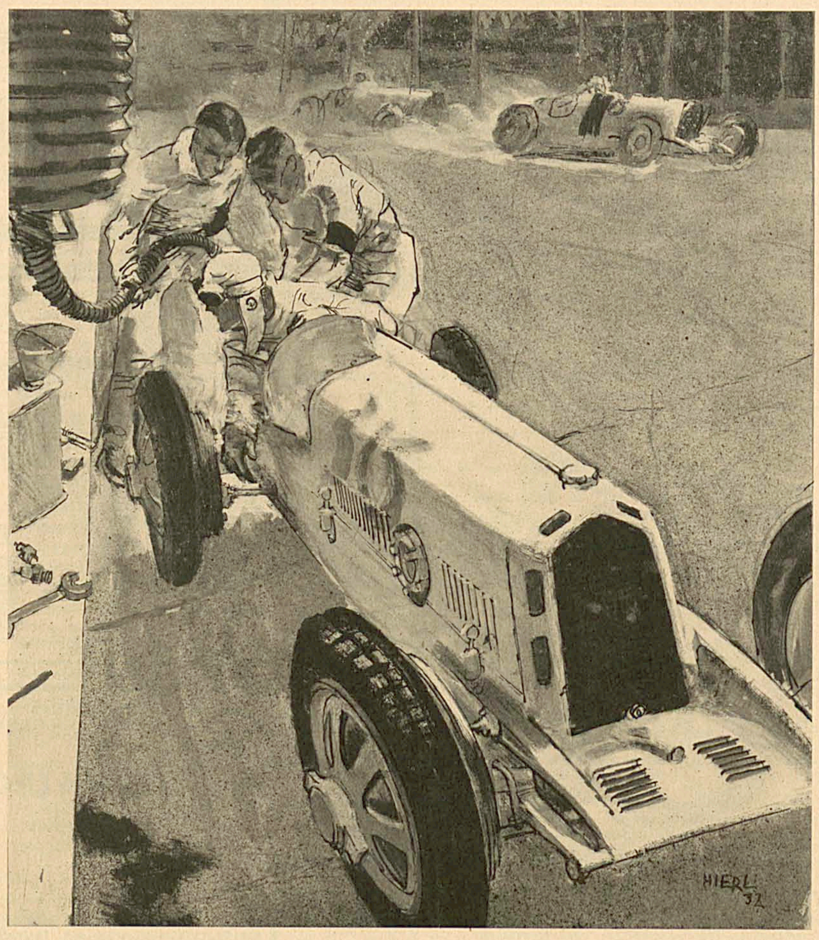
Ein alter Gymnasialprofessor in Sachsen war im Unterricht sehr für Kürze; zusammengesetzte Hauptwörter mit ihren Kürzungsmöglichkeiten hatten es ihm besonders angetan. Daher waren im Griechischunterricht Sätze wie folgender keine Seltenheit: „Die Böotier trieben Vieh- und Unzucht, auch waren Hab- und Willgier bei ihnen zu Hause."

*

Aus „Der verlorene Kranz", von Toni Rothmund: „Als er aber immer noch so in Gedanken versunken dasaß und nichts von ihrem Tun beachtete, holte sie aus den untersten Gründen ihres Leibes einen Seufzer hervor."

Aberglaube im Sport

(Alfred Hierl)



„Was ist denn nur mit Ihnen, warum liegen Sie heute im Rennen so weit hinten?" — „Kunststück, wenn ich das Kragenknöpfchen verloren habe, das mir immer Sieg gebracht hat!"

Pariser Emigranten-Café

(E. Schilling)



„Aber bitte, nicht jeder darf eine Zeitung herausgeben, einige müssen auch Abonnenten sein."

Rückkehr aus den Bergen

(Rudolf Kriesch)



„Weeß nich, weeß nich, Emilie, is nu die Pulle Enzian ausjelaufen, oder habe ick noch immer 'n bisken Alpenluft in der Neese?"

Lieber Simplicissimus!

Zu Stalin nach Leningrad kam eine Bauerndelegation aus der hungernden Ukraine. Magere Gesichter. Zerrissene Kleider. Barfuß. Der Wortführer beendete ihre Klagen an Stalin: „Das Paradies auf Erden habt ihr Kommunisten uns Bauern versprochen, und nun haben wir nicht einmal Schuhe an die Füße zu ziehen." Stalin zischte ihn erbost an: „Dummkopf, hast du je gehört, daß man im Paradies Schuhe trägt?"

*

Eine Bäuerin sah in Kursk auf dem Markt zum ersten Male in ihrem Leben ein Kamel. Sie betrachtete es kopfschüttelnd von allen Seiten und sagte dann entrüstet: „Man sollte es nicht für möglich halten. Aber seht selbst, wie die verdammten Bolschewiki das Pferd zugerichtet haben."

*

Ehemänner besprachen Sommerpläne. „Ich schicke meine Frau nach Heringsdorf", sagte der erste. Der zweite meinte: „Meine Frau fährt heuer nach Garmisch." — „Ich lasse meine Frau an die Nordsee fahren", erklärte der dritte. „Und Sie, Ferry, was machen Sie mit Ihrer reizenden Frau?" Ferry lächelte: „Ich möchte ihr dieses Jahr einmal selber den Hof machen."

*

Der indische Student Karim wünscht seine Wohnung zu wechseln, da er sie trotz dauernden Heizens nicht warm bekommen kann, so daß er den ganzen Tag mit Tüchern eingehüllt auf dem Sofa sitzen muß. Er ist ein höflicher Mensch und scheut eine Auseinandersetzung mit seiner Wirtin. Deshalb legt er ein Zettelchen auf den Tisch und geht ins Kolleg. Auf dem Zettel steht: „Liebe Frau Wirtin, am Ersten ziehe ich mich aus!"

Pan schläft

Ein schwingenlähmendes Ermatten
Fällt auf der Vögel raschen Flug,
Die Schnitter bergen sich im Schatten
Und trinken Kühlung aus dem Krug.

Die Wolke hängt wie eine Dolde
Weiß blühend in der Luft und träumt,
Als ob sie nimmer wandern wollte.
Mäandernd stockt der Bach und säumt.

Mit saftgeschwellten Früchten trächtig
Freut seiner Süße sich der Baum,
Der Schlummer breitet sich allmächtig,
Und allen gönnt der Gott den Traum.

Sein Atem tönt wie eine Geige
Und summt aus grüner Wälder Nacht,
Ein leichter Wind bewegt die Zweige,
Wenn Pan in seinem Schlummer lacht.

Georg Schwarz

Auf dem Felde der Ehre

Die Feuerwehr rückte ab. Der Brand war gelöscht. Von dem stolzen Schloß ragte nur noch die Vorderfront mit leeren Fensterhöhlen gen Himmel. Es handelte sich nunmehr nur noch um die zu zahlende Versicherungssumme.

„Die Vorderfront steht noch wie ein Fels", sagte der Vertreter der Versicherungsgesellschaft.

„Wie ein Fels?" höhnte der abgebrannte Schloßbesitzer. „Bei der kleinsten Erschütterung wird die Mauer zusammenstürzen wie ein Kartenhaus!"

„Wir werden unseren Sachverständigen, Oberbaurat a. D. Klug, zu Rate ziehen", meinte der Vertreter der Versicherung. Schön. Oberbaurat a. D. Klug kam. Klopfte, befühlte, legte den Zeigefinger an die Stirn und sagte: „Braucht nicht abgebrochen zu werden. In gutem Zustande verblieben."

Der Abgebrannte raufte sich die Haare. Der Mann von der Versicherung lächelte weise: „Nach den Statuten unserer Gesellschaft wären demnach für die Vorderfront zweitausend Mark von der Versicherungssumme in Abzug — — —"

Weiter kam er nicht. Die Vorderfront aus Fels stürzte plötzlich zusammen wie ein Kartenhaus. Begrub unter sich den Versicherungsnehmer, den Versicherungsgeber und den Sachverständigen, Oberbaurat a. D. Klug. Man erwachte im Krankenhaus. Mit Knochenbrüchen und anderen schweren Sachen.

„Wie erklären Sie sich diesen Zwischenfall, mein lieber Kollege?" flüsterte der Mann der Versicherung zum Oberbaurat hinüber.

„Es muß meines Erachtens ein Konstruktionsfehler bei der Grundsteinlegung des Schlosses unterlaufen sein. Anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Der Mann der Versicherung atmete erleichtert auf: „Wir werden den Bauunternehmer, der seinerzeit das Schloß gebaut hat, für den entstandenen Schaden von zweitausend Mark verantwortlich machen", flüsterte er mit verlöschender Stimme, wälzte sich zur Seite und verschied.

Georg Büsing

Wettergöttin

(Paul Scheurich)



„No, Frau Dimpflmeier, was macha S' denn da mit Eahnere Bleamerln?" — „Was wer' i denn macha — die ‚unbeständige Witterung'."

Im Vollbesitz unnötiger Kräfte

(E. Thöny)



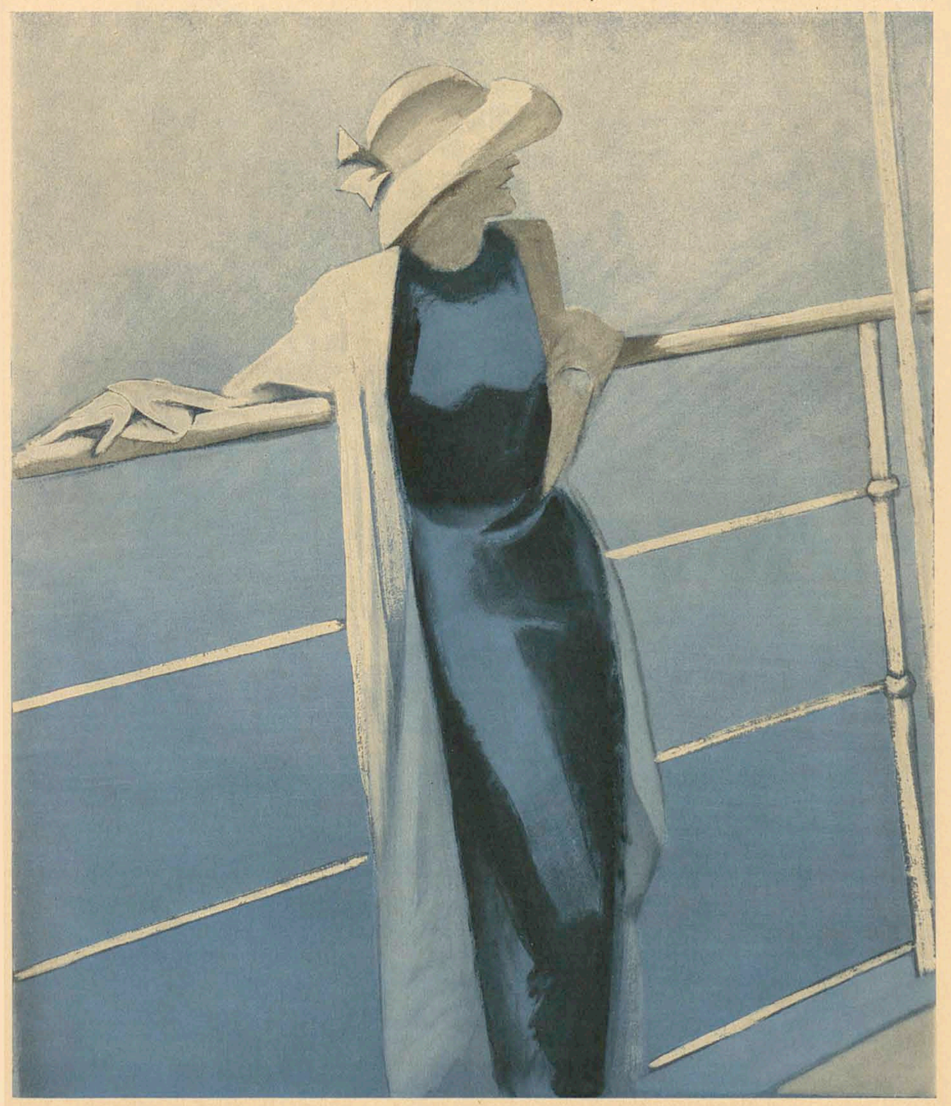
„Nach dem Golflehrbuch müßte der Schlag nun eigentlich sitzen . . .“ — „Tja, aber die höheren Mächte, Herr Generaldirektor!“

München, 27. August 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 22

SIMPLICISSIMUS

Neues Reisetempo

(Dudovich)



„Nach Balbos Ozeanreise kommt man sich auf einem Schnelldampfer wie in einer Postkutsche vor."

FRITPICKS REPORTAGE

Bei den Heimkehrern

In einem Ferienzug Ende August 1933

Die Schlachten dieser Sommerfrische sind geschlagen. In tadelloser Haltung zieht sich die Armee der Sommerfrischler in die Heimat zurück.
Ich habe eine Fahrt in einem der großen Transportzüge mitgemacht, der gerade von der Front kam. Die Leute waren vergnügt und sahen sehr frisch aus. Ihr Gesundheitszustand war offenbar ausgezeichnet. Manche waren auch mit Wunden bedeckt, und ihre Haut schälte sich. Aber sie achteten nicht ihrer Narben, sie trugen den Sonnenbrand zur Schau. Zu Hause sollten nämlich Müllers sagen: „Aha, die Eders waren auch im Gebirge." Und Eders würden sagen, sie hätten nur schönes, warmes Wetter gehabt, und es sei den Kindern vorzüglich bekommen, und so billig sei es gewesen, und dann die gute Luft, und man müsse doch auch mal ausspannen, und Margotchen sei den ganzen Tag nicht aus dem Kuhstall gekommen, und sie wolle jetzt Sennerin werden. Sie waren eben direkt am Busen der Natur.
Einen Teil des nützlichen Wieswuchses haben die Leute mit ins Bahnabteil genommen. Kurz vor der Abfahrt haben ihn die Kinder als Blumen gepflückt, und man erklärt mir, daß jenes Heubündel im Gepäcknetz ein sehr schöner Blumenstrauß gewesen sei, und er sei zur Erinnerung.
In den Stationen, an denen der Zug hält, treten die Männer zum Bierfassen an. So gut wie im Bräustübl ist das Bier natürlich nicht, stellen sie immer wieder fest. Reisen bildet ungemein.
Auf den Bahnsteigen feiern sie Wiedersehen, tauschen letzte Adressen aus und versprechen, einander häufig Ansichtskarten zu schreiben.
Die Männer haben Jacke und Weste abgelegt und spielen ein wenig Sommerfrische im Zuge. Ihre Hemden atmen Landluft. Die lieben Kleinen aber sind voller Lebensfreude. Sie spielen um die Knie der fremden Mitreisenden. Unerhört ist ihr Erfindungsreichtum im Schließen und Öffnen der Fenster. Hell klingt ihr Jubel in das ernste Gespräch der Geschäftsreisenden, die unter die Heimkehrer geraten sind.
Monoton ruft dauernd eine Mutter: „Max, geh nicht zu nah an die Tür!" Und in gewissen Zeitabständen haut der Vater Max eins hinter die Ohren. Hieran kann Max erkennen, daß die Ferien zu Ende gehen. Je weiter sie sich vom Gebirge entfernen, desto kürzer werden die Intervalle zwischen den Manifestationen der väterlichen Erziehung. Wenn nicht gerade in der Station Würstl gekauft werden, beschäftigt sich die Familie mit Nahrungsaufnahme aus einer großen Tüte, deren Füllung noch in dem Pensionspreis inbegriffen war.
Man nähert sich der Heimat, die Tüte ist leer, die Kinder sind voller Fettflecke, und die letzten Ohrfeigen sind gefallen. Mit dem Rufe: „Seid ihr aber braun!" grüßen die abholenden Tanten die Heimkehrer. Die Kinder schwenken das Heu, und Emilchen schreit in alle Gespräche hinein: „Seht mal, ich hab' ne Lederhose." Die diensthabenden Taschendiebe konstatieren aufs neue, daß jede Bemühung ein Schlag ins Wasser bzw. ein Griff ins Leere ist.
Zu Hause findet der Vater einen Brief vom Finanzamt vor. Da fühlt er sich wieder ganz heimisch.

Fritpick

KOEPFE



Stefan George (Zeichnung von Olaf Gulbransson)

Chiffre „Ich kann dich nicht vergessen"

Eine Hafengeschichte / Von Jens C. Nielsen

Vier Jahre lang war Boy Hansen mit mir auf denselben Schiffen gefahren, auf deutschen, englischen, auch einigen von der amerikanischen Sorte, — und nun machten wir unsere letzte Fahrt miteinander, weil ich abzumustern und ein bürgerliches Leben anzufangen entschlossen war; wir lagen in Neuyork, und in drei Tagen sollte unser gutes Schiff nach St. Pauli zurückfahren, bis an den Hals bepackt mit Automobilen. Es war ein Sonntagmittag, als der Maat — ein freundlicher Mann — zur Back kam, mir eine „Neuyorker Staatszeitung" brachte, und ich sollte mal drin nachschlagen, dann würde ich was finden. Die „Neuyorker Staatszeitung" ist eine der drei deutschsprachigen Zeitungen der nördlichen USA., und dies war die Nummer vom 15. April 1931, das weiß ich noch genau. Boy blätterte sie zuerst durch, konnte aber nichts finden; dann las ich darin, fand aber auch nichts. Schließlich versuchte Boy es mit dem Inseratenteil, und plötzlich stieß er einen Schrei aus, wurde rot wie eine Tomate, zupfte an seinem Schlips, kämmte sich die Haare, tänzelte vor unserem kleinen Spiegel herum wie ein Zirkuspferd und sagte: „Na, also!"
Nun muß man wissen, daß Boy — der treueste, beste Junge, den es gibt (er ist inzwischen, der die ganze Welt mit heiler Haut umfahren hat, in diesem Frühjahr in der Elbmündung versackt und nicht wiedergekommen) —, daß eben dieser Boy Hansen ein großer Schwerenöter war, vielmehr glaubte er es zu sein, und die Mädchen lächelten und ließen ihn bei dem Glauben, denn er war klein und dürr und ein bißchen windschief. Als ich also Boy Hansen vor dem Spiegel tänzeln und das geschmeichelte Lächeln sah und den Ruf „Na, also!" hörte, wußte ich sofort, daß nichts anderes dahinter stecken konnte, als eine Frauengeschichte. Und richtig, Boy schob, nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, mir die Zeitung zu und wies auf ein Inserat mit folgendem Text:

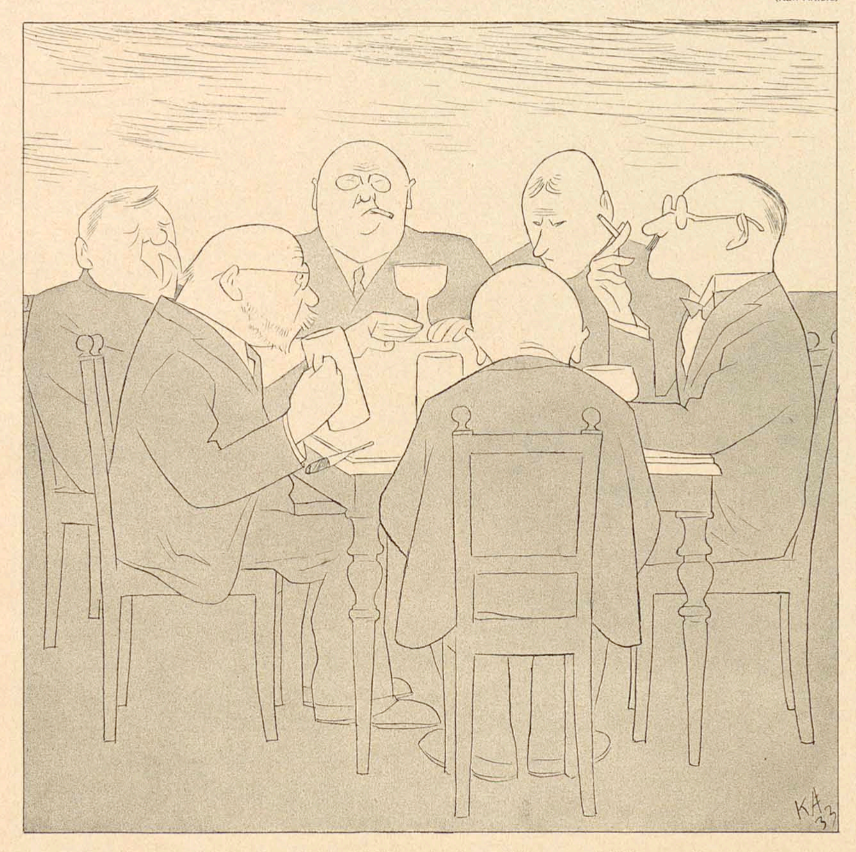
> Deutscher Seemann,
> der gestern nachmittag die 42. Straße in Richtung Broadway ging, wird von mittelgroßer, bildschöner und hochеleganter Dame, die ihn beobachtete (ohne daß sie weiß, ob er sie gesehen hat), um ein Wiedersehen gebeten. Vorschläge unter „Ich kann dich nicht vergessen" an die Expedition der Staatszeitung.

„Donnerwetter!" sagte ich laut, und so war mir auch zumute. Denn sofort war mir klar, daß Boy wieder einmal — wie so oft — renommierte, und daß nicht er mit jenem Inserat gemeint war, sondern — das war vollkommen klar — einzig und allein nur ich. Denn ich war am Nachmittag vorher, am Sonnabend, sofort nach der Mittagswache, mit der Ferry über den Hudson zur 42. Straße gefahren und von dort die zehn Minuten bis zum Broadway gegangen. Wer konnte also anders gemeint sein als ich? Allerdings hatte ich sehr viele bildhübsche und hochelegante junge Damen gesehen und hatte mir eingebildet, von dieser oder jener mit einem netten Blick bedacht worden zu sein; daß aber eine dieser Damen mich mit so besonderer Zuneigung betrachtet hatte, das war mir wahrhaftig entgangen.
„So?" sagte ich mit fabelhaft gespielter

Deutsche Stimmen

V

(Karl Arnold)



„Es gibt keine allgemeine Bildung! Bildung ist ihrem Wesen nach Wille zum Besonderen, Hingabe an ein Besonderes, und hat nichts gemein mit der Gebildetheit, deren höchstes Ziel ist, in der Reifeprüfung nicht wegen eines Bildungsdefizits durchzufallen, und sich am Stammtisch nicht durch ein Bildungsmanko bloßzustellen!" Josef Hofmiller

Gleichgültigkeit, — „du bist also der Glückliche, der auf die hochelegante Dame einen derartigen Eindruck gemacht hat? Gratuliere! Gratuliere!" — fügte ich hinzu und stieg hinauf auf das sonntäglich leere Deck, um sofort unter „Ich kann dich nicht vergessen" für meine nächste Freizeit das Rendez-vous zu vereinbaren, und erst als der Brief im Kasten war, wurde ich ruhig, und die ganze Nacht träumte ich von jener bildhübschen jungen Dame, die mich nicht vergessen konnte. Ich hatte sie auf halb acht Uhr an das siebente Schaufenster (von links) der „New York Times" am Times Square bestellt, denn ich mußte mich ja, da es ein Werktag war, nach meiner Freiwache richten, und als ich ein paar Minuten warten mußte, zitterte ich schon, ob das Ganze nicht vielleicht ein schlechter Scherz gewesen sei; plötzlich war sie da, eine Frau, eine Dame im wahrsten Sinne des Wortes; sie schien hastig gelaufen zu sein, sie atmete heftig, streckte mir mit einer reizenden Bewegung die Hand entgegen, sagte: „Da sind Sie ja!", — lächelte, errötete, sah mich von unten herauf schelmisch an, und schon brannte mein Herz lichterloh. Wir gingen durch das dichte Gewühl des Broadway, die ersten Lichter leuchteten auf, und allmählich erstrahlte „the great white way", wie man diesen Teil des Broadway nennt, — unter zehntausenden und hunderttausenden von zitternden, huschenden, grellen und sanften Lampen in Tageshelle. Die Autos fuhren in jeder Richtung zu vieren nebeneinander, und auf den Fußsteigen bewegten sich riesige Menschenmengen mühsam vorwärts. So kam es, daß wir eng aneinander gedrängt wurden, sie hatte ein herrliches Parfüm, und ihr Blick, ihr Lächeln und

(Schluß auf Seite 257)

Schmidt

(Olaf Gulbransson)

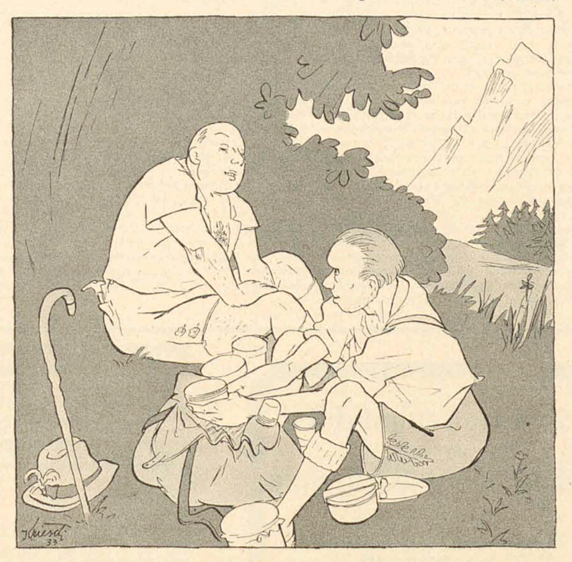


„Nun brauchen sie in der Luft keine Tankstellen mehr zu erfinden, da unten fliegt ein Mensch schon 36½ Stunden ohne Motor."

(Schluß von Seite 255)
nicht zuletzt die kostbaren Steine an ihrer schönen, kleinen Hand, brachten mich um den Verstand, und ich sagte mir: Die oder keine!
Plötzlich riß sie mich jäh zurück, ihr Lächeln erstarb, und mit erschrockener Geste wies sie irgendwohin in die Menschenmenge: „Mein Bruder!" — flüsterte sie mit Tränen in den Augen, — „er beobachtet mich; — wir werden uns wiedersehen — — "
Ich war wie vor den Kopf geschlagen. — „Wo? Wann?" — flüsterte ich erregt. — „Sie werden mich sicherlich vergessen."
Mit unnachahmlicher Geste zog sie einen breiten, sehr schweren goldenen Reif von ihrem Arm. — „Als Pfand", flüsterte sie unter Tränen, — „ich fahre in der nächsten Woche auch nach Deutschland. Wir wollen uns treffen, — hörst du? Gib mir deine Adresse, ich schreibe dir sofort, wenn ich in Hamburg bin."
Was blieb mir übrig? Ich nannte ihr meine Adresse, sie schrieb sie sich auf, dann streifte mich noch einmal ihre Hand und ihr Duft — — — ich stand allein auf dem Broadway und streichelte tieftraurig den goldnen Reif. Um mich herum nur fremde, kalte Gesichter, die Lichter flammten in wahnsinniger Hast; unser ganzes Beisammensein hatte zehn Minuten gedauert, mir war die Lust vergangen, noch in die Speak easys in der dritten Avenue zu fahren; ich kehrte an Bord zurück. — Am übernächsten Tage lichteten wir die Anker. Mein Herz war voll Wehmut. Dies sollte für lange Zeit meine letzte Reise sein. Manhattan lag in grauen Nebel eingehüllt, und die beiden Schlepper, die vor und hinter unserem Schiff keuchten, nahmen mir mit ihrem dichten Rauch den letzten Rest der Aussicht weg. — Erst als wir schon ein paar Tage unterwegs waren, kam mir meine gute Laune wieder, und eines Tages fragte ich im Scherz meinen Freund Boy, ob er eigentlich seinerzeit auf jenes Inserat hin geschrieben habe. Ja, selbstverständlich, antwortete er mit Würde, und obgleich ich diese Antwort von dem kleinen Renommisten erwartet hatte, kränkte es mich doch auf irgendeine Weise. — „Wie sah sie denn aus, deine Schöne?" fragte ich schon ein wenig spöttisch. Aber alles konnte Boy vertragen, nur keinen Spott in Frauensachen; er forderte mich mit verachtungsvoller Geste auf, mit zu seinem Wandschrank zu kommen. — „Ich h a b e ihr geschrieben", sagte er dann — und als ob dies das Selbstverständlichste von der Welt wäre, fügte er hinzu —: „und ich habe mich auch mit ihr getroffen!"
„So?" sagte ich und zwinkerte ein wenig mit den Augen.
„Da brauchst du gar nicht zu zwinkern", schrie Boy mich an, „wir haben uns sogar verabredet, sie fährt nach Deutschland, und ich habe ihr meine Adresse geben müssen —"
Plötzlich durchschoß mich ein wahnsinniger Gedanke. „Hat sie dir vielleicht ein Pfand gegeben?" fragte ich, aber Boy hörte noch immer den Spott aus meiner Stimme, er riß den Schrank auf, wühlte zwischen seinen Sachen und — holte eben jenen Reif heraus, den ich bekommen hatte, — vielmehr: es war nicht der gleiche, aber er sah ihm ähnlich, und beide waren gleich schwer.
Wir standen da, und unsere Gesichter müssen höchstwahrscheinlich einen derartigen Minusrekord an Intelligenz aufgestellt haben, daß einige Kameraden aufmerksam wurden. Nun sahen weder Boy noch ich die Verpflichtung zur Diskretion mehr ein, wir erzählten beide unser vollkommen gleichartiges Abenteuer, und wer beschreibt unser Erstaunen, als es sich herausstellte, daß noch fünf andere Kameraden dasselbe Erlebnis mit derselben Dame und demselben Parfüm, denselben Tränen, demselben Bruder und demselben Armreif gehabt hatten. Nun fiel es mir allerdings auch ein: alle Seeleute haben Sonnabend nachmittags frei und müssen, da die Piers der deutschen Linie gegenüber oder an der 42. Straße liegen, wenn sie in die City wollen, durch diese Straße ins Zentrum gehen. Das Inserat paßte also auf all die vielen hundert deutschen Seeleute, die Sonnabendnachmittag in die Stadt marschierten, und unsere süße Lady mußte eine ungeheure Betriebsamkeit entfalten, um bei allen Rendez-vous zu lächeln, zu duften, zu seufzen und Armreife zu verschenken. Und es braucht wohl nicht weiter gesagt zu werden, daß es sich in Hamburg herausstellte, daß die Reifen aus dünnstem, billigstem Messing waren und je vierhundert Gramm Heroin enthielten, einem der gefährlichsten Rauschgifte der Welt; jeder Armreif wäre in Schmugglerkreisen seine viertausend Mark wert gewesen.
Wir alle warteten — als wir in Hamburg angekommen waren — mit höchster Spannung auf die Nachricht der Dame, und im geheimen dachte ich manchmal, wie schön es wäre, wenn sie Lunte gerochen hätte. Aber eines Tages bekam Boy Hansen — als Erster von uns allen — ein duftendes Briefchen in Blau, und am selben Tage gingen bei allen dreißig Leidensgefährten — die sich inzwischen zusammengefunden hatten — ebensolche blauen duftenden Briefchen ein, und es darf nicht verschwiegen werden, daß wir sie miteinander verglichen, um festzustellen, ob nicht der eine oder andere von uns doch ein klein bißchen liebevoller und netter als die andern angeredet wurde; aber nein, unsere bildschöne und hochelegante Freundin war gerecht und hatte niemanden bevorzugt. Aber als in der Zeitung stand, daß beim ersten Rendez-vous die Polizei sie erwischt habe, sagte Boy Hansen traurig: „— — — und es war doch schade — — —"

Selbstversorger

(R. Kriesch)



„Sind Sie auch verheiratet, Herr Giesecke?" — „Nee, vorläufig jenügt mir 'ne Kochkiste."

Bange Fragen

Schon der Klang „Frau Obersekretär"
wog bei allen Gutgesinnten schwer.

Gegenüber der „Frau Amtsgerichtsrat" zerfloß der Kosmos in ein Nichts.

Und nun vollends gar bei „Frau Dekan"
fing direkt die Metaphysik an.

— Tief ist jetzt die Damenwelt verstimmt,
daß man ihr des Gatten Titel nimmt.

Sinkt dadurch der Würde Wesensduft
nicht gewissermaßen in die Gruft?

Zählt man als „Frau Müller", als „Frau Schmidt"
in der besseren Gesellschaft mit?!

Ist denn überhaupt noch existent,
wen der Mitmensch schlicht „Frau Maier" nennt?!?

Ratatöskr

Bolschmann wird Wohltäter

Von Karl Greiß

Man soll nicht sagen, daß heute keine Wunder mehr geschehen. Oder ist es nicht ein Wunder zu nennen, daß Bolschmann, gerade als es ihm wieder einmal recht dreckig ging, in der Klassenlotterie kurz vor Schluß der Hauptziehung bare zehntausend Mark gewann?

Bolschmann konnte alle seine Schulden bezahlen, seinen Kleider- und Wäscheschrank stattlich auffüllen, seiner Freundin den lange erträumten Feh-Mantel kaufen und sich mit seinen Freunden eine ganze Woche lang großartig-fürchterlich besaufen. Und als er dann noch die knarrende Chaiselongue durch eine üppig schwellende Couch ersetzt hatte, blieben ihm rund sechseinhalbtausend Mark. Das ist eine enorme Summe für einen — von einer Freundin abgesehen — alleinstehenden Schriftsteller! Oder ist irgendwer da anderer Meinung?

Da Bolschmann sich sein Leben lang bei Aufstellung von Kalkulationen immer zu seinen Ungunsten verrechnet hatte, weil er in Geldsachen ein unverbesserlicher Optimist war, hatte er diesmal überaus großzügig disponiert und sich geschworen, daß er sich himmelhoch freuen wolle, wenn er aus dem Rausch von Feiern, Einkaufen, Schulden-Bezahlen und Schenken mit einem Restbesitz von fünftausend Mark erwachen würde. Und nun hatte es sich erwiesen, daß er noch anderthalbtausend Mark mehr gerettet hatte. Darum fühlte er sich verpflichtet, diesen unerwarteten Mehrbesitz, um einem gütigen Geschick zu danken, zu Wohltaten zu verwenden. Und zwar erschien es ihm richtig, einmal ganz groß wohlzutun, viermal mit mittleren Beträgen um einhundert Mark herum, und den Rest in unzähligen kleinen Almosen an Unbekannte zu verstreuen.

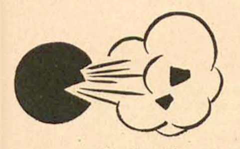
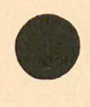
Die große Wohltat lag — wenn das Wort gestattet ist — auf der Hand: da war in seinem Freundeskreise ein Maler, der seit vier Monaten die Ateliermiete nicht hatte bezahlen können, dem sogar seit langem Licht, Gas und Telephon gesperrt war, und der zudem bei dem Wirt der gemeinsamen Stammkneipe so hoch in der Kreide saß, daß er kaum noch ein Glas Bier zu bestellen wagte. Diskret, wie Bolschmann war, ging er heimlich zum Hauswirt, zum Elektrizitäts- und Gaswerk wie zum Telephonamt und zum Gastwirt und bereinigte alles.

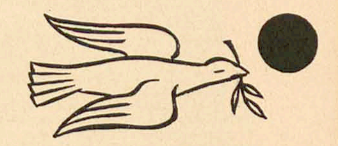
Am gemeinsamen Stammtisch verkehrte noch ein zweiter Maler, der den Wirt gebeten hatte, ein kleines Bild dort aufzuhängen, in der stillen Hoffnung, daß sich vielleicht einmal ein zahlungsfähiger Gast in die kleine Künstlerkneipe verirren und sich in gehobener Stimmung so begeistern könne, daß er es für einen Hunderter erwürbe. Bolschmann kaufte das Bild durch den Wirt, der ihn nicht als Käufer nennen durfte — und der Maler war so froh, daß er eine Runde Korn bestellte.

Ferner war da ein Schauspieler, dem das Finanzamt wegen einer Steuerschuld von ungefähr gleicher Höhe die halbe Wohnungseinrichtung gepfändet hatte. Auch hier verschaffte sich Bolschmann in raffinierter Weise die Steuernummer und zahlte den schuldigen Betrag auf den Namen des Freundes ein, der äußerst erstaunt war, als die Kuckucks entfernt wurden.

Nummer drei der mittleren Wohltätigkeitsliste war ein jung verheirateter Assessor, der in wenigen Wochen Familienzuwachs erwartete und eben deshalb jung verheiratet war. Bolschmann wußte, daß er sich den Kopf zergrübelte, wie er die Dinge beschaffen solle, die zum Empfang eines Neugeborenen vonnöten sind, und ließ einen Kinder-

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.



---

wagen anrollen, in dem sich außer einer Waage eine ebenso duftige wie reichhaltige Babyausstattung befand.
Einem Schriftsteller, der sich, möblierter Zimmer überdrüssig, ein Junggesellen-Appartement gemietet hatte, schickte er den noch fehlenden Teppich. Auch dies anonym. Aber schließlich wußten doch alle Beschenkten, wer der Spender war.
Inzwischen hatte Bolschmann täglich Streifzüge durch das Elendsviertel von Groß-Berlin gemacht, und es war ihm nicht schwer gefallen, Menschen zu finden, die seiner Hilfe auch in kleinem Ausmaße bedurften. Dabei hatte er manchmal Namen und Adresse angegeben und nach Rückkehr von der Reise weitere Hilfe zugesagt. Es war schließlich Zeit, daß er abreiste, denn die Bettler an der Wohnungstür, denen er fast immer mehrere Groschen gab, ließen zuletzt die Glocke kaum aus der Hand. Er fuhr, da es nun schon Spätherbst geworden war, an den Gardasee.
Bolschmann war kein Mensch, der Dankbarkeit wollte oder gar forderte. Aber er freute sich doch darauf, bei seiner Rückkehr lauter freudige und zufriedene Gesichter zu sehen. Leider war das erste Gesicht, das er sah und das keineswegs Zufriedenheit ausstrahlte, sein eigenes. Er sah es in dem zerbrochenen Spiegel, der im Korridor seiner sonst restlos ausgeraubten Wohnung hing. Wahrscheinlich waren die Leute, denen er seine Adresse gegeben hatte, ein bißchen erbost gewesen, als sie ihn nicht antrafen, und hatten sich genommen, was er zu geben versprochen hatte. Und noch eine Kleinigkeit mehr. Über dem vielen Bezahlen hatte Bolschmann leider vergessen, die Versicherung zu bezahlen.
Aber auch am Stammtisch empfing man ihn eigentlich recht kühl. Bolschmann begriff das zuerst nicht, aber ein Freund klärte ihn auf.
Der Maler, dem er rückständige Miete, Licht, Gas, Telephon und Wirtsschulden bezahlt hatte, war wütend. „Ich hatte mich so schön daran gewöhnt, den ganzen Krempel zu entbehren", hatte er verbittert geäußert, „und nun sitze ich wieder im Dreck und vermisse alles wieder doppelt schmerzlich!" Alles zu Sperrende war natürlich längst wieder gesperrt.
Der andere Maler hatte auch erfahren, wer sein Bild zu einem so schundigen Preis gekauft hatte, und fand es unanständig, daß ein Mann, dem so viel Geld ohne Arbeit zugefallen war, seine Notlage in dieser Weise ausnutzte.
Auch der Schauspieler war schlecht auf Bolschmann zu sprechen. Solange die Möbel vom Finanzamt gepfändet waren, hatte er seine Ruhe gehabt —: aber nun, da er als zahlungsfähig angesehen wurde, hagelte es Mahnschreiben!
Das Baby des Jungverheirateten hatte es als kluges Kind vorgezogen, dieser Welt schon am ersten Tage wieder Lebewohl zu sagen — und der Arzt wollte Kinderwagen, -waage und Babyausstattung durchaus nicht in Zahlung nehmen.
Nur der Schriftsteller, der den Teppich bekommen hatte, war nicht sonderlich ungehalten. Als die Sendung ankam, lag der Kassenzettel des großen Warenhauses, in dem er gekauft war, bei. So konnte er ihn zurückschicken und gegen sechzig Flaschen Moselwein umtauschen, die er dringend benötigte, um einen spritzigen Fortsetzungsroman zu schreiben, den er bei Bolschmanns Ankunft gerade beendet hatte. Mit Hilfe der letzten drei Flaschen.
„Der Junge hat mich zwar an den Suff gebracht", lallte er, „aber ich verzeihe ihm, denn der Roman hat's in sich!"
Es stimmt mich traurig, sagen zu müssen, daß auch dies beschwingte Werk sich nicht in bare Münze umsetzen ließ.
Aber Bolschmann weiß es nicht. Er verkehrt längst nicht mehr an seinem Stammtisch, wo er als knickriger kleinlicher Mensch gilt, weil der Hang zur Wohltätigkeit in ihm plötzlich erloschen ist. Er lebt einsam und verbittert in der neu, aber bescheiden eingerichteten Wohnung und traut sich, wenn es läutet, kaum mehr an die Tür, weil selbst die Bettler grob werden, wenn er ihnen nur einen Groschen gibt.

Ein Mensch . . .

IV

Ein Mensch, der einen Ofen hat,
Zerknüllt ein altes Zeitungsblatt,
Steckt es hinein und schichtet stolz
Und kunstgerecht darauf das Holz
Und glaubt, indem er das entzündet,
Die Hoffnung sei nicht unbegründet,
Daß nun mit prasselndem Gelärme
Das Holz verbrenne und ihn wärme.
Er denkt, mit Kohlen nicht zu geizen,
Kurzum, sich gründlich einzuheizen.
Jedoch, aus seines Ofens Bauch
Quillt nichts als beizend kalter Rauch.
Der Mensch, von Wesensart geduldig,
Hält sich allein für daran schuldig
Und macht es nun noch kunstgerechter,
Der Ofen zieht nur umso schlechter,
Speit Rauch und Funken wild wie Fafner.
Nun holt der Mensch sich einen Hafner.
Der Hafner redet lang und klug
Von Politik und falschem Zug,
Vom Wetter und vom rechten Roste,
Und sagt, daß das fünf Reichsmark koste.
Der Mensch, getröstet und allein,
Heizt jetzt zum dritten Male ein
Und ist nun völlig überzeugt,
Dem Ofen, fachgemäß beäugt
Und durchaus einwandfrei befunden,
Sei jetzt die Bosheit unterbunden.
Um zu verstehn des Menschen Zorn
Lies nochmal dies Gedicht von vorn.

Eugen Roth

Getreue Nachbarn

(Schondorff)



„Wos host gsagt? Gschwollne Wamp'n host gsagt? Moanst eppa, daß i zweng dir Dorfdeppn a Hungerkur mach?“

Der Hund Lump

Die Zeiten, die heute so verwirrend sind, daß nicht einmal junge Leute sie begreifen, diese Zeiten walzten einen alten Mann zwischen einer Straßenbahn und einem Auto zu Tode. Das Schicksal, das schon lange unterwegs war, ihn zu fassen, war auf ihn gefallen, als er es am wenigsten erwartet hatte . . .

Ein Hund blieb übrig.

Der Hund Lump sah, daß etwas fortgetragen wurde, das ehedem sein Herr gewesen war, und er konnte es nicht fassen. Er beroch und umwedelte das Nasse, das da auf dem Pflaster geblieben war. Er wartete auf den gewohnten Anruf: „Komm, Lumpi —!“ Aber nichts. Er war allein. Schlafwandlerisch bewegte er sich zwischen dem Verkehr. Radfahrer umklingelten ihn, Autos rasten in Zentimeternähe vorbei. Dann wieder glaubte Lump die ihm bekannten Schritte zu hören. Es war eine Täuschung. Er blieb allein.

Die ungeheure Verlassenheit, die Leere neben ihm nahm ihm alle Sicherheit. Er trottete mit schrägem Hinterteil, mit schnüffelnd bewegter Nase zwischen Fußgängermassen. Kleine Anrufe fanden zu ihm. Ein Kind zauste sein Ohr. Ein Arbeiter schob ihn aus seiner Schrittbahn. Er war überflüssig —.

Lump dachte: Es ist vergeblich. Ich muß nach Hause. Dort werde ich ihn finden.

Er hörte mit den Ohren an der Luft ab, wo er war. Er roch sich in der Gegend zurecht. Plötzlich mit Ziel und Hoffnung begabt, hoppelte er eifrig davon. Er strömte mit dem Strom die großen Straßen hinab. Überquerte nach dem Wink des Verkehrspolizisten mit Scharen von Menschen die Kreuzungen. Und landete zuletzt in den stillen Vorstadtgassen.

Der Verkehr lief zu kleinen Rinnsalen aus. Lump fand das Haus, die Stiege, den kleinen dunklen Flur der Heimat. Aber die Tür blieb verschlossen. Lump bellte, kratzte, winselte. Er sprang jeder ähnlichen Gestalt entgegen. Nichts.

Ein grauer Abend kam mit Feuchtigkeit und bleicher Kälte herab. Allmählich verwischten sich Lump die Umrisse der Ereignisse, ein gähnendes Hungergefühl füllte ihn aus. Er erinnerte sich des Katzentellers im Hof neben der Regenrinne. Er überwand seinen Stolz und schlich mit niedrigen Beinen und fast schleifendem Bauch hinab. Er fand noch Heringsgräten vor und grauen, fettigen Schmutz. Gierig ging er darüber her. Der Blechteller drehte sich klimpernd unter seiner leckenden Zunge. Oben wurde ein Fenster geöffnet und ein zärtlicher Katzenname gerufen. Lump kam sich sehr dumm vor. Mit einem schiefen Blick hinter sich drückte er sich um die Ecke.———

Lump hatte im Treppenhaus auf einer Fußmatte geschlafen. Sehr früh und sehr unsanft wurde er von einem Mann geweckt, der, noch an seinem Morgenbrot kauend, über ihn stolperte. Lump stieg in den eisigen silbernen Morgen hinaus. Auf steifen hohen Beinen. Über die windgepeitschte Straße eilten Menschen. Sie beachteten ihn nicht. Sie trugen Arbeitsbeutel und blaue Kaffeeflaschen bei sich. Lump trippelte vor das heimatliche Haus und fing an zu jaulen. Vor Sehnsucht nach seinem Herrn und vor Hunger. Die Reinmachefrau, die im Treppenhaus wischte, goß ihren Eimer gegen ihn aus. Er rettete sich mit müdem Sprung vor der breiten, fließenden Wasserpfütze.

Lump bummelte seinen abendlichen Weg zurück. An vielen Stellen unsicher, schnüffelte er mühsam seiner erkalteten Spur nach. Zögerte an Biegungen. Fand endlich doch in die Hauptstraßen zurück. Er trottete vor sich hin und dachte an die Zeiten des Fleisches, der Üppigkeit und der angenehmen Ruhe vor den filzbeschuhten Füßen des alten Mannes, der, an der Pfeife schmurgelnd, abends auf der Ofenbank gesessen hatte. Vorbei.—

Er begegnete einem alten Hundekameraden, der ihn freudig ankläffte. Das war ein richtiger Strolch, ein Vagabund, gewohnt, selbständig zu leben. Der kannte nicht dieses Frostgefühl des Alleinseins, des einsamen Ausgeliefertseins an die Welt mit allen ihren unbegreiflichen Gewalten. Als Lump einen Kameraden neben sich traben hörte, war die Leere dort ausgefüllt. Im Dunst einer gemeinsamen Zufriedenheit trabten sie beide in Richtung Markthalle.

Der Hundekamerad wußte genau, wie man sich etwas zu fressen stehlen konnte. Seine Schnauze hatte den Ausdruck erfahrener Frechheit, und in seinen Augen glitzerte Gaunerweisheit. Sie balgten sich zwischen den einkaufenden Hausfrauen, und so ganz nebenbei zottelten sie aus einer baumelnden Markttasche eine mächtige Wurst. Ehe die Besitzerin sich noch umwenden konnte, waren sie auf und davon.

Aber die Sättigung bewirkte Besinnung. Lump dachte an seinen entschwundenen Herrn. Kopfhängerisch trottete er vor sich hin. Der Kamerad verließ ihn.

Lump, satt und einsam, strömte in der Flut der Menschen kreuz und quer durch die Straßen der großen Stadt. Alles Fahrende bellte ihn befremdend an. In seine Augen kam die Müdigkeit des Wissens. Er fühlte an der Art des Windes, daß irgend etwas gegen ihn losgelassen war. Aber er wehrte sich nicht. Er hielt sich hin. —

Trauerfetzen, Erinnerungsfetzen durchzogen ihn, während er so lief. Er ging, als ginge er neben dem Gang seines alten Herrn. Der Straßenlärm verlor das Beängstigende, er wurde zu kleiner, beständig von außen pochender Melodie.

Lump trabte durch das Gestrüpp der Erinnerungen, und eine kühle Leichtigkeit um das Herz herum machte ihn gleichgültig. Ach, so gleichgültig —. Die Gleichgültigkeit machte ihn sicher.

Bis ihm plötzlich ein Kotflügel das Ohr peitschte. Und das Schicksal, das Schicksal seines Herrn, das schon lange gegen ihn losgelassen war wie eine Lawine, überrumpelte ihn mit einem schweren Lastauto.

Erich Preuße

Seemannslos

(E. Thöny)



„Aber Girgl, wo fahrst denn hi'?" — „I segl absolut richti, bloß da Wind geht falsch."

Großstadt

Von Edmund Hoehne

Der Stadt Tigerpulsschlag ist rasch wie bei allen Katzen,
rasch, wenn sie nur ruht, und rasend, wenn sie sich reckt
und vorstürmt. — Nichts sind wir alle als rote und weiße
Blutkörperchen, die ihre Adern durchfluten,
Teil ihres Fleisches und Teil ihrer Seele,
ewig gebunden. Sie ruht im Schoße des schönen Weibes,
der Erde, schlägt mit dem Schweife und leckt ihre Hand,
leicht ihre Haut mit spielenden Krallen ritzend.
Doch wenn sie aufspringt und brüllt mit zitternden Weichen,
bleibt mir Blutzellchen nichts übrig, als mitzuzittern
und durch des Tierleibs Adern kreisend zu jagen,
daß sein Hirn und Mark denken und fühlen können.
Kommt je ein Pfeilschuß, der uns ins Freie treibt,
daß leer geblutet die große Katze liegt
und einsam modert?

Der Vertrag

Amtsgerichtsrat Kunze kommt nach Haus und sinkt ermattet ins Sofa. „Gott sei Dank!" sagt er stöhnend zu seiner Gattin, „daß die Geschichte nun endlich aus der Welt ist. Fünf Jahre habe ich mich mit diesen beiden dickköpfigen Bauern herumgeschlagen; und nun habe ich sie endlich soweit, daß sie sich vertragen."

Am andern Morgen erscheinen die beiden Kontrahenten: Schulte Wörtelkamp und Kasper Kleinmeier, vor dem Amtsgerichtsrat. „So wollen wir denn den Vertrag, den Sie mir gestern in die Hand gelobt haben, unterschreiben", hub der Richter an. „Treten Sie, bitte, hier an den Tisch, Schulte Wörtelkamp. Ich wiederhole nochmals: Kasper Kleinmeier zahlt an Schulte Wörtelkamp hundert Mark, während die Kosten von beiden Kontrahenten gleichmäßig getragen werden. Sind Sie damit einverstanden?" — „Jawoll, Herr Amtsgerichtsrat." — „Nun, so schreiben sie Ihren Namen unter den Vertrag." Es geschieht. Nun tritt Kasper Kleinmeier an den Tisch. „Also Sie zahlen an Schulte Wörtelkamp hundert Mark und tragen die Hälfte der Kosten. Sind sie damit einverstanden?" — „Ja, Herr Amtsgerichtsrat." — „Gut, so schreiben auch Sie Ihren Namen."

Kasper Kleinmeier nimmt die Feder. Er zögert und sieht den Amtsgerichtsrat fragend an. Diesem läuft es kalt über den

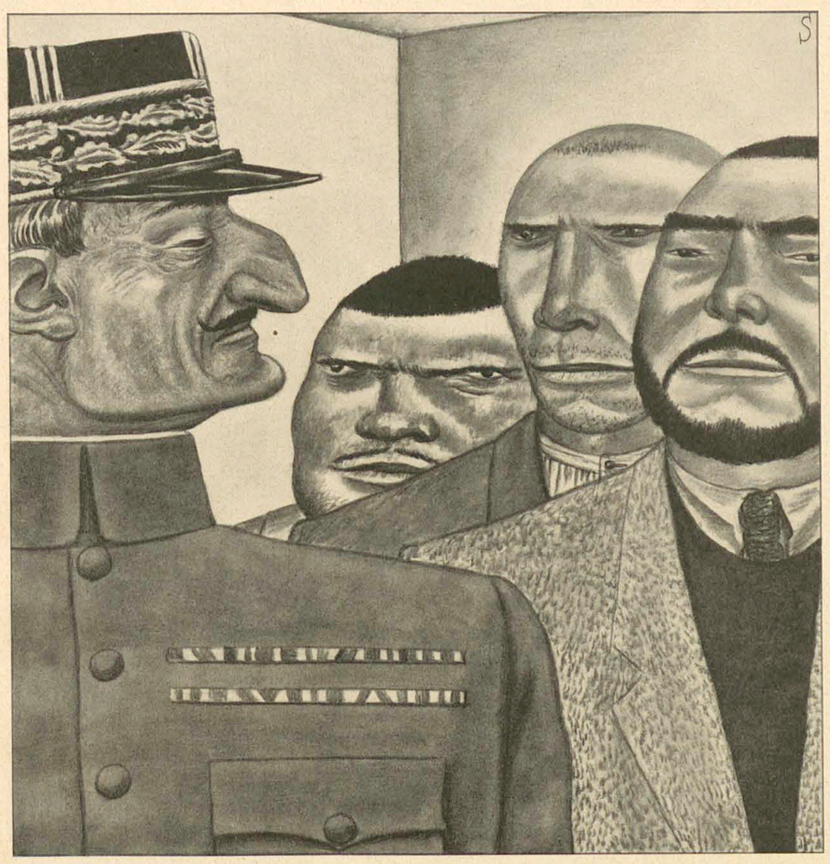
Grad aus dem Wi-i-rtshaus komm ich heraus . . .

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Im Saargebiet

(E. Schilling)



„Euer Kampf für den internationalen Kommunismus ist uns hier sehr willkommen. Voraussetzung ist, daß er sich nur gegen das nationale Deutschland richtet.“

Rücken. Sollte der querköpfige Bauer sich wieder eines andern besonnen haben?

„Nun, Kleinmeier, warum zögern Sie? Sie wollen doch Ihr Wort nicht brechen?“

„Nee, Herr Amtsgerichtsrat, dat nich — aber — hei het vör twe Joahren in de Bredenkampsche Wertschaft in Paderborn tau mi seggt: Ik scholl em in'n M... licken. Kann ick em davor nich fünfzig Mark aftein?“

Lieber Simplicissimus!

Zu der Zeit, als die alte Garde des Burgtheaters: Sonnenthal, Lewinsky und Baumeister, schon sehr alte Herren waren, aber noch immer dominierten, machten sie dem jungen Nachwuchs der Künstler manchmal das Leben recht sauer. Dieser rächte sich aber durch Sarkasmus dafür.

Vor einer Aufführung der „Räuber“ saßen die Schauspieler in einer Weinstube in der Nähe des Burgtheaters beisammen, wie das öfter der Fall war. An diesem Abend brach der alte, achtzigjährige Baumeister eine halbe Stunde früher als gewöhnlich auf, um seine Garderobe im Theater aufzusuchen. Ein Kollege wollte ihn zurückhalten, da rief einer vom Nachwuchs dazwischen: „Haltet ihn net auf, der braucht heut' mehr Zeit; er spielt den alten Moor, da muß er sich jugendlich schminken!“

*

Grabencafé in Wien. Der Kellner berechnete einen Schilling Musikschutz.

Der Gast schüttelte den Kopf: „Wieso für Musik? Heute war doch gar keine Musik?“

Der Kellner nickte: „Darum habe ich auch nur einen Schilling berechnet. Sonst kostet es zwei Schillinge.“

Leipziger Messe

(Wilhelm Schulz)



„Good morning, Mister Eisele, erledigen wir hier am Ladentisch, was die in London am Konferenztisch versäumt haben.“

München, 3. September 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 23

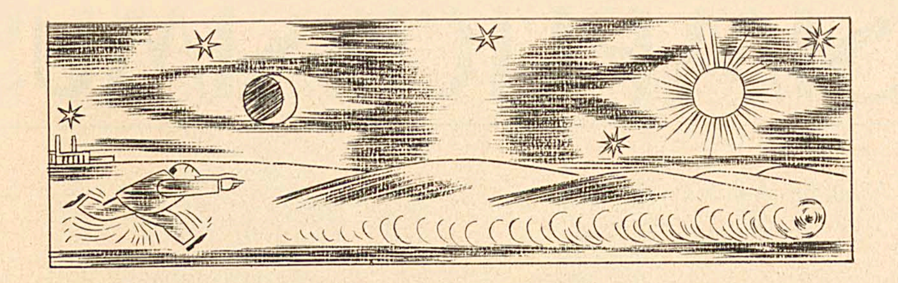
SIMPLICISSIMUS

Alles für Aufrüstung

(Karl Arnold)



„Freue dich, Bürger Frankreichs, dein Leben ist gesichert!“



Die Minute

Von Wolfgang Wetterstein / Zeichnungen von E. Schilling

„Ich habe eine Minute für Sie übrig", sagte Felshamer zu dem alten Herrn, der wohl nur infolge einer Unachtsamkeit des diensthabenden Boys Einlaß gefunden hatte. Dieser Boy Piffkins war ungeeignet. Felshamer machte eine Notiz.

Der Mann, der einfach gekommen war, trug eine unbekümmerte genialische Fröhlichkeit zur Schau. Er hatte Felshamers Arbeitszimmer im Mantel und mit dem Hut auf dem Kopf betreten, ließ sich nun in Bequemlichkeit nieder, zupfte ein wenig an seiner nachlässig geknoteten Krawatte, strich sich behaglich über den weißen Bart, der dicht und mächtig quoll wie das Haar unter seinem breitrandigen Filzhut, und sah den großen Geldmann mit wasserblauen, wohlwollenden Augen an.

„Eine Minute!" wiederholte Felshamer mahnend und betrachtete diesen Alten, der nicht zu wissen schien, was die Welt fordert und was die Zeit bedeutet, mit eisigen Blicken.

„Ich bin vollständig im Bilde", versicherte der alte Herr lächelnd. „Wenn Sie innerhalb einer Minute nicht herausgefunden haben, daß ich dazu beitragen kann, Ihren Säckel zu füllen, so möge mich der Teufel holen, nicht wahr?"

„Nun, Zeit ist doch Geld", erwiderte Felshamer mild.

„Das ist der nichtswürdigste und auch der dümmste aller Gemeinplätze", sagte der Alte und wiegte den mächtigen Kopf mißbilligend hin und her.

„Sie sind doch gewiß nicht hierher gekommen, um mir das zu sagen", warf Felshamer kühl ein. „Brauchen Sie Geld?"

„Ich sage Ihnen, die Welt müßte augenblicklich zugrunde gehen, wenn die Zeit nicht mehr wäre als Geld", fuhr der Alte nachdenklich fort, ohne Felshamers Frage zu beachten.

„Sie wollen also kein Geld von mir", stellte Felshamer mit geschärfter Stimme fest und sah nach seiner Uhr. „Meine Zeit ist mir jedenfalls nur Geld wert, nicht mehr und nicht weniger. Ich habe Ihnen bereits beträchtliche Mengen davon zur Verfügung gestellt."

Der Mann, der gekommen war, nickte gelassen und sagte: „Ich weiß, Sie sind das Genie auf der Minusseite des Daseins. Aber von der Zeit verstehen Sie herzlich wenig. Das wird Ihnen gleich klar werden."

Felshamer verspürte wenig Neigung, sich mit einem zweifelhaften Idealisten zu unterhalten, dem die gescheiterte Existenz zu jedem Knopfloch herausschrie. Er runzelte die Brauen und streckte die Hand nach der Klingel aus. Ehe er jedoch den Knopf erreichen konnte, hatte der andere eine wunderbar natürlich gearbeitete Weltkugel aus der Manteltasche geholt. Er hängte sie über dem Schreibtisch einfach in der Luft auf. Es war ein Kunststück. Felshamer, der wie viele stark beschäftigte Leute eine Vorliebe für mechanische Spielereien besaß, beugte sich neugierig vor und betrachtete diese kleine Erde, die reglos über seinen Telegrammen und Geschäftsbriefen schwebte.

„Nun passen Sie mal auf", sagte der Alte eifrig und rückte angeregt an seinem Hut. „Dies hier ist nämlich meine eigene Erfindung. Ich will Ihnen zeigen, wie das alles funktioniert. Sehen Sie, da oben am Nordpol wird das Magma eingetrichtert, von dem die Erde lebt. Das geht immer kolossal langsam vor sich, sozusagen gradweise und nach Minuten- und Sekundenbögen. Ich mache das stets eigenhändig, denn es ist wirklich außerordentlich schwierig. Es gibt auch nur bestimmte Mengen für jeden einzelnen Fall, und wenn mein Fläschchen leer ist, dann ist jedesmal auch die Zeit alle."

„Das ist zweifellos Altersschwachsinn", dachte Felshamer. Die Kindlichkeit der Sache amüsierte ihn, und die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß sich gerade aus unscheinbaren Anfängen oft Millionengeschäfte entwickeln. Interessiert und abwartend saß er da.

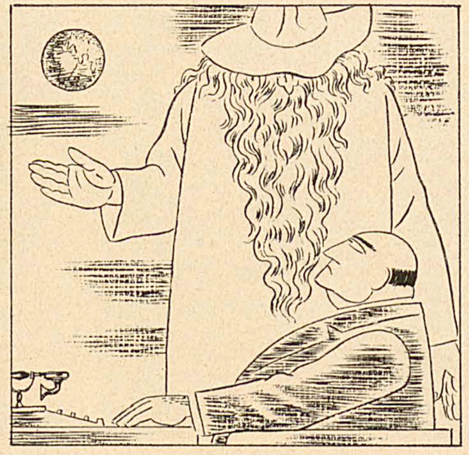
Der Mann, der gekommen war, sagte bedeutsam: „So. — Und nun gebe ich der Erde ganz einfach einen Stoß mit meinem Finger. Da werden Sie gleich sehen, Mr. Felshamer, was so eine Minute alles bedeuten kann."

Felshamer verspürte einen furchtbaren elektrischen Schlag, der ihm knisternd durch Hirn und Glieder fuhr und ihn winzig klein machte. Gleichzeitig begann das Weltkügelchen sich zu drehen und unter entzückender Entfaltung seiner sphärischen Gesetzmäßigkeit im Gefühle des Raumes gleichsam zu schwelgen. Dadurch gelangte es auch von innen heraus zum Leben. Seine Meere, auf denen Dampfer und Segelschiffe schwammen, leuchteten blau auf, seine Schneegebirge schimmerten und seine Vulkane rauchten. Glitzernd wanden sich die Flüsse durch die Ebene, und die Städte waren erfüllt vom Gewimmel der Menschen und Fahrzeuge.

„Damit muß sich doch ein Geschäft machen lassen . . .", überlegte Felshamer. „Ich habe ja so ein Ding zwar schon einmal im Schaufenster eines Reisebüros gesehen, aber nicht so lebendig und selbsttätig. Das wäre doch was . . ."

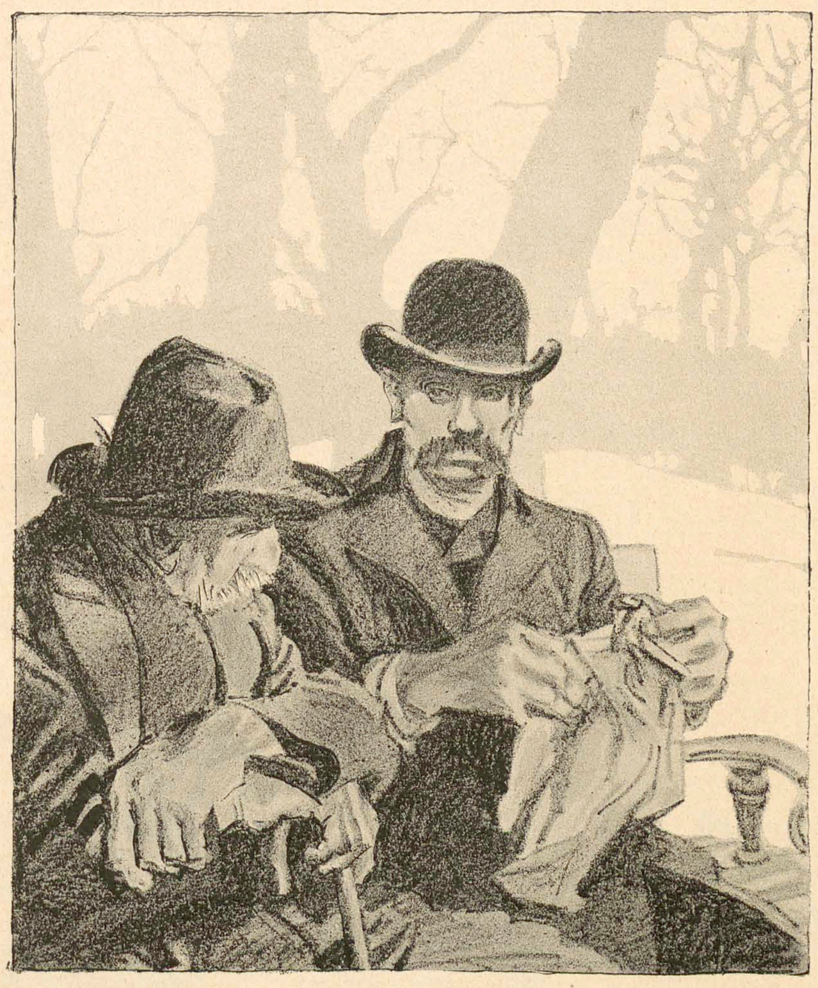
„Nicht wahr?" fragte eine große Stimme.

Erst jetzt wurde sich Felshamer mit brennender Scham darüber klar, daß er nichts war als eine erbärmliche Mikrobe, die irgendwo haftete und mit mußte, während der Mann, der gekommen war, unter wohlwollendem Lachen sich zum Universum entwickelte. Sein Bart glänzte silbern wie der Bart Gottes auf



Metamorphose

(E. Thöny)



„Hundertfuchzg Markln is z'vui für so a alte Kuah!" — „Wos hoaßt alte Kuah, die geht no leicht als prima Ochsenfleisch."

alten Bildern, und seine Augen strahlten vor Lebenslust. Felshamer schaute ehrfurchtsvoll empor.

„Gott hat mich heimgesucht", seufzte er beklommen.

„Mach dir nichts draus, Tobby", sagte der Mann, der gekommen war, jovial. „Laß dich bloß nicht verblüffen, Junge. Die Größenverhältnisse sind ja Unsinn. Wir sind beide gleich groß, ich und du. Und nun lauf mal und sieh zu, ob du deine Minute erwischen kannst."

Zornröte huschte über Felshamers Mikrobenbäckchen. War es nicht einfach toll, ihn, den unermeßlich reichen und beinahe allmächtigen Felshamer „Tobby" zu nennen, wie man ihn als ganz kleinen Jungen genannt hatte? Aber der Mann, der gekommen war, durfte sich das wohl leisten, ohne Felshamers Grimm fürchten zu müssen, denn er glänzte sorglos wie der Sommerhimmel.

Hm . . . War denn der Mann überhaupt jemand, wie? War er

(Schluß auf Seite 269)

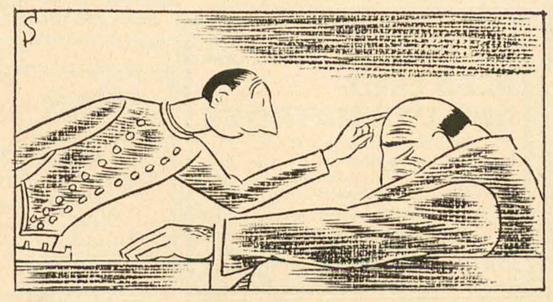
Die Macht der Töne

(Olaf Gulbransson)



Auf der Zugspitzgrenze fand zwischen Deutschland und Österreich ein Notenwechsel statt.

(Schluß von Seite 267)
denn überhaupt vorhanden? Was denn? Oder konnte man ihn gegebenenfalls einfach wegdenken? Natürlich! Warum denn nicht? Das wäre doch zum Lachen — hahaha!
Es schien Felshamer am sichersten, nur seinen irdischen Angelegenheiten zu leben. Kühl betrachtend sah er, wie in einer ewigen Gegenwart die Erdperioden dahinrauschen, die Schollen prasselnd brechen und sich zu Gebirgen türmen; er sah das Magma in den Adern der Erde glühen, Erzgänge bilden und Vulkane schaffen. Nichts erschütterte ihn. Aber dann bemerkte er mit zunehmendem Befremden, daß dieser wolkenumwogte Ball um eine Sonne sauste, die nichts war als das glühende Ende einer Zigarre, die der Mann, der gekommen war, zufrieden rauchte. Und Tobias Felshamer weinte Tränen des Grams über diese erneute Demütigung. Das Rauchen war in Felshamer Palace streng verboten.
Felshamer war jedoch nicht der Mann, sich durch Schicksalsschläge entmutigen zu lassen. Seines Selbst sicher, beschloß er streng, sich fortan ausschließlich um seine Minute zu kümmern. Nichts sollte ihn ablenken. „Hast du die Minute gewonnen, so ist der Tag dein", hieß der goldumrahmte Wahlspruch, der über seinem Schreibtisch hing. Mit der Uhr in der Hand lief er flink wie ein Tausendfuß von Konzern zu Konzern. Hier fügte er, dort riß er zusammen — und immer war sein Weg mit Leichen besät. Fast wäre er sich wie ein Schöpfer vorgekommen.
Der große Zuschauer mit der Zigarre lächelte beziehungsreich.
„Zwangslage!" murmelte Felshamer entschuldigend und schaute demütig empor mit seinen Pünktchenaugen. Einen Bibelspruch auf den Lippen, lief er weiter.
Noch niemals war ihm seine Minute so kostbar erschienen. Er sah sie vor sich herschießen, ein unheimliches Etwas, und begriff nun mit machtvollem Stolz seine vornehmste Lebensaufgabe: er mußte noch schneller sein! Denn sie würde abnehmen, o Gott, sie würde abnehmen und immer kleiner werden . . . In einer einzigen Minute galt es, ein Riesenunternehmen, das den Erdball umspannte, zu gründen — oder sich vor dem Mann, der gekommen war, als Versager zu bekennen. Und das hätte Felshamer nicht ertragen können. Ohne sich umzublicken, jagte er mit äußerster Willensanspannung quer durch das Leben auf sein Ziel zu.
Ringsum waren die Menschen fröhlich, liebten sich und gründeten Familien.
Felshamer trug sein Uhrenherz in der Hand.
„Onkel Felshamer, warum läufst du denn so?" riefen ihm kleine Bübchen nach, die im Grünen spielten.
Felshamer rang mit Gott um Sekunden.
Der Mann, der gekommen war, zog die weißen Augenbrauen, die wie Milchstraßenbögen schimmerten, nachdenklich in die Höhe, er blies geschickt ein Rauchkränzchen, das auf einen jungen Stern zuwanderte, in das Universum und machte hm! Dann sah er Felshamers Wettrennen mit der Zeit gelassen weiter zu.
Felshamer setzte alles daran, um das sonderbar vor ihm herflatternde Ding zu erhaschen. Noch brannte die Sonne wie im Hochsommer, aber das dauerte nicht mehr lange. Es wurde kälter und dunkler, er lief über Schnee und knirschendes Eis. Doch als er endlich den entscheidenden Griff tun wollte, verrann das Ziel seines Lebens vor ihm in der Finsternis.
Felshamer schaute mit müden alten Augen auf und fand sich allein im Dunkel. Er würgte ein Schluchzen zurück und stöhnte: „O Gott, ich habe meine Zeit verloren!"
„Aber alter Junge", klang herzlich die Stimme des Mannes, der gekommen war, „nun verliere bloß nicht auch noch den Mut! Du bist ja wirklich ganz anständig gelaufen und hättest es auch um ein Haar geschafft. Ich sage ja immer: es ist schrecklich schwer. Na, nun komme mal erst ein bißchen ins Paradies herüber und wärme dich auf. Du mußt ja todmüde sein. Nachher ziehen wir wieder einen neuen Globus auf."
Und Felshamer saß wohlig im Grünen, lächelte und spielte mit Kindern . . .
Unendlich vorsichtig öffnete sich die Tür. Boy Piffkins schaute mit demütigem Rattengesicht herein. Er sah seinen Herrn in ungewohnter Haltung am Schreibtisch sitzen. Eine Hand war nach dem Klingelknopf ausgestreckt, die andere hing schlaff herab. Der Kopf war auf die Brust gesunken, und das Gesicht sah fahl aus.
Piffkins Augen glitzerten. Witternd kam er näher geschlichen und hatte schnell weg, daß mit Felshamer etwas los sei. Vorsichtig tippte er ihn mit dem Finger an; dann stieß er ihn; und als auch dies nicht gefährlich ablief, schüttelte er ihn mit respektloser Wonne. Tote können sich nicht wehren.
Piffkins grinste leidend. Seine gefräßigen Blicke huschten über den Schreibtisch und blieben auf dem Notizblock haften, der seinen Namen mit einem unangenehmen Vermerk trug. Wütend riß er das Blatt ab, zerknitterte es und steckte es in seine Tasche. Dann reckte er die geballte Faust gegen Tobias Felshamer und zog sich langsam zurück, um Meldung zu machen.



Sterbend noch

Von Hans Franck

Heut kann der Tag nicht sterben.
Längst küßte ihn der Tod.
Er aber überschüttet
aus seinem Blut den Himmel
mit Abendrot.

Die Nacht, des Wartens müde,
pocht bei der Erde an.
Die öffnet ihre Tiefen,
und allverschlingend wogt es
aus Tal und Tann.

Schon ist der Wald ertrunken
in den Nebelseen.
Doch sterbend noch entzündet
der Tag das erste Sternlein
in Himmelshöhn.

Schwabenstreich

Noch nicht lange ist es her, da wurden die sanft träumenden Stuttgarter Sonntags früh um sieben durch ein Donnergeräusch, das an Gebirgsgewitter, Lawine und Plattenschuß erinnerte, aus den Betten geschreckt. Die Fenster klirrten, die Türen zitterten.
„Ha no! Was ischt denn los?" frug man sich und hielt erschrocken Umschau. „Passiert" war, gottlob, nix! Bloß droben auf dem Bahnhofsturm stand der neue Gigantlautsprecher und sang „Du bist die Ruh!" von Schubert. G. G.

Der harte Schädel

Schulte Wörtelkamp wollte einen Ochsen schlachten. Der Großknecht brachte das Tier, am Halfter festhaltend, auf den Hof, wo der Dorfschlächter, der — nebenbei bemerkt — stark schielte, mit einem großen Vorschlaghammer bereit stand. Dann spie der in die Hände, schwang den großen Hammer und „Ha" schlug er zu. Der Ochse stand und rührte sich nicht. Noch einmal spie der Schlächter in die Hände und hieb mit verstärkter Kraft „Ha!". — Aber der Ochse stand immer noch. Als der Metzger zum drittenmal Anstalten machte, zuzuschlagen, rief der Knecht: „Haust du mi noch eenmal, dann lat ek den Ossen los."

Sachlichkeit

Meine Frau läßt die Küche vom Maler neu machen und, weil es in einem hingeht, auch einen gewissen Ort.
Als ich spät abends von einer Gesellschaft nach Hause komme und besagten Ort aufsuchen will, ist die Türe mit einem festen Strick verrammelt, der um eine Latte gewickelt ist.
Am Strick hängt ein Papptäfelchen, das mein Junge mit der Aufschrift versehen hatte:
„Gesperrt, weil frisch gestrichen. Filiale im Nachtkästchen!"

Die Verirrung / Von Ernst Handschuch

Wer tiefer sah, konnte spüren, daß der kleine gebückte Mann mit dem gelblichen zerknitterten Gesicht, der mit seinen Späßen so lebhaft die Wirtschaft unterhielt, litt. Ich, der Fremde, saß für mich allein seinem Tische gegenüber. Ein heftiger Regen hatte mich in das Lokal geführt und gezwungen, über die Zeit zu bleiben. Zuerst hatte ich in den Zeitungen, die herumlagen, geblättert und war so einigermaßen der Neugierde entgangen, die unverhohlen von allen Seiten über mich hereinbrach. Doch dann wurde auch ich von der bewegten und bewegenden Unterhaltung, die von dem Gelbgesichtigen ausging, unwiderstehlich erfaßt. Er, der seinen Tischgenossen an Verstand und Witz weit überlegen war, fühlte bald meine Teilnahme. Da ich aber fürchtete, er könne sich ihrer bedienen, um auch mich in die Unterhaltung einzubeziehen, befleißigte ich mich einer gewissen Zurückhaltung. Doch es dauerte nicht lange, als mich eine Bemerkung erneut aufhorchen ließ. Er richtete sie an seinen Nachbarn, einen dicken, behäbigen Menschen, dem er eine Stelle aus dem „Faust" vorgesprochen hatte, worüber dieser unbändig lachte. — „Ja, Peter, du lachst", sagte er traurig, „aber es ist schon so, man soll Schweine nicht vor die Perlen bringen." Der Angeredete, der einen neuen Witz witterte, lachte wiederum, und die übrige Gesellschaft fiel breit ein. „Adam, Adam", prustete er, „dich holt doch noch der Teufel, Prosit!" — Auch der Gelbe hob sein Glas und trank. Seine Haare, die pechschwarz waren, hingen ihm wirr in die Stirne, und seine Augen, dunkel und voller Wehmut, ruhten für die Zeit, da er trank, suchend auf mir. Der Regen hörte allmählich auf und ein großer Teil der Gäste ging fort. Der Rest, der blieb, scharte sich enger um Adam. Es wurde gesungen und musiziert, die Reden des Schwarzen aber strömten immer witziger und unaufhörlicher. Es war an der Zeit für mich aufzubrechen, doch ich beschloß zu bleiben und den Heimweg zu Fuß anzutreten. Auch der Wirt bemerkte jetzt meine Teilnahme und setzte sich breit und wichtig zu mir. Abwehrend fragte ich, ob ich etwas zu essen bekommen könnte, was mir sogleich ein verständnisvolles Lächeln des Schwarzen eintrug. Er erhob sich, machte eine leichte Verbeugung gegen mich hin und empfahl mir unter Worten der Entschuldigung ein Spezialgericht der Wirtsküche. Der Wirt konnte nun nicht gut nein sagen und ging kopfschüttelnd hinaus in die Küche. So waren wir also doch noch miteinander in Berührung gekommen, und für einen Augenblick dachte ich, ob es für mich nicht besser gewesen wäre, mit dem Zug zu fahren. Das Gericht wurde aufgetragen und mundete mir ausgezeichnet. Ich trank noch etliche Glas Wein, dieweil sich die Gaststube mehr und mehr leerte. Schließlich waren der Wirt, seine Tochter, der Schwarze und ich allein noch übriggeblieben. — Der Wirt hatte sich gleich, nachdem abgetragen war, an meinen Tisch gesetzt. Der Schwarze tat es eine Weile später. Man fragte nach meinem Woher und Wohin und war erstaunt, daß ich es wagte, in der Nacht noch einen solch weiten Weg zu gehen. Eigentlich war es nur noch der Wirt, der die Unterhaltung bestritt. Der Schwarze war, als ich das Städtchen genannt hatte, in dem ich wohnte, mit einem Male ganz still geworden. Die Stunde des Feierabends nahte, und es hieß aufbrechen. Der Schwarze erklärte mir, daß sein Haus ein gut Teil auf meinem Wege läge, und bat höflich, mich begleiten zu dürfen. Ich zahlte, verabschiedete mich und trat mit meinem Begleiter hinaus in die Nacht. Jetzt erst fand ich, daß er, ein Mann von mittleren Jahren, die Haltung und den Gang eines Greises hatte. Eine Zeitlang schritten wir schweigend dahin. Etliche Male strich er sich langsam über die schmalen Lippen, den dünnen Schnurrbart, öffnete den Mund, um tief und schmeckend zu atmen. Ich spürte, daß er sprechen wollte, und war erstaunt, als es ihm nicht gelang. — „Zu mir können Sie ruhig reden", half ich ihm, „wenn ich mich in der Wirtschaft vielleicht etwas abweisend verhielt, hatte dies seine besonderen Gründe." Er blieb stehen und lächelte müde. „Danke", sagte er still, „ich hab's wohl schon gespürt, daß Sie bald heraus hatten, wie's mit mir steht. Aber so ist nun mal die Welt, sagt ja zu ihr, dann heißt es schwimmen. Und ich muß schon recht ordentlich schwimmen; denn ich habe Frau und Kinder. Doch hin und wieder einmal muß man hinabtauchen, tief hinab, um so leichter schwimmt es sich dann wieder. Und wie ich hinabtauche, haben Sie ja heute abend erfahren. Aber einmal wäre ich bald für immer unten geblieben. In dem Städtchen war es, wohin Sie jetzt marschieren. — Viel' Kinder hab' ich, und hab' sie und auch meine Frau recht lieb. Mein Herz jedoch gehört woanders hin." Er schaute zum Himmel hinauf und nahm mich leicht beim Arm. „Sie erlauben", sagte er, „aber da ich es bislang nur mir selber hab' erzählt, war es immer so schwer. — Als ich zum erstenmal gewußt habe, was Liebe ist, war ich schon Soldat. Es war ein schmales dünnes Mädchen und eigentlich gar

Eines Kartoffeläckerleins Bitte an etwaige Diebe

Da liegt es am Weg,
Ganz ohne Geheg
Und reckt sein Gesicht
Ins himmlische Licht
Und betet mitunter
Die Wolke herunter
Und schwimmt in der Zeit in ständigem Bangen,
Und eine Schrift auf windschiefen Stangen
Tut kund: „Laßt diesen Acker im Frieden,
O bitte, denn auch dem ist beschieden,
Der ihn besitzt, ein bitteres Los.
Ich habe diesen einzigen bloß
Und bin seit drei Jahren arbeitslos."

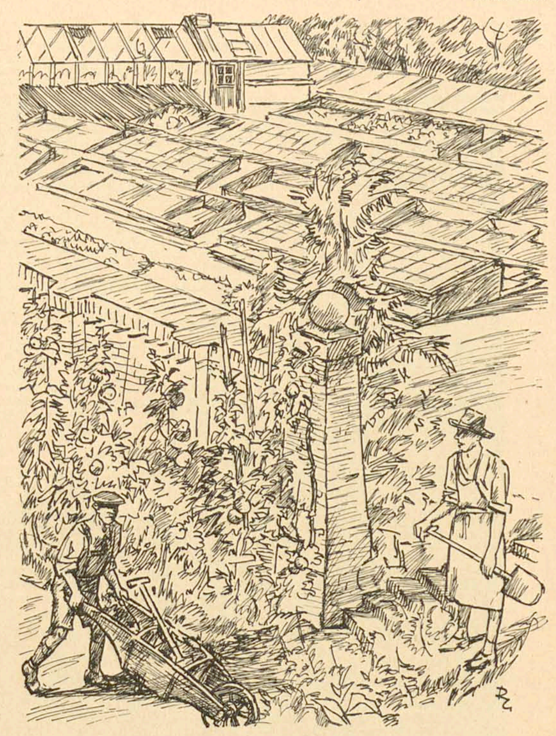
Wilhelm Schussen

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

nicht hübsch. Wir hatten uns gefunden, wie man sich schon so findet, und ich sage Ihnen offen, daß ich an etwas Ernsthaftes nicht dachte. Aber wie wir uns ein paarmal gesehen und gesprochen hatten, ist das ganz anders geworden. Ich kann nicht so recht sagen, wie es kam. Es ging von ihr aus. Sie war so still, so demütig und nur für mich da. Vielleicht waren es auch die Augen, wenn sie mich ansah. Dann spürte ich so recht, wie sie in mir und ich in ihr aufging. Ich war damals ein großer Schubbejack gewesen und hatte mehr als einmal im Kasten gesessen. Doch von der Zeit an, wo ich das Mädel hatte, war es damit stumpf aus. Manchmal ärgerte es mich, besonders wenn meine Kameraden mich hänselten, und ich wollte aufbegehren. Doch sowie ich sie sah, war es aus. So ging das fast zwei Jahre. Ich ging ab vom Militär und kam auf Montage nach Holland. Wir schrieben uns. Doch wie das nun einmal bei Menschen unserer Art ist, was wir uns schrieben, es glich sich fast immer. Wir wußten ja, daß wir uns lieb hatten, was sollten wir da schon viel schreiben? Kurz und gut, wie die Dinge nun schon laufen, eines schönen Tages hatten wir einander verloren. Ein Brief kam zurück an mich. Ich nahm's erst nicht schlimm, schob's auf die lange Bank, wartete. Als ich mich dann endlich bemühte, war es zu spät. Ich fand sie nicht mehr. Noch einige Jahre war ich im Ausland, hab' vieles erlebt und wieder vergessen. Gott, es war schön gewesen. Ich war jung und hatte meine Illusionen. Wer weiß, vielleicht war sie schon lange verheiratet und recht glücklich? — Ich kam zurück, lernte meine jetzige Frau kennen, heiratete, machte mich selbständig. Ich hatte Glück und bin leicht geschwommen. — Mein Ältester war vielleicht schon zwölf Jahre alt, als es plötzlich anders wurde. In Ihrem Städtchen war es, um die Fastnachtszeit. Wir waren eine muntere Gesellschaft, alles Kameraden aus einem Ort, und es wurde lustig gelebt. Lerne ich da nun auf einem Tanzvergnügen ein Mädchen kennen, blutjung und lieb, keine Schönheit, aber mit Augen, die es mir antaten. Weil der Teufel mich reitet, gebe ich mich als ledig aus, unterliege der Versuchung und fange mit dem jungen Ding ein Verhältnis an. Weiß Gott, heute könnte ich es nicht mehr sagen, was ich damals gedacht hab'. Aber wenn ich mir's recht überlege, war es die pure Eitelkeit von mir und nichts anderes. Nun bin ich fast jeden Sonntag hingekommen, und meine Frau, die wirklich nicht die gescheiteste ist, ist schon mißtrauisch geworden. Eines Sonntagnachmittags nimmt mich das Mädchen mit heim. Jetzt wäre es hoch an der Zeit gewesen, Schluß zu machen, aber ich tat es nicht. Es war ein schönes sauberes Haus, in das sie mich geführt. Ihre Schwester war da und ein jüngerer Bruder. Sie gibt mir Kaffee zu trinken, zeigt mir die Wohnung, ihr Weißzeug, erzählt mir, daß ihre Mutter früh gestorben und der Vater auswärts in Arbeit. Schließlich holt sie ein Photographiealbum, dick, schwarz und mit Messing beschlagen, um mir ihre Angehörigen und Verwandten zu zeigen. Sie schlägt es auf und zeigt mir als erstes das Brautbild ihrer Eltern. Wie ich das sehe, setzt mir das Herz aus mit einem Schlag. Die Stube fängt an, sich zu drehen, und es war gut, daß ich gesessen hab'. Denn die Braut, ihre Mutter, war das Mädchen, das ich als Soldat geliebt hatte. Mit aller Gewalt reiße ich mich zusammen, und es hilft mir, daß sie gleich umblättert. — Noch viele Bilder hat sie mir gezeigt und erklärt. Ich jedoch hab' nur noch genickt und daran gedacht, wie ich bald fortkomme. Und wieder hat sie von ihrer Mutter gesprochen und es bedauert, daß sie so früh hat sterben müssen, wo sie doch voneinander nichts gehabt hatten. — Mir aber ist alles geschwommen vor den Augen, und in den Ohren hat's gebraust und geklopft, und ich war tief im Wasser. Ganz unten war ich, ganz unten. — Ich wußte ja von Anfang, daß die Strafe nicht ausbleibt, doch so hart hatte ich sie mir nicht vorgestellt. Oh, war das bitter. Und es war doch nur eine Spielerei gewesen mit dem Mädchen, und ich hatte dann das Ende nicht finden können. — Lieber Herr", seufzte er schwer, „Sie wissen den Weg, den Sie jetzt noch zu gehen haben. Er ist lang; aber so lang, wie er für mich damals geworden ist, kann er für Sie niemals werden. Und wenn ich es recht bedenke, hat er für mich niemals wieder aufgehört. — Ich hab' das Städtchen nicht wieder betreten, auch das Mädchen hab' ich nicht mehr gesehen. Auch hab' ich wieder schwimmen gelernt, schwer und mühselig. Aber hin und wieder muß ich untertauchen, sonst hat es mit der Schwimmerei ein Ende. Wenn ich dann wieder heraufkomme, geht es leichter. — Wissen Sie, was die Leute hier morgen sagen? — ‚Ei, war der Adam wieder besoffen und in Fahrt.' — Ja, wenn die wüßten . . . Doch ich bin schon viel zu weit mit Ihnen gelaufen. Kommen Sie gut heim, gute Nacht . . ." — Er blieb stehen und strich mir über den Arm. Es war eine müde lederne Hand, die er mir gab. Schwarz und still lag die Landschaft, die ihn aufnahm.

Ein Philosoph

(Richard Graef)



„Müass'n, sagst du, Seppl? Koa Mensch muaß müass'n, außer er muaß amol."

Lieber Simplicissimus!

In einer Kunst und Musik liebenden Gesellschaft wird von Volksliedern gesprochen. Ein Offizier der alten k. u. k. Armee nimmt eine Laute von der Wand und singt ein kroatisches Lied.
Alles lauscht auf: Ein fremdartiger, melancholischer Rhythmus, slawisches Idiom. Was ist das? Heimatklänge für einen Verbannten vielleicht. Wo kommt das her? Balkan, Orient, russische Steppe, Erdgeruch und Volksseele, alles tönt da hervor. Begeisterte Aufnahme: Welch eine Musik! Welch eine Sprache!
„Was heißt das eigentlich?"
„Ach, es ist ein Soldatenlied, das heißt weiter nichts."
„Aber irgend etwas muß es doch bedeuten!"
„Wenn Sie es durchaus wissen wollen: ‚Die Dalmatiner sind alle Trottel, weil sie grüne Aufschläge haben.' Und das wird dauernd wiederholt."

*

Fürsorgerin: Wie lang trinkt Ihr Mann schon?
Frau: Schon immer.
Fürsorgerin: Na, ungefähr; wieviel Jahre?
Frau: Ach, der war mit achtzehn Jahren schon immer blau.
Fürsorgerin: Und den Mann haben Sie geheiratet!
Frau: Ach, ick hatt' ja solche Angst vor det Aas.

Zum Thema Intellekt

Wer nie Gedanken zu Ende denkt,
wen Konsequenz erschreckt,
wer stets in die Richtung des Vordermanns schwenkt,
der schimpft auf den Intellekt.

Wer „unten" forsch für „oben" erklärt
und Rizinus für Konfekt,
wer möglichst gewundenen Umweg fährt,
der schimpft auf den Intellekt.

Wer, wenn es Rechenschaft geben heißt,
sich hinter „Schickung" versteckt,
wer „ja" und „nein" durcheinanderschmeißt,
der schimpft auf den Intellekt.

Wer aus garniertem Phrasenbrei
prompt mystischen Tiefsinn schmeckt,
wer Seele vermanscht in Gefühlsmeierei,
der schimpft auf den Intellekt. —

Wer seine Augen mittels Verband
zu künstlicher Blindheit zwingt,
der rennt mit dem Schädel gegen die Wand
und nennt das höhern Instinkt.

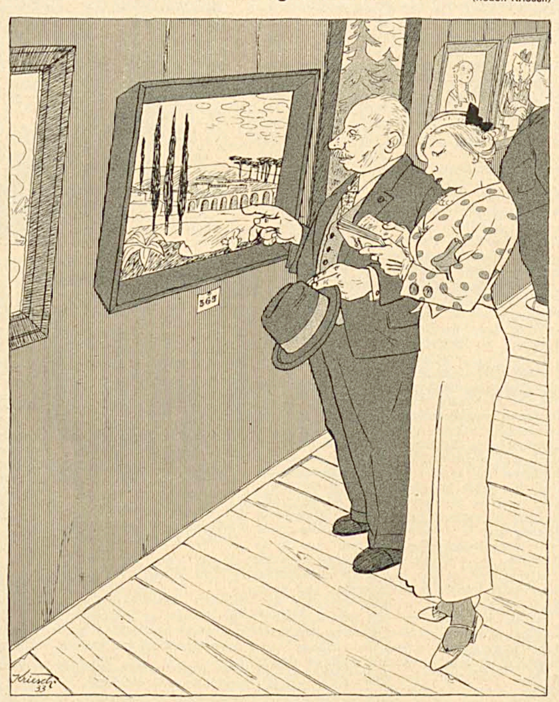
Walther C. F. Lierke

Das Genie vor der Tür / Von Robert Gehrke

Alltäglich kommen sie: Bittsteller, Lumpensammler, Musikanten, Händler, Werber und Hausierer. Von früh bis spät ist die Türklingel im Betrieb.
Manchmal ist es zum Tollwerden!
Aber — „Not kennt kein Gebot“, erklärte gestern ein bärtiger Hüne und hielt mir seine riesige Tatze hin.
„Sie haben mich in der Arbeit gestört!“ fuhr ich ihn barsch an.
„Ich bin arbeitslos“, entgegnete er sanft.
Da mußte ich schweigen.
Es war ein anständiger Kerl; er verschonte einen mit der Fabel von der kranken Frau und den sieben hungrigen Kindern. Er begnügte sich mit einer Stulle und wünschte mir beim Abgang ein herzliches „Glückauf!“ Friede sei mit ihm.
Bei dieser Gelegenheit muß der schwergeprüfte Verfasser gestehen, daß ihm unlängst eine Butterstulle durch die Einwurfsklappe „Briefe und Zeitungen“ zurückgegeben wurde. —
Dafür ein Lob den Bescheidenen!
„Armer alter Mann bittet um eine kleine Gabe.“
„Bin auf der Durchreise, hätten Sie vielleicht eine kleine . . .“
„Bitte um eine kleine Unterstützung, bin ausgesteuert.“
Immer heißt es: „kleine Gabe“, „kleine Unterstützung“.
Erschütternd! Dieser Mangel an Ausdruck, diese Hilflosigkeit. Händler und Hausierer. Auch unter diesen gibt es Artige und Unverschämte.
Man öffnet die Tür — und siehe da: ein fremder Mensch verbeugt sich formvollendet.
„Guten Tag, mein Herr. Darf ich Ihnen ein Stück Badeseife anbieten?“ Der nächste aber stellt einem gleich eine Ladung Bürsten und Wischtücher vor die Füße.
Es ist staunenswert, was alles offeriert wird! Obst, Gemüse und Lampenschirme, Heftpflaster, Schnürsenkel, Zwirn und Blumen, Kleinholz, Bohnerwachs, Vogelkäfige und seidene Strümpfe. Jüngst kam sogar jemand mit Quarkkäse.
Viele sind berufen — und nur wenige sind auserwählt. —
Von einem „Auserwählten“ soll berichtet sein.
Er klingelte zweimal. Ich eilte zur Tür, in dem Glauben, es sei mein Freund W. K., der ewige Student. Er war es nicht.
Vor mir stand, militärisch stramm, ein Mann besten Jahrganges. Unter dem Arm trug er eine Kiste, anscheinend eine ausrangierte Margarinekiste. Starr und stumm wie ein Laternenpfahl stand er da; fast hypnotisch blickte er mich an. Doch mir war's, als blitzte der Schalk hinter seinen Brillengläsern. Ein Kerl mit Humor also!
„Rührt Euch!“ sagte ich.
„Zu Befehl!“ platzte er heraus und setzte seine Kiste ab. (Dieser Mann mit der Stahldrahtbrille erinnerte mich lebhaft an meinen verschollenen Freund Gustav.)
„Was ist Euer Begehr?“
„Es sei mir vergönnt, Ihnen einige Katzenfelle vorzuführen“, gab er ernst Bescheid.
„Katzenfelle vorführen??“ (Das hatte ich wirklich noch nicht erlebt.) —
„Mit Ihrer Genehmigung, bitte!“
„Verfügen Sie!“ — Der Mann interessierte mich. —
Er klappte den Kistendeckel auf und brachte ein Bündel glänzender Felle zum Vorschein, helle und dunkle.
„Das wirksamste Mittel bei Rheumatismus!“ belehrte er mich.
„Woher wissen Sie, daß ich Rheumatiker bin?“
„Das sehe ich Ihnen an. Mit Verlaub.“
„Sie scherzen.“
„Scherze kann ich mir nicht leisten.“
Unbeirrt rühmte er die einzelnen Felle; er sprach von Sommer- und Winterfellen. Ich war perplex.
„Guter Freund“, sagte ich schließlich, „vielen Dank! Leider sind Ihre Bemühungen umsonst. Ich habe eine Abneigung gegen alle Felle. Übrigens will ich mein Leiden mit Atemgymnastik, Diät und Kräutertee kurieren!“
„Kräutertee? Da kann ich dienen!“ Und schon langte er in seine Kiste.
„Bedaure aufrichtig, bin versorgt.“
„Sie sind Zigarettenraucher!“ überführte er mich. „Zündholzschachteln in den Taschen zu haben, ist lästig und eines Gentlemans unwürdig. Ich werde Ihnen sofort ein kleines, hochfeines Patentfeuerzeug vorführen! Bequem in der Westentasche zu tragen.“ Dabei kramte er selbstbewußt in seiner mysteriösen Kiste.
Katzenfelle, Kräutertee, Feuerzeuge . . . Der Mensch hatte alles in seiner Kiste. Es sollte mich nicht wundern, wenn er jetzt eine Landkarte von Sachsen hervorbrächte!
Ich mußte abwehren.
„Schön“, sagte er zum Schluß. „Ich komme nach dem Ersten wieder. Dann mache ich mit Ihnen bestimmt ein Geschäft!“
Wohlwollend nickte ich ihm zu. (Ich bin neugierig, was er mir nach dem Ersten alles „vorführen“ wird.) Die Hand bereits an der Klinke, wünschte ich ihm inzwischen besten Erfolg.
„Noch einen Augenblick!“ bat er zwingend. „Weil Sie mir so ausnehmend Beachtung schenkten, möchte ich Ihren Kopf skizzieren. Schauen Sie bitte seitwärts. Dank!“
Zeichenblock und Stift in Händen, saß er patriarchalisch auf der hochgestellten Kiste.
„Sie haben ein klassisches Profil!“
Nach wenigen Minuten überreichte er mir mit Hackenkrach das Blatt. Ich war verblüfft.
„Was bin ich schuldig?“
„Fünfzig Pfennig, wenn Sie wollen. — Danke gehorsamst!“ Er blickte zu Boden.
„Ich hätte noch eine letzte Bitte: Singen Sie mir ein Lied, irgendein Lied!“ Beschwörend hob er die Hände.
„Ich höre so leidenschaftlich gern Gesang. Bitte, singen Sie!“
„Woher wissen Sie, daß ich zufällig singen kann?“
„Ich habe Sie schon früher einmal singen gehört. Damals wagte ich nicht zu läuten. — Singen Sie!“
Da trat ich einen Schritt in den Korridor zurück — und sang. Ich sang ein Lied von inniger Liebe und stetem Gutsein. Es war ein kleines, dummes Lied.
„Ich danke Ihnen!“
„Gehabt Euch wohl“, sagte ich, und schloß die Tür. Ein wenig beschämt lief ich raschen Schrittes nach meinem Mietzimmer. Bereit einzutreten, hörte ich drüben die Klingel schellen. Der Kistenmann sprach also jetzt bei Dr. Vischer vor. Sacht schlich ich wieder zurück — und äugte durch den „Spion“. Drüben ging die Tür auf. Das Dienstmädchen.
„Ich habe hier eben gesungen“, sagte der Brillenkorporal. „Bitten Sie den Herrn Doktor um eine Zuwendung für mich. . . . Brotloser Bühnenkünstler!“
Der Doktor kam persönlich und reichte ein Geldstück.
„Mein Kompliment, Sie haben Stimme — große Stimme. Ein Genie!“
„Genie ist Fleiß“, meinte der Türsteher bescheiden.
Dann knallte Hackenschlag.

Der Katalog als Retter

(Rudolf Kriesch)

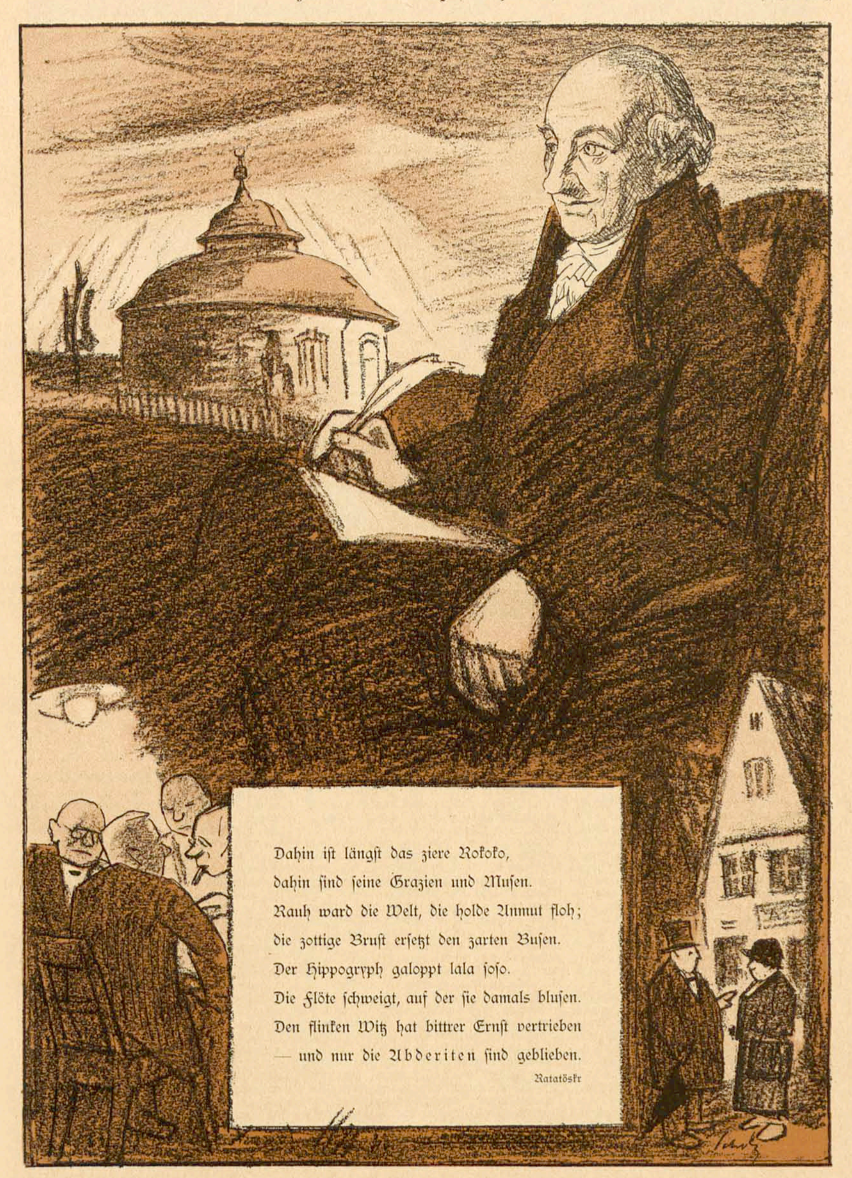


„Siehste, ich hab's ja gleich gesagt, die Landschaft ist nicht in Italien, sondern in Tempera.“

Christoph Martin Wieland

zum 200. Geburtstag (5. September)

(Wilhelm Schulz)



Die ideale Gattin

(Paul Scheurich)



„Ehen werden im Himmel geschlossen, Kind; uns bleibt es nur vorbehalten, festzustellen, ob Er Geld hat."

FRITPICKS REPORTAGE

Sachverständige tagen

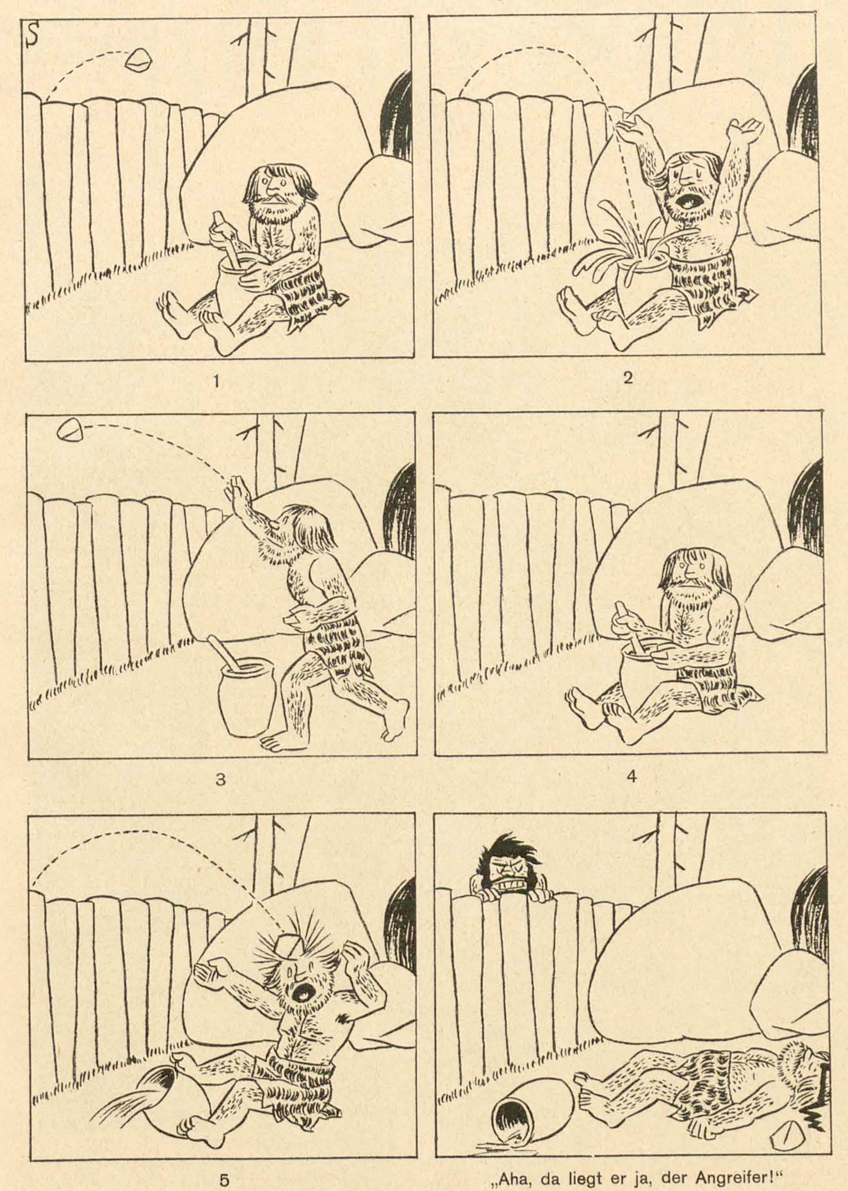
Anfang September 1933

Ich habe an einer Konferenz teilgenommen, an einer sehr wichtigen Konferenz. Es ging zwar nicht um allerhöchste Politik, um Millimeterdurchmesser von Geschützrohren, um Opiumproduktion in einer unaussprechlichen Provinz Chinas, aber immerhin, die Konferenz konnte sich sehen lassen. Sie tagte nicht in London oder Paris, in Genf oder im Haag, den üblichen Lieblingsplätzen für Konferenzen, nein, sie tagte in einer Stadt der deutschen Rheinpfalz. Internationale Journalisten, die alles schnell nach Montevideo oder Kapstadt hätten kabeln oder telephonieren können, waren nicht anwesend.
Ich will auch nicht sagen, daß die Teilnehmer an der Konferenz um einen grünen Tisch saßen, und das war gut so, denn sonst hätte das grüne Tischtuch Flecke bekommen. Es war nämlich eine sehr feuchte Konferenz. Die Herren saßen an Holztischen, und Männer gingen ab und zu und schenkten Wein in Gläser. Weil es aber doch eine richtige Konferenz war, notierten die Herren manches und schrieben Zahlen auf Papier. Die Zahlen hätte man ruhig in alle Welt telephonieren können, weil Zahlen bekanntlich beweisen. Hin und wieder nahmen die Herren ein Schlückchen von den Weinen und machten ernste und wichtige Gesichter, wie es sich für richtige Konferenzteilnehmer geziemt.
Es stellte sich aber heraus, daß der Wein nicht zur Erfrischung gereicht wurde, um hohen Gedankenflug zu beflügeln, sondern daß er die Hauptsache war, wie etwa manchmal bei Besprechungen die Mandschurei oder der Dollarkurs oder Flugzeugmutterschiffe nebst ihren Verwandten. Also, es ging um den Wein, um den Pfalzwein, und es sollte sein Kurs festgestellt werden, denn es war eine der großen Weinproben, wie sie alljährlich zur Herbstzeit in der Pfalz stattfinden.
Nun könnte einer denken, das sei wie ein abendlicher Stammtisch oder ein Frühschoppen. Ach nein, auch so eine Konferenz ist kein Vergnügen, sondern Arbeit. Damit es aber durchaus kein Vergnügen wird, trinken die Prüfer den Prüfling gar nicht, denn sonst würden die Herren bald sehr lustig werden und anfangen zu singen. Hierdurch aber würde der Konferenzcharakter leicht verlorengehen.
Nur ein Schlückchen nehmen die Herren in den Mund, rühren darin mit der Zunge herum, gurgeln, lassen es hin und her laufen, machen sodann mit ihm Kaskaden und Springbrunnen wie im Park von Versailles. Die Zungen aber, mit denen sie solches zuwege bringen, nennt man Weinzungen.
Diese Herren müssen wahre Heroen der Selbstüberwindung sein, denn sie handeln nach der Vorschrift: wenn es am besten schmeckt, soll man aufhören. Alles mögliche machen sie mit dem Wein, nur trinken tun sie ihn nicht. Gerade in dem Moment, wo er am besten schmecken würde, stoppen sie ab. Sie spucken ihn aus, als sei ihnen etwas Unrechtes in die Gurgel gekommen. So stark, so charaktervoll sind diese Männer! Direkt am Tor des Paradieses kehren sie um. Immer aufs neue müssen sie die Prüfung der Enthaltsamkeit bestehen; aber ich glaube, manchmal mogeln sie doch.
Mir wurde gestattet, an der Weinprobe teilzunehmen, aber es zeigte sich, daß ich nicht so charakterfest bin. Ich gurgelte auch und machte ein ernstes, fachmännisches Gesicht, doch im letzten Moment versagte mir die Weinzunge, und ich vergaß die Bremse zu ziehen. Deshalb habe ich nachher in einigen Liedern das Lob des deutschen Weines gesungen, doch das gehörte schon nicht mehr zum offiziellen Teil.

Fritpick

Definition des Angreifers

(E. Schilling)



1 2 3 4 5

„Aha, da liegt er ja, der Angreifer!“

Landsleute in Rußland

(E. Thöny)



„Bist du hungrig, Alexej Alexandrowitsch?“ – „Abbär, Brüderchen, bin ich doch nicht deutscher Bauer!“

München, 10. September 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 24

SIMPLICISSIMUS

Tennis-Turnier in Baden-Baden

(E. Thöny)



„Weshalb heißen Sie denn die Spieler immer ‚Rouge' und ‚Noir'?" — „Ach Gott, ich übe mich eben schon im Setzen bei der Spielbank."

KOEPFE

(O. Gulbransson)



Bernhard Bleeker, der Bildhauer vieler Köpfe, stolpert über eine Fuge von Johann Sebastian Bach.

Das Surrogat

Von Ratatöskr

Worüber könnt' ich heute harpfen,
ich alter und bemooster Karpfen?
Verdrossen paddle ich und stumm
in meinem quasi Teich herum.

Wär' wenigstens ein Hecht zugegen,
mich psychophysisch anzuregen!
Er wirkte, wenn auch noch so klein,
schon bloß durch sein Vorhandensein.

Soll ich das Manko schlapp beweinen?
Nein — hat man keinen, macht man einen,
den man herbeizuführen hopft,
indem man seine Pfeife stopft,

ein Hölzchen streicht, das vorn beschwebelt,
und den Tabak zu Rauch vernebelt,
bis durch Beharrlichkeit und List
der Pseudo-Hecht entstanden ist.

— Und führt nun wirklich auch zum Zwecke
dies Surrogat da an der Decke? . . .
Ich hab' es eben ausgeprobt
und mich, so scheint's, zu früh gelobt.

Es stinkt in Oldenstedt

Von Joachim Barckhausen

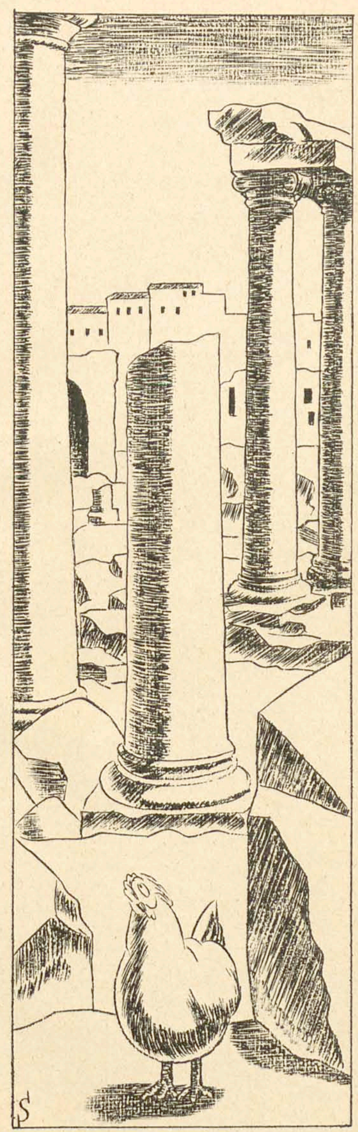
Die Bewohner von Oldenstedt lebten still und verträglich hinter ihrem Elbdeich. Aber dann kam Beere in das kleine Fischerdorf und mit ihm die Industrialisierung. Da wurde es sofort anders.
Beeres Industrie nannte sich „Krabbentrocknerei". Er wollte die getrockneten Krabben als Hühnerfutter an die Farmen des Hinterlandes verkaufen und auf diese Weise alles Geld, das er in einigen anderen, ebenso neuartigen Industrien verloren hatte, zurückverdienen. Das Inventar des Industriellen bestand aus einem Möbelwagen, gefüllt mit bescheidenem Hausrat, seiner Frau und einem ausrangierten Schleppkahn, den er in den kleinen Fischereihafen legte. So klein Beeres Industrie auch war, so hatte sie doch, gemessen an der Größe Oldenstedts, die gleiche Wirkung, als wenn man etwa die Leunawerke nach Potsdam verlegen würde. Denn als Beere ein Dutzend Erwerbslose für die Trocknung anwarb, verminderte sich die Arbeitslosigkeit im Dorf sogleich um die Hälfte. Auch Frau Diekmanns Gemüseladen an der Ecke erlebte einen fühlbaren Aufschwung durch die Einkäufe der Frau Beere. So empfand die Gemeinde den Einzug Beeres zunächst als ein freudiges Ereignis.

Alles ging gut bis zu dem Tage, da der Wind nach Osten umsprang. Mit dem Ostwind nämlich wehte ein seltsamer Geruch über Oldenstedt dahin. Genauer gesagt, es war schon mehr ein grauenhafter Gestank. Er kam aus der Richtung des Fischereihafens, wo Beere, eine Pfeife zwischen den Zähnen, auf dem Kahn stand und das Rösten der Krabben über erhitzten Eisenblechen beaufsichtigte. Es war aber nicht Beeres Pfeife, die so stank. Nein, es roch ausgesprochen und eindeutig nach Fisch. Daß es in Fischerdörfern nach Fisch riecht, wird niemanden kränken. Aber der Gestank von zwanzig Zentnern Krabben, die, von gewaltiger Hitze geplagt, all ihre Säfte in die Atmosphäre hinauf verdampfen lassen, ist selbst für diese Gegenden etwas Ungewöhnliches. Beeres Gestank war ungeheuer. Er war sogar sichtbar und schwebte als grau-grüne Wolke über den Dächern von Oldenstedt.
Die zwölf Arbeitslosen, die bei der Industrialisierung leer ausgegangen waren, merkten es zuerst, denn sie hatten am meisten Zeit zu meteorologischen Studien. Sie begannen auf Beere zu schimpfen. Warum hatte er nicht sie eingestellt, sondern gerade die anderen zwölf? Aber Arbeitslose haben wenig Möglichkeiten, ihre Meinungen und Ansprüche durchzusetzen. Viel schwerwiegender war schon, daß auch der Gastwirt Donner den Geruch bemerkte.
Bei Donner saß an diesem Tage ein Gast. Es war ein naturliebender Oberlehrer, der sich bei einer Deichwanderung nach Oldenstedt verlaufen hatte. Er verbreitete sich bei einem Glas Grog über die landschaftlichen Reize des Ortes und erwog, ob er nicht mit seiner Familie die Sommerferien hier verbringen solle. Donner sah im Geiste auf seinem Hause bereits ein zweites Stockwerk mit drei bis vier Fremdenzimmern und „Kleine Badepreise". Da erreichte die grau-grüne Wolke Donners Gastwirtschaft. Der Fremde sagte nur: „Ffui Deibel!" und verlangte die Rechnung.
Nun hatte Donner schon immer eine kleine Wut auf Beere, weil dieser sein Glas Bier nicht bei ihm, sondern beim Gastwirt Allmers zu trinken pflegte. Das war auch wirklich unrecht von Beere gehandelt. Er hätte sich doch sagen müssen, daß Allmers, der außerhalb der Windrichtung wohnte, nun sowohl die frische Luft als auch die Einnahmen hatte, während sich Donner ausschließlich mit dem Gestank begnügen mußte.
Donner unterbreitete die Geschichte von den Sommergästen, die durch Beeres Gestank vertrieben waren, allen Leuten. Und obwohl die Oldenstedter bis dahin auch im Traum noch nicht daran gedacht hatten, ihr Dorf könne einmal ein Badeort werden, sprach die Lehrerwitwe Piek am nächsten Tage bereits von einer „eklatanten Schädigung der Kursaison". Die Piek hatte, nebenbei bemerkt, einmal vergebens gehofft, ihre Wohnung an Beere zu vermieten. Nachdem Donner sich noch der Unterstützung der anderen Gemüsefrau und der zurückgesetzten zwölf Arbeitslosen versichert hatte, ging er zum Gemeindevorsteher und verlangte schlankweg die Stillegung der Krabbentrocknerei. Aber der Vorsteher erklärte, für eine solche Maßnahme müsse erst ein triftiger Grund gefunden werden. Donner ging, unbeugsam entschlossen, diesen Grund zu finden.
Nach einigen Tagen erfuhr man im Dorf, daß Fräulein Liese Donner erkrankt sei. Sie litt unter andauernder Übelkeit und häufigem Erbrechen. Es hieß auch, daß Beeres Pestgestank der Anlaß ihres Leidens sei. Herr Donner begab sich mit einem diesbezüglichen ärztlichen Attest mehrmals zum Rechtsanwalt und zum Amtsgericht und tat sehr geheimnisvoll. Jetzt würde etwas geschehen, sagte er.
Es geschah aber vorläufig nichts, da der Wind wieder nach Westen umschlug. Alle Feindschaften schienen begraben. Donner und Beere grüßten sich sogar auf der

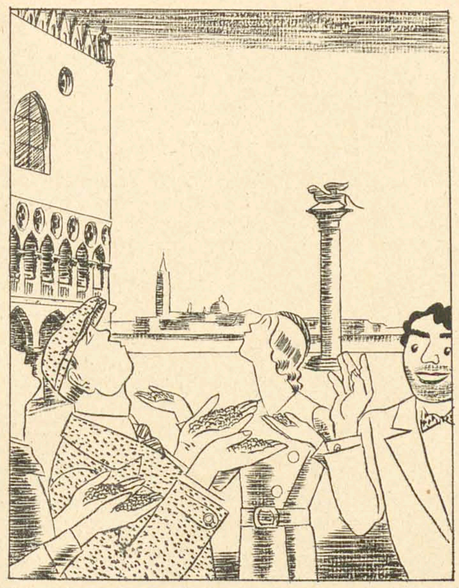
(Fortsetzung auf Seite 281)

Weltgeflügel-Kongreß in Rom

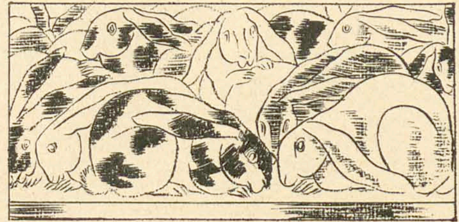
(E. Schilling)



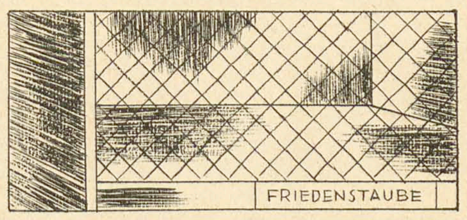
„So ein Kongreß hat doch auch seinen Vorteil. Auf diese Weise kommt unsereiner auch einmal von Feldmoching nach Rom.“



„Nix Tauben, tutte a Roma!“



„Das ist das Schicksal von uns kleinen Nationen: man rechnet uns nicht zum Wildbret und nicht zum Geflügel.“



Diese Abteilung konnte nicht beschickt werden — das Ei liegt noch im Genfer Brutkasten.

Am südlichen Strand

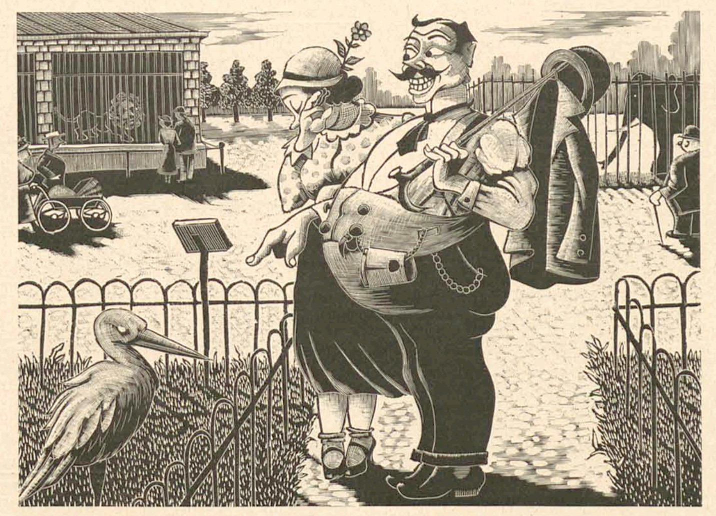
(Marcello Dudovich)



„Von einer Badesaison ewig der anderen nachreisen müssen — so wird der arme Mensch von den Unbilden des Klimas über die Erde gehetzt!"

Ausrede

(O. Nückel)



„Das ist nun vielleicht gerade der Storch, der uns Zwillinge bringen wollte, und ausgerechnet den haben se eingesperrt!"

(Fortsetzung von Seite 278)

Straße. Wobei Beere allerdings nicht wußte, daß Donner eine einstweilige Verfügung in der Tasche trug. Als nach einigen Tagen erneut Ostwind einsetzte, schleuderte Donner diese Verfügung wie einen furchtbaren Blitz gegen die Krabbentrocknerei. Der schwitzende Landjäger erschien auf seinem Rade am Schleppkahn und ordnete auf Grund einer soeben eingelaufenen Beschwerde die Einstellung des Betriebes an. Die Beschwerde stammte von Donner, dessen Tochter wieder Übelkeit verspürte.

Beere ließ den Kessel löschen, fing aber am nächsten Morgen wieder an zu trocknen. Prompt erschien abermals der Landjäger mit einer neuen Beschwerde. So ging das einige Tage hin und her. Beere mußte seinen Kessel abwechselnd anheizen und auslöschen, Fräulein Donners Übelkeiten fanden sozusagen in aller Öffentlichkeit statt, und der geplagte Landjäger kam gar nicht mehr vom Rade herunter.

Während Donners so auf Biegen und Erbrechen gegen die Industrie kämpften, schlug die Gegenseite beim Gastwirt Allmers ihr Hauptquartier auf. Eines Abends nun, nachdem der Ostwind die Gemüter Oldenstedts wieder bis zur Siedehitze erregt hatte, fiel hier ein folgenschweres Wort. Nach der sechsten von Beere gespendeten Lage Bier äußerte Heini Bock klipp und klar, nach seiner Meinung hätten die Übelkeiten Fräulein Lieses ganz andere Ursachen. Sowas käme vor, vielleicht könne Fritz Lührs über den Fall Liese Donner genauere Auskunft geben.

Fritz Lührs erfuhr natürlich von dieser Äußerung, und am nächsten Abend schlugen er und Heini Bock sich die Köpfe blutig. Jakob Coop seinerseits, der mit Liese Donner versprochen war, sagte, er glaube dem Bock, dem dreckigen Hund, zwar kein Wort, sah sich aber trotzdem veranlaßt, die Verlobung aufzulösen. Was weniger für die Verlobten als für die beiderseitigen Eltern ein schwerer Schlag war, denn nun konnte natürlich die geplante Flurbereinigung zwischen den beiden Höfen nicht vorgenommen werden. Endlich strengte Donner noch eine Beleidigungsklage wegen übler Nachrede gegen Heini Bock an, und dieser wurde zu einer Geldbuße verurteilt. An der Schlägerei, die nach der Gerichtsverhandlung stattfand, waren auch die zwölf Arbeitslosen und die zwölf Industriearbeiter in hervorragender Weise beteiligt. Der Landjäger konnte die Kämpfenden erst trennen, nachdem er ins Nachbardorf geradelt war, um Verstärkung zu holen.

Jetzt griff das Landratsamt ein. Aber zwischen Landrat und Gemeindevorsteher klaffte ein Abgrund weltanschaulicher Natur, etwa in der Breite von drei bis vier politischen Parteien. Und da der Vorsteher jetzt ganz eindeutig gegen die Trocknung eingenommen war — weil nämlich seine Frau sich über Frau Beere aufgeregt hatte, die alle Oldenstedterinnen an Eleganz weit übertraf —, setzte sich der Landrat für die Industrie ein. Und so bewährte sich der Parlamentarismus wieder glänzend, indem nichts entschieden wurde.

Unter dem Ostwind, der in diesem Sommer beharrlich weiterblies, hatte am meisten Fräulein Donner zu leiden. Denn es geht wirklich über die Kraft eines Menschen, wenn ihm fünfmal in der Woche übel werden muß. Eines Tages also trat Liese in den Streik, und ihrem Vater blieb nichts anderes übrig, als sie auf Reisen zu schicken. Sie fuhr zur Erholung ins Bad, und Beere sollte die Kurkosten tragen. Als er sich weigerte, wurde die Gesundheitspolizei zur Entscheidung aufgerufen.

Jetzt holte Beeres Partei zum Gegenschlage aus. Zur allgemeinen Überraschung ergab es sich, daß einer von Beeres Arbeitern früher an Asthma gelitten hatte. Aber seit er auf dem Schleppkahn arbeitete, war sein Leiden völlig verschwunden. Auch diese wunderbare Heilung wurde durch ärztliches Attest belegt, und nun hatte die Industriepartei eine neue Parole: Der Gestank war nicht nur nicht gesundheitsschädlich, sondern er übte im Gegenteil eine außerordentliche Heilwirkung aus! — Angesichts dieser Widersprüche konnte sich die Gesundheitsbehörde durchaus nicht schlüssig werden. Dafür aber warfen sich die beiden von den streitenden Parteien zugezogenen Ärzte im Laufe der Verhandlungen derartige Ungeheuerlichkeiten an den Kopf, daß die Sache noch ein Nachspiel vor der Ärztekammer hatte.

Herr Donner hatte sich wohl oder übel mit der Tatsache abfinden müssen, daß seine Tochter nun auf eigene Kosten am Strand von Norderney spazieren ging, und daß Beere fröhlich weiter seine Krabben trocknete. Nicht so leicht aber fand er sich mit dem Triumpf seines Konkurrenten Allmers ab, dessen Gaststube jetzt von morgens bis abends voll war, während er selber fast gar keine Kundschaft mehr hatte.

Dem Allmers ging es scheinbar zu gut. Eines Morgens, als der Wind wieder von Osten blies, machte er sich fein und ging zur Konkurrenz. Donner traute seinen Augen nicht, als Allmers eintrat und harmlos, als wäre nichts geschehen, ein Glas Bier bestellte. Erst prüfte er mißtrauisch, ob Donner das Glas auch ordnungsgemäß bis zum Aichstrich vollgeschenkt hatte, dann stand er auf und öffnete das Fenster. Donner bekam sofort einen gutgelungenen Hustenanfall, aber auf Allmers machte das gar keinen Eindruck. Im Gegenteil, er öffnete seine Jacke, stellte sich in Positur und atmete in vollen Zügen die grau-grüne Wolke ein, die ins Zimmer

strömte. „Ich habe Asthma", sagte er, „da wollte ich mal ein bißchen von dem guten Geruch atmen, den man bei dir hat!"
Donner biß vor Wut beinahe das Mundstück seiner Pfeife ab. Dann meinte er, mit einem Blick auf den Zollbeamten, der in der Ecke auf dem Sofa saß und seine Zeitung las: „Na ja, d u bist ja Gestank gewöhnt!"
„Ich? Ich hab' doch ne andere Windrichtung. Was soll denn bei mir stinken?"
„Der geschmuggelte Rum!" sagte Donner freundlich und begann Gläser zu spülen. Allmers ging. Draußen spuckte er auf den Abtreter, den das Wort „Herzlich willkommen" zierte.
Aber Donner hatte eine Lawine ins Rollen gebracht, die ihn selber unter sich begraben sollte. Denn der Zollbeamte, der alles gehört hatte, mußte pflichtgemäß der Sache nachgehen. Und schließlich kam zutage, was alle Oldenstedter schon längst gewußt hatten: Daß nämlich nicht nur Allmers, sondern auch Donner gelegentlich gern ein paar Flaschen Rum aus dem Freihafen hinter ihre Theke schmuggelten. Ein Strafverfahren wurde gegen die Gastwirte eröffnet, und der Gemeindevorsteher, der in durchaus freundlicher Absicht in die Verhandlungen eingreifen wollte, stolperte in der Hitze des Gefechtes über eine Zeugenaussage, und wurde in eine peinliche Affäre verwickelt, die die Gemeindefinanzen betraf.
Nun gab es überhaupt kein Halten mehr. Der Ostwind brachte alles an den Tag, und die grau-grüne Wolke, die über dem Dorfe schwebte, vergiftete die Herzen und Hirne der Oldenstedter. Ein Prozeß löste den anderen ab, und als der Sommer zu Ende ging, wehte der Ostwind über ein Schlachtfeld, das bedeckt war mit Verwundeten und Toten. Es ist gar nicht abzusehen, was noch aus Oldenstedt geworden wäre, wenn nicht endlich auch Beere, den Hauptschuldigen, sein Schicksal ereilt hätte. Eines Tages nämlich blieben die Bestellungen auf Hühnerfutter aus. Seine Kunden schrieben, die mit Beeres Produkten gefütterten Hühner legten Eier, die abscheulich nach Fisch stänken und ungenießbar seien. Beere zog als vernünftiger Mann die Konsequenzen, legte seine Trocknung still und zog an einen anderen Ort, um es mit einer neuen Industrie zu versuchen.
Die Luft in Oldenstedt war nun wieder rein, und die Winde konnten blasen, woher sie wollten. Nur die unter der grau-grünen Wolke ausgebrüteten Prozesse liefen weiter durch die Instanzen, sich nach allen Seiten ausbreitend, wie die Wellenkreise, die ein ins Wasser geworfener Stein zieht. Und vor dem Eichenwäldchen saßen nun wieder vierundzwanzig Arbeitslose. Ihre Nasen spürten nichts mehr von Fischgestank, und das freute sie. Aber daß sie jetzt die Fische weder in ihren Nasen noch in ihren Mägen hatten, das war das Traurigste an der ganzen Geschichte!

Die Heimkehr des möblierten Herrn

Von Herbert Hippel

Er schlendert durch bekannte Straßen, leicht befangen;
ihm ist, als würde er die Stadt zum ersten Male sehn.
Wie schnell, denkt er, sind bloß die Ferien vergangen.
Er läuft und staunt. An jeder Kreuzung bleibt er ängstlich stehn.

Und schließlich fährt er mit dem Autobus nach Hause.
Die Straße, merkt er, ist kein Feldweg. Und die Stadt kein Wald . . .
Er steigt vier Treppen hoch. Und läutet bei Frau Krause.
Hier wohnt er. Seine Wirtin mustert ihn durch einen Spalt.

„Ich brauche nichts!" sagt sie und schließt die Türe wieder.
Er lacht verdutzt und denkt betrübt: sie hat mich nicht erkannt.
„Frau Krause," ruft er, „ich bin's doch! Ihr Untermieter . . ."
„Weiß Gott — natürlich," staunt sie, „Sie sind aber braungebrannt!"

In seiner Stube steht ein Sträußchen auf dem Tische.
Die Wirtin droht: „Das hat ein Fräulein heute früh gebracht."
„Es riecht hier nicht," meint er, „wie in der Sommerfrische!"
Dann zeigt er nach dem Schrank und fragt: „Wer hat denn das gemacht?"

In seiner Vorratskammer hat man eingebrochen.
„Es war noch Butter drin!" spricht er. „Und Wurst. Und ein Stück Aal . . ."
Die Wirtin nickt: „Im ganzen Haus hat man's gerochen!"
Er muß versprechen, daß er sich das merkt fürs nächstemal.

„Ist sonst noch was passiert?" fragt er und packt indessen
den Koffer aus. Frau Krause meint: „Ich wüßte weiter nichts!"
„Doch," fällt's ihr plötzlich ein, „das hätt ich bald vergessen:
ein Mann war dreimal da. Er kam im Auftrag des Gerichts."

„Ach," seufzt der Untermieter, „wenn am letzten Tage
ich doch beim Baden in der Ostsee noch ertrunken wär!"
„Nur Mut, mein Herr," bemerkt Frau Krause auf die Klage,
„den meisten Menschen fällt der Übergang zum Alltag schwer!"

Gebrannter Kaffee

Herr Goldenhaupt, Kaffeeimporteur aus Bremen, erzählt. „Ich habe jetzt eine eigene Rösterei in Betrieb", sagt er, „die besteht aus einer einzigen automatisch wirkenden Maschine. Vorn werden wahllos die rohen Bohnen eingeschüttet, hinten kommen sie, nach vier Größenkategorien getrennt und genau richtig goldbraun geröstet, wieder heraus."
„Das ist eine unzulängliche Maschine", schüttelt Luthan, Kaffeeimporteur aus Hamburg, den Kopf, „ich habe in meiner Rösterei eine Einrichtung, die sortiert und mischt den Rohkaffee, röstet ihn, verpackt ihn in luftdicht abgeschlossene Pakete und drückt auf jedes Paket den Datumstempel."
„Aber, meine Herren", zuckt da Herr Müller, Plantagenleiter aus Santos, die Achsel, „ich hätte nie geglaubt, daß Sie hier noch so rückständig sind. Wir in Santos haben eine Maschine, da schütten wir vorn den Kaffee, wie er von der Plantage kommt, hinein; in der Mitte wird er sortiert, geröstet, glasiert, kontrolliert, gestempelt und verpackt, und hinten kommt er, bereits zu Asche verbrannt, wieder heraus."

Hans Riebau

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Tratsch

(Schondorff)



„Wissen S', Frau Daxinger, i bi koane, die wo d' Leut' gern ausricht'; aber Schlechtigkeiten ko i mir halt am besten merka.“

Der Lügner

Von Werner Schmidt-Pretoria

Als, am frühen Morgen bereits, ein wolliger Negerkopf an der zerschlissenen Gazetür unserer Station auftauchte und uns, grinsend und gurgelnd, auf eine weiße, in das gespaltene Ende seines Stockes geklemmte Einladungskarte aufmerksam machte, da wußten wir schon, daß Fency wieder einmal das Bedürfnis empfand, uns etwas vorzulügen.
Und doch — mit innerer Freude sogar — streckten wir am Abend unsere Beine unter seinen zerborstenen Tisch. Wir liebten es ja, seine amüsanten Geschichten anzuhören, die untadelig und logisch aufgebaut waren wie die Beweisführung eines Kongruenzsatzes, und die er selbst erlebt zu haben vorgab.
An diesem Abend machten wir in seinen Erzählungen die ehrende und ausgiebige Bekanntschaft mit seinem bisher noch niemals erwähnten treuesten Freunde, dem König von Transjordanien, der mehrmalige umständliche Reisen nach Afrika nicht gescheut hatte, um seinen „Bruder“ Fency zu besuchen und dessen Rat in wichtigen Regierungsgeschäften zu erbitten. Aber schon kurz nach Mitternacht mußten wir das Traurige erleben, daß der bedauernswerte Fürst — Fencys Freunde starben aus begreiflichen Gründen immer eines gewaltsamen oder frühen Todes — bei einem Jagdausfluge von einem mysteriösen, sich suhlenden Saurier in Gegenwart unseres lieben Gastgebers wie ein wertloses Krümchen aufgenommen und verschluckt worden war.
Fency legte sich mit einer gewissen Ergriffenheit auf der Veranda zur Ruhe. Wir streckten uns mit noch zu Berge stehenden Haaren im Zimmer aus.
Mitten in der Nacht: ein Schuß!
Fency stand auf der Veranda, im Hemd — und lächelte.
Mit dem noch rauchenden Gewehr deutete er in die Dunkelheit.
Er habe eben einen Löwen umgelegt.
Da drüben. Zwei grüngleißende Lichter wären aufgetaucht ... Löwenaugen erkenne er auch im Mondfahl ... Fehlschuß ausgeschlossen ... genau zwischen die beiden Lichter gehalten.
Es hätte keinen Zweck, sich jetzt um den Kadaver zu kümmern ... morgen früh wäre Zeit genug.
Wir sahen einander an.
Wie wollte sich Fency diesmal aus der selbstgelegten Falle befreien?
Hatte er ein Aas vorbereitet?
Mit dem ersten Büchsenlicht waren wir draußen.
Nichts zu entdecken, weit und breit.
Spuren? Ja, zwischen Klippen und gelbblätterigen Morgensternen die Huf- oder Tatzenabdrücke der über die Farm ziehenden Schafe, der Kühe und der Wachhunde.
Fency kam. Und fand nichts.
Ging zur Veranda zurück, legte das Gewehr an, zielte und folgte der Richtung des in Gedanken verlängerten Laufes.
Hier mußte der Löwe gestanden haben.
Fency untersuchte den Grund an dieser Stelle zentimeterweise. Dann richtete er sich auf, klopfte ein paar Sandkörnchen vom Khaki und lachte verbissen.
Zwei Löwen wären es gewesen, murmelte er und tippte mit einer Fußspitze auf einzelne Eindrücke im Boden, ... zwei Löwen, die nebeneinander gestanden hätten.
Freilich hätte er keine vier, sondern nur die schon erwähnten beiden grünglimmenden Lichtpunkte gesehn und zwischen diesen hindurchgeschossen ...
Die einzige Möglichkeit wäre eben, daß ein Löwe das linke und der andere — bei diesen Worten lief selbst Fency dunkelrot an — das rechte Auge zugekniffen habe.

Erfreuliche Nachricht

Eh' noch die erste Schwalbe flüchtet
und unser Wärmemesser sinkt,
wird in der Zeitung uns berichtet,
was uns die Wintermode bringt.

Im Rase-Wandel dieser Zeiten
liest man getröstet und erfreut
jetzt unter „Mode-Neuigkeiten“:
Die Damenschultern bleiben breit!

Die vordre und die hintre Rundung
bleibt freilich vorderhand noch klein —:
Kennzeichen weiblicher Gesundung
soll uns die breite Schulter sein —

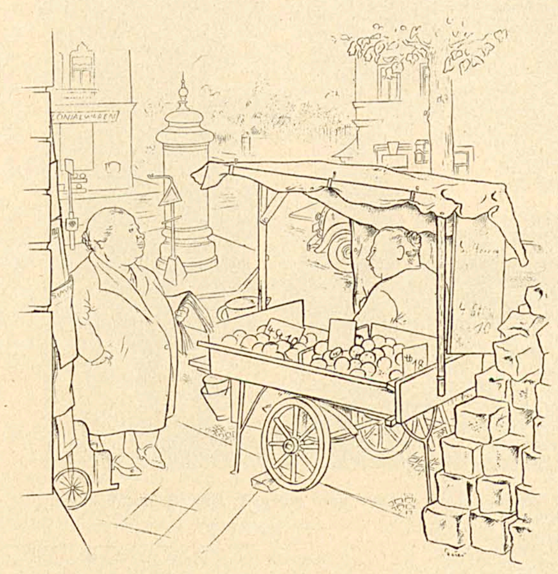
Früh'r bauschte man mit Draht und Gaze
die Busen und die Prachtpopös —
heut wirken gern im gleichen Maße
die Damen männlich-muskulös.

Jedoch ob Draht, ob Gaze, Watte —
trotz Modelaune, Schneiderlist,
liebt doch der brave Ehegatte
im Grunde, was darunter ist — —

Benedikt

Kunst der Reklame

(Jos. Sauer)



„Wissen S' scho as Neueste, Frau Wimmerl?" — „Naa!!" — „Kaffa S' ma a Zeitung ab, da steht's drinn'."

Modern bis auf die Haut

Von Weare Holbrook

Nicht nur die Kleidung, sondern auch die Haut ist heute der Mode unterworfen. Die Frauen wollen modern sein bis auf die Haut — und einschließlich dieser. Vor ein paar Jahren war Mahagonibraun die große Mode, und heuer scheint eine Art von Honiggelb die beliebteste Hautfarbe zu sein.

Die Erzielung des richtigen Gleichgewichts zwischen Braunheit und Blässe ist offenbar keine so einfache Angelegenheit; denn meine Nichte Annemarie bringt stets eine achtunggebietende Sammlung von Fläschchen und Tuben an den Badestrand mit, und bevor sie sich auf den Sand wagt, behandelt sie ihre Haut so lange mit einer Aufeinanderfolge von Ölen, Hautkremen und Toilettewassern, bis sie einem ziemlich komplizierten Salat gleicht.

Dem Durchschnittsmann kommt dies alles sehr geheimnisvoll vor. Kaum ist eine Schichte aufgetragen, als schon eine zweite folgt, die die Wirkungen der ersten aufheben soll. Dann wird eine Oberflächenschichte, gewissermaßen als Furnierung, aufgelegt — ein kunstvoller Bau, der sich jedoch im Wasser sofort auflöst, worauf der ganze mühevolle Vorgang wiederholt wird.

„Warum läufst du nicht aus der Kabine geradewegs ins Wasser, wie du es als kleines Mädel getan hast?" fragte ich Annemarie, die gerade ihre Arme mit einer blaßgrünen Paste einrieb. „Ich will gebräunt und nicht gekocht werden", erklärte sie mir überlegen. „Diese Kreme lenkt die infraroten Sonnenstrahlen ab und läßt die ultravioletten durch. Du willst doch nicht etwa, daß ich infrarot werde, nicht wahr?"

„Nein, aber auch nicht ultraviolett", versicherte ich ihr, während sie ihre Beine zu salben begann. „Aber ich denke, du könntest ebensogut aufstehen und im Wasser kochen, als hier zu sitzen und im Fett zu braten."

„Dieses Öl sichert eine gleichmäßige Hautfarbe", erwiderte unbewegt Annemarie und nahm ein Fläschchen zur Hand. Sie entkorkte es und begann dessen wie Zahnpaste aussehenden Inhalt über ihr Gesicht zu verschmieren. „Das ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Sommersprossen", erklärte sie mir. „Es wird aus Schildkröten hergestellt."

„Woraus?"

„Aus Schildkröten! Ein Rezept, das schon vor Jahrtausenden von den alten Ägyptern angewendet wurde. Man fand es in einem Pharaonengrab."

„Hatten die Pharaonen also keine Sommersprossen?"

„Ich weiß nicht", sagte Annemarie. „Aber jedenfalls hatten sie Schildkröten."

„Und was ist in diesen Fläschchen mit den schwarzen Kappen?" forschte ich weiter.

„Das eine ist Dr. Schwumpfs Hautbalsam. Er entspannt die Haut und öffnet die Poren . . . Und das andere ist ‚Schrinkolin'. Es zieht die Haut zusammen und schließt die Poren."

Das war völlig neu für mich. Ich hätte Poren nie für so willfährige Dinger gehalten. „Wenn du also beide Flüssigkeiten zugleich anwendest, kannst du dann immer mit halboffenen Poren herumgehen?" fragte ich.

„Ich hab's noch nie versucht", sagte Annemarie nachdenklich und langte nach den Fläschchen, „aber ich sehe nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte . . ."

Es war mir aber nicht bestimmt, das Ergebnis des Versuches zu beobachten, denn im selben Augenblick rollte eine ehrgeizige Woge, die größer als die andern war, schnurstracks auf uns zu und traf Annemarie zwischen die Schulterblätter. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie auf — aber zu spät. Schon begann sie sich aufzulösen. Kleine Bäche Salzwasser durchfurchten ihren fettigen Panzer. Unaufhaltsam rann das kunstvolle Gemenge ab und, bevor wir es verhindern konnten, ergriff die zurückflutende Woge auch Annemaries kostbare Sammlung von Fläschchen und Tuben und trug sie dem Meere zu. „Entsetzlich!" wehklagte sie, indem sie ihre Schultern mit den Händen bedeckte und, so schnell sie konnte, auf die schützende Kabine zulief. „Wenn ich nicht rasch aus der Sonne komme, werde ich gestreift wie ein Zebra!"

Seit Annemaries überstürzter Flucht bot sich mir leider keine weitere Gelegenheit für meine Forschungen; aber ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß die Hautmode erst am Anfang einer hoffnungsvollen Entwicklung steht. Ich sehe keinen Grund, warum die Oberhaut nicht ebenso wie die Kleidung den Launen der Mode angepaßt werden kann. Durch eine genau abgemessene Verwendung hautzusammenziehender und hautentspannender Mittel könnte die Haut der jeweils vorherrschenden Mode entsprechend zurechtgeschneidert werden. Entzückende Muster könnten dadurch hervorgebracht werden, daß einige Teile der Haut eingefettet, andere wieder uneingefettet den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden.

Schon sehe ich im Geiste die elegante Frau der Zukunft — in einem geschmackvollen Ensemble von Sonnenbrand-Karos mit abwechselnden Streifen offener und geschlossener Poren und einem reizend getupften Besatz von Sommersprossen, modern bis auf die Haut und einschließlich dieser!

Schwäbische Begebenheit

Sonntag. — Ich liege in unserem Garten am Rande des kleinen Teichs. Da naht sich ein festtäglich gekleidetes Weib mit fünf Kindern; offenbar will sie sich den Garten besehen. Ich kenne sie nicht. Sie pflanzen sich schweigend vor mir auf. Eine Zeitlang lasse ich mich samt der Landschaft betrachten. Dann sage ich: „Grüß Gott!" — Keine Antwort. — Ich gebe einem pädagogischen Trieb nach: „Ich mein', man könnt auch Grüß Gott sagen, wenn man in andrer Leut' Garten spazierengeht!" — „Ha??" — „Grüß Gott sagen könnt man, wenn man in fremde Leut' ihrem Garten umananderlauft!" — „Sell isch wohr", sprach's und entwandelte grußlos mit ihren Kindlein.

Antiquarische Diplomatie

(Paul Scheurich)



„Voyez, Madame, das erste muß sein, der deutschen Politik eine Probezeit aufzuerlegen!“ — „Parfaitement, und das zweite, einen Grund zu finden, daß sie die Probe nicht bestanden hat!“

Der Springbrunnen

Von Franz Staude

Eine Fratze speit in dünnem Strahle,
was in Silberperlen niederfällt;
eine Nixe fängt's in breiter Schale,
die sie fest in schlanken Händen hält.

Kröten, plumpe, hocken am Geländer,
glotzen, wie es in die Schale schießt
und beständig die gewölbten Ränder
übersteigt und in die Tiefe fließt —

wo's in weiten Bogen an den kühlen
Marmorfliesen grinsend viele Munde
über Steine, über Muscheln spülen . . .

Unten liegt jetzt still, was niederfiel,
treulich abzuspiegeln Stund um Stunde
und des eignen Bildes heitres Spiel.

Ferienerlebnis mit Kümmel

Man hat auf Ferienreisen so seine Erlebnisse. Und Menschen lernt man da kennen — Menschen, die es daheim und außerhalb der Ferien überhaupt nicht gibt! Einer war in meiner Pension, der sammelte Kümmel. Jeden Abend kehrte der Wackere mit einem Arm voll Grünzeug von seinen Ausflügen zurück. In seiner Behausung waren auf Tisch, Chaiselongue, Schrank und Gestühl Zeitungen ausgebreitet. Darauf wurden die Dolden zum Trocknen gebettet. Die Kümmelkörner häuften sich in beängstigenden Massen.

„Wozu in aller Welt sammeln Sie diese Mammutvorräte?" fragte ich den Kümmelfanatiker, als er, mit großen Mengen seiner Lieblingsdroge befrachtet, wieder einmal von seinem täglichen Beutezug heimkehrte.

„Kümmel ist gesund", antwortete er kurz und bösartig.

Das war natürlich keine Erklärung. Ein paar Tage später fragte mich ein Mitpensionär mit schadenfrohem Augenzwinkern: „Haben Sie schon von der Katastrophe unseres Kümmeltürken gehört?"

Nein, noch hatte ich nicht. So erfuhr ich denn, daß der Kümmel, den der andere wochenlang mühselig gesammelt hatte, überhaupt kein echter Gewürzkümmel, sondern niederträchtiger, gemeiner Pferdekümmel war!

In diesem Augenblick erschien auch schon der Unglückliche im Frühstückszimmer. Nein, seine Züge verrieten eigentlich nichts von der furchtbaren Enttäuschung. Und als ich mich ihm hernach näherte, um ihm einige aufrichtende Worte zu sagen, erlebte ich geradezu eine Überraschung.

„Sie können mir gratulieren!" rief er mir entgegen. „Jawohl, wegen des Kümmels. Sie fragten mich neulich, warum ich den vielen Kümmel sammle. In der Tat, es war Unsinn, solche Mengen aufzustapeln! Ich hätte mich schon beinahe geärgert! Aber dann — ich habe Glück gehabt: mein Kümmel ist überhaupt kein richtiger Kümmel. Ganz ordinärer Pferdekümmel ist es. Hahaha! Gott sei Dank, daß ich das Zeug nun nicht mitschleppen muß!"

Nein, dieser da brauchte keinen Trost.

Aber es kam noch ganz anders. Am Tag seiner Abreise, als er sich verabschiedete, nahm mein Kümmelphilosoph mich beiseite: „Wissen Sie, daß ich meine Vorräte doch mitnehme?"

„Den Pferdekümmel?" fragte ich entsetzt.

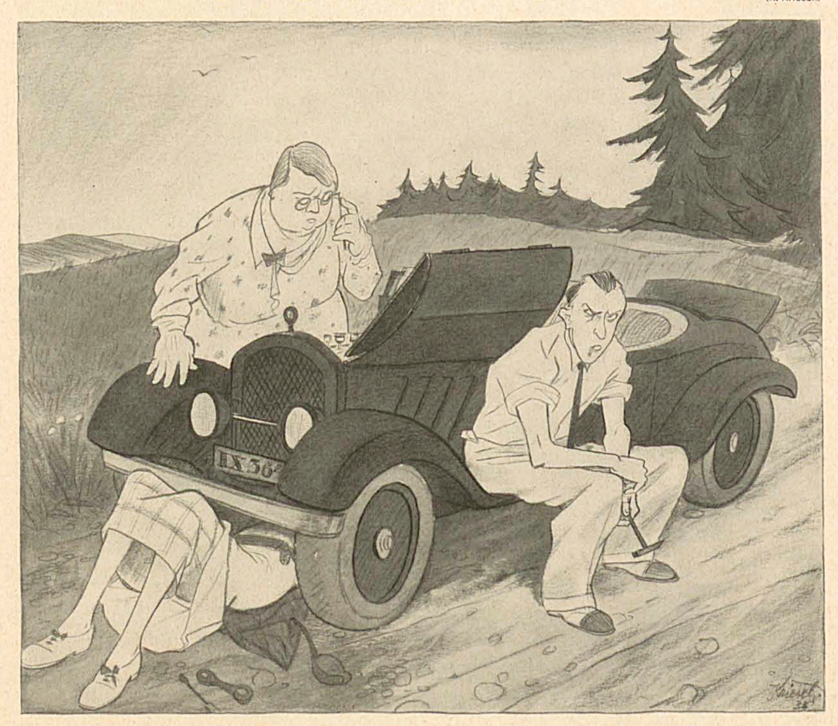
„Allerdings. Ich habe nämlich im Konversationslexikon nachgeschlagen" — er hatte einen Zettel aus der Tasche gezogen — „und dort finde ich folgende Angaben: ‚Pferdekümmel oder Wasserfenchel: die Früchte dienen als harntreibendes Mittel'." Und er frohlockte: „Harntreibendes Mittel — also doch gesund! Wahrhaftig, ich habe mehr Glück als Verstand, daß ich das Zeug nicht weggeworfen habe!"

Moral: Wenn wir Menschen doch nur alle mit unserem Pferdekümmel so gut fertig würden!

Matthäus Becker

Bilanz auf der Landstraße

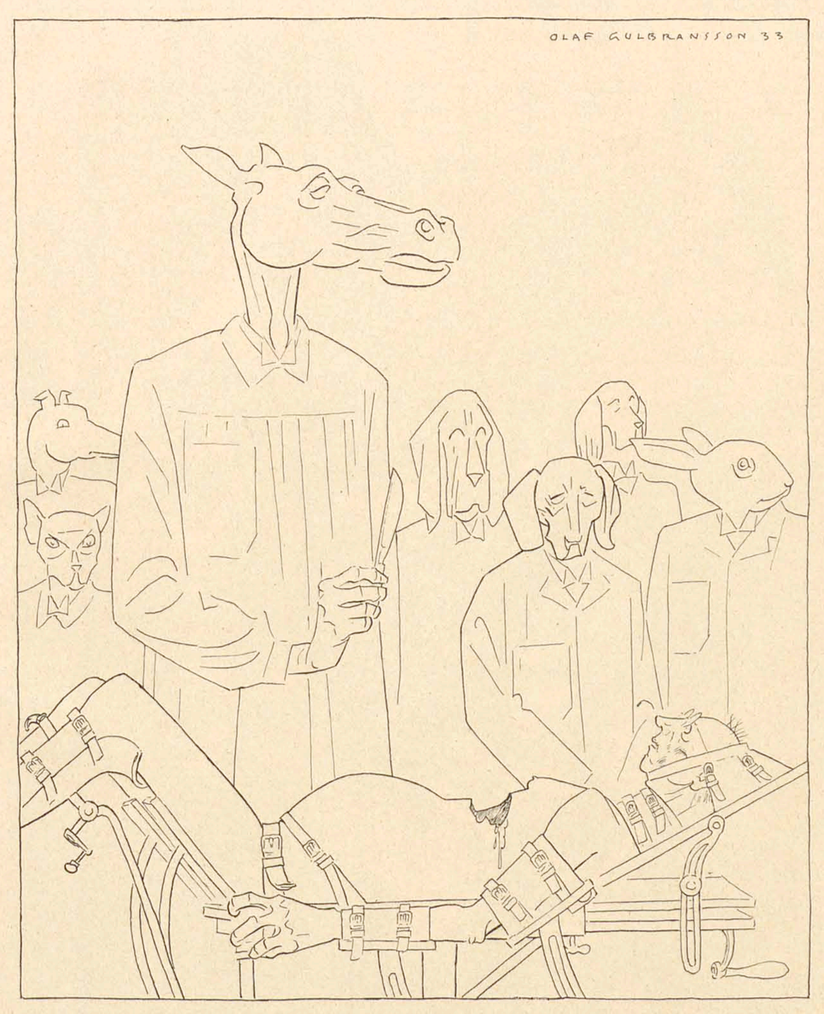
(R. Kriesch)



„Na, was sag ich, das Benzin fehlt — ihr hättet rechtzeitig tanken müssen, Kinder." — „Tja, Mama, Mittagessen und Tanken war in unserem Ausflugsbudget nicht vorgesehen."

Des Vivisektors Alptraum

(Olaf Gulbransson)



„Ich hab's ja gleich gesagt: der Professor hat kein Herz!"

Mensch in Rußland

Diktator Stalin liebt es, sich unerkannt unter das Volk zu begeben. Dieses Mal ist er ins Kino gegangen. Nach dem spannenden, roten Kriminalfilm gibt es eine sowjetische Wochenschau zu sehen und darin auch er: Väterchen Stalin! Stumm erhebt sich bei seinem Bild das Kino von den Plätzen. Stalin, gerührt über so viel Liebe im Volk zu ihm, bleibt als einziger sitzen. Da beugt sich sein Nachbar, ein alter Arbeiter, zu ihm herab und flüstert ihm vertraulich ins Ohr: „Brüderchen, wir denken hier ja alle so wie du. Aber warum willst du wegen dem Stalin-Teufel Krach haben? Steh auch auf!"

Frühling im Herz

(Wilhelm Schulz)



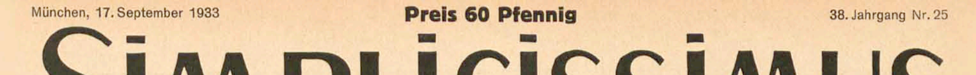
Beim Weinwirt sitzt man gern in Ruh
— ein kluges Wort nur ab und zu.
Es gibt da keinen Prunkpokal,
ein schlichtes Glas tut's auch einmal.

Und war der helle Wein so gut,
trank ich mich voll bis untern Hut,
hab' fröhlich auch gesungen dann;
verwundert sah mich jeder an.

Ist schnell ein wenig abgerückt,
und einer hat sich leis gedrückt;
doch sang ich von der Liebsten mein,
ging's übern Tisch wie Sonnenschein.

Zuerst ein Lächeln sanfter Art,
das man sich hätte gern gespart;
doch eh' es wurde abends spät,
hat alles lustig mitgekräht.

Wilhelm Schulz



München, 17. September 1933 — Preis 60 Pfennig — 38. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

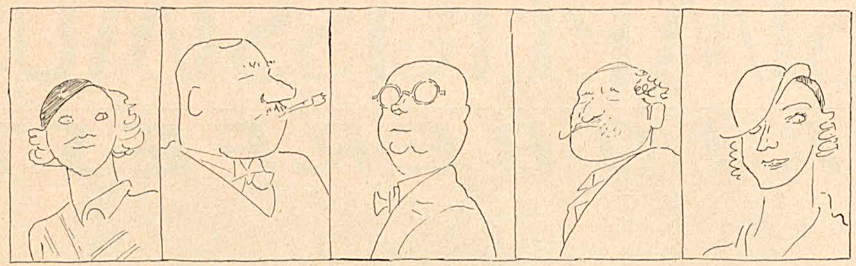
OKTOBERFEST-

(E. Schilling)

BRÄU
WUNDER
RIESENSCHAU
erbraterei
Ewig Dein!

Auf geht's!

(Olaf Gulbransson)



Hintermayer — Herr Schulze aus Berlin — Hartl

Vom Ernst des Lebens halb verschont
ist der schon, der in München wohnt,
wo man mit Fasching, Maibock, Dulten
und andern fröhlich-feuchten Kulten
des Jahres trägen Ablauf kürzt
und preiswert sich den Alltag würzt.

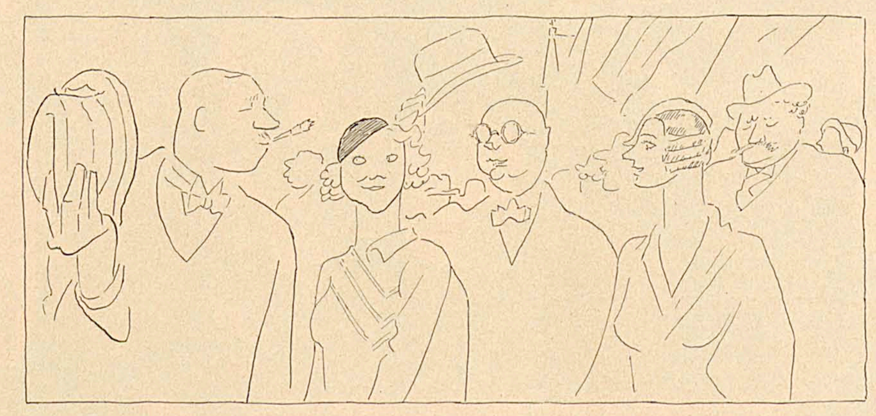
Im Herbst blieb noch ein fader Rest:
Drum schuf man das Oktoberfest,
zu lüften manchmal Herz und Hintern,
damit sie besser überwintern.

Um diese Zeit ist's das Gegebene,
hinauszupilgern in die Ebene,
wo sonst in sommerlicher Stille
das Gras nur wächst und die Kamille,
und höchst beschauliche und brave
Familien, Zimmerherrn und Schafe
bei kostenlosen Wiesenfreuden
die gleichfalls billige Zeit vergeuden.
Doch jetzt zu der Bavaria Füßen
die Zelte und die Buden grüßen!
Es rauscht herbei, gleich einer Wolke,
das Volk und mengt sich mit dem Volke
und saugt sich fest mit wüstem Lärmen
gleich ungeheuren Bienenschwärmen,
die summend sich zu Trauben schließen,
wo bittersüß die Quellen fließen.
Bier, Brot und Wurst, des Münchners Nahrung,
wird plötzlich wieder Offenbarung,
zu der sie festlich sich verbünden —
warum? Das kann kein Mensch ergründen.

Seid mir gegrüßt, ihr Wiesenpilger,
ihr Dreimillionen-Maß-Vertilger!
Ich muß an bierverklebten Tischen
mich wieder fröhlich mit euch mischen,
muß mit euch jauchzen im Verein:
„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

So denkt, wenn auch ein wenig schlichter,
als es hier ausgedrückt der Dichter —
so etwa: „Mir is alles wurscht,
i geh auf d' Wiesn, i hab Durscht —
soll's Gerstl hin wer'n, meinetwegn,
doch d' Wiesengaudi muß i sehgn!"
So also denkt sich jeder Bayer,
darunter Xaver Hintermayer.
Der sagt zum Hartl, seinem Spezi:
„Mir gengan aa naus, des versteht si',
und tean grad lusti, wie si's g'hört,
werst sehgn, wie's heuer grüabi werd!"
„O mei", sagt grantig drauf der Hartl,
„mir leidt's ja eh bloß mehr drei Quartl,
was tuar i auf da Wiesn drauß?"
„Loamsieder, jetzt gehst extra naus!
Mehr wie drei Quartl schenken s' fei'
dort eh net in an Maßkrug nei,
de schlechtn Kerln mit eahn' Foam —
und d' Weiber laß ma ganz dahoam!"

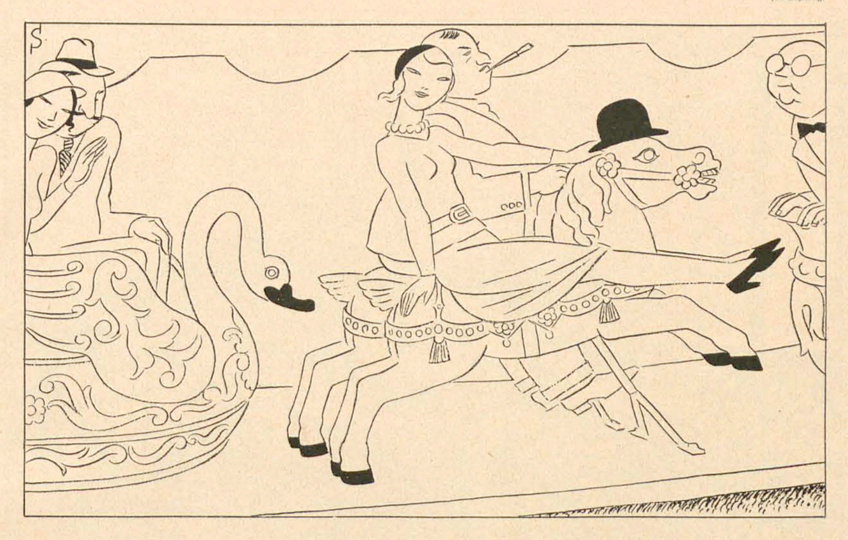
So gehn sie, Hartl noch verdrossen,
doch Hintermayer wild entschlossen
quer durch die Stadt in jene Gegend,
aus der schon weither, höchst erregend,
der Duft aus tausend Küchen quillt,
der Lärm aus tausend Buden schrillt.
Und rötlich strahlt, wie Feuersbrunst,
der Wiesenschimmer durch den Dunst.
Sie sehn aus vielerlei Vehikeln
sich wachsend den Verkehr entwickeln
und gehn schon eiliger mit den andern,
die raupengleich zur Wiesn wandern. —



Da sperret auf gedrangenem Steg
ein Preuße plötzlich ihren Weg,
zur Seite offenbar zwei Töchter —
natürlich, auf die Wiesen möcht' er.
Er stemmt sein Hütchen von der Glatze:
„Jestatten, nach dem Rummelplatze . . .?"

Aus Hartls Mund dringt dumpfes Stöhnen:
er ringt nach seinen tiefsten Tönen.
Doch Hintermayer gibt als Kenner
dem Spezi einen sanften Renner:
„An so was mußt di g'wöhnen künftig —
du, die zwoa Madln san fei' zünftig!"
Und laut sagt er zu dem Berliner:
„Scho recht, mir genga glei mit Ihner!"

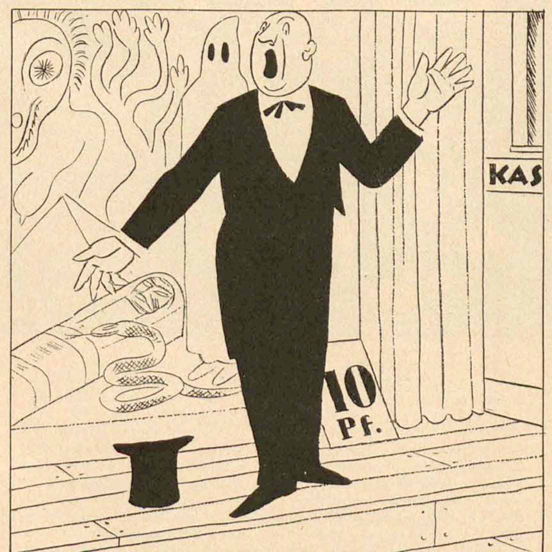
(E. Schilling)



Die erste Männerscheu verliert sich,
naht eine Jungfrau sich den Vierzig.
Nicht mehr so leicht die Nase rümpft sich
für einen Mann, der anfangs Fünfzig.
Der Hartl freilich als der Kältere
kriegt gleich als Schutzgebiet die Ältere,
indes sich voller Jugendkraft
und vorerst noch sehr tugendhaft
Freund Hintermayer, hoch gestimmt,
die Jüngere zur Walküre nimmt.

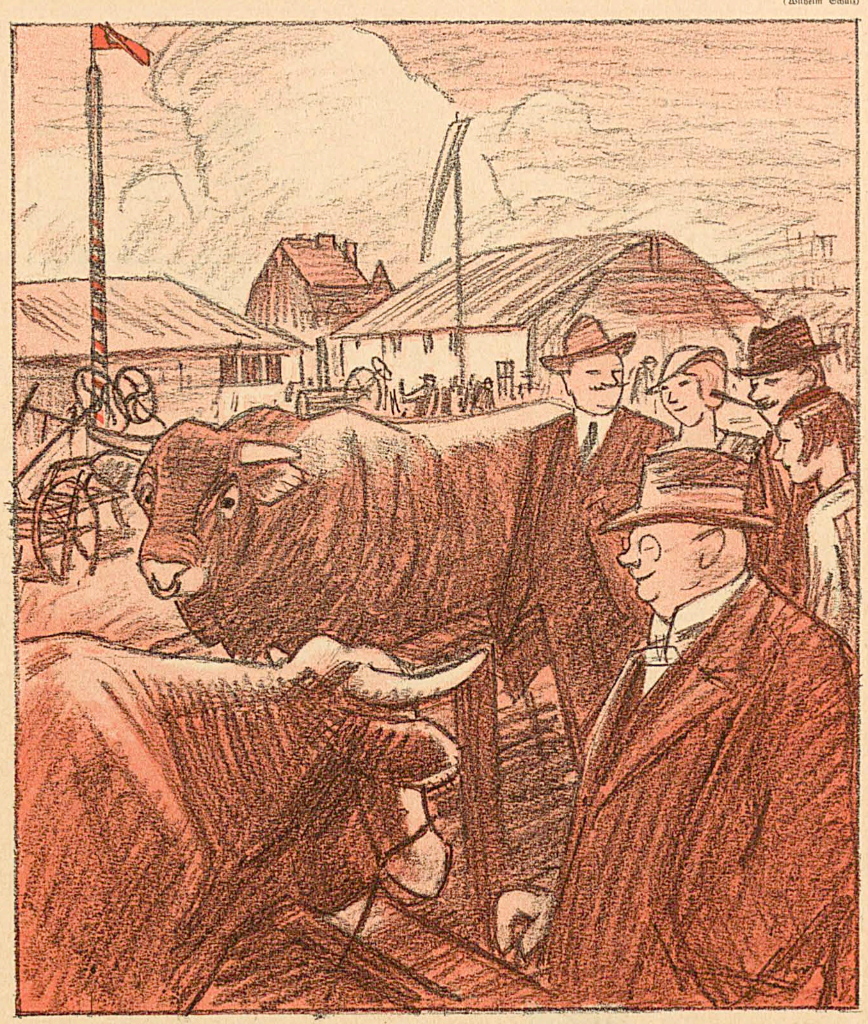
Die fünfe durchs Gewühl sich nudeln,
wo rasend die Musiken dudeln,
wo alles schwirrt und flirrt und klirrt
und brausend Herz und Hirn verwirrt.
Schon sind sie, erst noch krampfhaft kichernd
und gegenseitig sich versichernd,
sie täten's nur aus Viecherei,
im Karussell, und eins, zwei, drei
geht's schon dahin, daß alles scheppert —
wer's nicht gewohnt ist, sitzt bedeppert.

Bewegung ist der Freuden Quell;
drum rat ich euch, fahrt Karussell!
Wer sich erwachsen fühlt, steht dumm
um so ein Karussell herum
und möcht' doch auch gern drehn und hutschen
und irgendwo herunterrutschen!
Das Töchterpaar vor Lachen platzt,
auch Schulze fühlt sich aufgekratzt
und ist bereit, dem Wiesenleben
sich nunmehr schwungvoll hinzugeben.



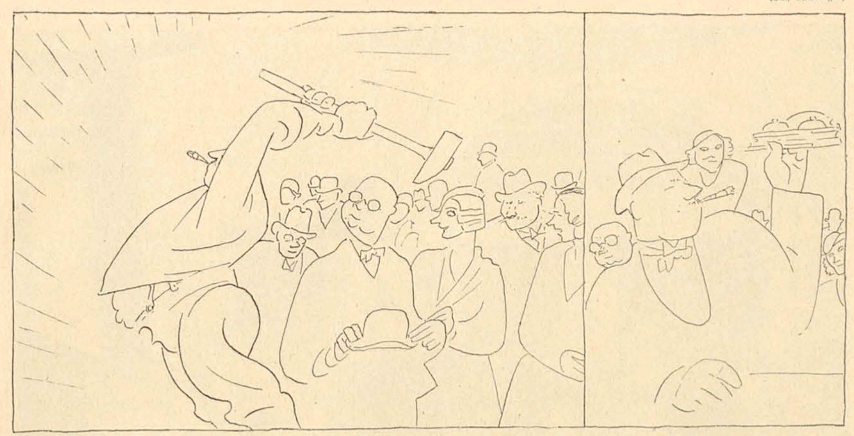
Schon stehn sie, ahnungstief wie Kinder,
vor einem Manne im Zylinder,
und in die Menge, die sich staut,
brüllt dieser Mensch entsetzlich laut:
„Sie sehen hier für billiges Geld
das größte Phänomen der Welt!
Das Urwelträtsel jeder Rasse!
Zur Kasse, Kassa! Kassekasse!
Das Phänomen der Mumienleichen!
Die Glocke gibt das letzte Zeichen!
Enthüllung magischer Natur!
Zehn Fennich! Für Erwachsene nur!"
Der Schweiß ihm aus den Haaren rinnt:
„Zehn Fenniche! Der Akt beginnt!"
Und Hintermayer, voll begeistert,
nur mühsam die Erregung meistert:
„Du, Hartl, was sagt denn die Deine?
Gehts zua, da gemma pfeilgrad eine!"

(Wilhelm Schulz)



Doch Hartl drängt mit aller Kraft:
„Z'erscht geh'n ma zu der Landwirtschaft,
weil i mi 's ganze Jahr scho g'freu
auf all die Ochsen, Küh und Säu!
Sie, meine Damen, da werd'n S' spitzen!"
Und mit beziehungsreichen Witzen,
die meistens sich nur darum dreh'n,
wer's größte Rindvieh schon gesehn,
begeben sie sich in den Bau
der landwirtschaftlichen Musterschau.
Es grunzt und wiehert, blökt und brüllt,
von Stallduft ist der Raum erfüllt;
die Damen sind ganz hingerissen
und möchten alles haarklein wissen;
sie sind zu halten nur mit Mühe,
daß sie nicht küssen selbst die Kühe
und heimlich gar die rosigen Schweinchen —
(„Ach sieh nur, diese süßen Kleinchen!")
ein wenig zwicken in die Schinken,
bis jäh sie merken, daß sie stinken —
worauf sie sichtlich scheuer werden.
Ganz weg ist Schulze von den Pferden.
„Mei", sagt der Hartl staunend bloß,
„des san koa Pferd, des san scho Roß!"
Und Hintermayer, fachgemäß,
spricht über Butter, Milch und Käs
und macht sich allgemein beliebt,
weil er so trefflich Auskunft gibt.
„Ja", ruft er, seherhaft gesteigert,
„guat war's, wenn ma des alle zeigert
in München, Hamburg und Berlin:
wo kamen denn die Großstädt' hin?
Moant S', daß da oaner no drin lebat,
wenn's net die deutschen Bauern gebat?"
Auch er spürt nun, indes sie gehn,
den Drang, als Kraftmensch dazustehn.

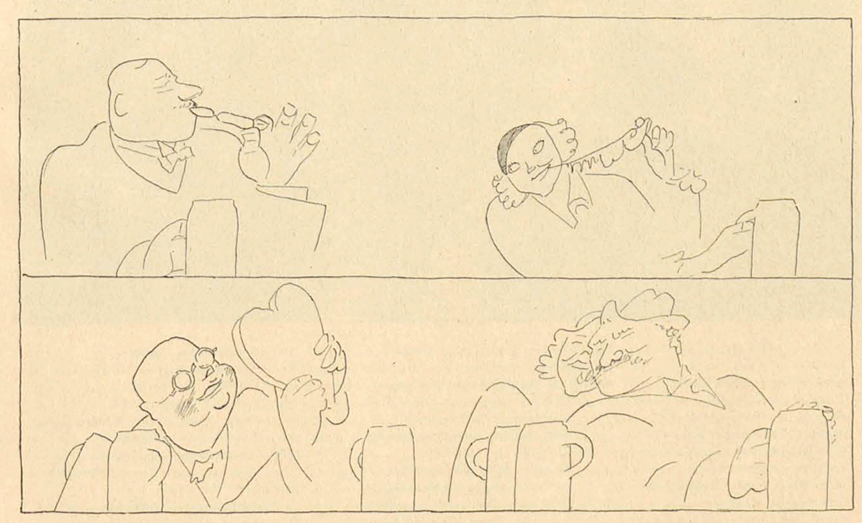
(Olaf Gulbransson)



Da tönt es an das Ohr ihm laut:
„Wer ist's jetzt, der den Lukas haut?"
Er packt den Schlegel, und er schmettert,
daß jäh der Bolzen aufwärts klettert;
er haut, daß alles nur so schnackelt,
der Lukas samt der Wiesen wackelt.

Beruhigt durch die Kraftentfaltung,
kriegt er als Sieger doppelt Haltung
und nimmt — „a Zwanzgerl kost's ja bloß!" —
als Gönner für ein Markl Los.
Natürlich lächelt ihm Fortuna,
und ringsum raunt's: „Der hod was g'wunna!"
Es fragt sich allerdings noch, was?
Denn grauenvoll ist das Geschnas,
das sozusagen als Gewinst
dem Glücklichen entgegengrinst.

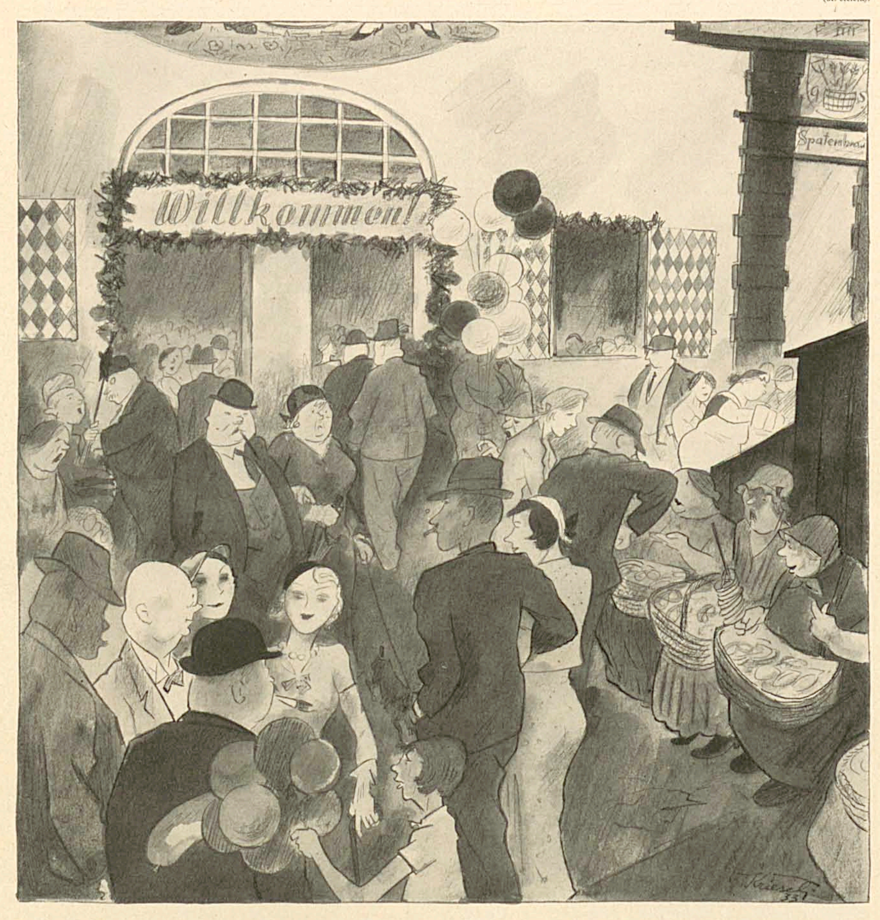
Der Regulator und das Radel
sind freilich alter Wiesenadel.
Doch Hintermayer, ohne Massel,
erhält ein Marmor-Tintenfassel,
das er der beutegierigen Welt
großmütig zur Verfügung stellt.



Jetzt ist es Zeit, daß auch der Magen
bekommt reelle Unterlagen,
und deshalb steuert unser Mann
die nächste beste Wirtschaft an.

Doch was ist auf dem bunten Feste
zu nennen wohl die nächste beste?
Hier schmort die Schweinswurst auf dem Rost,
dort schenkt man Wein und Apfelmost,
hier sieht man bei fidelen Schrammeln
sich wieder andre froh versammeln,
und schon wird an dem dritten Punkt
die Dünne in den Senf getunkt.
Dort fieselt wer an seinem Tisch,
beziehungsweis am Steckerlfisch,
und leckt mit einer kaum geringern
Begierde an den eignen Fingern.
Die Wünsche werden immer kühner
und blicken auf gebratne Hühner,
die unerschwinglich sind zumeist,
auch wenn man sie nur „Hendln" heißt.

(R. Kriesch)



Der Weise ist sich stets bewußt:
Zwei Seelen hat er in der Brust,
jedoch nur einen einzigen Magen.
Drum wird er wägen erst, dann wagen,
ihn nicht bloß füllen wie ein Fresser:
Vielleicht ist's anderswo noch besser!
So führt auch Xaver seine Schar
vorbei an mancherlei Gefahr,
zu trocknen Würsteln, feuchten Bretzen
unüberlegt sich hinzusetzen.
Jedoch, was kommt am Schluß heraus?
Der Bierpalast, das Warenhaus,
wo ungeheure Blechmusiken
den Lärm durch Rauch und Bierdunst schicken
und wo die Menge brausend schwillt,
von Bier zum Teil schon ganz erfüllt,
teils erst vom Wunsch, erfüllt zu werden,
doch durchwegs selig schon auf Erden.

Im drangvoll wogenden Gewühle
entbrennt der Kampf um freie Stühle.
Doch ist ein Stuhl noch nicht genug:
Man braucht auch einen frischen Krug.
Wohl laufen Kellnerinnen emsig
durch alle Reihn, wo wild und bremsig
die Menge ohne Unterlaß
sich heiser schreit nach einer Maß.
Zwölf Krüge an den Brüsten säugend,
wirkt solche Wunschmaid überzeugend.
Auch unser Freund, Herr Schulze, schreit:
„He, Frollein!" voller Schneidigkeit.
Jedoch, sie rasen nur vorbei
und rufen höchst ermunternd: „Glei!"
Von „gleich" ist freilich da kein Schimmer:
Es ist ein Abschiedsgruß für immer!

Der alte Wiesenpraktikus
spart sich natürlich den Verdruß:
Schau, Hintermayer kehrt voll Glück
mit einer frischen Maß zurück,
trägt Bratl, Teller, Messer, Gabel,
hat auch zwei Bretzen quer im Schnabel
und balanciert den ganzen Schatz
höchst turngewandt an seinen Platz.
„Mei!" sagt er, „wenn S' was z' essen wolln,
des müssn S' Eahna selber holn!
De Madln könna's net dalaffa!
Dort vorn, da könna S' alles kaffa!"

Befremdlich ist's für den Berliner,
zu machen seinen eignen Diener.
Der erste Krug, nach dem er faßt,
gehört schon einem andern Gast,
und hätt' nicht unser Hintermayer
als stimmgewaltiger, echter Bayer

(Wilhelm Schulz)



für seinen Freund Partei genommen,
der Raubzug wäre schlecht bekommen:
„Sie“, sagt er, „halten S' Eahna z'ruck!
Was war no drin? A ganzer Schluck?
Na stelln S' an Krug an richtign Fleck,
na kimmt er Eahna aa net weg!
Sie hamm uns gar nix vorzuwerfen —
ma' werd si wohl no täuschen derfen!“

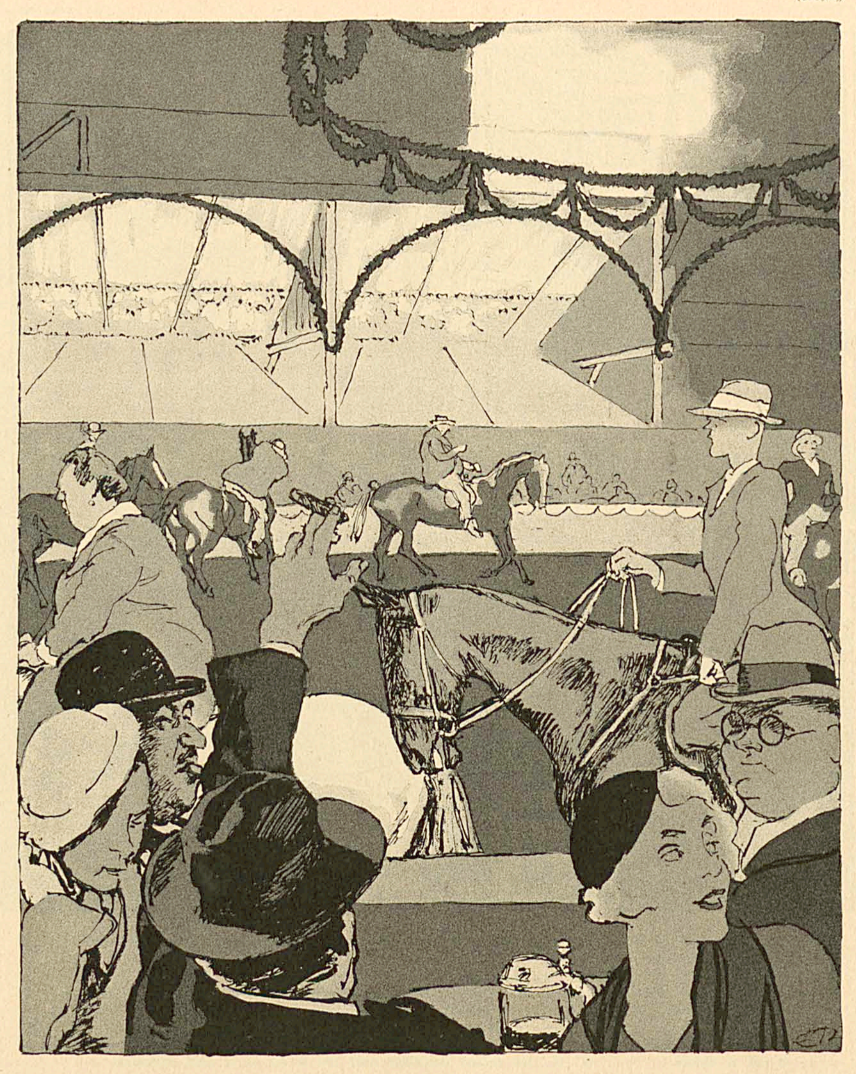
Wer sich am Schenktisch vorwärts schiebt,
macht sich bei allen unbeliebt.
„Sie!“ klingt es drohend, „bal S' fei moana,
Sie waarn da mehr wie unseroana —
mir stengan scho a Stund lang o'!
an Krug weg, sag i, mir san dro!“

Als Schulze, fremd in dieser Welt,
dem Kellner gar die Bitte stellt,
doch vorher ja den Krug zu reinigen,
entgeht er mühsam nur dem Steinigen.
Der Ordnungsmann, voll mildem Kummer,
rückt an mit großer Handschuhnummer:
„Sie, Herr, wenn S' hier koa Büldung lernen,
dann muß ich leider Sie entfernen!“

Der Unglückswurm kehrt nervzerrüttet,
das Bier nur auf den Bauch geschüttet,
zurück, wo er bemerken muß,
daß quietschend schon vor Hochgenuß
die beiden Führer zu den „Kindern“
den An- und Abstand merklich mindern,
aus einem Maßkrug alle schlürfen
und gar noch froh sind, daß sie's dürfen.

Die Spannung, die man anfangs hat,
löst sich von selbst, sobald man satt.
Dann kommt die hochgepriesne Zeit
der Münchner Urgemütlichkeit,
wo an den bunt besetzten Tischen
die Unterschiede sich verwischen,
die Herkunft, Bildung, Geld, Beruf
dem Menschen, oft zum Unheil, schuf.
Der Maurer hockt bei dem Professer,
und zwar je enger, um so besser,
und auch die andern sitzen da,
wie Schulze es noch nirgends sah,
nicht lästerlich und lüderlich,
nur schwesterlich und brüderlich.
Auch Vater Schulze wird allmählich
erst satt und milde und dann selig
und mischt die preußisch scharfen Klänge
in bayrisch sanfte Rundgesänge,
und lädt die ganze Bude ein,
sein Gast mal in Berlin zu sein!

(E. Thöny)



Auf manche Weise fromm erheitert,
die Herzen lebenslusterweitert,
verlassen unsre fünf die Stätte,
wo's ihnen noch gefallen hätte,
wär'n nicht genug noch andrer Ziele,
wo's ihnen sicher auch gefiele.
Schon trägt ein neuer Menschenstrom
die fünfe in das Hippodrom,

wo Jünglinge von Portokassen
als Lords sich stolz bewundern lassen,
und in den Sattel hilfsbereit
gern jeder hebt die Weiblichkeit;
wo der Voyeur entgeistert sitzt
und starrt, ob's wo ein bißchen „blitzt".
Geduldig trabt die Kreatur
auf der ihr vorgeschriebnen Spur.

Doch wird das Volkswort wahr gemacht:
„Des gibt's fei aa, daß a Pferd lacht!"
Kaum ist das Hippodrom verlassen,
sind sie in fremde Wiesengassen
schon wieder tief hineingeraten,
in Zauberwälder von Plakaten,
die in phantastisch grellen Bildern
die Märchenwelt der Buden schildern.

(Karl Arnold)



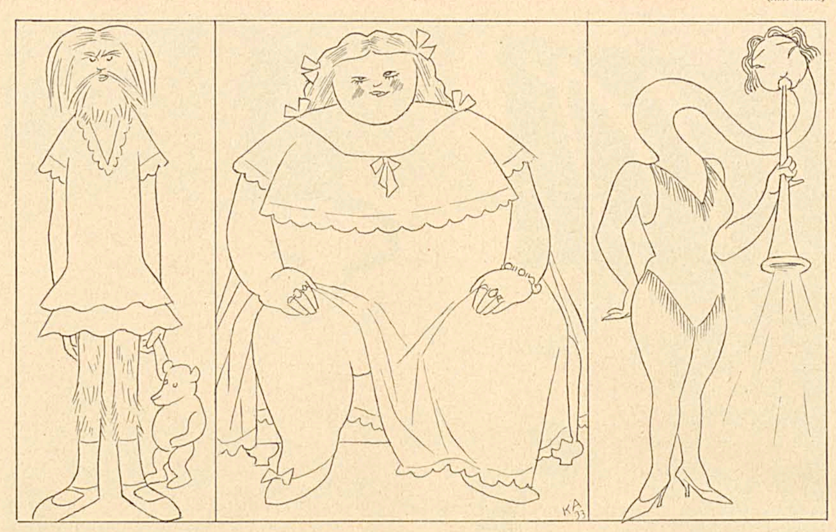
Hier ist ein Zwillingspaar verwachsen
aus Siam oder nur aus Sachsen;
die Seekuh ist halb Fisch, halb Weib,
die Dame ohne Unterleib
wetteifert mit der Pantherdame,
Usamba-Wamba ist ihr Name,
der wonnevoll nach Wüste schmeckt;
ihr ganzer Leib ist braun gefleckt;

ein Schlangenmensch grotesk sich renkt.
Bill-Bill wird in den Sarg gesenkt.

Tom Fix rollt Zentnerlast im Nacken.
Ruth Sylvia zeigt die Hinterbacken
und, so weit's angeht, andre Blößen,
bedeckt mit lauter Geistesgrößen.

Die Riesendame, stark gepudert,
durchs eigene Fett mit Flossen rudert,
verspricht, gequollen bis zum Bersten,
einhundert Mark in bar dem ersten,
der ihr, der schwersten Frau der Welt,
'ne schwerere gegenüberstellt,
der sie der Unwahrheit bezichtigt
und größere Massen Fleisch besichtigt.

(Karl Arnold)



Kurzum, was grauenvoll und selten,
wird angepriesen vor den Zelten,
bis, was der Vorhang tief verbirgt,
so zwingend auf die Neugier wirkt,
daß wir uns ahnungsvoll und schauernd
(erst hinterher das Geld bedauernd)
hindrängen, um, hereingebeten,
das Innere staunend zu betreten.

Dortselbst harrt, blöde und versturt,
auf unsre Gier die Mißgeburt,
zwar leicht erklärbar anatomisch,
doch hier verzaubert tragikomisch.
Und anderwärts fragt mancher skeptisch,
ob Schwindel oder epileptisch.
Die Odaliske wiegt die Hüften,
ein Zehnerl kann den Schleier lüften.
Ein Affe, der die Jungfrau raubt,
sucht hier ein Publikum, das glaubt.
Der Löwe, hingemalt mit Kunst,
zeigt seine wilde Blutesrunst,
indem er bös die Zähne fletscht.
Die Boa, die ein Reh zerquetscht,
voll Tücke nach den Leuten äugt,
die offenbar nicht überzeugt.
Der Mann, dem all die Pracht gehört,
ist gleichfalls über den empört,
der zur Behauptung sich erfrecht,
die Viecher seien gar nicht echt,
und schnell zerstreut er jeden Einwand
und zerrt dich hinter seine Leinwand.

Im Innern aber zeigt er dir
ein halbverhungert Gürteltier,
den „ganze Weltteil-wüst-Zernager!“
„Das Phänomen, den Riesenschlager!“
Und anstatt des verheißnen Löwen
siehst du zwei flügellahme Möwen,
und du kannst durchaus nicht entdecken,
warum grad sie „der Südsee-Schrecken!“
Schimpf nicht: Betrug! und Blutiger Hohn!
Illusion! Illusion!

Heraus jetzt aus den wilden Dünsten
von Papa Schichtl-Zauberkünsten!
Auf Wiedersehen ebenfalls,
du Marsweib mit dem Storchenhals!
Und reichlich zahlten wir Tribut
den Kräh-Kretins aus Liliput!

Verlassen seist du, Kongofrau,
du stammst ja doch bloß aus der Au
und warst, ehvor du Negerin,
die Köchin meiner Schwägerin!
Hinweg von Flöh'n und Marionetten
und Wachsfigurenkabinetten!
Genug von Hündchen angebellt —
hinein in eine andre Welt!
Der Esel geht, wie jeder weiß,
wenn ihm zu wohl wird, auf das Eis.
Der Mensch, in ähnlich blödem Wahn,
benutzt dazu die Achterbahn.
Sanft wird man erst emporgehoben
und sieht die Lichterstadt von oben,
wie alles glänzt und dampft und braust,
bis unverhofft man abwärts saust
in Stürzen, wollustangsterregend,
besonders in der Magengegend.
Wie herrlich da die Weiber kreischen,
indes verzückt in fremden Fleischen
die Männer nützen die Verwirrung —
im Notfall war's halt eine Irrung!
Wie schnell macht solche Fahrt gefährtlich!
Auch unsre vier verlassen zärtlich
nach drei, vier Runden ihren Wagen,
nur Schulze spürt ein Unbehagen
und sinnt, wie er den Vatergroll
und gegen wen, entladen soll.

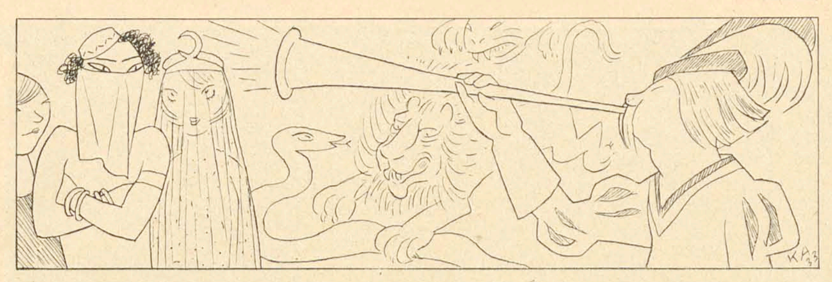
Auch Hintermayer seinerseits
erwägt in schwarzer Brust bereits,
wie's wäre, wenn man diese Bürde
ganz unverhofft verlieren würde?
Er ruft — und drängt dabei nach vorn:
„An Schulze hamma jetzt verlorn!“
Und Hartl schreit auch gleich von hintn:
„Den wer'n ma heut aa nimmer findn!“
Das Töchterpaar, schon ganz verrucht,
bemüht sich nicht erst, daß es sucht.

Wenn man das fünfte Rad verliert,
ist man weit fröhlicher zu viert
und ist nun gerne dionysisch,
wenn man es aushält — schon rein physisch.

Daß uns der Wiesenrausch durchspüle,
hinein in die Altweibermühle!
Hinein in Rutschen, Schaukeln, Röhren,
bis Sehen uns vergeht und Hören!
Den Mageninhalt holt im Fluge
aus dir heraus die Zentrifuge.
Dann siehst du der Genüsse Chronik:
Schweinswürstl, Bier und Türkenhonig!
Dann endet deine Wiesenwonne
noch bei der Sanitätskolonne!

Doch unsre vier, mit bessern Nerven,
sich mitten ins Vergnügen werfen.
Ein Mensch, bei dem man Geld vermutet,
wird angefallen, daß er blutet.
Um Hintermayer brennt schon stärker
der Kampf um seine letzten Märker.
Der Photograph kommt süß geschlichen —
kaum ist man diesem ausgewichen,
lädt ihn wer ein, den Honigkuchen,
„Vier Stück ein Zehnerl“, zu versuchen.
Der Kokosnuß, dem Magenbrot
entgeht er mit genauer Not.

(Karl Arnold)



Von allen Seiten schwillt der Nepp
mit Teddybär und Wurzelsepp,
Lebkuchenherzen, Ingwer-Stangen:
Kurz, jeder sucht den Mann zu fangen,
ihn bittend, drohend zu beschwören,
ausschließlich nur auf ihn zu hören.

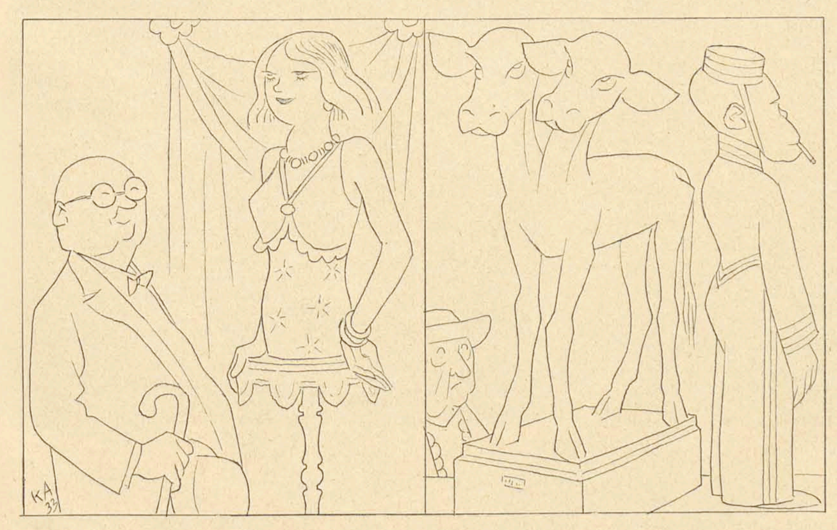
Wozu soll man sich jetzt entschließen?
„Wolln nicht der Herr hier einmal schießen?"
Gern zeigt man dem geliebten Weibe,
daß man hineintrifft in die Scheibe.
Mit Ringen, Bällen, Messern zielen
heißt freilich nur sein Geld verspielen.
Zwar Buben mit geübten Händen
sind unbeliebt an diesen Ständen;
hingegen sieht besonders gern
man leichtbeschwipste ältere Herrn,
die auch nach dreißig falschen Würfen
aus Ehrgefühl nicht aufhör'n dürfen.

Schiffsschaukelorgelorgien rasen.
Mit Trommeln und Trompetenblasen,
Sirenenheulen, Glockenbimmeln
stürzt sich, in unabsehbarm Wimmeln
zu ewig neuer Lust entfacht,
die Menge in die Wiesenschlacht.
Es blitzt von Purpur, Perlenflitter,
die Schweinswurst rauscht am glühnden Gitter,
die Rösser stampfen stolz und schwer,
die Banzen rollen prächtig her,
der Kasperl krächzt: Seid's alle da?
und tausendstimmig jauchzt es: Ja!
Und ringsum brodelt's, brandet's, gaukelt's
und rollt's und rutscht's und schießt's und schaukelt's.
Das Jahr ist lang, die Wiesen kurz:
Hinunter in den Höllensturz!

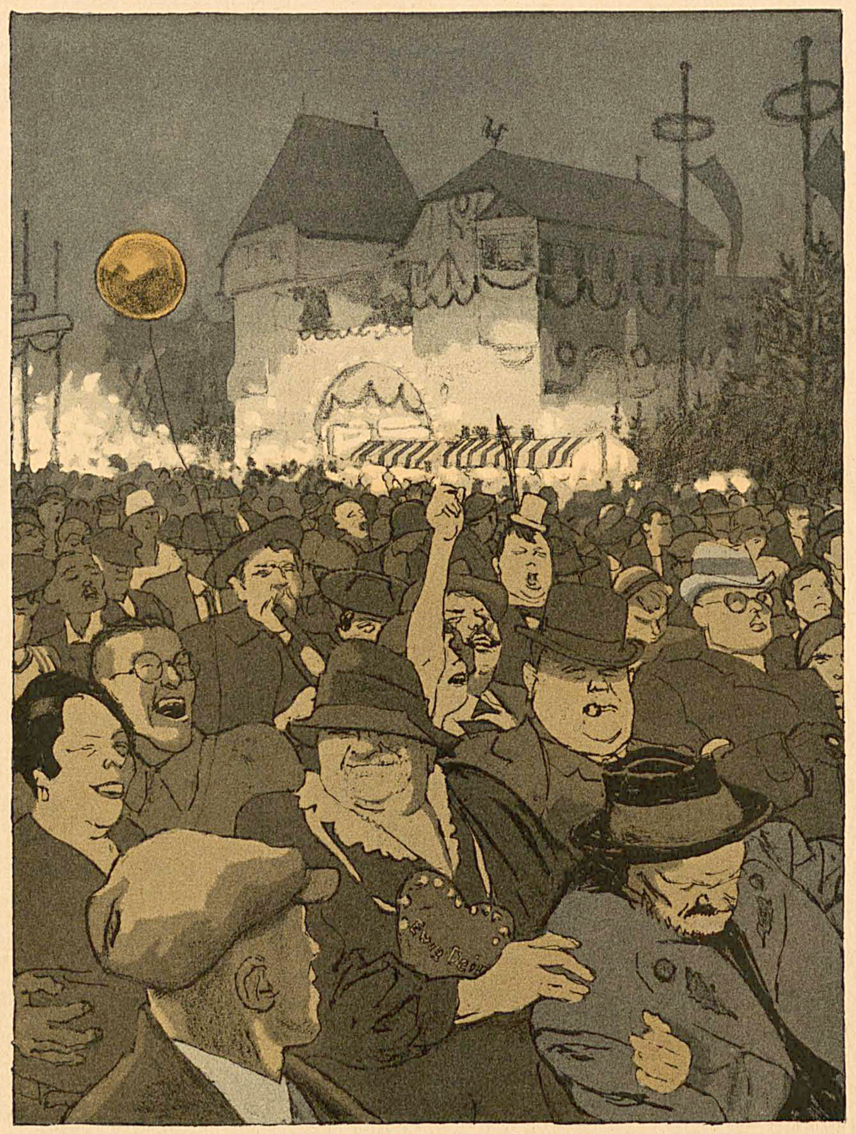
Die vier, noch lang nicht wiesenmüde,
die Töchter außerdem nicht prüde,
besonders Hintermayers Trude,
stehn stillvergnügt vor einer Bude,
und unser Held ruft stolz beglückt,
indes er an das Herz sie drückt:
„Du, da tät jetzt mei Alte schaugen!"
und starrt entgeistert in zwei Augen,
die sich vernichtend in ihn bohren —
Er denkt nur mehr: Ich bin verloren!
Der Glanz in seinen Augen lischt —
„Lump", schreit sie, „hab' ich dich derwischt?"
Und Hintermayer, jäh ernüchtert,
schon aus Erfahrung eingeschüchtert,
steht da und schnauft kein einziges Wort.
Der Hartl bringt die Jungfraun fort,
was ihm mit knapper Not noch glückt,
eh sie den Schirm zum Angriff zückt.
Sie hat noch ziemlich viel gesprochen;
er wenig — in den nächsten Wochen.

Doch als nach längerer Empörung
ob der Oktoberfest-Zerstörung
die Ehe wieder frei von Gift,
sagt er, wie er den Hartl trifft,
an Herz und Portmonneh genesen:
„Mei, Hartl, schön is's trotzdem g'wesen!"
Nur ganz beiläufig fragt er so:
„Was hast d' na mit die Madln to?"
„I?" (Moanst, i geh dir auf'n Loam?)
„I, gar nix. Mir san aa bald hoam!"

Eugen Roth



(E. Thöny)



Hoam gehts!

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München

Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart

München, 24. September 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 26

SIMPLICISSIMUS

Mißernte — und volle Scheunen

(E. Thöny)



„Wenn aus unseren Konferenzen nicht immer gleich Differenzen würden, könnten wir Diplomaten in Genf vielleicht doch auch einmal ein Erntedankfest feiern."

Spökenkeller

Von Hans Friedrich Blunck

Lautlos rieselt der Nebel über die nächtigen Brücken und Straßen der Stadt, ohne Anfang, ohne Ende; mit Mühe können die Laternen ein wenig Licht hindurchdrücken und das feuchte dunkle Pflaster aufleuchten lassen. Kaum ein Mensch ist mehr unterwegs, Mitternacht ist vorbei. Nur von der nahen Hafenstraße kommt noch dieser oder jener Ruf; mitunter hallt auch das Holüber eines Verspäteten vom Kai herüber.

Ein alter Laternenanzünder, die Leiter unterm Arm, stapft über die Heiliggeistbrücke. Er schleppt sich von Licht zu Licht, bleibt vor jeder Lampe stehen und will hinaufsteigen, wie um sie zu bedienen. Aber immer, wenn er die Leiter anlegt und die erste Stufe tut, beginnen seine Lider vor dem grellen Schein zu zucken, reibt er sich mit der Hand über die Augen und sieht sich verwirrt um, als wüßte er nicht recht, was mit ihm sei. Seufzend hebt er dann die Leiter wieder ab, hängt sie unter den Arm und tappt weiter.

Der Alte hat einen schneeweißen Bart, so lang und wirr, als habe er sein Lebtag vergessen, ihn zu schneiden und zu stutzen. Er sieht überhaupt sehr sonderbar aus; sein Wams ist aus handgewebtem buntem Tuch, so wie man es längst nicht mehr trägt, und der eigenartige Kragen — auf ganz alten Bildern findet man dergleichen.

Da kommen Uhl und Knorrjohann über die Brücke; sie haben Odde Uhls neue Anmusterung gefeiert, können noch nicht nach Haus finden und fallen von einem Lied ins andere.

Auf einmal hört das auf, der alte Laternenanzünder tappt auf sie zu. Die beiden bleiben in halbem Erschrecken stehen; Knorrjohann prüft den Eisbart von oben bis unten, dann blinzelt er den Freund an. Nun mag Odde Uhl noch einmal behaupten, daß es keinen Aberglauben gäbe.

Eine Weile sagte keiner ein Wort.

„Was bist du denn für einer?“ fragt der Matrose endlich und will lachen und kommt nicht recht dazu.

„Was ich für einer bin?“ seufzt der Alte. „Siehst du das denn nicht?“

„Du willst wohl einsteigen?“ sagt Odde Uhl von oben herab und besieht sich neugierig die alte Hakenleiter. Er weiß aber nicht mehr, ob er grinsen oder sich fürchten soll.

„Wo bin ich denn nur?“ stöhnt der Alte und blickt verwirrt an den Häusern entlang. „Die Straße ist so sonderbar, die Laternen —“

Odde Uhl will antworten, aber Knorrjohann legt ihm die Hand auf den Arm. Seine laute Laune hat ihn verlassen. „Sag erst, wie du hierherkommst“, fragt er den mit der Leiter mitleidig.

„Wie ich herkomme?“ fragt der zweifelnd und fährt sich mit dem Ärmel über die Augen. „Ja, wie komme ich her? Ich dachte, ich wär' eine halbe Stunde nach unten gegangen —“, er wendet sich halb und weist unsicher mit der Hand nach den Kellern zurück. „Da, bloß auf ein Glas oder zwei, du weißt doch, ich hab' nicht viel Zeit beim Dienst, und die Laternen waren noch nicht geputzt.“

„Vor 'ner halben Stunde?“ murmelt Knorrjohann und sieht vor sich hin.

„Nun ja, auf ein Glas oder zwei. Und wie ich wieder nach oben geh —“, der Alte sieht verzweifelt auf seinen weißen Bart, rauft ihn und hält ihn vor sein Gesicht. „Was ist das“, jammert er, „was haben die mir angetan?“

Odde Uhl wird jetzt auch unheimlich zumut, er will Knorrjohann am Arm nehmen und wieder singen. Aber der Freund hält ihn zurück. „Aus welchem Keller kommst du denn?“ fragt er den Alten.

„Hier“, sagt der Eisbart und weist über die Brücke zurück, „hier war es doch“, jammert er. Aber wo er hinzeigt, steht dunkel ein riesiges neues Haus. „Was ist das, hier kam ich eben herauf.“

Odde Uhl möchte lachen, aber der Alte sieht ihn zu grausig an.

„Mir scheint, du bist verwünscht lange unten gewesen!“ Er will ihm gutherzig auf die Schulter klopfen, aber ehe er die Hand niederfallen läßt, faßt ihn selbst das unheimliche Schütteln, er sieht das uralte Wams, die brüchige Leiter, den endlosen Bart.

„Wirst doch wohl wieder zurecht finden“, tröstet er. Er fühlt Knorrjohanns Finger warnend am Arm. Genug geredet, soll das heißen, hier können wir doch nicht helfen. Und Odde Uhl wendet sich und versucht das Lied wieder anzufangen, das er sang, ehe er diesen Spuk traf.

„Hundert Jahre“, brummt Knorrjohann, während er mit kleinen Schritten neben ihm herläuft. „Hundert Jahre, da soll man sich wohl wundern!“

„Hundert Jahre?“ fragt Odde Uhl.

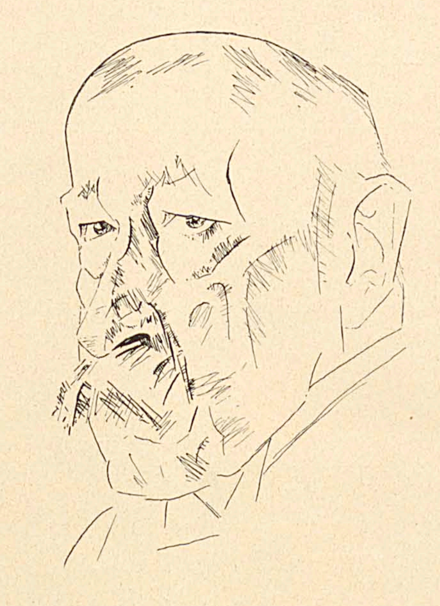
Hinter ihnen trippelt ein alter Schritt, die Leiter stößt an das Brückengeländer. Wie sie sich umblicken, steht der Greisbart unter der nächsten Laterne und blinzelt hilflos nach oben.

„Warum hundert Jahre?“ jammert der Matrose auf einmal. Das Elend des Alten kommt ihn an.

„Hundert Jahre halten die da unten die Menschen fest“, wiederholt Knorrjohann, „hundert Jahre haben die im Spukkeller Gewalt über einen, und man meint, es sei eine halbe Stunde gewesen.“

KOEPFE

(Zeichnung von Olaf Gulbransson)



Dem großen Arzt Friedrich von Müller zum 75. Geburtstag

Kameraden!

Von Edmund Hoehne

Als uns gab die blut'ge Front zurück,
trugen wir verstaubtes Waffengrau,
doch die Heimat wandte ab den Blick,
Bürger, Spartakus und schöne Frau —
und wir waren müde, man verstand uns nicht,
und wir dachten, endlich käme helles Licht,
und wir schwiegen still von Blut und Tod,
und es sprachen Kommunist und Patriot.

Träumend zogen wir den Feldrock aus,
träumend gingen wir durch buntes Bürgerhaus,
und wir glaubten, das sei nun der Frieden,
wurden trotzdem aber bald gemieden,
um uns blieb ein Hauch von Front und Stall,
und der störte Konferenz und Ball;
schwer war unser Sinn und schwer das Hirn,
immer blieb der Helmdruck auf der Stirn —

Doch das Haus, der Ball war nur ein Traum,
und wir liegen noch am Waldessaum,
und es rüttelt uns der Kamerad:
„Wovon murmelst du? Du bist Soldat, Soldat!
Die Etappe tobt und scheißt Parolen,
endlich müssen wir den deutschen Frieden holen!
Ohne Reden! Wie sie immer tönen!
Schnalle um! Die Heimat muß noch stöhnen.
Tob nicht mit! Behalte kühles Blut —
Unser Feind liegt vorn. Hab' vorne Mut!“

Lieber Simplicissimus!

Vollbesetzte Trambahn in München.
Auf der Plattform stehen zwei Frauen, eine hat ein Kind auf dem Arm.
Der Schaffner ruft: „Sie, Frau mit dem Kind, da is fei no a Sitzplatz.“
Während er weiterkassiert, setzt sich die andere Frau, die zwar kein Kind auf dem Arm hat, aber sichtlich eins erwartet.
„Sie hob i net g'moant; die Frau mit dem Kind hob i g'moant.“
„Ja, moana S' ebba, mi hot a Weps g'stochn?“

Heißer Herbst / Von Georg Britting

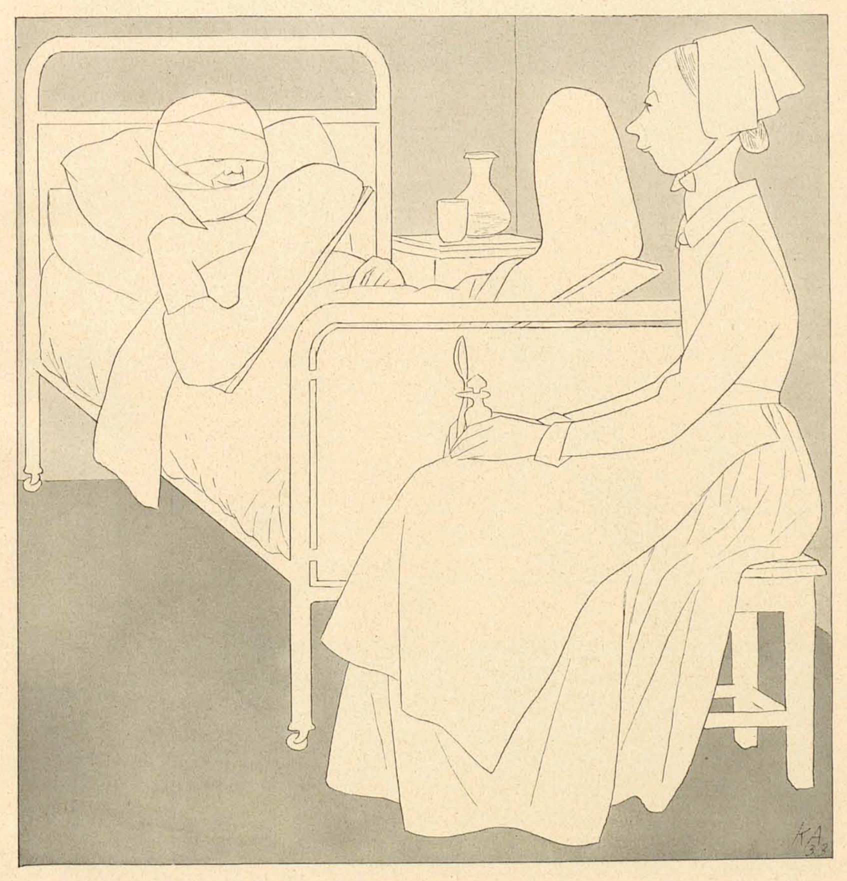
Es flimmert die gläserne Weide,
Darunter der Raubhecht steht,
Von seinem Schuppenkleide
Glanz durch die Wellen weht.

Umstachelt von starren Stahlfäden
Des Blumentellers Brokat
Wiegt den Käfer mit krüpplig verdrehten
Füßen aus Golddraht.

Eine Goldmünze, glänzig, betäubend,
Die Sonne auf blauem Tuch,
Und aus den Wäldern, stäubend,
Beerengeruch.

Rekord

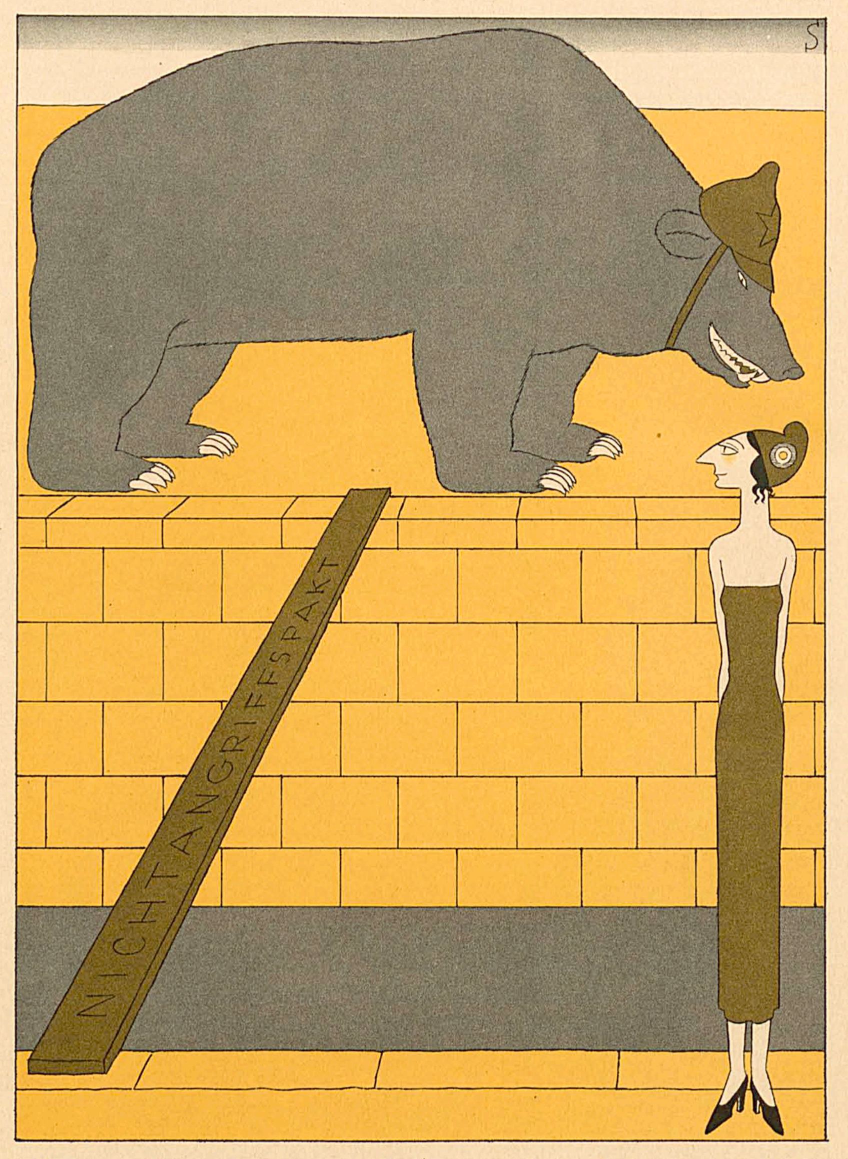
(Karl Arnold)



„Tja, Schwester, das ist Tempo: Um sieben Uhr in Hamburg Frühstücken — Mittagessen in Frankfurt und abends sechs Uhr in Zürich schon in Gips.

Dompteuse Marianne und Russenbär

(E. Schilling)



„Mon dieu, wie schön wäre es, wenn mir das Tierchen wieder so gut folgen würde, wie 1914!"

Schicksal

Von Dr. Owlglaß

„Und was ich lasse, was ich tue —
ist's meine Schuld, ist's mein Verdienst?
Die Hände wasch' ich mir in Ruhe
und schieb's dem Schicksal in die Schuhe ...
Die Willkür ist ein Hirngespinst."

Mag sein . . . Die Schuhe sind ja kräftig
und recht geräumig obendrein,
sind siebenmeilenstiefelschäftig.
Und einmal, rennst du noch so heftig,
und einmal holen sie dich ein!

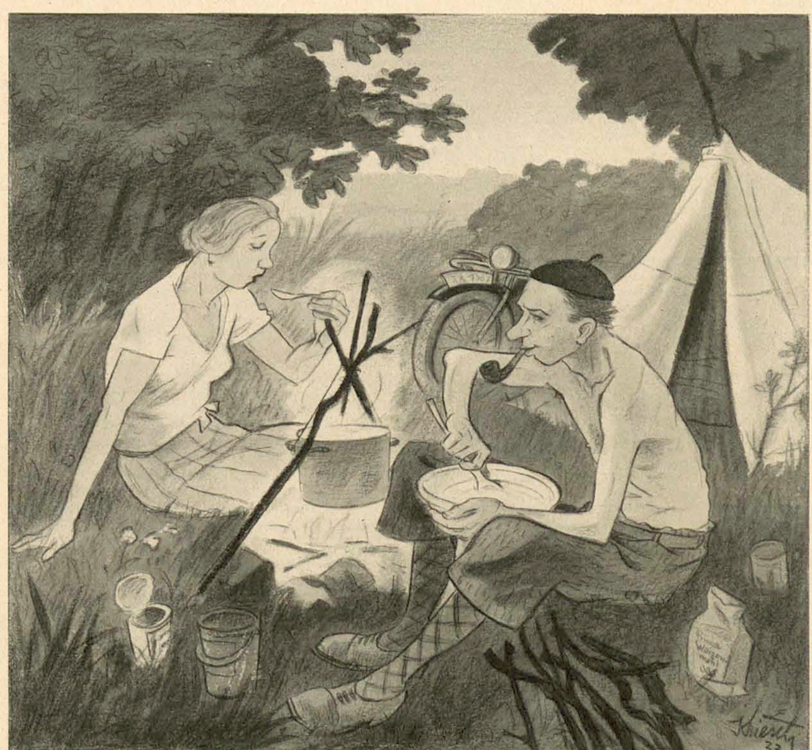
Da wirst du sie zu spüren kriegen,
wie jeder arme Erdengast.
Und wirst dich krümmen, wirst dich biegen
und um so schmerzlicher erliegen,
je mehr du sie beladen hast.

Pflaumenkuchen / Von Heinrich Rumpff

Frau (am gedeckten Tisch): Heute, Schatzi, gibt es einmal etwas ganz Besonderes! Etwas, was dich an deine Kindheit erinnern soll!
Mann (skeptisch): An meine Kindheit?? (Setzt sich.) Ach, das sollen wohl Pflaumenkuchen sein?
Frau (spitz): Es sind Pflaumenkuchen. Oder, wenn du es genauer haben willst, Obst-Eierkuchen auf rheinische Art in der Pfanne gebacken! Sieh mal, fünf Stück! Für dich, Schatzi, habe ich drei berechnet. Iß nur schon. Ich komme gleich. (Geht ab und zu; nach einer Pause:) Nun, Liebling, wie schmecken sie dir?
Mann (kauend): Hm. — Tja. — Mal was anderes. — Sag mal, hast du die Pflaumen absichtlich auf die verkehrte Seite gelegt?
Frau (nachdrücklich): Verkehrte Seite?? — So müssen sie eben liegen, mein Lieber!
Mann (unterbricht das Kauen, freundlich): Aber, Schatzi, — mit der Schale nach oben?? Das ist doch wohl 'n Druckfehler. Selbstverständlich gehören sie andersrum, mit der Schale nach unten. So hat sie auch meine Mutter immer gelegt.
Frau: Meine Mutter hat sie immer so herumgelegt, wie sie jetzt liegen!
Mann (kauend): Hm. Dann hat sie es eben auch verkehrt gemacht.
Frau: Nanu? Auch verkehrt?? — Wieso denn, bitte? Bei uns haben alle Leute die Pflaumenkuchen nur so gebacken. Sonst blieben ja die Pflaumen in der Pfanne hängen, beim Herumdrehen.
Mann: Was?? Herumdrehen tust du sie auch noch? — Das habe ich noch nie gehört!
Frau (lächelt überlegen): Wie sollen die Pflaumen denn sonst gar werden, du Schlauberger? — Sämtliche Bekannten meiner Mutter . . .
Mann (nervös): . . . können mich gern haben! Meine Mutter jedenfalls hat die Pflaumen mit der Schnittfläche nach oben

Kulturgeschichte

(R. Kriesch)



„Siehst du, Trudchen, so saßen schon unsere Urahnen vor ihren Feuerstellen!" — „Ja, aber den Büchsenöffner haben sie sicher nicht vergessen!"

auf den Teig gelegt und dann ganz, ganz langsam gebacken. Und nur auf einer Seite natürlich!

Frau (ironisch): Natürlich!! — Vielleicht hat deine Mutter nicht so rechnen müssen wie ich. Obwohl es ja auch nicht so üppig gewesen sein soll bei euch! — Wieviel Gas soll ich denn da gebrauchen, wie? Sowieso schimpfst du dauernd über die Gasrechnungen. — Meine Mutter, ach, was sag ich, meine Großmutter schon hat die Pflaumenkuchen nie anders gebacken. Wie soll ich denn jetzt dazu kommen, gegen jede Tradition eine neue Backart einzuführen??

Mann: Neue Backart ist gut! Mit der gleichen Berechtigung frage ich: wie soll ich dazu kommen, die Dinger in einer mir ganz und gar unbekannten Zubereitungsart zu essen!? Darauf kommt es doch schließlich an.

Frau (erregt): Erlaube mal, ich muß sie schließlich backen! Ich denke, darauf wird es mehr ankommen. Kann ich dafür, wenn dir die gute bürgerliche Küche nicht bekannt ist?

Mann (kauend; scharf): Keine Spitzfindigkeiten, Helene! Ich kann unmöglich etwas Verkehrtes unterstützen, etwas geradezu Widersinniges!! So, wie du die Pflaumen hinlegst, werden sie überhaupt nicht gar. Ihr Genuß ist demnach direkt gesundheitsschädlich! Außerdem zieht nicht die Spur Zucker hinein.

Frau (lacht schnippisch): Phhh! So süß mag ich gar nicht. Dafür bist du ja als maßlos im Zuckerverbrauch bekannt.

Mann (ärgerlich): Wenn ich schon Süßes esse, soll es auch süß sein! — Übrigens habe ich zum Glück schlagende Beweise: wie legt denn der Bäcker die Pflaumen auf den Hefeplatz? He?? Vielleicht auch mit der Schale nach oben? Wie?? — Aha, da schweigt die gnädige Frau.

Frau: Absolut nicht, mein Lieber. Hier sind die Bäcker keineswegs so . . . so unvernünftig wie vielleicht bei euch, drei Stunden hinter dem Mond! Gestern erst habe ich bei unserm Bäcker kleine Törtchen gesehen, da lagen die Pflaumen ganz genau so, wie ich sie jetzt hingelegt habe, und wie sie meine Mutter und meine Großmutter ihr Leben lang hingelegt haben. Das kann ich beschwören!

Mann: Herrgottnocheinmal! Mach mich nicht rasend. Da zögen sie ja überhaupt keinen Saft?!!

Frau: Ihhh! Magst du das vielleicht, wenn der ganze Kuchen so mit Saft durchtränkt ist, daß einem sämtliche Finger . . .

Mann (unterbricht sehr laut): Natürlich mag ich das!

Frau: Da bist du wahrhaftig der erste, dem so etwas paßt. Eigenartiger Geschmack, muß ich sagen. Meine Mutter . . .

Mann: Ich bitte dich jetzt zum letztenmal, hör mit deiner Mutter auf! Am Ende willst du mir noch die verkehrten und gesundheitswidrigen Gewohnheiten deiner ganzen Sippschaft aufzählen?? — Aber das ist bezeichnend für deine Kleinlichkeit! Selbst was klipp und klar vor ihr liegt, was logisch gar nicht anders denkbar ist — aus lauter Opposition will sie das nicht einsehen! So ist es immer.

Frau (empört): Das ist eine ganz gemeine Verleumdung! Zum Glück ist deine unerhörte Einseitigkeit hinreichend bekannt. Dir kommt es eben nur darauf an, zu nörgeln und zu . . .

Mann (schreit): Jedenfalls sage ich dir: so mag ich die Pflaumenkuchen nicht, und so esse ich sie auch nicht, und damit basta! Richte dich danach!

Frau (kämpft mit den Tränen): Gräßlich mit dir, gräßlich! Aber auch alles und alles mußt du einem vergällen! Immer brüllen, selbst wenn er von nichts eine Ahnung hat! Ich sage dir: es ist mir innerlich, ja (weint) seelisch ist es mir ganz und gar unmöglich, die Pflaumenkuchen anders zu backen, als meine Mutter und meine . . .

Mann (springt auf, stößt den Stuhl zurück, schreit): Schluß jetzt! Oder es passiert was! Das ist ja zum K . . .

Frau (fassungslos vor dem Tisch): Ja — und — — — und wo sind meine beiden Kuchen???

Mann: Was? — Wo die sind? (Mit leichter Verlegenheit:) Wo werden sie groß sein? — Ich soll sie wohl in Gedanken mitgegessen haben . . .?

Lieber Simplicissimus!

An der weingesegneten Hardt gibt es einige Orte, deren Bewohner als besonders trinkfreudig bekannt sind.

Namentlich der Altbürgermeister des Dorfes F. tat darin des Guten ein wenig zu viel, so daß man für seine Gesundheit die schlimmsten Befürchtungen hegte.

Der Arzt machte ihm ernsthafte Vorhaltungen. „Bürgermeister", sagte er, „was fällt Euch denn ein, Ihr trinkt ja schon zum Frühstück am Morgen eine ganze Flasche. Das geht keinesfalls!"

Der Bürgermeister sah ihn erstaunt an. Dann antwortete er in gekränktem Tone: „Ja, isch kann doch beim beschte Wille mei'n Kaffee nit so trocke runnerschlucke!"

*

Sie kennen doch das Biberspiel, das sich, seit die Welt ärmer geworden ist an kräftigem männlichem Bartwuchs, wie ein Fieber verbreitet? Biber = Vollbart. Weißer Biber zählt 1 Punkt. Gemischter, schwarzer und blonder Biber zählen 2, 3 und 4 Punkte. Biber mit Rucksack auf Fahrrad (beispielsweise) 23 Punkte usw. Wer innerhalb einer gegebenen Frist die höchste Punktzahl erreicht, hat gewonnen.

Walter, neunjährig, darf zum erstenmal mit nach Italien.

Zwischen Mailand und Genua fährt der Zug durch Pavia.

Die Stadt ruht mit Kuppeln und Kirchen im blauen Licht.

Der Vater schlägt ernst im Baedeker nach.

„Hier wurde Friedrich Barbarossa gekrönt", erklärt er Waltern, der sehensdurstig am Fenster steht.

„Oh, da hätte ich dabei sein mögen!" ruft Walter begeistert.

Der Junge hat doch wirklich geistige Interessen, denkt der Vater still beglückt.

„Roter Biber mit Krone zählt 98 Punkte", sagt Walter.

Und Pavia entschwindet.

*

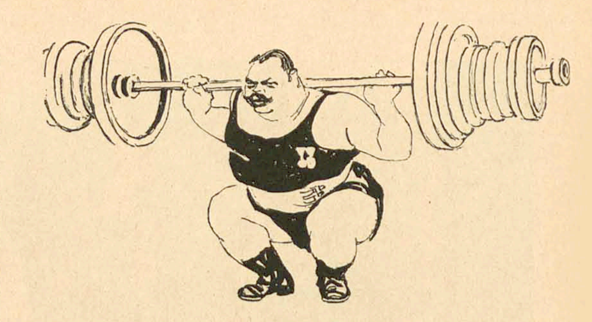
In einem Berliner Lyzeum wurde wieder einmal das beliebte Aufsatzthema gestellt „Mein schönstes Ferienerlebnis". Der Aufsatz einer der jungen Damen, die ihre Ferien in Oberbayern verlebt hatten, begann folgendermaßen: „Wenn ich mich morgens von meinem Lager erhob, hatte man einen wunderbaren Anblick . . ."



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München ● Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Schwalbenschnelles, abenddunkles Glück

Von Hellmuth Falkenfeld


(E. Thöny)

Birken, mächtig wie Pappeln, säumten die teilende Chaussee zwischen den goldenen Kornfeldern. Auf den Seen lag Gold. Sonne ließ Mücken tanzen, erhitzte die allzu kleinen Zimmer in der Villa „Waldfrieden", machte glücklich und schläfrig.

Heinz besaß noch einen Anzug ohne Flecken und Flicken, ein Paar rotbraune Schuhe mit dem Glanz der Neuheit, ein Gemüt voller Einfälle. Er war, mit seinem gelben Haar, nur schön, wenn er fröhlich war. Und er war fröhlich, denn bei Tisch saß neben ihm ein freundliches Mädchen, in rot und weißem Strandkleid, blauäugig. Ihre von Natur roten Lippen spreizten sich gern. Dann sahen ihre großen weißen Zähne neugierig und sehnsuchtsvoll hervor. Fräulein Dora hieß sie und war in kleinen, sehr kleinen Rollen beim Film und Theater beschäftigt. Auch die Reklamephotographen bedienten sich ihrer gern, um ein Haarwaschmittel, einen Badeanzug, eine Strumpfmarke wirkungsvoll am Menschenleib zu offerieren.

„Ich bin Kaufmann," sagte Heinz und verschwieg dabei einiges. „Aber ich will, wenn ich nach Hause komme, etwas ganz Neues anfangen." Das war schon eher richtig. „Etwas Großes," fügte er hinzu. Nach Tisch lag Fräulein Dora ruhig im Liegestuhl. Er ging an ihr vorbei und sah müde aus. Als sie es bemerkte, setzte er sich neben sie und legte eine Zeitung zwischen sein Gesicht und die Sonne. „Donnerwetter," rief er, „was die Deutschen doch in Olympia anrichten! Ach, und die Börse, nur gut, daß ich noch niedriger gekauft habe." Fräulein Dora schielte nicht herüber, aber sie hörte doch mit stillen Nasenlöchern zu. „Es bleibt immer noch einiges. Ich brauche nicht zu verzweifeln. Nein, ganz und gar nicht. Ich gehöre immer noch zu den Bevorzugten von heute."

„Wohl dem, der das sagen kann," sagte Fräulein Dora. Es klang nüchtern und ein wenig erbärmlich. Hörte man den Klang dieser Worte, so konnte man sich nicht vorstellen, daß die Sprecherin von Schönheit begnadet war. Eigentlich war sie auch nur hübsch, — dachte Heinz, der nach der Seite schielte — aber hübsche Mädchen zu lieben ist ehrenvoller als schöne zu verehren. Was brauchen schöne Mädchen Liebe? „Im Alter werden ihre Augen hervortreten, ihre Nase wird ein wenig lang aussehen, und die Backen werden die Furchen der Alltäglichkeit aufweisen." Diese Vorstellungen brachten sie ihm aber näher; sie wuchs ihm ans Herz, dachte er an die kommende Armseligkeit ihres Alters.

Nach dem Kaffee gingen sie über die Höhe zum See. Kinder suchten und quälten mit vergnügter Grausamkeit Blutegel, die sich auf dem Grunde des flachen Wassers festgesetzt hatten. Die Schwimmer aber stießen ins Tiefe, jagten auf den ungeschickten und nicht recht in der Mitte des Sees gelegenen Springturm des dörflichen Turnvereins zu, von wo Kopf- und Hechtsprünge selten, aber dann mit einer gewissen Feierlichkeit ausgeübt wurden. Heinz und Dora schwammen noch weiter, über den Turm hinaus, in der Richtung zum beschilften Ufer auf der anderen Seite, mit dem Auge auf das Dorf, das der Himmel an die Wiese geklebt zu haben schien. Tief lag Doras Kopf im Wasser, eine Hälfte des Gesichts war flach im See, die andere lächelte voller Mut und Fleiß. „So viel Wasser," rief er hinter ihr her, mit den Armen das fast wellenlose Geglitzer schlagend. Es stimmte gar nicht; die Wassermenge in dem sumpfigen Gewässer war recht bescheiden. Aber dies „So viel Wasser!" bedeutete bei ihm etwas anderes. Etwa: So viel Licht! oder: So viel Glück! oder: So wenig Armut!

„Mein liebes Fräulein Dora," sagte er, als sie wieder am Ufer standen und ihre Leistung rückblickend betrachteten, „Sie sind ja ganz außer Atem." Er gab ihr Schokolade, weil sie traurig aussah. Am Abend betrachteten sie das Gemälde, das das Himmelsrot auf die breite Horizontwand legte: Einen Vesuv sah man, der still und panoramafriedlich einen gemalten Streifen aussandte. Fräulein Dora war gerührt, wie konnte es anders sein, und Heinz, den Arm unter den ihren geschoben, ging über die Höhe zur Birkenallee hin. Es war alles, wie es zu sein hatte. Die wohlgeordneten Schwärme der abendlich ziehenden Vögel, die hörbare Stille der Getreidefelder, das Stummsein der Bäume, der Wohlgeruch des Windes, der über See und Korn strich. „Wollen wir uns setzen?" fragte Heinz, gewillt, nichts zu versäumen. Der Stimmung tat es, nach seiner Auffassung, keinen Abbruch, wenn man sich auf einen trockenen Chausseestein setzte. „Wenn ich will," dachte er, „wird sie mich lieb haben." Er dachte genau: „lieb haben", es tat sogar ein bißchen weh, dies Wort. „Und warum soll ich nicht wollen?" fragte er sich.

„Fräulein Dora," sagte er, das Gesicht in das Rauschen der Birke gewendet, „werden Sie mir erlauben, Ihnen Gutes zu tun? Männer sind Egoisten. Ich weiß das. Und Frauen sind manchmal noch schlechter. Aber ich möchte Ihnen etwas antun."

Fräulein Dora blieb stumm, und als er aufzuzählen begann, was alles in Berlin er zu kaufen gedenke, — aber natürlich nur nach genauer Verständigung mit ihr, das verspreche er — begann sie zu weinen. „Aber nicht doch," sagte er, „es ist ja nur ein Gefallen, den Sie mir tun, wenn Sie es annehmen." Er nahm ein Stück Zeitung aus der Brusttasche seines Rocks und schlug mit dem Finger blindlings drauflos: „Möchten Sie das haben? Möchten Sie das oder das haben?" Schließlich lachte sie. Er war mit seinem Finger auf die Annonce: Adreßbuch der Schweiz gestoßen. „Ja, das auch", rief er eifrig und schwieg dann verlegen. Denn der Gedanke rückte nahe: „Warum bist du, wenn du so bemittelt bist, in einen billigen Ort, kaum hundert Kilometer von Berlin entfernt, gefahren?" Aber Fräulein Dora lachte und weinte jetzt durcheinander, als sie ihn fragte, warum er denn noch nicht „du" zu ihr sagte. Ja, er hatte das vergessen und auch ihre Lippen zu besiegeln — denn jeder Kuß ist ein Siegel, gleichsam ein Wechsel, bei dem Versprechen und Zahlung zeitlich zusammenfällt —, so sehr war er in seine Phantasien verliebt, in ein Haus in Dahlem mit der Freitreppe und den Hortensien am Eingang, in seinen zusammengedichteten Reichtum und seine nirgends wirklichen Schätze. Doch Fräulein Dora legte ihren Arm um seinen Hals und damit die Hand auf all das Glänzende und Schöne, das er versprach und woran sie beide dachten. Schwalbenschnelles, abenddunkles Glück! War es denn nicht bei ihnen, die friedlich und verträumt zusammen still saßen, am Rande des Birkenweges?

Als das Korn gemäht wurde, ließ Heinz einen schnell geschriebenen Brief zurück und ging allein mit seinem unbedeutenden Gepäck zum Bahndamm hinter dem See. Aber als er auf dem hellen, sandigen Platz angekommen war, an dem man der Kleinbahn winkte, um mitgenommen zu werden — hier gab es weder Station noch Warteraum —, stand schon im Mantel ein Mensch da, und der Mensch war das Fräulein, dem er den Brief geschrieben hatte. Sie sah eher größer aus als früher, doch auch magerer, ernster, entschlossener. Nun hat es keinen Zweck mehr, dachte er und sagte laut: „Ich habe Sie belogen, Fräulein Dora." Ihre Augen öffneten sich bei dem „Sie", sie hatte ja gar keine blauen Augen. Die Ärmste, sie hatte Augen wie Haferbrei oder Grütze! Und ihre Haare waren gelb wie das Stroh, das schmutzig zu werden beginnt. Fast häßlich ist sie geworden,

(Schluß auf Seite 308)

Hygienischer Komfort

(Zeichnung von Jos. Sauer)

„Sag' mal, Boy, ist dieses Zimmer nicht etwa feucht?" — „Ausjeschlossen, die Wasserader unterm Bett haben wa abjeschirmt!"

(Schluß von Seite 307)

dachte Heinz. Fast häßlich ist sie geworden.

„Ich bin ein ganz armer Mann, Fräulein Dora. Ich besitze gar nichts. Sie werden es ja in dem Brief lesen, den ich Ihnen geschrieben habe. Alles, was ich habe, ein bißchen Phantasie." Sie erwiderte nichts und blickte zur Erde. Es war vorbei. Schwalbenschnelles, abenddunkles Glück! Aber es war doch Wirklichkeit gewesen, wenn auch auf einer Lüge aufgebaut.

„Da kommt mein Zug, Fräulein Dora." Das rasselnde, gemütlich auf Schienen schurfende Tier ersparte weitere Entschuldigungen.

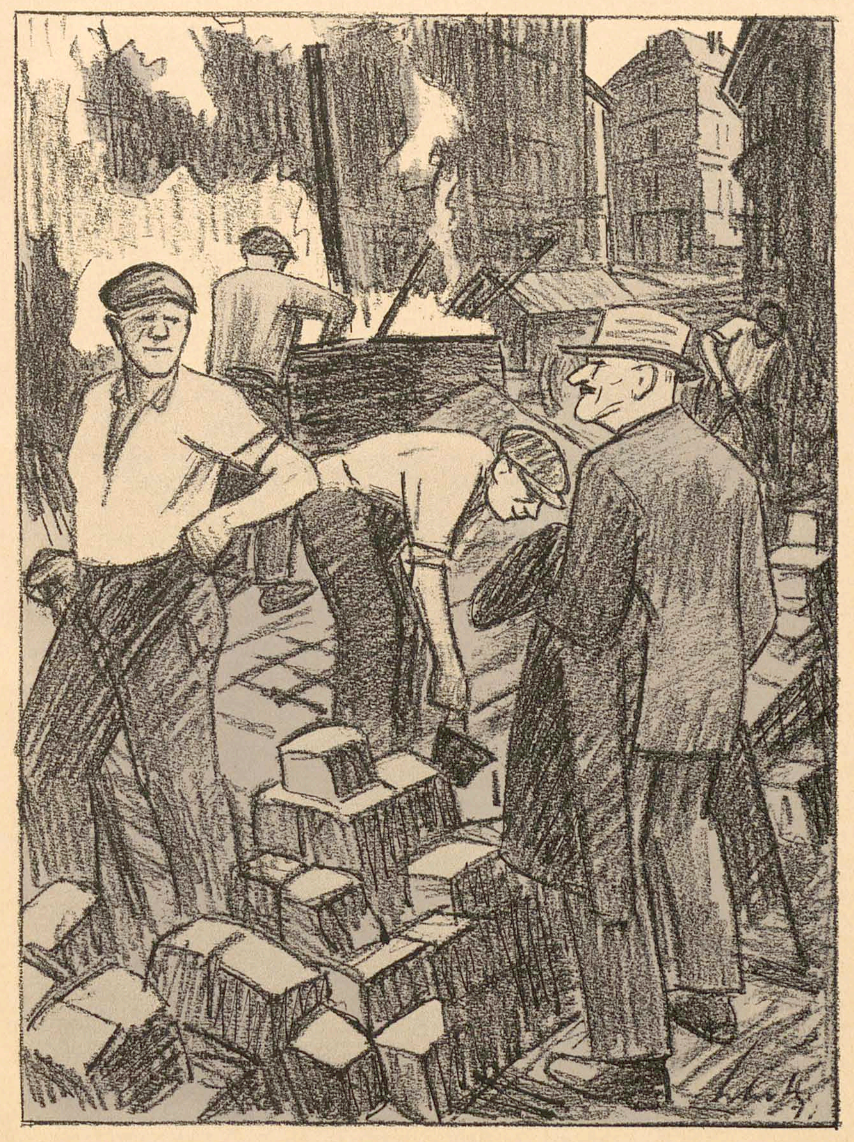
„Gib mir wenigstens einen Kuß", sagte Fräulein Dora. Ein wenig blauer wurden ihre Augen doch, als er ihr gehorchte. „Ob sie nicht doch von Anfang an alles durchschaut hat?" fragte sich Heinz, als er aus dem Zug heraus winkte. Vielleicht wollte sie ihm noch etwas sagen. Jetzt winkte sie nicht mehr mit der Hand, sondern mit dem Kopf, und das hieß wohl: „O ich weiß es ja, mein Lieber. Und du und ich und alle, wir wissen ja alle Bescheid."

* * *



Interview

(Wilhelm Schulz)



„Pardon, Monsieur, Sie bauen hier wohl Barrikaden?“ — „Naa, inserne Revolution hält Straß'n für nützlicher.“

FRITPICKS REPORTAGE

(E. Thöny)



Geheimnisse um Herrn X.

München, Ende September 1933

In München kennt jeder den Herrn X. Ja, ich wage zu sagen, daß Herr X. eine der populärsten Persönlichkeiten Münchens ist, nein, nicht nur Münchens, Südbayerns, ganz Bayerns und noch eines Stückes darüber hinaus.
Plötzlich ist Herr X. da. Elf Monate und vierzehn Tage im Jahr weiß man nichts von ihm, so lange hält er sich verborgen, aber zwei Wochen lang sprechen Tausende von ihm, drei Wochen lebt er im Glanze des weltberühmten Oktoberfestes, leuchtet er auf wie ein Meteor, um nach drei Wochen wieder zu erlöschen. Ist dieser Mann ein Filmstar, ein Politiker, ein Fußballspieler, ein Rennfahrer oder sonst einer von denen, die auf den Höhen der Menschheit wandeln? Keineswegs, oder vielleicht doch.
Er ist Ausrufer vor einem Zelt, der populärste Ausrufer vor einem Zelt des Oktoberfestes.
Aber was sage ich Ausrufer? Welch plumpes Wort für eine so delikate Sache. Nein, er ruft nicht, er schreit nicht, kein Wort spricht er, er ist nur da und macht Gebärden, geheimnisvolle Gesten. Da steht er im Reitdreß mit rotem Frack, schwingt die Gerte, lächelt, scheint Zügel zu halten, Sporen zu geben, und immer wieder legt er den Zeigefinger auf die Lippen: „Nicht weitersagen, Leute, hier geht's toll zu." Mit einem Worte, er repräsentiert das Leben der feinen Leute, die im Sattel sitzen und tolle, sehr geheimnisvolle Dinge erleben.
Wir stehen vor ihm in dichtgedrängtem Haufen und lassen uns dieses Leben andeuten. Das höchste Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde, und außerdem . . . pst!
Um Herrn X. wittert das Geheimnis wie um Kaspar Hauser. Man tuschelt sich zu, er soll ein russischer Großfürst sein. Ach Unsinn, er ist ein Gepäckträger vom Hauptbahnhof. Was, Sie wissen nicht, er ist doch ein kleiner Postbeamter, der seinen Urlaub hier als Anreißer auf der Oktoberwiese verbringt, um sich ein paar Groschen zu verdienen. Aber nein, er ist doch ein berühmter Reiteroffizier, der . . . eine unglaubliche Skandalgeschichte . . . es war eine exotische Prinzessin . . . Sie verstehen.
Gewiß, ich verstand: in der Maske eines Gepäckträgers, der sich als kleiner Postbeamter verkleidet hatte, um als Anreißer die berühmte Filmschauspielerin . . .
Herr X. wäre also der Mann, den man interviewen müßte. Man könnte eine Geschichte schreiben, bei der es dem Leser kalt über den Rücken liefe, bei der man unauffällig eine Träne oder mehrere zerdrückt, bei der junge Mädchen an Hand von Gedankenstrichen sich alles denken könnten, was jungen Mädchen zu denken nicht gestattet ist.
Aber ich habe Herrn X. nicht interviewt. Herr X. hätte mir womöglich gesagt, er sei schon lange in dem Beruf als Anreißer, und er habe sich die Nummer so ausgedacht, und sie ernähre ihren Mann, nämlich Herrn X.
Nein, es muß Geheimnisse auf der Welt geben, wovon sollen sonst Frauen träumen und Filmdichter leben!
Herr X. soll weiterleben, teils als russischer Großfürst, teils als Postbeamter und Gepäckträger, womöglich auch als berühmter Reiteroffizier, wissen Sie so: Weiber und Pferde.

Fritpick

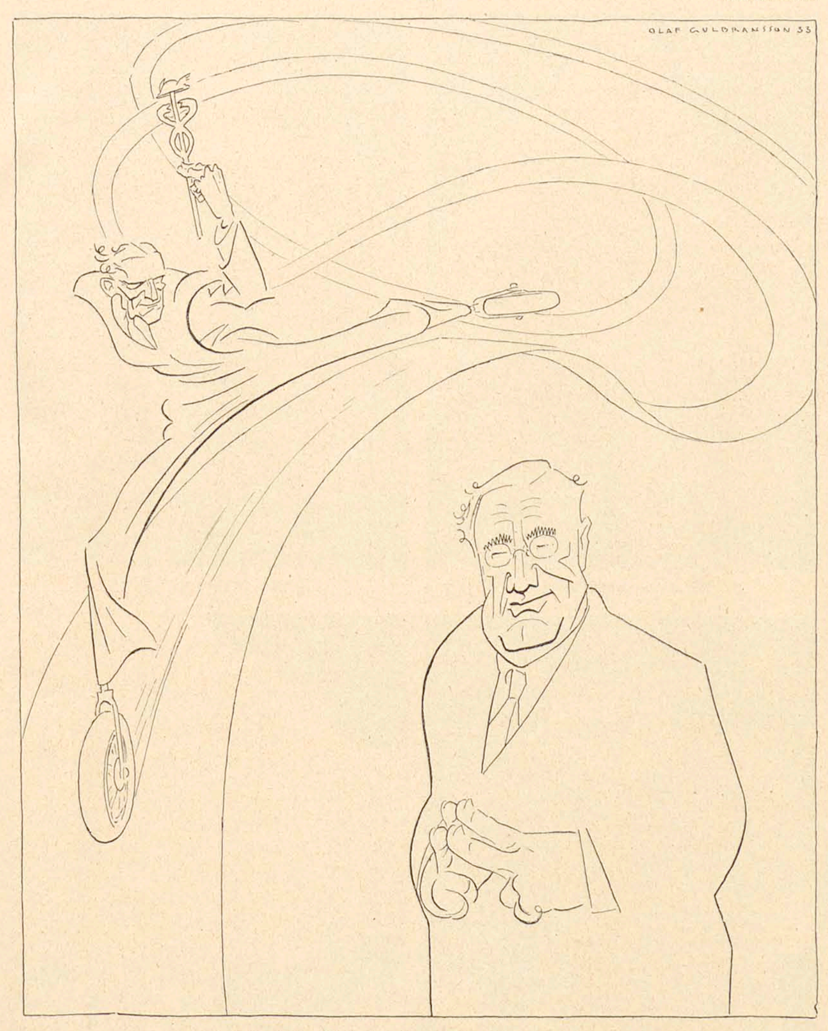
Robinson

Von Reinhard Koester

Auf einer Bank, die etwas eingerückt ins Gebüsch an einem kleinen Platz in Charlottenburg steht, sitzt er, starrt vor sich hin, spielt mit seinen Fingern, lächelt sie an und redet mit sich selbst. Ein Arm ist meistens um das armselige Handköfferchen gepreßt, das für ihn Kleider- und Wäscheschrank, Toilettetisch und Vorratsraum bedeutet. Von früh bis spät sitzt er auf dieser Bank am Ufer der einsamen Raseninsel, steht nur hin und wieder auf, um mit ein paar Schritten die Glieder zu lösen, und setzt sich wieder. Gleichgültig, ob die Sonne scheint oder dünner, grauer Regen niederrieselt. Erst wenn es dunkel wird, holt er aus dem Gebüsch ein verborgenes, in alte Wachsleinwand gehülltes Paket und geht langsam dem Grunewald zu. Denn in dem Paket ist ein alter Sack, in dem er schläft. Und morgens in aller Frühe kehrt er auf seine Bank zurück, ans Ufer der Raseninsel.
Irgendeiner der Umwohner, die ihn da täglich sehen, hat ihn Robinson getauft — und nun heißt er schon lange so. Robinson ist ein gutgewachsener kräftiger Kerl von etwa fünfundzwanzig Jahren, er hat ein gutes, wenn auch frühzerfurchtes Gesicht, klare, kluge Augen und eine lange strohblonde Mähne, die fast kokett frisiert ist. Die Haare sind von der Sonne gebleicht und vom Regen ausgewaschen. Er hat etwas von einem „Kohlrabi-Apostel", aber ohne deren eitel-falsche Würde und Aufdringlichkeit. Viele Vorübergehende sehen ihn neugierig-verwundert an, aber Robinson beachtet sie nicht und bettelt sie nicht an.
Um es gleich zu sagen: Robinson braucht auch nicht zu betteln, obwohl er ärmer ist als der geringste Bettler. Denn die Bewohner der Häuser um den kleinen Platz kennen ihn und mögen ihn gern. Nicht die Mieter im Vorderhaus und wenig Männer. Aber die Kleinbürgersfrauen, die Witwen und Rentenempfängerinnen der Hinterhäuser sorgen für ihn. Meine Aufwartefrau hat da ihre Stube mit Küche und sie hat mir von ihm erzählt. Daß er ein guter, stiller und wohlerzogener Mensch ist, der sich höflich erhebt, wenn eine der alten Frauen ein Wort an ihn richtet, und sicherlich aus achtbarer Familie. Nur eben gestrandet im großen Schiffbruch der Zeit — arbeitslos und ohne Hoffnung. Einer, der wahrscheinlich nie gearbeitet hat oder hat arbeiten können. Vielleicht hat er Eltern gehabt, die plötzlich verarmt und gestorben sind, während er sich auf einen Beruf vorbereitet hat. Jedenfalls kann er nicht stempeln gehen.
Und allmählich ist es unter den alten Frauen in stillem Übereinkommen Brauch geworden, daß jede zu ihrem Teil Robinsons Versorgung und Verpflegung übernommen hat. Die eine bringt ihm morgens eine Tasse Milchkaffee mit einem Stück Brot, die andere mittags einen Teller Suppe oder ein paar Stullen, und eine dritte sorgt dafür, daß er abends nicht hungrig in den Grunewald geht. Eine Zeitlang hat er nachts auf der Treppe eines Hinterhauses geschlafen, bis der Verwalter das verboten hat. Und wenn die Frauen — am Tag der Rentenauszahlung etwa — mit ein paar ungewohnten Leckerbissen vom Markt kommen, fällt immer etwas für Robinson ab —: ein Apfel, ein Bund Radieschen oder ein Stück Gebäck.
Jeden Sonnabend darf Robinson in die Garage an der Ecke gehen und sich dort duschen und abseifen. Und dann liegt dort ein reingewaschenes Hemd für ihn bereit, und eine gute Frau holt sich das schmutzige ab und wäscht es. Jetzt trägt Robinson auch Strümpfe von mir, die meine Aufwartefrau für ihn ausrangiert hat. Im Frühjahr hat ihm jemand sogar einen abgelegten Anzug geschenkt, der noch recht gut aussah. Aber der ist ihm neulich in einer heißen Nacht im Grunewald gestohlen worden, und nun sitzt Robinson wieder in der vielfach geflickten und zerrissenen Joppe und mit der ausgefransten Hose auf seiner Bank.
Einmal hat Robinson strahlend erzählt, daß er eine Frau gefunden habe, die ihn heiraten wolle. Eine noch junge Witwe mit Stube und Küche und einer Rente, von der sich hätte leben lassen. Es ist nichts daraus geworden.
„Nein", erklärte Robinson, „ich habe eingesehen, daß ich das nicht tun dürfte! Denn hier sind doch alle Frauen so gut zu mir — und gerade die älteren — und es hätte sicherlich alle gekränkt, wenn ich nun die junge geheiratet hätte."
Vielleicht ist Robinson ein bißchen verrückt — wer kann das wissen? Gestern sah ich ihn, wie er mit den Fingern spielend seine Hand betrachtete. Manchmal lächelte er und flüsterte den einzelnen Fingern etwas zu, worauf sie vor Vergnügen tanzten. Und als meine Aufwartefrau ihn fragte, ob er sich nicht vor dem Winter fürchte, schüttelte er den Kopf und sagte, er wolle im Winter Rad-Rennfahrer werden. Bei der guten Verpflegung, wie er sie habe, hoffe er bestimmt zu siegen.
Nicht wahr, das klingt ein bißchen verrückt? Denn tagein, tagaus auf einer Bank sitzen, ist schließlich nicht das richtige Training für einen Rennfahrer. Aber man kann nie wissen. Vielleicht ist eines Tages die Bank leer — und auf einem grellbunten Plakat prangt unter weltberühmten Namen von Rennfahrern auch der neue Name — Robinson — — —

Fordissimo

(Olaf Gulbransson)



„Ich habe keine Zeit für diese Zeit, Mister Roosevelt!"

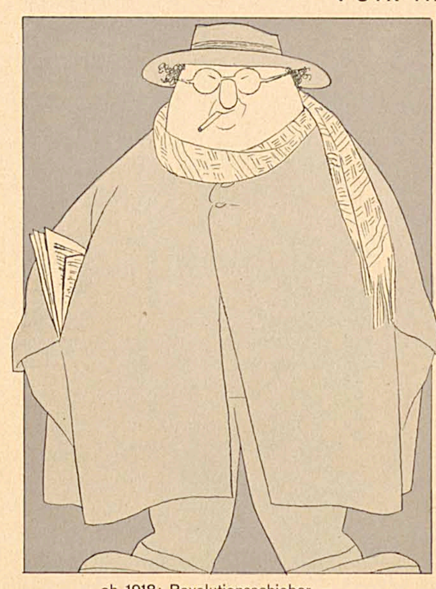
Beinahe überhaupt nicht

Wir liegen am Strand, braten in der Sonne und denken an gar nichts.
Plötzlich knirscht ein Kiel auf dem Sand. Wir richten uns auf und sehen: Es ist ein Paddelboot angekommen. Dem Paddelboot entsteigt ein junges hübsches Mädchen. Es winkt noch einmal zurück, und alsbald setzt sich das Boot, von muskulösen Jünglingsarmen getrieben, wieder in Bewegung. Das Mädchen aber schlendert langsam an uns vorbei und legt sich neben eine schon etwas ältere Frau. Die Mutter, schätzen wir, oder vielleicht eine Tante.
„Na?" fragte die Frau, „wie war's?"
„Fein", sagt das Mädchen und stützt die Ellenbogen auf. „Netter Kerl war das. Todanständig. Nicht so'n Schnösel, und nicht so einer, der — — —"
„So?" nickt die Frau.
„Ganz bestimmt", fährt das Mädchen fort und guckt mit blauen Augen in den blauen Himmel, „zwei Stunden waren wir unterwegs, und er hat mich beinahe überhaupt nicht angefaßt."

Hans Riebau

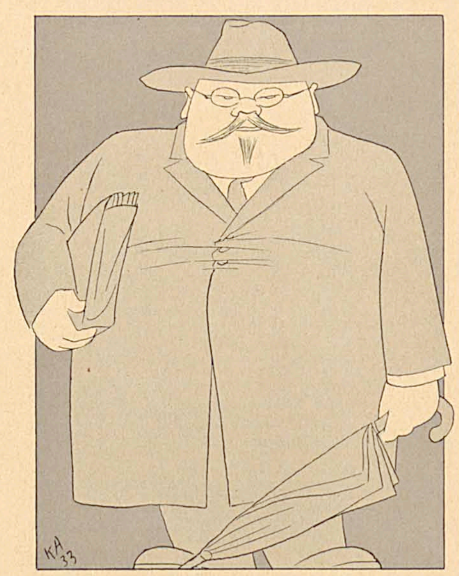
Volk im Raum

(Karl Arnold)

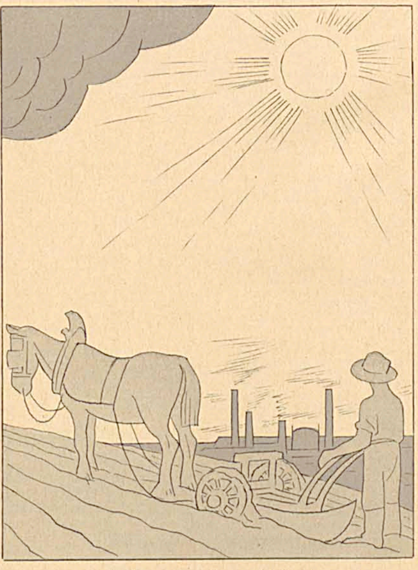


ab 1918: Revolutionsschieber —

ab 1921: Inflationsgewinnler —



bis 1932: Parteibonze —



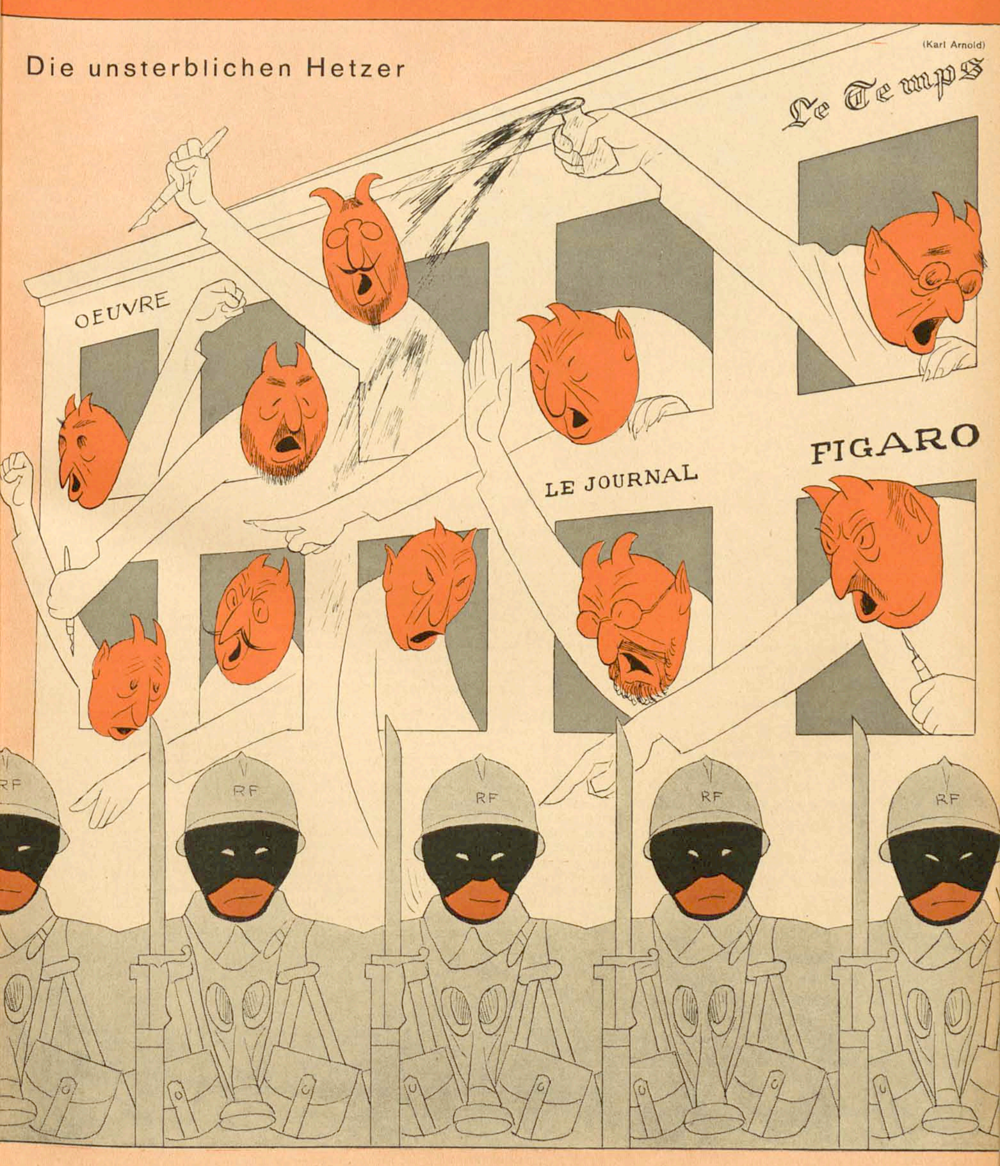
1933: endlich freie Aussicht!

München, 1. Oktober 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 27

SIMPLICISSIMUS

Die unsterblichen Hetzer

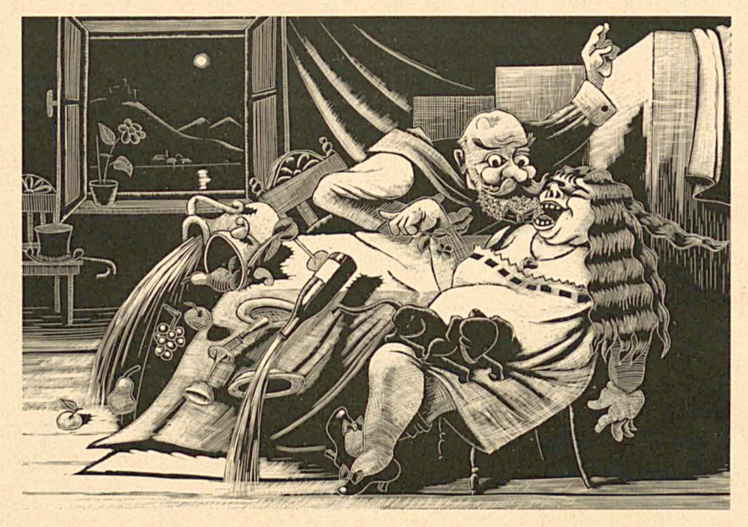
(Karl Arnold)



„Allons, soldats — à Berlin!“

Herr Blaubart

(O. Nückel)



Föhnnacht

Von Dr. Owlglaß

Herrgott, wie braust der Sturm ums Haus!
Nun geht gar noch die Birne aus
infolge dieser Luftempörung,
das heißt, infolge Leitungsstörung . . .

Da hilft kein Jammern und kein Fluchen,
man muß halt eine Kerze suchen,
um sich vermittelst Stearin
aus der Verlegenheit zu ziehn.

So sitzt man denn bei dem Flambeau
und wundert sich: Es geht auch so!

Bloß eines zeigt sich unverkennbar:
Man ist nicht mehr so leicht entbrennbar
für all das blümerante G'schnas,
was man zuvor elektrisch las,
für Mode- und Asphaltgewächse,
für diesen Jahrmarkt der Komplexe,
für dies Getue und Gemär . . .

Buch zu! Und etwas andres her!

Bedachtsam wandelt man zum Spind,
wo ältre Herrn beisammen sind,
und denkt sich schließlich: Eduard Mörike
ist der mit Fug hierher Gehörige —
worauf man, ob das Licht auch trieft,
sich in die „schöne Lau" vertieft . .

Die Birne mag uns gern erblinden,
wenn wir zum Ausgleich einen Apfel finden.

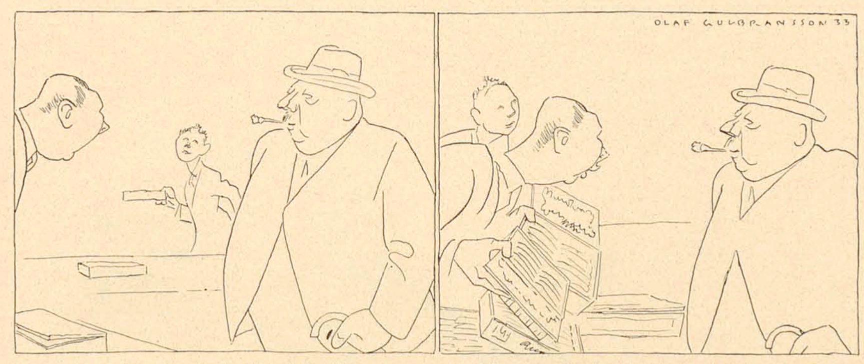
Der Pechvogel / Von Bruno Brehm

Ich habe viele Pechvögel kennengelernt, aber der größte unter ihnen war wohl der kleine Sanitätsfähnrich Hirsch, mit dem ich in einem Moskauer Spital zusammentraf. Ich habe mir oft und oft seine Geschichte erzählen lassen, die er immer mit den gleichen traurigen Gebärden unterstrich, bis sich Oberleutnant Pokorny diese Geschichte ein für allemal verbat: „Hirsch, du siehst, daß ich mich vor Gicht nicht rühren kann, immer aber bringst du mich mit deiner saudummen Sache wieder zum Lachen."
Ja, dann nahm Hirsch seinen Eierschädel zwischen seine schmalen Schultern, zuckte traurig die Achsel und wartete, bis Pokorny seinen schweren, geschwollenen Leib gegen die Wand gedreht hatte und eingeschlafen war. Wenn dann also der ehemalige Fechtlehrer der Wiener-Neustädter Akademie zu schnarchen begann, dann winkte ich Hirsch an mein Bett: „Schnell! Erzähl', eh' er aufwacht."
Hirsch blinzelte noch einmal rasch zu Pokorny hinüber, streifte seine Pantoffel ab, öffnete den blauen Spitalmantel und war bereit.
„Es war bei Rawaruska", begann er, seine Hände in den weiten Ärmeln verbergend, „im Herbst 1914. Als wir früh aufwachten, war das Regiment verschwunden, und unser Verbandsplatz war ganz allein und verlassen auf weiter Flur. Es lag noch eine Menge Schwerverwundeter auf den Tragbahren herum. Ich schau die Verbände an und schick einen Korporal nach Bauernfuhrwerken. Die Sonne geht auf, die Verwundeten jammern, ich steh da und denk nach, was aus uns werden soll. Der Korporal kommt mit den Panjewagen zurück, wir laden die Tragbahren auf die Fuhrwerke, ein Wagen nach dem andern rattert davon, nach Südwesten zurück, wohin das Regiment wohl abgezogen sein mußte. Endlich sind wir fertig, ich will mich auf den letzten Wagen setzen — huiuiui — kommt es gesaust, bums! ein Krach! ein Schrapnell haut mich hin, die Pferde gehen durch, aus meiner Brust kommt Blut, ich liege da — und bin ganz allein."
Ohne die Hände aus den weiten Ärmeln zu strecken, öffnete der Fähnrich sein Hemd und zeigte eine handtellergroße Narbe auf seiner Brust. „Früher konnte man durchsehen", prahlte er ein wenig, „hier vorne herein und hinten beim Rücken hinaus, aber jetzt ist es schon wieder verwachsen." Er zog den Mantel wieder vor seiner Brust zu und erzählte mit gesenktem Blick weiter: „Wie ich also dalieg', denk ich mir: Die Unseren können doch nicht weit weg sein, werden wir einmal winken. Ich heb also die rechte Hand" (Hirsch streckte die rechte Hand aus dem Ärmel und winkte) — „pink! kommt ein Schuß und geht mir mitten durch die Hand." Stimmt, da hatte der kleine Fähnrich wirklich mitten in der rechten Hand seine mit einem dünnroten Häutchen verschlossene Narbe.
„Ich, in meinem Schmerz", fuhr Hirsch aufseufzend fort, „greif mit der linken Hand nach der durchschossenen Rechten" (Hirsch fuhr mit der linken Hand aus dem Ärmel und packte seine erhobene Rechte) — „pink! ein zweiter Schuß — und auch die linke Hand ist durch, zwei Mittelhandknochen gebrochen! Bitte, schau es dir an, wir haben Zeit: die Tage sind hier lang."
Stimmt! Auch die linke Hand hatte eine Narbe, auch sie war schon verheilt. Hirsch hatte nun die Hände frei, er zündete sich

(Schluß auf Seite 317)

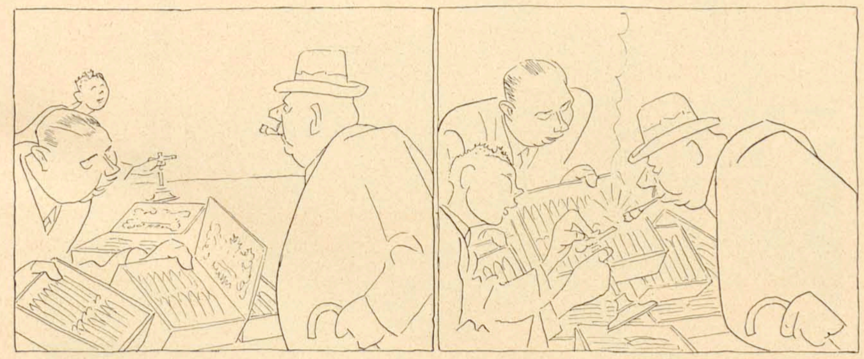
Dienst am Kunden

(Olaf Gulbransson)

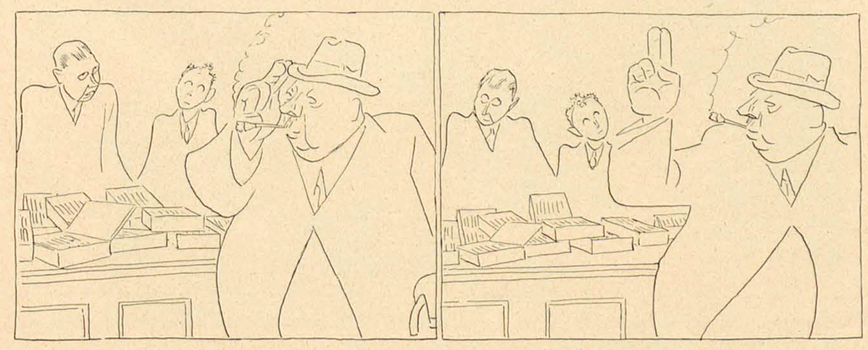


„Guten Tag, der Herr!" — „'s Good."

„Gewiß Zigarren gefällig? Vielleicht etwas Leichteres — oder eine Brasil? Wir haben hier eine sehr schöne Auswahl: Mexiko, Kuba, Vorstenlanden . . ."



„Wo ham S' denn hier 's Feuer?" — „Hier nebenan, bitte!" — — — — — — — — — — — — — — — — — — —



„Dank schön . . . Wissen S', i hob nämli koane Zündhölzln —

— jetzt hoaßt's sparen! sparen!"

Der relative Einstein

(E. Schilling)



„Sonst war ich Kriegsdienstverweigerer — aber wenn ich Belgier oder Franzose wäre, würde ich, unerachtet meiner pazifistischen Einstellung, gegen einen gewissen Staat in Europa Kriegsdienste leisten.“

(La Patrie Humaine)

(Schluß von Seite 314)
eine Zigarette an: „Drei einzelne Schüsse — drei Treffer. Sonst war es totenstill um mich her. Weit und breit niemand und nichts. Ganz weit weg ein paar Staubwolken von unsern Fuhrwerken.“ Der Fähnrich blies den Rauch durch die Nase. „Und was glaubst du, daß ich jetzt getan habe?“

Ich zuckte die Achsel.

„Ich fiel einfach in Ohnmacht. Das war nach drei solchen Schüssen mein gutes Recht. In einer Ohnmacht gibt es keine Uhr. Dem Ohnmächtigen schlägt keine Stunde. Ich müßte also lügen, wollte ich sagen, wie lang ich so gelegen bin. Näherkommende Stimmen weckten mich auf. Jetzt holen sie dich, dachte ich mir, gottlob, jetzt holen sie dich. In meiner Lage ist es einem gleichgültig, wer einen holt. Ob Russen oder Österreicher mich verbinden werden, das war mir gleichgültig. Wer glaubst du, daß es war?“

„Ich weiß es nicht. Aber da du hier in Moskau bist, wahrscheinlich Russen.“

„Weder, noch! Es waren Leichenfledderer. Wenn du willst, wenn es schauerlicher klingen soll: Hyänen des Schlachtfeldes. Aber das sieht man nicht gleich, nicht auf den ersten Blick. Du willst wissen, wie solche Leichenfledderer aussehen? Sie sahen aus wie eine höllische Kreuzung aus Russen, Österreichern und ruthenischen Bauern. Der Teufel weiß, was sie eigentlich für Landsleute waren. ‚Da ist einer!‘ schrie so ein Kerl mit einer österreichischen Mütze und einem russischen Mantel, ‚kommt doch einmal her!‘

Und schon sind die Kerle da und stehen um mich herum, wühlen meine Taschen durch, ziehen mir die Schuhe aus, schnallen mir die Pistole ab.

‚Achtung!‘ rief ich, ‚Achtung! sie ist geladen!‘ Aber dieser Lump, dieser Schuft, dieser Kerl mit der österreichischen Mütze glaubt es nicht, er spielt, während die andern sich um meine Schuhe streiten, mit der Pistole — bums! der Schuß geht los (Hirsch hob sein rechtes Bein aus dem langen Mantel heraus) und trifft mich mitten durch den Fuß. Da erschrickt dieser Idiot und gibt die Pistole seinem Nebenmann, der sie sichern will — bums! geht noch ein Schuß los und fährt mir durch den linken Fuß.“ Hirsch holt tief Atem und streckte mir seine beiden durchschossenen Füße entgegen. „Fünf Schüsse“, sagte er, Arme und Beine von sich streckend und den Mantel öffnend, „fünf Wunden. — Pech!“

„Und die Leichenfledderer?“ fragte ich.

„Die hatten vor dem Gekrache Angst bekommen und liefen davon, als könnte ich mich beim Teufel über sie beschweren.“

Ich mußte lachen. Hirsch legte den Finger an die Lippen. „Pst! Pst!“ Er deutete kurz auf das Bett des Oberleutnants und flüsterte: „Ich glaube, Pokorny horcht zu.“

„Weiter, Fähnrich! Weiter!“ stöhnte Pokorny. „Mehr weh tun kann mir das Lachen nicht!“

„Wollen Herr Oberleutnant meine Wunden sehen?“ fragte höflich der Fähnrich.

„Danke, danke! Die seh ich im Traum. Die Geschichte will ich zu Ende hören! Weiter! weiter!“

„Nach einiger Zeit sind die Russen gekommen“, fuhr Hirsch gedämpft fort, um Pokorny nicht zu reizen.

„Hahaha!“ lachte der Oberleutnant, „womit hast du ihnen denn jetzt gewinkt?“

„Nichts mehr zum Winken gehabt, Herr Oberleutnant“, antwortete Hirsch.

„Gut, daß du den Kopf nicht gehoben hast“, sagte Pokorny.

„Man lernt mit der Zeit“, erwiderte Hirsch, „was man in den Füßen hat, muß man nicht auch im Kopfe haben. Die Stimme können sie durchschießen, das ist nur Schall, dachte ich mir und schrie. Sie kommen, sie holen mich, sie bringen mich, ausgeplündert wie ich bin, zu ihrem Verbandplatz. Ein russischer Regimentsarzt schaut mich an, sieht zuerst meine Hände und pfeift durch die Zähne. Wißt ihr, wofür er mich gehalten hat?“

„Für einen Pechvogel“, sagte ich.

Hirsch schüttelte den Kopf: „Für einen Kaukasier einmal und dann für einen Selbstverstümmler. Denn er sagte zu seinem Feldscher: ‚Aufschreiben und anzeigen. Der typische Fall von Selbstverstümmelung! Da sieht man diese tapferen kaukasischen Truppen!‘ Ich hatte keine Uniform, und sie hätten mich als russischen Selbstverstümmler erschossen, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, noch drei andere Schüsse zeigen zu können.“

„Welch ein Glück, welch ein Schwein!“ stöhnte der Oberleutnant.

„Woraus man ersieht“, beschloß Hirsch seine Erzählung, „daß beim größten Pech auch immer eine ganz kleine Portion Glück ist.“

Tempo, Tempo!

(Rudolf Kriesch)



„Herrgottsakra, billige Zwetschg'n san aa teuer, bal s' guat san . . .“

Ein Mensch . . .

V

Ein Mensch, am Ende seiner Kraft,
Hat sich noch einmal aufgerafft.
Statt sich im Schmerze zu vergeuden,
Beschließt er, selbst sich zu befreuden.
Und tut dies nun durch die Erdichtung
Von äußerst peinlicher Verpflichtung.
So ist ihm Reden eine Qual:
Sitzt er nun wo, als Gast, im Saal,
Befiehlt er streng sich in den Wahn,
Er käm' jetzt gleich als Redner dran,
Macht selber Angst sich bis zum Schwitzen —
Und bleibt dann glücklich lächelnd sitzen.
Dann wieder bildet er sich ein,
Mit einem Weib vermählt zu sein,
Das trotz erbostem Scheidungsrütteln
Auf keine Weise abzuschütteln.
Wenn er die Wut, daß sie sich weigert,
Bis knapp zum Mord hinaufgesteigert,
So lacht er über seine List
Und freut sich, daß er ledig ist.
Ein Mensch, ein bißchen eigenwillig,
Schafft so sich Wonnen, gut und billig.

Eugen Roth

Paddelstück / Von Ernst Kreuder

Ich erwachte mit heißem Gesicht. Die Sonne hatte mich schon eine Zeitlang im Schlaf beschienen. Ich lag auf einer großen Ottomane in einem riesigen Wohnzimmer. Alle Fenster standen offen. Aus dem Park drunten hörte man Vogelstimmen. Im Zimmer war kühle Morgenluft.

Ich stand auf und trat zu der Tür, hinter der Karl und Anna schliefen. Ich horchte. Es war still. Sie schliefen noch. Dann ging ich ins Bad und stellte mich unter die Brause. Das Wasser war eiskalt wie tiefes Brunnenwasser. Ich war jetzt ganz wach. Ich rieb mich ab und zog mich an. Dann ging ich nebenan in die Küche und setzte Kaffeewasser auf den Gasherd. Ich sah jetzt erst, was für ein wunderbarer Morgen es war. Ich stand am offenen Küchenfenster und blickte in den Park hinunter. Die Farben waren noch frisch und leuchtend, Sommermorgenfarben, am Mittag würden sie es nicht mehr sein. Der riesige Kastanienbaum vorm Fenster war ganz von Sonnenschein überflossen, zwischen dem dunklen Geäst hingen Stücke von tiefblauem Himmel.

Ich ging wieder zurück an die Schlafzimmertür, und diesmal hörte ich Anna reden. „Seid ihr schon wach?" rief ich. „Komm doch herein", rief Karl. Ich machte auf und sagte: „Guten Morgen und fröhlichen Sonntag." Da lagen sie beide nebeneinander in den großen Betten. Anna hatte ein schlaffrisches, liebliches Morgengesicht. Karl sah wie immer bleich und entschlossen aus. „Das Kaffeewasser ist aufgesetzt", sagte ich, „steht ihr jetzt auf?" — „Ja, sofort", sagte Karl, „wir wollten um neun im Bootshaus sein." — „Jetzt ist es acht", sagte ich, „fährt noch jemand mit?" — „Vielleicht", sagte Karl, „jetzt stehen wir auf."

Ich ging in die Küche und mahlte Kaffee. Das Wasser kochte. Ich goß etwas Wasser in die Porzellankanne, damit sie heiß wurde. Dann goß ich es aus, schüttete den gemahlenen Kaffee hinein und goß kochendes Wasser darauf, etwa bis in Handhöhe. Dann ließ ich es ziehen. Das hatte ich von einem alten westfälischen Redakteur gelernt. Nach einer Weile goß ich das andere Wasser hinzu. Ich hörte die beiden im Bad nebenan lachen. Muß ganz schön sein, so verheiratet zu sein, dachte ich. Aber so ist es ja auch ganz schön. Karl war zuerst fertig. Sein schwarzer Scheitel glänzte und roch nach Pomade. „Was hältst du von einem kleinen Schluck?" sagte er. „Kann nichts schaden", sagte ich. Er nahm eine Karaffe vom Büfett und füllte zwei Gläser. Es war wasserklares Zwetschgenwasser. Es lief wie Feuer hinunter. Anna kam. Ihr Gesicht schien noch ein wenig für sich zu schlafen. Sie war groß und so schmal wie ein Schulmädchen. Sie hatte volle, rote Lippen, sie standen etwas offen. In Gedanken küßte ich diese Lippen, die etwas feucht schimmerten, während ich zu Karl sagte: „Es ist schon halb neun."

Wir setzten uns hin und frühstückten. Es tat mir wohl, wie sie mir Kaffee einschenkte. „Du ißt ja nichts", sagte Karl. „Ich esse ja", sagte ich, „wie ist der Kaffee?" — „Eins-a", sagte Karl, „wirklich prima." Er besaß ein Geschäft in Trikotagen, ein gutgehendes Geschäft am Marktplatz. Um neun brachen wir auf. Der Fluß glänzte in der Sonne. Er war gestiegen. Ganz nah sah das Wasser in der Sonne wie flüssiger gelber Rauch aus. Im Bootshause war niemand mehr. Die Tür zur Bootshalle stand offen, es war kühl und dunkel darin. Wir trugen die beiden Boote hinaus. Sie waren aus hellbraunem Zedernholz. Anna stand auf der Bootspritsche am Wasser. Wir setzten die Boote aufs Wasser, es klatschte leicht und spritzte etwas. Karl und Anna stiegen in den Zweisitzer. Anna stieß mit dem Paddel ab. Ich stieg in den Einsitzer und stieß mich an der Pritsche ab.

Auf dem Wasser war es vollkommen still. Ich sog den starken Geruch des Flußwassers ein, den ich seit der Kindheit so liebe. Wir paddelten stromaufwärts und hatten die Sonne im Gesicht. Die beiden waren schon ein Stück voraus. Einmal drehte sich Anna um und winkte. Ich winkte zurück. Der Fluß strömte breit und ruhig in der Sonne. Wir steuerten hinüber ins Uferwasser, dort ist die Strömung nicht so stark.

Ich lag bequem im Rücksitz und tauchte das Paddel gleichmäßig ein. Wenn ich eine Seite aus dem Wasser hob, liefen silberne Tropfen daran herab. Man müßte überhaupt auf dem Fluß wohnen, dachte ich. Das Beste wäre ein Floß mit einem großen Garten darauf, schattigen Bäumen, eine Holzhütte, Schildkröten, eine schwimmende Insel.

Als ich Karl und Anna eingeholt hatte, band ich mein Boot bei ihnen fest. Ich ließ mich vorsichtig ins Wasser. Die Strömung trug mich fort. Das Wasser war kühl. Ich tauchte unter, da wurde es kalt. Als ich hoch kam, war ich weit von den Booten weg. Ich schwamm gegen den Strom, aber ich kam nicht voran. Da schwamm ich schräg hinüber zum Ufer. Am Ufer standen Weidenbüsche. Ich kletterte über die runden, schlammglatten Steine an Land. Hinter den Büschen waren Wiesen. Sie waren hoch und standen voller Blumen. In der Ferne leuchteten weiße Häuser in der Sonne. Hinter ihnen war die blaue Wand eines Höhenzugs. Ich legte mich in das hohe Gras. Als wir Kinder waren, machten wir lange Gänge durch das hohe Gras. Sie führten zu einem großen, niedergetretenen Platz. Dort verbrachten wir die Sommertage. Wir lasen Nic Carter, Nat Pinkerton, Sitting Bull, Buffallo Bill und „Aus den Geheimakten eines Weltdetektivs".

Lange lag ich im Gras ausgestreckt. Der Duft von Blumenwiesen in der Sonne, wer könnte ihn beschreiben! Ich war leicht und wunschlos. Ich ahnte, was der Dichter mit dem „metaphysischen Gefühl" meinte. Es war anders als das Gefühl der Liebe. Weiter. Ich sah lange in die blaue Ferne. Stille, Einsamkeit, Gottesfrieden. Die Erde war schön.

Ich stand auf und setzte mich in Trab, um die beiden einzuholen. An einer Biegung des Flusses sah ich sie. Als ich auf gleicher Höhe war, ging ich ins Wasser und schwamm zu ihnen. „Wie war es denn?" fragte Anna. „Jetzt sind wir bald in Dörnigheim", sagte Karl. „Es war schön", sagte ich, „ich habe lange in der Wiese gelegen." Wir fuhren an Dörnigheim vorüber. Am Ufer stand ein Karussell mit großen, weißen, hölzernen Schwänen. Sie hingen an Drahtseilen und schienen zu schlafen. Nach einiger Zeit kamen wir an ein Wasserkraftwerk. Wir mußten an Land. Die Turbinen standen still. Zuerst half ich Karl, das Boot herausziehen und um die Schleusenanlage herumtragen. Dann half er mir. Auf der anderen Seite war das Wasser still und spiegelglatt. Es war viel höher. Weißbäuchige tote Fische trieben an der Oberfläche. Wir fuhren weiter. Meine Stirn brannte. Es ging kein Wind. Es war längst Mittag

Alpen

Die Alpenberge, seh ich nun,
Sind Hunde, eine Riesenbrut.
Sie haben sich im Schlaf geduckt,
Daß du nicht Haupt noch Beine siehst,
Ihr Atem auch regt keinen Flaum.
Die Meute ist unsäglich alt
Und darum so unsäglich klug,
Daß sie nichts mehr als schlafen tut,
Von ihren Träumen nichts verrät,
Ja gar wie gar nicht lebend scheint.
Einst bellten sie den Himmel an
Und schnoben Rauch und Feuer aus:
Dafür ward ihr Gebein zerknickt,
Ihr Haupt in salzige Flut gesteckt.
Nun trägt ihr Rücken Eis und Schnee
Und ihre Lende Wald, Vieh, Mensch:
Sie kümmern sich nicht mehr darum.
Gähnt einmal einer, bebt die Welt.

Eduard Reinacher
(Aus einem Zykel: Die Welt als Hund)

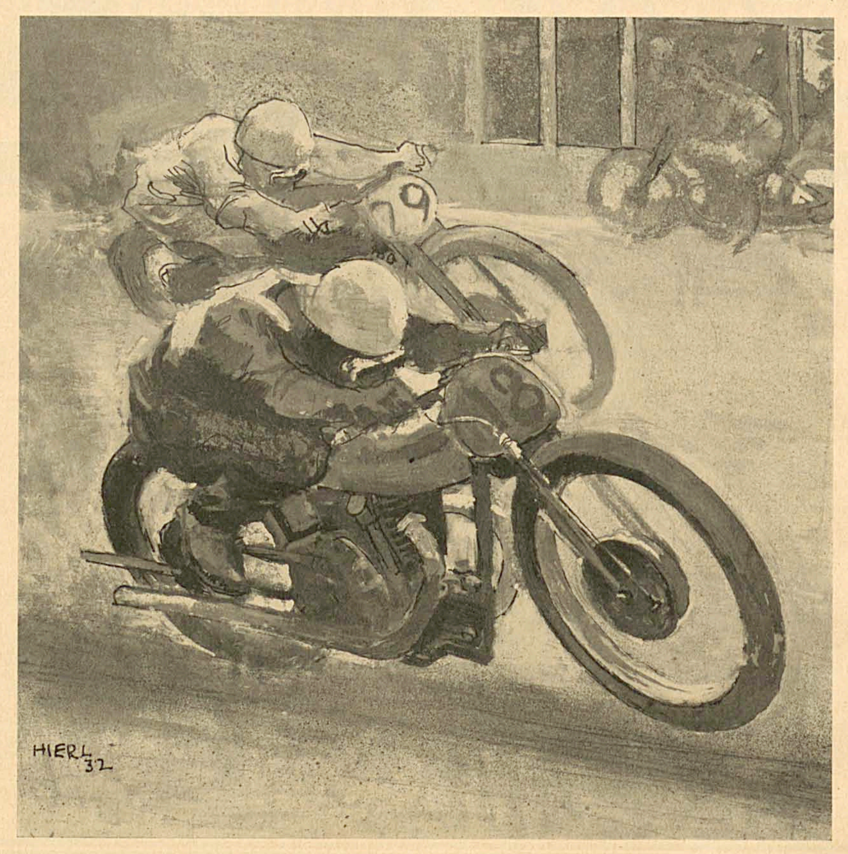
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

vorüber. Es war, als ob die Hitze alles still machte. Ich fand die Fahrt jetzt etwas langweilig. Das Ufer bot wenig Abwechslung. Schilf, Weidengebüsch, Schilf, Wiesen, Weidenbüsche. Ich dachte an eine Fahrt auf der Donau, von Belgrad nach Wien. Das Schiff nannte sich „Salonexpreßdampfer Jupiter". Aber es fuhr schnell. Das war ein Fluß, breit, ein mächtiger Strom. Es gab da Inseln, die breiter waren als dieser Fluß hier, dicht bewachsen. Reiher schwebten über der unbewohnten Wildnis, und dann waren Wälder an den Ufern, endlos, und es waren keine Ufer, denn der Fluß ging tief in die Wälder hinein, und aus den Wäldern kamen Boote mit sonderbaren Männern.
Gegen fünf legten wir bei einem kleinen Dorf an. Ich spürte die lange Fahrt in meinen Armen. Das war das beste, daß wir durchgehalten hatten. Wir machten die Boote fest und stiegen einen Hang hinan. Das Wirtshaus hieß „Zum Schiffchen". Karl ließ Eier mit Schinken machen. Die Wirtin war groß wie ein Riese und rund wie ein Kürbis. Der Wirt war noch größer, aber dürr und mager wie eine Latte. Wir konnten vom Tisch hinunter auf den Fluß sehen. „Jetzt haben wir's geschafft", sagte Karl. Wir aßen mit dem Appetit des Heißhungers. Dann tranken wir Bier, helles. Anna trank Mineralwasser mit Zitronengeschmack. Ich wurde angenehm müde und bekam einen Schleier vor die Augen. „Sind die Herrschaften aus F.?" fragte der Wirt, er hatte einen Hundeblick. „Wir kommen von O.", sagte Karl, „aber hier ist es schöner." — „Ja so", sagte der Wirt, „das ist, wie man's nimmt." Anna blätterte in einer alten Illustrierten. Wir rauchten Zigaretten. Es war ein Sonntagnachmittag, die Fliegen summten an den Scheiben, die Wirtsstube war leer. Wir tranken jeder drei Bier. Dann zahlten wir und gingen hinunter zu den Booten und machten sie los und fuhren ab.
Es war angenehm, den Fluß hinunterzufahren. Wir ließen uns große Strecken treiben. Dann spielte Karl Mundharmonika. Er spielte: „Gute Nacht, Marie, gute Nacht, Marie, schlafe süß und träum' von mir . . ." Anna sang leise dazu. Ich hielt mich an ihrem Boot fest. Die Sonne stand im Westen nahe am Horizont. Es war Sonntagabendstimmung. „Was tun wir, wenn wir zu Hause sind?" fragte ich. „Dann gehn wir erst mal in den Keller", sagte Karl. Die Schleuse kam, aber wir fuhren diesmal durch den Floßhafen. Die Strömung war reißend darin. Wir kamen glücklich hindurch.
Als wir die Boote gewaschen und untergebracht hatten, gingen wir zu Karl zurück. Anna richtete eine kalte Platte in der Küche. Ich ging mit Karl in den Keller. Es war ein tiefes Gewölbe, es war kühl darin. „Wie wäre es, wenn wir erst mal hier einen trinken würden?" sagte ich. „M. w.", sagte Karl, „machen wir." Er hob das Stroh von der Kiste und nahm einen Bocksbeutel heraus. Mit dem Korkzieher an seinem Taschenmesser öffnete er die Flasche. „Prost", sagte er, hob die Flasche an den Mund und trank. Bei jedem Schluck ging sein Adamsapfel hoch und nieder. Er schluckte fünfmal. Der Bocksbeutel war bis zur Hälfte leer. „Ach was", sagte er, „jetzt nimmst du auch einen." Er nahm noch einen Bocksbeutel aus der Kiste und öffnete ihn. Ich wischte mit der Hand über die Öffnung, sagte „Prost" und setzte die bauchige kleine Flasche an. Karl setzte seine Flasche ebenfalls an. Der Wein schmeckte herb und leicht säuerlich. Als ich meine Flasche absetzte, hatte Karl leer getrunken. „Es schmeckt verdammt gut hier", sagte er und stellte die leere Flasche auf den Boden. Wir setzten uns auf eine Kiste neben die Kiste mit den Flaschen. „Im Keller schmeckt es immer besser", redete ich, „besonders nach einer Paddeltour." — „Macht wahrscheinlich die Luft hier", sagte Karl, „trink, ich nehme noch eine Flasche." Ich trank, und er öffnete eine neue Flasche. „Vielleicht schmeckt es auch aus der Flasche besser", sagte ich. „Besser", wiederholte Karl. Wir redeten Unsinn und tranken. Wir steckten uns Zigaretten an. „Verdammt", sagte Karl, „ich spüre schon was. Du auch?" — „Ich auch", sagte ich, aber ich spürte noch nichts. Er trank auf mein Wohl. Meine Flasche war leer. Er reichte mir seine Flasche. „Trink", sagte er, „du weißt, daß du mein Freund bist." Ich trank. Während ich trank, sah ich auf einen schwarzen Kohlenhaufen in der Ecke. Daneben lagen Kartoffeln mit riesigen bleichen Keimen. Jetzt spürte ich wirklich etwas. „Du bleibst doch noch heute nacht hier", sagte Karl. „Wenn es deiner Frau recht ist", sagte ich. „Was hältst du von Anna?" fragte er. „Sie gefällt mir", sagte ich. „Sie kann verdammt halsstarrig sein", sagte er. „Wieso?" — „Weißt du, sie kann nicht streiten, und das macht mich wütend. Wenn sie anderer Meinung ist, schweigt sie einfach. Sie redet einfach kein Wort. Ich kann reden, bis mir die Fransen aus dem Hals kommen, sie redet einfach kein Wort." — „Das ist halb so schlimm", sagte ich, „trinken wir noch eine?" — „Ist gemacht", sagte er, „jetzt trinken wir einen Mosel." Er zog eine lange Flasche aus dem Stroh und machte sie auf. „Gib mir dein Ehrenwort", sagte er. Ich nickte. „Es bleibt unter uns", sagte er, „sie war nämlich früher mondsüchtig." — „Das gibt es bei Mädchen oft", sagte ich. Wir versuchten den Mosel. „Du könntest sie eigentlich herunterholen", sagte er. „Das kann ich machen", sagte ich. Ich ging durch das erleuchtete Kellergewölbe und merkte, daß ich schwankte. Auf der steilen Treppe mußte ich mich an den Wänden halten. Anna saß im Wohnzimmer am Tisch und las. „Ich soll dich holen", sagte ich. Sie sah, was los war. Sie lachte. „Komm", sagte sie und nahm meinen Arm. Ich drückte ihn leicht an mich. Es war schön, ihren Arm zu spüren. Als wir in den Keller kamen, war Karl eingeschlafen. Er saß auf der Kiste und hielt die Flasche im Arm. Wir weckten ihn. „Schämt euch", sagte Anna, „erst macht ihr eine Paddeltour und dann sitzt ihr im Keller und trinkt." — „Was?" sagte Karl, „ist das nicht die reinste Sonne, was wir da trinken?" — „Schöne Sonne", sagte Anna. Ich schüttelte den Kopf. „Ist ja nicht so schlimm", sagte ich. „Wozu lebt man überhaupt?" sagte Karl. „Das meine ich auch", sagte ich. Ich mußte lachen, über den Unsinn, den wir redeten. „Gib ihr einen Kuß", sagte Karl, er setzte die Flasche an den Mund. „Wenn du magst, Anna?" Sie nickte. Ich küßte sie auf den Mund. Ich spürte, daß ihr Mund zitterte. „Und jetzt ist alles wieder in Butter", sagte Karl. Ich spürte noch den Geschmack von ihren Lippen.
Wir gingen hinauf.

Die Kinderschwester

Nicht immer ist die Juristerei trocken. Ihre Vertreter haben oft eine recht blumige Ausdrucksweise, die regelmäßig mit dem Sinken der Gewinnaussichten wächst. Einem tüchtigen Rechtsanwalt gelingt es, einen Kuhprozeß in einen Fröbelschen Kindergarten zu verwandeln: Neulich habe ich in amtsgerichtlichen Akten gelesen, wie junge Rinder auf dem Rückweg von der Weide in ein fremdes Grundstück gelaufen sind und dort erheblichen Schaden angerichtet haben. Der Besitzer des Ackers hat den Eigentümer der Herde vor Gericht auf Schadenersatz belangt. Der verklagte Viehbesitzer beteuerte aber, daß er an dem Schaden nicht schuld sei; er habe seine Herde ausreichend bewachen lassen. Sein Rechtsanwalt erläuterte diese Behauptung näher mit den Worten: „Der Heimtrieb des Jungviehs wurde von einer erwachsenen Kuh beaufsichtigt."

(Alfred Hierl)



Romanze vom Fahren

O Wollust: fahren mit der neuen Zeit!
Mit den Maschinen ungeheure Flächen stürmen!
Im Steuersitz des Autos, Reiter auf dem Wind!
Im Flugzeug, kühl umbraust von Himmelsgüssen!
Mit rasendem Motorrad über spiegelnden Asphalten!
Und auf den schnellen Schiffen, die wie Messer schneiden!

Der Himmel reist mit mir,
die Wälder lassen sich umarmen,
die Erde reite ich in einem tollen Ritt.

Ich kaufe diese Erde ein im großen,
verschenke gern ein paar Provinzen,
und ein paar Städte rollen leicht aus meiner Hand,
doch ihre Himmel sind in meiner Brust gefangen,
der silbergraue über Holland, der Azur des Südens,
der wasserklare Polenhimmel und das Grönlandlicht.

O meine Brust braucht Legionen Himmel!
Ich hungre nach Konturen ferner Waldgebirge,
nach grünen Ebenen, die wie Meere rauschen,
ich liebe eine schlanke Spielerei von Wasserläufen.

Ich will von Frühlingen und Herbsten drin berauscht sein,
wie nach dem Studium am Schreibtisch,
wenn ich den kleinen Globus zärtlich streichle:
mein linker Arm umspannt die Welt,
und meine Hand löscht ganz Europa leise aus.

O fahren, fahren auf den Schienen, Strömen, Lüften!
O Weltgenuß! Parforcejagd aller Sinne!

Johan Luzian

Doppelverdiener

(W. Schulz)



„Unerhört, er bezieht die Einnahme eines ganzen Orchesters!"

Schreckliches Kindheitserlebnis / Von Anton Schnack

Es war an einem sanften, graublauen Nachmittag im späten September. Ich trieb einen kleinen Holzreif immer im Kreis eines freien Platzes herum, der von einer hohen Kirchenmauer, einem Spezereiladen, vor allem von einem Hause mit geschlossenem und ernstem Tor und anderen Häusern eingefaßt war. An einem Fenster des doppelstöckigen Torhauses stand eine Frau mit strengem, zugeschlossenem Gesicht und schwarzen, schon etwas angegrauten Haaren. Unter dem Spezereihause war ein Kellereingang, aus dem Hammerschläge und Fässerrollen herausklangen. Immer trieb ich meinen kleinen, einfältigen Reif herum, immer und unermüdlich. Da kam aus der Tiefe der Erde ein Donner, von dem mein kleiner, einfältiger Reif umfiel, mein spielendes und vergnügt hämmerndes Kinderherz einen Augenblick stehen blieb und meine aufgerissenen und erschreckten Kinderaugen sich mit Tränen füllten. Und nach dem unterirdischen, dumpfen Donner kam ein zweiter Schlag, der mit laut knallender Wucht sich in die altersschwachen, grüngebuckelten Fensterscheiben der umliegenden Häuser warf und sie mit klirrendem Schmettern zerdrückte. Hoppla, hopp: wie das auf dem ungleichen und grasbewachsenen Pflaster klirrte und schepperte.

Mit dem ungeheueren und lufterschütternden Schlag fuhr eine rote Feuersäule, deren Spitze viele bläulich-fahle und zerfaserte Zungen waren, aus dem Kellerloch. Und durch die glühende Flammenhölle loderten, sprangen, sprühten drei einzelne, abgesonderte Flammensäulen, und diese drei Flammensäulen schrien entsetzlich.

Die Stimme des Todes schrie aus ihnen, die Stimme der Marter und der höchsten Qual; das waren messerscharfe Schreie, die in mich schnitten, als wären sie wirklicher, geschliffener und unerbittlicher Stahl. Eine der lodernden Säulen stürzte zu Boden, von Funken und fließenden Flammen überschüttet, und wälzte sich rundherum, hin und her, auf und ab; und da begriff mein verwirrter Kinderblick, daß es ein Mann war, ein lebendiger Mann, dem die Kleider am Körper brannten, dem die Haut in glühenden Schnüren von den fleischroten und schwarzen Schultern hing und dem die Haare auf dem Kopfe, an den Brauen und an den Lippen abgesengt waren. Während sich dieser Mann, der, wie ich aus den Gesprächen der Leute nachher hörte, Christian Fertig hieß, auf dem Boden wälzte, rasten die beiden anderen, mit fliegenden Flammen hinter und über sich, die abschüssige Straße abwärts, wo ein breiter und halbmannstiefer Bach floß, der in Zement und Steinen eingefaßt war. Der Zweck war offensichtlich: die brennenden Männer, irrsinnig geworden durch Qual und Schmerz, hatten die Absicht, sich in das kühle Wasser zu stürzen, um die Flammen an ihren Leibern zu löschen.

Ich hatte, unfähig zu laufen, mich an das stille und altväterliche Haus gedrängt, wo die alte, schwarzhaarige Dame mit strengem und unbewegtem Gesicht meinem kreisenden Reif zugeschaut hatte. Auch sie sah die brennenden Männer die Treppe unter Feuer und Qualm heraufkommen, und ihr, die sinnend und vergangenheitsverloren an der Scheibe lehnte, zersprang das Glas infolge der dumpfen und lufterschütternden Schläge unter Kinn und Stirne. Schutzsuchend und ängstlich schaute ich zu der Frau empor, deren glattes, flachgescheiteltes Gesicht mit der strengen und herben Ruhe mir immer tiefen Eindruck und ergriffenen Respekt eingeflößt hatte; aber eine zweite Erschütterung kam über mich, die von Unbegreiflichem und Gespenstischem begleitet war; denn das ruhige und feste Gesicht war eine zerrissene Maske geworden, worin die Augen wie herausgequollene und ausgerissene Glaskugeln standen. Aber noch mehr erschreckte mich die Wahrnehmung, daß die dunklen Haare der Frau ganz weiß, ja schneeweiß geworden waren. Ich erkannte die sonst Wohlvertraute nicht mehr, die rasche Veränderung einer Erscheinung, die mir groß und bedeutend zu sein schien, hatte mich vollkommen in Verwirrung gebracht. Ich spürte warmes Wasser die Schenkel meines zitternden Kinderleibes hinunterfließen, der Schreck hatte mich unbeherrscht und fassungslos gemacht. Ich preßte den kleinen, bunten Reif und den Holzstab, womit ich ihn getrieben hatte, eng und innig an mich: Rettung und Zuverlässigkeit schienen nur in den beiden allein zu sein.

Inzwischen hatten sich Scharen von entsetzten und weinenden Menschen auf dem Platze gesammelt. Ein paar entschlossene Männer — der langbärtige und immer spaßende Kaufmann Robertes war darunter, soweit ich mich erinnern kann — waren mit ausgebreiteten Wolldecken und Säcken in den Händen den brennenden Männern nachgestürzt, um die Flammen damit zu ersticken und zuzudecken. Die Feuerglocke auf dem nahen Kirchturm erhob gellenden Alarm, Feuerwehrmänner mit gelben Messinghelmen auf den Köpfen und kleinen Handbeilen schoben einen Spritzenwagen an die qualmende und rauchende Kellertüre heran, die Polizisten kamen in langen Sätzen die hohe Rathaustreppe herunter, wobei ihre Säbel auf den Sandsteinstufen ungemein klapperten und schepperten. Die zwei Ortsfriseure hatten ihre weißen Jacken mit den graublauen, kreuzbestickten Joppen des Sanitätsdienstes vertauscht und kamen mit einer Tragbahre an, die sie, begleitet von den Polizisten, mitten auf den Platz stellten.

Da löste sich meine Erstarrung, ich schob mich von der Häuserwand weg, drückte mich durch die herbeistürzenden und durcheinanderlaufenden Menschen und sauste nach Hause, wo meine Mutter aus dem Fenster schaute und über die Straße hinweg mit der alten Frau Tischbein sprach, die gelähmt war und infolgedessen ihre Neugierde nur aus dem Fenster befriedigen konnte. Dort erfuhr ich die nähere Ursache des Unglücks, dessen nächster Zeuge ich war, ich, ein reiftreibender, im Spielparadiese weilender Knabe. Ich erfuhr, ohne es recht zu begreifen, daß Küfer beim Reinigen von Spritfässern und beim Abfüllen von Brennspiritus mit Kerzen gearbeitet hätten und daß dabei dem Lehrjungen Johann Maier eine brennende Kerze in eine Lache von Spiritus gefallen sei. Niemand konnte etwas Näheres sagen: denn von den vier Männern, die im Keller arbeiteten, sei kein einziger am Leben geblieben. Wahrscheinlich hätte eine Explosion der Fässer stattgefunden, die im Nu den ganzen Keller in Flammen gesetzt hätte.

(Schluß auf Seite 323)

Winternothilfe

Einen kurzen Sonntag bloß,
einen Sonntag nur im Monde,
Maier, Müller, denkt mal groß
und verzichtet aufs Gewohnte!

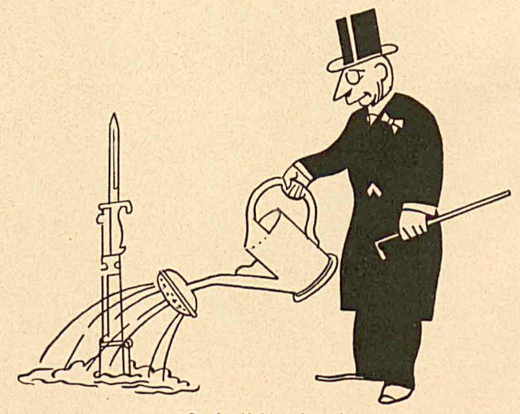
Muß es denn ein Beefsteak sein
oder gar ein Gänsebraten?
Kann man der Butellje Wein
nicht doch auch vielleicht entraten?

Nämlich — falls ihr's noch nicht wißt —
Menschen gibt es, welche hungern
und, derweil Herr Maier ißt,
frierend in den Gassen lungern.

Ist's da eine bittre Nuß,
sich dem Eintopf zuzuwenden
und das so erzielte Plus
andern brüderlich zu spenden?

Maier, Müller, denkt mal groß
und verzichtet aufs Gewohnte —
einen kurzen Sonntag bloß,
einen Sonntag nur im Monde!

Ratatöskr



Genfer Kakteenfreund

Nur keine Umstände

(Otto Hermann)



„Aber, Fräulein, wenn Sie beide kein Geld haben, wie wollen Sie denn da heiraten?“ — „Wieso — dann geht man eben zu Fuß zum Standesamt!“

Man hat mich in der folgenden Zeit bei Erzählungen am Tisch und am Abend noch manchmal danach gefragt, wie es gewesen sei, ob die Lufterschütterung stark gewesen wäre oder schwach, wie die Flammen ausgesehen hätten und ob Frau Sichel am Fenster einen Schrei ausgestoßen hätte, als der erste brennende Mann aus dem Kellerloch gestürzt kam.
Ich hörte solche Fragen aber nicht gerne, weil sie mich erstens immer wieder an den maßlosen und plötzlichen Schrecken erinnerten, den ich damals ausgestanden hatte, ein Schrecken, der trotz allem ein bißchen von einer kleinen und verborgenen Wollust hatte; zweitens hatten diese Fragen den Endzweck, mich auf die nasse Hose aufmerksam zu machen, wobei auf den Gesichtern der Geschwister immer ein spöttisches, hämisches Lächeln entstand.
Es war ihre Rache dafür, weil sie nicht Zeugen eines Ereignisses waren, das noch wochenlang der Gesprächsstoff des ganzen Ortes und Landstriches war und immer wieder mit neuen grauenhaften und schrecklichen Einzelheiten ausgeschmückt wurde.

Der Baumeister

Seitdem die neue Kirche in Landsberg gebaut wird, läuft Klausel, der Architekt, mit bitterbösem Gesicht durch die Straßen. Kein Wunder schließlich: denn Klausel, gebürtiger Landsberger und obendrein Mitglied eben jener Gemeinde, die den Kirchenbau errichtet, hat einen wunderschönen Entwurf eingereicht. Der Prophet aber, wie man weiß, taugt nichts in seinem Vaterland. Nicht Klausel hat den Bauauftrag bekommen, sondern der Architekt Sowieso aus Dingsda, und Klausel ist nicht einmal in die Kommission gewählt worden, die den Bau zu beaufsichtigen hat. Inzwischen vergehen Monate; der Kirchturm wächst höher und höher, und schließlich ist alles soweit fertig: Die Glocken läuten, die Fahnen wehen, der Pfarrer hält die Festpredigt, und die Gemeinde, mit Ausnahme von Klausel natürlich, hört zu.
Als aber auch dies vorüber ist und die Kirche dasteht wie jede andere, machen die Landsberger eine merkwürdige Entdeckung. Klausel, der Architekt, geht Tag für Tag nach der Kirche, läßt sich den Schlüssel geben, steigt den Turm hinauf, raucht seine Pfeife da oben und guckt, stundenlang, auf das Häusermeer zu seinen Füßen.
Schließlich kann es der Pfarrer nicht mehr aushalten. „Mein lieber Klausel“, sagt er, „zum Gottesdienst kommen Sie — leider, leider! — nie. Warum nur hocken Sie jeden Tag da oben auf dem Turm?“
„Das will ich Ihnen genau erklären“, räuspert sich Klausel und macht sein bösestes Gesicht dazu, „da oben auf dem Turm ist der einzige Ort in ganz Landsberg, von wo aus ich diesen verbauten Schandfleck von Kirche nicht sehen kann.“

Hans Riebau

Lieber Simplicissimus!

Ein junger Zahnarzt betreibt seine Praxis draußen auf dem Lande. Von noch weiter draußen herein kommt eine Bauernmagd zu ihm in Behandlung. Zur Ablenkung von der nicht immer angenehmen Zahnbohrerei fragt er sie: „Na, wie steht's mit der Arbeit daheim?“ Sie: „Jatzt is net vui los; a biss'l Holzhacken und Boazenmachen tean ma grad! Sö wer'n aber net wiss'n, was dös is: ‚Boaz'n‘?“ Er: „Warum net? Boaz'n, dös san halt so Reisigbündel?“ Darauf sie erstaunt: „Pfeigrad woaß er's! I hätt' g'moant, Sö san was Bessers!“

*

Ich gehe mit meinem Jüngsten, der am vorhergehenden Tag den Tiergarten besucht hat, an einem Tennisplatz vorbei, der mit hohen Netzgittern umgeben ist, um ein Herausfallen der Bälle zu verhindern. Abgehetzt laufen die Spielenden in der glühenden Sonne hin und her. Mitleidig ertönt da plötzlich neben mir das Stimmchen meines Buben: „Mutti, dürfen die nie mehr heraus?“

*

Frau Livia ist eine sehr mondäne Dame.
Neulich pflanzte sich Frau Livia vor ihrem Gatten auf und sagte: „Gib mir Geld, ich brauche dringend zwei neue Herbsthüte!“
„Zwei?“ rief der Gemahl entsetzt, „gleich zwei auf einmal?“
„Natürlich! einen fürs linke Ohr und einen fürs rechte Ohr!“

Stammbaum defekt

(E. Thöny)



„Im Stall reines Vollblut — aber in der Familie spukt die olle Großmutter Cohn . . ."

München, 8. Oktober 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 28

SIMPLICISSIMUS

Ewige Spießer

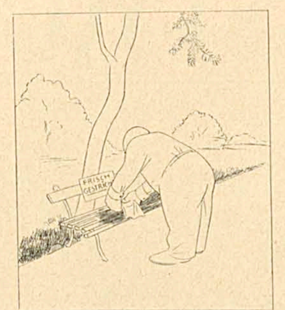
(Marcello Dudovich)

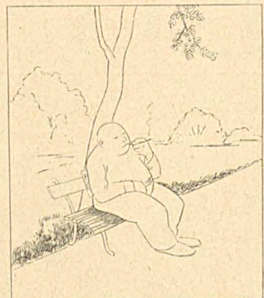


„. . . und sein Scheidungsgrund, Gnädigste?“ — „Er findet, die Sonne habe eine Farbige aus mir gemacht, und Puder könne ich keinesfalls auflegen, das sei unmoralisch.“

Der Optimist

(Kurt Wolfes)







Nächtlicher Regen

Von Hermann Hesse

Bis in den Schlaf vernahm ich ihn
Und bin daran erwacht,
Nun hör' ich ihn und fühle ihn,
Sein Rauschen füllt die Nacht
Mit tausend Stimmen feucht und kühl,
Geflüster, Lachen, Stöhnen,
Bezaubert lausch' ich dem Gewühl
Von fließend weichen Tönen.
Nach all dem dürren spröden Klang
Der heißen strengen Tage,
Wie innig ruft, wie selig-bang
Des Regens sanfte Klage!

So bricht aus einer stolzen Brust,
Wie spröde sie sich stelle,
Zuletzt des Schluchzens kindliche Lust,
Der Tränen liebe Quelle
Und strömt und klagt und bricht den Bann,
Daß das Verstummte reden kann
Und das Erstarrte rinnen,
Und öffnet neuem Glück und Leid
Den Weg und macht die Seele weit.

Der Hauslin ihr Saustall

Von Karl Springenschmid

Der Schnee is halt allweil no nit da, und die Holzknecht liegen wieder auf der Ofenbank und tun nix als warten. Kimmt die Hauslbäurin daher und schnattert die drei Holzknecht an: „Der Bauer is zum Sterben. Der Knecht is todkrank, und der alte Saustall is hin. Wann halt die Holzknecht ihr um Gottes willen den Saustall aufsetzen täten."

„Was zahlst, Hauslin?" fragt der Much und gähnt, daß ihm die Kinnladen krachen.

„Zahln?" jammert die Hauslin. „In oan Tag seids leicht firti, ös drei, und i gib enk halt a extrig guats Essen!"

„Was öpper?" fragt der Much, weil er die geizige Hauslin kennt.

„In der Fruah Kaffee und an Schmarrn."

„Guat", sagt der Much.

„Z' Mittag Krapfen."

„Guat", sagt der Much.

„Am Abend wieder Krapfen."

„Guat", sagt der Much.

Wie die Hauslin aus der Wirtsstuben draußen is, sagt der Much: „So. Heut und morgen tuan mir unsere Fastenzeit halten, damit mir übermorgen der Hauslin ihre Krapfen derpacken können." —

*

Mit Kaffee und Schmarrn geht's an, ehvor die drei Mander no den Saustall gsehn haben.

„Der Kaffee is a Suppen, a braune, a hoaße, mehr nit", sagt der Veit.

„Der Schmarrn is no von Ostern überblieben", sagt der Naz, „koa Trupfen Schmalz drein."

„Und glauben tuats, die Hauslin, mir san Säu", sagt der Much; „der Tisch is nit amol abgwischt."

Kimmt die Kuchldirn daher und sieht, wie der Veit mit dem Kaffeehafen in den Stall geht. Dort hockt er sich unter eine Kuh drein und melkt die Milch zum Kaffee dazu. „I hab 'n gern weiß", sagt er.

Der Naz rennt in die Kuchl. Wie er ein Butterstritzl sieht, packt er sein Messer und haut es dem Butterstritzl nach.

„Hab i di!" schreit er, nimmt das Butterstritzl und schmeißt es in den Schmarrn.

Der Much aber nimmt seinen Hobel her und hobelt den dreckigen Tisch ab, daß er frisch und sauber is. —

Zur Hauslin sagt er alsdann: „Hauslin, i moan, du tust dir leichter, bal du dös Mittagessen und dös Nachtessen auf oa große Mahlzeit zsamm tuast! Mir fangen nit gern zwoamal die Fresserei an. Oanmal is gnua!"

Is aa recht, denkt die Hauslin, und es wird ihr ganz bang bei der Red. Aber eine Bäurin, wie die Hauslin, is aa mit allen Salben gschmiert.

Am Abend, wie der Saustall fertig is, treibt die Hauslin die Säu und den Facken ein und sagt recht manierlich: „So, jetz kemmts essen, Leut. Seids gwiß schon hungrig."

„Es tuats", sagt der Much, geht voran in die Stubn, hockt si zum Tisch, zieht den Rock aus und tut die Ärmeln auf. Die andern tun aa so.

„Da bring i z'erst a wengl a Vorspeis", sagt die Bäurin und stellt eine Schüssel voll Kasnocken hin. Die kosten nit viel und schoppen den Bauch voll.

„Gelts Gott, Hauslin!" sagen die Holzknecht, „dös war gar nit ausgmacht."

Die Kasnocken sind glei drunten.

„Hats gschmeckt?" fragt die Hauslin scheinheilig.

„Es tuats", sagt der Much.

Jetzt bringt die Hauslin eine Schüssel voll Kraut daher und sagt: „A wengl a Unterlag für die Krapfen!" Das Kraut kostet nit viel und schoppt aa den Bauch voll.

„Gelts Gott, Hauslin", sagen die Holzknecht, „dös war gar nit ausgmacht."

Das Kraut is gleichfalls unten.

„Glei kimm i mit die Krapfen", sagt die Hauslin.

„Is scho guat", sagen die Holzknecht, „mir ham scho Zeit."

Da bringt die Hauslin einen großen Hafen voll Milch daher. „Damit die Krapfen besser rutschen!" sagt sie.

Und dann, in Gottsnam, bringt sie die Krapfen daher, eine Schüssel voll und brennheiß, damit die Holzknecht nit so schnell fertig werden damit.

„So", sagt der Much.

Das dauert eine Weil. Dann bringt der Much die leere Schüssel in die Kuchl und sagt: „Die andern zwoa täten aa schön bitten um Krapfen."

„Die san für enk alle drei gwesen!" schimpft die Hauslin, aber der Much is schon dabei und fischt die Krapfen aus dem Schmalz, wieder eine Schüssel voll und dann eine dritte.

„Ös Freßsäck", schimpft die Hauslin, „ös freßt's mi ja arm!"

„Krapfen san ja ausgmacht gwesen", sagt der Much. „Und wia waar jetz dös, Hauslin: Die Krapfen täten no a weng a Niederhab brauchen, daß sie nit so leicht auferkemmen. Bringst üns no a Lacken Kaffee und etlichen Lebzelten, gell?"

„Mir ham no soviel an Hunger!" sagen alle drei zugleich.

Dann kemmen die drei no in die Kuchl. „A weng a Gselchts zur Hoamroas", sagt der Much.

„Daß mir nit ganz verhungern müassn", sagt der Naz.

„Schön Dank!" sagt der Veit, wie die Bäurin jedem ein Trumm Gselchts no geben muß. Dann wischen die drei das Maul ab, schlupfen in ihre Röck drein und sagen: „Allseits guaten Abend!"

Und der Much draht si in der Haustür no einmal um und sagt: „Hauslin, balst epper no amol an Saustall zum Aufsetzen hast — — —"

Aber da haut ihm die Hauslin die Kuchltür nach, daß es kracht.

Höllisches Gelächter

(E. Thöny)



„Ja, da ist ja wieder mal eine Abrüstungskonferenz!"

Lieber Simplicissimus!

Eine Bekleidungsfirma hat unlängst einen Reklameaufruf erlassen, darin heißt es u. a.:
„Gegen diesen Abschnitt erhält Überbringer neues Gesäß für M. 1,20 eingearbeitet!"

*

Tante Trude ist eine altbeliebte Klavierlehrerin, besonders für Kinder. Neulich fährt sie auf dem Hinterperron der elektrischen Straßenbahn. Ein zusteigender Herr begrüßt sie höflich. Sie dankt, aber man merkt ihr an, daß sie keine rechte Ahnung hat, wer der freundliche Herr ist. „Sie erkennen mich wohl nicht, gnädiges Fräulein?" — „Ach", erwidert sie höflich, „Sie sind gewiß der Vater von einem meiner vielen Kinder!"

Das Meisterstück

(Wilhelm Schulz)



Stadt Straubing, eine Feste an der Donau fürwahr,
Stadt Straubing, gut bayrisch für immerdar!

Dort ist der alte Blutmeister gestorben,
ist an der Pest oder den Blattern verdorben.

Stadt Straubing muß einen neuen Scharfrichter han,
hat gleich ihrer drei zur Probe sich kommen lan.

Die drei, und sie steigen aufs Blutgerüst,
wolln zeigen, wer von ihnen der Tauglichste ist.
Sie solln kunstvoll richten mit Schwertgewalt
drei Mörderbuben aus dem Bogener Wald.

Der erste seinem armen Sünderling
malt um den Hals einen haarfeinen Ring,
darauf er hurtig sein Eisen zückt.
Der Hieb haarscharf durch den Ring ihm glückt.

Der andre hernach beinander dicht
zwei Spinnfäden um Nacken und Gurgel flicht
seinem Kerl, haut zu und — mit Vergunst! —
trifft peinlich mitten durch das Gespunst.

Dem dritten dann das Richtschwert sung,
er hauet zu mit gleißendem Schwung,
dreht zierlich um sich selber sich
ohn Mühsal und schier tänzerlich,
köpft seinen Schelmen und mit selbem Streich
auch seine zwei guten Zunftbrüder zugleich.

Der tat jetzt der hübschen Stadt Straubing belieben.
Ist ihr auch nichts anderes übrig geblieben.

Hans Waglit

Odysseus aus Schlesien / Von Walter Bauer

Zu gleicher Zeit mit den Menschen werden manche Dinge der Welt geboren. Bäume wurden gepflanzt, Quellen sprangen aus Bergen, Pferde wurden geboren im Winde der südamerikanischen Steppe, Elefanten begannen ihr Leben im Walde, als in einem kleinen Dorfe nahe der polnischen Grenze ein Kind sein Leben anfing unter Lallen und wachsender Sprache. Als der Junge klein war, sah er den Kirchturm riesengroß über sich und den Hahn golden auf der Spitze im Licht. Als er größer war, konnte er mit andern Jungen am Glockenseil hängen, abends um sechs, und sie schütteten durch die offenen Fenster die stählernen Rufe in die Raufen des Viehs, auf die Höfe, bis zu den Grenzen der Ebene. Dann war er Knecht. Er hatte schreiben gelernt in der Schule, auf alten Bänken, von Geschlechtern mit Namenszügen verziert. Aber während die Buchstaben über die Grenzen der Linien taumelten, zitterten seine Hände am Pfluge nicht, genau am Rain hob er die Pflugschar und füllte den Stahl mit Licht. Er kannte die Städte nicht, keine Straßenbahnen, kein Schiff, nicht den süßen, erregenden Duft von Parfüm, nur den Geruch der Erde, der sich nach den Jahreszeiten verändert.

Der Knecht hieß Stefan Broda. Er las die Zeitung, die er von seinem Bauern erhielt, er sah darin Maschinen, die er nicht verstand, Flieger, die niemals ihren Schatten über dieses Dorf führten, Frauengesichter, schön und fremd. Er hatte Gefallen an einem jungen Mädchen, Magd, wie er Knecht war. Sie kannten sich von der Schulbank her, tanzten zusammen, und die Liebe geschah ohne Umschweife. Später würden sie heiraten.

Die Gesichter in den Zeitungen, die Buchstabenfelder, schwer zu durchpflügen, aber voller Lockung, die mußten etwas dazu getan haben, daß das Mädchen, Frida, eine Stellung annahm in einem Ort in der Mitte des Landes, weit entfernt von dem Dorf. Vielleicht hatte der Zufall, dem kein Dorf zu klein und entfernt ist, ihr dazu verholfen. Stefan konnte nicht begreifen, daß sie fortgehen wollte. Sie aber, traurig und schon voller Begierde nach der Ferne, sagte ihm, sie würde ihn schon nachholen, sie würde dafür sorgen, daß er auch dort unterkäme, wo sie arbeiten werde, sie schriebe ihm dann schon.

Die junge Magd packte ihre Sachen. Er fuhr sie mit einem Wagen seines Bauern stundenweit durch die Felder zu der kleinen Station, an der die Züge ihren Atem einen Augenblick ausstoßen und ihre Räder nicht kühl werden lassen. Die Karte, die sie in ihrer Hand hielt, erschien ihm schrecklich. Der Zug kam, sie nahmen auf ihre Weise Abschied voneinander, er starrte den Fahrtwolken nach und war allein. Auf der langen Heimfahrt sah er nicht die schaukelnden, glänzenden Rücken der Gäule — denn, wenn er auch am Rande des Daseins lebte, er war ein Mensch — er sah das offene und darum so schöne Gesicht des Mädchens. Sie war fort. Der Zurückbleibende hatte es schwerer als die Fortgehende, und da er sich den Weg, die Städte und die Fremde überhaupt nicht vorstellen konnte, war ihm Frida fort, wie in einem dunklen Loch vergangen.

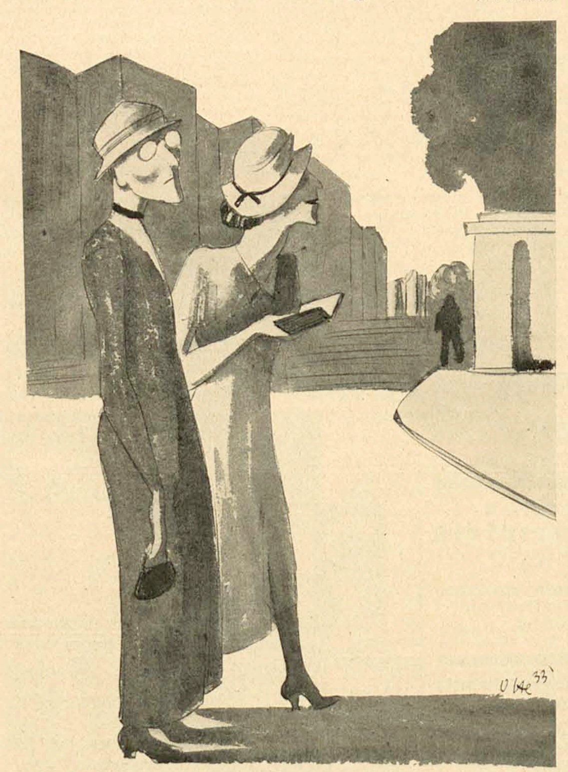
Der Knecht war unruhig. Wenn er auf den Pflug starrte, sah er Gesichter, die er früher nicht gesehen hatte; wenn er mittags am Wegrande saß und den leeren Himmel vor sich hatte, war ihm schwer und grundlos traurig.

Nach langer Zeit kam ein Brief. Stefan mußte lange über ihm sitzen. Es wurde plötzlich von ihm verlangt, er solle lesen, aber Briefe hatte er nie erhalten. Sie schrieb nicht viel, ihm schien das unermeßlich, als er auf der Futterkiste saß und die schweren Worte las. Es ging ihr gut. Sie arbeitete auf einem Hofe nicht weit von einer größeren Stadt. Daß er kommen sollte, daß sie für ihn eine Stellung besorgt hatte, stand nicht auf dem grauweißen Papier mit doppelten Linien. Es stand auch nicht im zweiten, der nach fünf Wochen kam, und dann konnte es niemals mehr in einem Briefe stehen, es kam keiner mehr. Jetzt, wenn er den Tieren Futter eingeschüttet hatte und im trüben Licht des Stalles lag, merkte er, daß er auf dem Felde bei den Tieren nicht so allein gewesen war. Sehnsucht und Unruhe brannten in ihm mit mächtiger Flamme, weil er noch nichts davon gewußt hatte. Da war etwas nicht in Ordnung. Er muß hin zu ihr.

Stefan war noch nie fortgewesen. Er kannte das Dorf, den Bach, den Turm. Einmal war er so weit vom Dorf entfernt, daß er die Spitze des Turmes noch wie ein Hälmchen sah. Da hatte sein Herz zu klopfen angefangen. Und die kleine Station mit den geräuschvoll fallenden Früchten der Signale erschien ihm schrecklich. Aus seiner Unruhe flog der Wunsch nach Frida wie der Wind, der in der Ebene nirgends Widerstand findet und vor Grenzbäumen nicht haltmacht. Er gab den Dienst auf, ging, da niemand ihn zur Station brachte, durch die Felder, kämpfte sich durch seine Schwerfälligkeit und durch seine Angst vor allem in den Zug hinein, hielt sich fest, als plötzlich in der Bewegung der

Kunsthistorischer Dialog

(Otto Herrmann)



„Siehst du, Tante, dieses Schloß ist im Barockstil gebaut." — „Ja, ja, auf was nicht die Leute alles kommen!"

Der Unparteiische

(E. Thöny)

„Ziagts 'n Kampf no a bisserl 'naus — da Wirt hat frisch anzapft!"

Fahrt die Erde zu schweben begann, und glitt wie betäubt aus seiner Heimat fort. Er hatte sich aufschreiben lassen, welche Städte er berühren müsse, er kannte sie nicht. Breslau klang wie Jerusalem, Kottbus erscholl wie Lhasa. Er schlug sich durch, aus dem Morgen stieg der Mittag, und als die Dämmerung von den Feldern schwebte, strahlten die Lichter der Siedlungen auf. Daß er die Nacht erfuhr in der Muschel des Abteils, voller Licht, voller Schlaf und Schlaflaut fremder Menschen, daß er immer weiterfuhr — zauberisch alles und verwirrend. Er mußte seine Augen aufreißen und sich gegen Müdigkeit und Fremde verteidigen. Er wußte weiter nichts von der Welt als: wohin er wollte, und das sagte ihm der Zettel, den er immer wieder aus seiner Brusttasche zog, dieses gelbe, fettige, bald auseinanderfallende Blättchen.
Der Schaffner bedeutete ihm, er müsse aussteigen, aber die Station trug nicht den Namen, den er hören wollte, der seine Reise beschloß. Er entging dem Schaffner, fuhr weiter und verstand nicht, daß er nicht gleich zu seiner Liebsten gehen konnte, als er durch den schmalen Ausgang wollte. Man hielt ihn fest, er wurde in ein Zimmer geführt, sie zogen ihn mit ihren Fragen aus. Dann ließen sie ihn laufen, vielleicht hatten die Beamten, die dem Knechte wie Götter erschienen, gute Laune. Er schlug sich durch die Stadt, schwamm auf den Straßen wie in rauschenden Flüssen; mit der Zähigkeit des Pflügenden gelangte er an sein Ziel. Er fragte nach dem Gut und fand es. Sein Herz schlug, es kam ihm hier vor wie zu Hause. Die Reise war so schwer gewesen. Er fand die Richtung nicht mehr, aus der er gekommen war. Er fragte nach dem Mädchen. Es war gegen Abend, er konnte in einer Gesindekammer warten, zwischen zwei Betten sitzend, und es war Sonnabend, alles aufgeräumt, alles roch nach Ruhe und Seife.
Das Mädchen kam, erbleichend vor Freude oder vor Schreck. Er konnte nicht viel sagen, er hatte sich auch nicht vorgenommen, viel zu sagen. Er erkannte sie, das Haar war kurz geschnitten, aber wie schön erschien sie ihm. Er war da! Angelangt! Sie erkannte ihn auch gleich. Aber sie wußte von ihm nichts mehr, darum hatte sie ja auch nicht mehr geschrieben. Sie fürchtete sich vor dem staubigen, stammelnden, erhitzten Menschen, sie beschwichtigte ihn. Er konnte nicht dableiben, sie schlief mit einer Magd in der Kammer. Sie brachte ihn am Abend in ein kleines Gasthaus am Rande der Stadt. Sie saßen sich gegenüber. Das Bier, das zwischen ihnen stand, tranken sie nicht; es verlor seinen Schaum und wurde schal. Stefan begriff, daß er eine schrecklich weite Reise umsonst getan hatte, um nicht zu finden, was er gesucht hatte. Er schlief in einem kleinen Zimmer und wollte nachdenken. Aber das Donnern vorüberjagender Züge, das Schüttern der Gegenstände in der Stube verwirrte ihn. Wie fern war er von zu Hause.
Als er am Sonntag nach dem Gute ging und nach dem Mädchen fragte, wurde ihm gesagt, sie sei fortgegangen, und übrigens habe sie bestellen lassen, er möge nach Hause fahren, und mit Arbeit sei es nichts.
Er ging zurück, dachte nichts, sah nichts, die Welt, die ungeheuer brausende, für ihn war sie nicht da. Wie war es möglich gewesen, daß er in diese Wüste, in dieses fremde, verräterische Land gefunden hatte? Aber unmöglich erschien es ihm, zurückzufinden. Er wandte sich nach allen Himmelsrichtungen. Er wußte nicht, wo seine Heimat lag. Er ging durch die Felder, durch die Stadt, und die Stadt war ihm so still wie die Felder. Er setzte sich an den Rand der Straße wie an den Grasrand des Feldweges. Er war so müde. Er glich Odysseus, aber er hatte die Heimat für immer verloren, und nun schien es ihm unmöglich, zu leben.

Lieber Simplicissimus!

Lotti, einen niedlichen Schwarzkopf von vierzehn Jahren, traf ich neulich dabei an, wie sie mit Hilfe ihres Malkastens alle möglichen Farbenmischungen herstellte. „Aha", meinte ich, „Lottchen will Malerin werden!" — „I wo, wir sind in der Schule gerade an der Farbenlehre, und da probiere ich aus, was für Haare mein Mann mal haben muß, daß es keine roten Kinder gibt."

*

Aus einer Heiratsannonce: „Junger Mann, 29 Jahre, 1,67 groß, in gesicherter Stellung, ev., sucht idealgesinnte, möglichst aus der Wandervogelbewegung hervorgegangene, gesunde, natur- und sportliebende Lebensgefährtin."

*

Aus den Akten eines Wohlfahrtspflegers: „Beim Eintritt in das Zimmer bemerkte ich auf dem Tisch einen großen Berg Kuchen. Ich ging über diesen hinweg und schritt nunmehr zur Auszahlung der Unterstützung."
„. . . Heute suchte ich den Musiker N. in seiner Wohnung auf. Er stellte den Antrag, von der Wohlfahrt eine neue Hose geliefert zu bekommen, da er in seiner alten keine Musik mehr machen kann."

Der Simplicissimus bringt nur Erstdrucke. Wir bitten daher unsere Mitarbeiter, ihren Einsendungen jeweils eine entsprechende Erklärung beizufügen. Eine Rücksendung ungeeigneter Beiträge kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Redaktion des Simplicissimus

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Schlangen

Von Wilhelm Auffermann

Saß ich da in einer nächtlichen Hafenschenke, in Palermo, Sizilien. Es war eigentlich nichts Besonderes. Hatte mehr Temperament, Romantik erwartet. Matrosen von Übersee und Fischer, auch Erwerbslose saßen hier genau so herum wie in Neapel, Barcelona und Cadiz. Einige alte Mädchen dazu. Nur die Fiaschi waren größer und der Wein schwerer. Es wurde sinnlos viel getrunken.

Am Nebentisch hatte sich so eine Art Erzählergemeinde gebildet. Wunderbar anzusehen, wie die Zuhörer sich dabei beschäftigten, kunstgerecht und tiefsinnig und mit staunenswerter Ausdauer durch ihre Zahnlücken auf den Boden zu spucken. Phantastische Geschichten wurden erzählt. Wahre Erlebnisse. Jeder glaubte dem andern gern, und wartete ungeduldig, um noch besser aufzuschneiden.

Sie kamen nach weitem Umweg auf Schlangen zu sprechen, und ein kleines seltsames Männlein, das sie mit Umberto anredeten, mit einem Kopf wie ein Riese und einem Rübezahlbart, meldete sich ungestüm zum Wort.

„Es war mein erstes Schiff", erzählte der kleine Kerl. „Ein Handelsschiff. Ihr wißt, ich bin nicht von hier. Von drüben. Nachts hatte ich mich heimlich über die Laufplanke an Bord geschlichen und von dort unter Deck. Die Bunker waren mit Baumwollballen gefüllt. Essen hatte ich mit. Ich machte es mir so bequem wie möglich. Acht Tage, bis zum nächsten Liegehafen, konnte ich es schon aushalten. Wenn der wachthabende Matrose morgens und abends seine Runde machte, versteckte ich mich hinter die Ballen. Nachts schlief ich darauf. Zwei Tage ging alles gut. In der dritten Nacht aber erwachte ich plötzlich durch ein Rasseln neben mir. In der Dunkelheit konnte ich nichts sehen. Vermutete eine Ratte. Blieb still liegen und hörte nach einigen Minuten ein neues Rasseln. Fühlte plötzlich auf meinem nackten Fuß etwas Kaltes, Schleimiges kriechen. Eine Schlange! Gleichzeitig mit dem Schreck durchzuckte mich die Erkenntnis, daß Schlangen durch Bewegungen oder Berührungen zum Biß gereizt werden, aber ohne dieselben ruhig bleiben. So hielt ich mich unbeweglich. Der furchtbare Schlafgenosse, dessen Größe ich plötzlich empfand, kroch jetzt über meine Beine und meinen Körper und zuletzt sogar über mein Gesicht. Nur das Wissen, daß die Bewegungen eines Muskels meinen Tod veranlaßt hätten, konnte mich befähigen, diese furchtbare Nervenprobe auszuhalten. Eine ganze Stunde lang kroch das Reptil vor- und rückwärts. Zuletzt blieb das Biest an meinem Kopf liegen. Schlief ein. Von seiner Sicherheit überzeugt. Wie auf Spinnenbeinchen ging die Nacht vorbei. Endlich brach der Tag an. In der Morgendämmerung sah ich mich sorgfältig um, erhob mich geräuschlos und suchte mir einen schweren Gegenstand. Eine Kette. Die Schlange war nicht mehr zu sehen und mußte sich unter meinem Rock, den ich als Kissen benützte, verkrochen haben. Ich lüftete den Rock ein klein wenig, bis der Kamm des Tieres zum Vorschein kam. Zerschmetterte ihn mit der Kette. Verflucht soll ich sein", bekräftigte er den guten Ausgang seines fürchterlichen Erlebnisses „wenn das nicht die schrecklichste Nacht meines Lebens war. Es ist ein gruseliges Gefühl, wenn man sich so plötzlich vor die Ausgangstür des Lebens gestoßen sieht und an der Schwelle des stillen Jenseits steht. Ich möchte keinem von euch wünschen, in meiner Lage gewesen zu sein!"

Die Umsitzenden schwiegen verärgert. Beneideten den alten Wasserzwerg mit dem Riesenbart um seine ausnahmsweise wahre Geschichte.

Ich fragte und forderte ihn auf: „Erzähl', was weiter geschah. Ging die Schwarzfahrt gut aus?"

„Ja, Herr!" antwortete er. „Dummerweise hatte ich nur die tote Schlange liegen gelassen, und sie wurde von der Tagwache gefunden. Der Sache wurde nachgegangen. Sie fanden mich, gaben mir etwas Prügel, versprachen mir weitere mit der neunschwänzigen Katze und schleppten mich vor den Alten. Als ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, schenkte er mir die Strafe, angeblich wegen meines außerordentlichen Mutes und meiner Kaltblütigkeit. In Campeche, wohin ich ursprünglich wollte, ging ich gar nicht an Land, so gut gefiel es mir an Bord. Reiste mit derselben Kiste gleich weiter, kreuz und quer. Hatte feste Heuer genommen. Herr, aber das war alles vor fünfunddreißig Jahren. Damals war ich ein Bursche und kannte noch keine Nerven."

Ein anderer Matrose klaubte sich nun umständlich einen neuen Priem und war infolgedessen geneigt, eine andere Geschichte zum besten zu geben. Er brachte es dick:

„Umbertos Erlebnis ist zwar unheimlich", begann er frech, „aber lange nicht so gefährlich, wie es sich anhört. Das Biest wird bestimmt alt und zahnlos gewesen sein, sonst hätte es nicht so lange

Man trägt . . .

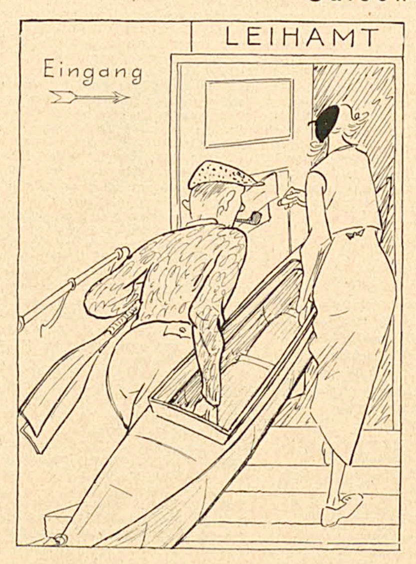
Die Mode des vorigen Jahres ist tot.
Der Herr – also lautet ein Modegebot –,
der Herr schlechterdings – sowohl Väter als Söhne –,
der Herr trägt ausschließlich die hechtgrauen Töne
mit Fischgrätenmuster, mit kleinen Effekten
und kühnen Entwürfen der Stoffarchitekten.
Das gilt für den Winter- wie Herbstüberzieher.
Der Herr trägt das Sakko länger als früher,
die Hüften zwar anliegend, aber nur lose,
die Ärmel geräumig, desgleichen die Hose.
Sodann trägt der Herr, seiner Chancen bewußt,
die einwandfrei modisch betont volle Brust.
Die Weste wird schnittig, der Kragen ganz flach,
die graue Melone als schirmendes Dach . . .

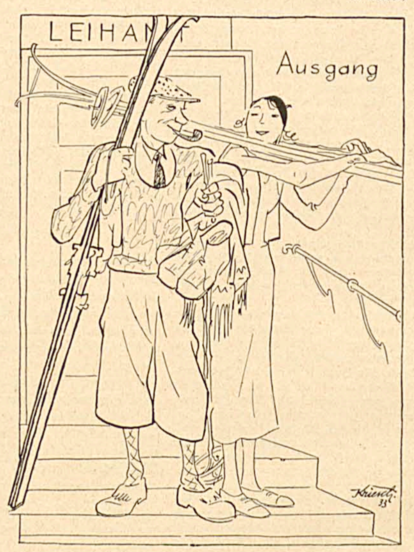
Vor allem jedoch, ob normal, ob verschroben:
der Mensch trägt wieder den Kopf nach oben.

Hans Reimann

Saisonwechsel

(R. Kriesch)





geschlafen. Oder es war überhaupt eine giftlose Schlange."
Die Augen des Wasserzwerges wurden rund.
Der andere fuhr selbstherrlich fort: „Das war ich. Und in Guiana. An einem schwülen Nachmittag war ich im Freien eingeschlafen und träumte von meiner Frau. Sie war sehr zärtlich. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich geschlafen habe, allein ich erwachte aus meinem Schlummer durch ein wundersames Gefühl an den Fußsohlen. Noch im Halbschlaf richtete ich meine krummen Blicke nach unten, und auch ich werde niemals den Schrecken vergessen, der mich durchbebte, als ich Kopf und Hals einer ungeheuren Schlange erblickte, die trotz ihrer Jugend gut fünfzigmal so groß war wie Umberto seine und außerdem besonders giftig, wie ich sofort erkannte."
Der kleine bärtige Mann bekam noch empörtere Augen.
„Die Schlange bedeckte meine Beine fleißig mit Speichel, ein Verfahren aller Schlangen, wie mir einfiel, welches dem Vorgange der Verschlingung vorhergeht. Einen Augenblick, aber nur einen kleinen Augenblick, war ich wie betäubt. Dann überlegte ich. Waffen hatte ich keine bei mir. Ich mußte mir anders helfen. Fühlte Mutters Grütze im Kopf. Stellte mich weiter schlafend. Und während das Ungeheuer nun mit der Einspeichelung des linken Armes begann, wischte ich vorsichtig den Speichel von den Füßen wieder ab. Ich hatte meine Füße gerade so schön sauber und trocken wie ein frischgewaschenes Segel in der Sonne, als die Schlange mich verschlingen wollte. Ihr könnt euch die erstaunten Augen des Reptils unmöglich vorstellen, als es meine trockenen Zehen sah! Augen, wie silberne Westenknöpfe, wie soeben aus einer fetten Sardinenbüchse geangelt. Ärgerlich begann das Biest nochmals die Bespeichelung der Füße.
Einstweilen säuberte ich nun Arme und Brust. Fünfmal wiederholte sich dasselbe Spiel, und ich hoffte vergebens, daß dem Vieh endlich die Spucke ausgehen würde. Ganz sonderbar wurde mir zumute. Der reine Duft des Wassers und die Melodie des Windes in den Rohrpflanzen waren ein trauriges Abschiedslied. Plötzlich, ich hatte die Schlangenspucke soeben wieder von den Zehen entfernt, rollte ein Schuß durchs Röhricht. Die Schlange erhob mit furchtbarem Gezisch ihren Körper in die Luft. Noch ein Schuß dröhnte. Sie fiel und rollte sich zuckend zusammen. Meine Kameraden, die, beunruhigt durch mein langes Ausbleiben, mich gesucht hatten, retteten mir so das Leben. Die Schlange war vierzig Meter lang", schloß der Matrose sein unmögliches Abenteuer. „Und hatte fünf Giftzähne so groß wie Hühnereier, ja, wie ausgewachsene Hühnereier."
Und er spie seinen Priem aus und spülte mit einem neuen Glas Wein seine Unverfrorenheit von der Zunge in den Magen hinunter. Schaute herausfordernd Umberto an.
Umberto, der vor Ärger und Alkohol halb eingeschlummert war und nun aufhörte zu schnarchen, erwachte ganz und grinste so listig, daß alle erschraken und glaubten, er würde etwas bezweifeln an der Sache.
„So große Schlangen gibt es ja gar nicht auf Guiana, ich war ja auch schon dort", wagte er wirklich einzuwenden.
Der andere ließ sich nicht aus der Ruhe bringen: „Du irrst dich, Umberto, und bist schon zu lange fort von Guiana; aber die Schlangen haben noch immer nicht aufgehört zu wachsen", sagte er. „Eines verstehe ich jedoch jetzt, worüber ich mir lange vergebens den Kopf zerbrochen habe: im Bauch der Schlange, wir hatten sie aufgeschlitzt, fanden wir zu unserer größten Überraschung ein Eingeborenenmädchen. Gott sei Dank, noch lebend. Mit süßen Händchen und noch süßeren Füßchen. ‚Habt ihr nicht meinen schönen Umberto gesehen?' flötete es und flüchtete, als es unsere großen Augen sah, schnell in den dunklen Wald."
Die ängstlichen Gesichter aller hellten sich auf, nur der bärtige, dickköpfige Seemann knurrte etwas Unverständliches, es war aber nicht so arg.
Langsam kamen neue Erzählungen in den Gang. Plötzlich zog einer ein Stück Papier aus der Tasche und begann mit Bleistift zu schreiben. Und dann? Ja was war denn los? Plötzlich wie weggeblasen die bunten Abenteuer. Statt dessen schrieb nun einer nach dem andern seine Briefe. Langsam und schwer, aber doch sehr schön waren die Schriftzüge: . . . „Liebe Frau! . . ." Oder . . . „Liebe, liebste Mutter! . . ." Flog durch die schmutzige Hafenschenke ein kleiner Engel?
Es war so stille.

* * *

Kathederblüte

„. . . und gegen Ende dieser unfruchtbaren Periode Goethes entstanden Hermann und Dorothea."

Oswald Spenglers „Jahre der Entscheidung"

(Karl Arnold)



„Nicht so stürmisch, meine Herren! Ich habe erst noch einige grundlegende Schriften herauszugeben, bevor an den definitiven Untergang des Abendlandes gedacht werden kann!"

Abbau der Höchstgehälter

(Paul Scheurich)



„Die neue Regierung erzieht den Menschen zur Unselbständigkeit: früher hat unsereiner eben sich selber eingeschätzt, welches Gehalt er verdient."

Rezept für einen Pechvogel

Werter Freund und Bürstenbinder,
was beginnst du itzt,
wenn du, wie du meinst, mehr minder
in der Seife sitzt?

Willst du dich darob empören,
steif gereckt den Hals?
Willst du das Geschick beschwören
mittels Harfenschalls?

Nimm die Sache lieber kälter!
Plärre keinen Psalm!
Aus des Schädels Strohbehälter
zieh' dir einen Halm.

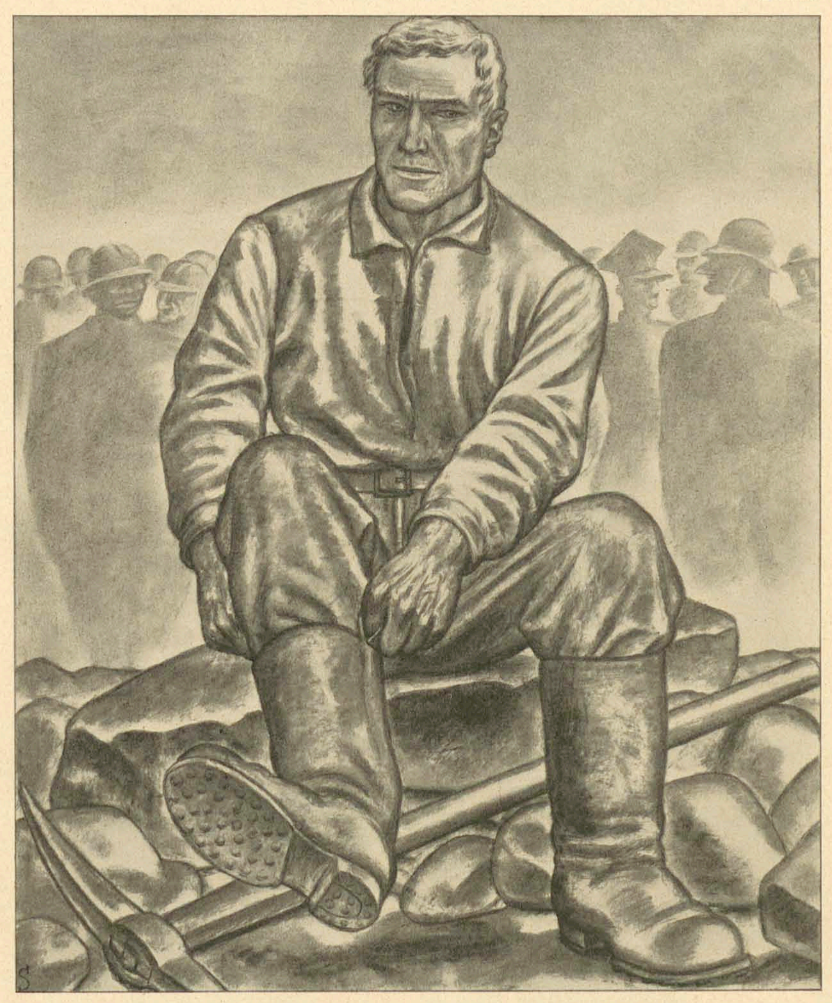
Tunke diesen in den Wrasen,
wodarin du hockst,
und erzeuge Seifenblasen,
bis du nicht mehr bockst;

bis die Seele nicht mehr schaukelt,
sondern eingewiegt,
regenbogenbunt umgaukelt,
still vor Anker liegt.

Ratatöskr

Deutsche Stimmen
VI

(E. Schilling)



„Bleib in den Stiefeln, Mensch! Solange als möglich! Zwackt dich das Podagra an dem einen Fuß, so umwickle die dumme Pfote, aber den Stiefel zieh fernerhin über das gesund gebliebene Glied und tritt fest auf. Man muß immer eine Waffe behalten, um einem Eselstritt, solange es noch angeht, zuvorkommen zu können.“

Wilhelm Raabe

Gedenkt der Hungernden!

(Olaf Gulbransson)



München, 15. Oktober 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 29

SIMPLICISSIMUS

Tag der deutschen Kunst

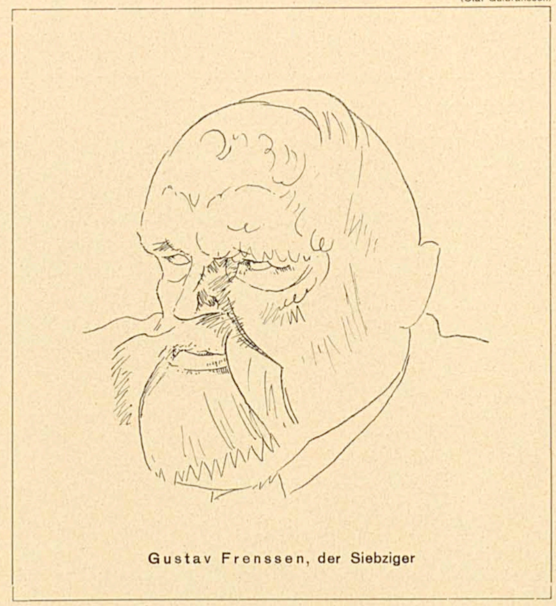
(E. Thöny)



München wird eine Stadt werden, daß niemand Deutschland kennt, der nicht München gesehen hat.

K O E P F E

(Olaf Gulbransson)



Gustav Frenssen, der Siebziger

Lösung einer Wohnungsfrage

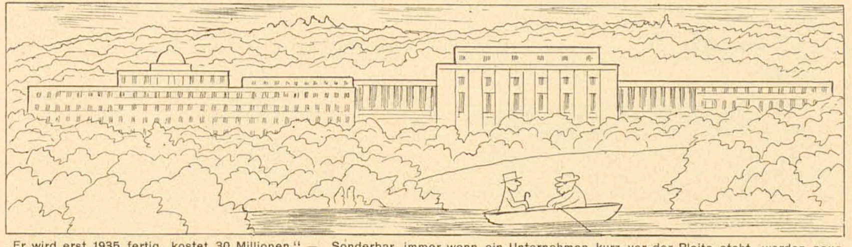
Von A. M. Frey

Der Möbelwagen war einer von den großen, obwohl der Mann, der ihn benötigte, ohne Familie war — ein Junggeselle in immer noch guten Verhältnissen. Er zog auch nicht um, weil er seine Wohnung verkleinern wollte, sondern er wechselte, weil über ihm Gumbels wohnten — eine lebfrische Sippe, die Hundegekläff, Grammophon, Klavier und Radio zu einer Art von ständigem Konzert zu vereinigen wußte.
Freilich erfuhr er acht Tage vor seinem Auszug erst, daß auch Gumbels auszogen. Da hätte er also ruhig wohnen bleiben können. Schade. Aber sowohl seine wie die Gumbelschen Räume waren bereits wieder vermietet. In ihnen saßen sogar schon die Nachfolger; Gumbels hatten sich bereits hinweg begeben.
Der Mann — er hieß Barsch — besah sich das Verladen des letzten großen Möbelstückes, des Küchenschrankes, dann wurde der Wagen abgeschlossen, und ein ganzer Haushalt geriet auf traumhaft leichte Art in rollende Bewegung.
Das war um zehn Uhr morgens. Um elf langte man vor der neuen Wohnung an. Das Auspacken begann sofort. Barsch klomm die Treppen empor, ein etwas dicker Mann, der sich für spätere Zeiten schon auf den Lift freute, und schloß auf. Sein Tritt hallte besitzfreudig in den noch leeren Zimmern.
Er ging zurück ins Treppenhaus, um nach den Packern auszuschauen. Während er wartete, dachte er: muß doch mal sehen, wer neben mir lebt.
Er senkte die Stirn gegen das Türschild. Neben ihm lebten Gumbels.
Gerade kämpften sich die Männer, mit dem Küchenschrank auf ihren Muskeln, die Stufen empor. Barsch hob beide Arme.
„Halt!" rief er. „Umkehren! Es wird nicht ausgepackt."
„Umkehren könna mir net", kollerten die Männer. „Es geht nur aufi!"
„Ihr müßt!" befahl Barsch.
Weil sie mußten, taten sie es. Und ließen den Schrank dabei fallen, fingen ihn aber in seinen einzelnen Teilen wieder ein.
Inzwischen ging Barsch daran, sich zum Vermieter zu begeben, der im gleichen Hause domizilierte.
Fabian Gumbel, Gumma Gumbel, A. B. Gumbel — die gleichen Türschilder, ohne Zweifel die Sippe, die seine Flucht verursacht hatte. Zu hören waren nun auch, und bis ins Treppenhaus, die Gumbelschen Geräusche, gleichsam eine Orchesterprobe zu den bekannten Symphonien.
Der Vermieter empfing ihn freundlich.
„Herr Barsch beginnen gerade mit dem Einzug? Das ist recht."
„Ich ziehe nicht ein. Bin sozusagen schon wieder fort. Ich kündige hiermit."
„Höre ich recht, mein Herr?"
„Neben mir wohnt eine Portion Gum — ich wollte sagen: eine Partei Gumbel."
„Sehr nette Leute; herzige Leute, so musikalisch. Aber gar nicht laut."
„Zu musikalisch für mich. — Wir haben vierteljährliche Miete vereinbart, nicht wahr. Hier ist der Zins für Oktober, November und Dezember. Damit sind wir in Ordnung."
„Danke", sagte der Hausherr hilflos. „Was wird jetzt aus der Wohnung?"
„Sie können machen mit ihr, was Sie wollen, nur das eine nicht: mich hineinsetzen."
„Will ich ja gar nicht", sagte der Eigentümer, allmählich böse werdend. „Sie reden, daß man meinen könnte, jemand will Ihnen Gewalt antun."
„Gewalt haben mir Gumbels angetan."
„Ach was, die — das sind sehr nette, anständige Menschen."
„Herzige Menschen, wie Sie zu sagen belieben."
„Ich beliebe zu sagen, was ich sage!" schrie der Hausherr.
„Sage ich ja!" schrie Barsch.
Die beiden Männer kamen in Streit miteinander ohne den geringsten Anlaß, keiner stellte irgendwelche Forderungen an den anderen, ihre geschäftlichen Angelegenheiten haben sich glatt abgewickelt — also, was gab es zwischen ihnen? Gumbels gab es. Ihr bloßes Vorhandensein genügte, um Feindseligkeiten zwischen Friedfertigen aus der Erde schießen zu lassen.
Barsch verabschiedete sich schnell.
Der Hausherr sagte auf einmal versöhnlich: „Glückliche Reise, ich meine —"
Aber Barsch war schon draußen bei seinem Möbelwagen.
Die Packer hatten sich damit die Zeit vertrieben, aus dem Küchenschrank ein Zusammensetzspiel zu machen. Sie schlossen den Wagen ab, und der Älteste fragte behaglich und nicht ohne Hohn: „Was macha ma jetzat, Herr Dokta?"
Ja, was machen wir? Barsch begab sich zur Speditionsfirma. „Glückliche Reise" hatte der Hausherr empfohlen. Wieso — was sollte denn das für seine Lage bedeuten?
Bei der Firma fragte er, ob er die Möbel vorerst im Wagen belassen könne.
Wenn er dafür zahle, natürlich.
Es ließ sich machen, die Kosten waren nicht übermäßig, die Umzugsgier hatte nachgelassen, es gab genug beschäftigungslose Möbelwagen.
Barsch hoffte, sozusagen morgen schon — wirklich: in einer Woche etwa, eine passende Wohnung zu haben.
Er fand keine. Aber seine Anzüge, seine Wäsche, seine Bücher hingen und hockten zusammengepfercht im Wagen. Er konnte ihrer nicht habhaft werden. Der Wagen stand auf einem Lagerplatz.
Das erste, was er verkaufte, war ein Divan, und den zerbrochenen Küchenschrank gab er als Zuwage drein. Nun konnte er wenigstens an seine Wäsche heran und ein frisches Hemd anziehen.
Während er sich umkleidete, als sei er bei sich zu Hause — in einer allerdings heillos vollgepfropften Häuslichkeit —, dachte er: eigentlich ganz nett hier, alles so bequem beisammen; nur sichten müßte man das Ganze.
Er sichtete. Stieß mehr als die Hälfte seiner Habe ab.
Eine ganz kleine Wohnung will ich in Zukunft mein eigen nennen — beschloß er. Aber dazwischen dachte er immer wieder: „Glückliche Reise." Die letzten Worte des Hausherrn bei Gumbels gingen ihm nicht aus dem Kopf.
Er fand auch keine ganz kleine Wohnung, die passen wollte. Zudem: war man nicht immer und ewig in Gefahr, neben ein Gegumbel zu geraten? Das sagte er sich,
(Schluß auf Seite 341)

Genfer Gespräche

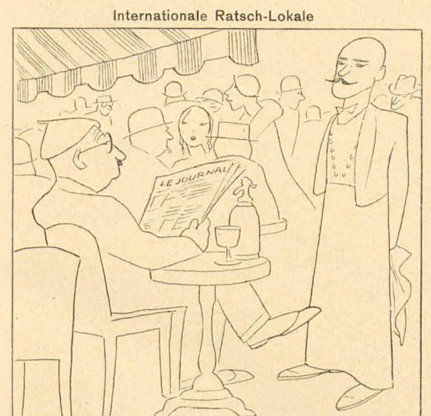
Der Völkerbundspalast

(Karl Arnold)



„Er wird erst 1935 fertig, kostet 30 Millionen." – „Sonderbar, immer wenn ein Unternehmen kurz vor der Pleite steht, werden neue Büroräume gebaut."

Internationale Ratsch-Lokale



„Was heißt amtliches Kommuniqué, mein Herr, kommen Sie mal abends in unsere Bierstube, da erfahren Sie den wahren Sachverhalt."

Mittel zum Zweck



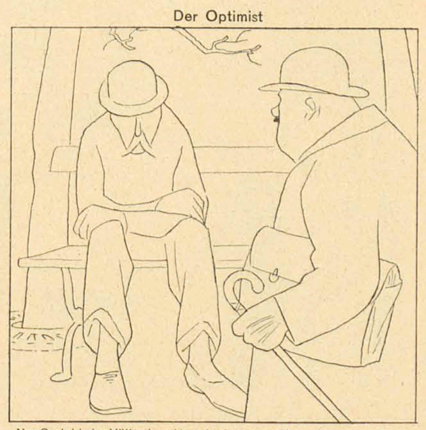
„Selbstverständlich müßte man die Judenfrage aufrollen; um Deutschland zu schädigen, soll man nichts unversucht lassen."

Konferenzpause



„Sapristi, es ist doch angenehmer, gegen das Problem Deutschland zu reden, als über die Probleme des eigenen Landes nachzudenken."

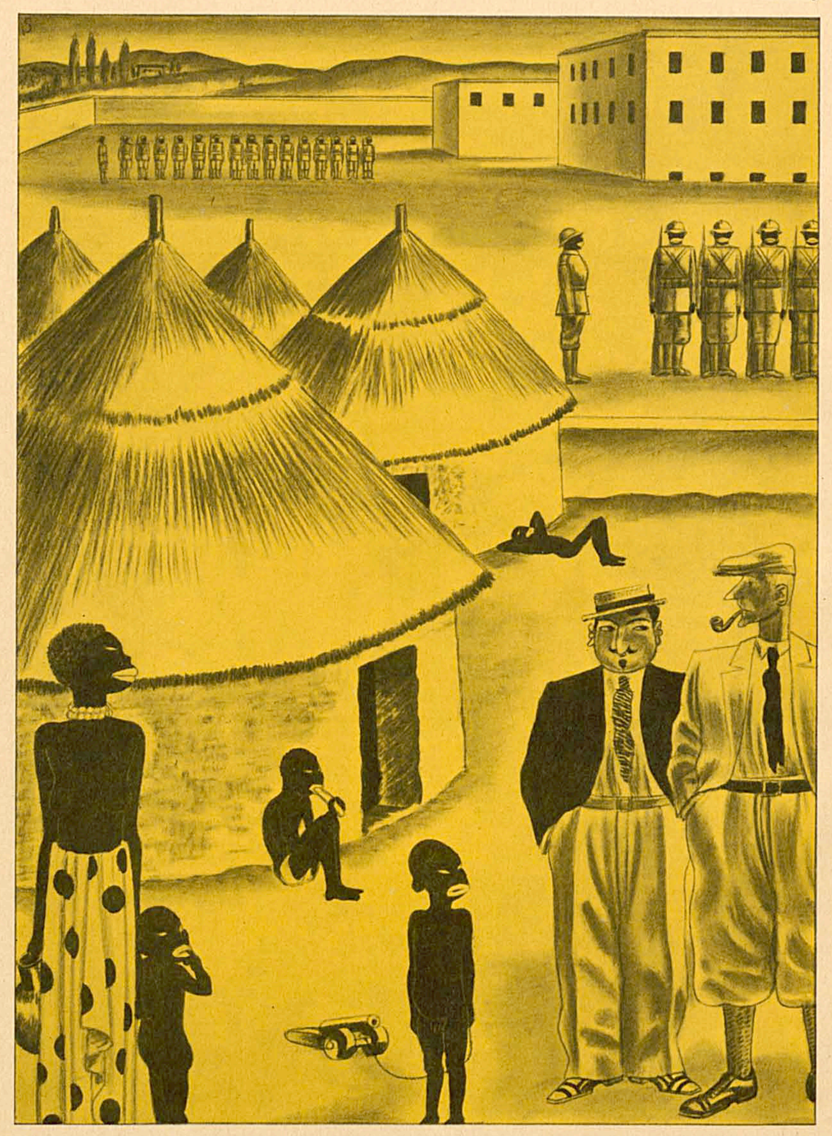
Der Optimist



„Nur Geduld, der Völkerbund hat doch versprochen, die internationale Arbeitslosenfrage zu lösen, aber wir haben ja zur Zeit erst die 76. Session."

Dossier français

(E. Schilling)



„Nanu, schwarze Siedlungen mitten in Frankreich?" — „Nur eine kleine Dreingabe zu unseren mobilen Effektivbeständen."

(Schluß von Seite 338)
als er mal wieder im Wagen sich umzog; und da faßte er den Entschluß:
Er kaufte den Wagen von der Speditionsfirma, ließ zwei Fensterchen hineinbrechen, ein Öfchen montieren, das Bett aufschlagen — und war daheim.
Da es deutlich auf den Winter zuging, fuhr er gleich los in südlichere Gegenden, eigener Chauffeur seines hoppelnden Häuschens.
Er ist dabei geblieben. Die Rohkost macht den Herd überflüssig. Auf dem Wagendach steht eine Badewanne, die füllt der Regen. Regenwasser ist besonders gesund.
Manchmal — jährlich vielleicht einmal — kutschiert er an dem Bau vorbei, in dem Gumbels hausen. Die Nebenwohnung steht immer noch leer. Schräg über ihre schwarzblinkenden, hungrigen Fenster sind breite weiße Streifen geklebt: Zu vermieten.

Morgen im Wald

Von Georg Schwarz

Sanft hat der Fluß die lange Nacht gerauscht,
Der Wind geströmt im hohen Gipfelmeer,
Noch träumt das Tal, bezaubert und berauscht
Von eignen Stimmen, dämmernächtig, schwer.

Da stößt der Wald den ersten Atem aus,
Es quillt wie Milch aus umgestürztem Kruge —
Und zögert neblig in den Dunst hinaus
Und lichtet sich am Berg zu leichtem Fluge.

Der Fluß rauscht wie ein Trunkener ins Land,
Singt schlummertiefe, brunnendunkle Worte,
Wälzt Gram und Lust, und nur ein wenig Sand,
Und schwankend wogt er durch die Dämmerpforte.

Aus einem Abgrund steigt der Tag herauf,
Sein Licht erfüllt die Welt mit kühlen Schauern,
Da fährt der Wald mit allen Vögeln auf
Und überstimmt mit Jubel Nacht und Trauern.

Schottische Üppigkeit / Von Edmund Hoehne

In der letzten Saison fiel in allen eleganten Kurorten ein Schotte auf durch sein höchst kostspieliges Genießertum. Lächelnd saß er hinter der Landestischfahne, die er demonstrativ vor sich aufpflanzte, und lud freigiebigst ein zu teuren Barflips, seltenen ägyptischen Zigaretten, ausgefallenen Leckerbissen. Er trug sich nach feudalster Herrenmode, wohnte in Luxushotels, zeigte sich diskret mit hochtariflichen Damen, fuhr im neuesten Auto. Machte man erstaunte Schottenwitze, lächelte er überlegen: „Bitte, überzeugen Sie sich — wir Schotten sind Menschen wie andere auch und verstehen zu leben. Wir haben Humor genug, über den blühenden Unsinn der Schottenkalauer mitzulachen — bitte, erzählen Sie mir einen neuen, aber trinken Sie dabei eine Flasche Cliquot mit mir." Er bezahlte ohne Murren gepfefferte Rechnungen, fügte ein gutes Trinkgeld für die Diener hinzu und reiste weiter in ein anderes Modebad. Er glänzte ohne Aufdringlichkeit, wahrte in allem vornehme Reserve, vermied Protzentum, war oft ernst. Fast schämte man sich schon, Schottenwitze zu erzählen, so bekannt wurde dieser Wanderpriester aus Aberdeen mit seinem Evangelium heiterer Großzügigkeit und leicht flatternder Banknoten, bis — ja —, bis eines Tages ein Stubenmädchen einen Brief fand, den er in offensichtlicher Nervosität verloren hatte, auf billiges Konzeptpapier geschrieben, freilich in elegantem Umschlag. Und der lautete:

Newyork, 12. Juli 1933

Schottisch-Amerikanisches Komitee von 1883 zur Ausmerzung der internationalen Schottenwitze

Herrn James Mac'meansson
z. Zt. San Remo, Hotel Savoy

Werter Herr!

Zu unserm tiefsten Bedauern müssen wir feststellen, daß Sie unsere vertrauensvollen Erwartungen bitter enttäuscht haben. Seit fünfzig Jahren spart unser Verein an den Kosten der Entsendung eines Widerlegers geschäftsschädigender Schottenwitze. Seit fünfzig Jahren ist Punkt für Punkt festgelegt, an welchen Orten er auftreten, in welchen Hotels er wohnen, welche Aufwendungen er machen soll. Seit fünfzig Jahren wurden in nächtlichen Debatten, bei Tee ohne das traditionelle Stück Zucker, damit die hohe Mission eingespart wurde, alle Spesen dem angeborenen Trieb Ihrer Landsleute abgerungen und niedergelegt in feierlichen Protokollen, zu denen Sie sich eidlich bekannt haben. Wir gaben Ihnen den angesammelten Betrag, abzüglich der Kosten einer normalen Schottenreise, die Sie wohl sowieso einmal auf eigene Kosten gemacht haben würden.
Sparen ist sparen, — gut! Aber Eid ist auch Eid, Protokoll ist Protokoll, mag auch das Schottenherz dabei bluten. Man muß einmal für die Sache der Nation alles auf eine Karte setzen können. Was hingegen tun Sie? In San Remo wohnen Sie statt im vorgeschriebenen Hotel Excelsior, Klasse I a, im Hotel Savoy, Klasse I b.
Auf unsere vorige Beschwerde antworten Sie, es ginge Ihnen alles stärker als angenommen gegen Ihre Natur, Sie könnten so pro Tag zwei Dollars sparen und unserm Komitee einen namhaften Betrag zurückerstatten. Sie engagieren die vorletzte Freundin des Großindustriellen Darquet statt der momentanen. Ihre sparsame Natur in Ehren, sie ist auch die unsrige. Aber wir Schotten sind nicht nur ein sparsames, sondern auch ein religiöses Volk voll Tradition und Familiensinn. Was unsere Großväter begonnen, führen wir Enkel durch und wenn mit dem davonrollenden Gold unser Herzblut dahinfließen müßte — treu bis zum Tod!
Diese heilige Pflicht an Volk, Geschichte und Zukunft aller Schotten vernachlässigen Sie schwer. Sie laden zu zweitrangigem Cliquot ein statt zum beschworenen Mumm 1. Klasse. Meine Feder sträubt sich zwar, auch nur „Cliquot" niederzuschreiben, aber, werter Herr, das Protokoll, die Weihe von fünfzig Jahren ehrwürdigen Sparens von Geschlecht zu Geschlecht, die Wucht eines halben Jahrhunderts sollte Sie antreiben, wider Ihre Regungen zu handeln, um derentwillen ich Sie zwar an mein Herz drücken möchte, wäre ich nicht der Präsident eines Komitees mit bereits historisch gewordenen



Das Mustergut

(Zeichnung von Hilla Osswald)

Statuten, vor denen ich mich stumm beuge. Sie beschwören uns in herzzerreißenden Briefen, die unser Schluchzen auslösten, Sie von der grauenhaften Aufgabe des Verschwendens zu entbinden, an der Sie innerlich verbluten müßten. Aber Sie sind nun einmal durch das Los der leidgeprüfte Sendbote Ihres Volkes geworden, harren Sie aus! Seien Sie eingedenk der heldenhaften Haltung Ihres Clans in so mancher Bergschlacht, dessen Kilt unter Ihrem von uns bezahlten Frack zu fünfundvierzig Dollars leuchtet, damit niemand übersehen kann, daß es ein Schotte ist, der so wenig auf Geld bedacht ist. Halten Sie durch, halten Sie zu Ihrem Eid, denken Sie als Christ an das Wort: „Credo quia absurdum!" Vier Wochen des nervenzerrüttenden Wahnsinns noch, und sämtliche Schottenwitze der Welt sind für immer ausgerottet. Sie werden dann in unserer Geschichte als der Messias der Schotten gelten.

Warum gelang es 1914 den Deutschen, schottische Regimenter aus Flandern zu vertreiben? Weil diese braven Söhne Ossians jede dritte Patrone aus den gelieferten Gurten nahmen und hinten bei der Bagage aufstapelten, um Munition zu sparen. Nein, werter Herr, Krieg ist Krieg, in diesem Kampf für Schottland heißt es, einmal Pulver knattern zu lassen, so laut, daß wir danach um so eifriger in aller Stille den angeborenen Trieben folgen können.

Ihr Hinweis auf den überall gesunkenen Lebensstandard, der es gestatte, Abzüge zu machen, da die Väter und Großväter bei der Festsetzung der Aufwendungen mit längst überholten Begriffen operierten, ist naturgemäß besonders sorgfältigen Erwägungen unterzogen worden. Doch neigt die Mehrheit dazu, in dieser nicht zu leugnenden Tatsache eine besondere Hilfe Gottes zu erkennen, der schottisches Geld in besonderer Dunkelheit in besonderem Glanze leuchten lassen will. Es hilft also nichts, der Kelch muß von Ihnen bis zum letzten Wermuttropfen geleert werden. Der Herr sei mit Ihnen und stärke Ihre gesunkenen Geister.

Ihr ergebener

(Unterschrift unleserlich, da mit stark verdünnter Tinte geschrieben.)

Skepsis

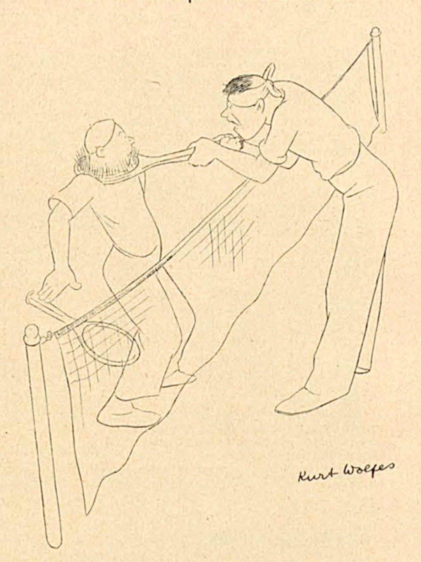
Der junge englische Jurist Hutton ist eine anerkannte Leuchte seines Faches. Doch sein Ehrgeiz hat sich hohe Ziele gesteckt. Er will sich auf das Völkerrecht werfen; er träumt davon, Streitigkeiten der Völker mit der unbeirrbaren Schärfe seines juristisch geschulten Verstandes schlichten zu können.

Er fragt den großen Völkerrechtslehrer Strongfield um Rat.

„Was muß ich vor allem und am gründlichsten kennen, wenn ich Völkerrechtsfragen lösen will?"

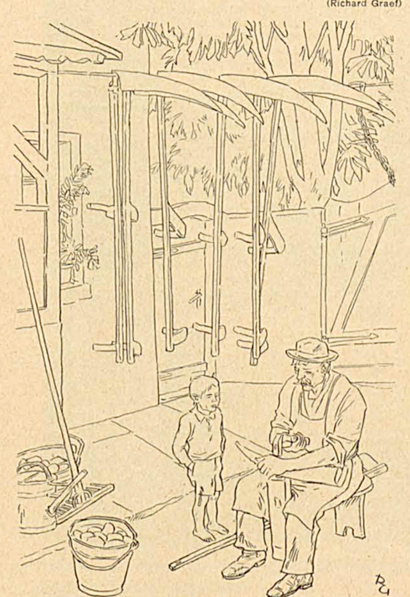
„Den Mechanismus des Maschinengewehrs!" erwidert der weise Skeptiker Strongfield.

Nahkampf im Tennis



Gleichberechtigung

(Richard Graef)



„Sixt, Xaverl, so a Sensen is für inser Volk so wichtig wia-r-a G'wehr!" — „Jawoi, aber derfa denn mir nacha g'rad so vui Sensen ham wia die andern?"

Ein Mensch . . .

VI

Ein Mensch, der sich sehr schlecht benahm,
Spürt zwar in tiefster Seele Scham.
Jedoch, sofern er kein Gerechter,
Benimmt er fortan sich noch schlechter,
Weil du für seine falsche List
Ein, wenn auch stummer, Vorwurf bist.
Dies ist der Grundsatz, dem er huldigt:
„Es klagt sich an, wer sich entschuldigt!"
Auch ist ihm dieser Wahlspruch lieb:
„Die beste Abwehr ist der Hieb!"
Und, da er dich einmal beleidigt,
Bleibt ihm nur, daß er sich verteidigt,
Indem er, sich in dir betrachtend,
In dir sein Spiegelbild verachtend,
Dasselbe, zielbewußt verrucht,
Endgültig zu zertrümmern sucht.

Eugen Roth

Ein seidenes „Dings" und fünfundvierzig Mann Besatzung

Eine Seegeschichte von Jens C. Nielsen

Unten im Kirchenpauerhafen traf ich kürzlich den Koch Willi Durst. Ich erkannte ihn erst, als er mir lallend und lachend um den Hals fiel; niemals habe ich gewußt, daß ein einzelner Mensch so sehr nach Rum riechen könnte. Ich mußte seine Umarmung bewegungslos über mich ergehen lassen; denn als er mich überfiel, stand ich knapp einen halben Meter vom Wasser. Ich hielt die Luft an. Sein Gesicht war ganz nah vor mir. Ich sah hinein wie in ein Buch. Und da fiel mir plötzlich die letzte Fahrt ein, die wir zusammen gemacht hatten, und in den zwei Sekunden, während sein verlorenes, zerstörtes Gesicht vor mir schwebte, erlebte ich die ganze lange Geschichte noch einmal in all ihrer grotesken Komik und — ich möchte fast sagen — Pikanterie.

Es ist nicht leicht, diese Geschichte zu erzählen. Es ist keine „pikante" Geschichte, sondern es ist eine Geschichte für reife Menschen, die hinter den armseligen menschlichen Handlungen immer wieder die Hand des Schöpfers zu sehen vermögen. Nur so soll man sie lesen, nicht

anders. Ich bitte darum, ich, der ich sie erlebt habe, und auch im Namen meiner Kameraden, harter, befahrener, ruhiger Menschen, Seeleute.

Am dritten Tage der Reise von Vigo nach Boston wurde im Kartenhaus ein seidener hellrosa Schlüpfer gefunden, in einer Ecke. Der ihn fand, war der Steuermann Kurt Siemsen aus Geesthacht, ein ruhiger älterer Mann, Vater mehrerer erwachsener Jungens; bei seinem Heimatsurlaub war sein Jüngster gerade zum ersten Male auf der Elbe gekentert. Siemsen nahm das „Dings“ — wie er es nannte —, das da in einer Schublade des Kartenhauses neben verschiedenen Karten zerknäult lag, hoch, — ahnungslos, breitete es aus, hielt es gegen das Licht, murmelte ein paar Worte über die Unordnung in der Schublade im besonderen und über die Schlamperei der Besatzung dieses Schiffes im allgemeinen, dann warf er das zarte Stückchen Seide gleichgültig in die Ecke.

Hätte er es doch über Bord geworfen! Hätte er! Ja, aber auch er konnte ja nicht wissen, daß dieser Schlüpfer mehr Unheil an Bord anrichten würde, als selbst ein bis zwei Frühjahrsstürme im nördlichen Atlantik es vermocht hätten. Man kann beinahe sagen: an diesem Stückchen Seide haftete ein Fluch, und wenn auch Flüche meistens nur an ägyptischen Mumien oder kinderkopfgroßen Diamanten kleben, so muß hier für ein Produkt der Textilindustrie eben ein gleiches behauptet werden.

Siemsen konnte mit dem „Dings“ nichts anfangen, nahm an, es sei wohl ein Putztuch, ein besonders weiches, vielleicht für die Sextanten und die andern empfindlichen nautischen Instrumente. Dagegen bekam mein Kamerad Horst, der um die Zeit gerade am Ruder stand, eine ganz andere Meinung von der Bedeutung des „Dings“. Es hatte eben sieben Glasen geschlagen. Um diese Zeit tritt der Rudergast schon mit einem Fuß auf den andern und schnuppert mit der Nase in der Luft herum, um vielleicht auf diese Art das Mittagsmenü festzustellen. Wenn die Jungens ans Ruder gelassen werden, müssen sie selbstverständlich höllisch aufpassen, daß sie nicht vom Kurs kommen; aber Horst war ein befahrener Mann, außerdem lag der Ozean schimmernd bis an den Horizont und spiegelglatt vor uns, — er brauchte also nicht zu befürchten, bei Unaufmerksamkeit über ein anderes Schiff zu stolpern, und so galt um diese Zeit sein ausschließliches Interesse den Düften aus der Küche. Zufällig warf er einen Blick ins Kartenhaus und — er vergaß die Speisekarte. Er erstarrte. Was war denn das? — Damals waren wir seit fünf Wochen oder fünfunddreißig Tagen aus Hamburg fort. — In Hamburg hatte er eine Braut. Er. Wir alle. Wo ein Schlüpfer ist, da muß auch jemand sein, der drin steckt, sagte sich Horst. Heiliger Rasmus, es ist eine Frau an Bord!

Im Kartenhaus schlug die Uhr zwanzig Minuten vor Mittag. Horst glaste einmal, dann pfiff er leise vor sich hin. Wo mochte die Frau versteckt sein? Wer mochte sie versteckt haben? Einer von den Offizieren? Die von der Maschine? Er ging sie alle durch. Nein, die kamen nicht in Frage. Aber wer? Aber wer? Die Mannschaft hatte ihre Logis in der Back, da konnte keiner was tun, ohne daß es die andern gemerkt hätten. Wer hatte denn eine eigene Koje an Bord? Und da dämmerte es ihm, es kam ein einziger in Betracht —: unser Smutje, der Koch Willi Durst.

Die Wache von zwölf bis vier hatte Herr Horstmann, der dritte Offizier, ein aufgeweckter Blankeneser Junge, der jeden Abend — auf einer der Vorderluken sitzend, — sehr schön Handharmonika spielte. Von zwölf bis zwei war mein Rudertörn. Das Wetter war warm und schön. Der Dritte saß im Kartenhaus und schrieb einen Brief. Grade hatte es zweimal geglast, da schrie er plötzlich: „Nielsen!“ Ich stürzte ins Kartenhaus — — —.

Und da hatte der Dritte das „Dings“ vor sich liegen. Er hatte ganz dumme Augen. Wenn ich mir das heute überlege, verstehe ich es. Es ist ja wirklich eine seltsame Sache: Fünf Wochen nichts als Arbeit und Horizont und Meer und fünfundvierzig Männer Besatzung. Und plötzlich etwas, was einer Frau gehört.

„Wie kommt das hierher?“ stotterte Herr Horstmann. Ich konnte nicht antworten. Es ging etwas Merkwürdiges mit mir vor; aber jetzt hätte ich heulen mögen. Ganz bestimmt. Ich bin keine übermäßig weiche Natur, aber jetzt überkam mich plötzlich eine schmerzlich heiße Sehnsucht nach dem Geruch der Erde, nach dunkler, herber Musik, nach einem langen, wortlosen Spaziergang mit einer Frau, — — — es ging bald vorbei. „Ich weiß nicht, wo das herkommt“, sagte ich ruhig zum Dritten und ging zurück an mein Ruder. Und von diesem Moment an war auf unserem Schiff der Teufel los. Eine Wache später wußten es alle. Einer

(Fortsetzung auf Seite 344)

POS—ROB

Einige Bemerkungen zum 15. Band des „Großen Brockhaus“ (792 S.; in Ganzleinen RM 23.40, bei Rückgabe eines alten Lexikons nach den festgesetzten Bedingungen RM 21.15).

Wieder ein neuer Band, der fünfzehnte, den man gern in die Reihe stellt, denn nun, da drei Viertel des Werkes vollendet sind, greift man immer seltener ins Leere, wenn man den Brockhaus zu Rate zieht. Auch der neue Band kommt wieder wie gerufen für viele Fragen, die der rasche Gang der Tagesereignisse jedem stellt. Der Neubau des Reiches, wie ihn die nationale Regierung unternommen hat, gibt den Abschnitten über die Reichsämter und Behörden — darunter eine Uebersichtstabelle, die mit einem Blick über ihren Aufbau unterrichtet — eine ganz besondere Bedeutung vor allem für die jüngste Zeit. Die Reichswehr ist durch die Genfer Abrüstungskonferenz wiederum ein Gegenstand der Sorge geworden. Ueber ihre Ausbildung zu Lande und zu Wasser gibt der neue Band ein reiches Bildermaterial. Die Regelung der Zinszahlungen für unsere Auslandsschulden im Transfer lenkt den Blick auf die Reichsbank und ihre Aufgaben. Die Fachausdrücke des Börsenverkehrs sind oft wenig geläufig. Der Brockhaus macht die geheimnisvollen Bezeichnungen der Rediskontierung und der Rembourskredite, wie sie uns jeden Tag in der Zeitung begegnen, an einer schematischen Zeichnung leicht verständlich. Erfreulicherweise findet man im Brockhaus auch alle die vielen Abkürzungen und Fachausdrücke, die uns täglich begegnen, wie z. B. Rheinmetall, Refa und Preisschere erläutert. Der Aufbau des Reichsverbandes der deutschen Industrie wird viel schneller, als es durch Worte möglich wäre, durch ein Schaubild dargestellt. An farbigen Stadtplänen sind die von Prag, Riga und Rio de Janeiro zu nennen. So bietet auch der neue 15. Band des Brockhaus wieder eine reiche Fundgrube von Wissen auf allen Gebieten. Aber der durch solche bequeme und sichere Orientierungsmöglichkeit verwöhnte Besitzer blickt schon wieder nach dem nächsten Band aus und fragt: Wann kommt der sechzehnte?

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.35 • Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

(Fortsetzung von Seite 343)
verschwieg es dem andern. Wir waren gute Kameraden gewesen; einer hätte für den andern gern allerlei riskiert, — aber von der Stunde an, wo der Schlüpfer gefunden wurde, war es aus. Nachts schlichen welche durch die Bunker und in die Laderäume, andere untersuchten die Windluken, oder sie spitzelten hinter ihren Kameraden her. Manchmal begegneten sie sich mit ihren Taschenlampen, erschraken, brummten etwas und gingen aneinander vorbei. Die Kammer des Kochs, der als einziger der Mannschaft allein schlief, wurde jede Nacht mehrmals überholt. Willi — schon früher abergläubisch und menschenscheu — wurde hysterisch. Als einziger wußte er von nichts, aber in jeder Nacht flog seine Tür mehrmals auf, eine Taschenlampe flog herein, kullerte unter sein Bett, dann riß ihm plötzlich eine rauhe Geisterhand die Bettdecke weg, und — bevor er sich von seinem Schreck erholte — verschwand die Taschenlampe wieder, die Tür wurde zugeschlagen; alles war still. Der Koch stand zitternd auf und schlug drei Kreuze. Da in den nächsten Nächten Ähnliches passierte, zog er mit Kreide einen Kreis um die Tür und sprach ein paar Formeln aus einem Buch mit dem Titel „Der Umgang mit Geistern". Als aber in der nächsten Nacht trotzdem wieder Geister kamen, verkaufte er das Buch für sechzig Pfennige an den zweiten Maschinisten und fing das Saufen an. Die Mannschaft mußte darunter schwer leiden, denn es gab von nun an jeden Tag Rumsuppen, allerdings ohne Rum, denn den hatte der Koch anbrennen lassen. Sagte er.

Eine merkwürdige Atmosphäre breitete sich auf dem Schiff aus. Einer mißtraute dem andern. Und doch waren alle weicher und stiller denn je. Die Abendkonzerte des Dritten, über die die Freiwachen immer geflucht hatten, weil es sie im Schlaf störte, wurden sehr beliebt. Alle hörten zu, aber sie saßen nicht zusammen, sondern jeder für sich, einsam, verteilt über das ganze Schiff. Das Meer leuchtete in diesen Nächten bis an den Horizont, es war warm und ruhig. Die Bugwelle schäumte, und die Maschine stampfte, aber das sind ja Geräusche, die gar keine sind. Sie saßen herum, der Musik zuhörend, blickten über das dunkelglänzende Meer. Eine unbändige Sehnsucht hatte uns alle gepackt.

Bis auf Horst. Er war der älteste von uns Matrosen. In der vierten oder fünften Nacht, nachdem der Fund im Kartenhaus gemacht worden war, fing er plötzlich an zu toben und zu schreien; er hatte sinnlos einen Streit angefangen, einen Kameraden, der ihn beruhigen wollte, niedergeschlagen, aber als unten der Dritte zu spielen begann, hatte er auf einmal zu lärmen begonnen, es hörte sich gräßlich an in der stillen, schönen Nacht. Wir stürzten alle hin, der Dritte brach sein Spiel ab, in diesem Moment hörte Horst auf zu schreien und brach zusammen und schluchzte vor sich hin. Wir alle waren seltsam erregt, wir brachten ihn ins Lazarett.

Am nächsten Tage war der Schlüpfer verschwunden. Nun ging es eigentlich erst richtig los. Es waren die ersten warmen Tage im Jahr. Bald sah es bei uns gefährlich aus. Wir waren streitsüchtig wie Italiener, und die Back, wo die Mannschaftslogis lagen, wurde zur Hölle.

Endlich kamen wir in Boston an. Es war die höchste Zeit; es war später Nachmittag, als wir festmachten. Wir alle waren verzweifelt. Landurlaub war uns an diesem ersten Abend abgeschlagen worden. Das war sicher unklug. Wir murrten. Von drüben schallte der Lärm der großen Stadt zu uns herüber, zugleich trieb uns der Wind den Geruch der Äcker, der Wälder und der Erde zu.

Als wir das Abendessen einnehmen wollten, war weder der Smutje da, noch war in der Küche irgend etwas vorbereitet. Uns alle überkam eine Ahnung eines schrecklichen Unglücks. Wir zogen schweigend zur Kammer des Kochs. Sie war verschlossen. Wir sahen uns an. Uns war bös zumute.

(Schluß auf Seite 346)

Ehe-Theater

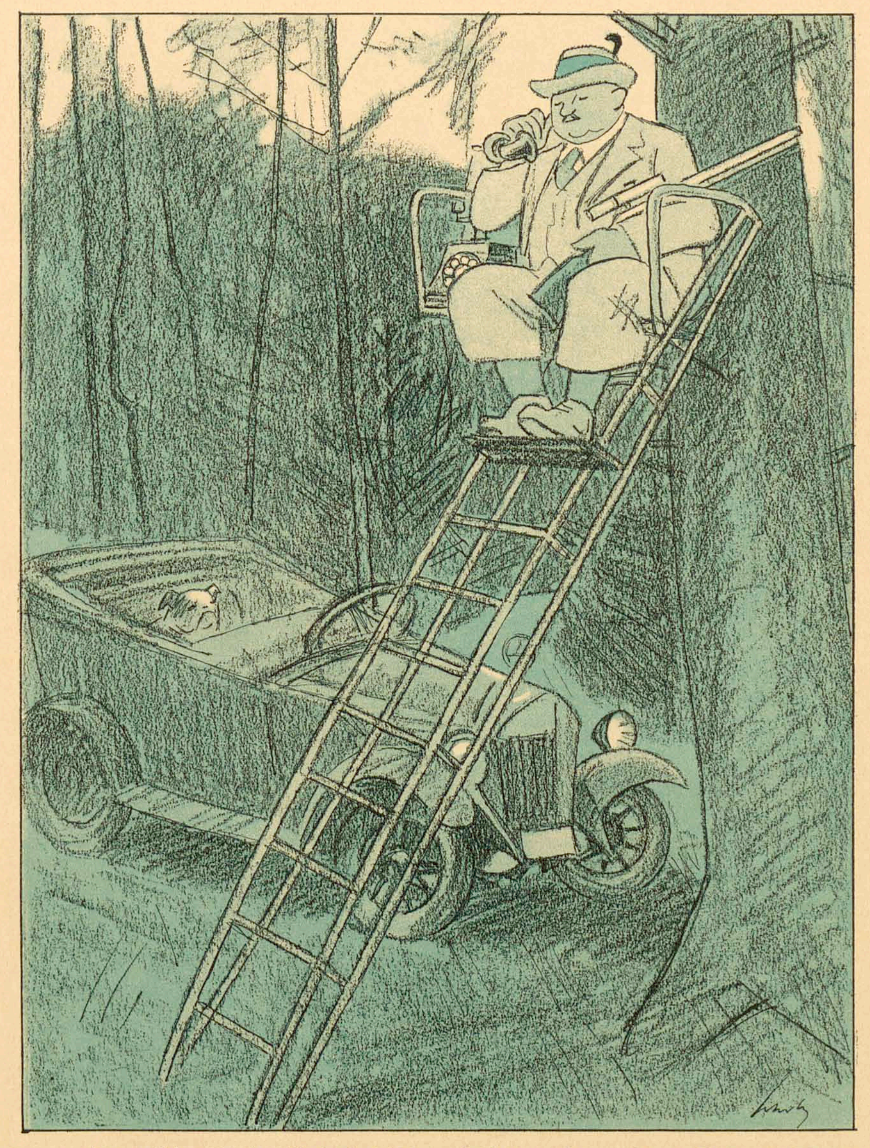
(Otto Herrmann)



„Weib, sprich, mit welchem Schuft betrügst du mich?!" — „Nicht der Betrüger, der Betrogene ist schuld."

Weidgerecht

(Wilhelm Schulz)



„. . . . denn schicken Se den Wechsel einfach zu Protest — wie? — So, so, Baumwolle hat anjezogen — sonst was? — Nee, hier Baisse, keen Viech will vor die Flinte."

Die Kirchweihgans

(Rudolf Kriesch)



„Woos sag'n S', diese Gans hat einen üblen Geruch, sag'n S'? Ja, solln mir s' vielleicht parfümier'n, damit s' daherstinkt wia-ra gnä' Frau?"

(Schluß von Seite 344)

Endlich kam der Alte, er war ganz blaß. „Aufbrechen!" sagte er. —

Der Schluß ist bald erzählt: wir brachen die Tür auf, da fanden wir ihn. Er lag auf dem Bett, sinnlos betrunken. Und noch etwas fanden wir: auf dem Boden, zerfetzt und schmutzig, das kleine Stückchen rosaroter Seide. Und da wurden wir plötzlich nüchtern: einer schleuderte mit dem Fuß die Fetzen über Bord. Von drüben duftete die Erde.

Und dann bekamen wir doch noch Landurlaub, um drüben zu einem Abendessen zu kommen.

*

Wie jener Schlüpfer in das Kartenhaus unseres Schiffes gekommen ist, das hat sich niemals ganz aufgeklärt. Die wahrscheinliche und nicht sehr romantische Lösung ist, daß die Frau unseres Kapitäns, die seinerzeit von Hamburg bis Antwerpen mitgefahren war und im Kartenhaus gewohnt hatte, ihn vergaß. Ganz sicher ist allerdings diese Lösung nicht, denn die Kapitänsfrau hatte ein ganz anderes Format als jenes Stückchen Seide; so bleiben doch einige Möglichkeiten etwas idyllischerer Art, — aber wahrscheinlich war es doch die Vergeßlichkeit der Frau des Kapitäns . . .

Werbungskosten

Sehr geehrtes Frl. Babette!

Ich bitte Sie ergebenst um Ausgleich meiner Kosten, welche ich für Sie an beiden Sonntagen ausgelegt habe.

2 Fahrten mit Trambahn	0,50 RM
1 Fahrt mit Bahn, Vaterstetten	0,60 „
1 Fahrt mit Bahn, Deisenhofen	0,70 „
1 Kaffee in Deisenhofen	0,30 „
1 Kino	1,00 „
1 Bier im Fürstenhof	0,50 „
	Sa. 3,60 RM

Wenn Sie das Näserl so hoch tragen als Dienstmädchen und mir ein solch respektloses Behandeln entgegenbringen konnten, so kann ich von Ihnen verlangen, daß Sie Ihre Zeche sowie Ihre Fahrten selbst bezahlen. Also getrennte Kasse.

Ich habe Sie bei meiner Mutti vorgestellt, habe Sie wirklich anständig und nett behandelt, und Sie fanden es nicht der Mühe wert, mich in den Hausgang zu lassen.

Bitte Sie, sich einer Postanweisung zu bedienen.

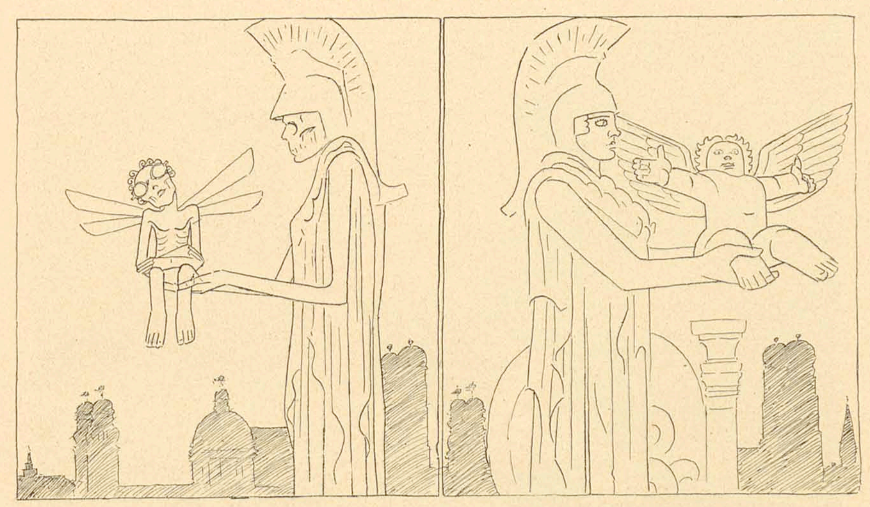
Sind Sie nicht gewillt, mir diese Zahlung anheimzustellen, so scheue ich nicht zurück, das Geld bei Ihrer Mutti abzuverlangen.

Ich bekomme dann mein Geld.

Hochachtend
Lorenz V.
München.

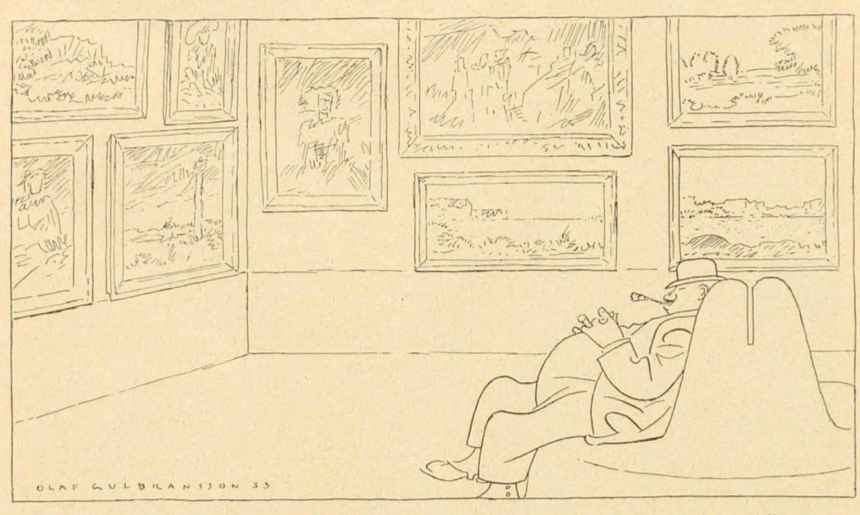
Kunst und Künstler

(O. Gulbransson)



Zum Thema „Kunst" ist zu bemerken:
Gewiß, man muß die Dame stärken,
daß gern sie und gesund gebiert
und nicht etwa hysterisch wird.

Daneben aber scheint es freilich
begreiflich und darum verzeihlich,
wenn man hierzu die Ansicht fügt,
daß dies allein noch nicht genügt.



Des Künstlers Freude am Gestalten
pflegt nämlich häufig zu erkalten,
wenn sich der Laie das Produkt,
statt es zu kaufen, bloß beguckt.

Man sollte sich doch drauf versteifen,
hier pädagogisch einzugreifen.
Denn Schüchternheit — sonst lobenswert —
ist kunstbetreffs total verkehrt.

Ratatöskr

Boulevardmeinung

(Paul Scheurich)



„Mon dieu, was nützt uns die Wahrheit über diesen Leipziger Prozeß, wenn wir sensationshungrig sind!“

München,
22. Okt. 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 30

SIMPLICISSIMUS

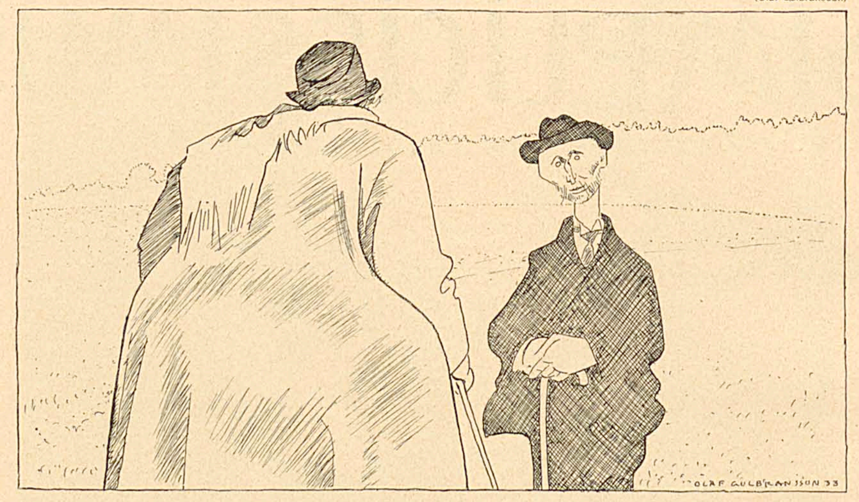
DER AUFGERÜSTETE FRIEDE



„Da Frankreich schon wieder mal die allgemeine Abrüstung verhindert, habe ich mich vorsorglich beim Genfer Roten Kreuz gemeldet.“

Vorbildliches

(Olaf Gulbransson)



Neulich, als wir Kirchweih hatten,
kam ein Ehepaar in Zwist,
und die Gattin lud den Gatten
ein, zu tun, was üblich ist.

Dieser aber, tief betroffen
— und besoffen nebenbei —,
ließ die bange Frage offen,
ob er dem gewachsen sei.

Wodrauf ihn die Frau Gemahlung,
die zudem Therese hieß,
auf den Weg der Ratenzahlung
artig und loyal verwies.

. . . Wer negiert noch den enormen
Hochstand menschlicher Kultur,
wenn dem Sinn für Umgangsformen
solch ein Auftrieb widerfuhr?

Ratatöskr

Der Wanderer gen Norden / Von Hans Leip

Noch vor kurzer Zeit gab es nördlich des kleinen Walfischflusses an der Hudsonbucht keine Touristen und geologischen Studenten. Die einzigen weißen Leute waren der deutsche Missionar, seine Frau und seine Kinder.

Die Kinder spielten eines Tages in der tiefen Sonne im Garten. Es war Juli und schön. Das Eskimomädchen, das die Kleinen beaufsichtigte und den Taufnamen Lea trug, kaute ihnen gerade ein Stück Kudjukharz zurecht, das dort alle kauen, weil es gut ist für Speichel und Zähne in dem trockenen Klima, und wollte, als die Masse weich und rosa war, es ihnen ehrlich geteilt in die Münder speien — man war damals noch allgemein gesund auf Labrador —, da schrie der älteste Junge auf, und sie spie vorbei. Er hatte nämlich ein Boot in der Ferne entdeckt. Nun sind in der Zeit, wenn das Wasser ziemlich eisfrei ist, alle Eskimos weit draußen auf den Schären, um Katfisch zu fangen, und ein Boot ist dann etwas sehr Ungewöhnliches. Die Flut trieb es heran. Die Kinder eilten über den kurzgrasigen Abhang zum Strand. Das Boot kam näher. Aber niemand war darin zu erspähen. Erst als es auf das Steingeröll scheuerte, erkannten sie, daß ein Mann darin lag, und der war vollkommen mit Stricken eingeschnürt. Es war ein weißer Mann, man sah es trotz der Verwilderung von Haar und Bart. Lea holte schreiend den Missionar. Dieser zerschnitt die Fesseln des Unglücklichen, der mehr tot als lebendig war. Er wurde in den Warenschuppen geschafft, und nach drei Tagen war er wieder so weit, daß er sprechen konnte.

Er sprach englisch. Er erzählte, er komme von Süden und wollte nach Norden. Anfangs habe er ein Gewehr gehabt. Als er, um keinen zu großen Umweg zu machen, den Big River durchschwommen habe, sei es verlorengegangen. Er habe dann von rohen Fischen gelebt. Es sei ihm nicht bekommen. Er sei fast wahnsinnig geworden. Schließlich habe er Eskimos getroffen. Sie hätten sich vor ihm gefürchtet in seinem Zustande, hätten ihn gebunden und in einem Boot dem Meere überlassen.

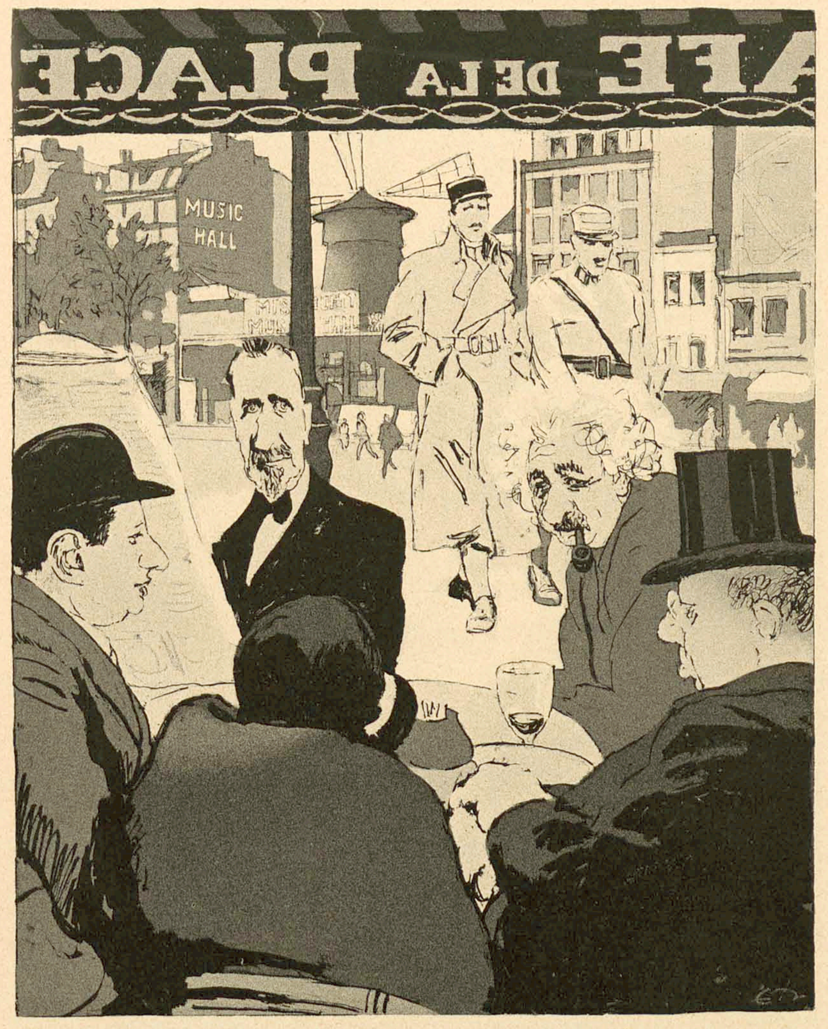
Was er denn im Norden beabsichtigte, fragte der Missionar. Darauf gab der Fremde keine Antwort. Er schwieg überhaupt von da an. Trotzdem erhielt er aus christlicher Barmherzigkeit einen Anzug und ein Paar Seehundstiefel, und ihm wurde gestattet, ruhig so lange zu bleiben, bis er wieder bei Kräften sei. Er schlief im Geräteschuppen; denn der Missionar wollte ihn nicht durch die Vorräte im Store, unter denen sich auch Schnaps befand, und wo er zu Anfang untergebracht war, in Versuchung geraten lassen. Die Kinder besuchten ihn manchmal, er kam nämlich auch bei Tage selten heraus, aber sie hatten Angst vor seinen flackrigen Augen. Er machte ihnen aus Treibholz ein Schaukelpferd, und da sie noch nie ein Pferd gesehen hatten — denn sie waren an der Hudsonbai geboren —, war es eine große Sache. Der Missionar aber begann besorgt zu werden wegen des Kindermädchens Lea, die es auch bewunderte und nach dem weißen Mann schielte, wohl wissend, daß sie besser roch als ihre Stammesgenossinnen, hatte sie doch auf der Mission gelernt, sich mit Seife zu waschen anstatt mit dem Wasser, das Gott ihr verliehen.

Eines Tages kamen zwei Creekindianer auf die Station. Sie trugen Amulette mit dem Bildnis der Mutter Maria am Halse und wollten Renntierfelle gegen Tabak und Schießkraut eintauschen. Der Missionar war zugleich der Händler jener Gegend. Der eine Indianer war so unvorsichtig, sein Gewehr im Geräteschuppen unterzustellen, wo sich der weiße Fremde, als er sie hatte kommen sehen, gänzlich verborgen hatte. Nur Lea besuchte ihn dort und brachte ihm zu essen. Und um die Zeit, da man trotz der Mitternachtssonne schlafen geht, war der Mann mitsamt dem Gewehre und einem Posten Munition verschwunden. Die Kinder bedauerten es sehr, denn sie hätten gern noch ein zweites Schaukelpferd gehabt.

Einmal im Jahr kommt ein Schiff, das

Pariser Emigranten-Stammtisch

(E. Thöny)



„Reden Se nich so pazifistisch, Herr Schriftsteller, wo ich mir grad' such ä franzesische Verbindung für Heereslieferung."

Waren bringt und Felle holt. Es war schon Oktober. Da erfuhr man, es habe sich um einen vielfachen Mörder gehandelt, der aus einem kanadischen Zuchthaus ausgebrochen war. Oben an der Hudsonstraße, wo mehr Verkehr ist und eine Unternehmung eine Großsammelstelle für Pelze eingerichtet hatte, da sei er, dem Hungertode wiederum nahe, aufgegriffen worden. Der Kaufmann dort habe sich weniger mit Nächstenliebe aufgehalten, sondern Verdacht geschöpft und ihn eingesperrt und ihn dem Regierungsdampfer mitgegeben. Somit entging der Flüchtling seinem Schicksal nicht, starb aber bald darauf. Der irdischen Gerechtigkeit schien somit schlechtweg Genüge getan. Die himmlische, wenn man es so nennen will, hatte ein übriges vor. Betrüblicherweise schenkte das Kindermädchen Lea einem Knaben das Leben, dessen Vater unzweifelhaft war.

(Schluß auf Seite 353)

Der Londoner Gerichtskomödie II. Teil

(W. Schulz)



„Hoher Gerichtshof! Nachdem van der Lubbe seine Tat eingestanden hat, sind wir gezwungen, nunmehr der Welt zu beweisen, daß der Reichstag gar nicht gebrannt hat."

(Schluß von Seite 351)
Obwohl der Missionar weder Himmel noch Hölle zu Vorwürfen heranzog, fand die junge Mutter den Aufenthalt auf der Station bald verleidet, und als ein amerikanischer Zirkusagent echte Eskimos anwerben kam, schloß sie sich einem Trupp ungetaufter Stammesbrüder an, deren Zungen weniger wissend und spitz zu dem Vorgefallenen standen.

Lea nun hatte Glück in den Städten der Welt, ja, sie heiratete sogar den Unternehmer der „Nordpolschau", verlor ihn aber in New Orleans an Typhus. Sie verkaufte das Geschäft und reiste mit ihrem Sohn gen Norden in ein ihr gemäßeres Klima. Sie blieb in jener Stadt hängen, wo der Vater ihres Kindes bei einem Bankraub einige Polizisten umgebracht hatte. Ob damals der fremde weiße Wanderer es ihr gebeichtet hatte oder ob reiner Zufall im Spiele war, ist nicht ganz klar. Jedenfalls gab sie ihr ansehnliches erworbenes und ererbtes Vermögen auf die gleiche kleine Bank, und der war es in kritischer Zeit nicht undienlich. Ihren Sohn aber, der sich als Sohn eines Zirkusunternehmers fühlte, ließ sie Missionar werden und hatte nichts dagegen, daß er sich auf jener nördlichsten Pelzsammelstelle niederließ, auf der einst seinem rechten Vater, von dem er nichts wußte, kein Verweilen gegönnt gewesen war.

Lieber Simplicissimus!

Ich habe im Felde einen Schuß bekommen, in den Schinken; übrigens nicht auf der Flucht, sondern im Flugzeug. Es dauerte lange, bis die Sache heilte, und ich habe auch noch immer Unbequemlichkeiten beim Sitzen. Aber da ich kurz nach dem Frieden eine gut bezahlte Stellung hatte, sah ich davon ab, für mich um eine Rente einzukommen. Jetzt geht es mir dreckig, und ich hielt es für ganz angebracht, daß der Staat mir etwas für meinen zerschossenen Korpus bezahle. Ich stelle also einen schönen Antrag und bekomme die Antwort, ich hätte mich zur ärztlichen Untersuchung auf dem Versorgungsamt einzufinden. Na schön! Als erstes natürlich: Nackt ausziehen. Der Herr Generalarzt untersucht mich eingehend, Lunge, Herz, Einatmen, Ausatmen, Brustumfang, Größe und was nicht noch alles. Er kneift mir herzhaft in die Wangen, was recht weh tut; dann stellt er melancholische Betrachtungen darüber an, was passiert wäre, wenn die Kugel nicht diesen, sondern einen andern Weg gewählt hätte, und erkundigt sich teilnehmend, wo ich meine Strümpfe gekauft hätte, gewiß in München, denn so schöne Strümpfe bekäme man in Berlin gar nicht. Nach einer guten Stunde schieden wir herzlich und als gute Freunde, und ich hatte den Eindruck, der Mann wird deinen Antrag befürworten.

Die Antwort lautete: Ihr Gesuch vom 3. Oktober auf Gewährung einer Rente wird abgelehnt, da die Frist zur Stellung derartiger Anträge verjährt ist.

*

Sprechstunde in der Fürsorgestelle. Frau L., verheiratet mit einem notorischen Trinker, ist wieder einmal da. Nach etlichem Hin und Her wird ihr schließlich „Trennung von Tisch und Bett" vorgeschlagen.

Darauf entgegnet Frau L.: „Ach, Frollein, det nutzt ooch nischt, dann ißt er von der Kommode und liebt mir auf der Schäßlong."

Abends am Dachgarten liegen . . .

Von Maria Daut

Nun ruhen alle Dächer,
und die Kamine atmen still.
Die Nacht breitet den Fächer
dem aus, der schweigen will.

Es ragen Wäschestangen
metallen-starr ins Himmelsblau,
mit Linnen weiß behangen
von Mann und Kind und Frau.

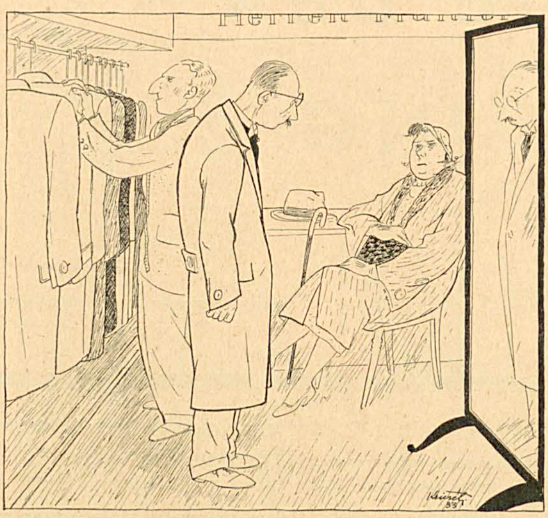
Gespensterhände spielen
ganz sachte mit dem Hemd des Herrn;
sie wehen und sie zielen
hinauf zum Abendstern.

Der Mond ist aufgegangen
mit halbem Angesicht;
ich seh ihn leuchtend prangen,
er aber sieht mich nicht.

Der gute Mond geht stille
auf vorgeschriebener Bahn.
Glaubst du, es ist dein Wille,
zu tun, was du getan?

Auch ein Beweis

(R. Kriesch)



„Strammere Haltung, Max, Kopf hoch, Brust heraus!" – „Siehste, und da sollen dann die Franzosen nich sagen, wir hätten wieder 'nen militaristischen Geist!"

Streckengeher Neweklowsky

Von Fritz Engel

Bevor man in Neweklowskys Haus kam, mußte man über einen verkommenen Bauplatz gehen. Da standen ein paar Bretterbuden von morschen Lattenzäunen umgeben und mit einer großen weißgestrichenen Holztafel versehen, damit jeder wußte, daß dieses Stück Land der Firma Soundso gehörte. Die Arbeiterfrauen, die mit Neweklowsky die gleiche Mietskaserne bewohnten, kümmerten sich aber um die Eigentumsverhältnisse wenig und zogen ihre Wäscheseile, wie es eben am besten ging, so daß jahraus, jahrein wehende Wäschestücke diesem liederlichen Platz erst das richtige Aussehen gaben.

Neweklowsky sah das alles nicht, denn er war Junggeselle und an Unordnung gewöhnt. Weit wichtiger war für ihn, daß dicht an den Bretterbuden vorbei die weitverzweigten Schienenstränge des Güterbahnhofes verliefen, denn Neweklowsky war Streckengeher. Dieser Beruf gefiel ihm, obwohl er ihn schon zwanzig Jahre lang versah. Es war ihm zur zweiten Natur geworden, zwischen den Geleisen gehend auf Nieten und Schrauben zu achten. Nur manchmal, wenn er einem Schnellzug nachsah, bis er vom Horizont verschluckt war, überkam ihn eine gewisse Unruhe bei dem Gedanken, daß er bis an sein Ende über Bahndämme laufen und auf Schienen achten sollte, die ja doch immer tadellos in Ordnung waren. Aber er fand bald sein inneres Gleichgewicht wieder, wenn er an den nächsten Nachtdienst dachte. Einmal in der Woche hatte er nämlich auch des Nachts nach dem Rechten zu sehen, und das war gleichsam eine feinere Kunst, auf die er immer hinwies, wenn ihn jemand wegen seiner eintönigen Tätigkeit aufziehen wollte. Es gab da schon verdammt viel zu berücksichtigen, von dem der Laie keine Ahnung hat. Allein um festzustellen, ob die Signallampen noch genügend Öl hatten oder ob die Weichen richtig funktionierten — da konnte nicht jeder Dummkopf mitreden. Da mußte man über Genauigkeit und Verantwortungsgefühl verfügen. Und die Gefahren, die dieser Dienst mit sich brachte. Man durfte nicht vergessen, daß in einer Nacht mehrere hundert Züge durch die Station fuhren. Wie leicht konnte man sich einmal in den Schienen verfangen. Sicherlich war dieser Dienst gefährlich, vor allem, wenn man ihn so wie Neweklowsky versah.

Neweklowsky hatte nämlich, obwohl er sonst ein durchaus normaler Mensch war, eine Neigung, ein Laster, feiner und gefährlicher als Alkohol und Nikotin. Wenn er nachts über leise pochende Schienen schritt, an den roten Augen der Signalmasten vorüber, hatte er ein Gefühl, wie im Kriege, wenn er auf Patrouille ging. Er war immer bewaffnet, denn Bahnräuber oder Gesindel hätten sich ihm entgegenstellen können. Aber das war es nicht, was ihn erregte. Seine seltsame Leidenschaft hatte sich erst allmählich entwickelt, als er das erstemal, wie aus Versehen, kurz vor einem einfahrenden Güterzug über die Schienen sprang. Damals war er tödlich erschrocken, ähnlich wie im Kriege, als zum erstenmal eine Granate dicht neben ihm einschlug. Er war halb erstarrt am Geleise stehen geblieben, während nahe an seinem Rücken die heulende Maschine vorüberdröhnte. Er fühlte die Wärme, die aus dem überhitzten Dampfkessel über ihn hinstreifte, er fühlte den Luftzug und das Donnern der Wagen. Seine Nerven flirrten. Nie vergaß er wieder, wie er befreit aufatmete, als er den Schlußlichtern nachsah. Seitdem hatte dieses Laster von ihm Besitz ergriffen. Er empfand eine schneidende Wollust, wenn ihm die Angst wütend an den Nerven zerrte. Er sprang bei jedem Nachtdienst vor den Zügen über die Geleise. Zunächst wagte er sich nur vor Güterzüge, aber sie waren ihm bald zu langsam, so daß er sich schließlich nur noch vor dem FD-Zug in jähen gehetzten Sprüngen über die Schienen schwang. Jedesmal ließ er die Lokomotive näher kommen, er vergrößerte so Lust und Gefahr zugleich, wie ein Opiumraucher die Dosen steigert. Neweklowsky federte dabei wie ein Traumwandler vom Schienenrand in die Geleismitte und wieder auf den Schienenrand. Einmal riß es ihn unter Tags aus dem Schlaf hoch. Er hatte wieder vor einer riesigen, heranheulenden Maschine die Schienen überquert, er stand gerade noch mitten im Geleise, die Maschine war ganz nahe, er fühlte die Wärme des Dampfkessels, verspürte ganz deutlich den eigentümlichen Geruch des Wasserdampfs — und konnte nicht weiter. Seine Füße waren wie gelähmt, eine seltsame Gewalt hielt ihn; es war, wie wenn er von einem hohen Turm lotrecht in die Tiefe sähe und eine saugende Energie zwänge ihn hinabzuspringen. Nach diesem Traum erhob sich Neweklowsky mißmutig und ging zum Nachtdienst. Er steckte wie gewöhnlich seine Stullen in den Mantel und überquerte den Bauplatz; bevor er zum Bahnhof kam, nahm er noch einen Korn, das gab etwas Wärme. In den Nächten war es um diese Zeit schon sehr kalt. Morgen sollte sein Geburtstag sein. Da würde er wieder von seiner Schwester die üblichen Wollstrümpfe erhalten und ein Stück Schinken. Er hatte seine Schwester lange nicht mehr gesehen. Sie war irgendwo in der Mark mit einem Bauern verheiratet. Neweklowsky übernahm die Signalpfeife von seinem Vorgänger und wünschte brummig eine gute Nacht. Und dann schritt er aus, an den Weichenlaternen vorüber, die Stellwerke läuteten, leise pochte es in den Schienen. Neweklowsky fühlte sich in der gewohnten Umgebung bald besser. Gewissenhaft kontrollierte er Schienen und Schwellen, ab und zu sah er auf die Uhr. Es ging stark gegen 24 Uhr. Dabei war er schon über die Vorstadt hinaus. Ganz in der Nähe stand der Wacholderstrauch, an dem er immer umkehrte. Es war ziemlich kalt. Neweklowsky stellte an den Sternen fest, daß morgen wohl gutes Wetter sein werde. Am Wacholderstrauch blieb er stehen. Hier wollte er auf den FD-Zug warten. Die Nacht war so still, daß man den Zug schon durch die Waldberge rollen hörte. Es war 23,56 Uhr. Jetzt mußte er in die Ebene herunterkommen, er war vielleicht eben an der Mühle oder rasselte mit hundert Kilometer Geschwindigkeit an der Blockstation 23 vorbei. Zwei Minuten würde er noch brauchen. Neweklowsky war ein bißchen nervös. Er hatte immer das gleiche Lampenfieber. Das machte ja auch die Sache noch reizvoller. Er sah nach der Uhr, es war jetzt 23,59 Uhr. Richtig, ganz hinten aus dem Horizont tanzten zwei Funken heraus. Das war er. Neweklowsky hielt sich bereit.

Am nächsten Tag fand man in den Zeitungen eine flüchtige Notiz. Der Streckengeher Neweklowsky sei grauenhaft verstümmelt auf dem Bahnkörper gefunden worden. Der pflichttreue Beamte habe sich scheinbar bei seinem dienstlichen Rundgang im Geleise geirrt und sei vom heranbrausenden Zuge erfaßt und zu Tode geschleift worden.

Arzt und Hebamme

Im polnischen Städtchen F., hart an der deutschen Grenze gelegen, hatte sich der Bäcker den Arm gebrochen und den zunächst wohnenden deutschen Arzt Dr. M. angefordert. Am polnischen Zollamt gab es indes für den Arzt einen unerwarteten Aufenthalt, der polnische Kontrolleur verlangte von ihm einen abgestempelten Grenzübertrittausweis. Nun besteht aber eine Vorschrift, daß Ärzte in Ausübung ihres Berufes die Grenze ohne Ausweis überschreiten dürfen. Also wird der betreffende Passus im Reglementbuch des polnischen Beamten nachgeschlagen, und dort steht schwarz auf weiß: „Ärzte und Hebammen dürfen in Ausübung ihrer Berufe die Grenze passieren." Da geht ein Leuchten über das polnische Gesicht: „Gutt, Arzt hier, aber wo Hebamme? Arzt und Hebamme dürfen." Es war nichts bei dem Guten zu erreichen, er fühlte sich im Buchstabenrecht. — Nach einer Viertelstunde war Dr. M. wieder am Zollamt. Diesmal in Begleitung seiner Aufwaschfrau, die er in Eile aus seinem Haus geholt hatte. „Hebamme?" fragte der Pole. „Gutt!" Jetzt konnte Dr. M. anstandslos die Grenze passieren.

Der Bierbua (Aus meiner Werkstudentenzeit)

Von Eduard Steiner

Wie ich ihn zum erstenmal sah, war er mir alles eher als sympathisch. Schon sein Äußeres enttäuschte mich. Ich stellte mir einen „Bierbuam“ ungefähr so vor: Ein halbwüchsiges Bürschchen, mager, verwahrlost, vielleicht ein bißchen deppert, aber von unterwürfiger Natur. Xaver Kammeter, genannt „Xarä“, besaß keine von diesen Eigenschaften. Groß, breitschultrig und mit einem ansehnlichen Bierbauch bewehrt, wog er gut seine zweieinhalb Zentner. Dichtes Schwarzhaar bedeckte den gedrungenen Bauernschädel und war mit starkriechender Brillantine verwegen an die Stirne geklebt. Weit standen die Ohren von den leicht ergrauten Schläfen. Die fleischigen Lippen unter dem sorgfältig aufgezwirbelten Schnurrbart und die wuchtigen Kiefer verrieten den starken Esser. Brust und Arme waren mit Tätowierungen übersät, und die Hände hatten das Ausmaß von Christbaumbrettern. Eine enganliegende Streifenhose, die den üppigen Hintern drastisch zur Geltung brachte, Zugstiefel, ein dunkelgrüner Schurz, ein aufgekrempeltes Trikothemd und eine nie brennende Virginia vervollständigten das Bild dieses Menschen, dessen Erscheinung mich gruseln machte. Seine heisere Stimme und die rauhe Art zu sprechen konnten diesen Eindruck nicht mildern.

Daß er mir, dem neugebackenen Werkstudenten, bald ein aufrichtiger Freund und Berater werden sollte, konnte ich mir nicht vorstellen. Ich muß jedoch gestehen, daß er mich vor mancher Dummheit bewahrt und die Eigenheiten des Bauarbeiters rasch verstehen gelehrt hat, was mir für die folgenden Jahre meiner Werkstudentenzeit von unschätzbarem Nutzen war.

Beim Mörtel trifft sich nämlich eine seltsame (damals hätte ich gesagt grauenhafte) Rasse von Menschen. Zusammengewürfelt aus allen Berufsarten, bisweilen von zweifelhafter Vergangenheit, mit rohen Sitten und derber Ausdrucksweise, erregten sie in mir zum ersten eher Ekel als Zuneigung. Unter ihnen taten sich die sogenannten „Kanalratzen“ ganz besonders hervor. Es handelte sich hier um Leute, die früher als Erdarbeiter bei Wasserbauten, zum Beispiel beim Ausbau der mittleren Isar und des Walchenseewerkes, tätig waren und hiebei oft das ganze Jahr hindurch, fernab jeder großstädtischen Zivilisation, in Barackenlagern hausten, und deren Umgangsformen dem Studenten unfaßlich erschienen.

Mit Xarä kam ich vorerst wenig in Berührung, denn ich trank im Gegensatz zu meinen Kollegen, die sich von ihm fleißig mit Bier versorgen ließen, anfangs nur Tee und Milch. Ebenso ging ich mittags nicht in die Kantine, wo Xarä den Posten einer Kellnerin vertrat, sondern verzehrte in der Bauhütte meinen mitgebrachten Fraß. Was blieb mir auch anderes übrig, wenn ich bis zum November mein Studiergeld für das Wintersemester beisammen haben wollte.

Schon am zweiten Arbeitstage erfuhr ich, daß sich hinter dem barschen Gehabe des Bierbuben ein guter Kerl verbarg.

Ein mit Ziegeln beladener Lastwagen kam in Abwesenheit des Chauffeurs auf dem feuchten, abschüssigen Lehmboden ins Rutschen, gerade auf die Vertiefung zu, in der ich voller Eifer an Verschalungsbrettern nagelte. Plötzlich fühlte ich einen Griff im Genick und wurde höchst unsanft zur Seite gerissen. Im selben Moment sauste das schwere Auto in die Tiefe, drückte die Verschalung zusammen und blieb, mit den Vorderrädern in der Luft, liegen. „Jetzt kunntst hi' sei', du Chines', du dappiga“, schrie Xarä, mein Lebensretter. Unfähig, ein Wort des Dankes zu sagen, drückte ich ihm die Hand und setzte mich, damisch vor Schreck, auf den platten Boden. „No, no, klapp nur net z'samm'! Da sauf amal!“ meinte er nun begütigend, stellte mir einen schäumenden Maßkrug in den Schoß und verschwand mit seinem Biertragl auf der Schulter unter der Menge, die sich inzwischen angesammelt hatte. In meinem Dusel trank ich in einem Zug das Bier aus.

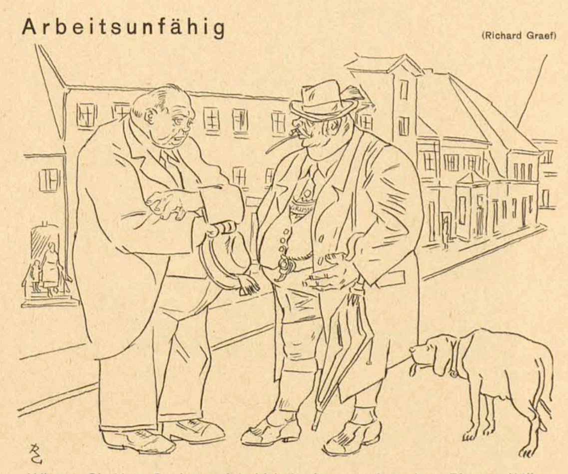
Von da ab suchte ich durch mehr Entgegenkommen und Freundlichkeit das gutzumachen, was ich meiner Meinung nach Xarä gegenüber anfangs versäumt hatte. Vor allen Dingen kaufte ich ihm in der Frühe und nachmittags je eine Halbe Bier ab. Von dieser meiner Wandlung nahm er aber scheinbar keine Notiz. Er bellte mich ebenso grob wie vordem an, falls ich ihm nicht rechtzeitig Platz machte, wenn er mit Bier und Brotzeit daherkam.

Am nächsten Mittwochabend erhielt ich aus der Pfalz eine Karte von einer Kommilitonin, die mit mir in einem Kolleg saß und in die ich als

(Schluß auf Seite 356)

Arbeitsunfähig

(Richard Graef)



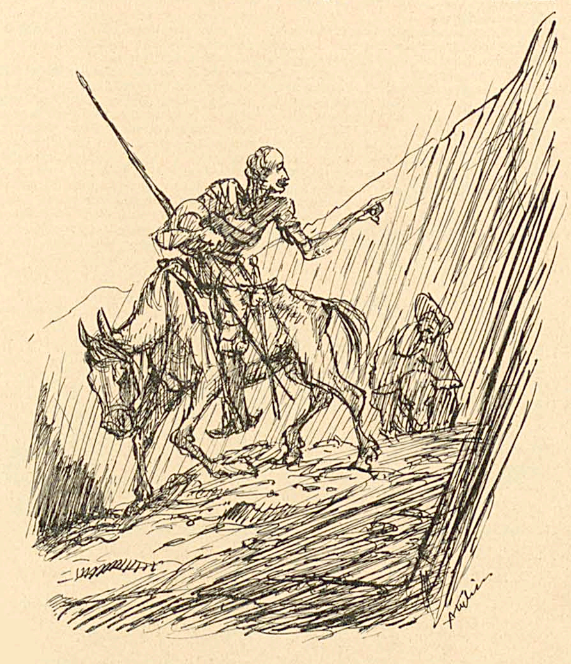
„Wissen S', Herr Daxinger, i hab' halt da so an' starken Rheumatiß!“ — „O mei, o mei, und g'rad der Arm is, wo ma zum Kegelscheib'n braucht!“



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaisheuser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Don Quijote

(Alfred Kubin)



(Schluß von Seite 355)

grünes Semester total verschossen war (heute halte ich es nicht mehr so mit den Akademikerinnen!). Die Holde hatte auf dem elterlichen Weingut einen Teil der Ferien verbracht und kündigte für Donnerstagabend ihre Ankunft in München an, wo ich sie von der Bahn abholen sollte.
Diese Botschaft entzückte mich in gleichem Maße, als sie mich in Verlegenheit brachte. Wohl oder übel mußte ich mit ihr an diesem Abend ausgehen, und meine Barschaft bestand aus ganzen dreißig Pfennigen! Mein letztes Geld hatte ich zur Beschaffung von Arbeitskleidern ausgegeben, und meinen ersten Wochenlohn erwartete ich am Freitag. Daß man beim Bauführer Vorschuß bekam, wußte ich noch nicht.
Verärgert kaute ich in der Frühstückspause am nächsten Vormittag an meinem Wurstbrot. Xarä roch sofort, daß bei mir etwas nicht stimmte. „Was had er denn heut', unser Studiosus?" Mit diesen Worten setzte er sich zu mir auf den Rollwagen. „Eppa an Kata?" Ich schüttelte mißlaunig den Kopf. „Oder brauchst a Geld?" fragte er voller Ernst, aber der Spitzbube schaute ihm aus allen Knopflöchern. Dabei klimperte er im Hosensack verlockend mit den Geldstücken. Mein verdutzter Blick sagte ihm alles. „Reicht da des?", und er drückte mir einen Fünfmarktaler in die Hand. Erstaunt über soviel Großherzigkeit, streckte ich die Waffen, klopfte ihm fidel auf die Schenkel und jubilierte: „Xarä, bist a feina Hund!" Unbewußt hatte ich den richtigen Ton gefunden, über den er gerade so erstaunt war wie ich selbst, und der aufs Haar dem der anderen glich. Er schien zufrieden mit mir. Mit einem ironischen Schmunzeln schob er ab.
Von da ab war der Kontakt vollkommen hergestellt. Wir sprachen jetzt öfter miteinander, und so erfuhr ich, daß er in früheren Jahren selbst Steine und Mörtel getragen, daß er schon in Frankreich und in der Schweiz gearbeitet und dort eine Masse Geld verdient habe. Er erzählte mir aus den Zeiten der Hochkonjunktur vor dem großen Kriege, wo der „blaue Montag" gang und gäbe war und gar manchem Maurer vor lauter Übermut nichts Besseres einfiel, als sich in seinem Rausch von einem Fiaker zur Baustelle fahren zu lassen.
Er brachte mich dazu, daß ich mich in Anbetracht der schweren, ungewohnten Arbeit besser verköstigte, und war mir bei der Auswahl des Werkzeuges, das ich mir zum Teil selbst kaufen mußte, behilflich. Auf seine Fürsprache hin zog mich der Polier zu Überstunden heran, wodurch mein Verdienst ein höherer wurde. Xarä war ein Philosoph, der dem Leben immer die bessere Seite abzugewinnen vermochte. So gelang es ihm, mich zu trösten, wenn ich am Ende einer verregneten Arbeitswoche mit wenigen Mark nach Hause gehen mußte. Er unterwies mich im Umgang mit meinen Kollegen und riet mir, wenn sie mir einen Streich gespielt hatten (und das taten sie zur rechten Zeit), zu den hinterfotzigsten Gegenmaßnahmen.
Unter seiner Schule lernte ich aber auch begreifen, daß man den Bauarbeiter nicht nach seiner äußeren Schale einschätzen darf, weil seine oft ungemein anstrengende Tätigkeit naturgemäß auf sein Benehmen abfärbt. So kam es, daß ich bald mit allen in bestem Einvernehmen stand.
Und als ich bei meinem Austritt meine Partie zu einer Runde Bier in die Kantine einlud, hielt Xarä eine schwungvolle Tischrede, die er ungefähr mit folgenden Worten schloß: „Also, Edi, vergiß uns ned, und wennst amal a ‚Großa' werd'n sollst, dann denkst dro, daß d' amal Bladern an de Finga g'habt hast, dann konnst nia a Leitschinda werd'n! Prost!"
Oft ist mir's, als hörte ich noch die Gläser klingen, mit denen wir nach diesen Worten anstießen, und wenn es mir unter meinen, mit Wissenschaft vollgepfropften Fachkollegen zu überspannt hergeht, flüchte ich mich hinaus in die Vorstadt, wo Xaver Kammeter nunmehr eine kleine Wirtschaft gepachtet hat.

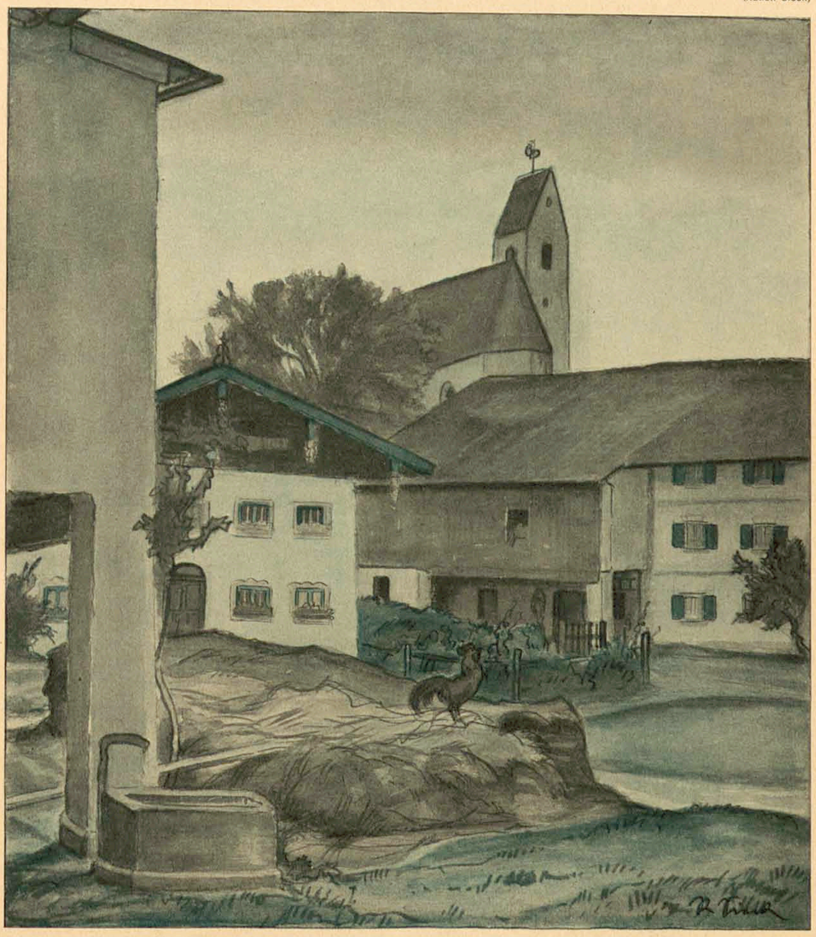
Der falsche Hofgeiger

Von Fritz A. Mende

Der berühmte Geiger stand an einem Hoffenster seiner Wohnung. Er stand da aus Versehen und Langweile und blickte hinunter. Da sah er, wie ein alter Mann, ein Bettler, durch das Tor geschlurft kam, der einen Geigenkasten unter dem Arm trug. Den berühmten Geiger durchzuckte ein Gefühlsdurcheinander, zusammengesetzt aus Rührung, Mitleid und Kinderlesebuch. Daß auch ein Teil Überheblichkeit dabei war, verschwieg er sich. Er eilte zur Tür, die Treppe hinunter, und ehe der Bettler zu kratzen anfangen konnte, stand er vor ihm, nahm ihm die Geige aus der Hand und begann zu spielen. Es war alles wirklich wie im Kinderlesebuch. Auch noch soweit, daß die Geige in der Hand des Künstlers wie die himmlische Sehnsucht selber klang. Aber dann geschah etwas, womit die Kindergeschichte aufhörte. Obgleich sich ringsum große, vornehme Wohnblöcke befanden, in denen zu dieser Zeit viele, viele Gattinnen, Töchter, Dienstmädchen und Putzfrauen ihren Geschäften nachgingen oder auch nicht, trat doch niemand ans Fenster oder auf einen der Küchenbalkone, die armselig und Wäsche schwenkend an den Wänden klebten. Alles blieb ausgestorben, und dem berühmten Geiger wurde peinlich, ja unheimlich zumute.
Der alte Bettler meinte: „Man wird halt den Herrn hier kennen. Die Leut glauben, Sie spielen in Ihrer Wohnung."
Der berühmte Geiger griff dankbar nach dieser Entschuldigung und ging mit dem Bettler in einen benachbarten Hof. Er trug sogar den Geigenkasten, so als hätte er seinem Begleiter etwas abzubitten.
Wieder begann er zu spielen. Wieder flogen brünstige Klänge an den stupiden Mauern der Hinterhäuser empor. Aber wieder war nirgends ein Zuhörer zu sehen. Der Künstler bemerkte endlich, wie sich Frauenköpfe hinter Blumenkästen und Gardinen versteckten. Doch niemand trat hervor oder spendete ein Geldstück. Sah vielleicht der Anzug des Geigers zu elegant aus? War das verborgene Publikum der Meinung, daß, wer so geigt, auch anders sein Brot verdienen könne? Den alten Mann beachtete niemand, und für rührselige Geschichten mangelte wohl das Verständnis.
Schließlich gab der große Künstler mißmutig die Geige zurück, schenkte dem alten Bettler ein paar Geldstücke und ging, nein flüchtete. Am liebsten hätte er geheult wie ein Kind, dem die Sandburg eingestürzt ist.
„Es kommen halt gar zu viele", sagte der Alte wehmütig hinter ihm her und zählte das Geld.

Die beiden Hähne

(Rudolf Sieck)



Der Gockelhahn und der Kirchenhahn
Sind friedliche Rivalen,
Der eine kann mit Kehlenschmelz,
Mit Gold der andre prahlen.

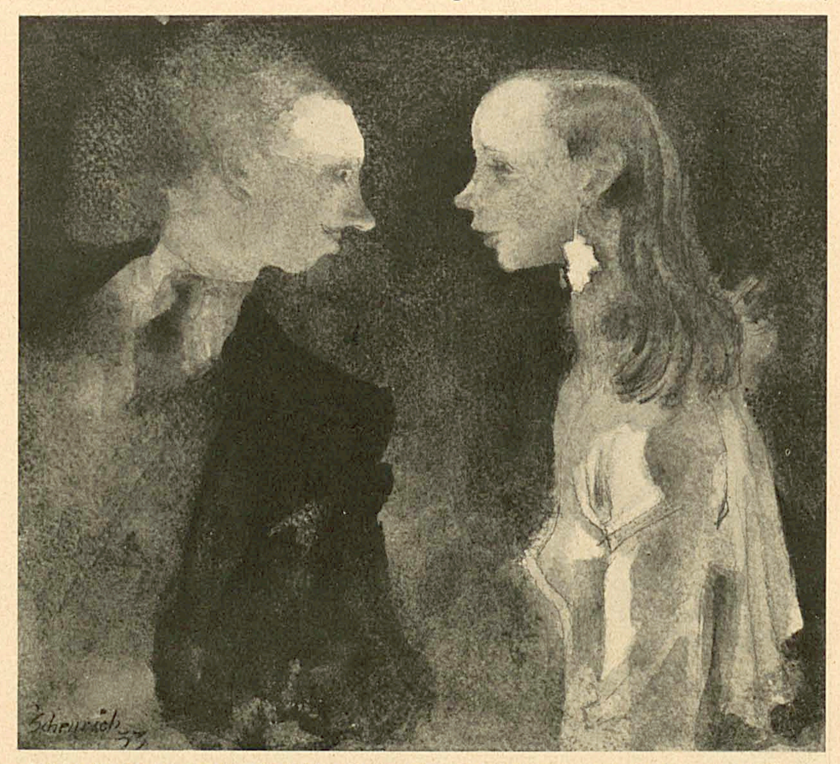
Der Gockelhahn und der Kirchenhahn
Sind beide auch Propheten.
Den jungen Tag und den Jüngsten Tag
Wollen sie hertrompeten.

Mistgockel hier, dort Gotteshahn,
Wir wollen keinem wehren;
Sie heißen uns den Mist im Hof —
Wie in der Seele kehren.

Georg Schwarz

Stilfragen

(Paul Scheurich)



„Soll ich heute abend meine Gedichte mit oder ohne Bart lesen?" — „Die Lieder an mich vielleicht ohne Bart, aber die anderen unbedingt mit Bart!"

Zwischen Friedhof und Fluß

Das Wasser fließt in seltener Tapferkeit.
Die Toten bleiben ruhig liegen,
die großen, schweren Steine ihrer Gräber siegen.
Vergeblich grüßt der Dampfer „Adelheid".

Die Dreschmaschine stampft und stöhnt.
Die Gänse müssen sich nicht streiten;
denn Halm und Korn fallen von allen Seiten.
Die Toten sind auch dies gewöhnt.

Die Fischer hängen ihre Netze in den Wind.
Die Kinder drehen sich im Ringelreihn,
ihr Herze ist wie ihre Füße klein.
Die Schläfer bleiben stumm und blind.

Die Dahlie prangt, ein Apfel fällt,
der Weidenbaum die Zweige trauernd senkt,
weil Christus hoch am Kreuze hängt,
und eine Mauer schließt die Welt.

Ernst Handschuch

Lieber Simplicissimus!

Die große politische Umwälzung im Deutschen Reich hat für den Automobilhandel sofort bestimmte Wirkungen gezeitigt. Diese wurden in der ersten Zeit recht verschiedenartig beurteilt. Als man den Autohändler Frühjahr fragte, was er von der kommenden Verkaufssaison halte, antwortete er: „Endlich mal eine Regierung, die wirklich was für den Autohandel tut." — „Sie meinen die Befreiung neuer Kraftwagen von der Autosteuer?" — „Schön. Aber ich meine auch die Auflösung der Parteien. Ist das nicht glänzend?" — „Aber was hat denn der Autohandel mit der Auflösung der Parteien zu tun?" Frühjahr blickte den Fragesteller überlegen lächelnd an. Dann sagte er ebenso gewichtig: „Sehen Sie mal: rund dreihundert Abgeordnete werden nicht mehr in den Reichstag, mehrere tausend und Zehntausende nicht mehr in die Staats- und Kommunalparlamente zurückkehren. Das sind aber etwa zwölftausend Freifahrtkarten auf Eisenbahn, Straßenbahn und Omnibus, die den Herren entzogen werden. Und dabei sind die so an Bequemlichkeit gewöhnt! Was meinen Sie, wie die nun Automobile kaufen müssen, um weiter so bequem losfahren zu können!"

*

Mein Onkel starb 1930. Meine Tante starb 1931. Der Nachlaßverwalter der beiden erhielt 1932 vom Finanzamt eine Aufforderung, er solle für die verstorbene Tante die Ledigensteuer des Jahres 1931 bezahlen. Er sandte dem Finanzamt den Steuerbescheid zurück mit dem Bemerken: „Frau X. ist nicht mehr ledig. Sie ist durch den Tod mit ihrem Gatten wieder vereint."

*

In der Straßenbahn unterhalten sich zwei Damen. Laut, sehr laut.
„Du", sagt die eine zur andern, „die Gerda hat sich so ein antikes Bett angeschafft, so 'n breites, französisches."
„So?" sagt die andere. „Was ist's denn für ein Stil?"
„Och", sagt die eine, „von irgendsonem Louis, die Nummer hab' ich vergessen."

Ahasver

(E. Schilling)



„Hier steht vom Auswandern der Juden, als ob unser ewiges Wandern was Neues wäre."

Der Burengeneral

Von Werner Schmidt-Pretoria

General Coen Brits, der in Europa weniger bekannt, unter seinen Landsleuten in Südafrika aber um so geschätzter war, ist kürzlich gestorben.

Sein Schicksal erinnert an das des deutschen Reitergenerals Derfflinger.

Ohne irgendwelche militärische Ausbildung erhalten zu haben, war er doch der geborene Soldat, unternahm die schneidigsten Ritte während des Burenkriegs und wurde zum Typ des rauhen Kriegsmannes.

Coen Brits hätte tatsächlich viel mehr ins Mittelalter gepaßt; denn ihm war der Krieg ein Handwerk, und nach Landsknechtsart führte er jeden Kampfbefehl freudig aus, ohne sich um seinen Wert oder Unwert zu kümmern.

Politik blieb ihm stets ein Buch mit sieben Siegeln.

Tausend Schnurren erzählen sich die Buren von ihm.

Echt soldatisch, aber gleichzeitig auch interessant für uns Deutsche — da es die verworrene Lage im Burenlande zu Anfang des Weltkrieges dokumentiert — war ein Telegramm, das General Brits an seinen damaligen Vorgesetzten, den Kriegsminister Smuts, sandte.

Smuts hatte General Brits auf drahtlosem Wege den Befehl zukommen lassen, alle verfügbaren Burenkommandos seines Wehrkreises unverzüglich zu mobilisieren.

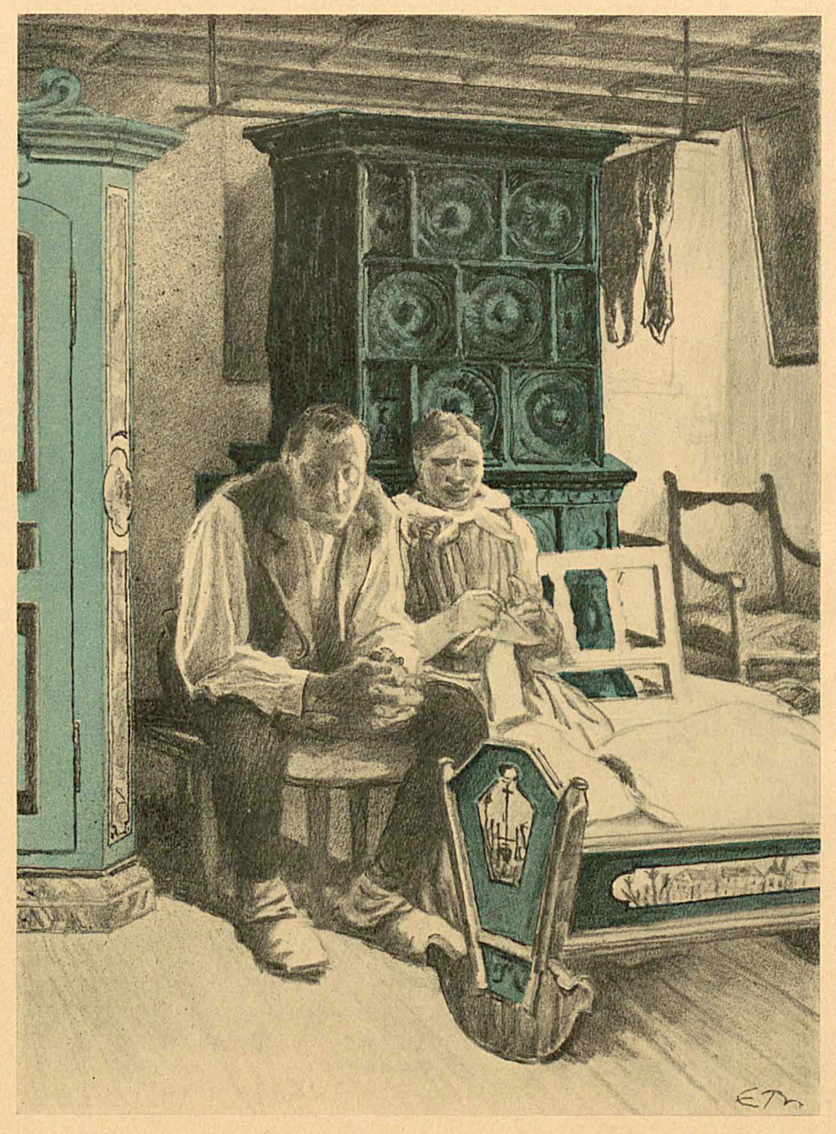
Darauf erhielt er von Brits die historische Antwort: „Mobilmachung bereits gestern ausgeführt. Gegen wen sollen wir kämpfen? Gegen die Engländer oder gegen die Deutschen?"

Stilblüte

Aus dem „Jülicher Kreisblatt": „In der Pfarrkirche interessierten die Düsseldorfer naturgemäß vor allem die Meßgewänder, die aus der im Düsseldorfer Schloß ermordeten Herzogin Jakobe angefertigt sind."

Bauern-Kultur

(E. Thöny)



„Iatzt schätzt ma wieda inser Sach' — früher hot's bloß da Tandler eing'schätzt."

München, 29. Oktober 1933 | Preis 60 Pfennig | 38. Jahrgang Nr. 31

SIMPLICISSIMUS

KOMÖDIE DER ABRÜSTUNG



(Karl Arnold)

Genfer Bemühungen

Les déboires de Genève | Vain endeavours at Geneva | Le fatiche di Ginevra

„Es fehlt eben die Sonne!“ | „C'est le soleil qui lui manque!“ | Well, it's the sun which is missing!“ | „— Manca però il sole! .“



Worte — Des paroles — Words — Parole

„Die Bundesmitglieder bekennen sich zu dem Grundsatze, daß die Aufrechterhaltung des Friedens eine allgemeine Abrüstung erfordert.“ (Art. 8 der Völkerbundsakte des Versailler Friedensvertrages.)
„Les Membres de la Société reconnaissent que le maintien de la paix exige la réduction des armements nationaux.“ (Article 8 du Pacte de la Société des Nations contenu dans le Traité de paix de Versailles.)
„The members of the League accept the principle that the basis of the maintenance of peace be a general disarmament.“ (Article 8 of the Convention of the League of Nations of the Versailles-Treaty.)
„I membri della Lega affermano il principio, che per il mantenimento della pace occorre il disarmo generale.“ (Art. 8 degli atti della Lega delle Nazioni, del trattato di Versaglia.)

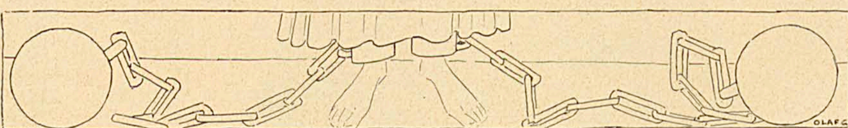
Wilson in seiner Kongreßrede vom 8. Januar 1918: „Austausch ausreichender Garantien dafür, daß die nationalen Rüstungen auf das niedrigste, mit der inneren Sicherheit vereinbare Maß herabgesetzt werden.“
Extrait du discours prononcé en date du 8 janvier 1918, au Congrès, par le président Wilson: „Exchange de garanties suffisantes assurant que les armements nationaux seront réduits au niveau le plus bas qui soit compatible avec la sécurité intérieure.“
Wilson in his speech to Congress on January 8 of 1918: Exchange of sufficient guarantees to the effect that the national armaments be reduced to the lowest possible state which is still consistent with the internal safety.“
Wilson nel suo discorso al Congresso 8. gennaio 1918: „In contraccambio alle abbondanti garenzie avute, gli armamenti nazionali dovranno essere abbassati al livello minimo, compatibilmente alla sicurezza interna d'ogni Paese.“

Viscount Cecil über die Abrüstungsfrage im Oberhaus (18. November 1926): „Bezüglich der Abrüstungsfrage gibt es keinen Zweifel, daß die internationale Verpflichtung zur Verringerung der Rüstungen ganz und gar klar bestimmt ist.“ (Hört, hört!)
Extrait du discours prononcé en date du 18 novembre 1926, à la Chambre des Lords, par le Vicomte Cecil: „En ce qui concerne la question du désarmement, il est hors de doute que l'obligation internationale de procéder à une réduction des armements est établie avec une clarté absolue.“ (Marques d'étonnement.)
Viscount Cecil on the Disarmament-Question in the House of Lords (18. November 1926): „In reference to the Disarmament-Question there is no doubt that the international obligation as to the reduction of armaments is absolutely clearly defined.“ (Hear, hear!)
Viscount Cecil, per il disarmo, alla Camera dei Lords (18. novembre 1926): „In riferimento al disarmo, non c'è alcun dubbio che l'impegno internazionale di diminuire gli armamenti è chiaro, e pertanto sarà mantenuto.“ (Udite, udite!...)

Paul-Boncour auf der Tagung der Vorbereitenden Abrüstungskommission (8. April 1927): „Es ist richtig, daß die Einleitung zu Teil V des Versailler Vertrages die Begrenzung der Rüstungen betrifft, die Deutschland als Voraussetzung und als Vorläufer einer allgemeinen Beschränkung der Rüstungen auferlegt wurden. Das unterscheidet sogar sehr genau die Rüstungsbeschränkungen Deutschlands von anderen ähnlichen Rüstungsbeschränkungen, die im Laufe der Geschichte nach dem Abschluß von Kriegen auferlegt wurden. Dieses Mal ist diese Bestimmung — und das gibt ihr erst ihren ganzen Wert — nicht nur einem der Unterzeichner des Vertrages auferlegt worden, sie ist vielmehr eine Pflicht, eine moralische und juristische Verpflichtung für die anderen Unterzeichner, die allgemeine Begrenzung der Rüstungen in Angriff zu nehmen.“
Extrait du discours prononcé en date du 8 avril 1927, au cours d'une réunion de la Commission préparatoire du désarmement, par M. Paul-Boncour: „Il est exact que le Préambule de la Partie V du Traité de Versailles a trait à la limitation des armements qui a été imposée à l'Allemagne en tant que condition préliminaire d'une limitation générale des armements. C'est même ce qui distingue très nettement les limitations d'armements imposées à l'Allemagne des limitations d'armements similaires qui, au cours de l'histoire, ont été prescrites à la fin de certaines guerres. Cette fois-ci, cette disposition — et c'est ce qui lui donne toute sa valeur — n'a pas seulement été imposée à l'un des signataires du Traité; loin de là, elle constitue un devoir, une obligation morale et juridique pour les autres signataires d'entreprendre la limitation générale des armements.“
Paul-Boncour at the meeting of the Preparatory Disarmament Commission (8. April 1927): „It is true that the preamble to part V of the Versailles-Treaty concerns the limitation of armaments which have been imposed upon Germany as the condition and as precursor of a general disarmament. This discriminates even very distinctly the limitations of armaments on the part of Germany from other similar limitations of armaments, which, in the course of history, have been imposed after the conclusion of wars. This time, however, this obligation — and that is what gives it its full value only — has not been imposed to only one party of the treaty, but it is rather a moral and juristic obligation to the other signatories to undertake the general limitation of the armaments.“
„Paul-Boncour, alla riunione preparatoria del disarmo (8. aprile 1927): „E giusto l'inizio della parte V del trattato di Versaglia, che riguarda i limiti degli armamenti che sono stati imposti alla Germania, come presupposizione e come precursore di una limitazione generale degli armamenti.“ „Questa distingue molto preciso le limitazioni degli armamenti della Germania, da altri simili limitazioni degli armamenti che, sono stati imposti dopo la fine delle guerre, nel corso della storia.“ „Questa volta è questa determinazione — e questa dà primieramente tutto il suo valore — che non solo è stata imposta ad uno dei firmatari, ma è un dovere, un impegno morale e giuridico per gli altri firmatari, d'iniziare il disarmo fino a raggiungere i limiti generali degli armamenti.“

Henderson in einer Ansprache bei der großen Abrüstungskundgebung der Internationalen Frauenliga in London (9. Februar 1931): „... Jedermann weiß, daß wir gleich jedem Mitglied des Völkerbundes durch Gesetz und Ehre zur Abrüstung verpflichtet sind. Überdies müssen wir daran denken, daß der Vertrag, der diese feierliche Verpflichtung enthält, derselbe Vertrag ist, durch den die wirksame Abrüstung anderer Nationen sichergestellt wurde. Wir alle wissen daher, daß die gegenwärtige Situation nicht definitiv fortbestehen kann.“
Extrait de l'allocution prononcée par M. A. Henderson, lors de la grande manifestation en faveur du désarmement organisée à Londres, en date du 9 fevrier 1931, par la Ligue internationale des femmes: „... Chacun sait que, comme tous les membres de la Société des Nations, nous sommes tenus, légalement et par l'honneur, de procéder au désarmement. Au surplus, il faut se souvenir que le Traité qui comporte cette obligation solennelle est le traité même par lequel a été assuré le désarmement efficace de certaines autres nations. Nous savons donc tous que la situation actuelle ne saurait se prolonger indéfiniment.“
Henderson in a speech at the big meeting in favour of Disarmament, held by the International Women's League at London (9. February 1931): „... Everybody knows that we, like every member of the League of Nations, have been obliged, by law and honour, to disarm. Besides, we must remember that the Treaty which contains this solemn obligation, is the very same treaty, by which the effective disarmament of other nations has been guaranteed and secured. Therefore, we all know that the present state of things cannot continue indefinitely.“
Henderson in un discorso alla grande manifestazione del disarmo alla Lega Internazionale delle donne a Londra (9. febbraio 1931): „Ognuno sa che noi, come ogni membro della Lega delle Nazioni, siamo impegnati per legge ed onore, per il disarmo. Oltre a ciò, dobbiamo pensare che il trattato che sostiene questo impegno solenne, è lo stesso trattato per il quale il disarmo delle altre nazioni è stato assicurato. Noi tutti sappiamo perciò, che l'attuale situazione non può rimanere definitivamente così...“

Und die Taten? — Et les actes? — And the Deeds? — E le azioni?



(Olaf Gulbransson)

Frankreichs Stimme

Les cris de la France | The voice of France | La voce della Francia



(E. Thöny)

„Die Abrüstungskonferenz beginnt, nimm mir die Gasmaske ab, damit die Welt wieder laut genug meinen Schrei nach Sicherheit hört!"

„La Conférence du désarmement va s'ouvrir: enlève-moi donc mon masque pour que le monde entende bien mes récriminations en matière de sécurité."

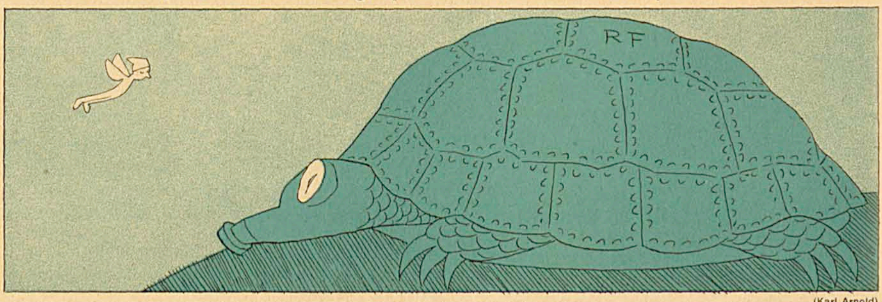
„The Disarmament-Conference begins, — take my gas-mask off, so that the World shall hear again my cry for safety clear enough!"

„La Conferenza del disarmo comincia: Toglimi la maschera del gas affinché il Mondo oda nuovamente forte il mio grido di sicurezza! . . ."

Opfer der Angst | Quand on a trop peur . . . | Victims of fear | Le vittime della paura

„Sacrebleu, diesen Unterstand haben wir einige Meter zu tief gegraben!" | „Sacrebleu, cette fois-ci, nous sommes descendus un peu trop bas!" | „Sacrebleu, this trench we have been digging a few yards too deep!" | „— Sacrebleu, questo ricovero l' abbiamo scavato alcuni metri più profondo! . . ."

Im Panzerhaus | Derrière le blindage | In the armoured house | Nella casa corazzata



(Karl Arnold)

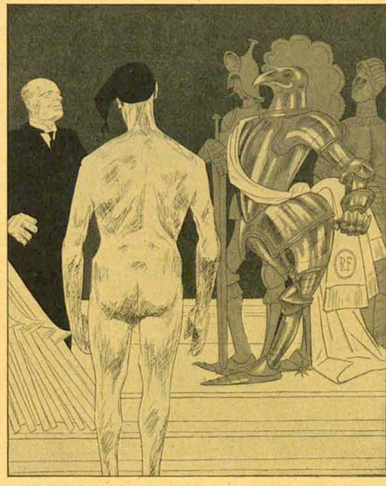
„Möglich, daß das Biest vor hat, mich anzugreifen." | „Il se pourrait que ce monstre ait l'intention de m'assaillir." „You never know, that beast may attack me." | „— Possibile . . . che questa bestia intende assaltarmi."

Krieg nach der Abrüstung
La guerre qui suivra le désarmement . . .
War after disarmament
La guerra dopo il disarmo



„. . . und es braucht niemand mehr auszurücken – das Gas kommt zu jedem persönlich." | „. . . Inutile de se déranger, – les gaz viennent à domicile." | „. . . and nobody needs to go the front anymore – the gas comes personally to everybody." | „. . . e non occorre più che si vada in guerra – il gas verrà da ognuno . . . personalmente. . ." (Schulz 1927)

Mussolini zur Rüstungsfrage
Le désarmement . . . vu par M. Mussolini
Mussolini on the Disarmament-Question
Mussolini e gli armamenti



„Legen Sie doch ab, meine Herrschaften, sonst muß sich der Deutsche auch anziehen." | „Vestiaire, Messeigneurs! Faites que l'Allemand ne soit pas oblige de se rhabiller." | „Do take your things off, Gentlemen, else the German will also have to dress." | „Prego . . . spogliarsi signori, altrimenti il tedesco deve vestirsi!" (Gulbransson 1932)

Frankreich und der amerikanische Gläubiger
La France face à face avec le créancier américain
France and the American Creditor
La Francia e il creditore americano



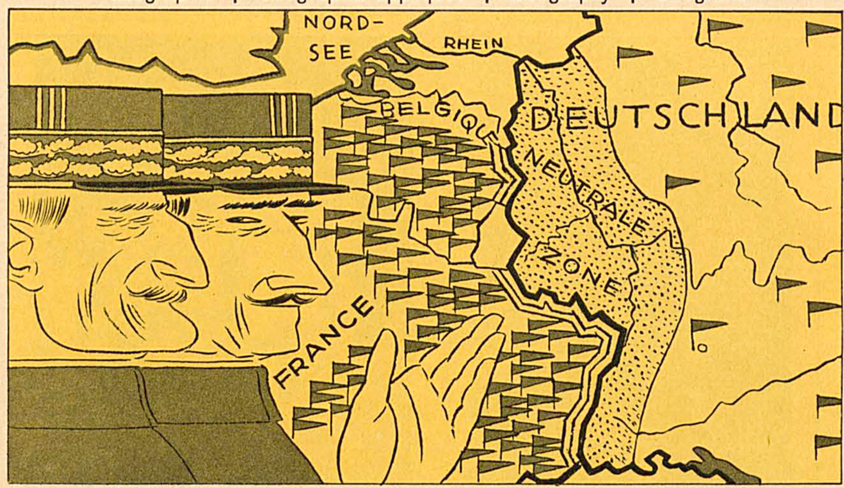
„Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen! Wenn du deine Schulden bezahlst, statt alles für Rüstungen auszugeben, wirst du dich gleich wieder sicher fühlen." | „Pour être tranquille, il faut avoir la conscience nette! Tu n'as donc qu'à payer tes dettes au lieu de tout dépenser pour les armements, cela te rassurera tout-de-suite." | „Clear conscience makes a soft pillow! If you pay your debts instead of spending everything on arms, then you will have your safety soon enough." | „Una buona coscienza è come un morbido guanciale! Se tu paghi i tuoi debiti, invece di sciupare tutto il danaro per gli armamenti, ti sentirai nuovamente sicura . . ." (Thöny 1933)

Von der Abrüstungs- zur Weltwirtschafts-Konferenz | Entre la Conférence du Désarmement et la Conférence économique mondiale | From the Disarmament – to the Worlds Economic Conference | Dalla Conferenza del disarmo . . . a quella Economica mondiale



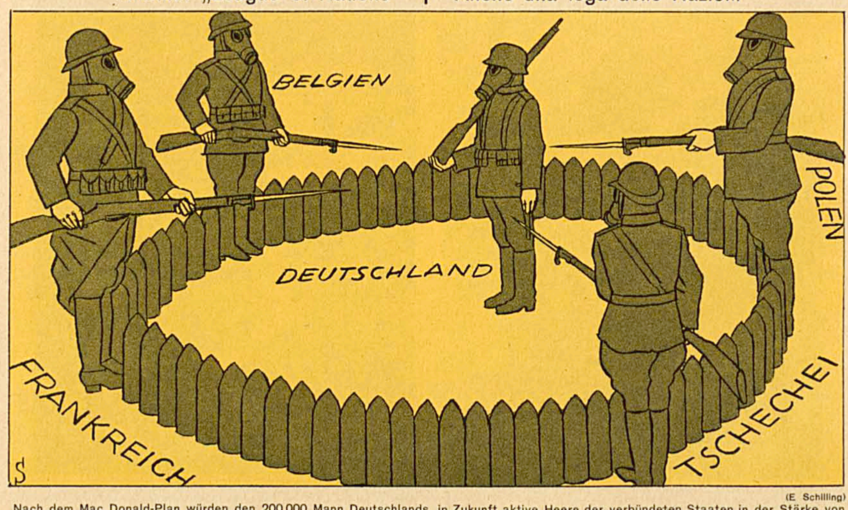
„Er gibt sich ehrlich Mühe, der arme Friede – mir genügt Paris, um zu wissen, daß er kein Glück hat." | „Elle voudrait tant aboutir quelque part, cette pauvre paix, mais Paris fait qu'elle n'a pas de chance." | „Poor Peace-Angel, he does what he can – yet to me the word ‚Paris' suffices to know that he shall fail." | „– Si dà molta pena per riuscire-povera Pace –, ma a me basta Parigi, per sapere che . . . ella non avrà fortuna."

(Arnold 1933)



„Wir könnten alles riskieren, uns kann gar nichts passieren. Von Mülhausen bis Eupen sind wir bombensicher befestigt, vom Bodensee bis Münster ist entmilitarisierte Zone — der Rest wäre hilfloses Schlachtfeld." | „Nous ne risquons absolument rien. De Mulhouse à Eupen, nos fortifications nous protègent contre toute attaque; du lac de Constance à Munster, il y a la zone démilitarisée et le reste serait un champ de bataille démuni de la moindre possibilité de défense." | „We could risk anything, nothing can happen to us. From Mulhouse all the way down to Eupen we are armed like a fortress, from the Lake of Constance down to Münster there is the demilitarized zone, — the rest would be but a hopeless battle-field." | „— Noi possiamo rischiare tutto, non ci può accadere niente. Da Mülhausen fino a Eupen siamo corazzati contro le bombe; dal Bodensee fino a Münster è la zona demilitarizzata — il resto ... sarebbe campo di battaglia privo d'aiuto."

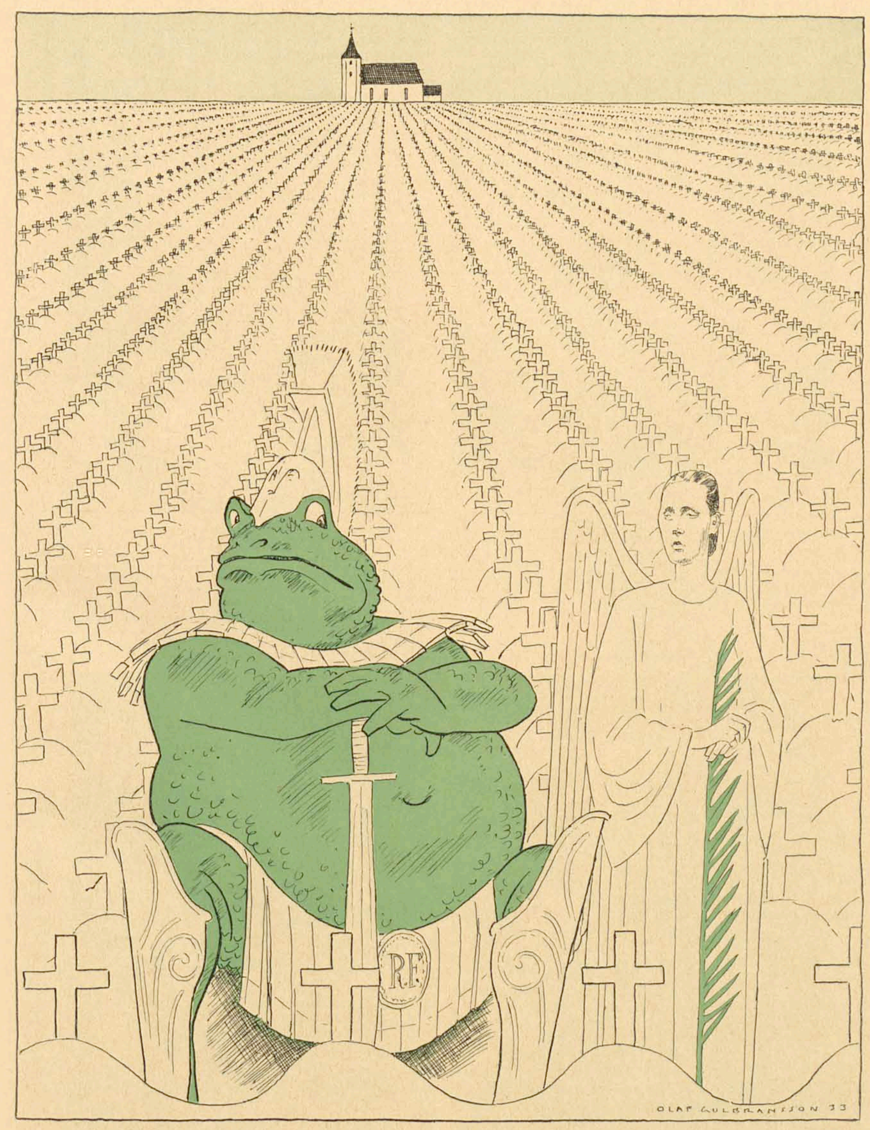
Auch ein Völkerbund | Est-ce aussi une Société des Nations? Another „League of Nations" | Anche una lega delle Nazioni



(E. Schilling)

Nach dem Mac Donald-Plan würden den 200 000 Mann Deutschlands in Zukunft aktive Heere der verbündeten Staaten in der Stärke von 790 000 Mann gegenüberstehen. | En vertu du plan de M. Mac Donald, les deux cent mille hommes de l'Allemagne se trouveraient dorénavant en face d'armées des puissances alliées dont les effectifs en service actif se chiffreraient à 790 000 hommes. | According to the Mac Donald-Plan there would stand in future against the 200000 men of Germany the Allies' active armies numbering some 790 000 men. | Dopo il piano di Mac Donald, si avrebbero 200 000 uomini della Germania di fronte alla forza attiva degli eserciti degli stati alleati di 790 000 uomini.

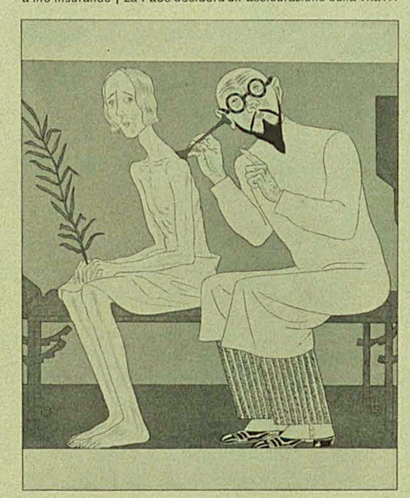
MARS



(Olaf Gulbransson)

„Du darfst nie vergessen, sie starben alle für den Frieden!“ — „Natürlich — aber bloß für den Frieden von 1918!“
„N'oublie jamais qu'ils sont tous morts pour la paix!“ — „Sans doute — mais seulement pour la paix de 1918!“
„You must never forget that they all died for the sake of peace!“ — „Quite so, yet merely for the Peace of 1918!“
„— Tu non devi mai dimenticare, che tutti morirono per la pace!‘ — „E' naturale . . ., ma soltanto per la pace del 1918.“

Der Friede wünscht eine Lebensversicherung | La paix veut contracter une assurance sur la vie | The Peace-Angel wants a life insurance | La Pace desidera un'assicurazione sulla vita . . .



„Die Genfer Luftkuren nützen gar nichts. Bei Ihrem miserablen Gesundheitszustand wird die Versicherungsprämie mächtig teuer kommen!" | „Les cures d'air de Genève ne vous réussissent pas, et comme vous êtes fort débile, la prime d'assurance va vous revenir rudement cher!" | „Those air-cures at Geneva are no good at all. With your rotten state of health you will have to pay a tremendously high premium." | „– Le cure d'aria di Ginevra non aiutano proprio a niente! Dalle vostre miserabili condizioni di salute . . . il premio d'assicurazione diventa terribilmente caro. . ." (Schilling 1931)

Locarno

„Sie sehen, lieber Stresemann, für Freundschaftsbezeugungen haben wir Ihnen volle Bewegungsfreiheit gelassen." | „Vous voyez, mon cher Stresemann, nous vous avons laissé votre liberté d'action pleine et entière pour vos protestations d'amitié." | „You see, my dear Stresemann, we have left you full liberty for manifestations of friendship." | „– Lei vede, caro Stresemann, per attestazione d'amicizia . . . Le abbiamo lasciata la piena libertà di movimenti . . . "

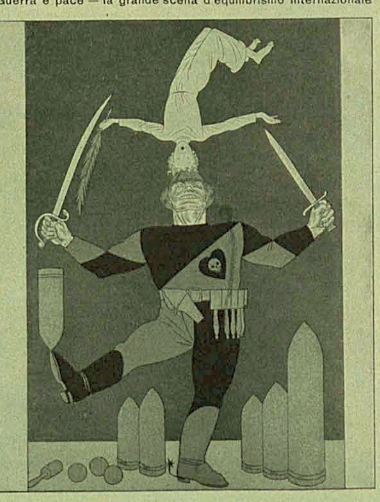
(Gulbransson 1929)

Sans souci



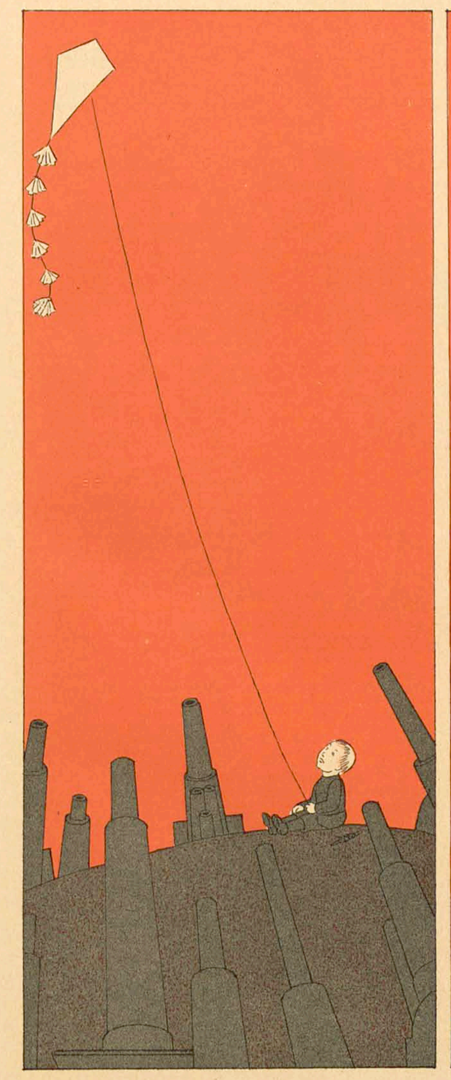
„Die Weltwirtschaftskrise berührt uns nicht, unsere Kriegsindustrie floriert." | „La crise mondiale? – Qu'est-ce que cela peut bien nous faire tant que notre industrie de guerre reste florissante!" | „Why bother about the world crisis since our war industry is booming." | „La crisi economica mondiale non tocca noi . . ., la nostra industria di guerra florisce." (Thöny 1933)

Krieg und Frieden — der große internationale Jonglierakt
Paix et guerre — la haute école d'équilibrisme international
War and Peace — the great international juggler-trick
Guerra e pace — la grande scena d'equilibrismo internazionale



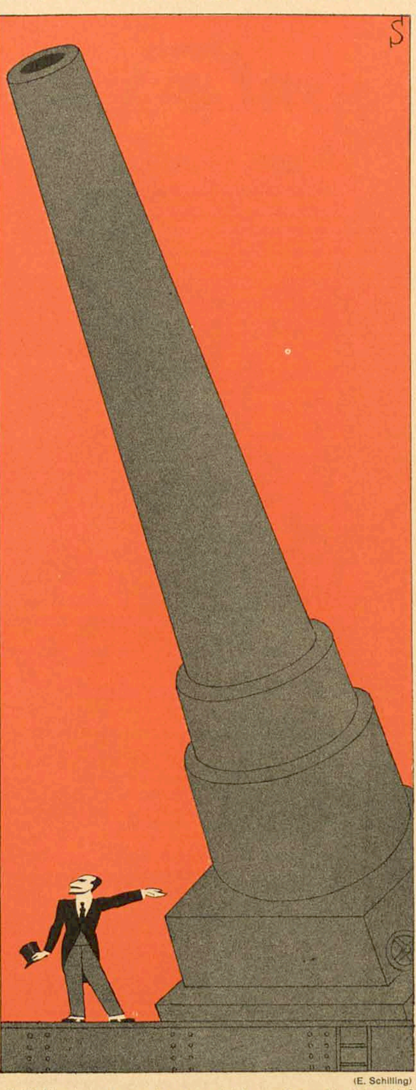
„Brüderchen, hältst du dich noch?"
„Dis donc, fréret, tu ne vas pas te lâcher?"
„I say, little brother, can you still keep your balance?"
„– Fratellino, ti tieni ancora, tu?"
(Schilling 1929)

Französischer Luftschutz
La défense antiaérienne de la France
French Air-Protection
La difesa aerea francese



gegen deutsche Luftstreitkräfte
contre les forces aériennes de l'Allemagne
against German air forces
contro le forze aeree tedesche.

Immer nur wegen der Sicherheit
On n'a jamais d'autre but que la sécurité
„Safety" — again and again!
Sempre e solo per cagione della sicurezza



(E. Schilling)

„Voilà, Messieurs, so was kann man nicht angreifen — also ist es bloß eine Verteidigungswaffe!" | „Voilà, Messieurs: cet engin est inattaquable, donc ce n'est qu'une arme defensive!" | „There you are, Gentlemen, such a thing one cannot possibly attack — consequently it is only a defensive arm!" | „— Voilà Messieurs, una cosa simile non si può assaltare . . . — e perciò è soltanto un' arma di difesa!"



Daladiers Inspektionsreise

nach Berichten der französischen Presse

„Petit Parisien" vom 30. August 1933: „Wieviel Kilometer sind es von Metz bis Saargemünd? Der Autozähler zeigt uns 300 Kilometer an. Auf einer Strecke von 300 Kilometern wurde das Wunderwerk errichtet." An anderer Stelle dieser Zeitung heißt es: „Diejenigen, die hinter dem Wagen Daladiers diese ungeheure Feste besucht haben, die vor den Toren von Metz beginnt und sich über viele Hunderte von Kilometern erstreckt, haben als Gegenmittel gegen zuviel Schwarzseherei die Überzeugung gewinnen können, daß für die Verteidigung des Landes alles, weit über alle Begriffe hinaus, geschehen ist." „Das alles stellt nunmehr eine einzige, geradezu phantastische unterirdische Festung dar, wo schon von morgen an eine ganze Welt wird leben und sich verteidigen können, sei es auch gegen den am stärksten gerüsteten und furchtbarsten Angreifer. Man muß sich auf einer Front von mehr als hundert Kilometern, zwölf Kilometer von der Grenze entfernt, eine ununterbrochene Reihe von Einzelfestungswerken vorstellen, deren Vorhandensein nur durch ein etwas welliges Aussehen des Geländes erkennbar wird und hier und dort dadurch, daß aus dem Boden, einem gewaltigen Medusenhaupt vergleichbar, sich Schießscharten und Betonrahmen für die Geschütze erheben. Unzählige Einzelfestungen sind so aneinandergereiht, und untereinander sind sie wiederum durch Befestigungswerke zweiten Ranges verbunden. Überall längs dieser Grenze erlebt man das gleiche Schauspiel. Unermeßliche Drahtverhaue, die tief in Beton verankert sind, zeigen an, daß man sich in der Nähe einer unvermuteten Festung befindet. Unter unseren Füßen befindet sich eine Festung, die nach der Aussage eines Offiziers von hohem Range imstande ist, den furchtbarsten Geschützen zu trotzen. Man stelle sich ein ungeheures Panzerschiff vor, tief unter der Erde, in Tiefen, in denen sonst nur die Bergleute leben. Tausende und Abertausende von Kubikmetern Erde sind darüber hingebreitet, aus denen nur hie und da Türme mit Schußmündungen hervorragen. Jeder dieser Türme hat ein Gewicht von mindestens 36 000 Kilogramm. Hundert Meter unter der Erde entdecken wir die unbekannte Stadt, die Stadt des Krieges, mit weiten, glänzend erleuchteten Straßen, unter denen ein Vulkan schlummert, dessen Krater sich über so weite Flächen erstreckt, daß sein plötzlicher Ausbruch riesige Gebiete zerstören würde.
Wir entdecken eine Eisenbahn, und in fast komfortabel zu nennenden Wagen kundschaften wir bei einer Schnellzugsgeschwindigkeit diese staunenerregende Stadt aus, in der alles vorgesehen ist, um ganzen Armeen einen monatelangen Aufenthalt zu ermöglichen. Es gibt hier keine Erde mehr. Der Grund ist aus Beton und Eisen. Die Unebenheit des Geländes macht plötzlich einem Abgrund Platz, der so geschickt angelegt ist, daß Tanks in voller Fahrt ihn nicht rechtzeitig entdecken können und in ihm zerschellen müssen. Die unterirdische Festung ist hier so konstruiert, daß die Soldaten, die bestimmt sind, hier zu wohnen, betroffen sein müssen von der Tatsache, wie hier selbst die Gesetze der Geschoßflugbahnen verändert wurden.
Noch mehr werden die Sinne bei den seltsamen Arbeiten eines unterirdischen Kanalsystems getäuscht. Der Druck einer Hand genügt hier, um ein ganzes Gebiet mit allen seinen Straßen und Brücken in wenigen Stunden zu überfluten: das Gebiet der Teiche, wie diese Anlagen genannt werden."

„Petit Parisien" vom 31. August 1933: „Von einem erhobenen Punkt in der Nähe von Materdorf konnte Daladier mit einem Blick eine ganze Folge der ‚ensembles' übersehen, die auch hier die Tore zu den riesigen unterirdischen Festungen bilden. Er konnte in die für den Angreifer furchtbare Zone des Todes, in die finsteren Abgründe blicken, die einmal Friedhöfe für Tanks werden können. Er stieg zu einem unterirdischen Bahnhof hinunter, um sich von dort aus die tragische Wirksamkeit dieser zu gleicher Zeit gräßlichen und grandiosen Kasematten erklären zu lassen, die mit Munition und Waffen vollgepfropft sind. Er konnte sehen, wie in wenigen Minuten ganze Batterien aus der Erde emporgehoben wurden, und er sah von neuem die Teiche, deren Wasser nötigenfalls sich gleich einem ungeheuren Fluß in die Ebene ergießen können. Dank dem prächtigen Fortschritt einer Wissenschaft, die die schlimmsten menschlichen Bosheiten und Wildheiten vorgesehen hat, um sich mit ihrer Hilfe zu schützen, hat Daladier sich überzeugen können, daß eine nur ganz beschränkte Anzahl von „Höhlenbewohnern", die diese staunenerregende Stadt in Tätigkeit zu setzen haben, bei geringster persönlicher Gefahr dem Angreifer die Schrecken einer gräßlichen Hölle bereiten können."

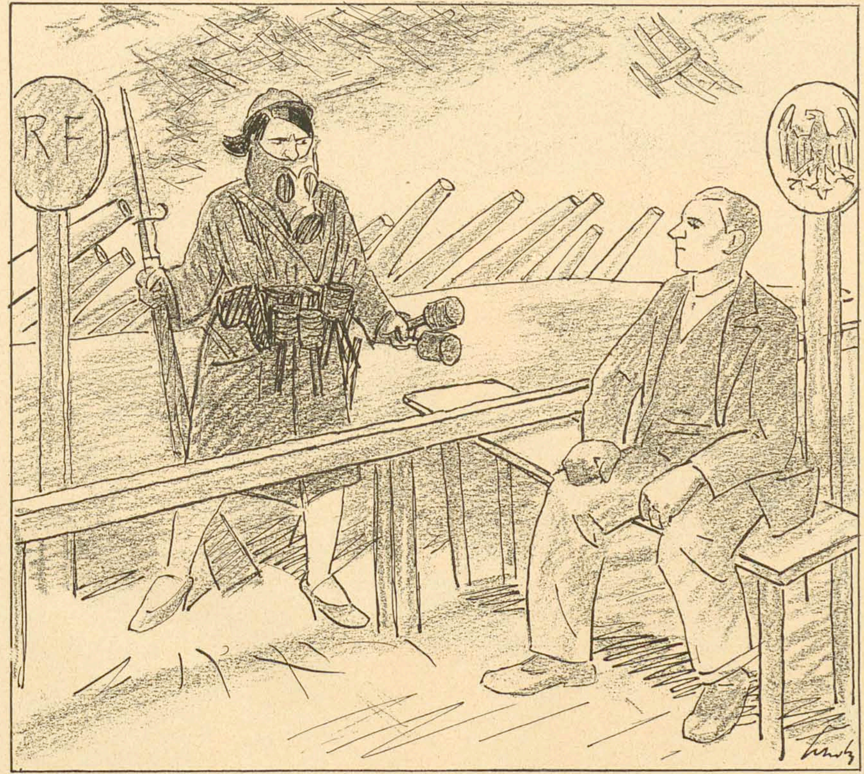
Le voyage d'inspection de M. Daladier

commenté par la presse française

„Le Petit Parisien" écrit en date du 30 août 1933: „Combien peut-il y avoir de kilomètres entre Metz et Sarreguemines? Le compteur d'une auto répondra pour nous: un peu plus de 300 kilomètres. C'est donc sur 300 kilomètres que s'est accompli le miracle." Dans un autre passage, le journal ajoute ce qui suit: „Ceux qui, derrière la voiture de M. Daladier, ont gagné cette immense citadelle qui débute à la sortie de Metz, ont pu dresser, contre trop de pessimisme, leur conviction que l'impossible pour la défense du pays a été dépassé." „Tout cela ne constitue plus désormais qu'une seule et même fantastique cité souterraine, où tout un monde, dès demain, pourra vivre et se défendre contre le plus armé et le plus redoutable des agresseurs. Imaginez-vous un front de plus de cent kilomètres et à douze kilomètres de la frontière une série ininterrompue d'ouvrages singuliers dont l'existence ne se révèle guère que par un moutonnement plus accentué du sol et, ici et là, surgissant de terre ainsi qu'une énorme méduse, des embrasures. D'innombrables „ensembles" s'échelonnent ainsi, reliés par des ouvrages secondaires. Partout, au long de cette frontière, même spectacle. D'énormes barbelés, fichés profondément dans le ciment, indiquent qu'on se trouve auprès d'une forteresse insoupçonnée. Sous nos pieds, il y a une forteresse dont la puissance — et c'est la parole même d'un officier de grande valeur — saurait défier les engins les plus redoutables. Figurez-vous un énorme cuirassé tout de fer, enfoncé dans la terre à des profondeurs auxquelles sont accoutumés les mineurs. Des milliers de mètres cubes de terre ont été jetés sur cette masse qui ne laisse passer que de rares coupoles d'où, déjà, jaillissent les bouches des canons de tous calibres. Chacune de ces coupoles atteint un poids de 36.000 kilos. A plus de 100 mètres sous terre, nous avons découvert la cité inconnue, la moderne cité guerrière, traversée de larges avenues brillamment éclairées et sous lesquelles, dort un volcan, dont le cratère s'étendrait sur une surface telle que sa soudaine éruption anéantirait d'énormes surfaces. Nous découvrons un chemin de fer et, sur des wagons presque confortables, nous explorons à une allure d'express cette cité stupéfiante, dans laquelle tout a été prévu pour l'existence d'armées entières pendant de longs mois. Ici, il n'y a plus de terre. Le sol est de béton et de fer. Le dénivellement fait place soudain à un précipice que des chars d'assaut ne sauraient apercevoir suffisamment à temps pour éviter d'y venir s'écraser. La forteresse souterraine a été construite ici de telle manière qu'il faudrait, pour que ceux qui pourraient être appelés à l'habiter fussent touchés, que les lois mêmes de la trajectoire se trouvassent transformées. Ce qui est, plus hallucinant encore, ce sont les étranges travaux du système de canaux souterrains. La pression d'une main suffira pour submerger, en quelques heures, toute une étendue de territoire avec ses routes et ses ponts. C'est ce qu'on appelle la région des étangs."

„Le Petit Parisien" s'exprime comme suit en date du 31 août 1933: „D'un point élevé, près de Materdorf, M. Daladier a pu examiner d'un seul coup d'oeil toute une suite de ces „ensembles", qui, ici comme là bas, constituent les portes des formidables forteresses souterraines. Il s'est arrêté au long de ce qui serait pour l'agresseur une épouvantable zone de la mort. Il a pu se pencher sur ces gouffres sournois qui ne sauraient manquer de devenir les cimetières des chars d'assaut. Il a pu descendre dans une gare souterraine et se faire expliquer l'efficacité tragique de l'oeuvre à la fois affreuse et grandiose que constituent cas casemates gorgées de poudres et d'armes. Il a pu voir surgir du sol, en quelques minutes, des batteries d'artillerie, examiner encore ces digues d'où un fleuve impétueux et hurlant se déverserait vers la plaine, pourvu qu'on le veuille. Devant les magnifiques progrès d'une science qui a prévu les pires malices et les pires sauvageries humaines, M. Daladier a pu se rendre compte que, grâce à eux, le nombre très réduit des „troglodytes" appelés à animer cette stupéfiante cité courraient désormais un minimum de risques, tandis que l'agresseur connaîtrait les affres d'un abominable enfer..."

Deutschland-Frankreich
Le rapprochement franco-allemand | Germany-France | Germania-Francia



(Wilhelm Schulz)

„Wir könnten ganz friedlich beisammen sitzen, Madame, aber warum bevorzugen Sie immer noch die Mode à la guerre?"
„Notre tête-à-tête pourrait être bien paisible, Madame; mais pourquoi persistez-vous à vous habiller à la mode de la guerre?"
„We could sit together quite peacably, Madame, but why do you still prefer the mode à la guerre?"
„— Noi potremmo sederci insieme, Madame, ma perché lei preferisce sempre la mode à la guerre?"

Adolf Hitler

„Der Welt gegenüber wollen wir, die Opfer des Krieges von einst ermessend, aufrichtige Freunde sein eines Friedens, der endlich Wunden heilen soll, unter denen alle leiden."

„Mesurant les sacrifices de la guerre d'antan, nous tenons, vis-à-vis du monde, à être les amis sincères d'une paix qui doit, enfin, guérir les plaies dont tous se ressentent."

„Having in mind the sacrifices of the late war, we desire to be sincere friends of a peace which is to heal finally the wounds by which everybody is suffering."

„Conoscendo i sacrifici della guerra di una volta, di fronte al Mondo noi vogliamo essere sinceri amici di una pace che, finalmente, deve guarire le ferite delle quali, soffriamo tutti."

Benito Mussolini

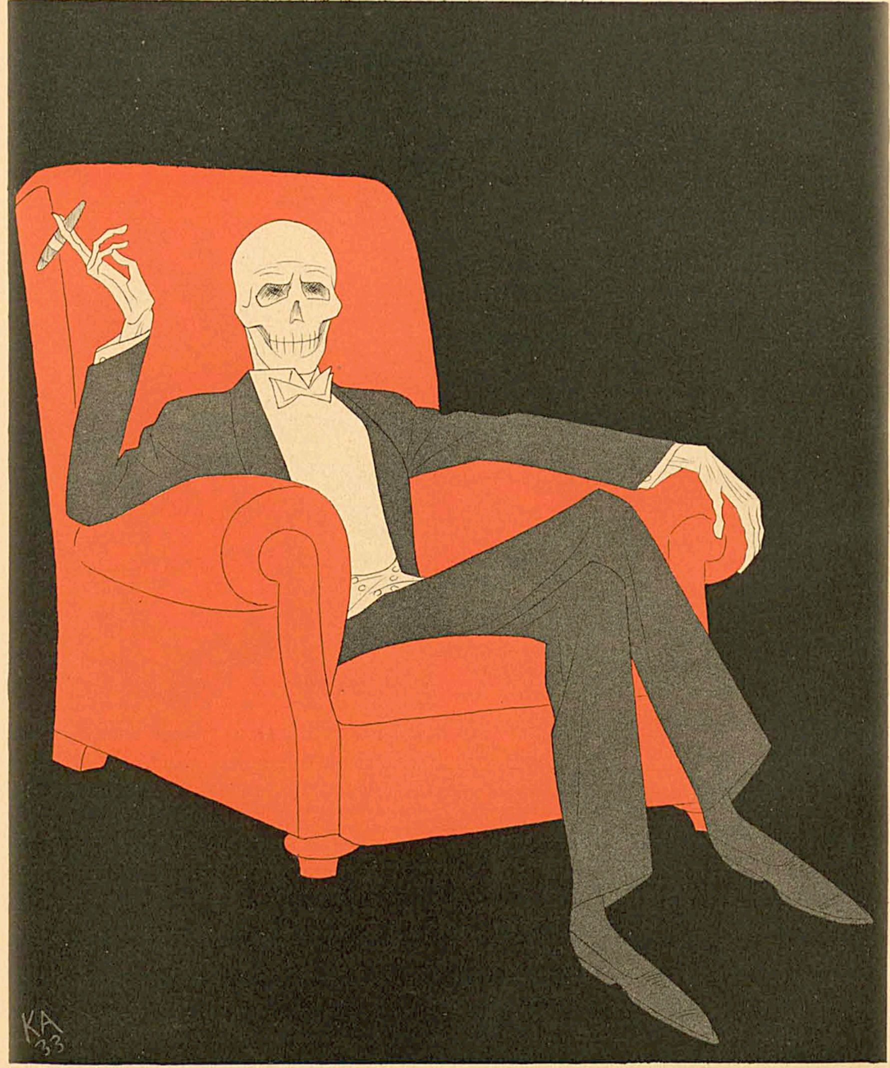
„Deutschland ist da im Herzen Europas, mit seiner gewaltigen Bevölkerung von 65 Millionen Menschen, mit seiner Geschichte, seiner Kultur, seinen Notwendigkeiten. Eine wahrhaft europäische Politik mit dem Ziel der Errichtung des Friedens kann man nicht ohne und noch weniger gegen Deutschland machen."

„L'Allemagne est là, au coeur de l'Europe, avec sa gigantesque population de 65 millions d'êtres humains, avec son histoire, sa culture et ses nécessités. Une politique vraiment européenne visante à instituer la paix ne saurait se poursuivre sans l'Allemagne et encore moins contre elle."

„There is Germany situated in the heart of Europe, with her big population of 65 millions, with her history, with her culture, with her necessities. A really European policy, aiming at the building up of peace, cannot possibly be followed without and, still less, against Germany."

„La Germania è nel cuore, dell' Europa con la sua immensa popolazione di 65 milioni d' abitanti, con la sua storia, la sua cultura, con le sue necessità. Una vera politica europea con lo scopo del mantenimento della pace non si può fare senza e tanto meno contro la Germania."

MORS TRIUMPHATOR



(Karl Arnold)

„Was heißt Sieger und Besiegte — der tatsächliche Kriegsgewinnler bin immer Ich!"
„Les vainqueurs? Les vaincus? Peuh! — le véritable profiteur de la guerre, c'est toujours m o i !"
„What of victors, what of defeated — the only one who has really gained by the war, that is I!"
„Che cosa significa vincitore o vinto? . . . quella che ha vinto veramente sono sempre io! . . ."

Bezugspreis: Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Redaktion und Verlag des Simplicissimus: München 13, Elisabethstraße 30 • Für die Redaktion verantwortlich: Karl Arnold, München • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart.

München, 5. November 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 32

SIMPLICISSIMUS

Deutschland verläßt den Völkerbund

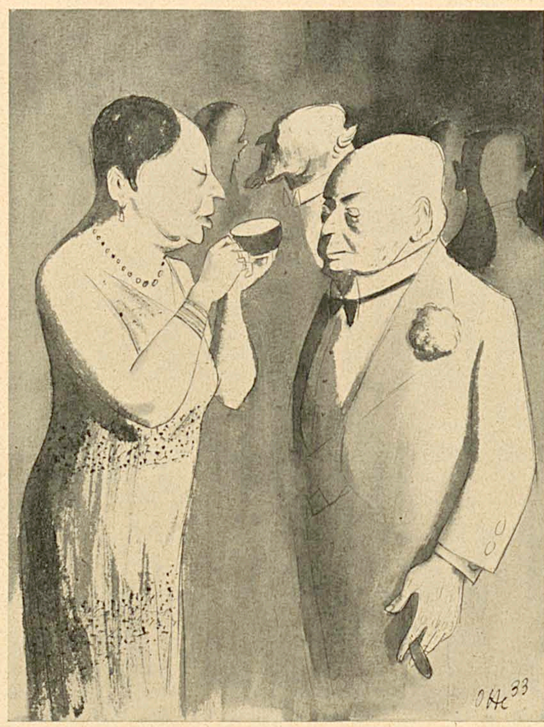
(Wilhelm Schulz)



„Unerhört, trotzdem ich ihm die vertragliche Abrüstung schon vierzehn Jahre lang versprochen habe, will er doch nicht daran glauben!"

Der neue Genfer Diplomatengruß

(Otto Herrmann)



„Wissen Sie schon, Baron, man grüßt jetzt nicht mehr ‚Bonjour, monsieur‘, sondern ‚Bien ajourné, monsieur‘ — also nicht mehr ‚Guten Tag, mein Herr‘, sondern ‚Gut vertagt, mein Herr!‘“

Ultima ratio

/ Von Hans Seiffert

Selbstverständlich waren die Herren von der Vickers & Sons Ltd. sofort einverstanden, als sich völlig unerwartet ein Käufer fand für die sechzig Bombenflugzeuge modernster Konstruktion, die Paraguay in Auftrag gegeben, aber wegen innerpolitischer und finanzieller Schwierigkeiten nicht hatte abnehmen können. Sie betrachteten das Kaufangebot vielmehr als einen wahren Glücksfall, und daß es ausging von einem Privatmann, einem gewissen Herrn Brown —, nun, erstens konnte es ihnen gleichgültig sein, wer ihnen ihre Bombenflugzeuge abkaufte, wenn er nur zahlungsfähig war; zweitens hatte dieser Herr Brown bereits bei Auftragserteilung fünfzig Prozent der Kaufsumme angezahlt, und drittens: sie waren doch nicht umsonst Kriegsmateriallieferanten und also mit allen Wassern gewaschen, sie wußten doch genau, wer hinter diesem Brown steckte. Natürlich die ...ische Regierung, die eben aus irgendwelchen Gründen nicht selbst als Käufer auftreten wollte, sondern den Herrn Brown vorschickte. Wäre ja auch zum Lachen, ein Privatmann, der sich ein Bombengeschwader zulegte ...!

Genau so wie im Direktorium der Vickers & Sons Ltd. dachte man auch bei Armstrong & Co., als hier wenige Tage später eine Bestellung auf hundert schwergepanzerte Kampfflugzeuge und achtzig Jagdflugzeuge des schnellsten Typs einging, und auch die Henley-Werke sahen keinen Grund, den Riesenauftrag auf Spreng-, Brand- und Gasbomben aller Kaliber etwa deshalb nicht anzunehmen und prompt auszuführen, weil er von einem Herrn Brown ausging. Der Auftrag war gut, das Geld war gut, und Brown — haha, Brown war sogar sehr gut! Ein ausgezeichneter Witz!

Dennoch waren, was diesen Herrn Brown betraf, die Herren bei Vickers, Armstrong, Henley und den anderen Kriegsmaterialfabriken, die in der nächsten Zeit in Erledigung Brownscher Ordres mit Hochdruck arbeiten und Nachtschichten einlegen mußten —, dennoch waren sie durchaus im Irrtum. Herr Brown war nicht Strohmann irgendeiner Regierung, sondern wirklich ein Privatmann, und das Dementi der ...ischen Regierung sagte ausnahmsweise einmal die Wahrheit, als es jede Verbindung der Regierung mit Brown entrüstet in Abrede stellte und sogar der lebhaftesten Beunruhigung über das seltsame Vorgehen des Herrn Brown Ausdruck gab. Während nun die Regierungen Anfragen und Noten wechselten, während die Kabinette und drei Dutzend Völkerbundsausschüsse in Sachen Brown in Permanenz tagten, schuf sich Herr Brown im Laufe weniger Monate eine gewaltige Kriegsluftflotte, die an Stärke und Schlagkraft die Luftflotten der Weltmächte bald überflügelt hatte. Das Geld? fragen Sie? Geld hatte er genug; als Erfinder und alleiniger Hersteller des Kaugummischwamms und anderer lebensnotwendiger Kleinigkeiten hatte er seinerzeit ein märchenhaftes Vermögen erworben und in allen Krisen nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vermehren gewußt. An Geld mangelte es ihm also nicht. Und das technische Personal, die Bemannungen für seine Luftflotte? Brown zahlte gut, und die Leute strömten ihm zu. In seinen Diensten standen die fähigsten Ingenieure, die kühnsten Piloten, die besten Maschinengewehrschützen und Bombenwurfspezialisten. Verbote der Regierungen an ihre Untertanen, in Brownsche Dienste zu treten, blieben ebenso ohne jeden Erfolg wie die Aufforderungen an die Fabriken, Aufträge Browns nicht auszuführen. Das internationale Kapital witterte Profit und wollte ihn sich natürlich keinesfalls entgehen lassen; außerdem konnten die englischen und amerikanischen Fabriken auf die durch diese Brownschen Bestellungen bewirkte Entlastung des Arbeitsmarktes verweisen. Durch Abrüstungskonventionen noch weniger als die Regierungen beschränkt, rüstete also Herr Brown, exerzierte auf den Flugplätzen seiner riesigen Besitzungen seine Luftgeschwader und beantwortete alle Anfragen mit Stillschweigen.

Aber was, zum Teufel, wollte er denn nun eigentlich mit seiner Luftflotte? Die Zeitungen füllten manche Spalte mit Vermutungen und authentischen Verlautbarungen, viele Leute zerbrachen sich den Kopf; die Wahrheit aber erfuhr kein Mensch vor dem 26. Mai.

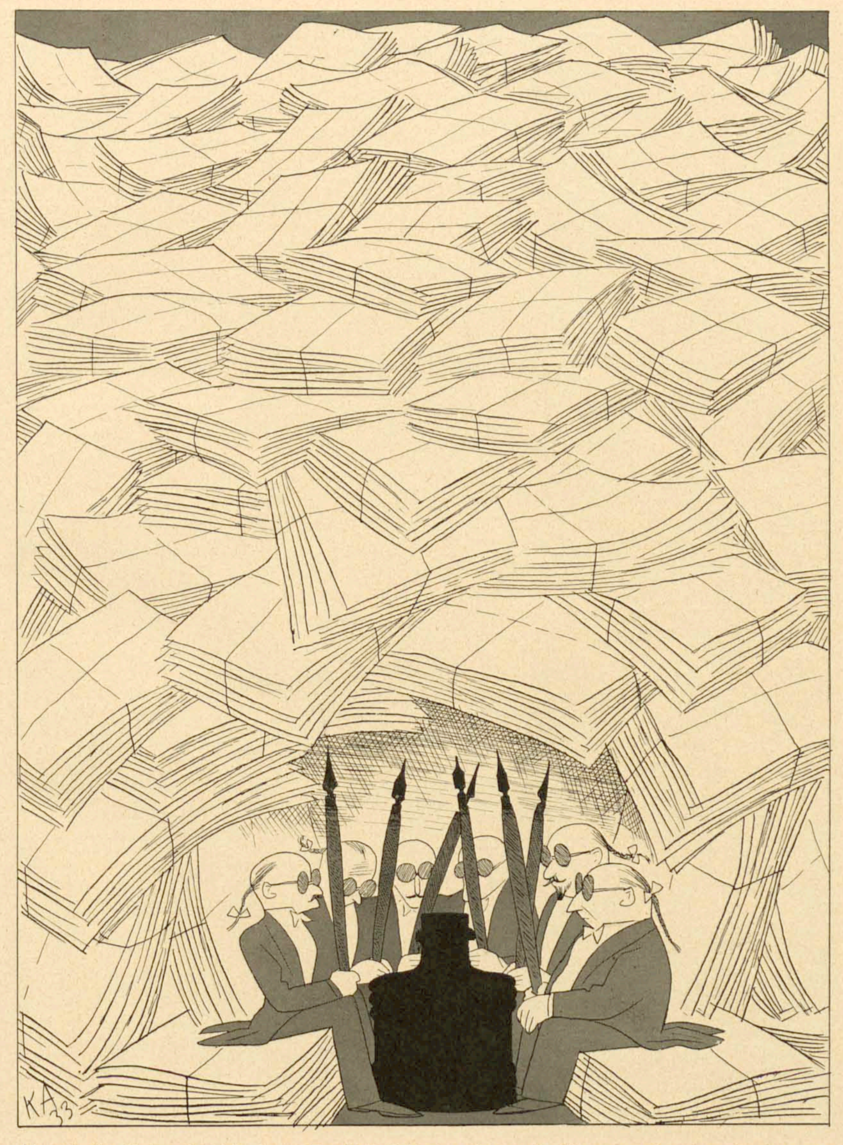
An diesem Tage stellte Brown sämtlichen hochgerüsteten Staaten der Erde ein Ultimatum, „binnen zweiundsiebzig Stunden bedingungslos und vollständig abzurüsten, andernfalls er durch Luftangriff die Hauptstädte und Industriezentren der sich widersetzenden Staaten dem Erdboden gleichmachen werde“. Dieses Ultimatum schlug ein wie eine Bombe. Die Regierungen entfalteten eine fieberhafte Tätigkeit; ununterbrochen flogen Radiogramme und Staatstelephonate hin und her; bei einem eiligst entrierten diplomatischen Frühstück vergaß man sogar das Frühstücken und redete gleich zur Sache — ein unerhörtes Novum in der Geschichte der Diplomatie. Man ächtete diesen Herrn Brown als Feind der Menschheit, man erwog allen Ernstes einen allgemeinen Präventiv-Weltkrieg gegen ihn, hatte aber — mein Gott, daß die Regierungen so etwas erleben mußten! — die Rechnung ohne die Völker gemacht, die fanden, daß Browns Forderung nach sofortiger Einlösung des feierlichen Abrüstungsversprechens höchst vernünftig sei, und von einem Widerstand gegen das Ultimatum, das sie begrüßten, ganz und gar nichts wissen wollten.

Als ein von der ...ischen Regierung auf eigene Faust unternommener Versuch der ...ischen Luftstreitkräfte, durch nächtlichen Handstreich Browns Hauptstützpunkt Brownstown zu zerstören, mit dem Siege der Brownschen Luftflotte und der völligen Vernichtung der Angreifer geendet hatte, kamen in letzter Stunde auch die Regierungen zur Vernunft. Sie unterwarfen sich dem Ultimatum, vernichteten in kürzester Zeit sämtliches Kriegsmaterial — nicht ohne inniges Vergnügen erinnerte

(Schluß auf Seite 377)

Die Unsterblichen

(Karl Arnold)



„Uns Genfer Diplomaten könnte im Ernstfall nichts passieren, die Akten der Abrüstungskonferenzen bieten uns einen bombensicheren Unterstand."

Der Straßburger Sender

(E. Schilling)



Nicht entgiftet wird die Atmosphäre, sondern vergiftet!

(Schluß von Seite 374)

man sich dabei der tausend Gründe, mit denen sie die technische Undurchführbarkeit einer schnellen Abrüstung immer haarklein und überzeugend dargetan hatten —, und als Brown sich von der restlos durchgeführten Abrüstung überzeugt hatte, tat er mit seinen Luftgeschwadern das gleiche: er verschrottete sie. Der einzige Leidtragende bei der Sache war das internationale Kapital, das nach einer kurzen, durch Brown entfachten Konjunktur in Rüstungswerten nun durch eben diesen Brown gehörig eins auf den Hut bekam.
Aber darum war es schließlich nicht weiter schade.

Mit dem Herz muß man sich in acht nehmen

Von Johannes Hardt

Die Dame war zweiundsechzig Jahre alt.
Der Herr dreiundsechzig.
Er war geschieden, sie war Witwe.
Sie hatten sich auf einer Bank am Tegernsee kennengelernt. Es war sehr heiß damals, und die kleine, dicke Frau Rechnungsrat Buchner mußte sich unbedingt hinsetzen, obwohl schon ein Herr auf der Bank saß. Es war ihr zwar etwas peinlich, aber sie war so erschöpft von der Hitze. Sie nickte ein wenig zum Gruß, dann holte sie nervös ihr Taschentuch aus der Handtasche und wischte; sie wischte immer wieder, langsam und etwas verlegen, über Stirn und Kinn. Sie nahm Kölnisch Wasser und besprengte das Tuch.
„Es ist sehr heiß heute“, sagte der Herr entschuldigend.
„Ja, sehr heiß“, sagte Frau Buchner und atmete tief auf. Sie dachte, daß das ein sehr netter, liebenswürdiger Herr sei.
Eine leichte, weiße Wolke segelte daher im Himmelsblau.
„Wenn wir nur endlich ein Gewitter bekämen“, sagte der Herr, „ich spüre schon tagelang mein Rheuma in der Schulter.“
„Ach, Rheuma haben Sie? Rheuma habe ich nicht, Gott sei Dank, aber das Schwitzen, das ist so lästig. Es kommt vom Herz, sagt der Arzt.“
„Mit dem Herz muß man sich in acht nehmen“, sagte der Herr.
„Ja, das ist nicht so einfach. Wenn man so viel hinter sich hat, wie ich...“
„Aber, aber, so sehen Sie gar nicht aus . . . Sehen Sie, i c h zum Beispiel . . .“ und die kleine Frau Buchner hörte teilnehmend zu und nickte freundlich und wischte manchmal mit ihrem Tuch, weil ihr immer noch heiß war und weil ihr diese Vertraulichkeit fast etwas zuviel war. Als sie dann am Spätnachmittag auseinandergingen, wußte Frau Buchner, daß er eine Fabrik besitze in Thüringen, und daß er von seiner Frau geschieden sei.

*

Zu ihrem größten Erstaunen bekam Frau Buchner am nächsten Morgen einen Strauß dunkelroter Rosen und einen Brief von ihm in die Pension geschickt. Sie konnte es gar nicht fassen, daß die Blumen ihr gehören sollten; wer in aller Welt schenkt einer alten Frau noch Blumen? . . . Aber so sehr sie sich darüber freute, so beunruhigt war sie auch. Was wollte der unglückliche Mensch von ihr? Sie war doch alt, zweiundsechzig Jahre alt und Großmutter!
Trotzdem machte Frau Buchner am Nachmittag ungewohnt viel Umstände beim Anziehn. Alles mögliche fiel ihr zu guter Letzt hinunter, und als sie endlich fort kam, war es gerade noch Zeit. Ganz pünktlich kommt eine Dame sowieso nicht.
Er saß schon auf der Bank, als sie kam.
„Sie haben mir so schöne Rosen geschickt!“
„Hat es Ihnen Freude gemacht?“
„Ja freilich, aber Sie dürfen doch kein Geld ausgeben für mich.“
Sie sprachen über vieles. Von dem schwärmerischen Brief, der fast eine Liebeserklärung war, wurde nicht gesprochen. Das beruhigte Frau Buchner sehr. Sie blieb auch angelehnt an die Bank, als er später seinen Arm knapp neben ihr auf die Lehne stützte und so ihren Oberarm berührte.
Im Laufe der nächsten Tage machten sie Spaziergänge am See und im Wald. Die Welt war auf einmal so schön geworden. Eine Blume, eine Wolke, der Sonnenzauber am Waldboden, der Duft der Ernte aus den Heustadeln auf den Feldern, es hob sich alles heraus aus dem Gewohnten. Und er war so voll Rücksicht. Wenn sie müde war, bot er ihr den Arm. Und dann fing er einmal an, „Frau Inge“ zu ihr zu sagen. Als sie auf einer Bank ausruhten, gab er ihr den ersten Kuß.

*

Was war aus den beiden Menschen geworden in diesen Tagen! Sie, die nichts mehr für sich erwartet hatten vom Leben, überstürzte diese Liebe mit aller Macht. Es gab zwar Kämpfe für Frau Inge mit dem Komplex „Moral“ und „Alter“, aber mußte man sich nicht bald loslösen von dieser Welt und gehen? Man war immerhin über sechzig. Frau Inge brachte die Kraft auf, dieser Liebe nicht aus dem Wege zu gehen.

*

Sie trennten sich schwer nach glücklichen drei Wochen. Im Frühjahr wollten sie zusammen nach Florenz. „Unsere Hochzeitsreise“, sagte er.
Am bittersten war der Gedanke beim Abschied (den junge Leute nicht zu denken brauchen), daß eines von ihnen gestorben sein könne bis zum Frühjahr . . .
Briefe gingen hin und her. Immer war irgendwo ein

(Schluß auf Seite 378)

Blaue Aster

Da alles brach und Gott sich selber neigte
ins aufgebrochene Jahr, im Sternenschein,
trat wohl sein Engel neben ihn und zeigte
die blaue Aster, welche ganz allein

im fahlen Morgen auf dem Friedhof war.
Und sprach der Engel mild von ihrem Schein
und wie sie unversehrt und rein im Morgen war
und blau und blühend auf dem Grab allein.

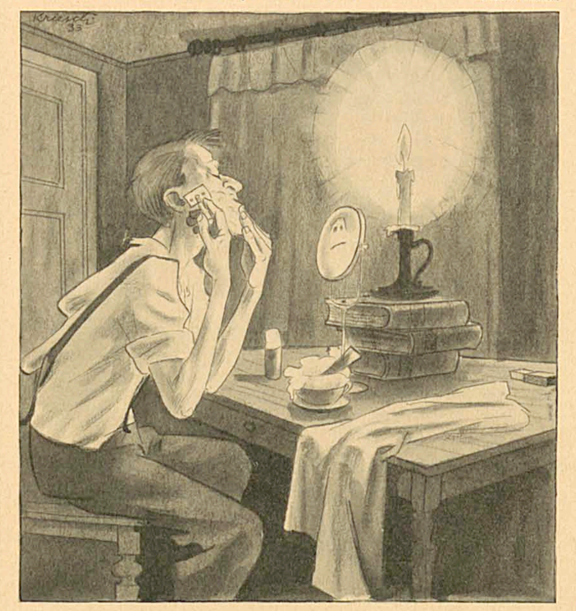
Im fahlen Morgen neigte Gott sich ganz
zu ihr heran, ins aufgebrochene Jahr,
und sah verwundert, wie der blaue Glanz
der Blume auf dem Kinde ausgebreitet war,

das sanft im Grabe lag und so verborgen.
Und trat der Engel wohl heran und stand
wie er geneigt und still im fahlen Morgen.

Ernst Kreuder

Schwarzarbeiter-Spekulation

(Rudolf Kriesch)



„Jetzt vadien' i täglich zwanzig Pfenning mit dem Selbstrasieren — dös wär' grad' die Wurst auf's Brot, wann's mir oaner auszahlen tät!"

Ein Mensch . . .

VII

Ein Mensch wird mit der Zeit oft mürbe,
So daß er gar nicht ungern stürbe.
Nur der Gedanke ist ihm arg,
Daß er dann kalt in einem Sarg,
Gefeit zwar gegen Schicksalsschläge,
Doch immerhin gestorben, läge.
Je nun, wer tot ist, mausetot,
Hat, so zu liegen, keine Not,
Denn Kälte, Wärme, Nacht und Licht
Bekümmern eine Leiche nicht.
Jedoch, was nützt's? Ein Mensch, der lebt,
An irdischen Begriffen klebt
Und kann das Nicht-Gefühl von Leichen
Im voraus keineswegs erreichen.
Er stelle sich, so tot er will,
Er lieg' im Bette, steif und still,
Such' seinen Atem anzuhalten
Und alles Denken auszuschalten —
Die List und Mühe ist vergebens,
Es sprudelt neu der Quell des Lebens.
Der Mensch, der daraufhin erkennt,
Wie streng sich Sein und Nicht-Sein trennt
Und daß man, um in den Genuß
Des Tods zu kommen, sterben muß,
Gibt den Gedanken wieder auf
Und folgt dem weitern Lebenslauf.

Eugen Roth

(Schluß von Seite 377)

Zeichen, ein kleines Kreuz, ein Kreis, das hieß: Diese Stelle habe ich geküßt.

Frau Inge erzählte ihrer Tochter nichts. Niemand sollte etwas wissen. Die letzte Liebe ist wohl so verschwiegen wie die erste.

Sie fing wieder an, sich zu pflegen. Sie ließ sich massieren und hielt streng Diät. Er wünschte, daß sie etwas schlanker würde bis zum Frühjahr.

Er schrieb: „Ich schlafe schlecht. Ich wache jeden Morgen um vier Uhr auf und denke an Dich." Frau Inge stellte von da an ihren Wecker auf vier Uhr früh. Es wurde für sie die Stunde geflüsterter, hemmungsloser Liebesworte, ins Leere hineingeredet, ans Kissen hin, und ihre streichelnden Hände trösteten und liebten . . .

*

Da fiel eines Tages im Wohnzimmer das große Bild des verstorbenen Mannes von der Wand, ohne daß das Glas zerbrochen wäre. „Wie komisch", sagte die Tochter, „der Nagel hat sich gar nicht gelöst, es ist einfach heruntergesprungen durch irgendeine Erschütterung." Frau Inge aber wurde leichenblaß. Am Nachmittag fand Anna die Mutter mit verweinten Augen im Garten.

„Was hast du denn, du hast doch was?"

Da erzählte die Mutter. Es stürzte wie eine Beichte aus ihr. Aber aus den bitteren Selbstanklagen der Untreue zu dem verstorbenen Mann wurde langsam ein kleines, zaghaftes, strahlendes Lied der Liebe. „Es kann keine Sünde sein, ich habe ihn so lieb, — ich würde mein Leben hergeben für ihn", sagte sie. Anna sah erstaunt, wie weich die Mutter wurde im Erzählen und wie hübsch. „Das gibt es nicht mehr unter den Jungen, unsere Generation ist anders", dachte Anna.

„Nun hast du keinen Respekt mehr vor mir . . .", sagte die Mutter.

„Respekt? Ich bin sehr stolz auf dich, daß du noch so lieben kannst."

Sie nahmen Rosen mit hinauf. Man muß viele abschneiden jetzt, es ist ja Herbst. Die Rosen waren leicht vom Reif verletzt; bräunlich-feucht lag das äußere Blatt über der zögernden Entfaltung der Blüte.

*

Ein Brief war gekommen, der Frau Inge in große Aufregung versetzte. Er schrieb, sie möchte ihm so schnell als möglich mit fünftausend Mark aushelfen. „Ja, das ist aber nicht so einfach", sagte Frau Inge, „ich kann doch nicht unser bißchen Geld hergeben. Ich weiß ja gar nicht, ob ich es wiederbekommen kann, wenn es so steht mit ihm . . ."

„Ach, die Liebe!", dachte Anna . . . und sie sagte: „Ja, es ist schließlich unser Einziges, und so ein Unternehmen schluckt viel. Er kann sicher auch anderswo Geld herbekommen."

Frau Inge entschloß sich, ihm zu schreiben, daß sie leider nicht aushelfen könne. Es sei eben ganz unmöglich. Sie schrieb sehr lange an diesem kurzen Brief, und sie fand diesmal keine Gelegenheit zu einem geheimen Zeichen . . . sie war etwas zornig über seine Zumutung.

Erst nach vierzehn Tagen kam Antwort. Er schrieb, daß er das Gefühl habe, man lebe sich auseinander, und außerdem brauche er eine Frau mit Geld in sein Geschäft. Er habe gehofft, in Frau Inge die ideale Frau zu finden, da sie aber kein Kind mehr sei, würde sie wohl einsehen . . ."

„Ach so . . .", sagte die Mutter nur und saß blaß da und legte den Brief etwas schwer aus der Hand. Es ging wie eine leichte Versteifung über sie hin, sie spürte es wohl, das Herz wurde ein wenig klein und schlug nicht so recht. Anna kam dazu. Es war eigentlich nichts zu trösten. Aber die Mutter war so schweigsam, das war das Beängstigende.

Anna wollte irgend etwas sagen. „Sei froh", sagte sie, „daß es so ist. Ja, sei froh, es ist wirklich ein Glück."

„Ja, es ist gut so", sagte die Mutter. Immer noch war diese Versteifung in ihrem Wesen.

*

Was ist die Liebe? Man liebt im andern sich selbst. Das Totenhemd aber hat keine Taschen . . .

Hygiene

Die Frau Professor fährt mit ihrem kleinen Jungen zum Besuch seiner früheren Amme. Im Abteil breitet sie ihr Taschentuch über den Samt des Polsters aus. „Warum tust du das, Mutter?" — „Man weiß nie, wie viele andere sich hier schon angelehnt haben." Bei der Ankunft hebt die Amme den Kleinen zu sich empor, um ihn ans Herz zu drücken. Doch der Knabe zieht sein Taschentuch heraus und breitet es auf dem Busen der Frau aus. „Was machst du da, Junge?" — „Das muß man machen. Wer weiß, wie viele andere sich hier schon angelehnt haben."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Lieber Simplicissimus!

Die Ehefrau las aus der Zeitung: „Der Völkerbund kommt zu keinem Resultat und vertagt sich. Der Ehemann brummte: „Was hast du da für eine alte Zeitung? Das habe ich schon voriges Jahr gelesen."

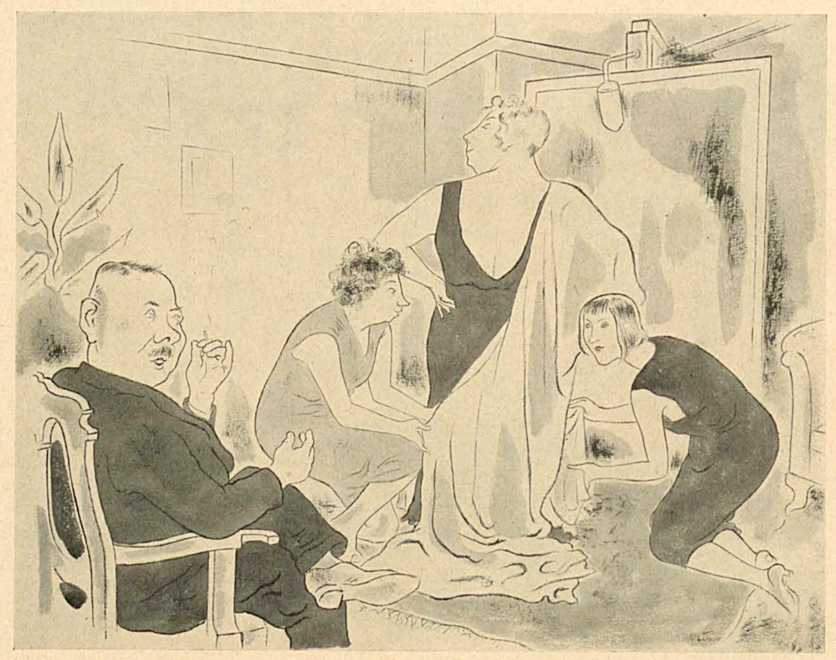
*

In „Dräsdn". Vor dem Fenster einer Eiskonditorei. Im Fenster prangt, zwecks Anlockung des Publikums, ein ausgestopfter Eisbär, ein Eishörnchen zwischen den Vorderpranken.
Vor dem Fenster steht ein kleines Mädchen mit seiner Mutter.
Die Kleine: „Ei, Muttel, gugge mal, een Leewe!"
Die Mutter: „Echa, dees is doch gee Leewe, dees is een Eisbär!"
Die Kleine: „Nu, warum d'n?"
Die Mutter: „Dees siehste doch, du dumme Bibi, där hat doch ä Eisditchen in där Hand!"

*

Zurück zu Rubens

(Jos. Sauer)



„Aber, Männe, diese Farbe macht mich doch viel schlanker!" — „Eben darum, für mich bedeutet das eine Besitzverkleinerung."

Die Legende vom himmlischen Reich

Von Ernst A. Schmidt

Nun sollte Peter Navratil sterben.
Der Priester war da. Er hatte beendet, was die Kirche zum Heil der Seele zu tun vorschreibt, und kniete jetzt neben Peters Lager in lautlosem Gebet. Der Arzt stand am Kopfende, schweigend, mit sachlichem, undurchdringlichem Gesicht. Peters Frau, Angèle, saß zusammengekrümmt auf dem Bettrand und schluchzte leise vor sich hin. In dem armseligen Gelaß sah es aus wie in allen Sterbezimmern: unordentlich, grau, hoffnungslos. Armut und Tod erfüllten es mit ihren unguten Gerüchen, obgleich der Arzt das Fenster geöffnet hatte. Aus der Tiefe der Gasse drangen Kinderstimmen herauf, von weiter her die rastlosen Geräusche der Großstadt. Ein Luftzug bewegte den brüchigen, zerschlitzten Vorhang. Draußen im dunklen Vorplatz schlief Peters und Angèles Kind, das lange geschrien hatte, in seinem Wäschekorb. Es war Nachmittag, im Frühling.
Peter Navratil, der da lag, der mühsamen Verrichtung des Sterbens unterzogen, war neununddreißig Jahre alt. In seiner guten Zeit war er Oberkellner gewesen und weit herum gekommen. Erst vor drei Jahren hatte er sich zur Ehe entschlossen, hatte diese Angèle genommen, was keiner von dem flotten, gut aussehenden Monsieur Pierre (es war in seiner Pariser Zeit) erwartet hätte. Denn Angèle, Lingère im Hôtel de la Couronne, mit schönen, sehr warmen, etwas scheuen Augen, hinkte ein wenig. Peter Navratil aber hatte sie genommen, weil er diese Augen und ihre Hände liebte, und weil das kleine Zimmermädchen aus der Genfer Vorstadt in seiner Hotellaufbahn gut und sauber geblieben war, von innen und außen. In der glücklichen Zeit, in der Angèle ihr Kind empfing, begann Peter ein wenig zu hüsteln. Eines Nachts, als die letzten Gäste eines großen Banketts ihm das Trinkgeld zugesteckt hatten, wurde ihm schwindlig, und er erbrach ziemlich viel Blut. Dann kam der Arzt, das Krankenhaus, noch mehr Ärzte, schließlich das Sanatorium. Viele böse Dinge kamen. Zwischenhinein gebar Angèle ihr Kind, das gesund und kräftig war. Peter indes wurde kränker und schwächer. Das Geld ging aus, da zogen sie in die schmale Gasse. Angèle fand Arbeit in einer Wäscherei. Sie verstand sich ja darauf. Zu Hause lag ihr kranker Mann und ihr gesundes Kind. Sie liebte beide. Wenn sie heimkam, todmüde, war sie bei ihnen. Hätte es nicht so weitergehen können? Mehr hätte sie gewiß nicht verlangt. Aber nun sollte Peter, ihr Mann, sterben. Was nächtelanges Beten heißt, wußte sie. Sie hatte auf ein Wunder gehofft, solange sie an Gott glaubte. Es gab keine Wunder. Was war das — Gott?

*

Peter hatte, bevor Arzt und geistlicher Herr erschienen waren, um ihm die beschwerliche Reise nach Möglichkeit zu erleichtern, schwere Stunden gehabt. Sein Herz stieß schmerzhaft, und das Atemholen wurde immer mühsamer. Einmal hatte Angèle die Hand auf seine Brust gelegt, ganz zart (sie konnte nicht anders). Aber bald nahm er sie und legte sie weg. Sterben ist eine harte Angelegenheit, man muß sie allein besorgen.
Später, als sie das Kind draußen gerichtet hatte, sah Angèle sein Gesicht von einer so ungeheuren Verzweiflung verzerrt, daß ihr dieser Anblick wie ein Säbelhieb ins Herz fuhr. Er drehte das Gesicht zur Wand. Bald darauf aber sah er sie wieder an. Seine braunen, übergroß gewordenen Augen folgten ihr still überall hin, bis Arzt und Seelsorger kamen. Seither hielt Peter die Augen geschlossen. Er lauschte einer Musik, wie er sie so schön niemals gehört hatte. Sie schien überall her und auch aus ihm selbst zu kommen. Sie trug ihn und erfüllte ihn mit wunderbarer Gewißheit.

(Schluß auf Seite 382)

Petit Parisien

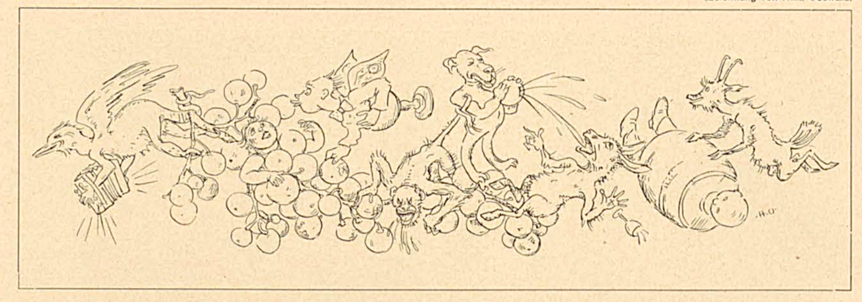
(E. Thöny)



„Ein unverträgliches Volk, diese Deutschen, nun kämpfen sie sogar um Gleichberechtigung und Frieden!"

Neuer Wein

(Zeichnung von Hilla Osswald)



(Schluß von Seite 380)

Gern hätte er Angèle davon gesprochen, doch gab er es, als zu mühsam, auf. Aber er versuchte, sein Glück in sein Gesicht zu legen. Sie würde es dann schon verstehen. Manchmal entfernten sich die Töne von ihm, er vernahm murmelndes Beten und glaubte, seine Frau weinen zu hören. Das tat so weh, daß er sich zu erkennen mühte, was um ihn vorging. Aber dann kamen voll und wunderbar befreiend die Töne zu ihm zurück, und er vergaß das andere.

Plötzlich empfing er einen schweren Stoß gegen die Brust. Und dann noch einen und einen dritten. Der Atem setzte aus, sein Herz stand still. Eine unsägliche Trauer erfüllte ihn. Das ist das Ende, dachte er ganz klar. Um ihn war es dunkel. Er sank oder schwebte mit leisem Rauschen ins Unendliche, irgendwohin. Dann löschte er aus.

*

Als Peter die Augen aufschlug, wußte er sofort, daß Gott da war. Es war eine nie gekannte Helle um ihn, die ihn dennoch nicht blendete. Ruhig stand er darin. Jetzt wußte er auch: die Musik, die er sterbend gehört hatte, war nichts anderes als diese Helligkeit. Und Töne und Licht waren nur ein winziges Teilchen von Gott, der ihn umgab und in ihm war. Peter begriff mit einem Schlag alles.

Er erkannte um sich eine Reihe Gesichter: dies war ja Ilka, sein früh verstorbenes Schwesterchen. Einen Engel, zu gut für diese Welt, hatten die Leute auf dem Dorf es genannt. Und den dicken Jerome sah er hier, der seine Söhne so zärtlich liebte, aber die eigene Frau umgebracht hatte, der Versicherung wegen. Man fand ihn dann in seiner Zelle erhängt. Oh, viele waren da, die er nicht hier erwartet hätte! Aber er wunderte sich nicht. Es war ja nun auch selbstverständlich, daß er selbst hier war, er, der zuletzt auch aufgehört hatte, an Gott und Gottes Gerechtigkeit zu glauben...

Wie er sie aber ansah, fühlte er, daß sie einander wunderbar ähnlich seien. Auch er selber war ihnen ähnlich oder sogar gleich. „So ist das also", sagte er und fühlte sich überaus leicht und glücklich.

„So ist das, Peter", sagte Gott und lächelte ihn an. Peter fühlte, daß Gott ihn anlächelte, und gab das Lächeln zurück. Es war das gleiche Lächeln wie das der andern, Peter wußte auch sofort, daß es eigentlich nur Gottes Lächeln war. Einen kleinen Augenblick lang wunderte er sich, daß alles so einfach war und daß er es nicht schon vorher verstanden hatte. Von diesem wunderbaren Lächeln Gottes kam die Musik und all dies Licht, das nicht nur hell, nicht nur durchsichtig, sondern glückselig machte!

„Verzeihen Sie", sagte er dann schüchtern zu Gott, „gewiß weiß ich, daß alles recht ist, so wie Sie es gemacht haben. Ja wirklich, jetzt weiß ich es! Aber man sagte mir doch —" Hier brach er ab. Aber er sah, daß Gott auch seine Gedanken vernahm.

„Ja, man sagt es und man lehrt es, daß jene zur Hölle verdammt seien, die in Sünden und ungläubig dahinfahren. Es ist mein Wille so, Peter, du begreifst es ja jetzt."

Peter begriff es. Aber dann nahm er sich den Mut und sah Gott an, in den klaren Gesichtern all der Seligen um ihn her, die im Leben Fromme oder Verbrecher oder nur vielerlei gewesen waren, und fragte Gott: „Doch warum mußten wir erst fern von Ihnen leben? Man hat uns gelehrt, daß unsere Vorväter daran schuld waren, weil sie Ihre Gebote übertraten. Aber da es doch Ihr Wille war, daß sie das taten — wie konnten Sie sie dafür strafen? Und mit ihnen alle, alle, die nachher kamen? Konnten wir nicht ewig in Ihnen bleiben? Warum haben Sie uns dem Leben überlassen und getan, als seien wir allein? Warum mußten wir erst Menschen werden und als Menschen leiden, wenn wir doch ein Teil von Ihnen, ja Sie ganz und gar in Wahrheit sind?"

Dies hatte Peter auf dem Herzen gehabt und mit vor Gott gebracht. Er war bereit gewesen, sich Gottes Gericht zu stellen, aber auch entschlossen, Rechenschaft zu fordern. Und jetzt hatte er es zwar gesagt, aber es war keine Anklage mehr. Er wußte ja jetzt, daß gut war, was Gott tat. Nein, es war nur noch eine einfache Frage, die er stellte, und während er sprach, fühlte er Gott näher kommen und erwartete ihn froh.

Und Gott kam in seiner ganzen herrlichen Größe zu Peter. Nicht als brausender Orkan, nicht als zerschmetternder Berg. Gott war kein Gericht.

Gott kam als Stille. Sie zog in Peter ein. Sie öffnete sich ihm groß, und er durchdrang sie. Fern, ohne Laut und Spur, verwehte, was nicht Gott war. Klarheit hob ihn auf. Das Verborgene ward offenbar. Fülle umgab ihn. Dies war Gottes Antwort auf die ewige Menschenfrage:

Er tat sich auf.

*

Von den unhörbaren Stößen, unter denen der Leib ihres Mannes zerbrach, war Angèle aufgefahren. Wie ein Verurteilter vor dem Fallbeil, irr vor Angst, starrte sie ihm ins Gesicht. Dieses Gesicht schien schon erloschen, Schatten wuchsen aus ihm, es begann fremd zu werden. Dann aber, als ihre Lippen sich schon zum schrecklichsten Schrei öffnen wollten, sah sie es leise in ihm aufschimmern. Immer mehr Glanz trat hinein, Peters Mund wurde so schön. Ach, herrlicher wurde sein Gesicht als jenes geliebteste, das nur sie allein kannte. In diesem Augenblick flüsterte Peter, jede Silbe betonend, unsagbar glücklich: „Wun—der—bar!"

Dann reckte er sich, streckte sich lang aus und rührte sich nicht mehr. Sein Mund blieb, wie vor Überraschung, ein wenig offenstehen.

Der Arzt trat hinzu, nahm Peters Hand einen Augenblick und legte sie dann auf das Laken zurück. „Er hat ausgelitten", sagte er gedämpft und mit etwas belegter Stimme, während er Angèle die Hand gab. Dann strich er sanft und mit berufsmäßigem Geschick über Peters Augen. Auch der Priester erhob sich. „Gott erbarmt sich unserer Sünden", sagte er fromm und schlug das Kreuz über dem Toten. „Er wird auch ihn dereinst aufnehmen ins himmlische Reich." Noch einiges sprach er, was ihm angemessen schien. Er war ein alter Mann und gab, was er geben konnte. Er meinte es gewiß gut.

Dann saß Angèle allein in der dunklen Stube. Peters Züge konnte sie nicht mehr erkennen. Sie wünschte es auch nicht. Eine große Stille war in ihr und um sie. Sie war bei Peter. Und Peter war bei Gott. Im himmlischen Reich... Das wußte sie jetzt.

Erst als sie das Kind draußen sich regen hörte, fing sie an bitterlich zu weinen.

Lieber Simplicissimus!

Ludwig Thoma machte des öftern einen Abstecher nach Großdingharting bei München und verkehrte dort in der durch ihre gute Küche weithin bekannten Wirtschaft. Er unterhielt sich gerne mit den Wirtsleuten, bei denen er sich großer Beliebtheit erfreute. An einem schönen, sonnigen Herbsttag war er wieder einmal mit seinen Freunden vom Herzlstammtisch gekommen, fühlte sich besonders wohl und sagte zu der Wirtin, indem er mit der flachen Hand auf den Tisch schlug: „Herrgott, Frau Wirtin, is bei euch schön! Da komm' i amoi im Winter raus mit 'n Schlitt'n und bleib' a paar Tag!" Die Wirtin maß ihn mit einem langen Blick und ging vom Tisch weg, ohne irgend etwas zu erwidern. Thoma sprach den Freunden gegenüber seine Verwunderung aus, daß die sonst so gesprächige Frau seine Mitteilung so schweigsam und ohne jede Freudenbezeugung quittiert hatte. Kurz hernach kam auch der Wirt an den Tisch, und Thoma wiederholte seinen Verspruch. „Ja, Herr Dokter", lautete die Antwort, „mei Oite hat mir's scho' g'sagt. Wissen S', mir ham Eahna arg gern und g'frei'n uns, wenn S' alloa oder mit Ihre Freind einkehren. Aba daß S' mit 'n Schlitt'n kemma und glei a paar Tag' bleib'n woll'n, des geht bei ins net. Alloa recht gern, aba net mit 'n Schlitt'n."

Und da ist dem Ludwig Thoma siedigheiß eingefallen, daß im Altbayerischen ja Schlitt'n und G'schpusi ein und dasselbige bedeutet.

Winterhilfe für die Notstandsgebiete

(Olaf Gulbransson)



Helft den ärmsten Brüdern und Schwestern!

Um Allerseelen

(C. O. Petersen)



Die Hände, die voreinst gesät,
die schweren Schritte hin und her,
die Arme, die das Korn gemäht
und die es banden, sind nicht mehr.

Sie, der sie dienten Jahr für Jahr
in harter Fron, um kargen Sold,
die Erde, alt und wunderbar,
hat sie zu sich herabgeholt.

Am schmalen Rain, im Ackerland,
im weiten Felde steht ein Pflug
und wartet auf die nächste Hand —
Es ist noch lange nicht genug.

Dr. Owlglaß

München, 12. November 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 33

SIMPLICISSIMUS

Deine Stimme deinem Volke —

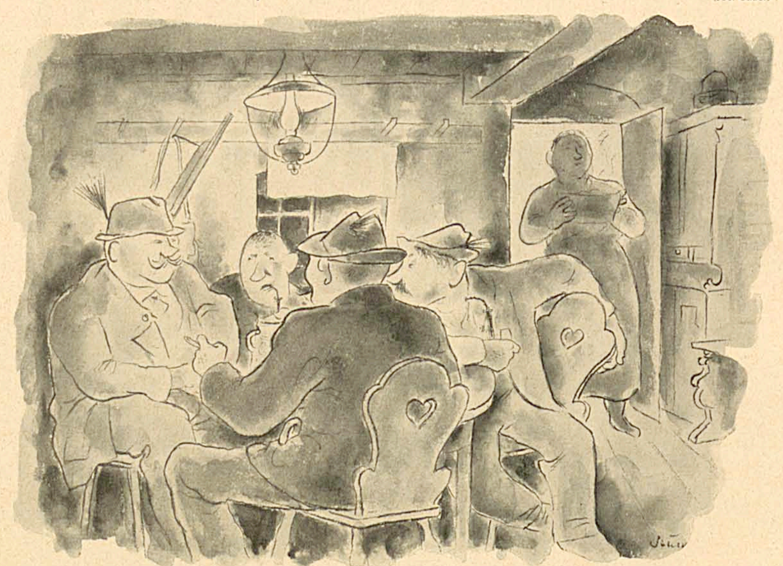
(W. Schulz)



für Gleichberechtigung, Ehre und Frieden!

Ein Wirtschaftspolitiker

(Jos. Sauer)



„Ja, moanst du, die Franzosen denka an's Abrüsten!?" — „Schad', — dene iahre tiafen Betonunterständ' gaaben zünftige Bräukeller!"

Ein Volk steht auf!

Wir leben im Schatten,
wir wollen ins Licht!

Einen Krieg?...
Einen Krieg wollen alle nicht.

Fragt jede Mutter auf der Welt,
die Lebendiges in den Armen hält —
oh, sie wird blaß, und ihr Herz schlägt [schwer:
Muß es sein?
Nein!
Wir wissen, die Erde braucht kein Blut.
Wir brauchen anderen Mut.

Denn wir leben im Schatten,
und wir wollen ins Licht!
Revanche? ...
Nein!
Revanche brauchen wir nicht.
Der HERR sagt: die Rache ist mein.

Ihr aber habt Unrecht getan,
und die Toten, die Toten klagen euch an,
die der große Mäher umsonst gemäht.
Ihr habt Haß gesät!

Erkennet die Zeichen: jetzt ist die Zeit,
die Hand sich zu reichen.
Wir sind bereit.

Johannes Hardt

Onkel Ludchen / Von Katarina Botsky

Der Täufling trug ein Häubchen mit rosa Röschen; denn er war eine Sie, der Täufling, und sie brüllte fürchterlich während des feierlichen Taufakts. Die Paten schlugen verlegen die Augen ein. Bis auf den kleinen dreißigjährigen Onkel Ludwig. Als die Reihe an ihn kam, das Kind auf den Arm zu nehmen, da — o unvergeßliches Wunder! — strahlte es auf wie ein Lämpchen und streckte ihm jauchzend die Rechte entgegen. Die er mit einem kleinen Kuß, zuckenden Gesichts, an sein Herz bettete, weil ihm war, als ob ihm plötzlich ein Kind geschenkt würde, dies allerliebste Däumelinchen, ihm, dem verwachsenen kleinen Junggesellen mit der schwachen Brust, der an Vaterschaft nicht denken durfte.
Wie er da steht mit dem Kind im Arm! dachte die Großmutter. Wäre er nicht ein Mann, so möchte ich sagen: wie eine Madonna!
Jetzt hieß das Däumelinchen Luise Henriette. Nach den beiden Großmüttern. Onkel Ludchen war jeden Tag um sie; selbst beim Baden wollte er zugegen sein. „Raus!" schrie dann die Amme gereizt. „Das ist doch hier e kleines Damche!" — Ach was, Damche! Es war das ihm am Taufbecken geschenkte Kind. Da er in seines Bruders Hause wohnte, in dessen Geschäft tätig war, glaubte er, auch im Kinderzimmer aus und ein gehen zu dürfen. Im Kontor dichtete er Wiegenlieder, und ehe man sich's versah, verschwand er plötzlich, stand, das Lied in der Hand, vor dem Kinderzimmer, sich nicht hinein wagend, weil er schon so oft da gewesen war. An einen traurigen Zwerg erinnernd, lehnte er die Stirn an die Tür, hingegeben lauschend. Näherten sich Schritte, flog er mit wehender Jacke davon; flog wieder heran, wenn niemand kam. Wie oft stand er vor dieser Tür, bereit, sie nicht nur brutal aufzureißen, sondern sie mit den Füßen einzutreten.
An seiner Hand tat Däumelinchen die ersten Schritte, auf dem großen Teppich im Wohnzimmer. Herrlich schien die Sonne auf die roten Teppichblumen, über die der Kleinen winzige Schuhe stolperten. „Eins, zwei — eins, zwei..." Der Onkel mußte husten; aber er tat es mechanisch, wußte es kaum. Wie ein leichter Schatten nur zog der Husten über seine glückliche Seele, die — „eins, zwei — eins, zwei" — mit Däumelinchen über die roten Blumen ging.
„Ich werde so klug", schrieb er in sein Tagebuch. „Ich werde sogar hübscher, seitdem ich das Kind habe. Vielleicht auch etwas größer. Wieviel klüger, hübscher und größer müssen erst richtige Väter werden —! Indessen glaube ich, daß ich die meisten darin übertreffe."
Die ersten fünf Jahre Däumelinchens waren ihres Onkels glücklichste Zeit. Bald brauchte er nicht mehr zu ihr eilen; die Kleine kam zu ihm. Hopp — war sie im Speicher auf der großen Waage, und er mußte sie wiegen, und weil sie so niedlich darauf aussah, dauerte das Wiegen furchtbar lange. „Wieder zwei Pfund zugenommen!" rief der Onkel jedesmal, auch wenn es nicht wahr war. Dann sprang sie ihm von der Waage, jubelnd, in die Arme, und dann tat sie, als wiege sie ihn. „Wieder zwei Pfund zugenommen!" schrie sie aus Leibeskräften. Doch Onkel Ludchen nahm immer nur ab.
In seinem siebenunddreißigsten Winter

(Schluß auf Seite 389)

Vollstreckungsbeamter der französischen Rüstungsindustrie

(Karl Arnold)

„Seien Sie barmherzig, Monsieur, — es ist unsere letzte Kuh!“ — „Auch diese braucht der Staat, um Ihr Eigentum zu schützen.“

Des Teufels Werk

(Olaf Gulbransson)



„Fort da! Es handelt sich nicht um einen gewöhnlichen Völkerfrieden, sondern um den Frieden von Versailles!"

(Schluß von Seite 386)

wurde er richtig krank, mußte sogar das Bett hüten, und das Kind kam ihn nicht besuchen. Nur der Schnee sah öde und traurig zu ihm hinein. Einmal, mittags, drückte Däumelinchen ihr kleines Gesicht von draußen, vom Hof aus, an sein Fenster. „Onkel Ludchen! Wo bist du?" — „Hier! Hier!" rief er vom Bett aus. „Warum kommst du nicht zu mir?" — „Darf nicht!" flüsterte die Kleine und nickte ihm ernsthaft zu. Er konnte sich ja denken, weshalb nicht, und diese Erkenntnis ging ihm wie ein Stich durchs Herz.

Als es ihm wieder besser ging — soeben war er ein wenig spazieren gegangen, hinein in den Sonnenschein —, huschte Däumelinchen, alle ihre Puppen im Arm, das Wendeltreppchen hinunter, das aus ihrer Eltern Wohnung zu seinem Zimmer hinabführte. Die Puppen brachte sie dem Kranken. Die, wenigstens, sollte er zur Gesellschaft haben. Vor der Tür rief sie: „Onkel Ludchen, mach auf! Ich bin es!" Keine Antwort. Seufzend legte sie den Haufen Puppen zur Erde und öffnete selbst die Tür. Kritisch sah sie sich im leeren Zimmer um, holte die Puppen und setzte sie hübsch nebeneinander aufs Sofa, drehte ihre Arme hoch, damit sie den Onkel grüßten, sobald er zurückkehrte. Dann malte sie am Schreibtisch auf ein Blatt: „Onkelutchen Heudeabent darfs du di Kinnder Säubrn." — Die Sonne schien auf die Puppenfront, als er heimkehrte. Er strahlte auf. Däumelinchen war wohl hier gewesen. Lächelnd las er die Mitteilung. Nun hätte er sich gern aufs Sofa gesetzt; aber „die Kinder" saßen ja dort. Ach, er war doch recht müde! Am besten, er legte sich hin, und als er lag, schlief er ein, und als er wieder erwachte, wurde es schon dunkel. Da saßen die Kinder, die er zu säubern hatte. Trüblächelnd erhob er sich, trat ans Sofa und versank in trauriges Brüten. Sauber und tot waren diese Kinder — da gab es nichts zu „säubrn". Mit einer Grimasse ergriff er, wild, eine der Puppen und drehte ihr mit Gewalt den Hals um, warf sie zur Erde und trat sie mit Füßen. „Schicksal!" flüsterte er. „Ist das alles, was du mir geben kannst?"

An einem Frühnachmittag kam Däumelinchen wieder zu ihm. Onkel Ludchen besaß schönes dichtes Haar und ein silbern blitzendes Stahlbürstchen. Sein Haar mit dieser Bürste zu bearbeiten, gehörte zu Däumelinchens Lieblingsbeschäftigungen. Nachdem sie den Onkel begrüßt hatte, wollte sie ihn gleich „gesundbürsten". Auf dem Sofa knieend, begann sie sich energisch diesem Geschäft zu widmen. Mit der größten Hingabe wurde ihm das Haar immerzu in die Stirn gebürstet und wieder zurück. Manchmal wackelte ihm der Kopf unter dem Ansturm von Däumelinchens „Gesundbürsterei". Vor ihm stand ein angetrunkenes Glas mit rotem, funkelndem Wein. Die Kleine unterbrach ihre emsige Tätigkeit, um, putzig ermüdet, in den Wein zu blicken. „Willst du?" fragte er fast atemlos und hielt ihr sein Glas zum Trinken hin. Es ist Verbrechen, dachte er, aber ich will wissen, ob sie es vermag. Es konnte — konnte! doch nicht sein, daß seine Krankheit tödlich war?! Der Kinderkopf beugte sich über das Glas; kicherte. Verzerrt mitkichernd versuchte der Onkel, Däumelinchen etwas Wein in den Mund zu kippen. Die Kleine preßte erschreckt die Lippen zusammen. Ein böses Ahnen stieg heiß in ihr auf. Er gab nicht nach. Da packte sie das Glas mit beiden Händen und stieß es ihm ins Gesicht, rutschte verstört vom Sofa und lief davon.

Er saß da — allein — den Kopf gesenkt, die Arme hängend. Der Wein tropfte ihm vom Gesicht; er fühlte es nicht, er wußte auch nicht, daß ihm das Haar in die Stirn gebürstet war bis zu den Augenbrauen. Schließlich zog er das Taschentuch heraus und trocknete sich das Gesicht ab. Das war nicht leicht, denn seine Augen — wie zwei Dinge für sich — strömten, strömten immerzu ...

Jetzt war Däumelinchen zehn Jahre alt, hatte heute Besuch von ihrer Schulfreundin, Sonntagsbesuch. Die Eltern waren verreist, der Onkel sollte mit den beiden Mädels zu Mittag essen. Darauf freute er sich, obgleich es ihm gesundheitlich wenig gut ging. Däumelinchen, schon mehr Luise Henriette, empfing ihn geradezu damenhaft. „Nehmen Sie doch Platz, mein Herr", sagte sie unter zierlichen Verbeugungen. „Wir freuen uns über Ihren Besuch." Onkel Ludchen strahlte, obgleich er gestern in sein Tagebuch geschrieben hatte: „Es beginnt schon die kleine Dame aus ihr herauszuwachsen. Mein Däumelinchen stirbt. Und niemand weint, wenn Kinder sterben, die als Erwachsene weiterleben. Ich aber werde weinen." Doch jetzt strahlte er noch. Lachend saßen sie alle drei um den Tisch.

„Auf die Suppe verzichte ich", sprach der Onkel heiter. „Mein Appetit reicht nur für den Braten aus." Luise Henriette runzelte die Stirn. Energisch tippte sie auf ihren Suppenteller, auf dem zu lesen war: Gemüs' und Fleisch bekommt nur der, der seine Suppe aß vorher. „Ohne Suppe gibt es keinen Braten", sprach sie kühl. „Ach, Unsinn!" brummte der Onkel und schickte das Mädchen mit der Suppe hinaus. „Nicht Unsinn!" beharrte Luise Henriette. Energisch erhob sie sich und nahm dem Onkel Messer und Gabel weg. Auf ihren Wink mußte sich ihre Freundin an des Onkels andere Seite stellen, und nun sangen sie ihm den Suppentellervers kräftig in die Ohren. Er sprang auf. „Was fällt euch ein?" Als Antwort nur der Vers. Traurig ging sein Blick über Luise Henriette hin. Ihrem Vater gegenüber hätte sie dies nie gewagt. Langsam schritt er zur Tür, um zu gehen. Würden die Kinder dadurch zur Vernunft kommen? Behüte! Die beiden kleinen jugendblanken Furien trieben es so toll mit ihrem Vers, daß er hinauslief.

Fassungslos landete er unten auf seinem Sofa. Verspottet hatte sie ihn heute —! Das war der Anfang vom Ende. Ach! den Kopf in die Kissen pressen — so! — und nun schlafen — vielleicht auch träumen.

Von ihrer Freundin gefolgt, trat nach einer Stunde Däumelinchen ein mit einer halbwelken Blume in der Hand und einer Abbitte im Munde. „Er schläft", wisperte sie. Sanft legte sie die Blume auf seinen Kopf. „Ich darf ihn nicht küssen", wisperte sie, „weil" — kleines trockenes Schluchzen — „weil er bald sterben muß." Über ihre eigenen Worte erschreckt, kniff sie die Augen zu. Er regte sich nicht; aber — dunkle Wellen schienen ihr von ihm ans Herz zu rollen. Entsetzt packte sie die Freundin, und beide stürzten hinaus. Ihre Tritte entfielen ihnen wüst auf dem Eisentreppchen. Onkel Ludchen öffnete die Augen. Das mußte ein böser Traum gewesen sein?! Dasselbe kleine Mädchen, das ihm einst ein neues Leben schenkte, hatte ihm soeben den Tod verkündet. In seinen Ohren begann ein finsteres Getöse. Es wurden Pfähle eingerammt, kam es ihm vor, unter lauten, bösen Hammerschlägen: eine Scheidewand entstand zwischen ihm und — den andern, weil — er bald sterben mußte. Irgendwo graute ein Taufbecken in einer dunklen Leere, das erzählte gespenstisch einen verblichenen Vatertraum.

Martini

Von Ratatöskr

Vor Sankt Martin ziehn wir die Mütze ab,
der dem Bettler sein' halben Mantel gab,
und pflegen ihn außerdem dadurch zu ehren,
daß wir traulich vereint eine Gans verzehren
— das heißt, als Glieder der höheren Schichten.
(Ich, beispielsweise, muß leider verzichten.)

Na ja . . . Und nun erhebt sich die Frage:
Genügt dies am heurigen Martinstage?

Eine Umsatzhebung des Federviehs
ist volkswirtschaftlich bedeutsam — gewiß.
Aber darf man sie auch als entsprechend bewerten
im Hinblick auf oben genannten Sankt Märten?
Ist ein Heiliger denn bloß zum Festen da,
zum Pfaffenschnitzessen? — Nein oder ja?
Soll uns selbiger nicht vielmehr durch sein Leben
einen Ansporn und ein Exempel geben?
Man braucht ihn nicht etwa bloß nachzuäffen,
man kann ihn sogar, wenn man will, übertreffen.
Ein halber Mantel ist immerhin was,
ein ganzer bereitet meist größeren Spaß.
Und ebenso wird man mit Röcken und Hosen
nicht gegen des Heiligen Vorbild verstoßen.

Drum folgt heut alle errötend der Spur
des trefflichen Bischofs Martin von Tours!

Ein Mensch . . .

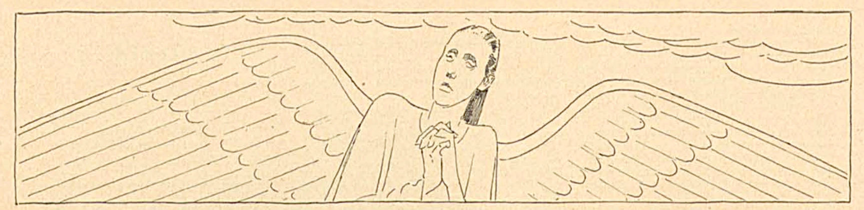
VIII

Ein Mensch, der spürt, wenn auch verschwommen,
Er müßte sich, genau genommen,
Im Grunde seines Herzens schämen,
Zieht vor, es nicht genau zu nehmen.

Eugen Roth



(Hilla Osswald)



KOMÖDIE DER ABRÜSTUNG

Die eben erschienene, große politische Sondernummer in vier Sprachen.

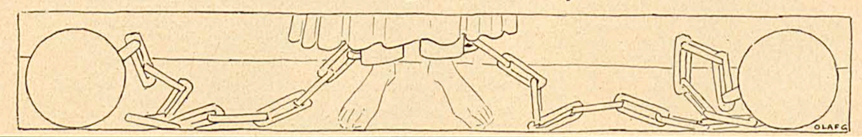
Sie bringt aufsehenerregende, authentische Berichte, die jeder Deutsche kennen sollte. Mit zwanzig Zeichnungen von Arnold, Gulbransson, Schilling, Schulz und Thöny kämpft sie

für den Frieden, – für Verständigung und eine bessere Zukunft.

Schicken Sie diese Sondernummer Ihren Freunden in Frankreich, in Italien, in England — überallhin ins Ausland!

Preis der Nummer 60 Pfennig bei Voreinsendung des Betrages auf Postscheckkonto München Nr. 5802 oder in Briefmarken. Bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren bitten wir jeweils Angebot einzuholen.

Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 13



Verwirrung und Traurigkeit

Von Anton Sailer

Den ganzen Tag war Kaspar ruhelos durch die Stadt gelaufen; unschlüssig und gehetzt, in peinigender Qual. Von besinnungslosem Schmerz überwältigt, voll Müdigkeit und Erschöpfung fand er sich endlich in nebliger Nacht, und zu der Einsamkeit seines Herzens kam durch die Einsamkeit der dunklen Straße ein Mädchen, in taubengrauem Kleid. Er sah und dachte in Verwunderung: Ach! Die kleine Mirabelle! Stehen bleibend, sah er sie fiebrig an und sagte: „Schöner Abend heute, nicht wahr?... Ein schöner Abend? Ich kenne Sie recht gut", fuhr er rasch fort. „Sie sind Mirabelle! Ihre Freundin Elisabeth hat mir viel und oft von Ihnen erzählt! Wir sahen Sie auch einige Male im Café."

„Die Elisabeth? Wie geht es ihr denn?" frug Mirabelle. (Sie war zuerst ablehnend, aber jetzt, da der Name „Elisabeth" fiel, ließ sie sich begleiten.)

„Ich habe erst heute noch eine Nachricht von ihr bekommen", sagte er auf ihr Fragen — „eine Todesnachricht aus dem Süden!"

„Eine Todesnachricht?" erschrak Mirabelle — „ja, also, also eine Botschaft, eine Botschaft des Todes? Aus dem Süden? Sie wollen damit sagen, daß Elisabeth?..." — Er ging neben ihr und nickte, sie nahm leise seinen Arm, und er wandte den Kopf. Eine Weile darauf sagte sie: „Kommen Sie mit mir."

Sie kochte Tee bei sich, und er bekam Brot dazu und Zigaretten. Er saß und trank und aß; wußte nicht, wie ihm geschah. Das bißchen Essen erfüllte ihn mit plötzlicher, kochender Freude, stieg wie ein Rausch in sein Gehirn und fiel in Kräfteschauern über seinen Rücken, sank gleich hämmerndem Zauber in sein Herz. Täppisch wie ein Kind hielt er mit zitternder Hand die Zigarette, seine Augen blickten starr, aber sahen mehr als zuvor. Sahen erstaunt, daß Mirabelle ein Veilchensträußchen am Busen trug. Das war sogleich nicht mehr dieselbe Mirabelle, die er früher gesehen hatte — die Blümchen verwandelten sie; und trug sie nicht einen kleinen, koketten Schleier — hier, ohne Hut, im Zimmer? Wann hatte sie das Schleierchen umgebunden? Oder trug sie es vorher schon?

„Sie tragen zu Hause einen Schleier, nicht wahr?" frug er endlich. „Sie sehen ohne Hut übrigens sehr gut aus. Sehr gut, ja — — — es gibt viele Frauen, die ihren Hut aufbehalten müßten, wenn man sie küssen sollte..."

Mirabelle lächelte. Oh! So ein gutes Lächeln! Und sagte: „Ich habe Sie noch nie gesehen! Erzählen Sie doch von sich selbst, — wollen Sie? Ja?"

„Von mir selbst", wiederholte er, auf ihren Mund sehend. „Ich weiß nicht viel von mir. Vielleicht — vielleicht bin ich ein Prinz..."

„Ein Prinz?" lachte sie. — „Kann man davon leben, ein Prinz zu sein?"

„Ich lebte bis jetzt davon! Hören Sie, bis jetzt! — Aber heute morgen war ich um elf Uhr vormittags auf der Straße; Menschen gingen dort, darunter

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

viele Mädchen. Die einen waren hübsch, die anderen waren es nicht. Viele Mädchen sind um elf Uhr morgens noch nicht hübsch, dachte ich — wir müssen warten, für sie und für uns. Also ging ich wieder nach Haus, um zu warten. Zu Hause nun fand ich eine Postkarte. Es war eine Winterlandschaft darauf, Berge mit Schnee, man kann sich gar nicht vorstellen, welche Menge von Schnee auf dieser Karte war. Und ich las: Viele Grüße sendet Dir Dein Bruder Josef!...

Soll ich Ihnen sagen, Mirabelle, muß ich Ihnen sagen, daß ich gar keinen Bruder habe? Aber die Adresse für mich stimmte. Ich erschrak furchtbar — bis jetzt hatte ich keinen Bruder gehabt, und dieser Bruder, niemals existierend, sandte mir jetzt eine Postkarte? Wer ist das, dieser Bruder Josef? Warum hat er sich bis jetzt vor mir versteckt? Warum gibt er mir gerade heute ein Lebenszeichen? Warum sendet er mir eine Karte aus verschneiten Bergen und nicht aus Ägypten? Oder aus... aus sonstwo her?

Seit zwei Jahren hatte ich überhaupt keine Post erhalten! Nie kam der Briefträger zu mir, ich brauchte und vermißte ihn nicht. Jeden Monatersten brachte mir ja eine Brieftaube Geld. Am offenen Fenster wartete ich, melancholisch und bereit, mein Geld zu empfangen. Den ganzen Monat dann schlief die Taube in einer Schachtel: sie war aus Blech und hatte ein mechanisches Uhrwerk! Ich hatte den Schlüssel dazu und zog sie immer auf, dann flog sie zu einer Bank und brachte mir Geld — — — Ich glaube, sie flog zur Deutschen Bank! Sie war das Geschenk eines spanischen Barons; der Baron ist längst tot — man fand ihn ermordet, und niemals hat man den oder die Mörder entdeckt. Doch Sie sehen, Mirabelle, wie mechanische Dinge Wesen von Fleisch und Blut überleben können! Und heute, als ich die Postkarte erhielt, fing die Taube zu reden an. Sie flog ganz von selbst aus ihrem Kästchen, setzte sich über den Spiegel und rief: „Blick hinein! Blick dich an!"

Ich sah in den Spiegel, und wie meine Augen in den meinen im Spiegel waren, da lachte sie — lachte und lachte. Ich wußte nie, daß sie eine Lachtaube war.

„Suppenkaspar!" rief sie, „Suppenkaspar!"

Sie lachte in offenem Hohn, und vor Gelächter konnte sie schließlich nicht mehr atmen; sie zerplatzte einfach an ihrem Lachen und fiel tot herunter, vor meine Füße. Ich sah sie an, sah zu Boden — da wurde unter der Türspalte ein weißes Viereck hereingeschoben. Ein Brief! Ich starrte den weißen Fleck an und wagte lange nicht, ihn zu nehmen. Nun, Sie wissen ja selbst, der Brief kam nicht von meinem Bruder Josef, er kam aus einem Sanatorium aus dem Süden! Komisch — — — ich habe gar nicht geweint..."

Seine Stimme zitterte, und seine Augen waren feucht; aufstehend blickte er der atemlosen, verwirrten Mirabelle starr auf den Mund. Sie küßte ihn unter Schauern, sagte: „Suppenkaspar" und lachte nervös dazu, lachte wie eine Lachtaube. Aber sein Erschrecken sehend, blickte sie ihn flehend an und bat: „Gehen Sie jetzt! Rasch! Gehen Sie nach Hause!"

— — — Aus weiter, weiter Ferne ihre Stimme hörend, ging er schweigend weg. Kreuzte Straßen, ging an Bretterzäunen, an einsamen Bauplätzen und halbfertigen Häusern vorbei. In dem dunklen Hof, an dessen Ende das primitive Häuschen lag, in welchem er wohnte, sprangen Ratten, standen Regenlachen und glotzte der Froschkönig — er merkte es nicht. Müde schloß er die Tür auf, tappte sich unsicher vor zum Tisch, zündete die Öllampe an. Der helle Schein flackerte durch den Raum, zeigte lange, große Vorhänge vor dem Bett — weiß, grün und in dunklem Rot. Eine weiße Maske hing an weißer Wand, tiefen Schatten werfend: mit dunklen Augenschlitzen unbeweglich blickend, mit leerem Munde unbeweglich lachend. Der Herbstwind pfiff um die dünnen Wände, warf welkes Laub und dürre Ästchen zum offenen Fenster herein, fegte den regenverhangenen Himmel blank für einen neuen Tag...

„Elisabeth", sagte Kaspar in das Leere hinein, und seine Stimme brach. „Meine Elisabeth ist tot!"

Der beliebte Arzt


(Rudolf Kriesch)



„Verzeihen, gnädige Frau, wird es bei Ihnen lange dauern?" — „Länger als bei Ihnen auf jeden Fall, Fräulein!"

Die Tür ward zugeschlagen

Die Tür ward zugeschlagen,
der Schlüssel ging verlor'n.
Was hilft da bittres Klagen?
Ich sollt' es heiter tragen:
Ein Kind ward mir gebor'n.

Nun kommt das stille Warten
an seinem kleinen Bett.
Ich pflanz' im engen Garten
viel Blumen schlichter Arten,
daß es ein Spielzeug hätt'.

Doch wenn es groß geworden,
reckt es das Köpfchen vor —
tobt dann das große Morden?
Zerfiel der Notzeitorden?
Fand man ein neues Tor?

Du süßes, junges Leben,
du Wunder, das da lacht!
Du bist zum Trost gegeben,
der Traum soll weiter schweben,
Gott hab' auf dich gut acht.

Du wirst mit frischen Sinnen
den Weg hinaus erspähn —
dann wirst du's neu beginnen.
Ich aber bleibe drinnen, . . .
mögst du dann Deutschland sehn!

Edmund Hoehne

November

(Alfred Kubin)



Theorie der Filmpraxis

(Paul Scheurich)



„Das Publikum will Kitsch, das Volk lehnt Kitsch ab, – aber die Menge kann doch 'ne Masse Kitsch vertragen!"

Waldhaus im November

Der Wind beißt Ziegel aus am Dach
Und wühlt in Winkel, Schlich und Fach.

Weinranke, die den Mörtel fegt,
Wie Peitschenschnur ans Fenster schlägt.

Der Garten rauscht. Der Wald steht naß.
Und leiernd schwillt das Regenfaß.

Die Erde schlürft und saugt und schmatzt,
Der Wind springt um und faucht und tatzt.

In schwarzer Nässe hockt das Haus,
Wacht auf und schrickt und horcht hinaus.

Georg Schwarz

Stimme im Kaffee

(E. Thöny)



„Mädel, was heißt Volk! — Ich bin Individualist.“ — „Ja mei, mit oana neuen Partei wirst du dir halt schwer tuan!“

Ein herziges Mädchen

Kleinstädte können entzückend sein. Ich stamme aus einer. Es gibt Kleinstädte mit und ohne Gesicht. Ich bin aus einer mit ohne.

Aus ihr erhielt ich einen Brief, in dem mir mitgeteilt wurde, daß eine meiner Sandkastengespielinnen nächstens nach München kommen würde. Ihre Eltern bäten mich, dieser jungen Dame die Stadt München zu zeigen. Ich nährte keinerlei Erinnerung an besagtes Mädchen, aber es bestand auch keine Erinnerung dagegen, wie man amtlich zu sagen pflegt.

Dann kam sie an. Sie war sehr groß, sehr dünn, sehr... na, das wird der Leser schon selbst merken. Außerdem bestand ihr Sprachschatz größtenteils aus dem Wörtchen „herzig“. Sie mochte es in Wien aufgeschnappt haben und hatte es herzig genug gefunden, um sich seinen Gebrauch am laufenden Band anzugewöhnen.

Mein zurechtgelegter Führungsplan zerrann bei ihrem Anblick. Ich hatte daran gedacht, gar nicht viel zu erklären, sondern ihr — wenn möglich — nur die Atmosphäre der Stadt nahe zu bringen. Ich überschätze gern die Menschen, mich eingeschlossen.

Also blieb nur das Übliche. Ich schlug vor, eine Gemäldegalerie zu besuchen, vielleicht die alte Pinakothek.

Meine Begleiterin zwitscherte: „Herzig, aber ich hab' schon mal eine Bilderausstellung gesehen.“

Nachdem ich mich in den Arm gekniffen hatte (ich träumte nicht), pilgerten wir ins Deutsche Museum.

Man kann über die Technik und ihren Fortschritt mancherlei Meinungen hegen, aber bitte, ist ein Flugzeugmodell herzig? Oder eine astronomische Uhr? Nach vierzehn Kilometern waren wir fertig. Ich auch.

An Leib und Seele ermattet saß ich abends mit dem holden Kind in einem Kino. Ein Kriminalfilm geisterte über die Leinewand. Als der traditionelle Bösewicht im Hintergrund starb, hörte ich meine Nachbarin mitleidig murmeln: „Herzig. Jetzt ist er tot.“

Da ging mir endlich ein Licht auf. Sie meinte ja mit „herzig“ gar nichts Bestimmtes, sondern sagte es so, wie unsereiner „Da schau her!“, oder „Wie geht's?“, oder wie ein Hund bellt, eine Türe knarrt.

Das änderte meine Stellungnahme. Ich behandelte sie von nun ab wie ein Krankenwärter, aber noch viel zartfühlender, so daß ihr ein paarmal sogar ihr Lieblingswort im Mund stecken blieb. Sie öffnete nämlich vor Erstaunen die Augen derart weit, daß ihre Lippen zwangsläufig geschlossen bleiben mußten. Es gibt solche Gesichter.

Als sie mir mitteilte, daß sie am nächsten Morgen fortführe, konnte ich mich nicht enthalten, „herzig“ zu sagen. Sie machte darauf wieder erstaunte Augen. Siehe oben.

Als sie zu Hause von den Eltern nach ihrer Meinung über mich gefragt wurde, soll sie geantwortet haben: „Ein herziger Mensch.“ Ich glaube, da hat sie sich zum erstenmal bei „herzig“ etwas gedacht. Wahrscheinlich das Gegenteil.

Aber vielleicht überschätze ich sie immer noch.

Fritz A. Mende

Lieber Simplicissimus!

Der Chef einer großen Leipziger Firma für sanitäre Bedarfsartikel hat daheim Besuch aus Berlin. Eine Nichte. Betrübt erzählt er am Stammtisch, wie es der Besuch daheim treibt. „Sähnse, schbaarn genn die nich. Mir ze Hause nähm ejalwech Zeidungsbabier. Was solln mrn mit die vielen Zeidungen machn! 'ne Rolle hamr je ooch hängen. Un was sollchse sachen? Die Berlinern nimmt nur von dr Rolle. Ich hatte mr doch e Zeechen dranjemacht. Nee, schbaarn genn die nich.“

*

Auf ihren Sänger Heinrich Bötel, der Droschkenkutscher war, bis man seine prächtige Stimme entdeckte, waren die Hamburger der vorigen Generation mächtig stolz. Einmal gab Caruso eine Gastvorstellung in Hamburg. Der donnernde Schluß-Applaus war verklungen, da hörte man doch leise aus weiblichem Munde die Meinung: „Ich muscha sagen — Hein Bötel singt s-teerker!“

*

Der Xavere geht mit seinem Weib spazieren, und da kommen sie an einer schönen grünen Wiese vorbei. Das Weib sagt: „I wollt', i wär a Kuah!“ Der Xavere erwidert: „Und i wollt', du wärscht koane!“

*

Ein Inserat:

Anschluß
an gebild., hübsche Dame (schlk. Typ, mit Vorl. Jackenkostüme tragd.) gesucht. Angeb. unt. ..... ans Tgbl.

Inflationsgespenst in Frankreich

(E. Schilling)



„Bravo, meine Herren, nur die Gehälter nicht kürzen! Wenn ich komme, wachsen sie in die Billionen!"

Grammatik

Als ich neulich in die Küche kam, fand ich unser Gretchen, das erst vor kurzem ihre ländliche Heimat verließ, vor dem Tische sitzend und über einen Briefbogen gebeugt, fleißig an dem Federhalter kauen. „Nun, Gretchen, was machen Sie?" — „Ich schreibe einen Brief. Einen Liebesbrief", setzte sie nicht ohne Stolz hinzu. Und nach einer Weile: „Ich möchte Sie mal was fragen." — „Na, man zu!" — „Schreibt man eigentlich ‚an Dir' oder ‚an Dich'?" — „Es kann beides richtig sein, Sie müssen mir den Satz vorlesen." — „Den ganzen Satz?" fragte sie errötend. — „Nein, das ist nicht nötig, es genügt, wenn Sie mir den Sinn des Satzes sagen." Gretchen denkt angestrengt nach; der Federhalterstiel wird zusehends kürzer: „Den Sinn des Satzes?... Hm... Der Sinn des Satzes ist: ‚bei Tag und bei Nacht'."

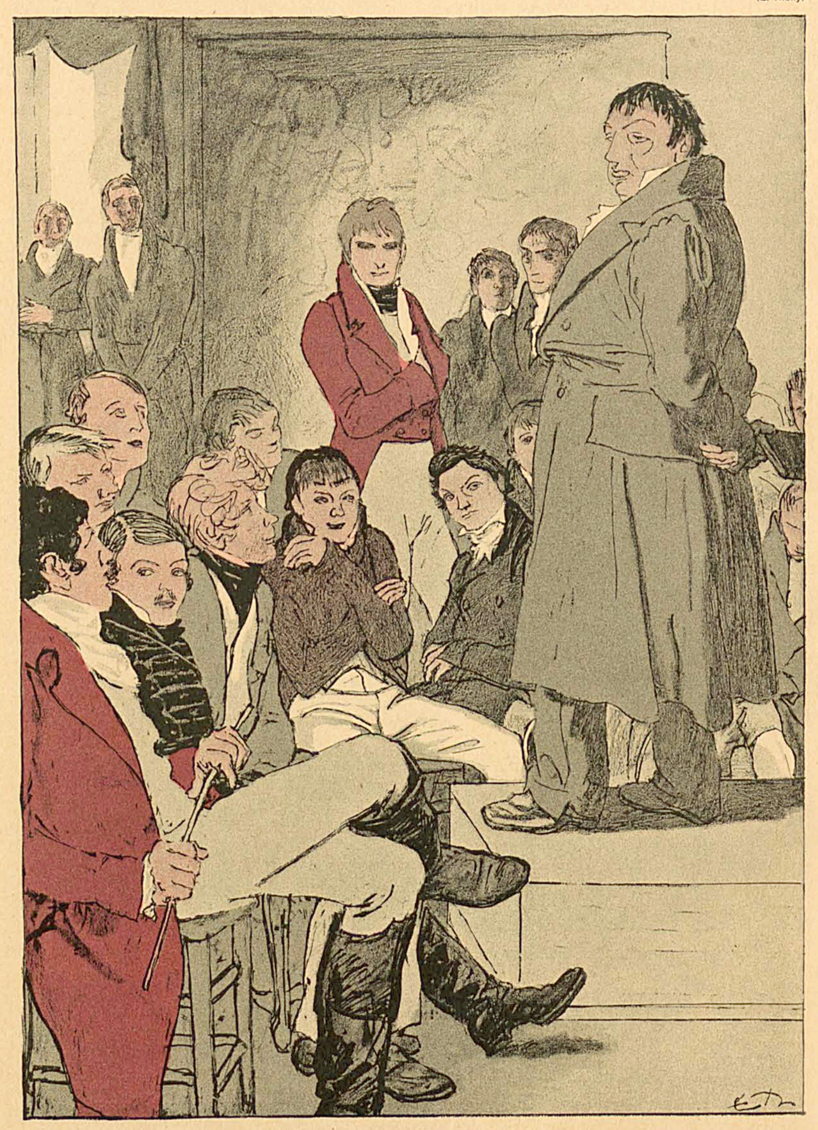
Der geborene Kritiker

Ein bekannter Dichter unserer Zeit geht mit seinem vierjährigen Söhnchen spazieren. Als sie bei dem etwas planlosen Ausflug in die Nähe des Schlachthofes geraten, begegnet ihnen eine Herde kläglich blökender Schafe.

Der Kleine, ein echtes Großstadtkind, hat bisher lebende Schafe weder gehört noch gesehen; er hat aber zu Hause als Spielzeug ein kleines Schaf, das blöken kann.

Verwundert sieht er die Tiere an. Dann wendet er sich an seinen Vater: „Höre, Vati, die Schafe können ja gar nicht richtig blöken. Die machen ja ‚mäh, mäh', die müssen doch ‚mee, mee' schreien." Einen Augenblick ist der Dichtervater sprachlos: „Junge", ruft er, als er sich gefaßt hat, „du willst den Schafen beibringen, wie sie zu blöken haben?! — Du bist ja der geborene Kritiker!"

(E. Thöny)



„Mutige Verteidigung kann jeden Schaden wieder gutmachen, und wenn du fällst, so fällst du wenigstens mit Ehre. Feiges Nachgeben aber rettet dich nicht vom Untergange, sondern es gibt dir nur eine kurze Frist schmählicher und ehrloser Existenz, bis du von selbst abfällst wie eine überreife Frucht.“

Johann Gottlieb Fichte

München, 19. November 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 34

SIMPLICISSIMUS

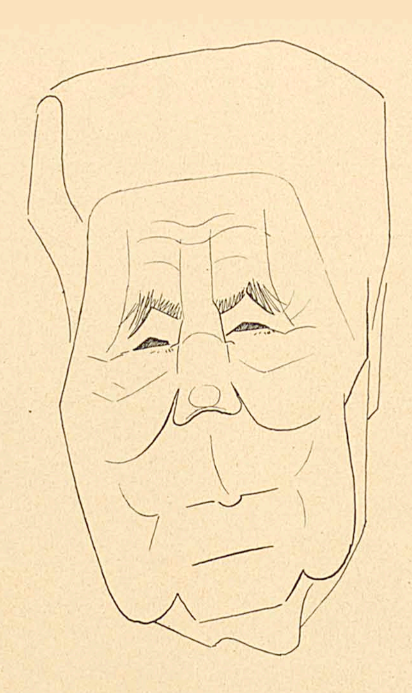
15 Jahre nach Versailles

(E. Schilling)



„Also doch!"

(Olaf Gulbransson)



Selma Lagerlöf, der Fünfundsiebzigjährigen

Was wiegt wohl schwerer? Weisheit? Güte?
O trügerische Welt des Scheins!
Dein Werk erschließt uns dein Gemüte,
und siehe: beides ward hier Eins.

Gang in den Wald

Von Josef Martin Bauer

Von allen Leuten, wie sie im Dorf gelebt haben, weiß man, wohin sie gegangen sind. Wenn ihre Zeit verstrichen war, haben sie sich zurechtgelegt zum Absterben, oder, wenn einer Eile hatte, dann legte er sich vielleicht neben den Pferden auf dem Acker hin zum Ausruhen. Der Brauch hat ihnen allen den rechten Platz gewiesen, und die Lebenden haben hinter ihnen her gebetet, bis sie eingereiht waren zwischen den schiefen Steinen auf dem Kirchhof.

Bloß einer hat es anders gewollt, der ist in den Wald gegangen und hat sich selber einen Platz gesucht, man weiß nicht, wo. Es ist gewesen vor etlichen Jahren, auch so um diese Zeit, die Tage waren verzwirnt von den weißen Frauenfäden, und auf den Äckern roch es nach herzwarmem Aufbruch von Boden und vielleicht ein ganz klein wenig von Blut. Die Knechte gingen, und die Pferde traten achtsam neben der Furche hin, und der Mann ging, der eine, von dem die Leute im Dorf nie wissen werden, wohin er gegangen ist.

Er ging. Und seine Haare waren weiß. Wenn der Kopf sich zurücklehnte gegen den Joppenkragen, rollten sich die weißen Ringe heraus, als hätte der Alte im geduckten Schlüpfen zwischen Ginster und Brachkraut die ganze Fülle weißer Frauenfäden aufgenommen. Das mußte nun wohl so sein, daß es ganz weiß niederfiel auf den Joppenkragen, und das andere mußte wohl auch sein, daß es über dem alten Kopf dahintrieb in dem gleichen matten Weiß. Aber — ob wohl dieses weiße, müde Verwehen es ertrug, daß der Tag sich so blau und so grell und so glasdünn über allem spannte? Ob nicht einmal die Fäden sich verballten und vom leisen Wind dann, schwerer und heftiger, an das Blau geworfen wurden, daß es den Anprall nicht ertrug, daß es dann klirrend zersprang?

Der Mann bog aus einer Ackerfurche weg. Vielleicht war er müd geworden von dem schweren Geruch der wurzelseitig hochgelegten Erde, die den eingesogenen Sommer ausatmete. Vielleicht war es bloß das Altsein, das Ermüden aneinander, wenn man sich gegenseitig gleich weiß fand, gleich versonnen, gleich klar im Wissen um alles, was von einer ganz frühen Zeit noch nachklang. Es war doch schon einmal so gewesen? So hell über allen Dingen, so rein und so wunschsüchtig. Ganz so war es doch schon einmal gewesen? Das Blattzeug hatte vielleicht eine weniger freudige Farbe gehabt, aber die Äcker hatten so den Geruch getragen, und die Pferde waren gegangen, auf und ab in der Furche. —

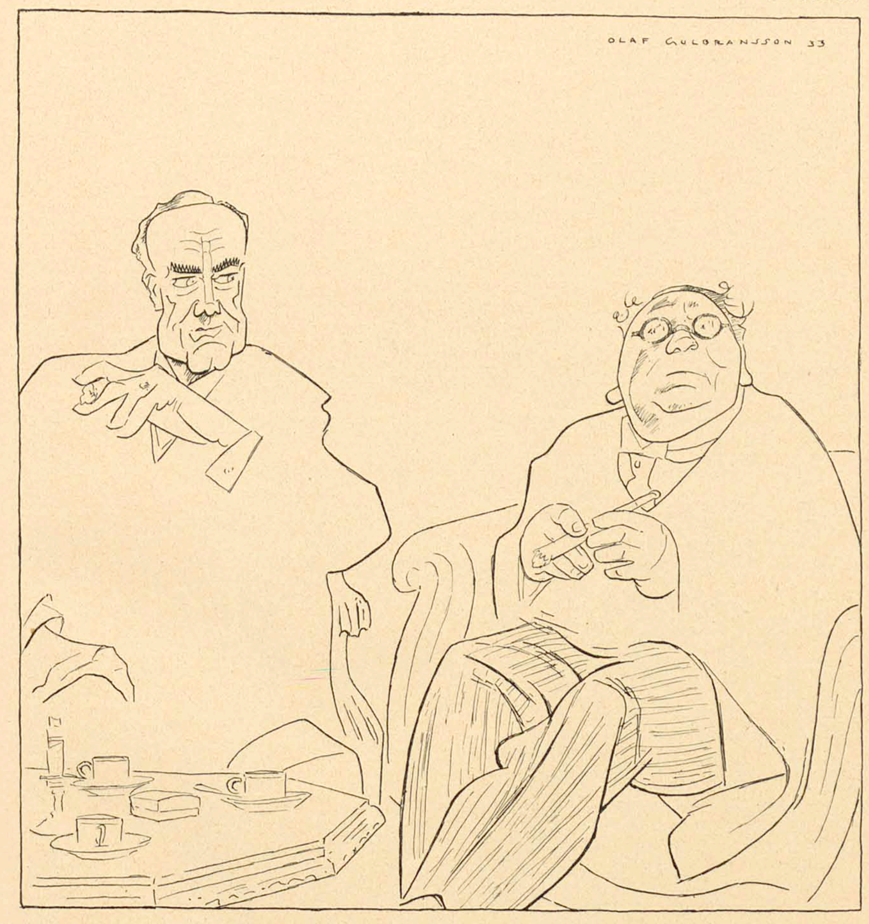
So war es gewesen: die Mutter hatte den Knaben geschickt auf den Weg hier an den Äckern entlang, von hier weg durch den langen Wald, der so groß und so dunkel gewesen war und immer etwas gewispert hatte von bösen Menschen, die hinter jeder Tanne stehen mochten. Der Knabe hatte einen zusammengeknüllten Zettel in der Tasche getragen, und er hatte ihn in seiner Angst vor dem steten Wispern immer mehr verknüllt. Dann aber war nach zwei Stunden dunklen Nichtwissens und der Angst der Wald auseinandergefallen zu lauter Licht und Helligkeit; die sonnige Welt auf der anderen Seite hatte einen Fahrweg geboten, ein großer, weitästiger Birnbaum hatte sich an den Weg des Knaben gestellt, ein rotes Ziegeldach hatte aufgeleuchtet, daß dem Knaben die Füße unter dem Körper wegliefen.

Ein lachender Bauer hatte den Zettel genommen, hatte wieder etwas darauf ge-

(Schluß auf Seite 401)

Vertrauliches im Weißen Hause

(Olaf Gulbransson)



„Ja, Mister Litwinow, verraten Sie mir doch einmal, wo das Kapital steckt, das Sie bekämpfen!“

Die Schneewolke

Die Nacht gebar den weißen Drachen
Der Wolke, die auf Gipfeln grollt;
In eisgezackten Felsenrachen
Hat er sich kauernd eingerollt.

Mit schleierdünnen Flügeln tastet
Er in die Luft, und wie gelähmt
Liegt er auf Zackenhäuptern, rastet;
Doch seine Gier ist ungezähmt.

Da regt er plötzlich seine Glieder,
Erhebt sein spitzes Drachenhaupt,
Das sich verdoppelt wie die Hyder
Und Schneewind in die Täler schnaubt.

Grau über Dörfer, Hütten, Türme
Kriecht schattenhaft der Drachenbauch,
Die Wälder donnern im Gestürme,
Und düster wirbelt weißer Rauch.

Im Schnee verwehen die Gemarken,
Verschüttet sinken Baum und Haus,
Und alles löscht vor seinem starken,
Eiskalten, weißen Atem aus.

Georg Schwarz

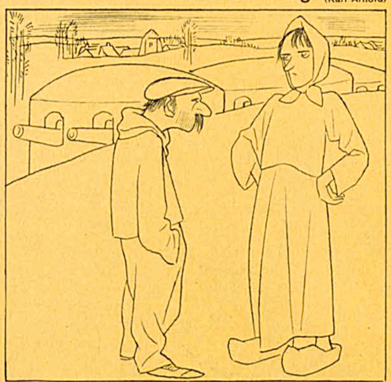
Französische Stimmen zur deutschen Volksabstimmung

(Karl Arnold)



Wohlwollende Presse

„. . . Frage ist: Wie läßt sich dieser deutsche Wahlerfolg umlügen?“



Die Verhetzten

„Was sprichst du da von deutsch-französischer Verständigung? Der Maire hat wiederholt verboten, sich um anderer Leute Politik zu kümmern!“

Krieger ohne Feind

„Ich fürchte, wir kommen ohne neuen Krieg mitsamt unseren modernen Befestigungen zum alten Eisen.“

(Schluß von Seite 398)
schrieben, hatte ihm nachgelacht wie die Helligkeit und der blaue Himmel in dieser aufgerissenen Lichtung nach dem ewigen Wald. Spät am Abend hatte die Mutter den Zettel bekommen, der Wald war wieder so erschreckend düster gewesen, aber die Mutter hatte gelacht, als sie den Zettel bekam. Am nächsten Morgen freilich war sie tot gewesen.
So war der Tag gewesen, auch so hell und so dünn verspannt, als hätte das Blau nicht mehr gereicht für die ganze weite Runde, die nie sonst so weit war und so tief. Und wenn in den siebzig Jahren Bauernleben Leid und Tod und Mißwachs und Dürre gekommen waren, wenn die Jahre in launischer Vielgestaltigkeit einmal die Scheunen gesprengt und ein anderes Mal kaum für den Mäusefraß genug hergebracht hatten — es war doch nie mehr etwas gekommen, was so groß und so erdrückend weit gewesen wäre, was den Menschen so aus seinen Maßen gerissen hätte, wie dieser Tag, an dem der Mensch mit weit aufgerissenen Augen und mit der kalten Angst in der Knabenbrust durch den Wald in eine andere Welt gegangen war.
So war es wohl immer da drüben, jenseits des Waldes. Da drüben stand immer diese schmerzlose Helligkeit, und ein ausgeackerter Fahrweg, der bergan führte, stand wie ein mattes Lichtband gelb in der Landschaft. Es war nirgends so, daß das Licht ohne Hitze stehenblieb, und daß in der ganzen Weite nur ein Mann lebte, der ein Bauer war und freudig lachte, wenn ein Kind aus dem Wald brach, das den Bescheid holte für die Mutter, daß sie weggehen möge aus dem Leben. Der Knabe hatte die Menschen nicht verstanden, die am Grab geweint hatten um die Mutter. Freilich, sie hatten ja alle das eine nicht gesehen, was er gesehen hatte, sie wußten nichts von dieser Helligkeit, die es nirgends sonst gab.
Der alte Bauer ging seinen Weg unter den wehenden Frauenfäden. Wenn in den siebzig Jahren her kein Tag mehr so gewesen war wie der eine Tag damals mit dem großen Gang durch den Wald, dann mußte er heute den Weg des Knaben nachgehen. Vielleicht gab man ihm sonst keinen gleichen Tag mehr, vielleicht mußte er weggehen vom Leben, ohne noch einmal da hinüber gekommen zu sein. Der Wald war groß, der Wald war weit. Zwei Stunden war der Knabe gelaufen, vier Stunden brauchte der alte Mann, der seine Füße langsam nachzog.
Jetzt deckte sich die Helligkeit des Tages ein, die von der stehenden Sonne kam. In vier Stunden vielleicht gab der Wald dem Blauen darüber wieder den Raum frei, dann war es nicht mehr diese Sonne, die ihren festen Platz hatte und mit ihrer alten Wärme noch den Rücken brannte. Dann mußte es wohl anders sein, so wie damals, dann mußte die Helligkeit überall stehen, und der Birnbaum warf mit seinem weiten Geäst keinen Schatten auf den Fahrweg. Das war alles nicht mehr, das war damals nicht gewesen, und es mußte auch heute so sein.
Es wisperte wohl irgendwo hinter weißen Tannenschäften, aber das Wispern war ein vertrautes Reden, es erzählte von vorne noch einmal alles nach, was es vor siebzig Jahren an den Knaben hingesprochen hatte. Der Alte bekam ein kleines Lächeln ins Gesicht. Wie lang war es denn schon her, daß er das Fürchten hinter sich gelegt hatte? Wenn er damals gewußt hätte, daß es jenseits des Waldes eine so herrliche Welt gab, wenn er gewußt hätte, daß er nur der Mutter den Bescheid zum Sterben holen müsse von da drüben, dann hätte er sich auch dieses einzige Mal im Leben nicht gefürchtet.
Heute holte er sich selber den Bescheid. Der Mann drüben, der einzige Mensch, der mit dem frohen Bauerngesicht, schrieb ihm das Notwendige auf einen Zettel, und wenn niemand es ihm wehrte, dann wollte er vielleicht drüben bleiben, wo es so hell war ohne Schwüle und Schatten.
Der Wald war dunkel, und der Wald nahm den alten Bauern weg von der anderen Welt. Er dachte oben alles zu, und er plauderte aus den Stämmen heraus mit dem einsamen Menschen, der sich diesen Weg gesucht hatte.
Für den Alten war es wohl zuviel so, daß er sich dieses Ziel für einen einzigen Nachmittag vorgenommen hatte. Der Wald machte noch früher Nacht als draußen das bloße Gedach des blauen Spannbogens. Da legte sich der Alte unter eine Tanne und schlief ein, um den nächsten Tag dann zu nützen zum Weitergehen.

*

Kein Mensch wußte um sein sonderbares Ziel.
Und kein Mensch weiß, ob er je dahin gekommen ist, wo er einmal als Knabe gewesen ist. Es gibt nur die große schmerzlose Helligkeit dort, und keine Schwüle gibt es und keinen Schatten.
Von allen Leuten, wie sie im Dorf gelebt haben, weiß man, wohin sie gegangen sind. Bloß einer hat es anders gewollt, der ist in den Wald gegangen und hat sich selber einen Platz gesucht, man weiß nicht, wo.
Der Wald ist groß und weit. Die wenigsten Menschen wollen hindurchgehen, und von drüben wissen sie nichts.

Ein Spruch

Es ist auf Erden kein besser List,
Denn wer seiner Zunge ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.
Rede wenig und mach's wahr,
Was du borgest, bezahle bar.
Laß einen jeden sein, wer er ist,
So bleibest du auch wohl, wer du bist.

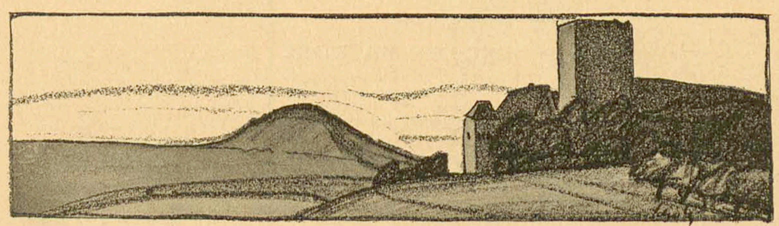
Martin Luther

Von den Anverwandten

Eine indische Legende
von Don-Aminado

In der heiligen Stadt Puna lebte ein Mann namens Muaradurdi, der mit Elfenbein handelte. Er lebte in großem Wohlstand und besaß alles, was ein Sterblicher in diesem Tal der Tränen und des Jammers besitzen kann: zwei Dutzend Elefanten, ein halbes Dutzend Frauen und einen Riesenkoffer voll goldener Piaster. Er führte ein müßiges, sorgenloses Leben, erfüllt mit innerer Ruhe, die allein einen anständigen Inder von irgendeinem verachteten, halbverhungerten Paria unterscheidet. Sein Geld wuchs an, seine Frauen wechselten, und seine Elefanten vermehrten sich.
Aber die Zeiten wurden schlecht, der Handel ging zurück, und eines Tages geriet Muaradurdi, dieser verwöhnte Günstling des Schicksals, in eine regelrechte Sackgasse. Die Elefanten vermehrten sich nicht mehr, sondern krepierten vor seinen Augen. Die Frauen wanderten eine nach der andern auf die gegenüberliegende Seite der Straße zu dem reichen Seidenstoffhändler Sahariardi. Und auf dem Boden des riesigen eisernen Koffers lag nur noch ein einziger Piaster, und auch der war falsch. Da griff sich der arme Muaradurdi mit beiden Händen an den Kopf und begann nach einem Ausweg zu sinnen.
Es erwies sich, daß es für ihn drei Auswege gab.
Der erste war: sich mit einem Dolch zu durchbohren und dadurch jene große und ewige Ruhe zu gewinnen, die allein einen anständigen Inder von einem verächtlichen Paria unterscheidet.
Der zweite bestand darin, den Bankrott zu erklären und auf diese Weise an seiner Statt die Kreditoren zu veranlassen, sich mit dem Dolch zu durchbohren.
Und endlich der dritte: seinen Verwandten nach Radshapatan zu schreiben und sie um Hilfe zu bitten.
Welcher Ausweg war nun der beste? Das konnte der arme Muaradurdi nicht entscheiden. Er eilte daher zu dem greisen, durch seine Weisheit weltberühmten Karmauschnorti und erzählte ihm alles.
Der große Weise hörte ihn an und sagte: „Deine Lage ist wirklich verzweifelt, und die drei Auswege sind wahrhaft beachtenswert. Aber du kannst dich nur auf dein Schicksal verlassen. Und sein Schicksal muß der Mensch erproben. Handle also folgendermaßen: Nimm den letzten Piaster, den du noch besitzest, und wirf ihn in die Höhe. Wenn die Münze mit dem Adler nach oben fällt, so ist die Sache klar — stoß den Dolch in den Bauch und Schluß. Fällt sie mit der anderen Seite nach oben — dann bleibt nichts anderes übrig, erkläre dich bankrott und lebe weiter. Wenn aber die emporgeworfene Münze überhaupt nicht herunterfällt, sondern in der Luft hängen bleibt, dann schreib an deine Verwandten nach Radshapatan, und sie werden dir zweifellos helfen ..."
Und der Stimme der Weisheit gehorchend, handelte Muaradurdi danach.

(Deutsch von O. Gabrielli)


(W. Schulz)

Ein Mensch . . .

IX

Ein Mensch, der eben auf gut Glück
Versandte ein Theaterstück,
Erwartet nunmehr Tag für Tag
Gespannt die Antwort vom Verlag.
Die Träume schweifen weit, die kühnen,
Und rechnen schon mit tausend Bühnen.
Sie werden dreist und immer dreister:
Man wird ihm schreiben: „Hoher Meister,
Dank für das Werk, das Sie uns sandten,
Sie, den die Leute lang verkannten,
Sie werden herrlich nun erstrahlen.
Was wünschen Sie, daß wir bezahlen?"
Was, schreiben! — Drahten wird man gleich:
„Erbitten Rechte ganzes Reich!"
Nur manchmal denkt der Mensch beklommen,
Die Antwort müßte rascher kommen.
Jedoch, mit Träumen so gefüttert,
Bleibt sein Vertrauen unerschüttert.
Sehr plötzlich liegt dann auf dem Tisch
Sein Drama nebst gedrucktem Wisch:
„Man habe für die p. p. Sendung
Hochachtend leider nicht Verwendung,
Womit jedoch in keiner Richtung
Man zweifle an dem Wert der Dichtung."
Der Mensch, der eben noch im Geist
Und Flugzeug nach Berlin gereist,
Um zu erobern sich die Welt —
Notlandet schlicht auf freiem Feld.

Eugen Roth

Die „Alligator"

Von Reinhard Koester

Da geistert im Süden Berlins ein Stückchen Schicksal herum — eine sauber und ordentlich gekleidete Frau von etwa vierzig Jahren, der man auf den ersten Blick die harmlose Irre nicht ansieht. Nur wenn die Kinder hinter ihr herlaufen und: „Alligator! Alligator!" schreien und sie drohend einen alten zerschlissenen Regenschirm gegen sie hebt, wird man aufmerksam. Und man erfährt eine traurig-rührende Geschichte:

Frieda war Telephonistin. Viele Jahre lang. Ein braver Pflichtmensch — bis sie durch einen Betriebsunfall arbeitsunfähig wurde und ihr Geist sich trübte. Ist ein Blitz in die Leitung gefahren oder hat ein Starkstromdraht sie berührt? Das weiß keiner zu sagen — es ist auch schon lange her. Jedenfalls bezieht Frieda eine Rente, von der sie sorgenlos leben kann. Frieda redet viel vor sich hin, spricht oft Leute auf der Straße an oder wirft ein paar Worte in die offene Tür eines Ladens, antwortet aber nie oder höchst selten. Und wenn sie jemand anspricht, geschieht es meistens mit der stereotypen Frage: „Tragen Sie auch Alligator-Schuhe? Ich trage immer Alligator-Schuhe!" Darum schreien die Kinder, die immer grausam sind, diesen Namen als Spottnamen hinter ihr her. Nur wenn die Kinder fragen: „Trägst du heute auch Alligator-Schuhe, Frieda?", antwortet sie, wütend mit dem Schirm drohend, stolz: „Nein, heute trage ich Appa-Schuhe!"

Ohne ihren Schirm geht sie nie aus. Und als wolle sie das rechtfertigen, ruft sie manchmal in einen Laden: „Schlecht Wetter, wie?" Und geht weiter, ohne auf die Antwort zu hören. Aber das alles sind nur die Zeichen ihres harmlosen Irreseins. Am besten kennt man sie auf dem Postamt ihres Bezirks, bei dem sie früher als Telephonistin tätig war. Jeden Morgen gegen acht Uhr betritt sie die Schalterräume und versucht mit einem Beamten, der gerade unbeschäftigt ist, ein Gespräch anzuknüpfen. Auf einen hat sie es besonders abgesehen, und es sieht so aus, als wäre sie in ihn verliebt. Denn wenn sie mit ihm spricht, werden ihre harten Züge weich und fast schön.

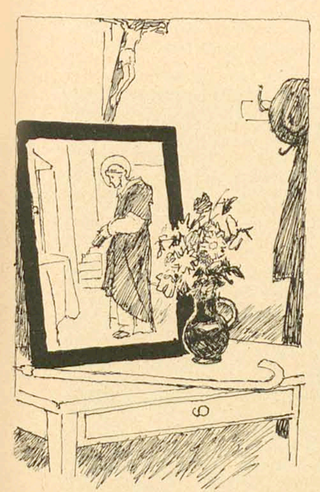
Die Beamten kennen sie alle und wissen um sie Bescheid. Dann sagt der eine: „Frieda, dein Hut sitzt aber heut schief!" Und sie brummt kurz: „Kommt vor —" und setzt ihn zurecht. Wenn der Verkehr reger wird, setzt sie sich still auf eine Bank und sieht zu, wie die Leute an die Schalter drängen, abgefertigt werden und wieder gehen. Und schließlich geht sie auch. Abends aber, kurz vor Schluß des Postamts, erscheint sie wieder pünktlich, obwohl nun wenig Aussicht besteht, daß ein Beamter unbeschäftigt ist. Sie wartet nur, bis die Schalter geschlossen werden. Als letzte geht sie auch. Befriedigt und stolz, daß ihr „Dienst nun zu Ende ist". Das arme Gehirn kann noch nicht fassen, daß sie nicht mehr im Dienst ist. Sie lebt in dem Wahn, daß sie ihren Dienst morgens um acht Uhr antritt und ihn abends um sieben verläßt. Sie braucht die Atmosphäre des Postamts, die sie an ihren früheren Dienstraum im Telephonamt erinnert. Diese Stunden im Postamt sind ihr Glück und Leben. Und auch das wissen die Beamten alle und sind — jeder auf seine Art — gut zu ihr.

Und wenn dann auf dem Heimweg die grausamen Kinder ihr spöttisches „Alligator! Alligator!" schreien, schlägt sie in blinder Wut mit dem zerlumpten Schirm nach ihnen, der nur deswegen zerlumpt ist. Denn sie begreift nicht, wie man einer ehrbaren Telephonistin, die ihre Pflicht erfüllt hat und nach getaner Arbeit nach Hause geht, so törichte Worte nachrufen kann — — —

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.35** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Der Holzknechtball / Von Karl Springenschmid

Zeichnungen von E. Thöny



Holzknechtball is! Heiliger Vinzenzi, gfreu di!

Die Koglalmsendin, die Nani, is no allweil nit schön gnug. Die Kuchldirn muß ihr den einen Spiegel hinter den Buckel halten, und sie selber haltet den andern vorn hin und schaut drein, damit sie sieht, ob sie von hinten aa so fesch is wie von vorn. Dabei draht sie sich und biegt sie sich, und die Kuchldirn muß um das hoffärtige Weibsbild herumtanzen wie um eine narrische Gaiß und dort a Mascherl richten und da das Spitzentüchl usw.

Der Jager, der junge, draht sein schwarzes Schnurrbartl auf und nimmt das schöne, neue Dienstgewand mit den grünen Aufschlägen, wo das goldene Eichenblatt so schön glanzt. Dann setzt er den Hut auf, daß der Gamsbart keck hintauf steht, und dann geht er daweil zum Schoberbräu, wo die „grüne Gilde" sich zsammbstellt hat.

Daweil is beim Kirchenwirt oben im schönen Saal schon der Anfang gmacht. Der jüngste Holzknecht, der Feikogljörg, und der ältest, der Mooshäusler, der schon den Neunziger auf dem Buckel hat, tragen das große, schöne Vinzenzibild in die Stuben, wo der Herr Pfarrer auf seinem Sessel sitzt und der Herr Oberlehrer und der Gemeindevorstand, zu dem man aber Burgermeister sagen muß.

Da kimmt die Nißlergretl in ihrem weißen Fronleichnamsgwandl und sagt das Vinzenzisprüchl auf. Dann sagt der Herr Pfarrer einige Worte, wie schön es ist, daß die Holzknechte ihren Patron nit vergessen und daß der heilige Vinzenz so ein guter Patron ist, und daß heuer bei der Holzarbeit nur dem Kaswurmsepp der Hax abgschlagn worden ist, weiters nix, und da sollten sie doch dem Vinzenz dankbar sein.

Die Holzknecht hocken an den Tischen und wischen sich daweil den Bierschaum aus dem Bart. Die Älteren passen auf jedes Wort auf, das der Pfarrer sagt, und dem Berneggmichl werden die Augen naß. Die Jüngern aber schauen alle zur Tür hin, wo die Koglbauernani hereingeht mit der Lies vom Schwarzenecker und mit der rothaarigen Pfennwartdirn. Die Dirnln tun recht gschamig und schlagen glei die Augen nieder, weil sie mitten in die heilige Handlung hineinkommen sind. Die Nani haltet glei ihr neues Schneuztüchl an den Mund und hustet ein wenig.

Der Herr Pfarrer ist fertig, und die Musikanten blasen: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!" Natürlich der heilige Vinzenzi. Dann tragen die zwei Holzknecht das Vinzenzibild in die Ecken und stellen es auf.

Die Musi aber fangt einen Neubayrischen an, daß die Fensterscheiben zittern.

Die Holzknecht schnalzen mit der Zung, und etliche schnaggeln mit den Fingern dazu. Der Berneggmichl, als Vormeister, geht um die Frau Gemeindevorstand, die eh schon dortsitzt und paßt. Er beutelt den Kopf ein wenig, daß man nit weiß, ob das ein Kumpliment is oder ob das nur bedeutet: „Geh her da!" Er sagt: „Frau Burgermoaster, kimm!" und tanzt den ersten Ehrentanz.

Dann übergibt er die Frau Burgermeister dem Langreitsepp, und der gibt sie dann dem Much — Kreuzteufel — und der Much bringt sie nimmer weg den ganzen Neubayrischen nit. Und grad wie der Much die dicke Burgermeisterin ehrenhalber herumdraht wie ein altes Ringelspiel, geht die Tür auf, und alle sagen: „Ah" — und „Aha", weil die Herren von der grünen Gilde mit ihren Damen hereinkommen.

Es schaut recht nobel aus, wenn man bei so einer Sach, wie der Holzknechtball is, ein wenig z' spät kommt; denn da müssen die Leut denken, fürs erste ist den Jagern nit viel darum zu tun und fürs zweite haben die Jager nit viel Zeit. Drum tun die Jager recht langsam, rucken ein wenig an ihren Hüten, wie sie den Vinzenzi sehn, aber nit z'viel, weil der Vinzenzi no lang kein Hubertus ist, und lassen sich dann langsam an ihrem reservierten Tisch nieder.

Der Much tanzt um das ganze Jagdpersonal herum, und daweil er sich an dem breiten, seidenen Buckel der Burgermoasterin seine schwitzigen Holzknechtpratzen abwischt, überlegt er, was jetzt für eine schöne Gelegenheit wär, wo das ganze Jagdpersonal bei dem Kirchenwirt an dem reservierten Tisch versammelt ist, im Wald nachschauen gehn, wie es mit Hirschen und Gamsen steht. Der neue Jager, der junge, stellt sich breitbeinig wie ein grüner Heuschreck hin, wo die Tanzpaare vorüberkemmen, und wie er den Naz mit der Koglalmsendin sieht, hupft er hin, macht ein Kumplimentl, und der Naz steht auf einmal allein da, mitten im Saal, und der Jager tanzt ihm die Nani weg.

Das hat der Much gsehen. Gschwind fahrt er mit seinem bürgermeisterlichen Schwerfuhrwerk dem Jager nach, gibt dem Naz noch so nebenbei einen Pfuffer und heißt ihn „Depp!" und stößt dann mit der Burgermeisterin den Heuschreck an, den grasgrünen.

„Pardon", sagt er, der Jager, der junge.

Kreuzteufel — da is der Neubayrische gar, und der Jager führt die Sendin an ihren Platz, macht wieder ein Kumplimentl und lacht no dazu.

Die Musikanten leeren schnell den Saft aus ihren Mundstückeln heraus und das Bier in ihre Gurgeln hinein und spielen dann einen Walzer.

Spreizt der Much seine Ellbögen weg und holt die Koglalmsendin.

Wie ein Kalbl zum Metzger, so zieht er sie zum Tanzplatz. Die Nani legt dem Much ihr neues, weißes Schneuztüchl auf den lodenen Buckl und dann laßt sie sich herumdrehen.

„Da kimmt er schon wieder!" sagt der Much nach einer Weil.

„Wer?" fragt die Sendin ganz erschrocken.

Der Jager steht dort und macht vor dem Paar ein Kumplimentl. Der Much tut, als hätt' er keine Augen, nur Füß, stößt den Jager auf die Seiten und laßt die Nani nit aus.

Da — so sind's, die Weiberleut — schlupft ihm die Nani aus den Händen, und der Much steht auf einmal allein da.

Aber er tut nix dergleichen. Nur einmal langt er hinten in seine Lederhosen, wo das Stichmesser ist, und stoßt durch die Zähne: „Hund, heut zapf i di no an mitsamt dein Gspusi!", haut si an sein Tisch hin, daß der Sessel kracht, und schreit: „Resi, an Liter!"





Dann langen die Musikanten ihre Maßkrüg, und die Holzknecht singen Vierzeilige.

„An der Schneid fahlts mir nit,
aber am Geld.
Is mir liaber koa Geld
als koa Schneid auf der Welt."

Das is aber no nix. Die grüne Gilde hört gar nit, was die Holzknecht singen. Drum schreit der Much jetzt „Bscht!" und haut in den Tisch, und dann macht er einen Schnabel und singt:

„Steht da der Hirsch im Wald,
woltern a schöner,
sagt der jung Jager:
‚Ui Teufl, a Zehner!'"

„Stad sein!" „Maul halten!" „Laßt's den Much singen!" tönt's von allen Tischen.

„Greift der jung Jager
gach um sei Büchs —
machts schniggsldischnaggs,
machts schnaggsldischniggs!"

Gut macht er sein Sach, der Much! Grad so tut er, wie wenn er eine Büchs abschießen tät, die nit gladen is! Kreuzteufel, lachen da die Holzknecht alle und hauen si auf die Lederhosen, und der Langreitsepp verschluckt si vor lauter Lachen. Das Jagdpersonal steht auf.
„Bscht!" schreit der Much und haut in den Tisch. „Bscht, der Much singt wieder eins! Bscht!" tönt's im Saal.

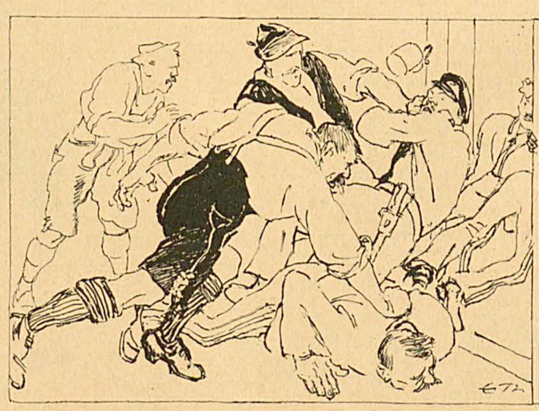
„In' Sautrog auf der Koglalm
is einer einigfalln.
Die Sendin, die schaut a Weil —
schreit: ‚Weidmannsheil!'"

Kreuzteufel! Der Much, das is halt einer! Höllsakra, wie da die Holzknecht brüllen! Das Jagdpersonal aber schiebt die Sessel zrück. Der Kirchenwirt stürzt zur Musi, schreit: „Schnell an Boarischen!"
Aber der Bayrische kimmt schon z' spat. Die Weibsleut schreien auf und flüchten aus dem Saal. Höchste Zeit; denn die Holzknecht sind schon bei der Arbeit. Stierwild stürzt der Much voran auf den Jager, reißt ihn bei seinem grünen Frack in die Höh und schlagt ihn in den Boden, und drüben langen jetzt die Holzknecht alle drein in die grüne Gilde. Der Berneggmichl macht die Tür auf, und so schmeißen sie die grüne Gilde aus dem Saal über die Stiegen, den Gendarm als Draufgab hinten nach, dann die Bierglasln, dann den Tisch und die Sesseln.
So. Das is eine gute Arbeit. „Jetz wirds erst kommod", sagt der Much und hockt auf dem Bierfaßl: rundum die Holzknecht.
In der Ecken, der heilige Vinzenzi, verzieht keine Miene. Er lächelt nur ein klein wenig, wie er allweil tut. Oh, er kennt seine Leut, der heilige Vinzenz, seine Leut, die Holzknecht.

Jetzt geht dann der Berneggmichl zur Musi hin und bestellt einen Extratanz für die Zwieselecker Holzknecht. Dann bestellt der Langreitsepp einen Extratanz für seine Schicht. Dann bestellt der Much einen Extratanz für die Schwarzenecker Holzknecht. Da därf keiner tanzen als er und der Veit und der Naz und ehrenhalber der Schwarzenecker. Der Much führt die Schwarzeneckerin, der Veit nimmt die Lies und der Naz die rothaarige Pfennwartdirn. Die Koglalmsendin rührt keiner mehr an. Die sitzt auf ihrem Platz, hustet ein wenig in ihr neues Schneuztüchl und redet mit dem Jager, der an seinem schwarzen Schnurrbartl dreht. Sie tut so, als wenn ihr der Tanz von die Schwarzenecker Holzknecht ganz gleich wär, und blinzelt do allweil hin, wo der lange Much um die junge Schwarzeneckerin herum tanzt und zwischendrein mit die Finger schnaggelt, mit die Füß stampft und „Juchui!" schreit.
Lustig is heut beim Kirchenwirt!
Der Herr Pfarrer empfiehlt sich bei der Frau Oberlehrer, winkt zu allen Tischen hin mit der Hand und sagt: „Allseits guaten Abend!" Dann geht er. Der Berneggmichl gibt ihm das Geleit bis zur Haustür und bedankt si no einmal für die große Ehr.
„Nur den heiligen Vinzenzi nit vergessen!" sagt der Herr Pfarrer no unter der Tür, und der Berneggmichel kriegt wieder nasse Augen.
Ein guter Mensch, der Herr Pfarrer! Und wie er den heiligen Vinzenzi herausgestrichen hat! Das soll ihm gut angmerkt sein.
Wie der Berneggmichl wieder in den Saal kimmt, is alles voll größter Lustigkeit. Die Musikanten haben ihre Instrumenter weggestellt und langen um die Maßkrüg. Die Holzknecht juchzen und schreien, und das Jagdpersonal unterhält sich.
Der Langreitsepp singt das Lied:

„Es wollt ein Jägerlein ja—a—gen
wohl in dem grünen Wald."

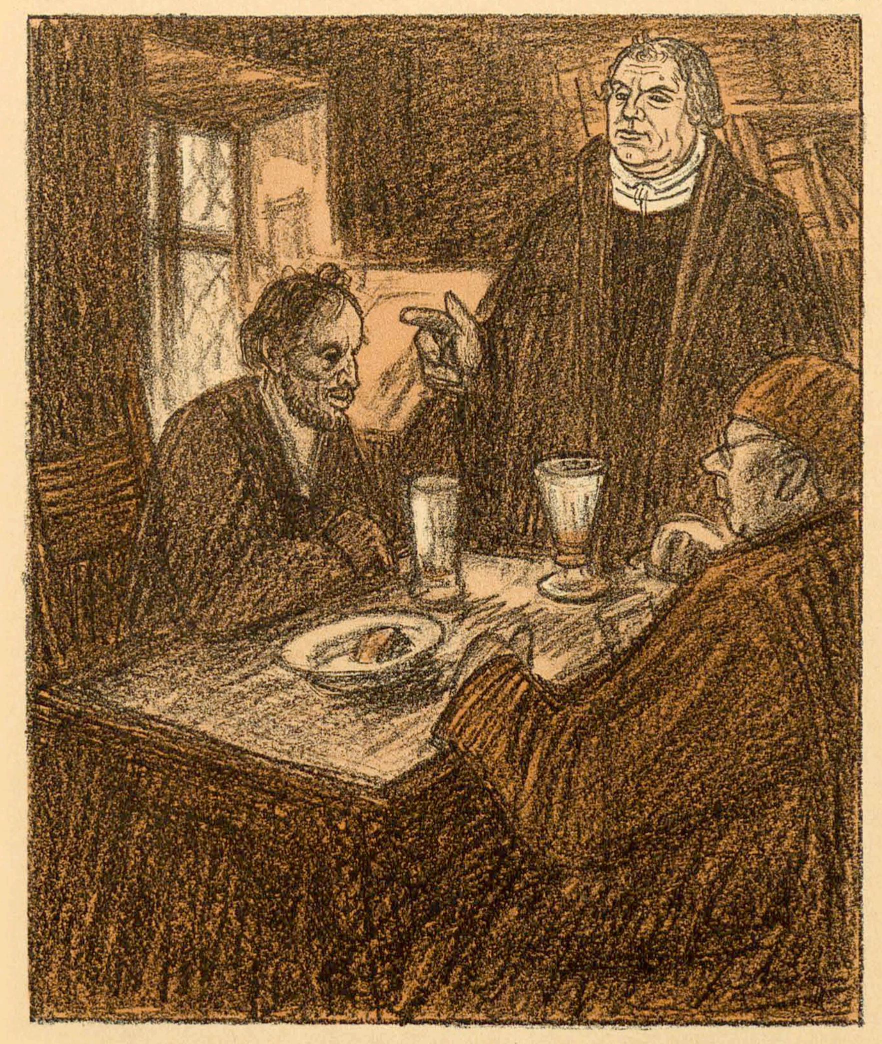
Dabei schnaggelt ihm in der Höh die Stimm um, und er druckt die Augen zu und singt: „Wald, ja—a—a! Wohl in dem grünen Wald!"
Die Holzknecht singen alle mit. Sie nehmen es leicht mit den Musikanten auf, und der Naz faßt den leeren Maßkrug und brüllt drein. Das gibt einen feinen Baß.
Dann spielen die Musikanten wieder. Die Holzknecht ziehen ihre lodenen Röck aus, und das Fest nimmt seinen Fortgang.
Der Burgermeister nimmt die Seinige und geht, und etliche Bauern gehn aa. Der Berneggmichl gibt ihm das Geleit bis zur Saaltür und sagt: „Guate Nacht. Es is eh guat, bal mehr Platz is zum Tanzen. Rennen die Leut nit so leicht zsamm."
Dann haben die Zwieselegger wieder einen Extrigen, dann die Langreitseppschicht, dann die Schwarzenecker.



Deutsche Stimmen

VIII

(Wilhelm Schulz)



„Zum Regiment gehören nicht gemeine, schlechte Leute, noch Knechte, sondern Helden, verständige, weise und geherzte Leute, denen man vertrauen kann und die da sehen auf gemeinen Nutz und Gedeihen, und nicht suchen ihren eigenen Genuß, und folgen ihren Begierden."

Martin Luther (Tischreden)

Mein Onkel Ghandi

Von Weare Holbrook (Neuyork)

Zu den unentwegtesten Anhängern Mahatma Ghandis in den Vereinigten Staaten gehört zweifellos mein Onkel Hiram Dudgeon, der seit langem einen mutigen Kampf gegen unser Zeitalter der Maschine und der Massenproduktion führt.

„Weißt du, was du von mir eigentlich verlangst?" ruft er aus, wenn Tante Eulalie ihn bittet, das Feuer im Ofen nicht ausgehen zu lassen. „Du verlangst von mir, daß ich den habgierigen Bergwerksbesitzern von Pennsylvanien meinen Tribut darbringen soll. Mit jeder Schaufel Kohle, die ich in die Ofenglut schütte, werden die despotischen Kohlenbarone mächtiger und fetter!"

Wenn seine Tochter Gäste hat und ihn bittet, seinen Abendanzug anzulegen, schäumt er: „Die Uniform der Nutzlosen! Du versuchst, meine Individualität zu zerstören!" — „Unsinn, Papa!" pflegt ihm Cousine Agnes dann zu entgegnen. „Du wirst niemals so wie die andern aussehen!"

Verflossenen Monat nun kam Onkel Hiram zu uns auf Besuch, und es war ein aufregendes Erlebnis. Sofort nach seiner Ankunft unternahm er eine Inspektionsreise in unserer Wohnung. Er hob die Ecken der Teppiche in die Höhe, spähte unter die Sessel, untersuchte das Klavier und kroch unter den Tisch.

„Hast du etwas verloren, Onkel Hiram?" fragte ich.

„Nein!" erwiderte er grimmig. „Aber ihr! Ihr habt den aufrechten Individualismus verloren, der einstmals dem amerikanischen Bürger zu eigen war. Ihr seid Opfer der Massenproduktion und der Reklame. Fast jeder Gegenstand in diesem Zimmer ist mit einer Fabriksmarke versehen. Sag mir einmal, mein Junge, wieviel hast du für diesen Radioapparat bezahlt?"

„Etwa hundert Dollar, glaube ich..."

„In der Tat? Und dabei hättest du dir für siebzehn Dollar einen genau solchen Apparat anfertigen können, wenn du dir die Einzelteile gekauft und selbst zusammengesetzt hättest."

„Aber ich habe doch nicht die Zeit dazu. Ich bin beruflich zu beschäftigt", warf ich ein.

„Und warum bist du beruflich beschäftigt?" fragte Onkel Hiram, ohne eine Antwort zu erwarten. „Ganz einfach, um das nötige Geld zu verdienen, mit dem du dir dann einen Hundert-Dollar-Radioapparat kaufen kannst! Ich sage immer: Diese heutige Wirtschaftsordnung führt die Menschen dazu, sich selbst zu betrügen!"

In der Küche blieb er vor dem automatischen Eiskasten stehen. „Da hast du", sagte er zu meiner Frau, „da hast du wiederum so eine Maschine, die vollkommen überflüssig ist. Gewiß ist sie dir von irgendeiner redegewandten Verkaufskanone aufgeschwätzt worden, und du hast dir einreden lassen, daß du ohne Eiskasten nicht länger leben kannst. Aber wenn du die Nahrungsmittel ganz einfach in feuchtes Tuch einwickeln und ans offene Fenster legen würdest, wäre genau dieselbe Wirkung zu erzielen."

Als er am darauffolgenden Tage zum Frühstück kam, war ein fanatisches Glühen in seinen Augen. „Ich habe da eine Flasche ‚Gurgol'-Mundwasser im Badezimmer entdeckt", verkündete er, „und auch eine Tube ‚Zahnheil'-Zahnpasta. Um die Zähne zu reinigen, gibt es nichts Besseres als ein bißchen gewöhnliches Kochsalz. Und was ‚Gurgol' betrifft, — eine Flasche zum Preise von einem Dollar enthält ein antiseptisches Mittel im Werte von zwei Cent und ein bißchen Pfefferminz. Du kannst dir die Bestandteile in jeder Drogerie kaufen und dir selbst für fünfzehn Cent fünfundsiebzig Liter ‚Gurgol'-Mundwasser zubereiten."

Ich legte bescheidenen Protest ein, indem ich bemerkte, daß wir kein Verlangen nach dem Besitz von fünfundsiebzig Liter Mundwasser trügen.

Tags darauf bemerkte Onkel Hiram, wie meine Frau eine Flasche „Fleckweg" benützte, um aus dem Vorhang im Salon einen Fleck zu entfernen, und er machte sich anerbietig, für uns unbegrenzte Mengen ähnlicher Zubereitung zu einem Zehntel des Preises von „Fleckweg" herzustellen. „Das Ganze ist doch nichts als eine Mischung von Pottasche, Benzin und... Pfefferminz. Aber für die Flasche, die lithographierte Etikette und vor allem für die Reklame mußt du schweres Geld bezahlen. Wenn du mir dein Badezimmer als Laboratorium überläßt, will ich euch so viel Fleckwasser zusammenmischen, daß ihr bis an euer Lebensende davon genug habt!"

In atemloser Spannung warteten wir. Gegen vier Uhr nachmittags ertönte aus dem Badezimmer eine gewaltige Explosion, und Onkel Hiram kam, je drei Stufen auf einmal nehmend, die Stiege heruntergesprungen. Sein Schnurrbart war gesträubt, und seine Rockschöße flatterten in ratloser Verzweiflung.

Meine Frau rollte den Onkel in einen Teppich, während ich mich mit einem Feuerlöschapparat auf ihn stürzte. In diesem Augenblick setzte sich Onkel Hiram auf. „Wie! Ihr verwendet Minimax?" rief er anklagend, indem er auf den Feuerlöschapparat wies. „Weißt du denn nicht, daß sein Inhalt aus einer ganz gewöhnlichen

Spät im Herbst

Junger Baum, nun ist es Zeit,
daß ich dich verpflanze,
ehbevor es friert und schneit.
Deine Grube steht bereit
und des Stützpfahls Lanze.

Wandre nur gelassen um,
nackte, schlanke Rute,
in das neue Drumherum.
Wurzle ein und wachse stumm,
stumm wie alles Gute! Dr. Owglaß

Waldweben

(O. Nückel)



Die Benzingans

(Rudolf Kriesch)



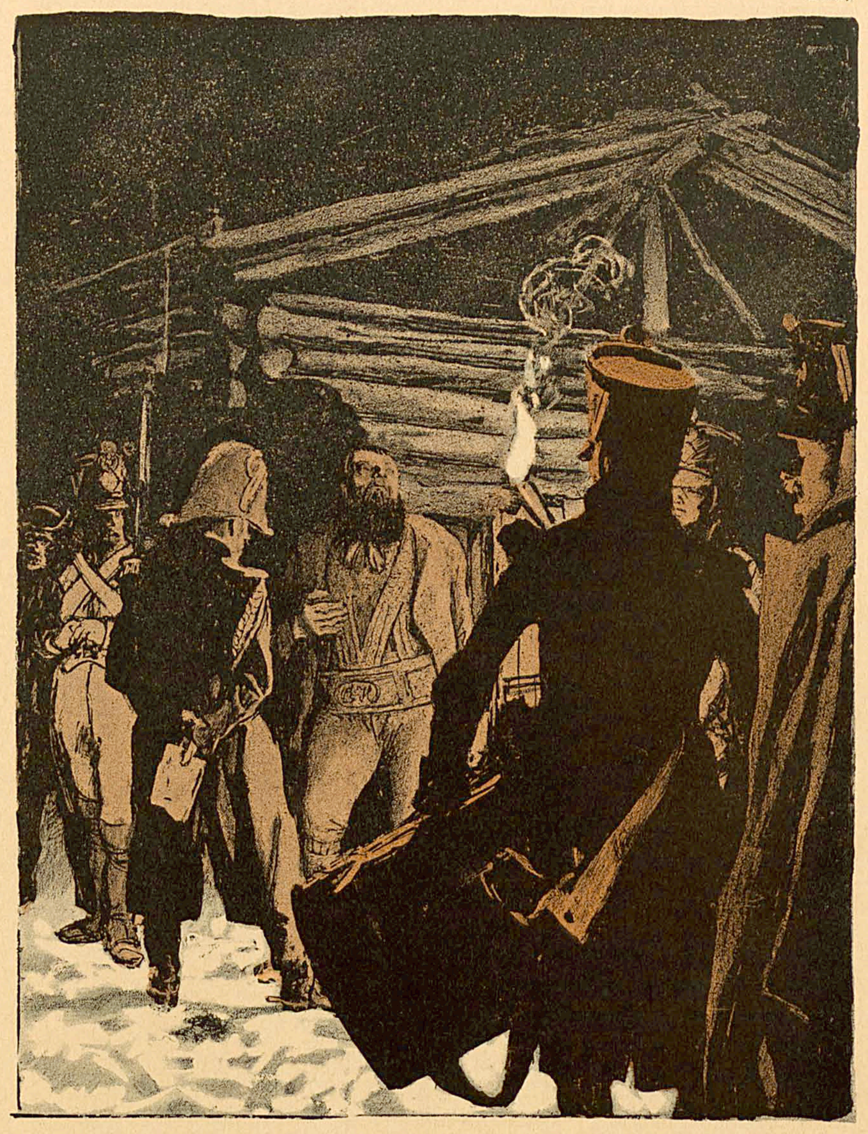
„Weißt du, wenn man einen Mann lieb hat, braucht er gar kein Auto zu haben.“ — „Elli, Elli, dich sehe ich noch einmal zu Fuß enden!“

Lösung von Kohlenstofftetrachlorid besteht? Du kannst es in jeder Drogerie für acht Cent das Pfund kaufen!“
Die Wände des Badezimmers waren versengt, und Onkel Hirams Fleckputzmittel hatte das Email aus der Badewanne ausgefressen. Aber er blieb ungebrochen. „Morgen will ich ein Silberputzmittel zusammenmischen. Es ist genau dasselbe, von dem ein viertel Liter im Geschäft einen Dollar kostet. Aber ich werde euch zehn Liter für fünfundzwanzig Cent brauen.“
Diesmal warteten meine Frau und ich nicht auf das Silberputzmittel. In der Nacht, nachdem Onkel Hiram zu Bett gegangen war, packten wir unsere Koffer und begaben uns in aller Heimlichkeit in ein Hotel. Zuerst ließen wir das Feuer im Ofen ausgehen, schalteten das Gas und das elektrische Licht ab und sperrten die Wasserleitung. Dann legten wir vor die Türe seines Schlafzimmers eine Spitzhacke, eine Kerze, zwei Stücke trockenen Holzes, ein Exemplar von Dr. Sweeneys Wetterkalender für das Jahr 1934 und banden ein Huhn an die Türklinke. Schließlich befestigten wir an der Türe die folgende Kundgebung:
„Lieber Onkel! Wir haben uns entschlossen, den Kohlentrust, den Zündhölzertrust und die vielen anderen Korporationen, die den Konsumenten nur ausbeuten, zu boykottieren. Zwei Stunden von hier befindet sich ein verlassenes Bergwerk, und wenn Du Kohle für den Ofen brauchst, mußt Du nur die Spitzhacke nehmen und selbst welche zutage fördern. Diese Henne wird, wenn Du ihr nur Zeit läßt, ein Ei für Dein Frühstück legen — und so den Profit des Zwischenhändlers ausschalten. Wozu ungeheuerliche Preise für den elektrischen Strom bezahlen, wenn Du eine Kerze zur Verfügung hast, die Du durch Aneinanderreiben zweier Stücke trockenen Holzes anzünden kannst? Und falls Du Wasser brauchen solltest, machen wir Dich aufmerksam, daß neben der Küchentür eine Regentonne steht. Sie ist jetzt leer, aber Dr. Sweeneys Wetterkalender sagt für Anfang März 1934 ergiebige Regengüsse voraus. In der Zwischenzeit gedulde Dich und bewahre Deinen stolzen Individualismus!“

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen)

Weltgeschichte

(E. Thöny)



„So macht man nicht Politik, Andreas Hofer! — Man nimmt eine Anleihe auf und bleibt am Leben.“

München, 26. November 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 35

SIMPLICISSIMUS

Familie Dollfuß

(Karl Arnold)



Der Plan einer Volksabstimmung in Österreich lautet: „Bist Du für die Selbständigkeit Österreichs und billigst Du die Vorkehrungen, die die Bundesregierung zur Erhaltung der Selbständigkeit Österreichs getroffen hat?"



Textbuch eines Clowns

Von J. R. Schmidt

Zeichnungen von Karl Arnold

Trick Nr.: 17

Titel: Romanze

Personen: Zwei

Requisiten: Trompete Nr. 9, Angelstock mit Leine, Spinne Größe 15, Schweißtropfen, geladene Pistole Größe 8, blutdurchtränkter Verband, Notenständer, Notenblatt, Wachsmaschine, Tränen.

Kulissen: Keine

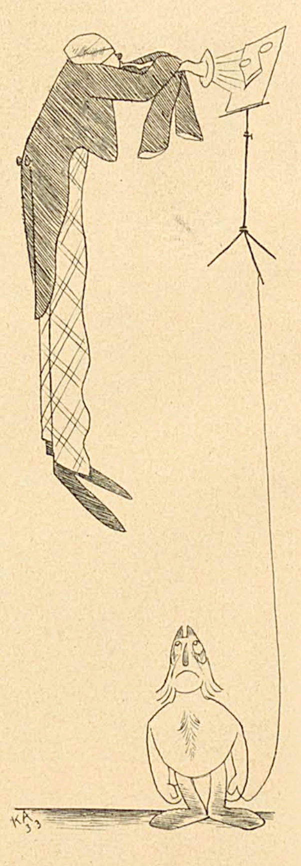
Beschreibung: Der Vorhang geht auf. Das Licht im Zuschauerraum und auf der Bühne ist verlöscht. Nur der Scheinwerfer bricht ein Stück aus der Dunkelheit und zeichnet einen leuchtenden Kreis auf die Bühne. Ein Mann tritt oben zögernd in das Licht. Er ist aus dem Dunkel gekommen, das hinter ihm liegt, er ist aus dem dunklen und undurchdringlichen Wald, der ihn rings umgibt, plötzlich in diese Lichtung geraten, auf der die Bäume etwas zurückgetreten sind und der Sonne Platz gemacht haben, die nun hell und freundlich über ihm liegt. Er steht da am Rand der Lichtung, zögernd und ein wenig mißtrauisch, er steht da und blickt sich ängstlich um. Es ist ein armer Mann. Die Schöße seines Fracks schlängeln sich hinter ihm über die Erde. Die Ärmel sind ihm viel zu lang. Und seine Hosen sehen aus, als könnte er in jedem Augenblick darin ertrinken. Ein armer Mann, der furchtsam in die Sonne blinzelt und einen langen Blick in das Dickicht tut, das ihn dunkel umgibt. Er steht da und lauscht, aber da sich nichts rührt und alles still bleibt und die Sonne unvermindert scheint, kommt er endlich näher, wobei sein Gesicht sich immer mehr erhellt, als ob langsam eine große und fürchterliche Sorge von ihm wiche. Und es wird nun klar, daß der Mann sich nicht etwa im Wald verirrt hat, sondern daß er zu einem ganz bestimmten Zweck hierher geraten ist. Er steht da ganz im Vordergrund, und sein Gesicht wird hell und immer heller und bricht schließlich in ein herzliches Gelächter aus, in dem er sich nicht mehr beruhigen kann. Und unter diesem fortwährenden und erschütternden Gelächter beginnt er in seinen viel zu langen Ärmeln zu kramen und bringt unter vieler Vorsicht eine Trompete zum Vorschein, die er dort versteckt gehalten hat und die er nun in einer zärtlichen Bewegung streichelt und an sich drückt. Damit ist endlich alles klar, und man weiß, daß der arme Mann eigens durch den meilenweiten Wald hierher gekommen ist, um an dieser Stelle ungestört Trompete blasen zu können, denn er ist ein Freund der Musik. Ein leidenschaftlicher Musikfreund muß er sein, wenn man sein Instrument betrachtet, das so aussieht, als ob es vor einer langen Zeit von einer Dampfwalze überfahren worden sei und diesen Unfall nie mehr ganz verwunden habe.

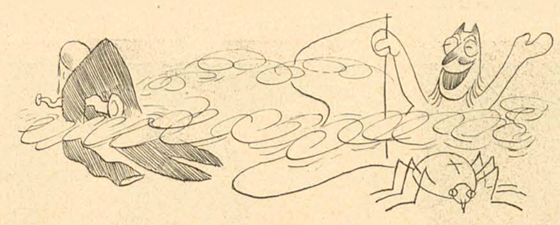
Der Mann hat sich inzwischen ein wenig beruhigt in seiner Freude über die Entdeckung dieses Platzes und über das Wiedersehen mit seinem Instrument. Er setzt es langsam an die Lippen, und während erst zaghaft und dann klarer die ersten Töne kommen, gerät sein Gesicht in eine neuerliche und unbeschreibliche Verzückung. Er steht da, und sein Frack hängt wie eine Elefantenhaut um ihn, er steht da und ist hingerissen von seinem Spiel. Die ganze Welt ist in diesem Augenblick für ihn versunken.

Jetzt schleicht im Hintergrund ein zweiter Mann in die Lichtung. Er stutzt, als er den Trompetenspieler vor sich sieht, dann läuft ein breites Grinsen über sein Gesicht; es wird klar: der Mann hat etwas Böses im Schilde. Er zieht eine Angelschnur hinter sich aus dem Dickicht, greift eine faustgroße Spinne mit Riesenbeinen aus der linken Tasche seiner Weste, befestigt sie am Angelhaken und läßt sie zappelnd über den armen Musikanten herab, während sein Gesicht sich zu einem breiten Lachen verzieht und es jedem Einsichtigen klar sein muß, daß dieser Mann schon eine Ewigkeit hinter dem Liebhaber einer schönen Musik her ist und ihn nicht zur Ruhe kommen läßt, und daß er ihn nicht zur Ruhe kommen läßt, weil er neidisch ist, und daß er neidisch ist, weil er selbst nicht Trompete blasen kann.

Die Spinne taucht dicht vor den Augen des armen Musikanten auf. Er sieht sie, und ein namenloser Schreck durchfährt ihn und läßt ihn auf der Stelle erstarren. Die Trompete stößt noch einen kicksenden Ton aus. Dann ist alles still. Nur die Spinne zappelt dicht vor seinen Augen, und der Mann im Hintergrund schüttelt sich unter einem unhörbaren Gelächter. Der Musiker steht da und wagt die Trompete nicht abzusetzen. Er steht da wie zu Stein erstarrt, und nur aus seiner Stirn bricht langsam der Angstschweiß und läuft in dicken Bächen über sein Gesicht. Dann stürzt er plötzlich mit einem lauten Trompetenschrei aus der Lichtung.

Auch der andere ist verschwunden. Er hat sich im Dickicht versteckt, und es ist einen Augenblick still auf der Bühne. Dann kommt langsam der Musikant wieder zum Vorschein. Er hat seine Trompete unter den Arm geklemmt, er kommt langsam hervor





ginnt, ist auch der Mann im Hintergrunde wieder hervorgetreten. Er steht da, ratlos und etwas verblüfft, und schaut den Musikanten eine Zeitlang an. Dann hat er plötzlich einen neuen Streich entdeckt, befestigt eine Schnur am Notenständer und zieht dem armen Musikanten, der nicht mehr auswendig spielen kann, die Noten vor der Nase fort. Sie entgleiten langsam in die Höhe.
Aber — und daran erkennt man die Macht der Musik — aber der Musikant, hingegeben seinem Spiel und hingerissen, beginnt sich in den Kniegelenken zu wiegen und wächst langsam, langsam hinter den Noten her, ohne eine einzige von ihnen zu verlieren. Langsam wächst er höher und höher, immer höher.
Dem Mann im Hintergrunde sträuben sich die Haare. Er lacht schon längst nicht mehr. Er steht da und hält die Schnur noch einen Augenblick in den Händen, dann stößt er einen fürchterlichen Schrei aus und flieht entsetzt und für immer aus der Lichtung.
Hinter ihm ist der Notenständer mit einem lauten Klapp zusammengefahren. Die Noten sind plötzlich vor dem Gesicht des Musikanten verschwunden. Man sieht, wie seine Augen größer und immer größer werden, wie er in die Trompete bläst und den letzten Ton noch hält und nicht mehr vorwärts weiß. Wie er sich dreht und wendet und nach den Noten sucht und immer noch den letzten Ton zu halten sucht. Dann kommt ein falscher. Ein Schluchzen steigt aus der Trompete. Dann ist es plötzlich still.
Der Mann steht oben. Er ist riesengroß und weiß nicht, was aus den Noten geworden ist. Er steht da, und plötzlich geht das Licht an im Zuschauerraum. Lachen umbraust ihn, und er starrt in Hunderte Gesichter.
Das hat er nicht erwartet. Er glaubte sich im tiefsten Wald allein mit seinen heiligsten Gefühlen. Er steht da mit seiner Trompete und seinem roten Verband, die Leute lachen ihn aus — aus seinen Augen quellen plötzlich dicke Tränen. Er steht da und weint und preßt die Trompete an das Herz seines faltigen Fracks, und langsam wendet er sich und geht. Und während er geht, schrumpft er mehr und mehr zusammen und verschwindet mit dem Gefühl, daß es auf der Welt nirgendwo Ruhe gibt für einen großen Trompeter.



und bis vornehin, er ist immer noch bleich, aber man sieht ihm an, daß er nicht mehr gewillt ist, sich so ins Bockshorn jagen zu lassen, daß er mit einem besonderen und noch ungeklärten Vergnügen der Ankunft der Spinne entgegensieht. Er setzt das Instrument an die Lippen, die Töne kommen und berauschen ihn, aber seine Augen sind mit einem erwartungsvollen Ausdruck nach oben gerichtet, woher die Spinne kommen muß.
Die Spinne tritt auf. Sie schwebt langsam herunter. Die Augen des Musikanten beginnen zu strahlen. Die Trompete fängt leise an zu lachen. Der Trompeter selbst zieht einen riesigen Revolver aus der Hosentasche. Er hebt ihn hoch. Er zielt und bläst weiter. Er zielt und nimmt die Spinne aufs Korn, die dicht vor seinen Augen tanzt. Es gibt einen Knall, eine Rauchwolke und gleich darauf einen schrecklichen Schrei. Der Trompeter hat sich in den Kopf geschossen. Er läßt den Revolver fallen, klammert sich sterbend an seine Trompete und wankt jammernd aus der Lichtung.
Der Mann im Hintergrunde lacht und klatscht sich vor Vergnügen auf die Schenkel. Die Spinne liegt am Boden und rührt sich nicht, und man sieht, daß sie nur aus Pappe ist.
Plötzlich taucht der Trompeter wieder auf. Er ist gar nicht gestorben. So groß ist seine Liebe zur Musik, daß er nicht gestorben ist. Und auch nicht ins Krankenhaus gegangen ist, wo er operiert worden wäre und nach einem halben Jahr entlassen. So groß ist seine Liebe zur Musik, daß er wiedergekommen ist mit einem Verband um den Kopf, durch den das Blut schon durchgesickert ist. So kommt er langsam hervor und schleppt einen Notenständer hinter sich her samt einem Notenblatt, weil er bei einer so schweren Verwundung nicht mehr auswendig spielen kann. Er stellt den Ständer hin und legt die Noten auf, und während er langsam und wehmütig wieder zu spielen be-

Nahe Zukunftsperspektive

Amerika, du kriegst's jetzt besser.
Bald wieder gibt's gebrannte Wässer.
Schon wendet sachte sich das Blatt.
Man ist des trocknen Tones satt.

Der Zustrom freundlicher Getränke
— wenn ich die Sache recht bedenke —
erzeugt dann folgerichtig die
ihm adäquate Euphorie.

Und diese Euphorie hinwieder
wirkt nicht bloß lösend auf die Glieder,
sie fördert auch den Wagemut
und kommt so aller Welt zu gut.

Schon hör' ich Bruder Jonathanen,
der spricht: „Wozu denn immer mahnen?
Fliegt an mein Herz, ihr Schuldner all!
Strich durch! Erledigt ist der Fall!"

Die weitern frohen Konsequenzen
mag jeder nach Bedarf ergänzen.
Soviel steht fest: das Glück ist nah...
Vivat C_2H_5.OH!

Ratatöskr

Parias / Von Fritz Knöller

Sie sahen sich alle ungemein ähnlich, die Hunde von den Schutthügeln der Wüstenstadt. Es geht daher zu weit, wenn wir den einen den „Schwarzen", den andern den „Gelben", den dritten den „Roten" und wieder einen andern die „Braune" nennen: es geschieht auch nur zum Behelf.
Sie lebten unweit vom Talsaum des Riesenstroms, am Rande der Libyschen Wüste, auf den Trümmern einer staubgewordenen Stadt, westlich von den Dächern einer neuen, weiß erstrahlenden Stadt, ostwärts von den Pyramiden und Sphinxen.
Sie lagen allesamt in den Abendlöchern, die sie nach dem Lauf der untergehenden Sonne geschaufelt hatten. Das Licht da oben tat gut. Man konnte ungeheuer viel Hitze ertragen; man speicherte sie auf für die Nacht. Nur manchmal, wenn sich die Sonne wie ein glühender Stahl in den Sand bohrte, schlich man in die Mitternachtslöcher.
Sie waren sehr unzufrieden, die von den Schutthaufen, vornehmlich die vier genannten Exemplare, und als sich die Nacht wie ein Kübel über ihren Hügel stülpte, krochen sie schleunigst heraus, witterten, liefen die Hänge hinab und gaben wohl acht, daß sie nicht ins Gebiet der Nachbarhügel gerieten (denn wie alle tüchtigen Nachbarn waren sie einander gram). Weit und breit keine Spur, keine frische, keine kranke Fährte, nicht ein Ruch von Wild, von Aas in der Luft! War das nicht zum Heulen?
Die vier liefen ziemlich schnell. Auch die von den andern Rudeln schoben sich rasch an die Stadt heran. Wer zuerst kam, fand das meiste. Bald aber blieb die Braune ein wenig zurück, dann immer mehr. Zuweilen setzte sie sich hin und schnaufte. Es war auch ganz besonders um sie bestellt. Das Laufen fiel ihr so schwer. Etwas trieb sie in die Stadt, nicht bloß der Hunger. Für das, was sie zu erledigen hatte, schien ihr wohl das Loch im Schutt nicht gut genug. Stöhnend lief sie weiter. Mit großen Augen auf die Stadt zu. Schwankend wie ein Kornwagen. Die vorne drehten nicht mal die Köpfe nach ihr.
Die drei fanden mancherlei vor, Aas, Gescheide, Knochen. Man hörte ihr Würgen und Schlingen, sonst nichts. Kaum aber, daß sie die ersten Bissen geschluckt, gerieten sie mit dem bösen Nachbar zusammen. Der Rote kriegte einen schweren Biß ab, der Schwarze vertilgte das Ohr eines Widersachers. Es war ganz verteufelt in dieser Nacht. Vor lauter Rempeleien kam man nicht zum Fressen. Und als man sich genügend gebissen und blutend in die Distrikte geteilt, benutzten die Hofhunde die allgemeine Erschöpfung und schossen zu einem Dutzend aus ihren

(Fortsetzung auf Seite 413)

Der Braunbuch-Händler

(Wilhelm Schulz)

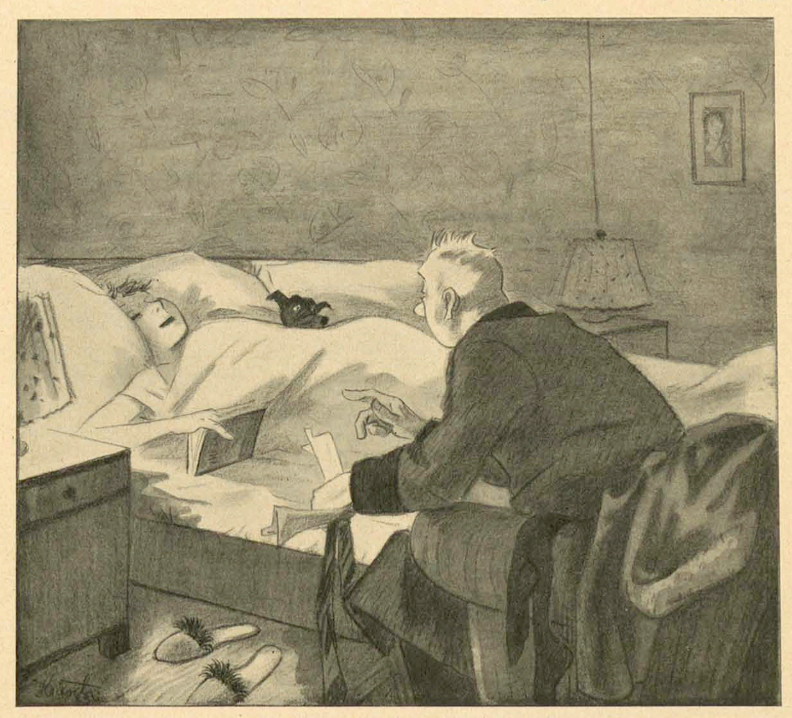


„Verflucht! Die Wahrheit ruiniert mir das ganze Geschäft!"

(Fortsetzung von Seite 411)
Winkeln hervor, lauter wohlgenährte Gesellen, Kraftprotzen, denen es gar nicht ums Fressen ging, sondern um den Neid, die Ehre, das Ortsansässige.
So kam es, daß man am Morgen völlig zerrauft war und so gut wie gar nichts gefressen hatte. Hungrig, wie man erschienen, kehrte man der Stadt den Rücken. Nur die Braune, die eben aus einer von wohlmeinenden Ägyptern in die Hauswand eingelassenen Wassernische gelappt hatte, blieb bei dem Versuch, die Kameraden aufzuholen, buchstäblich am Wege. Mitten auf der Gasse widerfuhr ihr das, was sie zu der langen Fahrt stadteinwärts veranlaßt hatte. Und während sie nun die Welpen säuberte und ihnen die vollen Zitzen bot, öffneten die Morgenländer ihre Basare, füllten Araber, Beduinen, Fellachen auf Pferden, Kamelen und Eseln die Gasse, umritten wohl fluchend, aber behutsam den „Kelb", die Hündin, die die Passage versperrte, und mancher warf ihr was zu, das sie mit lautem Klappen fing . . .
Das Pyramidenfeld leuchtete rot in der Morgensonne. Die Hunde waren noch sehr hungrig. Jetzt hörte man das Tuten der Wüstenautos, die die Fremden zu den Pyramiden brachten, jetzt sah man sie, Staubfahnen hinter sich. Und dann wurde es still, ganz still. Eseltrupps rückten heran, klein wie Kriechkäfer. Und bald füllten sie die Luft mit viehischem Brüllen. Sie kamen sich wichtig vor. Sie trugen die reichen Leute, die ihre Wagen schonten und es verschmähten, sich in die Wüstenautos sperren zu lassen. Die Hunde zogen sich tiefer in ihre Morgenlöcher zurück.
Unweit vom Hügel des Schwarzen, des Roten, des Gelben stapften zwei Esel mit einem Füllen. Auf dem ersten, einer Eselin, saß der Führer, ein Fellache, auf der zweiten Eselin eine junge, sehr junge Dame, die, ein Zeißglas in den behandschuhten Fingerspitzen, nach den Pyramiden blickte. Hoch über dem Zug schwebten drei Geier. Jetzt stieß einer aus Südosten hinzu, dann einer aus Mitternacht. Die drei Kollegen nahmen das krächzend zur Kenntnis. Der Führer sah zu ihnen empor. Die Helle dort oben war unerträglich. Doch die Geier verdienten die Aufmerksamkeit. Das mochten auch die Hunde denken, die ihre stumpfen Schnauzen hin und wieder an den Ausguck brachten.
Das Eselfüllen sauste umher und machte andauernd Sprünge. Dann fiel ihm ein, ob man nicht aus der Mutter ein zweites Frühstück herausquetschen könne. Aber der Führer, der die Mutter ritt, hatte keinen Sinn dafür; vielleicht der Verzögerung oder der jungen Dame halber, die das Vorhaben des Füllens entdeckte und die Augen gleich wieder zu Pyramidenhöhe erhob. Sodann wollte das Füllen die alte Eselin necken, auf der die junge Dame ritt. Es näherte sich der Eselin, indem es die Hinterbeine in die Luft pfefferte und die Nase in ihre Kruppe stieß. Die Eselin kümmerte sich nicht darum; das beruhigte die junge ängstliche Dame. Jetzt kniff das Füllen in den Pelz der Eselin. Das mußte schmerzen. Man sah es am heftigen Zucken der Flanke, man sah es daran, daß die Eselin den Kopf wandte und nach dem Füllen schaute. Der Blick mußte etwas an sich haben, etwas Zürnendes, etwas Müdes. Das Füllen hielt verdutzt inne, spreizte alle viere, in Staunen versunken, dann schwirrte es davon, weit weg, in einem Bogen, und näherte sich schließlich langsam mit nachdenklichen Schritten.
Die alte Eselin war vieltausendmal dieselbe Straße gezogen; sie
(Schluß auf Seite 414)

Ursache und Wirkung

(Rudolf Kriesch)



„Immer, wenn du aus deinem literarischen Klub kommst, hast du 'n Schwips!" – „Temperamentssache, Kind! Bei Poesie kann ich eben nicht nüchtern bleiben."

(Schluß von Seite 413)

mochte fünfzig Jahre zählen. Jetzt ging es nimmer so recht. Ihr Inneres war ausgedörrt, voll Sand, eine Last, schwerer als die junge Dame dort oben. Sie hatte nie viel Wesens aus sich gemacht, die Eselin, sie machte auch aus dem Letzten nicht viel Wesens. Sie stolperte und legte sich zuvorkommend in den Sand, damit sie nicht hinsacke und die junge Dame Schaden erlitte. Die junge Dame nahm auch nur das Glas von den Augen und sagte: „Oh!“ Der Führer aber war mit dem ungelegenen Tod der Eselin nicht so recht einverstanden, er wollte ihn hintanhalten, den Tod, und schlug zu diesem Zweck den grindigen Balg der Eselin. Die mußte es wohl drücken, daß sie ihrem Herrn so unpassend starb; sie schloß nämlich gleich die alten Augen und gab dadurch zu erkennen, daß sie nun wirklich tot war.
Merkwürdig, jetzt stieg das gute Tier plötzlich im Wert. Ani umhalste es, nannte es seine beste Stute und nahm ihm fürsorglich den Sattel ab, damit es wohl zu guter Letzt nicht zu schwer daran trüge. Die junge Dame, eine Amerikanerin, war sehr gerührt. Auch die erste Eselin war das; sie ließ in Vorahnung der Pein des eigenen schmachvollen Todes ein langgedehntes Wiehern hören. Nur das Füllen, unberührt von solchem Weh, umtollte in Bocksprüngen das Sterbebett.
Die junge Dame ritt jetzt die erste Eselin, indessen der Führer, den Sattel auf dem Rücken, nebenher ging und klagte. Plötzlich ließ sie ein Geheul, ein Gekrächze aufschrecken. Voll Seltsamkeiten, das Land! Die Hunde, an der Spitze der Schwarze, der Rote, fluchtbereit der Gelbe, und die andern vom Rudel hatten sich über die Leiche hergemacht, doch die Hunde vom Visavis, die guten Nachbarn, wollten sie nicht so allein schmausen lassen und leisteten ihnen Gesellschaft, und während sie etliches in Eile und Hast hinunterwürgten, sagten sie sich allerhand Grobheiten und faßten sich an den rostroten Westen. Das aber machten sich die Geier zunutze. Sie ließen sich auf ihren weißen, morgendlich rot gefärbten Schwingen zur Erde gleiten und stießen zu, indem sie die nacktblickenden Köpfe mit den krummen Schnäbeln nach den Lichtern der Hunde zückten. Und die Hunde mußten nun wohl oder übel unter sich Frieden schließen und, Schaum vor dem Maul, nach den Geiern schnappen. Es war ein schamloses Gemetzel.
„Oh, oh“, sagte die junge Dame, „was ist das?“
„Das sind Geier“, sagte der Fellache, „und das dort wilde Hunde, die Nachkommen der heiligen Rüden, die bei den Isisprozessionen an der Spitze gingen, die Nachkommen derselben Hunde, die, Gott Anubis geweiht, zu Kynopolis begraben wurden.“
„Ach so“, sagte die junge Dame. Sie hatte einmal, sie entsann sich ganz schwach, fern davon läuten hören. Aber auch Ani, der Nachkomme der alten Ägypter, wußte das nur, weil er vor Tagen einen Professor zu führen hatte.
Nicht weit von ihnen standen die Pyramiden, die alten Königsmäler, mit schrägen Schatten, die langsam niederglitten, eine steinerne Uhr der Ewigkeit.

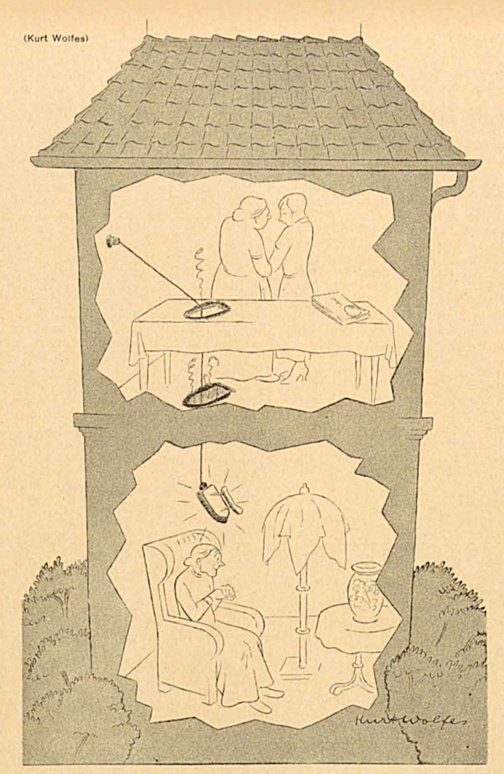
Aus der Schule

Bei großer Unruhe im Klassenzimmer sagte ein Professor: „Wenn ihr nicht ruhiger und strebsamer seid, liegt der Durchfall auf der Hand.“

*

In der Linearzeichenstunde wurde ein geometrischer Körper gezeichnet. Nach Beendigung der Vorarbeiten sollten alle Linien mit Tusche ausgezogen werden, während Hilfslinien wegfallen sollten. Diese Aufgabe wurde vom Lehrer in folgende Worte gekleidet: „Nächste Stunde hat jeder Schüler seinen Körper ausgezogen mitzubringen!“

(Kurt Wolfes)



„Endlich einmal gut geheizt!“

Das Lied von der großen Traurigkeit

Leise kommt sie heran, nicht von außen her,
nicht vom Kranksein, Müdesein oder vom Geld.
In dir wächst sie herauf: unaufhaltsam-schwer,
wie der bittere Regen des Herbstes fällt.

Eben noch saßest du satt und trunken beim Wein,
oder es schmeckte dir süß ein Mädchenmund:
da strömst du jäh in dies dunkle Fließen ein,
und es steigt auf, was versunken lag auf Grund.

Das Tor der großen Traurigkeit tut sich auf.
Siehe: plötzlich beschattet sich dein Gesicht,
erstarrt dein Fuß im Schritte oder im Lauf,
lastet untragbar über dir ein Gewicht.

Viele harte Kämpfe hast du ausgekämpft.
Es ist nichts vergessen. Es ist nichts verstummt.
Nein, nur ferner klingt die Stimme, tag-gedämpft:
Lied der Trauer, unterirdisch hingesummt.

Diese dunkle Erde ist ein dunkler Stern,
Der vielleicht wie all die andern Sterne glänzt.
Aber wir sind erdgeboren, sternenfern,
außer daß die Trauer unsre Stirnen kränzt.

Leise kommt sie heran, nicht von außen her,
nicht vom Kranksein, Müdesein oder vom Geld.
In dir wächst sie herauf: unaufhaltsam-schwer,
wie der bittere Regen des Herbstes fällt.

Alfred Pabst

Das Rembrandtgemälde

Von E. H. Beltzig

Dr. Höfler, der große Kunsthändler, lief aufgeregt durch seine Prachträume, letzte Anweisungen seinem Personal gebend. Kunststück, nicht aufgeregt zu sein, wenn in diesen schlechten Zeiten ein echter Milliardär aus Dollarika den Auftrag erteilt, einen Rembrandt zu besorgen. In einer Stunde wird der Mister P. M. Dobbelboden, Chikago, genannt der Fleischkönig, im Privatkontor Dr. Höflers sein, um 1 200 000 Mark für Rembrandts berühmtes Gemälde „Alter Mann mit Samtkappe“ zu zahlen. Dr. Höfler trommelt nervös auf die Schreibtischplatte — läge doch das Geld erst hier auf dem Tisch! Schade, denkt Dr. Höfler weiter, daß man dieses schöne Geld mit seinem Bankier und den beiden Händlern in London und Paris teilen muß. Trotzdem, alle Spesen, die da sind, Prämien für Transportversicherungen zu den verschiedenen europäischen Museen, Kosten all der Expertisen, all die Gelder für Publikationen, die Zinsen für das seit zwei Jahren investierte Kapital, abgerechnet, verbleibt immer noch ein ruhiger und runder Gewinn von 216 000 Mark. Und da soll man nicht nervös werden?
Wie der Fleischkönig auf die Idee kam, in der heute wirtschaftlich schweren Zeit seine guten Dollars anstatt in Schweinen in ein so kostbares Bild zu stecken, hatte folgende Vorgeschichte: P. M. Dobbelbodens einzige Tochter, Ms. Cherry, sein Abgott, kam eines Tages weinend in sein Privatkontor und erzählte, daß ihre beste Freundin Mabel (die Tochter des Bankiers Henry Z. Posghan) von ihrem „Pa“ einen Rembrandt für eine Million Mark (Preise nennt man stets in den Staaten mit dem Meister zusammen) aus Europa mitgebracht bekam. Was Mabels „Pa“ könne, das könne doch „Daddi“ schon längst. „Daddi“ Dobbelboden, der Cherry nicht heulen sehen konnte, versprach sofort einen Rembrandt über eine Million Mark Wert zu besorgen. Cherry verließ strahlend „Daddis“ Office. Nachdem sich nun der gute „Daddi“ genau informiert hatte, daß Rembrandt nicht ein Brillantkollier, sondern der Name eines schon längst verstorbenen Malers sei, veranlaßte er sofort telegraphisch seinen Berliner Filialenleiter, einen Rembrandt zu kaufen. Es gelang dann auch dem „einzig autorisierten“ Vertreter des Fleischkönigs in Berlin, den schon oben erwähnten Rembrandt Dr. Höflers zu entdecken. Die nach Chikago gesandten Photos gefielen dem Fleischkönig sehr, und da der geforderte Preis weit höher als der von Bankier Posghan für dessen Rembrandt gezahlte war, wollte er seine Tochter Cherry mit dem Geschenk des Bildes in Berlin überraschen. Mit Tochter, Sekretär, Cherrys Zofe, Chauffeur und Auto kam man in Bremen an.
Endlich kam der große Augenblick für Dr. Höfler. Er komplimentierte den reichen Amerikaner nebst Tochter in seinen großen Ausstellungsraum und bat, vor einer mit einem roten Samttuch verhängten Staffelei in den großen Renaissancesesseln (echt italienisch, aus der Zeit) Platz zu nehmen. „Also“, sagte Dr. Höfler, das Tuch von der Staffelei nehmend, „und hier ist die Perle Rembrandtscher Malerei nach den Gutachten aller Museen, eine seiner besten und reifsten Arbeiten. Bärtiger Mann mit Kappe!“ Miß Cherry stand brüsk auf, stampfte entrüstet mit dem kleinen Fuß auf den Teppich und schrie gekränkt: „Daddi, du weißt doch, ich mag keine Männer mit Vollbärten, ich will einen Rembrandt mit einem Adolphe-Menjou-Typ, und wenn er zwei Millionen Mark kostet.“
Sprach's und verließ entrüstet mit ihrem Daddi die seriöse Handelsstätte alter Kunst.
Dr. Höfler, entsetzt über solche unerfüllbaren Wünsche, fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Die Probe

In einer Dorfschule in der Mark ist neulich folgendes passiert: Die Kinder sollten untersucht werden, und eines Montags bekommt jeder Junge und jedes Mädel ein Fläschchen ausgehändigt mit der genauen Anweisung, es bis spätestens Donnerstag früh gefüllt und sauber mit Namen und Ort versehen wieder mitzubringen; die Proben sollten dann in die Kreisstadt zum Herrn Schularzt.

Alle tun schon bis Dienstag ihre Pflicht, nur die Liese kommt mit einem leeren Fläschchen, auch am Mittwoch und sogar noch Donnerstag. „Immer wenn ick will, denn kimmt nischt, und wenn wat kimmt, denn hebb ick jrad die Pulle nich mihr da", erklärt sie der Lehrerin. Das Fräulein ist etwas ungehalten, denn heute sollen doch die Proben fort.

„Na, Liese", sagt sie, „nun gehst du in der großen Pause hinaus und versuchst es noch einmal!"

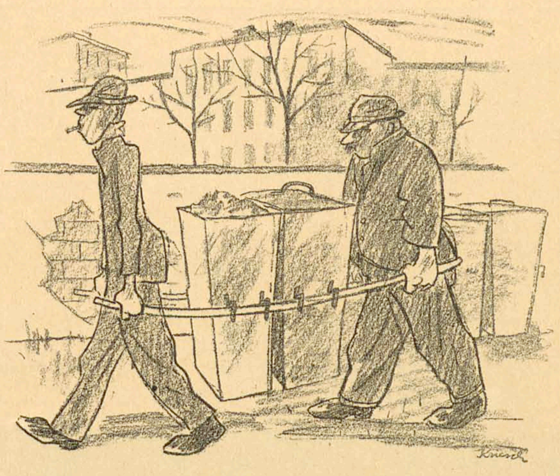
Und wirklich —: Liese kommt nach einer Weile mit einem vollen Fläschchen zurück! Rasch zirkelt sie noch ihren Namen auf ein Etikett, klebt es fest, und gleich danach erscheint auch schon der Knecht vom „Goldenen Hufeisen" und nimmt die Flaschen mit in die Stadt.

Mittags ruft das Fräulein die Liese nochmal ans Katheder. „Siehst du, Liese", sagt sie, „nun ist es doch gegangen! Wenn man nur will!"

„Jauh —!" meint da Liese gedehnt. „Ick heww mi ja ook von Wurls Willi wat jepumpt . . ."

Müllabfuhr

(Rudolf Kriesch)



„Wie zwo Rechtsanwälte, Justav! — Ejal sich mit anderer Leite Dreck beschäftijen müssen!"

Falsche Schillinge

Von Hans Riebau

„Gott sei Dank", sagte der Kommissar, „wir haben sie."

„Die Falschmünzer?" fragte der Polizeipräsident.

„Jawohl", nickte der Kommissar. „In Oberschwabach haben wir sie festgenommen. Sie hatten eine gut eingerichtete Druckerei, in der wir noch zwölf falsche Hundertschillingscheine beschlagnahmen konnten."

„Schon gut", sagte der Polizeipräsident, „wo haben Sie die Verhafteten?"

„Im Gefängnis von Oberschwabach."

„Und die beschlagnahmten zwölfhundert Schilling?"

„Die habe ich bei der Polizeibehörde in Oberschwabach deponiert."

„Sehr gut", nickte der Präsident. „Dann telephonieren Sie, daß das Falschgeld sofort gesichert nach hier geschickt wird."

Der Kommissar ging und telephonierte mit dem Bürgermeister von Oberschwabach: „Schicken Sie sofort einen Gendarm mit den zwölfhundert Schilling nach hier."

„Schandarm?" fragte der Bürgermeister zurück, „worum net gar? Das Geld is unterwegs nach Wien, seit gestern scho'."

„Dann ist es gut. Haben Sie den Transport auch genügend gesichert?"

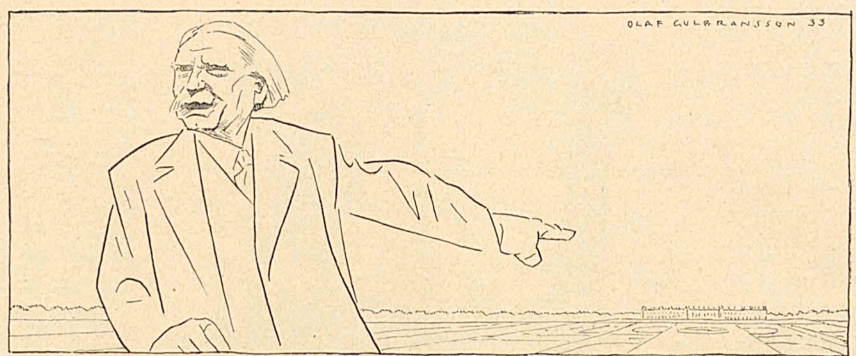
„Wos haaßt gesichert?" fragte der Bürgermeister. „I hoab d' Postanweisung sölbst aafgeb'n."

*

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.25** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Lloyd George, der Letzte der großen Drei

(Olaf Gulbransson)



„Der Versailler Vertrag ist ein Verbrechen an Deutschland — ich muß es wissen, ich bin dabeigewesen!"

„Dieser Lloyd George beschimpft unseren Friedensvertrag! Na, der kann sich auf sein Jenseits freuen, wenn er zu uns herunter kommt!"

Der Schwanz

Auf den brennend heißen Steinen, die am Abhang des Hügels lagen, saßen zwei Eidechsen und sahen sich an.
Er hieß Chilperich und sie hieß Hilde.
Sie sahen sich fünfundvierzig Minuten lang regungslos an, ohne auch nur mit den Augen zu zwinkern. Aber an dem Zittern ihrer Haut, die mit einem geschmackvollen Stickereimuster verziert war, konnte man das Schlagen ihrer Herzen erkennen.
Die Gräser ringsherum rührten sich auch nicht, und die große Sonne stand wie festgenagelt am Himmel. Und durch die Gräser hindurch sah man das ferne Mittelländische Meer, das in einem blauen Traume tief eingeschlafen war.
Fünfundvierzig Minuten lang sahen Hilde und Chilperich sich an und rührten sich nicht. Da drehte Chilperich den Kopf quer, so daß ein Auge zur Erde, das andere zum Himmel sah, und dies heißt in der Sprache der Eidechsen: „Ich habe dich lieb."
Sowie Hilde diese Bewegung sah, drehte sie sich um und raschelte fort, und Chilperich raschelte ihr nach. Und so heftig raschelten die beiden, daß eine dort sitzende deutsche Maldame glaubte, es sei eine Schlange, und entsetzt mit ihrer Staffelei von dannen floh; wodurch eine der besten Landschaften für die Herbstausstellung deutscher Künstler verlorenging.
Die Eidechse Hilde aber huschte durch das Gras fort, fuhr die verfallene Mauer des Olivengartens hinauf und schlängelte sich durch das große Steinfeld, und Chilperich immer hinter ihr her. An dem bekannten Schieferstück, das bei den Eidechsen Prinzessin-Amalia-Ruh heißt, stellte er sie, sprang vor sie hin und sagte noch einmal: „Ich hab dich lieb." Sie aber antwortete: „Du bist ein Ekel; ich kann dich nicht mehr ausstehen mit deinem ewigen Augenverdrehen; und wenn du mir auch nur noch einen Schritt nachgehst, wende ich mich ganz einfach an einen Schutzmann." Damit raschelte sie fort und ließ ihn stehen.
Eine Stunde lang stand Chilperich regungslos und sah durch die Halme auf das stille Meer. Dann erblickte er vor sich eine dicke blaue Brummerfliege, schoß auf sie los und fraß sie. Und nun ging er langsam durch die Steine weiter und fing hier eine Mücke, da eine Libelle.
Am Abhang begegnete er der kleinen Eidechse Mathilde, die ihm sagte: „Chilperich, du sollst nicht im Gehen essen, das schickt sich nicht." Dabei lächelte sie so nett, daß Chilperich auch lächeln mußte, und dann bezüngelten sie sich mit ihren Schlangenzüngelein, und gleich darauf begannen sie jenen Haschetanz, der in der Eidechsensprache sagt: „Wir wollen jetzt sehr glücklich sein." Aber wie sie mitten dabei waren, fuhr die Eidechse Hilde, die sich nur versteckt hatte, auf Chilperich zu und biß ihm den Schwanz ab.
Chilperich schlich langsam und stummelig in seine Steinwohnung und war traurig. „Erst sagt sie mir, ich sei ein Ekel, und wenn ich mit der Mathilde tanze, beißt sie mir den Schwanz ab", so dachte er sich und wunderte sich sehr, denn er war noch jung und verstand nicht viel von den Geheimnissen des Frauenherzens.
Der abgebissene Schwanz aber lag zwischen den Steinen und Gräsern und wand und krümmte sich in der Einsamkeit. Offenbar hatte er immer noch nicht genug und wollte immer noch mitmachen in dieser unruhigen und schönen Welt.
Und erst als die Sonne rot in das heiße Meer gesunken war, gab er es auf und wurde ruhig.

Victor Auburtin

Pariser Salon-Politik

(Paul Scheurich)



„Unberechenbar, diese Deutschen! Der Versailler Vertrag hat ihnen eine neutrale Zone zugestanden, — nun benimmt sich das ganze Land neutral!"

Bewährtes Verfahren

(Otto Herrmann)



„Siehst du, Emma, mit dem Trinkgeld mache ich das immer so: drei Prozent gebe ich in bar, und die restlichen sieben Prozent ersetze ich durch Freundlichkeit!"

Der Herr und der Knopf

Von Willfried Tollhaus

Ehe ein Herr in Jackettanzug und Überzieher straßenfertig ist, muß er zwischen dreißig bis sechsunddreißig Knöpfe zumachen. Das bedeutet also, daß er sich im Jahr mindestens fünfundzwanzigtausendmal, und wenn er fünfzig Jahre alt geworden, mehr als einmillionmal mit Knöpfen beschäftigt hat. Es wäre naheliegend, bei diesem erschütternden Tatsachenmaterial über die Bedeutung des Knopfes für den Herrn zu fragen, ob überhaupt noch Zeit für eine andere Beschäftigung als die mit den Knöpfen übrig bleibt. Aber diese Frage soll hier nicht erörtert werden. Hier handelt es sich lediglich um den Versuch, Knopfkategorien festzulegen und dadurch an das Wesen des Knopfes, dieses bedeutungsvollen Faktors in unserem Leben, etwas näher heranzukommen.

Folgen wir dieser Absicht, so werden wir als grobe Unterscheidungen zunächst von den festgenähten und den nicht festgenähten Knöpfen sprechen können. Die nicht festgenähten sind sehr in der Minderzahl. Sie betragen in der Regel kaum zehn vom Hundert der Gesamtknopfzahl. Das Gefühl der Minorität stärkt auch bei ihnen den Hang zur Qualität. Soweit es sich um Manschetten- und Frackhemdknöpfe handelt, ist ihnen kein Material zu teuer. Gold, Perlen, Edelsteine halten sie gerade gut genug für sich. Der Kragenknopf ist in dieser Beziehung bescheidener, aber um so tückischer in seinem Verhalten. Es ist anzunehmen, daß er seine Neigung, sich gerade dann zu verstecken, wenn man ihn am nötigsten braucht, von irgendeinem teuflischen Zauber hat, durch den die Fähigkeit zum Fluchen im Menschen geweckt, wach gehalten oder gesteigert werden soll.

Unter den angenähten Knöpfen wollen wir nun nicht nach Material und Kostbarkeit unterscheiden, sondern nach ihrem Wesen und ihrer Funktion. Dem Blick des Knopfforschers offenbaren sich folgende grundverschiedene Gruppen:

A. Knöpfe, die zugemacht werden dürfen,

B. Knöpfe, die nicht zugemacht werden dürfen,

C. Knöpfe, die zugemacht werden sollen,

D. Knöpfe, die unter allen Umständen zugemacht werden müssen.

Zu Gruppe A gehören die untersten Westenknöpfe und die Jackett- und Überzieherknöpfe, zur Gruppe B die Frackknöpfe und die Schmuckstücke, die an zweireihigen Anzügen und Mänteln getragen werden, zu Gruppe C die Westenknöpfe und zu Gruppe D die Hosenknöpfe.

Unter den Hosenknöpfen unterscheidet man wieder solche, die schlicht ihre Pflicht tun, wie die Trägerhalter, und solche, die manchmal eigentlich gar keine Knöpfe, sondern Kobolde sind. Ob sie zu sind oder nicht, wird keinesfalls immer von dem einzelnen Individuum entschieden, an dessen Hose sie angebracht sind, sondern von einer Macht des Schicksals, gegen die es keine Auflehnung gibt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind sie für einen Knopfforscher äußerst interessant. Bei einzelnen besonders geistreichen, künstlerisch und philosophisch veranlagten Herren pflegen sich diese Knopfkobolde niemals an eine geregelte Arbeitsleistung zu gewöhnen. Sie lieben es, zu streiken. Es ist dann häufig ein seltsamer, man möchte sagen tragischer Anblick, zu sehen, wie alle amüsanten und eleganten Konversationskünste eines solchen Knopfbesitzers nicht ausreichen, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, die er zu unterhalten wünscht, von der Eigenwilligkeit besagter Knöpfe der Kategorie D abzulenken. Man behauptet, daß auf diese Weise schon Verlobungen und Ehen in die Brüche, Professuren verloren und Geheimratstitel verhindert worden seien. Auch die weltmännische Sicherheit eines solchen Knopfrevolutionärs hilft über diese Situation selten hinweg.

Nun wäre es ja ganz einfach, zu sagen: „Mein Herr, Sie verstoßen gegen die Grundsätze der Knopf-Kategorie D." Oder vielleicht noch schlichter, wie es der berühmte bayrische Oberförster zu König Ludwig gesagt haben soll: „Woll'n mir nöt alle miteinanda das Hosentürl zumachen!" Aber niemand tut das in der guten Gesellschaft. Lieber duldet man schamvoll und gepeinigt, was sich nicht ändern läßt. Nur ganz wenige Ausnahmen sind in der Knopfforschung bekannt, die das Übel abstellen sollen. Da gibt es zunächst das Stichwort der Gattin und nächsten Freunde. Die Frau eines sehr bedeutenden Mannes pflegte zu sagen: „Kakadu!" Wer kann wissen, was einer Frau plötzlich durch den entzückend verwirrten Kopf geht! Wenn sie „Kakadu!" sagte, brachte ihr Gemahl seinen schönsten Satz rasch zu Ende und ging ans Fenster, um auf die Straße zu sehen. Diese Methode ist wesentlich besser, als sich die Serviette oder eine Zeitung wie eine Operationsschürze umzubinden, ehe man Manipulationen vornimmt, die an sich die einfachsten von der Welt sind. Bissiger ist es schon, wenn Freunde im Gespräch einfließen lassen: „Offen gestanden ist mir nichtoffengestanden lieber als offen gestanden!" Das wirkt manchmal zu deutlich. Ganz schlimm ist aber die Methode, durch scharfe Blicke zum Einhalten der Grundsätze der Knopf-Kategorie D zu erziehen. So etwas kann manchmal als Provozierung ausgelegt werden und zu offener Feindschaft führen. Außerdem hilft es in der Regel nichts, weil es, wie bereits ausgeführt wurde, eben Schicksal ist, ob man die richtigen Knöpfe zu und die richtigen offen hat.

Wie gut haben es in Bezug auf die Knöpfe gegenwärtig die Damen! Knöpfe, die richtig geknöpft werden, haben sie nur ganz selten, und dann sind sie meistens nicht einmal zu sehen. Bei denen aber, die zu sehen sind, kommt es kaum jemals vor, daß sie zu Gruppe D der Knopf-Kategorien gehören.

Kriegsindustrie und Abrüstungskonferenzen

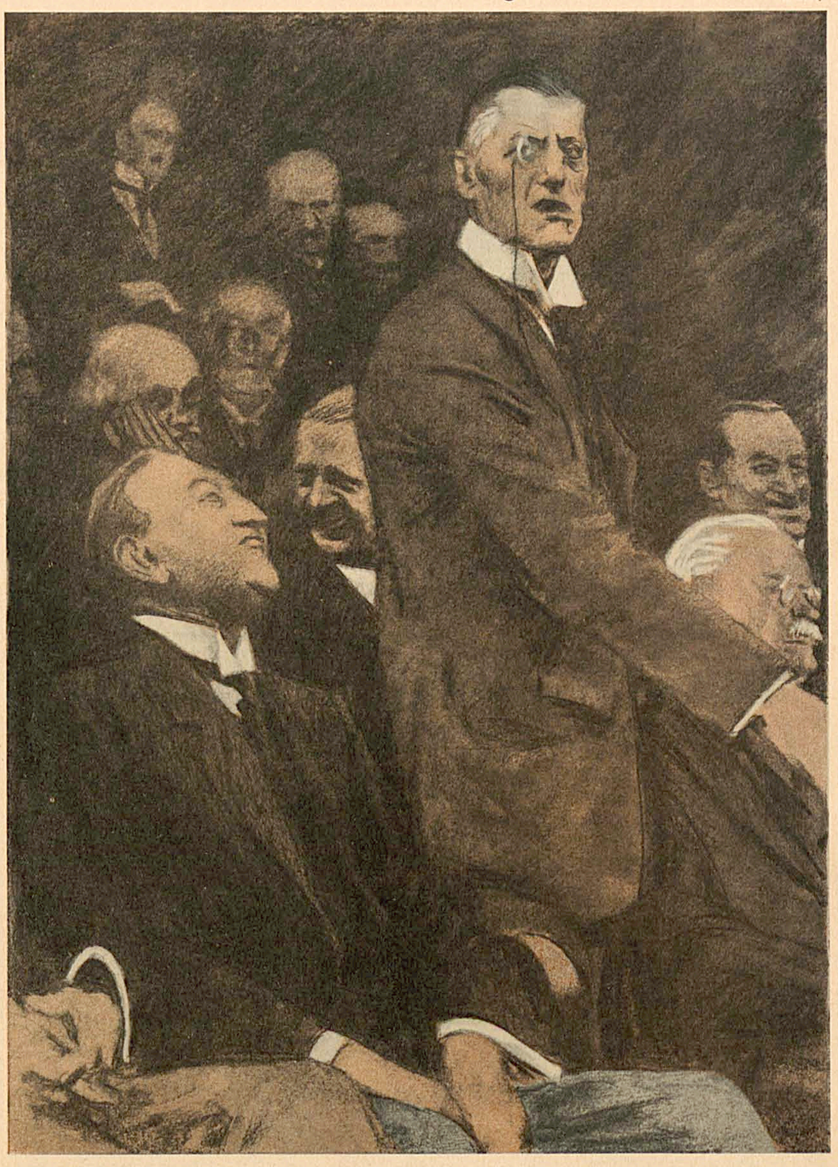
(E. Schilling)



„Wenn gute Reden sie in Genf begleiten, dann fließt bei uns die Arbeit munter fort!"

Haß — oder Angst?

(E. Thöny)



„ . . . außerdem könnte uns Deutschland mit seinen modernen, weittragenden Geschützen gleich von Calais aus unter Feuer nehmen, während von Le Havre die starke deutsche Kriegsflotte mit ihren Riesenmengen neuester U-Boot-Typen unser Land blockieren könnte. Dann aber könnten die deutschen Flugzeuggeschwader, bekanntlich die größten der Welt, mit Feuer- und Gasbomben unsere hilflose Insel vollständig vernichten. Dabei brauchten die Deutschen ihre riesigen Effektivbestände an Landheer und Kolonialtruppen gar nicht in Bewegung zu setzen. Ich sage nicht zuviel . . . " — Zwischenruf: „Zuviel ist nicht gesagt, Mr. Chamberlain, — aber Sie verwechseln bloß Deutschland mit Frankreich!"

München, 3. Dezember 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 36

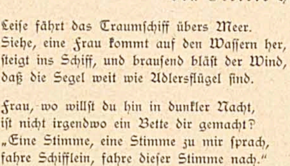
SIMPLICISSIMUS



„Um Gottes willen, was haben sie aus meiner ehrlichen Artillerie gemacht!“

Traum der Liebenden

Von Ottilie Häußermann



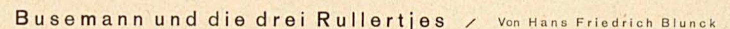
Leise fährt das Traumschiff übers Meer.
Siehe, eine Frau kommt auf den Wassern her,
steigt ins Schiff, und brausend bläst der Wind,
daß die Segel weit wie Adlersflügel sind.

Frau, wo willst du hin in dunkler Nacht,
ist nicht irgendwo ein Bette dir gemacht?
„Eine Stimme, eine Stimme zu mir sprach,
fahre Schifflein, fahre dieser Stimme nach."

Sterne fallen auf des Schiffes Rand,
eine Blume hält die Frau in ihrer Hand,
eine Stimme schwingt wie Glockenton daher,
suchend fährt das Traumschiff übers Meer.

Und wie Vögel nach der Heimat ziehn,
fliegt es durch die dunklen Wasser hin;
aber leiser wird die Stimme, leis und fern —
aus dem Himmel fällt der letzte Stern.

Und es zittert übers Wasser noch ein Hauch,
dann ist Stille, und der Wind schweigt auch,
irre schwankt das Traumschiff hin und her,
eine Blume fällt hinab ins Meer.



Busemann und die drei Rullertjes / Von Hans Friedrich Blunck

Der Puk, der in der braunen Dachluke beim Zugführer Jürgens wohnt, heißt Busemann, wie viele seiner Art. Woher der Name kommt, und wer ihn zuerst so genannt hat, weiß man nicht. Er hat sich jedenfalls dreingefunden, ist ein gutmütiger Kerl, der niemand etwas zuleide tut und mit allen auskommt.

Das bewährte sich besonders, als er eines Tages Jan Jürgens an die Bahn brachte und drüben auf den Rullerpucker stieß, einen neuartigen Gesellen, der mit seinem Weib unter den Eisenbahnwagen haust und ewig und eintönig das Lied wiederholen muß, ohne das kein Wagen ausfahren kann: Rullerdipuk, Rullerdipuk, Rullerdipuk.

Wie gesagt, Busemann, der sonst ein kleiner, in sich gekehrter Dachalter ist, lernte einen solchen Rullerpucker kennen. Es kam sogar zu einer Art Freundschaft mit ihm. Und als der Rullerpucker, ein offenherziger junger Kerl, sich eines Nachts zum Gegenbesuch einstellte, war's ihm recht. Er bewirtete ihn mit einem Löffel Milch, drei fetten Kartoffeln und allerhand Schleckereien aus seiner verborgenen Vorratskammer; zum Schluß gab's sogar echtes Sauerbier. Kurz, die beiden kamen sich in guter Stimmung so richtig in die Arme.

Natürlich wurde dabei viel geschwatzt von Amt und Beruf, auch von Jan Jürgens und seinem Weib. Der Ruller schimpfte auf den neuen Fahrplan, der so früh anfing, daß seine Frau kaum die Wohnung versorgen konnte, und Busemann, der sich auch weisen wollte, führte den Freund im Haus umher und zeigte ihm am Ende einen Spalt im Heuboden, unter dem eine mondhelle Kammer lag. Wenn man da hineinblinzelte, konnte man ein richtiges Menschenwesen in der Wiege sehen, just etwas größer als Busemann. Reden tat's noch nicht, aber jedesmal, wenn der Puk oben durch die Spalte blinzelte und mit den Fingern knipste, kniff es da unten die Augen zu, zog zwei richtige Grübchen in die Backen und beulte mit den Fäusten auf seiner Decke herum.

Na ja, dem Rullerpucker gefiel's ganz gut. Aber dieser Schlag hat Weib und Kind, es war ihm nichts Neues. Und als Busemann, der nur sich selbst kennt, große Augen erwartete, flitzte der Rullerkerl plötzlich davon.

Was tat er? Kam bald darauf mit drei winzig kleinen brüllenden Rullertjes wieder, in jedem Arm einen und einen auf dem Genick, um sie seinem neuen Freund vor Augen zu führen.

Nun muß man ja Busemanns Kammern kennen. Kein Staubkorn, kein Tüttelchen Unordnung, blitzblanke Luft, überhaupt ein verrückter Sonderling, aber sauber. Und dann die Ruhe! Er selbst auf Filz, überall Stroh, selbst an den Wänden. Kein lautes Wort zu hören, kein Weibsgezänk, ein echtes, etwas wunderliches Altmännerheim. Nein, Busemann kannte keine Unruhe und war in seinem Leben noch nicht so verstört gewesen wie in diesem Augenblick.

Aber das wußten die Gäste ja nicht. Der alte Ruller schnitt Grimassen und schlug einen Purzelbaum nach dem andern, um die Kleinen zum Lachen zu bringen. Und die antworteten mit höchster Fistel und bliesen vor Mißvergnügen, was das Zeug halten wollte, immer das gleiche: Rullerdipuk, Rullerdipuk. Ein Glück, daß Jan Jürgens schon zum Frühzug polterte und sein Weib am Herd brutzelte. Busemann horchte, halb außer sich, er hätte sich zu Tode geschämt, hätten sie etwas von dem Lärm vernommen.

Der Rullerpucker hüpfte indessen noch immer in seinem kleinen grauen Rock, der halb Teer, halb Wagenschmiere war, um die drei Rullertjes herum. Zwischendurch erzählte er atemlos, wo sein Weib sie geworfen hätte. Just zwischen Altrahlstedt und Ahrensburg, aber näher nach Ahrensburg zu, erste Hauptachse, natürlich zweiter Klasse.

Mein Gott, was war das für ein Leben, Busemann! Den ganzen Zug entlang, jedermann schluckte einmal auf bei der Nachricht, eh es weiterging. Und mit dem Frühzug kamen alle Gevattern — übrigens Frühzug — wieviel ist die Uhr? — es könnte Zeit werden. Was, Jan Jürgens ist schon fort? Verwünscht, hast du keine Klock, Busemann? Laß mich mal rausgucken. Nee, ich seh wohl doppelt — och, der Zug — Augenblick, bin gleich wieder da — Rullerdipuk, Rullerdipuk, Rullerdipuk.

Und Busemann war allein mit den drei kleinen Rullertjes.

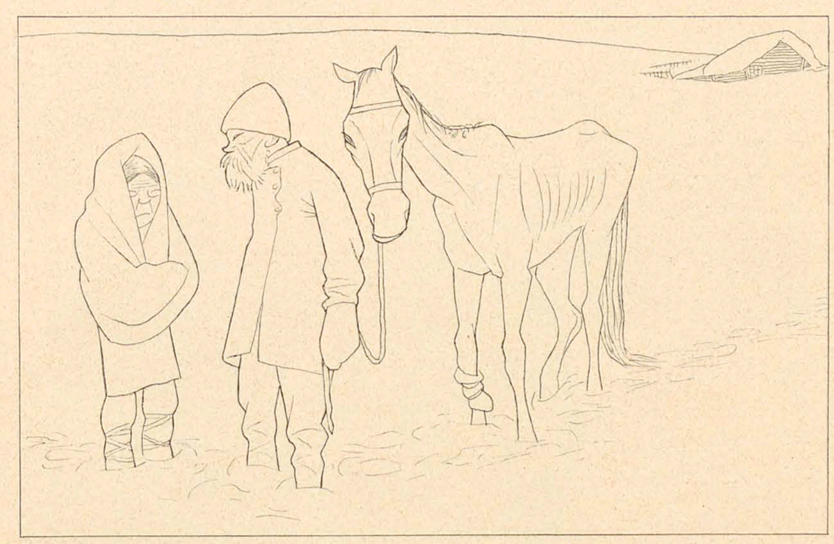
Ich halt mich nicht gern bei Streiterei auf, es war ja auch alles nicht so schlimm, der Zug war in einer Stunde zurück, und der Ruller ist gleich wiedergekommen und hat die drei Mordspektakel abgeholt. Busemann hätte darum die Freundschaft nicht kündigen brauchen. Aber eine verwünschte Geschichte blieb's natürlich.

Im ersten Augenblick, als er allein blieb, war Busemann so verstört, daß er sich einfach auf den Fußboden setzte, die rote Mütze in die Hand nahm und nichts anderes meinte, als daß die Welt über Stag ging. Er hatte es schwer auf der Brust von dem Sauerbier oder von den Windeln und hatte beide Ohren voll Blasinstrumenten. Sein nächster Gedanke war, die drei Rullertjes zur Luke auszukippen. Aber er hatte ein zu elendes Herzklopfen, und die Rullertjes schrien's ihm weich. Sie schrien ihm überhaupt die ganze Kammer voll wie ein Orchester und krabbelten mit Arm und Bein in der Luft herum, daß es Busemann ganz weiß vor Augen wurde. Eins kriegte auch seinen Schnauzbart in die Finger, und als das dumme Ding anfing, daran zu saugen, geriet das zweite ans andere Ende. Und den dritten ließ Busemann schon von selbst an der Mütze schlecken, nur um einen Augenblick zum Nachdenken zu haben.

Die Rullertjes wurden aber bald gewahr, daß Busemann keine Milch gab, und schrien nur um so ärger, bis der Puk mit der einen Hand im Mund jämmerlich wie eine alte Henne gluckte, um sie zu erfreuen, und mit der andern nach seiner roten Grütze langte. Die ging den drei Rullertjes denn auch lustiger ein. Sie machten sechs gläserne Butzenscheiben und sperrten drei Hälse auf. Busemann nahm den Augenblick wahr, griff mit beiden Händen in den Brei, gluckte und kollerte und schob den drei Rullertjes alle Finger zugleich in den Mund, daß sie fast dran erstickten. Denn er hatte eine erbärmliche Furcht, daß sie wieder heulen und ihm den guten Ruf für immer kürzen möchten. So gackerte und fütterte er denn abwechselnd, eine ganze Stunde, bis zum Hals voll Wut wegen der roten Grütze und wegen seiner Angst. Wer weiß, was am Ende geschehen wäre, wenn nicht der alte Rullerpucker wiedergekommen und ihm die Bälge abgenommen hätte.

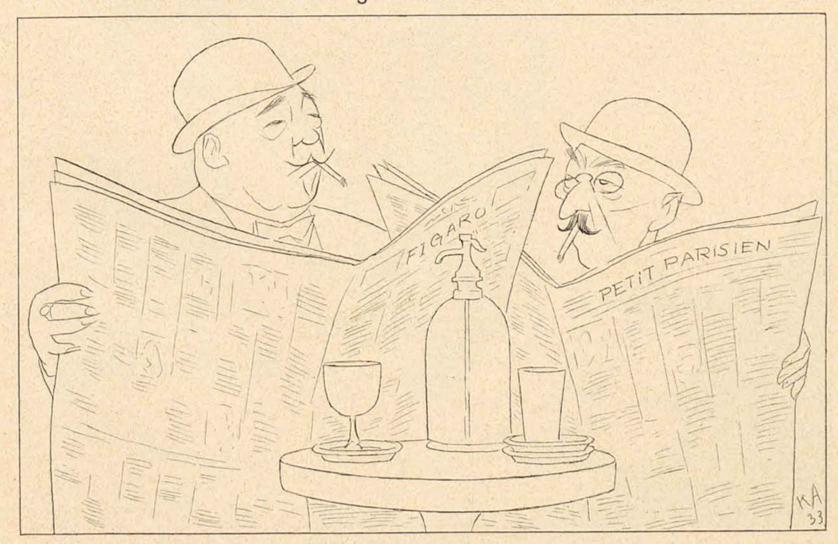
Aber Busemann vergißt dergleichen nicht leicht, er hat sich bis heute noch nicht wieder aus dem Hause gewagt und keine Seele angesprochen. Er ist nun einmal so recht ein alter Hagestolz, und es hat keinen Zweck, etwas daran zu ändern. Am wenigsten seit der Geschichte mit den schreienden Rullertjes in seiner Kammer.

Einigung zwischen Sowjet-Rußland und U.S.A. (Karl Arnold)



„Nein, Mütterchen, so weit gehen die Handelsbeziehungen nicht, daß wir auch den Kommunismus ausführen könnten — den müssen wir leider behalten!"

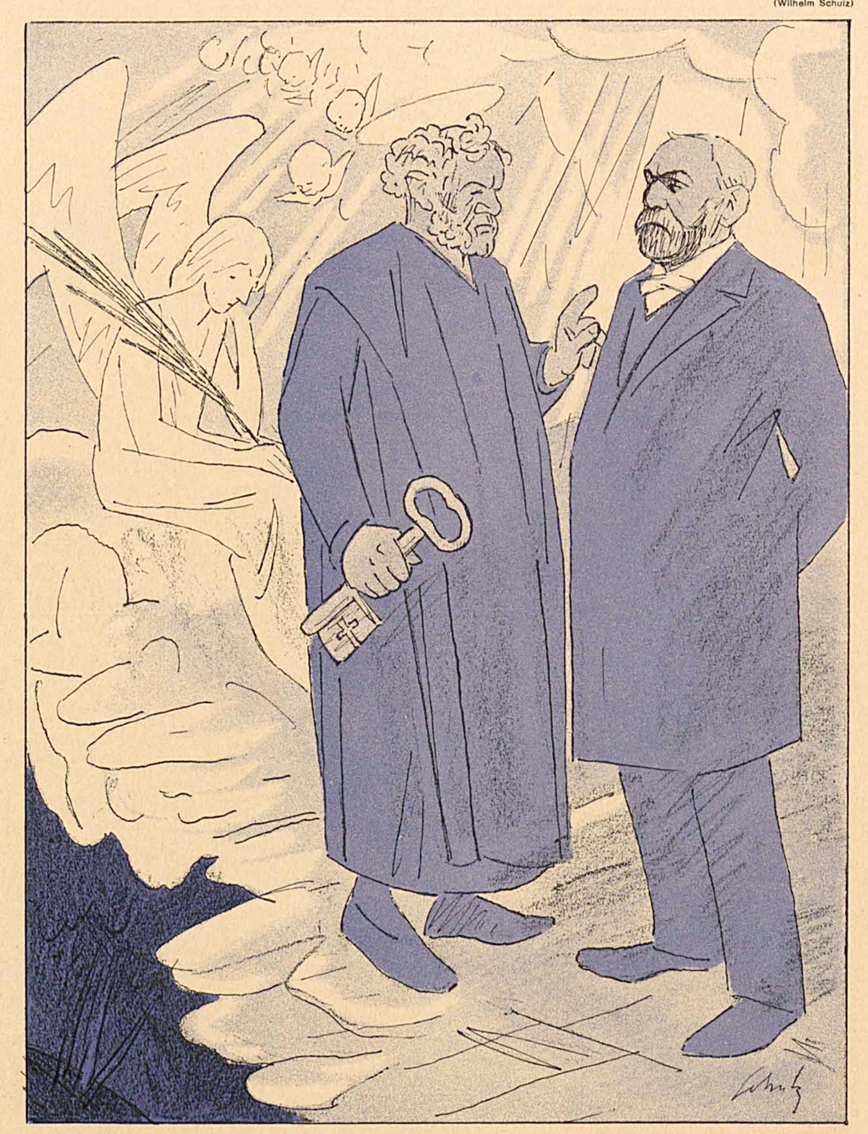
Gewalt-Verzichterklärung zwischen Deutschland und Polen



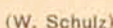
„Ich frage Sie, Monsieur, was hat der Völkerbund noch für einen Zweck, wenn er die Einigung der Völker zwar vertagen, aber nicht verhindern kann?!"

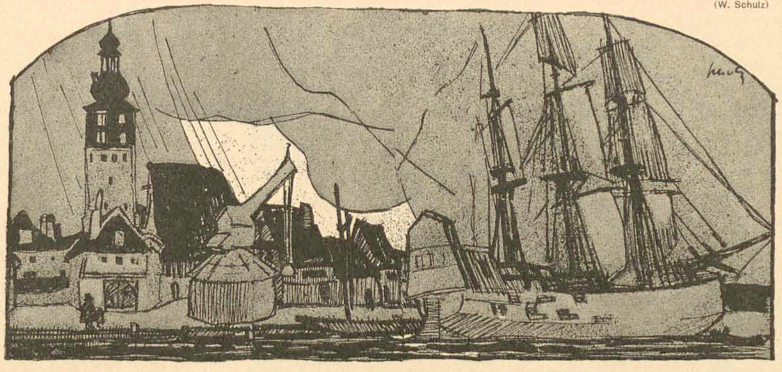
Der Stifter des Friedenspreises an seinem 100. Geburtstag

(Wilhelm Schulz)



„Je länger ich da heroben bin, um so klarer wird mir, daß es keinen Dauerfrieden gibt, sondern nur einen ewigen Frieden . . .“


(W. Schulz)



Käppen Düster / Von Walter Hans Giese

Ich kannte ihn nur zwei Jahre lang, aber selten ist mir jemand so ans Herz gewachsen wie dieser Mann, der vierzig Jahre älter sein mochte als ich. Genau war der Altersunterschied nicht festzustellen, weil die Auskünfte, die er über sein Alter gab, verschieden ausfielen. Vielleicht wußte er es selbst nicht genau.

Käppen Düster hieß er und war Stauervize am Versmannquai bei einer Stauerei, deren Name nichts zur Sache tut. Zwei Jahre lang hatte ich das Glück, hier auch mein Brot zu finden. Man hätte fast von einem täglichen Brot reden können. Aber es waren zwei üble Jahre. Nun, reden wir nicht davon.

Zwei Jahre lang also arbeiteten Käppen Düster und ich, oft an denselben Schiffen, zusammen. Woher er den Spitznamen eigentlich hatte, das wußte weder er selbst, noch hätten die Leute, die ihn so nannten, sagen können, wie sie dazu kamen. Käppen Düster beharrlich seinen ehrlichen bürgerlichen Namen vorzuenthalten. Vielleicht war es Ehrfurcht; er war bekannt wie ein bunter Hund, ein Original, die es außerhalb der Schuppen und Schiffe, Speicher und Brücken eigentlich gar nicht gibt.

Wir arbeiteten an den gleichen Schiffen, den gleichen Luken — das richtete er ein — wir verbrachten bald auch unsere Nachmittage zusammen. Käppen Düster war keine Leuchte, gewiß nicht; ich weiß kaum, was wir aneinander fanden.

Einmal begegnete ich ihm an einem Sonntagnachmittag mit seiner Frau. Sie saßen in einem Café im Freien, die Frau riesig, zwei Köpfe höher im Stuhl als er, breit, schwitzend und in einem fort redend. Daneben er: sonntäglich ausstaffiert. Eingezwängt in seinen Staat, saß er fast unbeweglich mit Leichenbittermiene und sprach kein Wort. Wir grüßten uns, sein dunkles Gesicht hellte sich auf. Gern wäre er mit mir gegangen, irgendwo einen Tropfen zu trinken; aber seine Frau ließ ihn nicht fort. Sie mochte in mir einen der Verführer sehen, von denen sie ihren Mann täglich umlauert glaubte. Ich schwöre bei allem, was mir heilig ist, daß dieser Sonntag während zweier Jahre der einzige Tag geblieben ist, an dem ich Käppen Düster nüchtern gesehen habe.

Daß er bei der Arbeit kein Unheil anrichtete, bleibt ein Wunder; ihm geschah aber nie etwas. Seit vierzig Jahren arbeitete er im Hafen, wußte mit jeder Ladung fertig zu werden, drängte sich aber zu keiner.

Hafenarbeit im Sommer ist ein staubiges und heißes Geschäft, im Winter eine kalte und bittere Sache, der ein Grog sehr wohl den nötigen Ausgleich geben kann. Schlimm war es, wenn wir länger arbeiteten. Dann war er überhaupt nicht nach Haus zu kriegen. Es konnte geschehen, daß er einfach auf einer Bank in den Anlagen um den Stadtgraben herum liegen blieb, um am andern Morgen auf dem Schiff zu erscheinen, ohne ein Bett gesehen zu haben. Er hatte vor nichts Angst, nur vor seiner Frau. Und die glaubte ihm nie, daß er den Abend wirklich bei der Arbeit verbracht hatte. Und reden konnte er nicht; er wurde eben nur mit der Arbeit fertig, mit der allerdings großartig, mochte das Sackgut, Stückgut oder eine Maschinenkiste von gefährlichen Ausmaßen sein.

An einem Morgen — es war der letzte, an dem ich ihn sah — kam er zu spät, zum ersten Male seit vierzig Jahren, wie Swattsuer, der alte Winschmann, der es wissen mußte, weil er Käppen Düster so lange kannte, mit Bestimmtheit behauptete. Er war merkwürdig bedrückt, sprach kaum, auch mit mir nicht, verrichtete seine Arbeit wie immer. Wenn eine Arbeitspause entstand, ging er nicht von seinem Platz, sann vor sich hin, schüttelte den Kopf. Bis die Arbeit weiterging. Dann hielt ich's aber doch nicht mehr aus, trat während einer neuen Pause — wir luden Papier, und die Hieve hing an Deck — auf ihn zu und fragte ihn, was denn bloß los sei. Er hätte noch kein Wort gesprochen, hätte noch keinen Schluck genommen — das alles käme mir reichlich sonderbar vor.

„Tjä", sagte er mit merkwürdig bedrückter Stimme, „mi is würklich gediegen to Mot. Ick heff ganz dat Gefeul, dat hüt wat passiert."

„Wat sall denn passiern?"

„Ick wet nich. Ober heur to: hüt morgen gifft mi mien Fro, wie sie obsteiht, 'n Seuten — ick bitt di: wi sünd veerdig Joahr verheirot! — un lacht mi an und seggt, ick sull man tosehn, dat ick hüt rechttiedig no Hus kem. Un wat sall ick di seggen: wie ick doar 'n Lütten drinken will, doar smeckt he mi nich!"

Das war allerdings ein schlimmes Zeichen. Ich lachte.

„Wat kann denn bloß mit ehr sien?" überlegte er.

„Vielleicht", gab ich zu bedenken, „het se je Geburtsdag?"

Er sah mich groß an, dann erhellten sich seine Züge.

„Dat — dat kann sien", meinte er. „Mutt doch noch mol nodenken."

„Bring ehr man wat mit hüt obend!" riet ich ihm noch lachend. Dann waren die Leute im Raum fertig geworden; Käppen Düster trat an die Luke und schrie hinunter: „Kiekut!"

Bevor er sich aber der Hieve wieder zuwenden konnte, löste sich die Gay, die nicht richtig belegt gewesen sein mochte; die Hieve sauste in die Luke, nachdem sie Käppen Düster einen so gewaltigen Stoß in den Rücken versetzt hatte, daß er kopfüber in den Raum schoß. Drei Tage später war er tot, innerlich verblutet, ohne zur Besinnung gekommen zu sein.

Jeremiade

Von Ratatöskr

Wie der böse Lämmergeier,
wie der Dichter mit der Leier,
wie der Suff und Austernschmaus
stirbt auch das Piano aus.

Zirka fünfundvierzig Mille
wurden noch in aller Stille
vor sechs Jahren abgesetzt
auf dem Binnenmarkt ... Und jetzt?

Knapp fünftausend, wie wir lesen,
sind's im letzten Jahr gewesen.
... Ja, wo führt denn dieses hin?
fragt man mit besorgtem Sinn.

Abgesehn von den Fabriken,
die verzweifelt um sich blicken,
untergräbt der Absatzschwund
doch auch den Familienbund.

Hat nicht manche junge Schöne
durch die hausgemachten Töne
einen Herrn für sich entflammt
bis hinan zum Standesamt?

Kann den Ausfall an Klavieren
je das Radio kompensieren?
Wer an Höheres noch glaubt,
schüttelt tiefbetrübt das Haupt.

Wohlwollende Kunstkritik

(Otto Herrmann)



„Sagen Sie einmal ganz aufrichtig, Herr Professor, wie finden Sie meinen Typ?“ — „Hm — in diesem Falle scheint die Originalfassung durch spätere Übermalungen entschieden gewonnen zu haben!“

Was ihr wollt . . .

/ Von Hermann Stahl

Zum erstenmal, seit er am Stadttheater engagiert war, hatte Bertram eine größere Rolle gespielt: den Ritter Bleichenwang. Nach der Vorstellung war er mit Kollegen im Theatercafé gewesen. Seine Freundin Toni, die Medizinstudentin, hatte zwei Gläser Wein und einen Likör getrunken, sie lachte, sie sagte: „Wie du ausgesehen hast, die gelbe Perücke, na und überhaupt.“

Es regnete, Bertram nahm ein Auto, als er Toni nach Hause brachte. Der Regen klopfte auf das Verdeck und rann von den Scheiben in kleinen Wellen; der nasse Asphalt spiegelte die Lichter der Laternen. „Ich freu mich so“, sagte Toni, ihre Stimme hatte einen neuen Klang. „Wirklich?“ sagte Bertram; er schlief schon halb.

Er zahlte drei Mark achtzig für das Auto, Nachttarif, zur Feier des Tages akzeptabel. Die kurze Strecke zu seiner Wohnung ging er zu Fuß. Er ging in unverkennbarem Zickzack. Zu meinen, er hätte den Regen bemerken müssen, wäre reine Utopie.

Ein Zettel lag auf dem Nachttisch. Da die Miete bezahlt war, ergriff er ihn neugierig und las: „Lieber Wagner, ich bin seit heute hier, auf der Reise nach Italia. Wenn Sie heute noch heimkommen, dann besuchen Sie mich doch, wenn es geht (folgt die Adresse). Sonst bin ich morgen gegen zehn vor der Galerie. Viele Grüße Ihr Pinzenöller.“

In Bertrams Kopf schnurrte die Tombola gewesener Ereignisse Zeiten und Namen rückwärts, bis sie anhielt mit einem Knacks, der dem Läuteton einer Schulglocke glich. Er stand im Schulhof, rückwärts vor dem Portal, er stand vor der Klasse und schrie: „Dörr Möllör oin wönöch zoröck. Brondönborg, Höndö on dö Hosönnoht. Stöllgöstondön.“ Er erhielt eine Ohrfeige und gewahrte Dr. Pinzenöller neben sich. „Höchst ongöböhrlöch“, schrie Dr. Pinzenöller, der Quarta Ordinarius; sein Gesicht glühte. Die Klasse stand todernst, er schlich sich in die zweite Reihe. „Oh, vor fünfzehn Jahren —“, sagte Bertram schläfrig und schrieb einen Zettel: „Bitte neun Uhr wecken.“ Den Zettel legte er vor die Tür. Dann entschlief er gleich.

Als er frühmorgens Punkt zehn Uhr auf einer Bank vor der Galerie saß, da brannte die Sonne in beleidigender Unbekümmertheit. Versöhnend war, daß zwei junge Mädchen im Vorbeigehen flüsterten: „Das ist der Bertram Wagner, der spielt den Bleichenwang“, und: „Ach ja.“ Man kennt mich, dachte Bertram entzückt.

„Froit möch“, ertönte die Stimme Pinzenöllers. Bertram sprang auf und verbeugte sich. Pinzenöller war noch genau so klein wie früher und ein wenig rundlich, sein Haar war weiß geworden. Gewiß ist er doch längst pensioniert, dachte Bertram. Er sagte: „Ich freue mich sehr, daß Sie mich aufgesucht haben, Herr Professor . . .“ — „Hm, und nun sind Sie wirklich oin Schauspieler gewordön“, sagte Pinzenöller; jaja, dachte er, wie groß der Junge ist, da sieht man wieder einmal, wie die Zeiten vergöhön. „Öch soll Sie grüßen von Ihrer Frau Muttör, ond dös las ich in der Morgönzoitong“, er reichte Bertram ein Blatt. Da stand, daß der junge Herr Wagner in der gestrigen Aufführung von „Was ihr wollt“ ein äußerst lebendiger und ein Bleichenwang von witziger Komik, dabei kultiviert in den Mitteln, gewesen sei. „Ich gratuliere herzlichst“, sagte Pinzenöller in seiner vokalarmen Sprache. Er war gerührt, er schneuzte sich heftig, sein Kneifer wackelte. „Danke, und wie gut Sie aussehen, Herr Professor“, sagte Bertram.

Sie gingen in die Galerie, der Professor saß still vor den Bildern Marées, Feuerbachs und Thomas; der Professor war ein alter Herr, bei dem man als Kind Latein und Deutsch gehabt hatte, der einen immer über Ostern wegbrachte, obwohl man schwach war in Mathematik. Sein Strohhut hing wie früher am Seidenband, das mit einer Nadel unterm Rockkragen befestigt war; an der Rocktasche baumelte der Spazierstock. Bertram sagte, er habe Zeit bis heute abend, er dürfe doch wohl den Herrn Professor in die Vorstellung einladen? Er hat einen neuen Spazierstock, dachte Bertram. Ob er wieder den Bleichenwang spöle, fragte der Professor, und er nahm dankend an. „Ja, ja, der Schökspör“, sagte er.

In einem Gartenlokal saßen sie, die Bäume gaben Schatten, es war eine feuchte Wärme. „Ich war lang nicht mehr zu Hause“, sagte Bertram, „es ging nicht so einfach.“ — „Ihre Mutter wird sich freuen“, sagte der Professor. „Sie war im Frühjahr hier“, sagte Bertram. „Der Werner hat schon Assessor gemacht, er war doch Ihr Freund“, sagte Pinzenöller. „Ja“, sagte Bertram. Der Werner hatte ihm die Mädchen abspenstig gemacht, als sie im Pennal waren. Ob man den Professor nach Grete Burgmester fragen kann? Ach was. „Man lebt so rasch“, sagte Bertram. „Nun, Sie werden ja auch Ihre Arbeit haben“, sagte der Professor; er klopfte die Asche von seiner Zigarre. In den Bäumen hüpften Vögel, die Kastanien hatten schon kleine grüne Früchte. „Doktor Michel ist im April gestorben“, sagte Pinzenöller. Dr. Michel, bei dem hatten sie Französisch gehabt. Unaufmerksame bewarf er mit seinem Schlüsselbund.

„Und nun fahren Sie nach Italien, Herr Professor?“ fragte Bertram. Er dachte: man soll nicht mit einemmal an so alte Geschichten denken, es ist ganz komisch. Es bringt einen nur durcheinander. „Nach Roma. Neunzehnhundertelf war ich dort. Und jetzt komm ich wieder hin.“ Bertram fragte: „Bleiben Sie länger unten?“ Der Professor sagte: „Ich weiß es noch nicht. Vielleicht ein paar Monate, es hat keine Eile, ich bin ja allein.“

Sie fuhren zum Botanischen Garten. Da gab es Gewächse in allen Größen und Farben. Großblättrige Kakteen, mannshoch im glänzenden Gras, blühten in leuchtendem Blau. Pinzenöller wußte alle lateinischen Namen. Bertram lächelte. „Sö lochön?“ fragte Pinzenöller mit leisem Unbehagen. „Ich dachte nur, daß ich wieder Ihr Schüler bin“, sagte Bertram. „Ja“, sagte Pinzenöller, „aber die Zeit vergeht“, er war sehr in Gedanken plötzlich.

Gegen Abend, als Bertram die Eintrittskarte abholte, bat er den Professor, am Bühneneingang zu warten. Pinzenöller stand vorgebeugt an der Anschlagtafel, die linke Hand lag auf dem Rücken und hielt den Stock. „So, einen schönen Platz haben wir“, sagte Bertram, aber der Professor las die Anschläge, Obmannswahl der weiblichen Statisterie, die Brausebäder Mittwochs und Samstags von elf bis fünfzehn Uhr, Donnerstag zehn Uhr Kostüm- und Dekorationsprobe „Prinz von Homburg“. Bertram räusperte sich, der Professor sah auf. „Ohngeheuer interessant, so ein Betrieb“, sagte er. Er sah aus, als sei er ein wenig befangen.

Als Bertram später in der Garderobe war und Maske machte, war ihm zumut, als habe des Professors Befangenheit sich auf ihn übertragen. Er spürte sie neben dem gelinden Lampenfieber, das freilich hier ortsüblich war, er dachte an seine Rolle. — Mein Seel, der Narr hat eine prächtige Stimme ... ein halb Dutzend Dukaten wollt ich drum geben, wenn ich so ne Wade hätt und so nen schönen Ton zum Singen, wie der Narr... Pigrogromitus... — Es ist, als wenn man sich zum erstenmal erwachsen fühlt, dachte Bertram. Ich muß es ihm doch zeigen. Wo ist denn der linke Strumpf. Wo ist denn bloß...

Als er auf die Bühne ging, begegnete ihm vor der eisernen Tür jemand mit Blumen. Dann stolperte er über den Degen. Er hatte das Gefühl, die Perücke sitze schief. Das hochgeschlossene Wams machte ihn schwitzen. Da: „Castiliano volto! Denn hier kommt Junker Andreas von Bleichenwang.“ Der Inspizient schob ihn vor. Er krähte: „Junker Tobias von Rülp, wie steht's?“ Da unten saß der Professor Pinzenöller, da saß das ganze Gymnasium, die kleine Stadt, sie sahen alle zu, sie machten todernste Gesichter. „Gute Jungfer Hakein, ich wünsche näher mit Euch bekannt zu werden...“ Er stotterte sich mühsam durch. „So will ich denn noch vier Wochen länger bleiben... ein Kerl von der wunderlichsten Gemütsart...“, er hing fest. Die Souffleuse zischte, gestikulierte, er verstand nicht, er hüpfte meckernd über die Bühne, schlurfend kam Ritter Tobias. „...manchmal weiß ich mir gar kein bessern Spaß“, zischte er, — „manchmal weiß ich mir gar kein bessern Spaß, als Maskeraden und Fastnachtsspiel.“ Tobias: „Taugst du zu dergleichen Fratzen, Junker?“ — „So gut wie irgendeiner in Illyrien —“, krähte Bertram, es ging, er hatte sich gerade noch gefangen, er spielte ruhig. Das war ja total verrückt, vorhin, dachte er.

Dr. Pinzenöller aber saß in seiner Rangloge mit gefalteten Händen, seit neun Jahren war er in keinem Theater gewesen. „Der Ärmstö“, sagte er in Malvolios Briefszene, es gefiel ihm enorm. „Und der Wagnör, noin der Wagnör.“ Ja, dachte er, und den allerersten dramatischen Unterricht hat er von mir gehabt, als ich ihm das Goethesche Gedicht von der Kinderzucht beibrachte...

Sie trafen sich vor dem Bühnenausgang. Bertram war zumute wie bei einem Examen. „Wie hat es Ihnen gefallen?“ fragte er fast schüchtern. Ach, es hatte ihm herrlich gefallen, doch, — „und wie kühl es im Thöatör göwösen öst...“ — „Tja“, sagte Bertram beglückt.

„Hm“, sagte der Professor später, als Bertram ihn zum Gasthof begleitete, „es war ein schöner Tag. Ein lieber Tag. Wörklöch. Sie haben mir eine Freude bereitet, es ist sör schön. Sehen Sie, ich habe ömmer Schole gehalten. Aber nun fahre ich wieder nach Italia. Doch, es ist alles sör schön... Morgen um halb elf geht mein Zug.“ — „Da hab' ich Probe, da kann ich Sie gar nicht begleiten“, sagte Bertram. „Aber das ist nicht schlimm“, sagte der Professor. „Löben Sie wohl, Börtram Wagnör. Seien Sie weiter fleißig. Und vergössön Sie nöcht Öhren Doktor Pönzenöllör, der Ihr Ordönarios war. Solche Schöler — non got. Gutö Nacht, ich bin ein wenig möde.“ — „Gute Nacht, Herr Professor, und gute Reise“, sagte Bertram. Er ging an Tonis Wohnung vorbei, ihr Zimmer war schon dunkel. Ich werde sie morgen früh anrufen, dachte er. Er dachte, es ist doch sehr fein von ihm gewesen, daß er mich aufgesucht hat. Die Nacht war warm und föhnig, es könnte ein Gewitter geben. Ich glaub, ich war heut besser als gestern, dachte Bertram; er ging langsam, Hände in den Hosentaschen. Ein Vers aus dem Schlußlied des Narren fiel ihm ein: Die Welt steht schon eine hübsche Weil, hopp heißa, bei Regen und Wind! — Um zehn Uhr Probe morgen früh. Ein neues Stück. —

Stilblüten

Elend im Brockengebiet versendet einen Prospekt. Darin heißt es: „Wer sein seelisches Gleichgewicht im Großstadttrubel verloren hat, den ruft das weiße Elend.“

*

Aus einem Bericht: „Am Montag weilte Schulrat Johannsen aus Schleswig zur Inspiration in der hiesigen Schule.“

Junger Mann gesucht!

Wollte früher ein junger Mann eine neue „Position“ annehmen, nachdem er leicht eine „Vakanz“ ausfindig gemacht hatte, so begab er sich mit seinem Vater zum „Comptoir“ des neuen „Prinzipals“, wo die Angelegenheit „perfekt“ gemacht wurde, wenn beide Parteien „konform“ gingen. Das war damals bei den „Commis“ die „Usance“. Dem heutigen Handlungsgehilfen ergeht es aber anders.

Heute wird die Besetzung einer Stelle so bewerkstelligt, daß die Personalabteilung in der Zeitung nach einem jungen Mann verlangt — einem Typ, schwankend zwischen Verkaufskanone, genialstem Ingenieur, erstem Bankfachmann und einem Vielsprachler, und wenn durchaus darauf bestanden wird — mit Kaution. Denn Verwendung für einen normalen jungen Mann hat man heute nicht mehr. Die dicken Gehälter sind aber selbstverständlich keiner Erwähnung nötig.

Lese ich eine solche Anfrage, unterbreche ich meine Tätigkeit, genormte Bewerbungsschreiben auf Lager zu arbeiten, fülle Datum und Anschrift aus und schicke eine solche ab. Habe ich Glück, erhalte ich auf hundert Bewerbungen eine Zeugnisabschrift zerfetzt wieder — ohne Bemerkung versteht sich — sonst bei der tausendsten vielleicht einen Fragebogen zum Ausfüllen mit allem, was schon in meiner Bewerbung stand. Alles genau nach Rubriken.

Ob Kenntnisse in Maschinenschreiben und Stenografie vorhanden sind — ja, aber bei der Frage: wieviel Anschläge ausgeführt und wieviel Silben in der Minute, zögere ich, denn ich bin weder Kommunist noch mit einem Sprachfehler behaftet. Bei der Rubrik Buchführung muß ich leider zugeben, daß ich weder von der doppelten noch von der einfachsten Buchführung eine Ahnung habe. Ob ich im Mahn- und Klagewesen versiert bin — soll man sich nur bei meiner Wirtin erkundigen, die mahnt und klagt mir jeden Tag was vor! Eine Hilfsstellung einzunehmen war ich aber bisher nur bei der Damenriege meines Turnvereins bereit.

Im Laufe der Jahre erhielt ich nun drei Aufforderungen mich vorzustellen. Im ersten Falle wurde ich im Hotelzimmer vom Herrn Generaldirektor im Kreise seiner Direktoren und Subdirektoren empfangen. Ich legte gute Zeugnisse meiner Fachschule vor, ich legte sehr gute Zeugnisse meiner Firmen vor, ich legte von mir stammende vorzügliche Arbeiten vor, ich legte Dankschreiben von Abnehmern für die geleistete außerordentlich gute Arbeit vor. Darauf stellte mir der Herr Generaldirektor die kurze Frage: „Können Sie denn überhaupt etwas?“ Dann nach einer Art geistiger Vivisektion, die nicht viel von mir übrig ließ, streifte er die Gehaltsfrage, d. h. er fragte nicht nach meinen Gehaltsansprüchen, sondern nach meinem Existenzminimum. In vierzehn Tagen sollte ich Bescheid bekommen, ich bekam ihn aber noch nicht einmal nach einem halben Jahr, und dann fehlte mir das Porto, um meine Spesen für Bahnfahrt anzumahnen.

Im zweiten Falle sollte die Stelle eines Auslandskorrespondenten besetzt werden. Das Geschäft hielt ich zuerst für eine Familien-G. m. b. H., da ich außer dem Chef und einer ältlichen Frauensperson nur lauter Kinder antraf. Das waren aber die Lehrlinge. Ich wurde in mehreren Sprachen geprüft, und zwar hatte ich einen deutschen Prospekt in die anderen Sprachen zu übersetzen. Ich bekam die Stelle aber trotz dieser stundenlangen Arbeit, die einem Professor Ehre gemacht hätte, nicht. Die alte Schachtel hatte nämlich bereits Übersetzungen vorliegen, und da weder sie noch der Chef eine andere Sprache konnten, verglich sie meine Arbeiten mit den alten Übersetzungen. Da die Texte nicht genau übereinstimmten, wurde der Stab über mich gebrochen.

Im dritten Falle wurde ich zu einem jovialen alten Herrn geführt, der meine Papiere vor sich hatte und diese prüfte. Er nickte mir zu, und ich begann das Mündliche, d. h. ich erzählte alles, was in meiner Bewerbung stand, nochmals haarklein auf. Eine Ewigkeit sprach ich. Der alte Herr schmunzelte, grunzte, nickte oder schüttelte den Kopf; dann, als ich mit versagender Stimme die letzten Worte von mir gegeben hatte und so ziemlich am Zusammenklappen war, drehte er sich zu mir herum, griff nach einer kleinen Büchse mit einer schwarzen Schnur daran und sagte mit entschuldigendem Lächeln und einer Handbewegung auf die Dose: „Leider bin ich fast taub, aber so geht es“, steckte das Ende der Schnur ins Ohr und fuhr dann fort: „So, bitte, wollen Sie mir jetzt einen ausführlichen Bericht über Ihren Lebenslauf geben — aber ausführlich, bitte ich mir aus!“ Vogt

Lieber Simplicissimus!

In einem abgelegenen Gehöft des Münsterlandes wurde trotz des heftigen Widerstandes der alten Bäuerin, die von dem „neumodsken Kraom“ nichts wissen wollte, im Wohnhaus und in den Stallungen elektrisches Licht angelegt. Als dann die Leitungen gelegt waren und sich alle in der Stube versammelt hatten, um den ersten Augenblick des elektrischen Lichtes richtig auszukosten, wandte sich die Bäuerin an ihren Sohn: „Jä, Henrich, wenn't dann nun so wiet sien söll, dann sterk alle Kiärsen an, dat et en lück fierlicker wett!“

*

Es war noch in der guten alten parlamentarischen Zeit, als der Magistrat von B. beschloß, einmal etwas für die Arbeitsbeschaffung zu tun.

Die Beratungen gingen verschlungene Pfade, vom Magistrat zur Stadtverordnetenversammlung, von da in die zuständigen Kommissionen, dann zum Magistrat zurück und schließlich erneut an die erlauchte Zusammenkunft der Stadtväter, und dauerten demgemäß sehr lange.

Endlich zeigte sich aber doch ein Streifen grünender Hoffnung, indem beschlossen worden war, um das schöne altertümliche Rathaus einen Rasenstreifen legen zu lassen und es so aus dem Einerlei des katzenköpfigen Marktplatzpflasters gebührend herauszuheben. Das Ereignis wurde allseitig ebenso freudig begrüßt wie lebhaft besprochen. Warum ausgerechnet ein Rasenstreifen? Warum grade rund ums Rathaus? Es gab lange Zeit ziemliches Kopfzerbrechen. Bis einem findigen Kopf ganz durch Zufall eine die ganze Bürgerschaft befriedigende Antwort einfiel: „Damit die Leute nicht so hören, wie der Magistrat das Geld zum Fenster hinausschmeißt!“

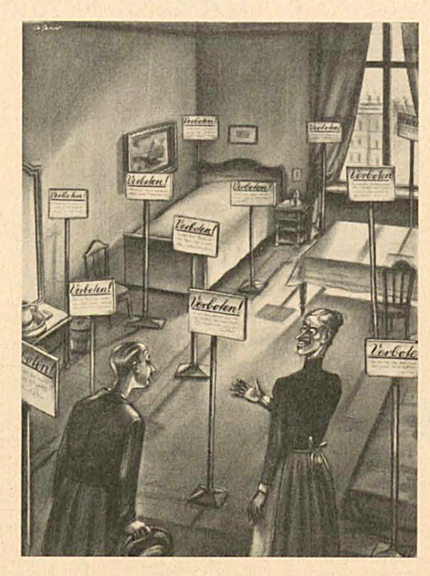
Ein seltenes Jubiläum

In diesen Tagen, da sich das größte volkstümliche Nachschlagewerk in deutscher Sprache, „Der Große Brockhaus“, mehr und mehr seiner Vollendung nähert, — den 16. Band können wir unseren Lesern für Mitte November ankündigen — konnte der alte Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig einen seltenen Gedenktag begehen. Vor 125 Jahren — auf der Michaelismesse 1808 — hat der Gründer der Firma und Ahne der jetzigen Leiter das Konversationslexikon erworben und damit den Grundstein zu einer glänzenden Entwicklung gelegt, die im jetzt erscheinenden „Großen Brockhaus“ ihre Krönung gefunden hat. Schon ein paar Angaben kennzeichnen diese Entwicklung: damals sechs schmale Bändchen in Oktavgröße ohne jede Bebilderung, heute zwanzig stattliche Bände, die insgesamt etwa 200 000 Stichwörter, 42 000 Abbildungen und 225 Karten und Stadtpläne enthalten. Oder noch sinnfälliger: wollte man alle Zeilen der ersten Auflage aneinanderreihen, würde man eine Strecke von knapp 7 km erhalten, — die Druckzeilen der 20 Bände des „Großen Brockhaus“ hingegen ergeben aneinandergereiht die Strecke von 1300 km. Damals von Weimar bis Schloß Tiefurt und zurück, ein schöner Nachmittagsspaziergang, heute die Strecke von Hamburg bis Florenz, für die wir im Schnellzug 24 Stunden brauchen würden. Ein neues Gleichnis für die Entwicklung der vergangenen 125 Jahre!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.25** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Erlebnisse eines möblierten Herrn

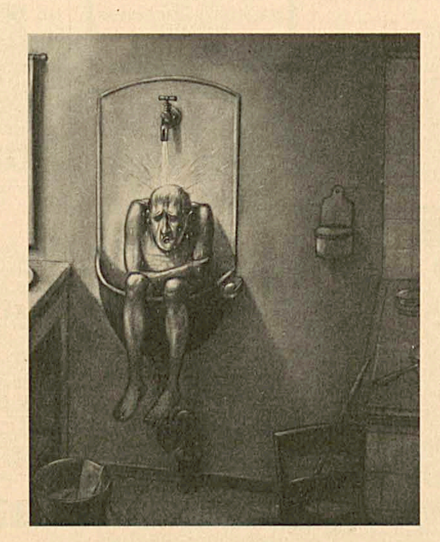
(Girod)



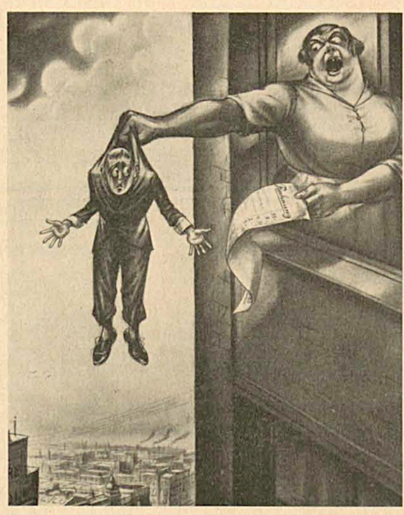
Diese Hausfrau läßt nicht mit sich spaßen...



Manche Hausfrauen lassen mit sich reden...



Einige bieten sogar Badebenützung —



aber am Monatsersten sind alle gleich.

S. M. der Snob

(Paul Scheurich)



„Wenn es sein müßte, könnte mir auch ein Marschlied glücken, aber mitmarschieren — nee, dazu bin ich denn doch zu starker Individualist!"

Zeitungscafé / Von Anton Schnack

Seltsamer Anblick: Mann neben Mann,
Dazu Kaffee, Tabakrauch, Papier.
Augen haben den Lesebann,
Die Zeitungsgier.

Stille. Zuweilen knistert ein Blatt.
Wer spricht, tut es leis.
Manchmal gähnt einer, lesesatt.
Die Brille putzt sich ein Greis.

Jeder zeigt besondere Art:
Einer blättert erregt,
Ein anderer eiserne Ruhe bewahrt,
Von Zeitungsstößen umlegt.

Ernster Mann liest Politik,
Hochstirniger nur was Kunst betrifft,
Einer nur Morde und Theaterkritik:
Leben wurde schwärzliche Schrift.

Leben, das immer Neues gebiert
Und ewig, ewig fließt,
Wurde durch hundert Blätter filtriert,
Die das Café genießt.

Kaffeehaus-Diktator

(Zeichnung von Rudolf Kriesch)



„Dös geht fei net, daß du für den oanen Gast alle Zeitungen beschlagnahmst!" — „Ja mei, dös is halt so a Dollfuß!"

Die 50 Kilometer nach Okaduse

Von Werner Schmidt, Pretoria

Das verschlafene Maultier, auf dessen Rücken der alte Bezirksamtmann durch sonnenflirrenden, leise zitternden Busch nach Okaduse schaukelte, war plötzlich stehengeblieben — — — unberechenbar, wie die guten Maultiere sind.

Und um nun auch seinerseits den nächsten Schritt zu sparen, zog mein treues Eselpferd das linke, bereits in der Luft schwebende Vorderbein mit einem solchen Ruck zurück, daß mir der Korkhelm in den Nacken flog und die Aussicht auf ein taschentuchgroßes, fahlschwarzes Blechschild freigab. Es baumelte an einem Kameldorn und ließ gerade noch eine verwitterte 40 und ein wohl vor vielen Jahren gemaltes, unbeholfenes K als Aufschrift erkennen.

„Achtung . . .", die durch den ewigen Plattentabak zerkratzte, aber freundliche Stimme des alten Südwesters schwang herüber, „Achtung . . ., die kurzen Kilometer fangen an . . .!"

Kurze und lange Kilometer? Ich denke . . . Ach, die Hitze . . . Wir zuckelten weiter. Ich fühlte mich auch zu matt, um zu fragen.

Aber es war zum Lachen: die Kilometer wurden tatsächlich kürzer. Da hing das Schild mit der Aufschrift 44 km, und wenn man sich umsah, konnte man die 43 noch nah und deutlich sehen . . .

Der Abend brachte Kühlung und Kraft. Bis in die späte, helle Tropennacht hinein saßen wir, der Farmer von Okaduse, der Amtmann und ich, auf der Wellblechveranda, um dem Staub und der Einsamkeit durch Whisky, mit einem Tropfen Soda angerührt, zu begegnen.

Ich hielt die Zeit für gekommen und fragte unvermittelt nach den Kilometern.

Sich untereinander ablösend und beträchtliche Pausen einfügend, warfen die beiden Männer die Worte hin.

Im Altertum der Südwester Geschichte, so etwa ums Jahr 1900 herum, da wäre eben alles noch auf Treu und Glauben gegangen.

Und nachdem man festgestellt hatte, daß Okaduse 50 km von der Station entfernt läge, hätte er — murmelte der ehemalige Bezirksamtmann — zwei Reiter mit dem amtlichen Auftrage ausgeschickt, fünfzig mit fortlaufenden Nummern mühselig bemalte Blechschilder in Kilometerabständen aufzuhängen. Und: „Na . . .", sagte langsam der Farmer, der bei der Schutztruppe gedient hatte, „anfangs ging es ja auch ganz gut . . ., wir ritten immer fünf Minuten, und dann saß einer von uns beiden ab und machte eins der Schilder am Baume fest . . ., aber nachher — — —! ‚Mensch', sage ich zu dem Gefreiten, ‚jetzt haben wir noch zehn Schilder, und da drüben liegt doch schon Okaduse . . .!' Ja, und . . . da sind wir dann eben immer schon nach drei Minuten abgesessen und haben eins aufgehängt, damit sie alle wurden . . ."

„Und eine Revision war doch bis jetzt noch nicht hier", meinte noch, wie entschuldigend, der Bezirksamtmann und paffte gleichmütig gewitterdunkle Wolken in die aufgehende Sonne.

Lieber Simplicissimus!

Grünes Gewölbe zu Dresden. Eben bin ich daran, die Form einer mir besonders zusagenden alten Vase zu skizzieren, während mir der Aufseher neugierig über die Schulter blickt. Endlich hält er es nicht mehr aus: „Da geheert wohl eine langjährige Ibung und ne große Gunstferdiggeid dazu, um so was zeichn' z' genn?" Gerührt durch seine Teilnahme und um ihm eine kleine Freude zu machen, preise ich mit beredten Worten die Schätze der Sammlung, worauf er mir antwortet: „Ja, ja, — aber lauder dodes Gabidal!"

*

Wiener Dialog: Ein Gast sitzt beim offenen Fenster eines sommerlich leeren Kaffeehauses und möchte Feuer für seine Zigarre. Kein Kellner weit und breit. Der Hausknecht putzt nebenan ein Fenster.

Es entspinnt sich folgender Dialog:

„Sie!"
„Ha?"
„Haben Sie Feuer?"
„Was?"
„Feuer!"
„I?"
„Ja."
„Na."

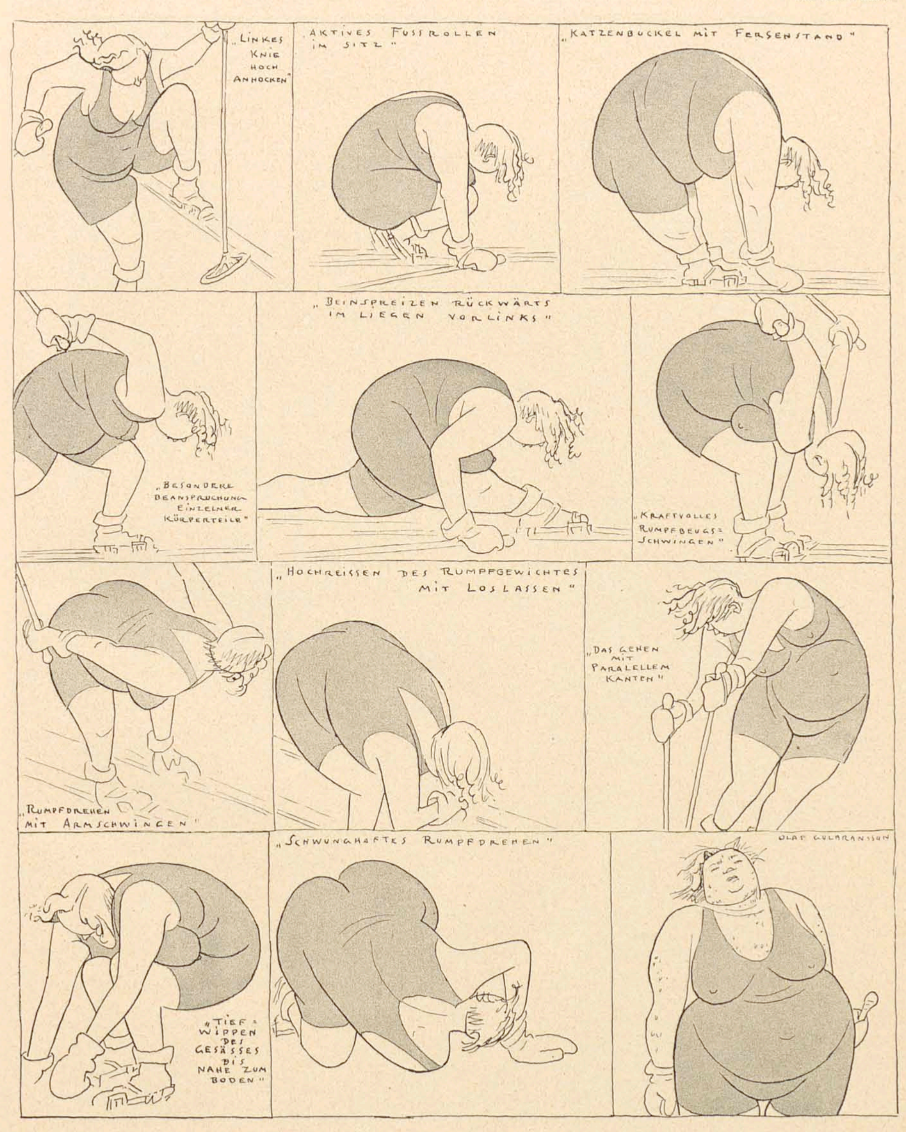
Stilblüte

(aus „Einführung in die Chemie der Gaskampfstoffe" von Prof. Dr. Wilh. Prandtl)

„Der Zweck der chemischen Kampfstoffe ist natürlich, den Gegner außer Gefecht zu setzen oder ihm den Aufenthalt an einem bestimmten Ort unmöglich zu machen, also ihn zum Rückzug zu veranlassen . . ."

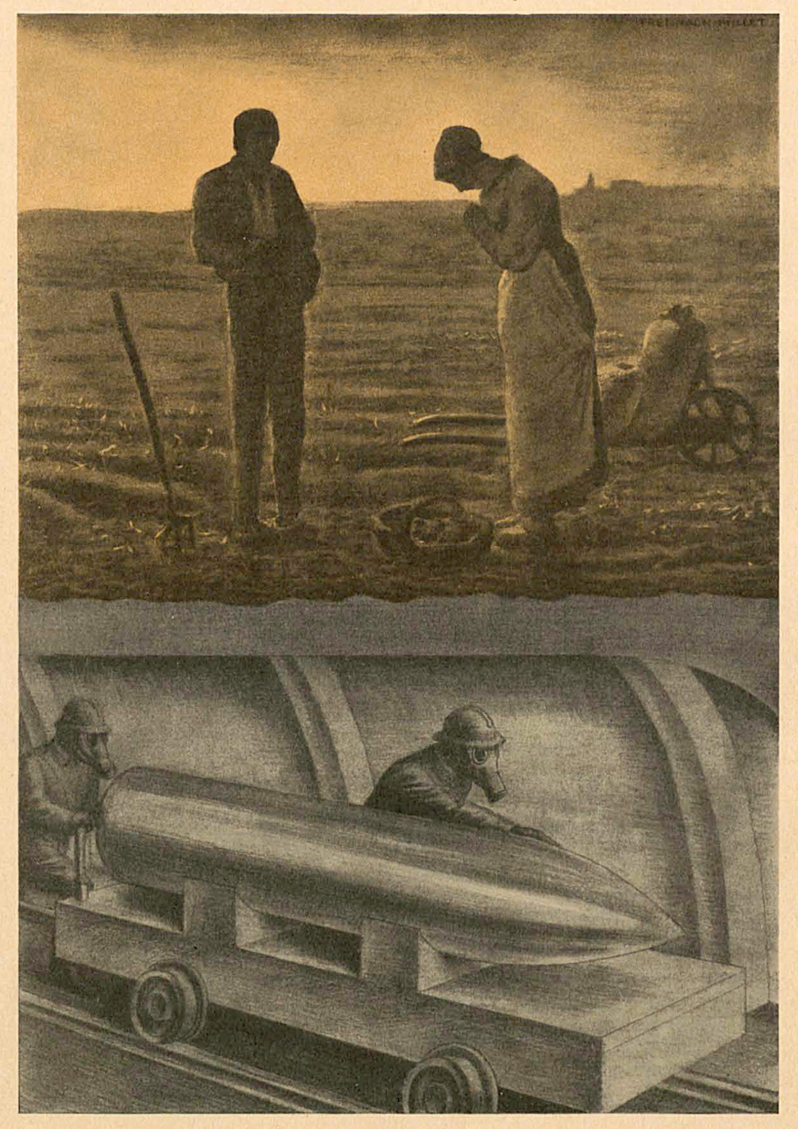
Ski-Häsin daheim

(Olaf Gulbransson)



„. . . und sowas nennt man nun Trocken-Skikurs!"

(E. Schilling)



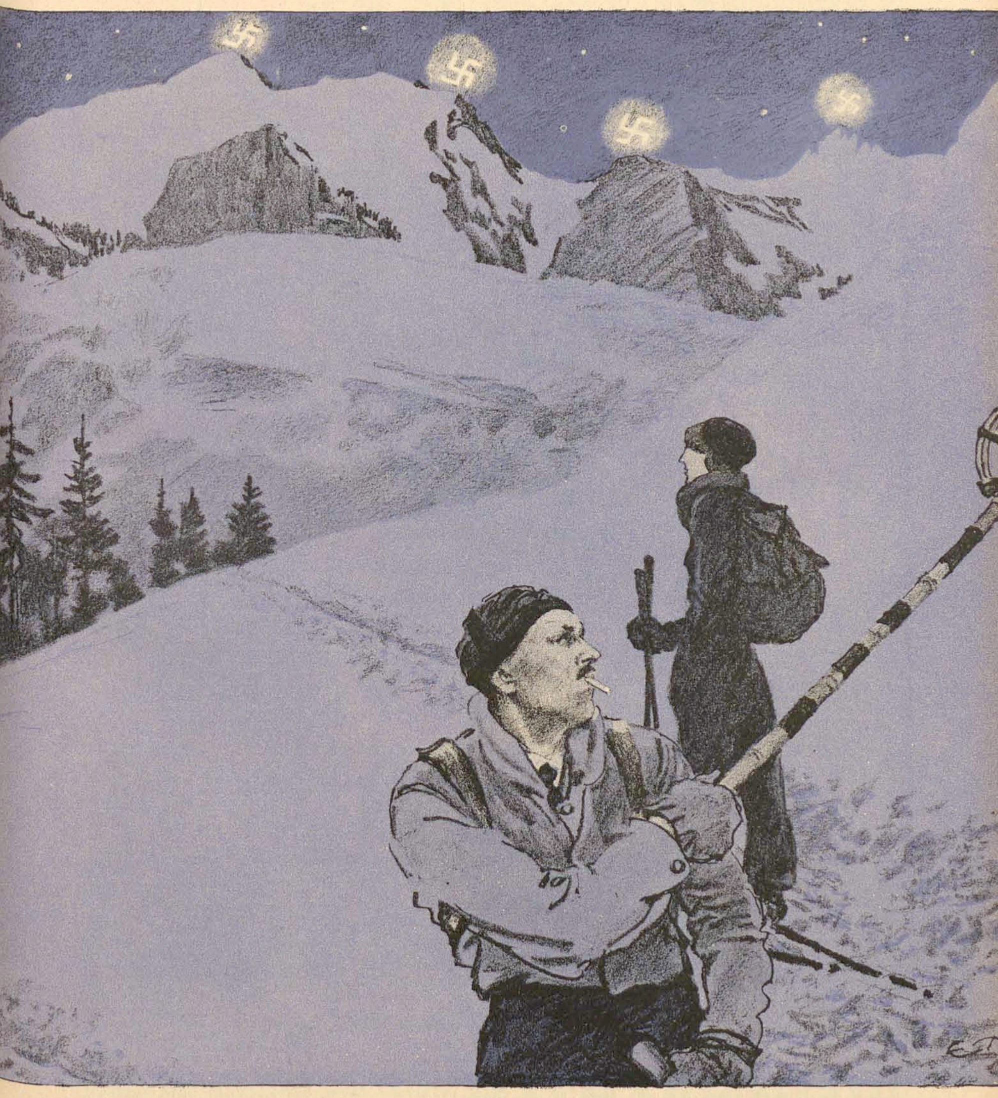
Angelus — — — Diabolus

München, 10. Dezember 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 37

SIMPLICISSIMUS

O du mein Österreich!

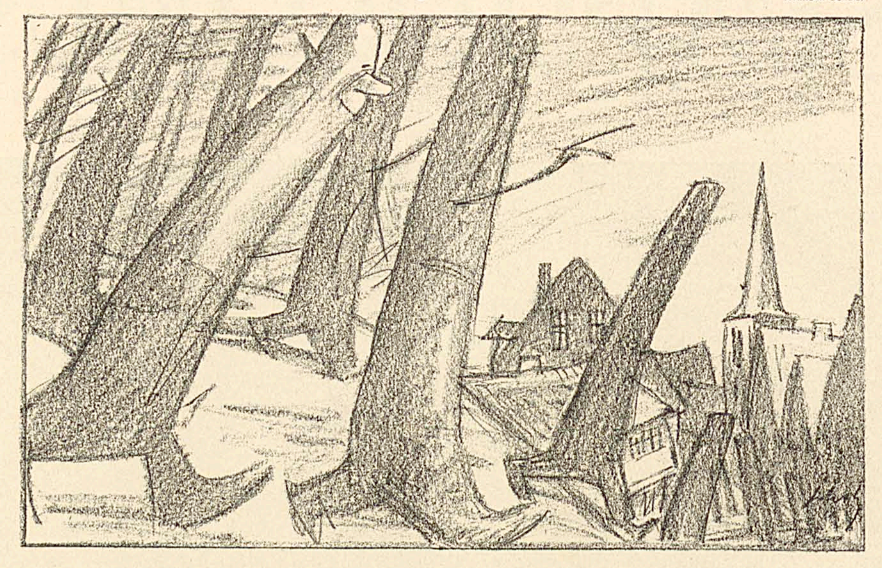
(E. Thöny)



„Was sind denn das für Höhenfeuer?" — „Das ist das österreichische Alpenglühen!"

Helft! Kein Volksgenosse soll frieren!

(Wilhelm Schulz)



Geschichte vom Glück / Von Gottfried Kölwel

Es ist eine eigenartige und nachdenkliche Geschichte, die ich hier erzähle. Aber so merkwürdig sie manchem erscheinen mag, so wahr ist sie. Denn es ist kaum ein paar Jahre her, daß der Kanzleigehilfe Andreas Miller kurz nach dem Monatsersten auf dem mittäglichen Heimweg in ein Lotteriegeschäft eintrat und ähnlich wie alle Leute, die einmal das Glück aus den Sternen herabzulocken suchen, auf die abgewetzte Steinplatte des Schalters seine Opfergabe legte.

Freilich war dies nicht gleich eine Banknote, denn wie hätte Andreas sich solches leisten können, nur eine Kleinigkeit wollte er einmal den Fingern entwischen lassen. Es war ein Fünfzigpfennigstück, eine jener gelben, aus Messing geprägten Münzen, die im neuen Zustand wie Gold blitzten; genau ein solch blendendes Gold war es, so daß man hätte glauben mögen, schon der Glanz allein wäre imstande gewesen, die Augen der Götter auf sich zu lenken.

Tatsächlich geschah es auch, daß Andreas nach etlichen Wochen in der Ziehungsliste die Nummer seines Loses fand. Der etwas dürre Hals schien sich mit einemmal zu recken, die Schultern hatten den Anschein, als wären sie breiter geworden, auch das hagere Gesicht mit den unrasierten Bartstoppeln war wie von innen heraus etwas aufgeblasen, überhaupt machte Andreas den Eindruck, als hämmerte das Herz vor Freude das Blut nach allen Richtungen des Körpers hinaus und sein Ausmaß wäre dadurch gewachsen.

Dabei las Andreas immer wieder die Zahl, bald auf seinem Los, bald in der Ziehungsliste, um sich stets von neuem von der Richtigkeit des Gewinnes zu überzeugen. Ja, es war und blieb so: er hatte für fünfzig Pfennig zehn Mark gewonnen.

So überlegte sich Andreas, als er mit dem Gewinn in der Tasche durch eine enge Gasse seiner Wohnung zuschlenderte, was er sich heute Gutes zu essen kaufe, welche Flasche Wein er dazu nehme, auch eine köstliche Zigarre sollte nicht fehlen und was dergleichen zu einem sogenannten guten Tag gehöre.

Im Vorgefühl all des Schönen und Guten, das er vor sich hatte, steigerte sich Andreas Miller fast in einen Taumel hinein. Auch wie ein nobler Herr leben zu können, auch einmal nicht rechnen zu müssen, das Leben zu nehmen, wie es einem paßte. Als hätte er ein gut Teil der Welt gewonnen, so beschwingte ihn die übrige Zehnmarkbanknote in seiner Tasche: also kam es, daß Andreas, ähnlich wie ein Pferd, das einmal Pfeffer unter dem Schweif spürt, zu allerlei übermütigen Sprüngen bereit war und, halb willkürlich, halb unwillkürlich, in die Versteigerungshalle eintrat, aus der er beim Vorübergehen verschiedene Rufe heraustönen hörte.

Er hatte kaum die Türe hinter sich, da sah er vor sich eine Anzahl Menschen stehen, die eigentlich auch nichts anderes erwarteten als einen Glücksfall, nämlich für wenig Geld einen an sich wertvollen Gegenstand zu ersteigern. Der Mann auf dem Podium, der die Dinge ausrief, hatte eben einen Regenschirm in der Hand, und da das schwarze Zeug mit dem hellen Horngriff daran bereits von einigen Leuten immer wieder leicht überboten wurde, interessierte sich auch Andreas Miller dafür. Denn es fiel ihm mit einemmal ein, daß sein Schirm zu Hause schon sehr abgebraucht sei und er eigentlich recht notwendig einen anderen brauchen könnte. Überhaupt so ein Schirm! Er ist doch ein gutes Ding, dachte Andreas, man spannt ihn wie ein Dach über sich, er schützt einen vor Regen und Wind, sogar vor manchem bösen Blick, wenn man ihn richtig vorzuhalten weiß, auch vor der allzu heißen Sonne schützt er; und während Andreas sich so in Gedanken ganz im Lob des Schirmes verlor, wurde es ihm auch schon klar, daß er diesen Schirm haben müsse. Freilich etwas teuer erschien er ihm, sechs Mark fünfzig Pfennig hatte schon jemand geboten, das war viel Geld für einen gebrauchten Schirm, aber er war wohl von außergewöhnlicher Qualität oder von besonderem Herkommen, und so legte Andreas abermals eine halbe Mark darauf.

Wie erstaunte er aber, als ihm der Schirm hierauf zugeschlagen wurde und er erfuhr, daß er nicht bloß den Schirm erhalte, den er gesehen habe, sondern noch siebenundvierzig Stück dazu, so daß er also nicht weniger als achtundvierzig Schirme,

(Fortsetzung auf Seite 437)

Saturday Review

Von Johannes Hardt

Ein Telegramm aus Germany?
Interessiert es? Und wie!
Das wird eine Riesensensation,
Drucker, go on!

Hetzen, hetzen,
setzen, setzen!
Jedem Englishman seine Lüge in den Topf,
das ist gut für Weekend, das steigt in den Kopf.
Und wer Business macht, ist im Recht:
Please — unsere Lügen sind echt!

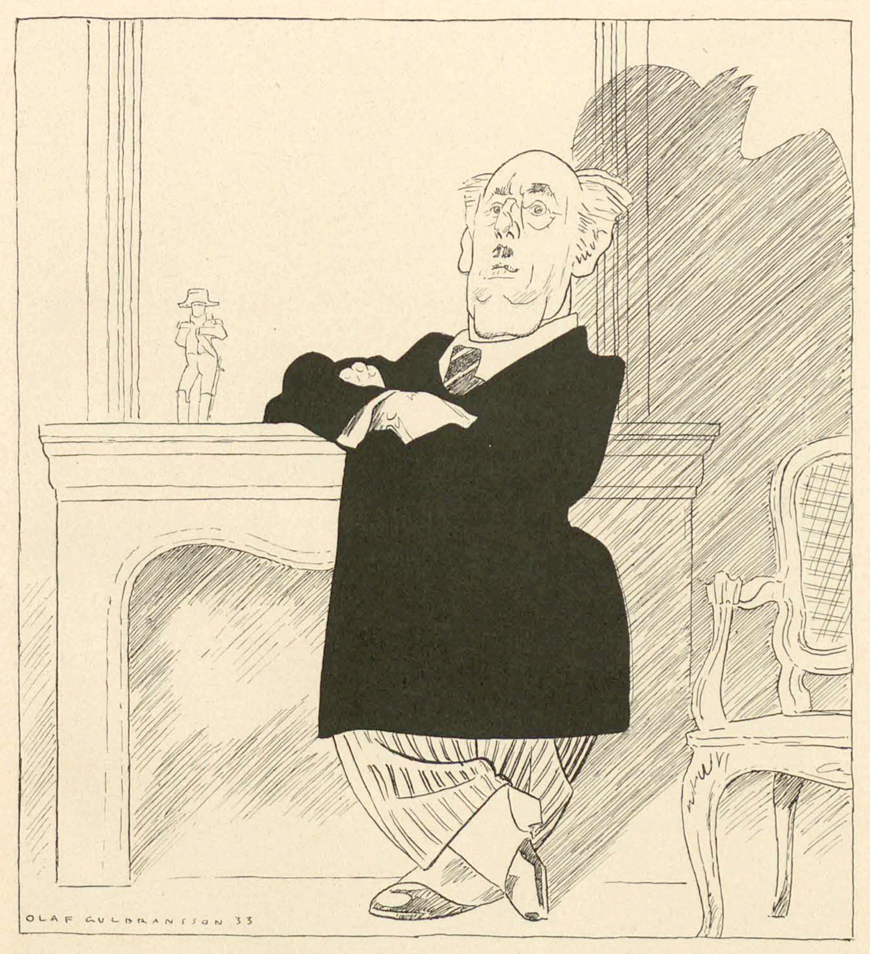
Weiterhetzen,
weitersetzen!
Die Wahrheit, die verpflichtet uns nicht,
sie fällt für uns zu schwer ins Gewicht.
Oh, wir haben ein gutes Gewissen, das schweigt,
wenn die Auflage steigt!

Ein Telegramm aus Germany!
Interessiert es? — Und wie!
Das wird eine Riesensensation,
Hetzer, go on!

WEIHNACHTEN heißt die nächste Nummer des „Simplicissimus“

Monsieur Alfred Kerr!

(Olaf Gulbransson)



XII

— Gerhart — dieser deutsche Hauptmann — von mir gemacht — einst!

XIII

Jetzt: Nicht gemacht soll er sein!

XIV

Alles in allem: Deutsche Bühnen sollen sich versenken —

XV

Warum? Warum? Warum???

XVI

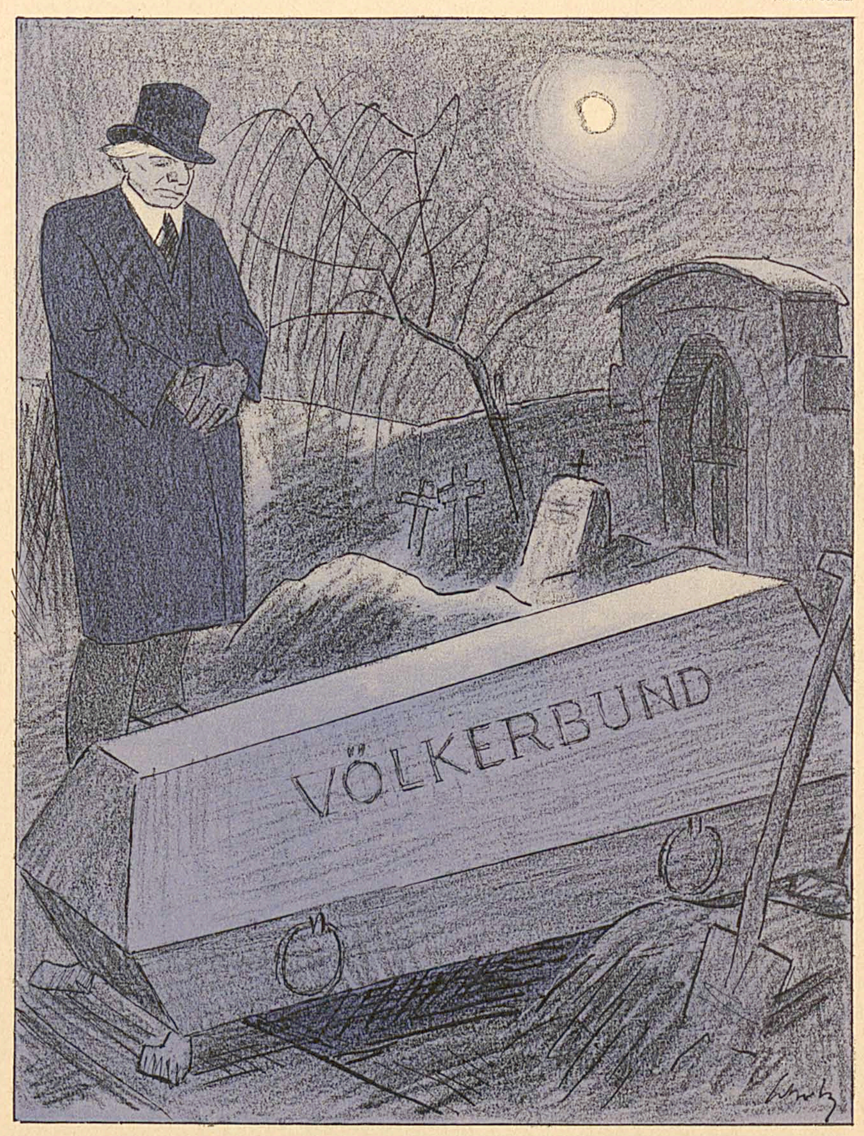
ICH sitze nicht (nicht!) in jennen Parketts!

XVII

Ecco: Pauvre Allemagne!!

Er riechet schon!

(Wilhelm Schulz)



„Das einzige, was wir nicht vertagen können, ist die Beerdigung."

Minderwertigkeitsgefühle

(Rudolf Kriesch)



„Sixt as, Karä, bal ma heut' in der Zeitung lesen tuat, welchane Summen in die letzten Jahr' g'schtohl'n word'n san, valiert a kloaner Taschendieb wia unseroaner die ganz' Hochachtung vor sich selber!"

(Fortsetzung von Seite 434)

genau vier Dutzend, wie Andreas dachte, gewonnen hatte. Vier Dutzend Schirme für sieben Mark! Wahrhaftig, das hatte sich Andreas nicht träumen lassen. Welch ein Glück! Aber es braucht einem bloß einmal den Finger zu geben, so gibt es einem auch bald die ganze Hand.

In diesem außerordentlichen Glückszustand dachte Andreas nun auch an Mathilde, seine Freundin, die sich gleichfalls schon seit längerer Zeit einen neuen Schirm gewünscht hatte. Zwei Fliegen auf einen Schlag! dachte er. Nicht bloß einen Schirm für mich, sondern auch einen für Mathilde, und noch sechsundvierzig übrige dazu!

Er machte sich deshalb auch gleich auf, ihr das schönste Exemplar zu überbringen. Es war dies ein Schirm mit einem Elefantenkopf aus bernsteinartigem Gebilde, der Rüssel schlang sich um den Griff, und die beiden Äuglein blitzten hell in den Tag. Dazu hatte der Schirm noch einen tadellos neuen Überzug aus dunkelblauer Seide. Kein schlechtes Geschenk, dachte Andreas, als er sich immer mehr der Wohnung des Mädchens näherte. Schon nahe der Haustüre aber kreuzte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er dem Mädchen wohl eine viel größere Freude mache, wenn er ihr erzähle, er habe den Schirm in einem großen modernen Geschäft gekauft, statt daß er ihr berichte, wie billig er dieses Geschenk in Händen habe; denn wenn er die sieben Mark durch die vier Dutzend Schirme dividiere, die er erhalten hatte, so kam ihm der Schirm nicht einmal auf zwanzig Pfennige. Für zwanzig Pfennige aber einen Schirm! Wie durfte ein kluger Liebhaber das seinem Mädchen sagen!

Also blieb Mathilde, ein ziemlich eitles Geschöpf, das gern jeden übrigen Knopf für ihr Aussehen verwendete, stets in dem Glauben, daß Andreas sich das teuere Geld für ihren Schirm an den Fingern abgespart habe, bis sie beide eines Sonntags in ein Café kamen, um sich dort bei einem Konzert zu unterhalten. Da bemerkte Mathilde, wie die Frau am Nebentisch ihren Mann heimlich anstieß und ihn auf den Schirm aufmerksam machte, der, allen Augen sichtbar, über dem Mantel am Kleiderhaken hing. Mathilde hatte ihn eigens so offen hingehängt, damit sie ihn ständig im Auge habe.

Sonderbar war es, wie nun der Mann bald den Schirm, bald das Mädchen und ihren Liebhaber musterte. Mathilde hatte Andreas eben darauf aufmerksam gemacht, da stand der Mann am Nebentisch auch schon auf und begab sich an den Kleiderhaken. Sehr ungeniert musterte er den Schirm und schien nach einer ganz besonderen Stelle daran zu suchen.

Gleich darauf kam er auf Andreas und Mathilde zu und sagte: „Sie müssen schon entschuldigen, der Schirm, den Sie da haben, das ist nicht Ihr Schirm, Fräulein, sondern der Schirm meiner Frau. Ich erkenne ihn genau an einem kleinen Maschenfehler, den die Seide, ganz nahe an einer Stange, hat. Der Schirm ist uns vor einiger Zeit gestohlen worden."

Wer vermöchte die Aufregung zu beschreiben, in die Mathilde hierdurch versetzt wurde. Ihr neuer Schirm, den ihr Andreas eben am Monatsersten gekauft hatte, soll gestohlen sein! Da hörte sich doch schon die Welt auf! Das Mädchen war ganz rot geworden vor Zorn und hätte den fremden Mann wegen seiner unglaublichen Anschuldigungen am liebsten angepackt. „So eine Unverschämtheit", sagte sie, „Sie möchten wohl auf billige Weise einen neuen Schirm bekommen. Aber da müssen Sie sich schon eine Dümmere suchen, die auf einen solchen Trick hereinfällt!"

Ob dieses Widerstandes wollte der fremde Mann nun an das Telefon gehen und die Polizei herbeirufen. Da stand Andreas, der bei allem höchst verlegen dasaß und nicht recht wußte, was er sagen sollte, von seinem Stuhl auf und ging dem Manne nach. Hinten in der Telefonecke verhandelte er auffällig lange mit ihm, und Mathilde dachte schon, es wäre eine Ewigkeit verstrichen, als Andreas endlich wieder zurückkam.

„Eine dumme Geschichte!", erzählte er, „der Mann besteht absolut darauf, daß es der Schirm seiner Frau ist. Was soll man da tun, um wenigstens seine Ruhe zu haben? Vielleicht gibst du ihm den Schirm. Ich kaufe dir einen andern."

Über diese völlig unverständliche Zumutung des Geliebten, dem Fremden den neugekauften Schirm zu geben, nur noch mehr erbost, fing Mathilde jetzt auch Streit mit Andreas an. Was für ein Narr er denn sei! Ob man denn so etwas schon je einmal erlebt habe und dergleichen!

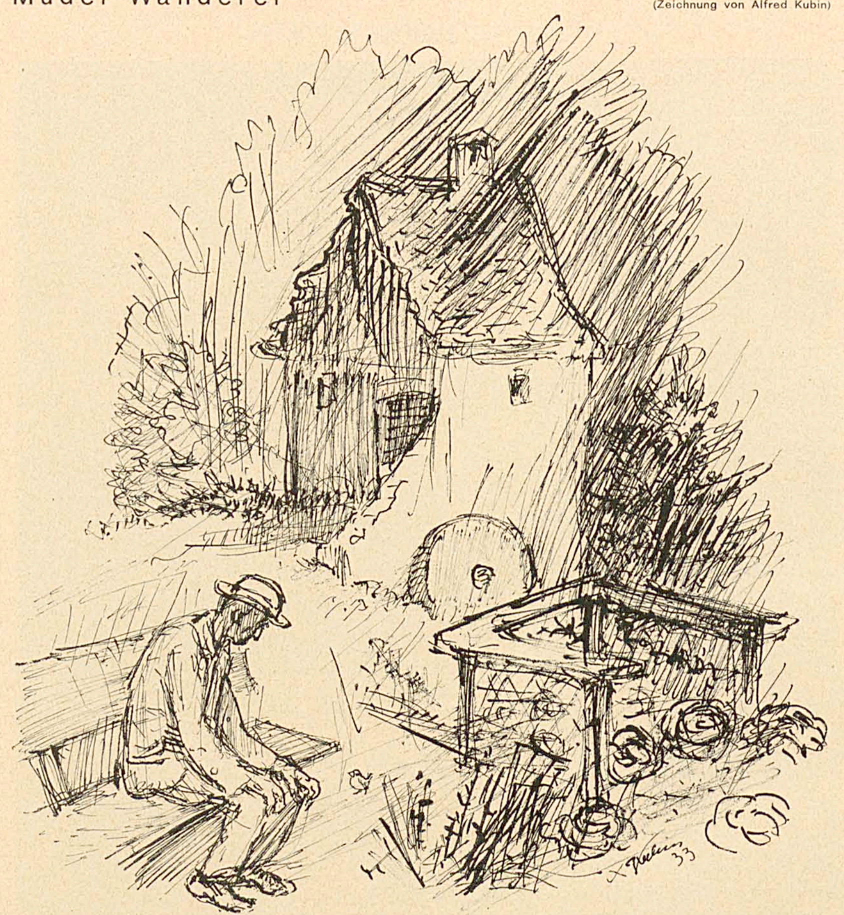
Doch während sie gerade in den größten Redeschwall auszuarten schien, trat der fremde Mann wieder an den Tisch und sprach: „Was regen Sie sich denn so auf, Fräulein! Es ist doch so, wie ich gesagt habe. Der Schirm gehört wirklich meiner Frau. Ihr Bräutigam hat ihn vor Tagen auf einer Versteigerung mit anderen Schirmen zusammen für billiges Geld erstanden."

Auf einer Versteigerung! Für billiges Geld! „Und du hast mir gesagt, daß du ihn in einem teuren Geschäft gekauft hast?" fuhr Mathilde entsetzt weiter. „Solch ein

(Schluß auf Seite 438)

Müder Wanderer

(Zeichnung von Alfred Kubin)



(Schluß von Seite 437)

Lügner also bist du? Solch ein falscher Kerl? — Pfui Teufel!" tat sie plötzlich, stand entrüstet auf und schickte sich zum Gehen an.

Andreas war ganz klein vor Schande geworden, und seine Stimme stotterte fast, als er ihr nun den wahren Sachverhalt auseinanderlegte und ihr bedeuten wollte, er habe doch lediglich an sie gedacht und ihr die Freude nicht verringern wollen.

Doch das Mädchen ließ sich nicht besänftigen, im Gegenteil, es wurde immer heftiger und sagte schließlich, während sie sich endgültig zum Weggehen wandte: „Wer weiß, hast du den Schirm nicht selbst gestohlen, du Lump! Wer solche Zicken macht, ist zu allem fähig!"

Welch eine Wandlung! Gerade die Geliebte wollte er an sich fesseln durch das Geschenk, und nun hatte sie ihm für immer den Rücken gekehrt.

Bei solchen Gedanken wurde es Andreas recht gallig zumute, und er verwünschte sein ganzes Glück. So erbittert war er, daß er auch die andern siebenundvierzig Schirme nicht mehr sehen wollte. Deshalb faßte er den Plan, sie alle zu verkaufen und sich aus dem Erlös zu betrinken, um so wenigstens jeden Gedanken an dieses Mißgeschick zu ersäufen.

Wenn ich für den Schirm, Stück für Stück, fünfzig Pfennig verlange, sagte er sich, so sind das schon fast vierundzwanzig Mark. Für vierundzwanzig Mark läßt sich schon eine Zeche machen!

Und um nun die Schirme tatsächlich rasch an den Mann zu bringen, stellte sich Andreas in einer freien Stunde an einer Straßenecke auf und begann die Schirme feilzubieten. Es dauerte auch nicht lange, da blieben die Leute stehen, und rascher, als Andreas es für möglich gehalten hätte, waren bereits drei Dutzend abgesetzt. Auch das letzte Dutzend schien noch zum Zug zu kommen, wenn die Käufer wegen der schlechteren Ware auch schon zaghafter wurden. Andreas ließ die Münzen durch die Finger in die Hosentasche gleiten. Er hatte schon so viel Messing und Silber eingesammelt, daß es ihm vorkam, als zöge ihm ein schweres Gewicht die Tasche immer mehr nach unten. Aber es war ja Geld, was da zog, lauter schönes, gutes Geld, das heute am Abend auf den Tisch fliegen und ihn über seinen Verlust hinwegtrösten sollte!

Doch da geschah es plötzlich, daß aus der Käufermenge ein dunkelblauer Arm nach vorne langte und die Leute zur Seite zu drängen suchte. Es war ein Schutzmann, der sich den Weg bahnte und dicht vor Andreas hintrat.

„Wer sind Sie", fragte der Schutzmann, „daß Sie hier an dieser Straßenecke Schirme feilbieten? Zeigen Sie mir Ihren Handelsschein!"

Nun begriff Andreas mit einem Male, daß er sich durch den Verkauf seiner Schirme wider das Gesetz vergangen hatte. Zum Teufel noch einmal! Jetzt werde ich auch noch verhaftet! dachte er.

Es blieb ihm tatsächlich nichts anderes übrig, als sich schließlich zu fügen und mit dem Schutzmann zur Wache zu gehen.

Wie sich sehr bald herausstellte, betrug die Summe, die Andreas als Strafe für den unerlaubten Handel entrichten mußte, fast das Dreifache von dem, was er für die Schirme gelöst hatte.

Auf diese Weise aber erfuhr Andreas statt des Rauschzustandes, in der er sich versetzen wollte, die letzte und bitterste Ernüchterung: Der Gewinn kaputt, die Geliebte verloren, das eigene Geld, alles, alles verloren!

Sehr nachdenklich ließ da Andreas den Kopf hängen. Er sah im Geiste wieder das blanke Fünfzigpfennigstück, das er auf den Schalter des Lotteriegeschäftes gelegt hatte, sah das verlockende Blitzen. Immer wieder sah er es, dieses Leuchten des Glücks, bis ihm die Augen wehtaten davon...

Er schüttelte den Kopf: Nein, daß es soweit kommen könne, wenn man Glück hat, das hätte Andreas nie für möglich gehalten.

Die Ausnahme-Freundin

Von Fritz A. Mende

Wenn eine Freundin sagt: „Ach, das Hüterl da würde mir wundervoll stehen . . .“, dann ist das ein Wink mit dem Zaunpfahl, ein Stoß in die Rippen, ein kategorischer Imperativ. Wenn es eine Freundin sagt, irgendeine . . .

Die eigene Freundin ist die zartes Fleisch gewordene Bescheidenheit. Jeder behauptet das von seiner Freundin. Sie gerät bei einer Tafel Schokolade in Affekt, und für drei verwelkte Nelken schwört sie ewige Treue, behauptet der Freund. Manchmal glaubt er es selbst.

Einer glaubte es sogar fest. Seit einem halben Jahr kannte er die Freundin, sechsundneunzigmal hatte er in dieser Zeit bei ihr umsonst zu Abend gegessen, siebenmal war er mit ihr im Kino gewesen, zwölfmal hatte er je eine Tasse Kaffee für sie bezahlt. Der Profit lag also völlig auf seiten des Freundes.

Ein halbes Jahr ist eine lange Zeit, aber das billige Abendbrot schmeckte dem Freund immer noch.

Wieder einmal hatte er bei ihr gegessen, zum siebenundneunzigsten Mal. Satt saß er im Lehnstuhl. Da fiel ihm auf, daß die Freundin verweinte Augen hatte. Ehrlich erschrocken fragte er sie, was los sei.

Die Ausnahme-Freundin wollte es nicht sagen. Schließlich fing sie wieder an zu heulen, ihre Beherrschung löste sich in Tränen, und sie gestand, daß ihr noch dreißig Mark zur Miete fehlten.

Der Freund geriet durch ihren Anblick, der in ihm gleichzeitig Liebe und Widerwillen erregte, in einen unnatürlichen Anfall von Rührung und sagte, er würde die dreißig Mark aus seiner Tasche beisteuern. Die Freundin widersprach heftig, doch nicht so, daß der Freund sein Anerbieten hätte gekränkt rückgängig machen können.

Am nächsten Tage ging er zur Bank, holte sich das restliche Geld, ließ sein Konto nackt und armselig zurück und besuchte die Freundin. Auf diese Weise kam er schon nachmittags.

Das erste, was er tat, war, die dreißig Mark auf den Tisch zu legen. Der Freund bemerkte nichts dazu. Die Freundin auch nicht. Deshalb blieb das Geld, ein Zwanzigmarkschein und zwei Fünfmarkstücke, auf dem Tisch liegen.

Der Freund und die Freundin tranken Kaffee. Das Geld lag zwischen ihnen. Sie unterhielten sich. Das Geld lag zwischen ihnen. Sie aßen zusammen Abendbrot. Es war das achtundneunzigste. Der Freund fand, daß es nicht so gut sei wie die früheren. Warum? Das Geld lag zwischen ihnen. Sie wollten sich küssen. Es ging nicht. Ein Schwert lag zwischen ihnen.

Der Freund konnte gar nicht mehr hinschauen. Sein Rührungsanfall war längst vorüber. Er rechnete den Zwanzigmarkschein und die zwei Fünfmarkstücke in Zigaretten um, dann in Bier, endlich in Bahnkilometer. Die Bahnkilometer waren symbolisch. Er fand es schon fast dämlich, das Geld auf den Tisch gelegt zu haben.

Das neunundneunzigste Abendbrot schmeckte ihm gar nicht mehr. Nach insgesamt einem halben Jahr und drei Tagen trennte er sich auf ewig von der Ausnahme-Freundin. Sie war unerklärbar rasch zu irgendeiner Freundin geworden, einer, die sagt: „Ach, das Hüterl da würde mir wundervoll stehen . . .“

Die großen Spätjahr-Regengüsse

Von Walther C. F. Lierke

Über den fernen Steppen und fernen Meeren
hat sie der Ruf der Stürme zusammengeballt,
und nun kommen sie, Wolken in riesigen Heeren,
prasseln den Regen auf Dörfer und einsamen Wald.

Güsse fegen die letzten Blätter von Bäumen,
die auf Wanderer warten an leeren Alleen,
die in endlosen, regenschraffierten Räumen
weinerlich wie verprügelte Strolche stehn.

Über die Städte, peitschend die glatten Asphalte,
stürzt sich barbarische Nässe, ein graues Gerinn,
würgt den Rauch der Kamine und schwimmt als kalte,
schmutzige Brühe zum Maul der Kanäle hin.

Tage und Nächte hindurch galoppieren die Horden
bleierner Wolken am Himmel und reiten Attacke
gegen die Reste des Sommers. Bis glitzender Norden
plötzlich die Wege hin tummelt in schneeiger Jacke.

Geschehnis

Von Ernst Handschuch

Der Mann, der durch das nachtschlafende Dorf schritt, nahm Abschied. In später Stunde noch hatte er die Entscheidung niedergeschrieben, um die er einen langen Tag hindurch gerungen. Nun trug er sie als Brief zum kleinen Bahnhof. Er haßte die Lichter, die auf den grünen Umschlag fielen. Sein Haus stand am Berg mitten in Wingerten und Obstgärten. Es war weiß getüncht und leuchtete weit in die Nacht hinaus. Selbst den Fahnenstock konnte er deutlich erkennen. Hoch oben im Dach glänzte ein Fenster. Dort hatte er den Brief, der ihn befreien sollte, geschrieben. Es war wie ein Zeichen.

Vor einem Gasthaus standen mehrere junge Leute im Gespräch, die ihm verwundert nachsahen. Einer von ihnen rief ihm einen Gruß zu. Der Mann dankte nicht. Fester umfaßte seine Hand den glatten Umschlag. Die Bitternis der Stunde griff ihm hart an die Kehle. Auch die Burschen haßte er, deren Stimmen er noch vernahm. Seine Zähne schoben sich gegeneinander. Das Pflaster brannte unter seinen Füßen, und die Häuser zu beiden Seiten der wenig breiten Straße rückten bedrohlich auf ihn zu. Das Dorf verlor sich in Felder und Gärten, über denen weich die Nebel brauten. Unbewegt strahlte die Lampe des Bahnhofes in die Nacht und wartete auf den letzten Stellwagen. Ihr Schein fiel auch auf die Landstraße, auf der der Mann einstmals gekommen war. Damals glaubte er, das Leben gewonnen zu haben. Nun hatte ein einziger Tag genügt, um all die Jahre auszulöschen, die seit jener Zeit verflossen waren.

Ein Motorrad, das dem Manne entgegenkam, schreckte ihn jählings aus seinem schweren Sinnen. Er griff einen Kiesel und schleuderte ihn dem schnarrenden Gefährt nach. Fast im nämlichen Augenblick löste sich ein Tier aus den Schatten des Weges. Es war ein großer Hund, der den nächtlichen Wanderer spürend umlief. Der Mann rief das Tier an und lockte es. Es geschah vergebens. Als er aber weiterschritt, folgte ihm der Hund. Doch wahrte er voller Mißtrauen den Abstand zwischen sich und dem Menschen. So gerieten beide in ein suchendes Spiel, über dem der Mann sich und die Welt vergaß. Als er einmal stolperte und der Hund erschrak, lächelte er sogar. Er begann darüber nachzusinnen, wie er dem Tier sagen könnte, wer er sei und wie er von sich und seinen Artgenossen denke.

Unweit von der kleinen Station rieselte ein schmaler Bach. Der Hund, der weit vorausgelaufen war, kam zurück, die Schnauze prüfend am Boden. Plötzlich lief er in die Wiese und schleckte gierig von dem demütig rinnenden Wasser. Den Mann traf es wie eine Erleuchtung. Er spürte, wie das Blut ihm heiß zum Herzen drängte, ihn in das nebelfeuchte Gras und in die Knie zwang. Dem Hund tat er es gleich und trank von dem kalten Naß. Als das Tier ihn so sah, heulte es laut auf und umsprang ihn in wilden Sprüngen. Dann aber kroch es leise winselnd auf ihn zu und leckte ihm die Wange.

Noch kniend zerriß der Mann den Brief. Ein stiller Wind nahm die Fetzen lässig in den weichen Schoß und trug sie durch die Nacht. Die Hand, die das Papier zerrissen, fuhr zärtlich über das rauhe Fell des Tieres. Stumm schob der Hund seinen Kopf in ihre warme Wölbung. Mensch und Tier wußten, daß sie ihre Heimat wiedergefunden.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.25** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Wohlauf noch gerochen! (Otto Herrmann)



„So 'nen blumigen Schoppen braucht man gar nicht zu trinken, man braucht ihn bloß zu riechen!" — „Na, und an wieviel Schoppen haben Sie heute schon gerochen?"

Gips / Von Frank F. Braun

Die ganze Geschichte kam daher, daß Klubedanz den großen Haken, der den Spiegel halten sollte, durchaus selber in die Wand schlagen wollte. Emma, die gute Frau Klubedanz, war gleich nicht recht dafür gewesen; aber sie kannte ihren Mann; was er als seine Charakterfestigkeit ansprach, nannte sie Querköpfigkeit und stritt nur schwach.

„Die Axt im Haus erspart den Zimmermann", sagte Klubedanz.

„Aber der Zimmermann will auch leben, Klubedanz", meinte sie.

Er strich mit der flachen Hand durch die Luft und schnitt weitere Reden ab. „Es handelt sich hier nicht um den Zimmermann, Emma", verwies er mit milder Überlegenheit; „ein Dekorateur müßte den Haken einschlagen, und was so ein Mann kann, bringe ich auch noch fertig."

Also machte er sich ans Werk. Der Hammer krachte; der Haken drang in die Wand. Klubedanz frohlockte. Daran würde ein Zentnergewicht Halt finden. Aber mit dem letzten Hammerschlag ereilte ihn die Tücke. Etwas Hartes in der Wand gab nach. Ein Ziegelstein brach aus. Der Haken verschwand bis zum abgebogenen Ende in der Wand, gleichzeitig erscholl aus dem Nebenzimmer, in dem Frau Emma an der Nähmaschine saß, ein heller Schrei. Klubedanz war mit Wucht durch die Wand gebrochen; eine Öffnung, durch die er bequem die Faust stecken konnte, verband die beiden Räume. — Das war nun nicht seine Absicht gewesen. Er wurde ein bißchen kleinlaut. Emma schalt lebhaft. Die ganze Wand sei verdorben; und was nun werden solle? Klubedanz beruhigte sie und sich. Eine kurze Überlegung half ihm. „Die Sache ist nicht so schlimm, Emma", sagte er. „Ich werde einen Holzpflock einlassen, die Löcher an beiden Seiten zugipsen und den Haken später, wenn alles trocken ist, in das Holz schlagen. Ich hätte das gleich so anpacken sollen. Beruhige dich, es ist nicht so schlimm."

Emma Klubedanz blieb ungläubig. „Du besitzt ja gar keinen Gips", warf sie ein.

„Man kann Gips kaufen."

„Bei dem Regen!"

„Ich ziehe meinen alten Mantel an; Emma, bitte, rede nun nicht mehr, mach mich nicht nervös."

Klubedanz zog den alten Regenmantel an und wagte sich hinaus ins feindliche Leben. Es goß in Strömen, aber der Händler war nicht weit, und Klubedanz bekam seine Tüte voll Gips. Sie war sehr billig, fand er und zog wieder heimwärts. Hatte er selber nie vorher mit Gips zu tun gehabt? Warnte ihn der Verkäufer nicht wenigstens?

Klubedanz langte im Hause an. Er stieg die drei Treppen in seine Wohnung. Das Paket mit Gips war durchnäßt, aber er würde den Gips sowieso anfeuchten, anrühren müssen, Wasser konnte hier nichts schaden. Seine Frau nahm ihm den Mantel ab, aber als er das Paket auf den Küchentisch absetzte, war es, als habe er einen Betonblock hingestellt. Er war erstaunt, dann ärgerte er sich und begriff zugleich: Gips vertrug also doch keinen Regen.

Um vor Emma nicht sein Mißgeschick eingestehen zu müssen, nahm er rasch den Mantel wieder vom Haken. „Emma", sagte er mit gemachtem Groll, „ich muß den Gips umtauschen. Der dumme Verkäufer hat mir blauen Gips eingepackt, obgleich ich ausdrücklich weißen verlangt habe."

„Ach", sagte Emma, „gibt es denn blauen Gips? Und nun mußt du noch einmal in den Regen hinunter..."

Klubedanz warf den Gipsblock über einen Gartenzaun. Bei dem Händler verlangte er noch einmal das Quantum. Diesmal ließ er es sich mehrfach einwickeln und barg das Paket unter dem Mantel. So brachte er es trocken nach Hause und setzte die Tüte wieder auf den Küchentisch. In einer alten Konservendose rührte er die Menge an, die er benötigte; dann ging er an die Arbeit und gipste die Wandlöcher. Er brauchte als ungelernter Arbeiter verhältnismäßig lange, und Frau Emma machte sich unterdessen daran, das Abendessen zu bereiten. Es sollte Rühreier geben, und sie schlug die Eier zusammen, fügte ein bißchen Milch und etwas Mehl hinzu und füllte die Pfanne. Es zischte. Die Butter mußte Wasser enthalten, und die Eier waren diesmal recht blaß und wenig gelb. Als sie umrührte, kam sie kaum mit dem Messer hindurch, und sie nahm die Eier rasch aus der Pfanne und füllte sie auf die Teller.

Klubedanz kam gleichzeitig mit ihrem Ruf, vom Duft angelockt. „Ich bin noch nicht fertig", sagte er, „der Gips wird und wird nicht fest, aber wir können erst essen."

Sie setzten sich. Klubedanz hieb als erster in die Rühreier. Aber er hieb auf Stein. Er nahm das Messer zu Hilfe. Es bog sich. „Nanu", sagte Klubedanz, „die Eier sind ja steinhart, das gibt es doch nicht..." Er setzte noch einmal das Messer an; aber er mußte wohl ungeschickt vorgegangen sein. Die Klinge sagte knack! und brach dicht über dem Heft ab. Klubedanz hielt die Luft an. Frau Emma hatte Augen wie ein Schaukelpferd. „Aber, Mann", sagte sie und stieß die Gabel in die Eier auf ihrem eigenen Teller, „was machst du denn?" Mehr sagte sie nicht. Die Rühreier, eine feste, gelbliche Masse, sprangen flach vom Teller, rutschten über das Tischtuch und von da auf den Teppich. Hier blieben sie steif und hart, wie festgefroren, schräg aufwärts gegen ein Tischbein gelehnt liegen.

Klubedanz erhob sich. „Emma", sagte er und war nicht ganz so begriffsstutzig wie seine Frau, „woher hast du das Mehl genommen für diese Eier?"

„Aus dem Küchenschrank, aus dem Fach, in dem ich seit Jahren mein Mehl aufbewahre."

Klubedanz zog in die Küche. Die Gipstüte war verschwunden. „Wo ist die Tüte geblieben, die hier auf dem Tisch stand?" forschte er ahnungsvoll. (Schluß auf Seite 443)

Auch in Spanien —

(E. Schilling)



ist der Marxismus in eine unangenehme Situation geraten.

Kranker Potator am Fenster / Von Ratatöskr

Wie Hieronymus im Gehäuse,
sitzt er im warmen Appart'mang,
und dennoch kriechen ihm zwei Läuse
die hypertrophische Leber lang.

Er kann es erstens nicht begreifen,
was ihn so drückt . . . Der Sauerkohl?
Und zweitens soll er sich verkneifen
den sonst bewährten Alkohol . . .

Wer frierend jetzt vorüberginge,
spräch' wohl: „Wie gut hat's dieser Wanst!"
— O Freund, es gibt verzwickte Dinge,
wo du dich auch mal irren kannst.

Aus zuverlässiger Quelle

(Paul Scheurich)

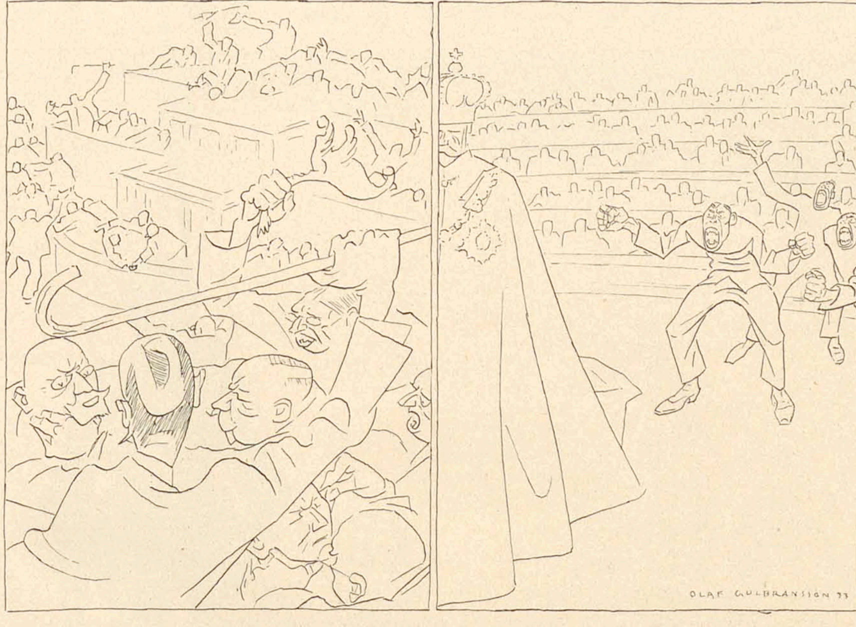


„Eine Modezeitung haben Sie also nicht, liebe Frau?" — „Nee, aber man trägt nu zum jroßen Abendkleid 'n bißken Schleppe, det is allens, wat Se wissen müssen!"

Parlamentsdämmerung

Frankreich — England

(Olaf Gulbransson)



„An dem Tag, der die Unfähigkeit und die Disziplinlosigkeit des Parlaments bewiesen haben wird, werden selbst Neuwahlen das parlamentarische System nicht mehr retten können."
(Petit Parisien)

„Ihr seid eine Bande von faulen Parasiten, die von dem Reichtum leben, den andere Leute schaffen. Ihr solltet euch schämen und an die Leute denken, die draußen verhungern!"
(McGovern)

(Schluß von Seite 440)

„Das war meine Mehltüte, ich habe das Mehl zu dem Vorrat in den Küchenschrank geschüttet."

Klubedanz nickte düster. „Emma", sagte er, „wir haben uns lieb, nicht wahr. Wir wollen jetzt nicht wild aufeinander losschelten. Aber du bist ein Kamel, Emma, du hast nicht dein Mehl, sondern meine Tüte mit Gips erwischt."

Emma Klubedanz war paff. Die Luft ward ihr knapp. Aber dann kam sie zu sich. „Und wo ist die Mehltüte geblieben, die hier stand?" rief sie.

„Ja", sagte Klubedanz, „nun verstehe ich auch, warum mein Gips durchaus nicht fest wurde. Ich habe mich vergriffen und die Mehltüte genommen." Er stand da mit hängenden Schultern, ein Bild der Zerknirschung. Aber Frau Emma sagte doch noch: „D u bist ein Kamel, Klubedanz; jetzt haben wir kein Abendessen, die ganze Wand ist ruiniert, mein Mehlvorrat verdorben, ein Tischmesser — von den guten, die Tante Alma geschenkt hat — ist abgebrochen . . . meinst du nicht doch, es wäre einfacher gewesen, einen Zimmermann zu bestellen . . .?"

„Einen Dekorateur", sagte Klubedanz verbessernd und zog den Kopf ein wie ein Hahn, der es donnern hört.

Lieber Simplicissimus!

Meine kleine Tochter geht bei den „Englischen Fräulein" in die Schule. Neulich kommt sie glückstrahlend nach Haus, erzählt, der Herr Kooperator, ihr Religionslehrer, habe demnächst Namenstag, und da dürfe sie ihm mit drei anderen Schülerinnen zusammen ein Gedicht aufsagen; auf jede treffe ein Vers. Ich lasse mir den Vers rezitieren und bin nicht wenig verblüfft, folgende Huldigung zu vernehmen:

„Ihr Anblick ist's, der das Aug' entzückt,
Ihr Wohlgeruch, der das Herz erquickt.
Sie müssen jedes Gemüt erfreuen
Und Ihre süßen Düfte streuen."

Daß in einer Mädchenschule eine männliche Lehrkraft von den Schülerinnen (und wohl auch von den Lehrerinnen) heftig angeschwärmt wird, kommt ja schließlich öfter vor. Aber d a s geht denn doch übers Bohnenlied! Ich platze also lachend heraus: „Ja riecht denn euer Herr Kooperator wirklich so gut?"

Aber da klärt mir meine Tochter beleidigt und überlegen die Sachlage auf: „Wie kann man nur so dumm sein! Das bezieht sich doch auf die Blumen, die wir ihm zum Namenstag überreichen!"

*

Man sprach über Österreich.

„Was ist der Unterschied zwischen dem alten Österreich und dem alten Rom."

Meinte Mirus: „Das alte Rom hatte große Männer, das alte Österreich nur große Herren."

*

Weißt Du, was ein mathematisch ausgedrücktes Mastschwein ist?

Rechtsanwalt Victor Schulz aus Breslau erklärt es Dir in der Juristischen Wochenschrift, Heft 44 vom 4. November 1933, Seite 2455, in der Anmerkung:

„Das Mastschwein ist, mathematisch ausgedrückt, die Summe, welche sich aus dem Läuferschwein, vermehrt um das inzwischen genossene, nicht durch Verdauung abgegangene Futter, ergeben hat."

*

An einem der schönen Nachmittage Ende November war ich damit beschäftigt, in meinem Garten die Blumenrabatten, Baumscheiben und so weiter säuberlich mit Mist einzudecken. Ein Mitbürger, der von seiner eigenen Gescheitheit sehr überzeugt ist, spazierte auf der Landstraße vorbei und rief mir über den Zaun zu: „Wos machen S' denn dô? E i n g r a b'n müassen S' den Mist, sinst nutzt er nix! Ma legt si do aa d' Brôtwürst net auf 'n Bauch — dö schiabt ma ins Mäui eini!"

Als ich ihm dann aber als Honorar für seine Belehrung von dem köstlichen Stoffwechselprodukt eine gehäufte Gabel voll anbot, brach er unvermittelt die diplomatischen Beziehungen zu mir ab.

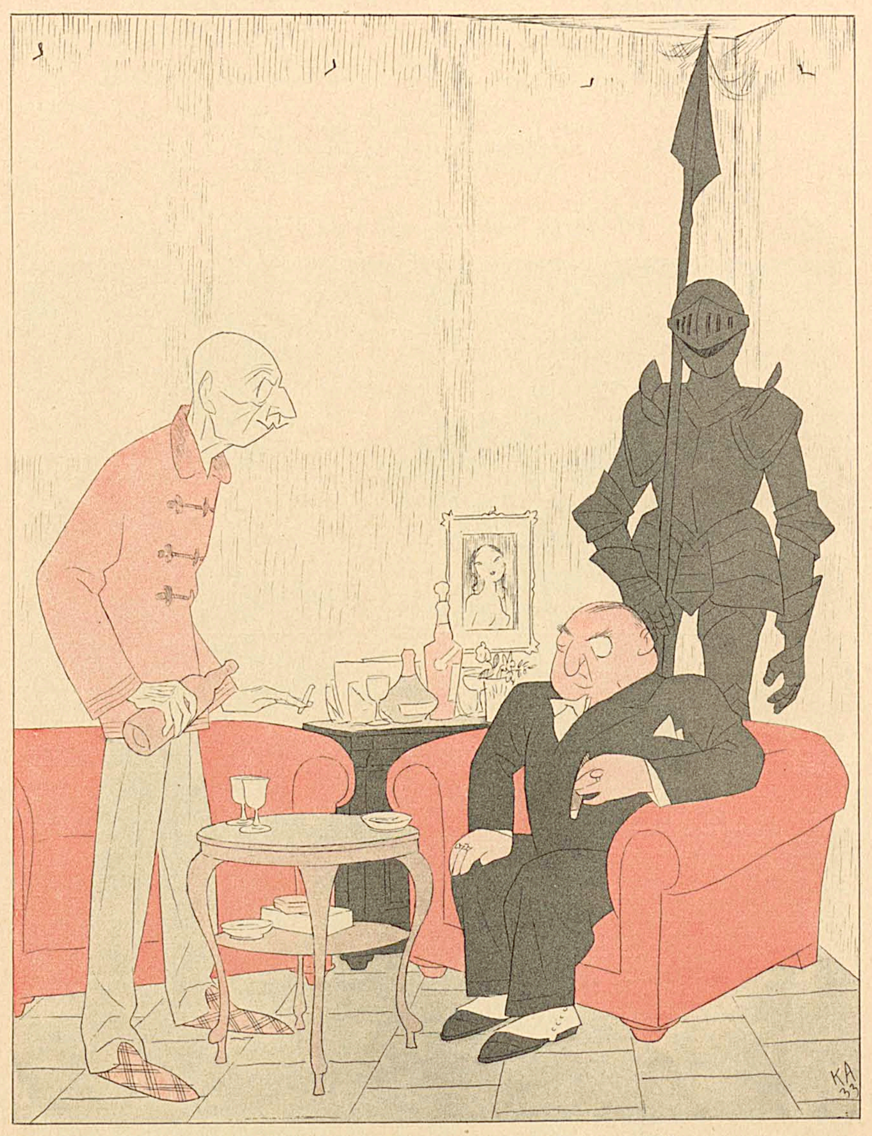
*

Die verwitwete Frau Bürgermeister meiner kleinen Heimatstadt wurde gefragt, wie es denn möglich sei, daß der Leichenstein ihres vor Jahren verewigten Gatten immer noch so blank und hübsch sei.

„Ja, meine Beste, den leg' ich im Winter bei mir ins Fremdenbett!" sagte sie.

Scheinadel aufgehoben

(Karl Arnold)



„Sie heißen nun wieder Cohn, mein lieber Sohn, aber trösten Sie sich mit Ihrem vorübergehenden Vater — ich habe auch nichts mehr von den Adoptivgeldern."

München, 17. Dezember 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 38

SIMPLICISSIMUS



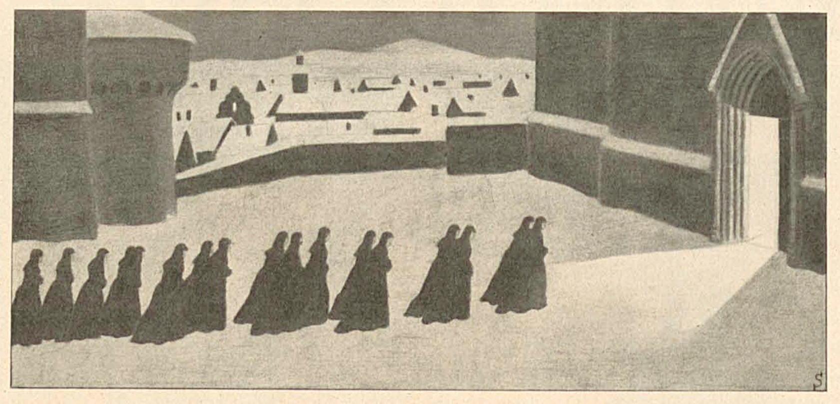
(Karl Arnold)

Gottes Stimme:

„Wenn jetzt die Menschen nicht alle im nächsten Jahr Frieden machen — dann ist es aus mit dem Wohlgefallen!“

Vor Weihnachten

(E. Schilling)



Will der Winter kommen,
Jetzt zur Weihnachtszeit,
Komm nur her!
Kommen die Flocken geschwommen
Von hoch überm Dächermeer,
Silbergeflügeltes Heer.

Will der Mond kommen,
Jetzt im Abendwind,
Komm nur, leucht!
Durch die halboffne Kirchentüre rinnt
Dunkel das Gebet der Frommen,
Leis die Orgel keucht.

Hat der Winter gewonnen,
Ist alles Frost
Und kalt.
Kommen die schwarzen Nonnen
Getrost gewallt
Zur schneeweißen Heilandsgestalt.

Georg Britting

Dezembertraum

Von Katarina Botsky

Die stille Meeresküste, schroff wie Felswand, hatte ihr grünes Kleid abgeworfen, und der Gischt fuhr immerfort, schwermütig plätschernd, bei ihr vor. Oben im Garten stand das verschlossene Haus, dieses im Sommer so gastliche Haus: weiß, vornehm, mit hohen schmalen Fenstern und bestechend bunt geblümten Gardinen. Die auch mit den Blättern gefallen waren. Die Sehnsucht derer, die sich im Sommer, hier draußen, gefreut hatten, umspielte das Haus, wie unten der Gischt die Küste. Am freien, langen, toten Rasen der Landfront tauchte mit steifer Grandezza der Besitzer des Hauses auf: der sorgenvolle Wirt. Es war recht schauerlich, jetzt, am Abend im Kreise der großen, sausenden Bäume, die in der Ferne seltsame Gruppen bildeten, trauernden Gestalten nicht unähnlich. Außer ihm niemand weit und breit als der steinerne Silen am Ende des Rasens und die steinerne Hündin am Springbrunnenbecken in der Mitte. Der einsame Mann klimperte mit den Schlüsseln in der Tasche, wollte er doch dem verschlossenen Haus einen Abendbesuch machen. Jetzt im Winter. Ein toller Gedanke. Eine Fieberidee. Die steinerne Hündin schloß sich ihm an. Er wunderte sich nicht darüber.

Oben, auf dem Säulenbalkon, in der Mitte des Hauses, mit dem Zimmer dahinter, das im Sommer die Dichterin bewohnt hatte, war — eine schlanke Gestalt. Vielmehr — sie kam auf den Balkon geschlendert, ganz wie die Dichterin zu gehen pflegte. Wie oft hatte er das nicht gesehen?! Im Sommer. Aber jetzt?!? Die Dichterin — in fließendem silbrigem Licht — hob die Hand. Langsam schienen die Bäume wieder grün zu werden. Aus dem Rasen stiegen die großen weißen Maßlieben auf. Jetzt begannen — im Dezember — Nachtigallen zu singen. Der steinerne Silen, der immer so dastand, als lausche er, hob, erwachend, den Arm und warf der Dichterin, beseligt, eine Kußhand zu. Das Haus wurde hell. Auf der roten Treppe, die aus der Halle in den Saal hinaufführte, schwebten Gäste: regenbogenfarbenbunt. Eine Männerstimme sang aus der Ferne mit glühendem Pathos:

Ja, grün ist die Heide,
die Heide ist grün.
Aber rot sind die Rosen,
wenn sie dort blühn.

Kitsch! Aber es klang berückend in dieser seltsamen Abendstunde. Die schöne Frau mit dem Zigeunerinnenkopf, schwarz wie die Nacht, tanzte allein durch die Halle, im Rhythmus des Liedes, und ihr nach Studenten . . . Studenten . . . mit rotbraunen Mützen!

Wie ist die Bande nur hereingelangt?! fragte sich der Wirt, mit den Schlüsseln in seiner Tasche klimpernd.

Ein schwarz gekleidetes fremdes Männchen mit schiefer Nase gesellte sich, grüßend, zu ihm. „Das täuscht!" sagte es säuerlich, auf die hellen Fenster zeigend. „Sowohl das Licht wie die Fröhlichkeit! Belieben Sie mal die Plakate zu lesen, die hier überall angeschlagen sind."

Richtig! Überall klebten grasgrüne Plakate, darauf stand schwarz auf phosphoreszierendem Grund:

Wir haben nur den einen Weihnachtswunsch: wir möchten uns endlich wieder freuen dürfen. Freuen — dürfen!

„Nicht wahr? Aha —!" sagte das Männchen.

„Nun ja —!" sprach der Wirt. „Man hat den Wunsch. Es kann doch schließlich nur allmählich wieder besser werden. Allmählich! Man fängt jetzt wieder zu hoffen an. Sehen Sie die frohen Gesichter —!"

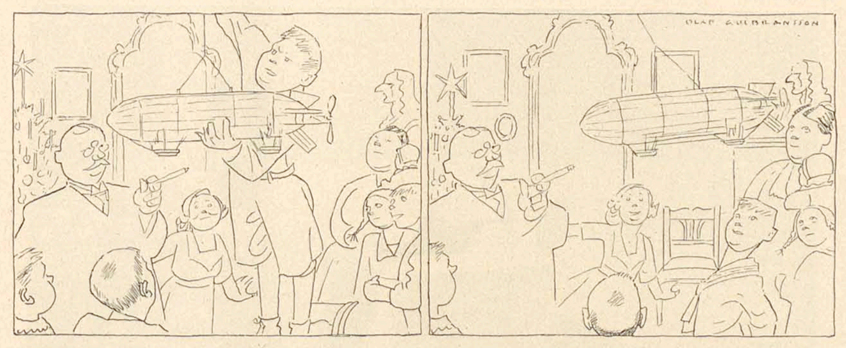
„Belieben hier hereinzusehen", zischelte der Schiefnäsige. „Hier! In die Garderobe."

Im länglichen Raum, erleuchtet durch einen großen Wandspiegel und ein phosphoreszierendes Plakat auf der Tür, hingen zu beiden Seiten Hüte und Mäntel. Unter den Hüten quollen beständig Fratzen hervor. Durch den Raum schnitt ein grauer Läufer, auf dem eine bucklige Alte, die Garderobefrau, watschelte: in langem, vergilbtem, schwarzem Kragen, der oben auf dem Kopf anfing, so tief stak der Kopf im unförmigen Rücken und war gekrönt durch einen abgeschundenen hohen Hornkamm im grüngrauen Zottelhaar. Die Alte äugelte und schnüffelte an den Garderobestücken, und nebenbei strickte sie. Ihre untere Gesichtshälfte war mehr eine Schnauze, quittengelb, und mit einer klappigen Brille behängt. Ab und zu trat sie mit dem Plattfuß auf und machte: „Kusch!" durch die Zahnstummeln. Das galt den Fratzen, die gar nicht zur Ruhe kommen wollten. Der Schiefnäsige zeigte auf die brodelnde Masse: „Die Gesichter der Sorgen", zischelte er, „die den tanzenden Herrschaften gehören. Eine hübsche Galerie, nicht wahr?" Die Fratzen quollen auf und nieder: graue, noch grauere . . . Eine ganz wüste

(Schluß auf Seite 449)

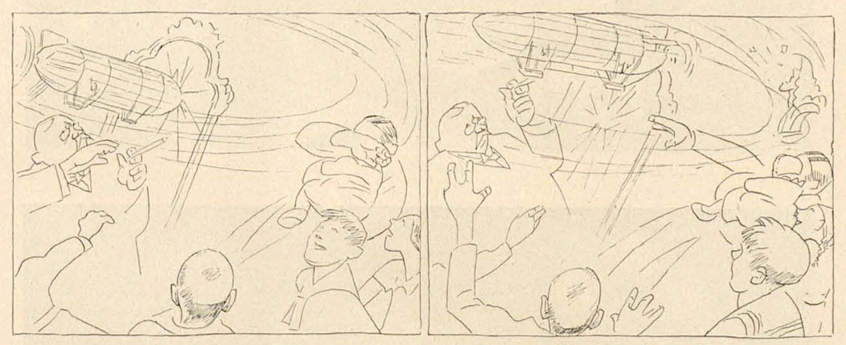
Der mechanische Zeppelin

(Olaf Gulbransson)



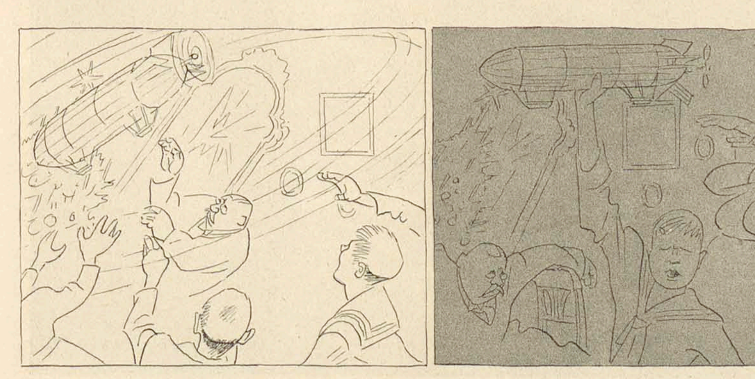
„Mal gleich den Motor anlassen!“

„Ah — herrlich umkreist er den Raum!“



„Au, mein Kopf!“

„Junge — unser Spiegel! — und die Schillerbüste!“

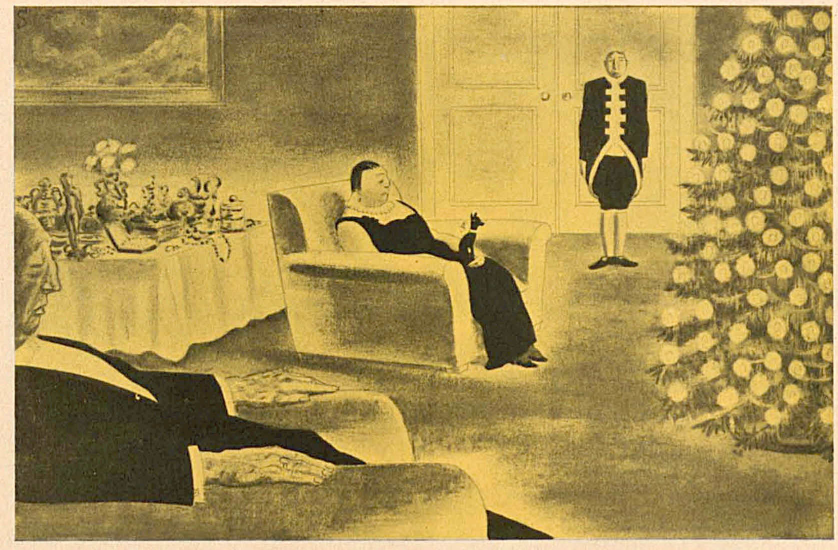


„Um Gottes willen, der Weihnachtsbaum!“

„Bravo, mein Zeppelin hat sich, allen Gefahren zum Trotz, tapfer gehalten!“

Besitzerglück

(E. Schilling)

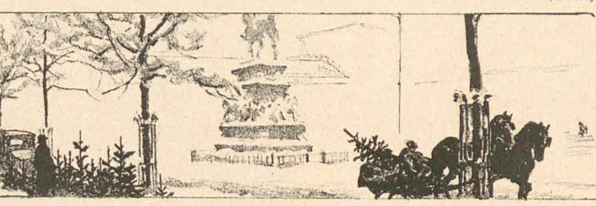


Stille Nacht —



heilige Nacht

(Schluß von Seite 446)


(E. Thöny

ringelte sich auf die Tür und las dort, hämisch, den Weihnachtswunsch. „Kusch!" sabberte die Alte. „Kusch!"

„Natürlich gibt es Sorgen", murmelte gequält der Wirt. „Die gibt es immer. Indessen —"

Vor der Rampe stand auf einmal ein kleines Auto. Hineinstieg der lustige Mann von der hübschen Frau, die er alle drei Tage besuchen gekommen war. Im Sommer. Er stieg wieder aus, und sie küßten sich noch einmal. Nun fuhr er längs dem Rasen davon. Aber er kam von der andern Seite gleich wieder zurück. „Ich kann die Fahrtrichtung nicht finden", scherzte er. Noch fünfmal kam der lustige Mann zurück, und dann küßten sie sich jedesmal von neuem. Es knallte geradezu. Der Wirt war rosenrot geworden. „Es ist doch wirklich so, als ob wir uns wieder freuen dürfen", sprach er voll Gläubigkeit.

„Natürlich gibt es Verliebte", ironisierte der Schiefnäsige. „Die gibt es immer!" Er entfernte sich, meckernd, nach der Meeresfront, wo auf dem Rasen die alte Esche stand: groß, eine dürre, starrende Frauengestalt. Nur noch ein paar Äste im Hinterkopf, die sich wie Schlangen bewegten. Die Gestalt hatte keine Arme mehr, und ihre Füße steckten in der Erde. Die Dichterin nannte den Baum „die sterbende Hoffnung", dachte der Wirt. Mechanisch war er dem Fremden gefolgt, — der jetzt, häßlich, auf „die sterbende Hoffnung" wies. „Ein alter Baum! Kein Symbol!" sprach der gläubige Wirt. „Nicht?!" zischelte der Schwarze. „Aber, mein Lieber, derartige Figuren sieht man jetzt immer wieder. Gehen Sie mal durch die engen Gassen der Städte, wo die Laternen trüber brennen, dort stehen ähnlich tragische Gestalten. Oder sie hocken vor den armseligen Läden, haben mit beiden Händen die Schaufensterstange umklammert und stieren hoffnungslos hinein."

„Wer sind Sie? Scheren Sie sich zum Teufel!" rief empört der Wirt. „Ich bin Ihr Bruder innerlich", spottete der andere.

Die Dichterin kam langsam auf die Terrasse geschlendert und hob gelassen die Hand. Es schien heller zu werden, und der Sturm legte sich ein wenig. Alsbald schob sich auf dem Meer etwas Massiges heran. War es nicht ein Schiff? Ein großes — ein Kriegsschiff? Das Kriegsschiff, das im blauen Sommer, weiß, im blauen Wasser gelegen hatte? Ja! Auf der langen steilen Treppe, die zum Strande hinabführte, begannen so etwas wie Blasen aufzusteigen, die zu Gestalten wurden: zu lachenden Matrosen. Sie stiegen die Treppe empor und ergossen sich, umherspähend, über den Rasen, auf dem die Esche trauerte. „Sie suchen wohl eine Tanne", murmelte der Wirt. Da auf dem Rasen keine stand, erkoren sie die Esche. Hurtig faßten sie sich bei den Händen zu vielen farbigen Ketten um den kahlen Baum. Feierlich begannen sich die Ketten im Kreise zu drehen, jeder Kreis in entgegengesetzter Richtung.

O du fröhliche, o du selige
Gnaden bringende Weihnachtszeit!
— — — — — — — — — — — —

sangen die Matrosenketten.

Freuet euch! O freuet euch . . .

brauste ihr Lied. Immerzu umschritten sie, jugendfroh und feierlich, den schwermütigen Baum. „Die sterbende Hoffnung" regte sich gewaltig. Der Sturm hob ihre letzten Haarsträhnen hoch: die krachenden Äste an ihrem Hinterkopf. Der Leib ruckte und ächzte. Jetzt — jetzt versuchte die Baumriesin ihre begrabenen Füße aus der Erde zu ziehen. Der Schiefnäsige nahm Reißaus. Der starrende Wirt war mit dem Rücken an eine Fichte gesunken. Ihm grauste vor diesen großen bleichen Füßen, die schon so lange begraben gelegen hatten. Gleich mußten sie zum Vorschein kommen —. Jäh sprangen die Matrosenketten auseinander. Mit dumpfem Getöse hob sich der Rasen unter ihren Füßen, — barst auf. Jetzt — jetzt hatte die „sterbende Hoffnung" ihre grauen Füße aus der Erde gerissen und begann, von Stürmen getragen, zu wandeln.

Tosendes Schreien schnitt durch die Luft.

Die Hoffnung ging wieder durch das Land!

Um das Christkind

Ein Ochs und ein Esel waren zuhanden,
sind friedlich neben der Krippen gestanden
in jener stillen, hochheiligen Nacht,
han sich weiter keine Gedanken gemacht.

Wozu auch Gedanken und Federlesen?
Sie sind ganz einfach dabei gewesen.
Es war ja alles so schlicht und wahr,
so wundersam und doch sternenklar . . .

Gott ruht noch immer in unsrer Mitten.
Bloß die werte Umgebung ist fortgeschritten.
Sie „denkt" jetzt nämlich und zieht — o Graus! —
kurioseste Konsequenzen daraus.

Ratatöskr

Revolution der Liebe / Von Johannes Hardt

Das nette, kleine Mädchen in der Wohnung unter Dr. Werner übte seit acht Tagen fleißig das schöne Lied: „Alle Jahre wieder — kommt das Christuskind."

Da hat sie recht, dachte Dr. Werner und war in nicht geringer Verzweiflung, weniger wegen des kindlichen, einfingrigen Klavierspiels als wegen der Tatsache, daß Weihnachten bedenklich näher rückte. Nur der Entschluß, zu verreisen, hätte ihn aus der Lage retten können, in die ihn das Fest brachte. Andererseits aber wollte er niemanden verletzen. Er war ein Mensch, den es ernstlich belastete, einen anderen gekränkt zu haben, und daran mag es wohl auch liegen, daß er zur Zeit fünf junge Damen kannte, von denen jede sich, sei es mit Recht oder Unrecht, seine Freundin nannte. Ein klein wenig wußte jede dieser Damen von den anderen. Dr. Werner hielt es für seine Pflicht, aufrichtig zu sein. Aber er erzählte der einen von der anderen immer so, daß die andere ein wenig lächerlich erschien, und so glaubte jede, die Überlegene zu sein. Das war nicht einmal ein Trick von Dr. Werner, ja nicht einmal seine Absicht, es war nur seine ehrliche Meinung. Aber vielleicht gibt es die Erklärung zu dem Verhalten der jungen Damen.

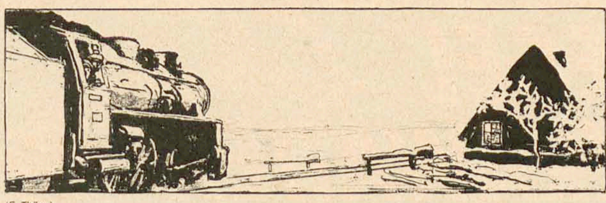
Manchmal wird Dr. Werner sogar von Kollegen geraten, zu heiraten. Aber mit vierzig Jahren ist man nicht mehr so schnell entschlossen. Die Hausbewohner meinen auch ganz zu Unrecht, er führe ein leichtsinniges Leben. Das sind oberflächliche Leute, die das sagen! Niemand ist so im Grunde seines Herzens dem Leichtsinn abgeneigt, niemand liebt Ordnung, Ruhe und eine gewisse Bürgerlichkeit mehr als er.

Im Gegenteil, er führt sogar eine Kartothek über seine wichtigeren Bekanntschaften. Und am Weihnachtstag lag auf seinem Schreibtisch folgender Zettel:

Weihnachtsfahrplan

Anny vierzehn Uhr
Berti sechzehn Uhr
Hansi achtzehn Uhr
Käthi zwanzig Uhr
Resi zweiundzwanzig Uhr

Wer Frauen kennt, weiß allerdings, daß die Durchführung dieses Unternehmens nicht aussichtsvoll war. Aber Dr. Werner kannte eben noch nicht genug Frauen! Die Schwierigkeiten begannen damit, daß


(E. Thöny)

jede ein Bäumchen mitbringen wollte. „Du machst dir zuviel Mühe!" sagte er zu jeder, aber es war, als spräche er in den Wind. Schließlich log er und sagte, daß er es selber kaufen wolle. Anny bekam die Erlaubnis, das Bäumchen mitzubringen.

Ach, sie strahlte nur so, als sie damit ankam! Sie war in bester Laune und nahm ihm seine kleine Besonderheit gar nicht übel, Weihnachten schon um vierzehn Uhr zu feiern. Wer weiß, vielleicht war auch ihr die Zeit knapp? Sie ließen das Grammophon spielen, und es war sehr feierlich und sehr nett. Die kleine Anny freute sich so über die Pralinen und das Buch, daß Dr. Werner ganz gerührt war. Sie ging dann auch sehr bald. Sie war doch ein liebes, bescheidenes Mädchen!

Um fünfzehn Uhr läutete Berti. Zu dumm, nun waren die Kerzen halb heruntergebrannt. Er wollte sie doch nicht verletzen! Sie merkte es natürlich gleich. „Wer war denn schon bei dir?" fragte sie. „Hm? Ach, die kleine Anny, du weißt ja. Sie ist doch so allein und hat gar niemanden."

„Also gut", sagte Berti, „brennen wir die Kerzen weiter." Und sie zündete sie langsam an, mit einem besinnlichen Ausdruck im Gesicht, der jedoch nicht weihnachtlichen Ursprungs schien. Dr. Werner kannte das an ihr. Es konnte sein, daß ihr ganz still auf einmal Tränen herunterrollten. Sie war auch eine Zeitlang ein wenig einsilbig. Als sie sich einmal die Nase putzte, sagte Dr. Werner: „Was machst du denn, weinst du jetzt?"

„Ach, Unsinn!", sagte Berti. Sie nahm ihr Glas und trank es auf einmal aus. Und wie unter einem ganz neuen Eindruck wurde sie plötzlich fröhlich. Sie legte sich in ihre Ecke am Sofa und ließ sich küssen, was in dem halben Jahr, das sie sich kannten, erst ein paarmal vorgekommen war, da es gegen die beiderseitige Vereinbarung ging. Dann schliefen sie beide ein . . .

Sie wachten auf, als es zweimal stark läutete.

„Sei ruhig, ich bin einfach nicht zu Hause." Na ja, dachte er, das ist Hansi. Das arme Kind kann jetzt nicht herein. Nach einiger Zeit klopfte es. Irgend jemand mußte ihr unten die Haustüre aufgemacht haben.

„Laß sie doch herein", sagte Berti, „wer ist es denn?"

„Wahrscheinlich die Hansi, — du weißt ja . . ."

„Die Kindergärtnerin?"

„Ja, die Kindergärtnerin."

Es klopfte wieder.

Dann schob sich ein Tannenzweiglein unter der Tür herein, und etwas wurde an die Klinke gebunden. Schritte gingen zaghaft die Treppe hinunter.

„Das Christkind war da, schau nach, was es gebracht hat!" sagte Berti.

„Ja, und du hast es vertrieben! Das arme Kind war um achtzehn Uhr bestellt." Dr. Werner holte das Angebundene von der Türklinke. Es war ein großer Zettel: „Ich komme in einer Stunde wieder. Hansi." Das stand darauf. „Höchstens noch eine halbe Stunde, dann mußt du aber gehen!" sagte Dr. Werner. Nur keine Verwicklungen! Der ganze Plan geriet ja in Unordnung!

Was fiel der Berti auf einmal ein? Sie trank fortwährend Wein und vertrödelte die Zeit! Nach einer halben Stunde sagte Dr. Werner: „Ja, mein Kind, du mußt nun leider gehen . . ."

„Nein, ich bleibe."

„So, und die anderen? Die brauchen keine Weihnachtsfeier, nicht wahr? Es kommt nicht nur die Hansi, sondern die Käthe und die Resi kommen auch, daß du es nur weißt."

„Ich möchte sie eigentlich gerne einmal kennenlernen. Komm, wir wollen zusammen Weihnachten feiern . . ."

„Du hast wohl einen Schwips, hm?"

„Nein . . . aber laß mich bei dir . . ."

Was soll das nun wieder sein? Wie sie das sagte! Oh, diese Weiber! Inzwischen wurde es zu spät, und als Hansi läutete, gab Dr. Werner die Regie endgültig auf. Die Sache ließ sich eigentlich gar nicht schlecht an. Die Mädchen kannten sich ja schon ein wenig aus seinen Erzählungen, und daß sie sich so gut vertrugen, war nett. Nacheinander kamen sie alle an, in Pausen von zwei Stunden. Sie benahmen sich alle gleich — psychologisch ganz interessant. Es schien, als wären sie mit demselben Serum geimpft.

Die Mädchen tranken viel, und sie wurden bald sehr lustig. Das waren ja nette Säuferinnen! Als Resi um zweiundzwanzig Uhr kam, wurde sie bereits mit großem Hallo empfangen, und die sonst so stille Berti sprang auf einen Stuhl und schrie: „Jetzt sind wir komplett!" und fing an, eine Rede zu halten.

„Verehrte Anwesende, meine lieben Mitschwestern! Ich schlage vor, gründen wir einen Verein. Wir alle sind hierhergekommen, um Weihnachten zu feiern. Wir kamen alle aus dem gleichen Antrieb, mit den gleichen Hoffnungen, mit denselben Zielen. Wir sind alle von diesem Mann aufgenommen worden, jede zu ihrer Zeit. Dieser Mann aber ist gerecht. Er kaufte jeder von uns die gleichen Geschenke, er wollte jeder zwei Stunden seiner Zeit widmen. Aber er hat uns zu verschiedenen Zeiten bestellt, und dieser Zweifel muß Klärung finden: Er hat mich um sechzehn Uhr, Hansi um achtzehn Uhr, Grete um zwanzig Uhr und Resi um zweiundzwanzig Uhr bestellt. Ich frage Sie nun: bedeutet es eine Bevorzugung, früher oder später bestellt zu sein? Und ich sage Ihnen: Es bedeutet eine Bevorzugung, früher bestellt zu sein!"

„Berti, geh sofort herunter, du hast ja einen netten Schwips!" sagte Dr. Werner, aber es nützte nichts.

„Was, früher? Sie sind ja unlogisch!" rief Resi, die als Letzte bestellt war. Und sie nahm das gefährliche Stichwort auf, das kein Stichwort mehr war, sondern eine Flamme, die Flamme der Eifersucht, die Berti als Brand hineingeworfen hatte von ihrem Stuhl aus über den Tisch zu den Mädchen, die alle von dem Erlebnis und von dem Wein erhitzt waren, und die Flamme ging weiter und tauchte sie alle ein. „Vielleicht geht ihr jetzt alle miteinander", sagte Dr. Werner verzweifelt. Da es nichts nützte, fing er zu lachen an. Er dachte, er könne sie so am schnellsten besänftigen, aber sie waren wie ausgewechselt, der Wein stand vor ihrem Verstand!

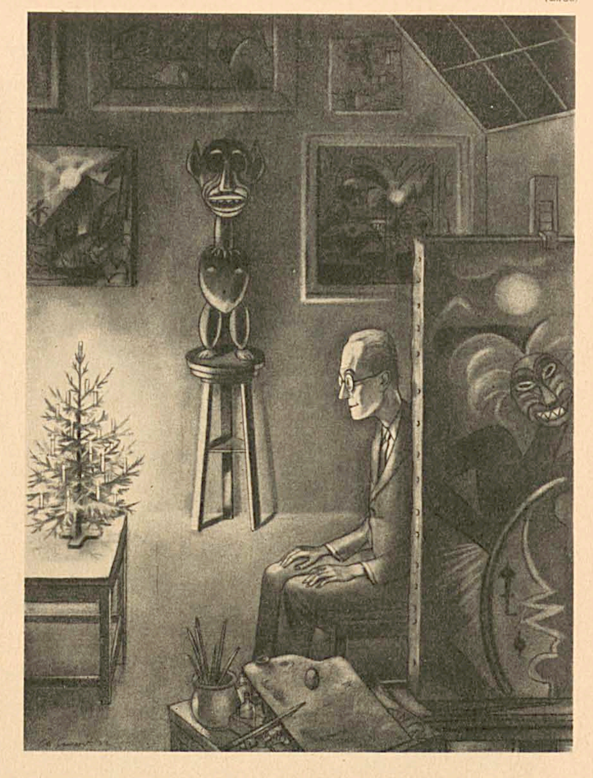
Von unten klopfte man schon. Diese Mädchen hörten nicht auf. Da schrie er dazwischen: „Ihr seid mir überhaupt alle miteinander egal!" Plötzlich wurde es still. Und in die Ruhe hinein sagte Resi: „Du uns auch!" und ging. Hansi und Käthe gingen mit.

Zurück blieb ein kleines, schluchzendes, nervöses Bündel: Berti . . .

„Du machst schöne Geschichten", sagte Dr. Werner.

„Und du vielleicht nicht?" sagte Berti.

Und damit hatte sie ja eigentlich recht . . .



Strafarbeiten zweier Quintanerinnen

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold"

I.

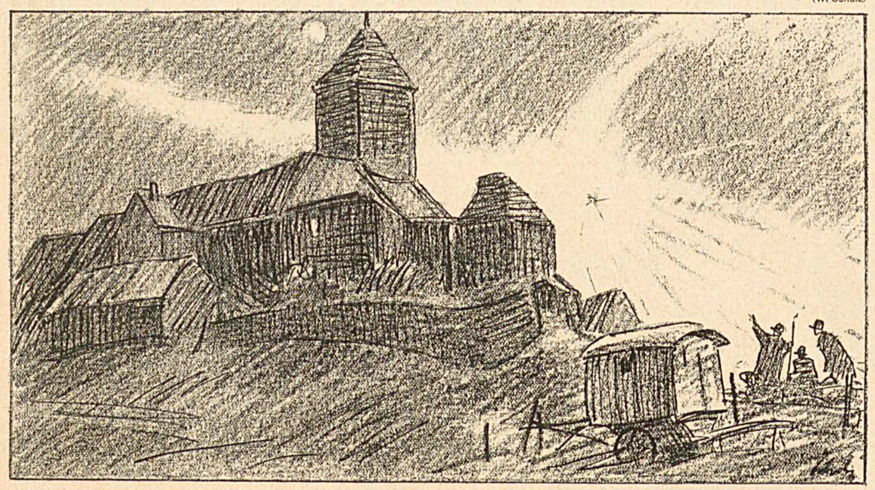
„Das ist ein wahres Wort, das haben wir schon oft an uns selbst erfahren. Denn wenn wir nicht ruhig im Unterricht sind, so bekommen wir Strafe. Das Schwetzen hat schon oft Unfriede ins Volk gebracht. Auch den Klassengeist haben solche Schwetzereien schon oft gestört. Geheimnisse soll man auch nicht ausplaudern. In den Märchen kommt oft von Belohnung des Schweigens vor. Wenn eine Schülerin über jemand anderes schimpft, soll man nicht mitschimpfen, sondern den Mund halten."

II.

„Das ist ein schöner Spruch. Ich habe selbst schon erfahren, daß Schweigen mehr wert ist als Reden, denn wenn wir während des Unterrichts sprechen, so werden wir bestraft. Hätten wir aber geschwiegen, so hätte es nicht zum Unglück geführt. Es gibt auch andere Beispiele dafür. Wenn zwei Familien beieinander im Haus wohnen und miteinander streiten, so entzweien sie sich und eine Familie ist unangenehm für die andere. Wenn die eine Familie einmal ein wenig stört, führt Zurückhaltung meistens zum Glück."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 8gespaltene Millimeter-Zeile RM —.25 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

(W. Schulz)



Nacht der Geburt / Von Rolf Grashey

Noch ist die Dunkelheit nicht kalt genug.
Noch schimmert auf den Höhen ein Betrug
von totem Licht und falscher Sonnen-Helle.
Verlösche, Freund, die letzte Tages-Stelle!
Spann aus die dunkelste der Winter-Welten,
die tiefste Nacht, die schwärzeste der Kälten,
breit aus des Schnees erstarrte Schmerzen-Fluten,
ihr gläsern singend Licht laß Sterne bluten.
Zum letzten aller Berge laß uns gehen
und in die Mitte allen Winters sehen.
Von hohem Ruf ist diese Nacht geweiht,
der Sonnen-Ferne tiefste Wendezeit.
Denn aus dem Kern der nächtigsten der Nächte
entspringt der Feuerstrom der Weltenschächte,
ergießt sich Lebens Atem, Puls des Bluts
und Preis der Liebe, Sternenziel des Muts,
der Erde Duft und aller Sonnen Licht
und dieser Schein in deinem Angesicht.
Der Schnee entbrennt in bitterlicher Süße
und brandet lodernd um der Berge Füße.
Die Stille dröhnt. Im Berge läuten Glocken.
Mattweiße Blüten werden aus den Flocken.
Von tausend Chören ist die Luft durchsungen.
Des Himmels Scheitel ist ein Stern entsprungen.
In Silber-Waffen starrt der Berge Heer.
Die fernen Kuppen schmelzen in ein Meer.
Hier schwingt der Tod. Hier muß das Wunder tagen.
Hier muß der Gott das Wort der Liebe sagen.
Denn nur im Schoß des allerletzten Nichts,
aus tiefster Nacht nur ist Geburt des Lichts.

F i s c h e

In dem Schaufenster der Lebensmittelhandlung hatte man die Fische ausgelegt, die in der letzten Nacht im See gefangen worden waren. Sie lagen auf einer breiten, weißen Marmorplatte tot ausgestreckt; und zwar war diese Marmorplatte nach vorne etwas geneigt, damit das Wasser und auch das Blut hübsch sauber und ordentlich ablaufen könne.

Dicke Barschen, Äschen ganz wie aus Silber, Forellen mit runden Flecken, Hechte mit länglichen Flecken und die breitmäuligen Quappen, bei denen die Leber das beste ist. Ein ganz riesiger Hecht von anderthalb Meter Länge lag in der Mitte und war das Staatsstück.

Und sie alle, die geschwänzelt hatten in den kühlen Gründen des Sees, und immer gerudert und geflitzt und immer Welle gewesen waren, sie lagen steif ausgestreckt einer neben dem andern und hielten sich nun endlich still.

Und weil es hübsch anzusehen war, wie sie da so sauber tot waren, deshalb blieben die Leute vor dem Laden stehen und hatten ihre Freude daran.

„Dieser süße Hecht", rief das zwölfjährige Mädchen mit den nackten Beinen, „und was er für reizende Zähnchen hat."

„Der wiegt seine achtzehn Pfund", sagte der Herr im Gummimantel.

„Warum", so murmelte der Feuilletonist, „warum hat die Forelle runde Flecken und der Hecht längliche Flecken? Welch eine Spielerei ist dies?"

Der Philosoph aber dachte: In diesem Geschäft ist der Fisch während eines Montags um zwanzig Prozent billiger geworden.

*

Da geschah es, daß der große Hecht seine Kiemen öffnete und tief aufatmete; denn er war noch gar nicht tot. Und alle die Leute, die vor dem Laden standen, fuhren erschreckt zusammen und wandten die Augen ab.

„Gräßlich, daß sie da lebende Fische hinlegen", sagte der Herr im Gummimantel.

„Man sollte ihm doch einfach den Bauch aufschneiden", meinte das zwölfjährige Mädchen mit den nackten Beinen.

„Warum", so murmelte der Feuilletonist, „warum hatten wir Wohlgefallen an dem Tode, und warum schauderten wir vor dem Leben zurück?"

Der Philosoph aber dachte: Dieses Geschäft werde ich mir merken; da scheinen die Fische ganz frisch vom See herzukommen.

Victor Auburtin

Das ewige Mißtrauen

(E. Thöny)



„Wenn wir wüßten, daß diese Tanne nicht plötzlich schießt, würden wir eigentlich gerne mit dabei sein . . ."

Weihnachten des Lokomotivführers

Von Anton Schnack

Ich heiße Michel Albert Stein,
Bin grau an den Schläfenhaaren:
Mein Dienst ist, einen Zug zu fahren.
Das muß auch an Weihnachten sein.
Ich kann nicht sagen: diese Nacht
Wird keine Fahrt gemacht!

Und übrigens — ein Mann braucht Brot.
Das drängt zurück Gefühle,
Fahren ist immer nahe am Tod
Und gibt der Sache Kühle.
Und doch ist eine Weihnachtsfahrt
Von and'rer Art.

Die Strecke ist mir altbekannt:
Dorf, Stadt, links, rechts der Schiene.
Mit unbewegter Männermiene
Werke ich sonst im Führerstand.
Doch heute luchse ich oft hinaus:
Lichtfenster hat ein jedes Haus.

Ein solches Fenster habe ich auch,
Dahinter bastelt mein Peter,
Sein Zug fährt Meter um Meter
Und macht das Zimmer voll Dampf und Rauch,
Er poltert sicher, faucht und schnaubt———
Einfahrt frei für Darmstadt Haupt!

Das Kesselloch wirft Feuerschein,
Der Heizer stopft es voll Kohlen.
Wir müssen Zeit aufholen:
Um sechs muß Basel sichtbar sein.
Rot fällt in den Schnee der Funkenflug:
Zu Hause fährt auch Peters Zug.

Die Schienen sind beschneit, vereist.
Es läutet fern zur Mette.
Peter liegt längst im Bette.
Vielleicht ist ihm sein Zug entgleist!
Vielleicht . . . vielleicht . . . vielleicht . . .
vielleicht . . .
. . . . Erreicht!

Erhöhte Ansprüche

(Rudolf Kriesch)



„Woaßt, Annerl, bal i dös Bamerl da kaffa müaßt', tat's ma net übi g'fall'n, aber vo oam, wo nix kost', valang' i halt nur allererste Qualität!"

Lieber Simplicissimus!

Eine Großstadtdame bestellt im Gasthaus einer kleinen westfälischen Stadt Rührei mit Schinken. Als das Bestellte aufgetragen wird, fragt die Dame den Kellner: „Ist das nun auch der ganz echte westfälische Schinken?" — „Chanz sicher", antwortet er. „Da können Se sich drauf verlassen, das is eijenes Chewächs von unsere Frau."

*

Wer sich um ein Ehestandsdarlehen bewirbt, muß sich zunächst vom Bezirksarzt auf Erbkrankheiten untersuchen lassen. Dann fertigt das Bürgermeisteramt einen Bericht und legt die Akten dem zuständigen Finanzamt vor. Ein Landbürgermeister reichte neulich die Akten ein, ohne daß vorher der Arzt die Ehelustigen untersucht hätte. Sein Begleitschreiben lautete: „Die beiden Bewerber sind rechtschaffene Leute. Er ist Knecht, sie ist Magd. Sie hat ein Kind, wovon er der Vater ist. Es ist also alles normal, weshalb sich eine ärztliche Untersuchung erübrigt."

*

Die Kuh einer Bäuerin in einem kleinen österreichischen Dorfe hatte ihre große und schöne Leitglocke verloren. Betrübt wandte sich die Besitzerin an die Gendarmerie im Orte, ob man dort etwas von der Glocke wüßte. Da kam sie aber schön an. Man habe in diesen Zeiten anderes zu tun, als sich um verlorene Kuhglocken zu kümmern. „Ich weiß schon", platzte die Bäuerin daraufhin erbittert heraus, „wenn ein Hakenkreuz an der Glocke wäre, hättet ihr sie schon lange gefunden!"
Ergebnis der Unterredung: Fünf Tage Arrest wegen Ungebühr vor Behörden.

*

Die alte Köchin Kathrinchen, eine echte Westfälerin, kommt begeistert aus einer Lohengrinvorstellung, in die man sie geschickt hat. Auf die Frage, wie es gewesen sei, antwortet sie: „Chanz wundersjön! Besonders wie der Herr Lohenchrin bei die Frau Lohenchrin in die Schlafstube chesessen hat, und wie sie nu patuh hat wissen wollen, woher daß er is. Aber das wollt' er nich sagen, er war doch nu mal so'n verswiejen Mensjen. Da hat er jesagt: ‚Von wejen . . .' und is mit seinen Swan retuhr chefahren."

Die täglichen Entführungen in U.S.A.

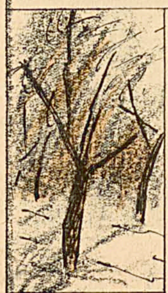
(E. Thöny)



„Die Policemen halten heute wieder musterhaft Ordnung — Jack, bring ihnen gleich ihre Weihnachtsgratifikation!"

Weihnacht

(Wilhelm Schulz)



Der Wirt, der hatte kein Begehrn
Nach Leuten, die nicht viel verzehrn.
Er lud sie nicht ins Haus hinein,
Hieß sie die Nacht im Stalle sein.

So ging es auch den beiden dann,
Die spät zu Weihnacht kamen an.
Fand auch der Mann die Herberg schlecht,
Es sprach die Frau: „Mir ist sie recht;

Hier drin ist besser es als drauß,
Schlimm, wer da geht in Sturm und Graus."
Und kam dann in der Nacht das Kind —
Früh weiter sie gewandert sind.

Der Wirt wußt' nicht, wie ihm geschah,
Als er im Stall ein Wunder sah.
Da, wo das Kind lag rein und hold,
Da ward das Häuflein Stroh zu Gold. —

Wilhelm Schulz



München, 24. Dezember 1933 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 39

SIMPLICISSIMUS

Christmette

(E. Thöny)



Wie die Hirten bei der Nacht
zu der Krippen g'laufen sind
und han benedeiet
das göttliche Kind,

so ziehn auch wir Bauern
alle Jahr' um die Zeit
zu der heiligen Metten,
ob es stürmt oder schneit.

O tauet, ihr Himmel,
euren Segen übers Feld,
auf die Äcker von uns Bauern,
auf die ganze weite Welt!

Kriegermütter

Draußen in fremder Erd'
liegt unser liebes Kind.
Kämpfte um Heim und Herd,
daß wir behütet sind.

Weihnacht ist bitterhart,
wenn man so einsam ist.
Dir auch blieb nichts erspart,
lieber Herr Jesu Christ.

Selig ins Krippelein
legt' dich die Mutter dein.
Daß sie das Schwert durchstoß,
zog sie dich groß.

Mutter im Sternenkleid,
du trugst so fromm das Leid.
Aber das Menschenherz
bäumt sich im Schmerz.

Soll endlich Ruhe sein,
Frieden auf Erden!
Herr, fahre Du darein,
dann muß es werden!

Johannes Hardt

Weihnachtsdorf

Von Wolfgang Wetterstein

Die Flocken fielen zunächst spärlich und zögernd, als ob sie nicht recht wüßten, wo sie hingehörten; dann aber mehrten sie sich rasch und erfüllten schließlich das ganze Tal tagelang mit wirrem Gewirbel. Bald kauerten die Gebirgshäuser mit ihren breiten Rücken in Mulden von Schnee, und an den dunklen Abenden wurden kaum mehr die Lichter ihrer Fenster sichtbar. So tief war die Welt verschneit.

Das Bübchen lag krank zu Bett und mußte Fliedertee trinken, wie der kleine Junge im Märchen von Andersen. Aber kein guter Märchenmann und kein Fliedermütterchen hätten den bösen Geist zähmen können, denn das Fieber meinte es ernst. Es wirbelte und hüpfte wie ein Flämmchen durch die alte Tiroler Bauernstube, es schwang höhnend mit dem goldenen Pendel der verwitterten Uhr, es lauerte hinter dem bauchigen Ofen, es schwatzte und wisperte unheimlich und fiel unversehens mit seinen glühenden Krällchen über das Bübchen her, wenn man nicht scharf aufpaßte. Vergebens schnurrte Barracabà, der Hauskater, am Fußende des Bettes eine ganze Weihnachtskantate herunter. Das Bübchen wollte nichts von ihm wissen. Es war eine schlimme Sache. Und dabei schneite und schneite es und war so schauerlich still, daß man glaubte die Flocken knistern zu hören. Es sah aus, als ob der kleine Mann in diesen fremden, wilden Bergen Weihnachten über krank bleiben sollte.

Aber dann kam der alte Jäger mit dem ungeheuren Bart, der jede Gemse und jede Fichte in seinem Revier kennt, und brachte den Weihnachtsbaum. Breit und umständlich erzählte er von den Wildschäden und von den Unfällen, die der gewaltige Schneefall in den Bergen verursacht habe. Dann sah er sich das Bübchen an, löste sich mit einer weiten Gebärde augenzwinkernd von seiner Pfeife und meinte beruhigend, das Bübchen werde bald wieder gesund sein. Worauf er davonstampfte wie der leibhaftige Weihnachtsmann.

Und siehe da, am nächsten Morgen reckten sich die Felshörner und Grate ringsum schneeüberstäubt und sonnenglitzernd in den herrlichsten blauen Winterhimmel. Auch dem Bübchen ging es viel besser. Und am Spätnachmittage lehnte er blaß und mit verplustertem Blondhaar, von seinem Spielzeug umgeben, in den Kissen.

Die Sonne sank und spann purpurne Strahlenfädchen um die Eisblumen unserer Fenster. Es dämmerte, und alles wandelte sich ins Märchenhafte. — Tembo, der Elefant, tat dem Traumpferdchen gegenüber sehr weihnachtliche Äußerungen; das Feuerteufelchen tanzte im Ofen, daß es nur so brauste; Barracabà schnurrte melodisch, und die Wanduhr tickte behaglich. Fort war das Fieber.

Im Lehnstuhl sitzend, begann ich zu erzählen:

„Vor langer Zeit, als die Menschen noch sehr böse waren, wohnte auf dem Schönwieshof eine alte Bäuerin. Die hatte einen Sohn, der war bucklig und lahmte. Deshalb nannten ihn die Leute den krummen Josef. Mit Axt und Säge war er tüchtig genug, aber er bekam wegen seiner Mißgestalt wenig Arbeit. So geriet die Schönwieshoferin in Not und in Schulden. Als das eine Weile so hingegangen war, kamen eines Tages die Herren vom Gericht und versteigerten das ganze Anwesen. Es war gerade vor Weihnachten. Dann hieß es: ‚Schönwieshoferin, du kannst nun gehen mitsamt deinem Josef.'

‚Ja, aber wohin denn?'

‚Wohin du willst! Was geht uns das an?' antworteten die Leute.

Und einer, der eine Brille auf der Nase trug und eine Mappe unter dem Arm und ein Gesicht hatte wie weißer Käse, rief ihr zu: ‚Geht's ihr beide nur immer geradeaus in der Richtung auf Weihnachten zu bis ins nächste Dorf!'

Die Leute lachten, denn sie hielten es für einen guten Spaß.

Josef besaß einen engen Verstand. Er wurde ganz nachdenklich und sagte schließlich: ‚Das ist richtig. Komm nur, Mutter, wir gehen nach Weihnachtsdorf. Dort werde ich genug Geld verdienen.'

Und wieder lachten die Leute. Es klang, wie wenn Pferde wiehern.

‚Weihnachtsdorf gibt's doch gar nicht, Josef!' sagte die Schönwieshoferin streng und drohte mit ihrem Stock, weil sie sich wegen der Dummheit ihres Sohnes schämte.

‚Komm nur', sagte Josef und zog sie mit sich fort. ‚Es ist alles ganz richtig. Ich werde dich schon hinbringen.'

So humpelten sie denn davon, und das Gelächter der Leute schallte ihnen lange nach.

Es ließ sich aber alles recht schwer an. Je weiter und je höher sie in das wilde Gebirge hineinkamen, desto tiefer lag der Schnee und um so schlechter wurden die Wege. Die Staublawinen krachten und erschreckten sie, und wenn sie ausruhen wollten, stach sie der grimmige Eiswind. Josef tat sicher und behauptete, daß er sich schon auskenne. So ließ sich denn seine Mutter von ihm weiterführen. Es wurde aber immer schrecklicher und immer einsamer. Schließlich setzte sich die Schönwieshoferin ganz erschöpft in den Schnee und empfahl ihre Seele Gott. Sie war nun sicher, daß sie beide erfrieren müßten.

Da wehte mit einem Male ein süßer und

(Fortsetzung auf Seite 460)



(Hilla Osswald)

Weihnachtsabend mit toten Freunden

(E. Schilling)



Wie, Freunde? Glittet ihr durchs Schlüsselloch herein,
derweil ich vorn am Fenster müßig träumend saß,
dem kahlen Garten und der Dämmrung zugewandt?

Ihr steht, ein schweigend Trüpplein, eng zusammgedrängt
und blinzelt mich aus stillen Augen prüfend an . . .

So setzt euch doch: im Lehnstuhl Vielgereister du,
im Binsensessel du, der aus der Heide stammt,
und auf der lärchenholzenen Bank ihr beiden andern . . .

Ein weiter Weg, den ihr zu mir gewandert seid!

Ach damals, ja! Wie haben wir mit heißen Köpfen
geplant, gegrübelt, uns gebalgt, gehofft, gelacht . . .
Wie wenig ward aus alle dem, wie viel zerrann!

Dich schmiß ein wildes Leben über Land und Meer.
Du, schon dem Ziele nah, erlagst der tückischen Seuche.
Dir sickerte, dem Leib voraus, die irre Seele
ins Bodenlose. Dich zerrieb ein grauer Alltag . . .

Ihr schweigt noch immer, Freunde? Müßt ihr's? Wollt ihr's bloß?
Darf ich euch nicht . . ? . . Narr, der ich bin! Was ist euch Wein,
was sind euch süße Zimmetsterne . . Zigaretten?

Ihr blinzelt mich aus stillen Augen prüfend an . . .

So fühlt es doch: was uns in jungen Tagen band,
es ist noch da, es hält noch stand, es ward nicht mürbe;
nie wird es mürb, durch allen Wechsel bleibt es — immer . . .

Nie . . . immer . . . Oder sind das große Worte nur,
die unser Herz in dunklen Stunden ängstlich ruft,
dies Herze, das sein Bestes töricht oft zerschwatzt?

. . . Ich will das buschige Bäumchen in der Ecke dort,
wie einst vor langen Jahren, feierlich entzünden.
Aus Wachs fünf honigbraune Kerzen steck' ich an . . .

Ging da die Tür? . . . Wo seid ihr denn? . . . Ein Luftzug fährt
jäh durchs Geäste, bläst mir vier der Lichter aus . . .

Nur eines, meines, einsam flackernd brennt es noch.

Dr. Owlglaß

Kleine Übertreibung

(Paul Scheurich)



„Denk' mal an, Mammi, der gute Opa hat uns ein Auto geschenkt!" — „Ja, ja, so verwöhnt man eben heute die Kinder — ich habe zu meiner Zeit noch ein Schaukelpferd bekommen!"

(Fortsetzung von Seite 458)
milder Hauch daher, ein Duft wie von Gebäck und Marzipan.

‚Riech mal, Mutter!' sagte Josef und schnüffelte.

‚Ja, 's riecht gut', antwortete die Alte schlecht gelaunt und stand wieder auf. Am liebsten wäre sie sitzen geblieben und hätte weiter geschlafen.

Müde schleppten sie sich dahin und kamen in eine wunderbare Gegend. Die Sonne schien nun warm und herrlich vom schwarzblauen Himmel herab, die Berge flimmerten wie lauter Zuckerhüte, und die Täler zwischen ihnen schienen mit lauter Schlagsahne ausgefüllt. Und ganz plötzlich gingen sie auch auf einer prächtigen breiten Fahrstraße, die sich in tausend Windungen zur Welt hinabzog. Viele, viele kleine Schlitten flitzten dahin. Tiroler Buben und Mädel saßen darauf. Sie alle hielten ein winziges Weihnachtsbäumchen im Arm und riefen im Vorbeifahren lustig: ‚Pfüet di Got!'

Es war schon eine ganz merkwürdige Sache, und dabei das reinste Sommerwetter mit allerbestem Südwind. Und trotzdem quietschte der Schnee unter jedem Fußtritt. Da sollte einer draus klug werden!

‚Nun sieh bloß mal, Mutter!' schrie Josef aufgeregt.

‚Was ist denn schon wieder?' fragte die Alte ärgerlich.

Aber dann blieb auch ihr der Mund offen stehen.

An den Fichten am Wege begannen nämlich ganz sacht Äpfel, Nüsse, Zuckerzeug und Schokoladenkringel zu wachsen. Glaskugeln blitzten rot, grün, blau und gelb in der Sonne. Und silberne Glöckchen, die beim leisesten Luftzuge läuteten. Und Eiskristalle und Engelhaar hingen in den Zweigen, die sich bogen vor lauter bestem Konfekt. Wie Wattebäuschchen lag der Schnee auf den Bäumen. Und weil jeder Baum mit einem Weihnachtsstern gekrönt war, so schwebte dicht über dem Walde ein funkelndes Sternenheer im hellsten Sonnenschein.

Das war nun wirklich eine ganz wunderbare Sache, und der Schönwieshoferin verging alle Müdigkeit vor lauter Schauen. Aber Josef machte sich an einen Baum heran, holte ein Stück Konfekt herunter und aß es.

‚Mutter', schnalzte er zufrieden, ‚da ist echter Schnaps drin. Gleich sind wir in Weihnachtsdorf.'
‚Jessesmaria!' schrie die Schönwieshoferin und fuchtelte ängstlich mit ihrem Stock. ‚Friß mir du bloß die Bäume leer, Josef! Wie sollen wir denn das nachher bezahlen?'
Da wurde auch Josef unsicher und ließ die Finger lieber davon.
Sie gingen über eine Brücke, unter der ein Gebirgsbach von rotem Tiroler Spezial über die Felsen schäumte. Es duftete, daß es einen Heiden hätte bekehren können. Josef stand wie angenagelt und schnupperte mit geschlossenen Augen. Aber seine Mutter traute der Sache noch lange nicht und trieb ihn weiter. Sie kamen an eine Wegtafel und standen neugierig still. Mühsam buchstabierte Josef herunter: Weih-nachts-dorf, Be-zirk Him-mel-reich.
‚Siehst du wohl, Mutter?' sagte er vorwurfsvoll.
‚Na, da wären wir halt da', meinte die Schönwieshoferin ganz vergnügt, als ob sie nie etwas anderes erwartet hätte.
Und bereits hinter der nächsten Wegbiegung gerieten sie in ein uraltes Tiroler Bauerndorf. Die Häuser waren schön bemalt und mit geschnitzten Balkonen versehen. Dick lag der Schnee auf den Schindeldächern, funkelnde Eiszapfen hingen herab, und alle Schornsteine rauchten. Überall roch es nach Braten und nach Kuchen. Die Leute gingen in bunten Trachten umher, bärtige Männer standen vor den Haustüren, hemdärmelig und ihre Pfeifen rauchend, als ob es Sommer wäre. Sie trugen breite Ledergurte um den Leib und sahen aus wie die alten Bauernhelden, wie der Andre Hofer oder der Speckbacher. Und viele nickten den beiden freundlich zu und riefen: ‚Fröhliche Weihnacht!'
Die Schönwieshoferin wußte sich nicht zu lassen vor lauter Glück und schluchzte und weinte. Denn hier war alles so, wie sie es noch in ihren Kindertagen gekannt hatte. Das war sehr lange her.
‚Siehst du wohl, Mutter!' sagte Josef vorwurfsvoll und wischte sich eine Träne von der Nasenspitze.
Dann brauste ihnen Orgelspiel entgegen und mächtiger, frommer Gesang. Sie gingen in die Kirche hinein, um Gott für ihre gesunde Ankunft zu danken. Als sie wieder herauskamen, wollte es Abend werden. Der Sternenhimmel begann über den weißen Bergen zu brennen, die Weihnachtswälder funkelten mit hunderttausend Lichtern, und auch im Dorfe zündete der Nachtwächter die Weihnachtsbäume an.
Da wurden sie wieder ein bißchen ängstlich und fragten einen Mann, der wie ein Großbauer aussah, ob es hier wohl für den Josef Arbeit gäbe und wo man bleiben könne.
‚Arbeit?' sagte der Mann verwundert. ‚Ach, ihr seid wohl neu hier? Kommt nur gleich mit.'
Und bald saßen sie bei Braten und Wein in einer Tiroler Stube an einem großen, weißgescheuerten Tisch zwischen ordentlichen Bauersleuten und fühlten sich schon fast wie zu Hause. Aber so oft Josef nach Arbeit fragte, lachten alle und sagten: ‚Ja, ja, gleich nach Weihnachten!'
Schließlich wollte Josef der Braten schon nicht mehr schmecken.
Aber nun hört doch Weihnachten in Weihnachtsdorf nie auf, und das ist ja gerade das Herrliche daran.
Als die Schönwieshoferin und ihr Sohn das erst begriffen hatten, wußten sie auch, daß sie sich nun inmitten der ewigen Seligkeit befänden, und dachten gar nicht mehr daran, wieder fortzuziehen . . ."

*

Es war ganz dunkel geworden, als ich geendet hatte. Immer noch schnurrte Barracabà, die Uhr tickte traumhaft, und der Ofen sauste leise. Die Eisblumenfenster glitzerten im Mondlicht.
Ich hatte mein Märchen ganz für mich allein gesponnen, denn das Bübchen war zwischen seinem Spielzeug fest eingeschlafen.
Und morgen würde er wieder gesund sein!
So machte ich denn vorsichtig Licht an und begann den Christbaum zu richten. Es war eine nachdenkliche Arbeit.
Sehr spät in der Nacht setzte ich mich dann hin und schrieb dies Märchen auf zur Erinnerung an ein Weihnachtsfest in einem tief verschneiten und sehr einsamen Tiroler Alpendorf.

Lieber Simplicissimus!

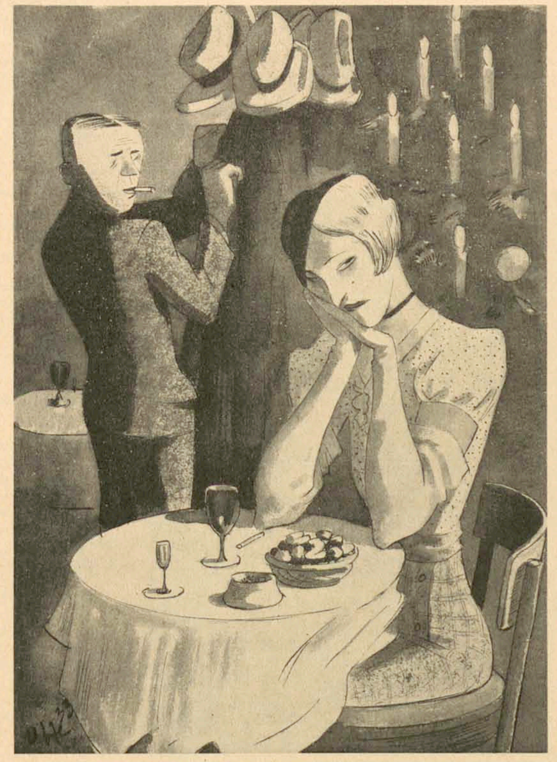
In der Sexta werden gleichlautende Wörter behandelt, die durch Änderung des Artikels ihren Sinn ändern: der Gehalt — das Gehalt; der Bauer — das Bauer. Der praktizierende Assessor verlangt noch mehr Beispiele. Da meldet sich ein Vorwitziger: der Stift — das Stift! — „Richtig! Und die Bedeutung?" — „Das Stift ist ein Altersheim, der Stift ist ein Lehramtskandidat." Der Herr Assessor wurde bis über beide Ohren rot und sagte: „Setzen!"

*

Ein Schulaufsatz: „Wie die Saat, so die Ernte!" Ich will von einem Mädchen erzählen. Die war garnicht gescheit und hat keine Schularbeiten gemacht. Es war auch eine Gescheite in der Klasse, die bekam immer schöne Zensuren. Die Eltern von dem gescheiten Mädchen waren sehr gescheit, die Eltern von dem dummen Mädchen waren dumme Eltern. Darum heißt ein Sprichwort: „Wie die Saat, so die Ernte."

Einsame Menschen

(Otto Herrmann)



„Das sollte man eben wissen: ist sie nur so raffiniert, oder ist das arme Hascherl wirklich so allein . . ."

Deutsche Weihnacht 1933

Von Benedikt

Diesmal sollt ihr schenken — schenken!
Nicht nur Freude tut uns not,
sondern ihr sollt auch bedenken:
schenkend schafft ihr vielen Brot!

Schenken — das heißt: Arbeit geben!
Wer es kann, der knausre nicht!
Schenken — das heißt: Not beheben!
Schenken ist heut deutsche Pflicht!

Herzen auf und Beutel offen,
denn das Fest der Liebe naht!
Noch sind Tausende, die hoffen
auf das Aufgehn deutscher Saat!

Schaun dich dann beim Schein der Kerzen
viele frohe Augen an,
sagst du dir mit leichtem Herzen:
Ich hab meine Pflicht getan!

Lieber Simplicissimus!

Eine alte westfälische Bauersfrau steigt in die Kleinbahn und fragt den Schaffner: „Herr Sjaffner, fährt die auch nach Kloster Ösede?" — „Jawoll, Mutter." Die Frau steigt ein. Da die Kleinbahn nur bedarfsweise an der betreffenden Station hält, geht der Schaffner zum Zugführer und bittet: „Du, Heinrich, halt mal einen Augenblick bei Ösede, da will ne alte Bauernfrau aussteigen." — „Is chut", sagt der Zugführer. Inzwischen fragt die Alte jeden, der einsteigt, ob der Zug auch ganz bestimmt nach Ösede fahre, was ihr von allen Seiten bestätigt wird. Wie nun die Station kommt und der Zug richtig anhält, wird ihr gesagt, daß sie nun schnell aussteigen müsse, da es eigentlich keine Haltestelle sei. „Nee, nee", wehrt die Bauersfrau ab. Aber die freundlichen Insassen reichen ihr Korb, Tasche und Schirm und meinen: „Nun man schnell, Mutter, raus, sonst fahren wir weiter." — „Nee", sagt ruhig die Alte und stellt Korb, Tasche und Schirm wieder hin. „Aussteigen will ich ja choar nich, aber mien Sohn hätt seggt: ‚Mudder, wenn de bei Kloster Ösede bist, dann mußte die tweite Pille innehmen.'"



Junger Kuckuck im Nest eines Teichrohrsängers von einem der Pflegeeltern geatzt. Abb. aus dem Werk

Ein Bescherabend

Von Ernst Handschuch

Der Tag zum Bescherabend, den ich bei einer befreundeten Malersfamilie verbringen sollte, war angebrochen. Am Nachmittag hatte ich frei, und ich nützte die Stunden zu einem langen Spaziergang in dem menschenleeren Hofgarten. Später kaufte ich ein Geschenk für den kleinen Sohn meiner Gastgeber und begab mich um die angesetzte Stunde in deren Wohnung. Die Frau empfing mich sehr freundlich und bat mich in das Wohnzimmer, wo ich den Freund und den Jungen antraf. Wir nahmen das Essen ein, tranken einen Punsch, und dann, ja, dann verschwanden wir, nämlich die Frau, der Bub und meine Wenigkeit im Atelier und harrten der Dinge, die das Christkind, alias der Vater, so wundersam bereiten wollte. Der Junge saß am mächtigen Fenster und träumte über die seltsamen Blumen, die der Winter an die Scheiben gezaubert hatte. Die Malersfrau und ich tauschten weihnachtliche Erinnerungen aus der eigenen Jugend.

Auf acht Uhr war die Bescherung angesetzt. Feierlicher als an anderen Abenden schlug es soeben diese Zeit von den Türmen der Stadt. Wir warteten ein wenig und traten gespannt in den Flur, der zum Wohnzimmer führte. Aber nichts rührte sich; vielmehr es rührte sich sehr viel: Stühle fielen, Tische und Schränke wurden gerückt, und hin und wieder zitterte der Boden unter einem jähen, harten Stoß. Es war ein Lärm wie bei einem Umzug. Unterdrücktes Geschimpfe konnte man vernehmen; über allem aber schrillte ein lautes, spitzes Gezwitscher. Ich machte ein erstauntes Gesicht, doch die Gastgeberin lächelte. „Eine ganz besondere Überraschung für Karlchen, ein Zwergpapageienpaar", sagte sie. Langsam gingen wir wieder ins Atelier zurück: gleich mußte der Weihnachtsmann die Klingel in Bewegung setzen. Versunken spielte der Kleine mit den geheimnisvollen Eisblumen.

Die Uhr zeigte halb neun und noch hatte es nicht geklingelt. Leise begaben wir uns abermals hinaus. Doch hinter der Tür erklangen die nämlichen Geräusche wie vorher. Auf unser vorsichtiges Fragen blieben wir ohne Antwort. „Was er nur schaffen mag?" meinte die Frau. „Ich glaube gar, er räumt die ganze Stube um." Und wir begaben uns ins Atelier zurück.

Der Knabe, mählich des Spieles mit den winterlichen Blumen satt, fragte uns, wo das Christkind bleibe. Seine Mutter vertröstete ihn. Eine ausgediente Leinwand war es, für die sie seine Teilnahme erwecken konnte. Es schlug neun. Kaum waren indes die Schläge verhallt, als es in dem Wohnzimmer einen überaus schweren Fall tat. Entsetzt sprang die Malersfrau auf und lief vor die Türe. Ich folgte ihr verwundert. Auf unser Klopfen wurde es eine lange Zeit still. Statt einer Antwort aber setzte wieder der alte Lärm ein, nur begleitete ihn diesmal ein ungehemmtes Geschimpfe, dem die Vögel mit wütendem Zwitschern antworteten. Drüben im Atelier fing der Kleine an zu schluchzen. Er glaubte, das Christkind habe sich totgestürzt und weinte so bitterlich, daß es uns zu Herzen ging. Vergebens versuchten wir ihn zu beruhigen. Sein Schmerz über den ausbleibenden Weihnachtsengel wurde immer tiefer, und als seine Mutter nach einer Weile wiederum ohne Ergebnis ins Atelier zurückkam — es war halb zehn —, brüllte er gar laut. Nach und nach verlor auch die Frau ihre Haltung. „Mein Mann wird doch nicht verrückt geworden sein?" fragte sie mich verzweifelt. „Warum gibt er uns keine Antwort? Wenn er es jetzt nicht tut, rufe ich den Hauswirt." Doch aus dem Maler war nichts herauszubekommen.

Es schlug zehn. Der Junge hatte sich in den Schlaf geheult. Vorsichtig entkleidete ihn die Mutter und trug ihn in sein Bett, wo er mit trotzigen Lippen weiterschlief. Kaum war dies aber geschehen, als sich die Türe zum Wohnzimmer öffnete und mein Freund, der Maler, bleichen Angesichts heraustrat. „Sie sind drin", sagte er mit verlorener Stimme. „Wie angeschmiedet hocken sie auf der Stange. Ergreift und schlachtet sie, die Biester." — Aus langer Pein erlöst, erhob ich mich und ging in die Wohnstube, wo ich gerade noch verhüten konnte, daß die Malersfrau umfiel. Wüst sah sie aus, die Stube. Zerzaust ragte der Christbaum, seines Schmuckes beraubt. Die Vorhänge hingen zerrissen, und die Möbel standen weit in das Zimmer gerückt. Wirr zerstreut lagen die Geschenke. Auf Stühlen, Tisch und Anrichte sah man die Spuren von flockigen Hausschuhen. Auch die Lampe hatte ihr Teil abbekommen. Auf dem Rauchtisch hingegen stand ein Käfig, und in dem Käfig saß abgehetzt und sterbensmüde das Papageienpärchen.

Der Maler kam schwankend, noch glänzte es auf seiner Stirne schweißig, und wirr hingen ihm die Haare ins Gesicht. Seine Hände bluteten. Mit rauher Stimme gab er Bericht. Die beiden Sittiche waren ihm, als er sie in den großen, weiß und grün gestrichenen Käfig setzen wollte, entflogen. Doch nun nach fast zweistündigem Kampfe hatte er sie wieder eingefangen. Er lächelte mühsam.

Wir räumten in aller Eile die Stube auf, zupften

Dienst an der Wirtschaft

(Weps)



„Geschenke gebe ich ja grundsätzlich nicht, aber wenn ich in jedes Schaufenster sehe, belebe ich doch schließlich auch 'n bißchen das Weihnachtsgeschäft."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.25** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Weihnachtsträume

(A. Pichel)



„Wenn ich mir so vorstelle, daß diese sechs Kinderchen lebendig wären, und jedes brächte mir von der Schule einen ‚Vierer' nach Hause, so muß ich mir schon sagen, es dürfte sogar ein ‚F ü n f e r' sein!"

den Baum zurecht und ordneten die Geschenke. Den Käfig setzten wir mitten unter die für den Jungen.
Der aber war nicht mehr wach zu kriegen. Schlaftrunken taumelte er im Zimmer umher, und seine Reden und Fragen waren verworren. Sein Vater schüttelte verzweifelt den Kopf, als er die kleinen Papageien kaum beachtete. Jetzt aber lachte die Malersfrau laut auf. Sie nahm ihren Jungen an der Hand, um ihn ins Bett zurückzubringen. „Wußte ich nicht gleich", sagte sie zu ihrem betrübt blickenden Gemahl, „daß du die Wellensittiche für dich gekauft hast? Das war nun die Strafe; denn ich, ich feiere ja das ganze Jahr hindurch mit meinem Buben Weihnacht . . ." — „Aber Malchen", stotterte er, „da ist doch unser Freund . . ." — „Ein Zeuge deiner Entlarvung", unterbrach sie ihn sieghaft. Nun aber sprang ich ihr nach und bat sie, ihre Behauptung durch einen Kuß zu bekräftigen. Und siehe da, sie küßte den Unglücksraben recht herzhaft. Sie küßte ihn nochmals, als der Kleine zu Bett gebracht war. Sie küßte auch mich. „Für Ihre weise Aufforderung", meinte sie einsichtig.
So fand denn auch diese Weihnacht noch ihren rechten Anfang.

Mein Herz, schweig still . . .

Fragte man mich, was ich mir so wünsche,
möchte ich, daß mir das Christkind beschert:
ein Lebkuchenherz und zehn Rotweinpünsche,
doch vor allem: ein richtiges Schaukelpferd!

Das Schaukelpferd braucht' ich zum Magenverderben,
denn Kuchen tut mir für diesen Zweck leid.
Und würde ich seekrank und dächte ans Sterben,
wär's Weihnachten wie in der Kinderzeit.

Doch bin ich kein Kind mehr, drum muß ich entsagen;
denn leider fragt man mich nie, was ich will.
Fünf Mantelschals und drei Umlegekragen,
das wird man mir schenken — Mein Herz, schweig still . . .

Fritz A. Mende

Der Engel der Armen

Von W. Tollhaus

Der Engel der Armen war zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt, Witwe, früher einmal reich, jetzt nur noch in behaglichen Verhältnissen. Wenn man ihn traf, machte er ein Gesicht, als könne er nur mit Mühe die Tränen zurückhalten. Dann begann er — manchmal mitten auf dem Fahrweg und auch durch strömenden Regen oder brennende Sonne nicht behindert — ein Gespräch mit der Frage, ob man Seife brauche, Kaffee wöchentlich fest beziehen wolle, eine unmögliche Zeitschrift zu halten gedenke, Leinen, Stickereien, Strümpfe, gehäkelte Decken, Parfüms, Staubsauger oder eine Versicherung auf Leben, Unfall, Einbruch, Brand oder Haftung besitze, beziehentlich haben wolle.
Der Engel der Armen hatte für jedes dieser Angebote eine Dame, die Offerte zu machen bereit war. Sobald er hörte, daß irgendwo Sorge im Kreise der Bekanntschaft war, tauchte er auf, ließ sich alles haarklein erzählen, schreckte nicht vor den peinlichsten Fragen zurück, notierte vieles, versprach, daß er helfen werde, nahm stürmischen Dank entgegen und ließ das Aufleuchten von Hoffnung hinter sich, wenn er ging. Alle, die er besuchte, meinten, nun kommt ein Briefchen mit Geld, ein Paket mit Kleidern, Eßwaren oder andern nützlichen Dingen. Es kam auch meistens ein Brief, und zwar ein dicker Brief mit Prospekten von Firmen, die etwas durch Zwischenhändler verkaufen wollten, und der Versicherung des Engels der Armen, daß er die Adressaten in seinem Bekanntenkreise empfehlen und bald wieder von sich hören lassen werde.
Eines Tages war nun auch das Maß des Engels der Armen voll. Und das kam so.
Der Engel hatte ein Kränzchen mit irdischen Damen höheren Alters. Es gab Kaffee und Kuchen. „Herrlicher Kaffee!" sagte die Professorin und zeigte das Weiße im Auge. „Woher haben Sie ihn, Liebste?"
Der Engel nannte das erste Kaffeegeschäft in der Stadt und fügte hinzu, daß es dort eine Guatemalamischung gebe, die er seit Jahren beziehe. Es entstand eine jener Pausen, von denen man behauptet, daß man in ihnen das Fallen einer Stecknadel hören kann. Tante Mathilde, eine schlichte Seele, die seit vierzig Jahren um einen Gymnasialoberlehrer trauerte und die Seniorin des Kränzchens war, fragte, bei wem der Engel seinen Kuchen backen ließe.
Und der Engel lächelte und nannte die beste Konditorei am Orte.
Da begann Mathilde einen langen Satz zu bilden, der immer Frage und Antwort zusammenbrachte. „Wo kaufst du deine

(Schluß auf Seite 466)

Aufpulverung

(Jos. Sauer)



„— — — und daß du mir richtig energisch bist — einmal im Jahr wirst du das wohl fertigbringen!"

Litwinow und der Vatikan

(W. Schulz)



„Eigentlich wäre es doch die schönste Weihnachtsüberraschung — die Heimkehr des verlorenen Sohnes!“

Wege zur Kunst

(Zeichnung von Rudolf Kriesch)



„Heute haben wir Aktzeichnen gehabt, Mutter.“
„Aber doch hoffentlich nicht nach der Natur?!“
„Nein, nein, nur aus der Erinnerung.“

(Schluß von Seite 464)

Seife? Bei Sowieso! Deine Strümpfe? Deine Parfüms? Deine Taschentücher? Wo versicherst du dich? Und immer kam ein Name, der für das betreffende Sachgebiet am repräsentativsten war.

Dann aber schlug Mathilde auf den Tisch, daß die Tassen klirrten, und sagte: „Wir aber müssen Kaffee bei Lieschen Aberwitz, Seife bei Karoline Süßengut, unsere Kuchen bei Mizzi Weisengrün, Strümpfe bei Frieda Abendroth — und ich weiß nicht alles was bei wem — kaufen, damit du der Engel der Armen bist!“

Wenn der Engel wirklich Flügel gehabt hätte, wäre er jetzt entschwebt. Aber er besaß leider keine und mußte am Kaffeetisch sitzen bleiben.

„Wenn ihr so viel vom Elend wüßtet wie ich, von der Not der verschämten Armen, würdet ihr anders reden!“ sagte er und machte sein traurigstes Gesicht. Aber Mathilde war im Zuge.

Sie sagte etwas von gleichen Brüdern und gleichen Kappen, obwohl es nicht recht zur Situation paßte. Trotzdem wußten alle, was sie meinte. Und dann schlug sie vor, daß jede der anwesenden Damen allmonatlich wenigstens zwei Mark für eine Wohlfahrtskasse stifte.

Da aber erwiderte der Engel, daß es ja eben mit Geld nicht getan sei. Die Leute im Unglück wollten, daß man sich um sie kümmere und ihre Sorgen teile. Das hatte sie ihr Lebelang getan. Mit zwei Mark im Monat könne man sich von der Ausübung christlicher Nächstenliebe nicht befreien. Dann sah sie triumphierend in die Runde und fragte, ob jemand noch eine Tasse Kaffee wolle. Bis auf Mathilde wollten es alle.

Nachdem die Kanne leer war und sich die Damen verabschiedet hatten, flatterte der Engel zur Familie Lobedanz, um dort ein neues Protokoll für sein Privatarchiv aufzunehmen. Gott sei Dank waren keine Töchter, sondern zwei Söhne im Hause. Der Engel der Armen hatte eine Adresse für Zigarren und Pfeifentabak für sie. Von diesem Artikel würden sie ja wohl dieser gräßlichen Tante Mathilde nichts anbieten.

Erschöpft trank der Engel nach seinem Besuch ein Gläschen Portwein in einer Bodega und notierte unter den Ausgaben für Wohltätigkeit: „60 Pfennig für ein Medikament.“

Lieber Simplicissimus!

Die Emigrantenpresse brachte eine Artikelserie gegen Deutschland. Unter dem ersten Artikel stand:
(Forthetzung in der nächsten Nummer.)

*

Badearzt Dr. Niersteiner in W. ärgert sich über die Anschrift, die eine Arzneimittelfabrik bei ihren Werbesendungen an ihn braucht. Er schreibt folgendes:

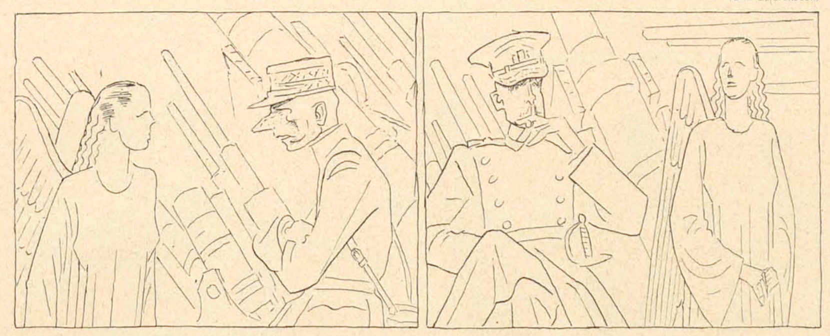
„Sie belieben, meinem Namen den Zusatz ‚Harnarzt‘ beizufügen, während ich selbst mich ‚Facharzt für Nieren- und Blasenleiden‘ nenne. Da Sie anscheinend die Gewohnheit haben, die Ärzte nach den Ausscheidungen der von ihnen behandelten Organe zu bezeichnen, so würde es mich interessieren, welche Bezeichnung Sie bei einem Spezialarzt für Darmkrankheiten anwenden.“

*

Verdächtig: „Und wie geht's Geschäft?“
„Ruhig.“
„Na, ich werd' doch noch fragen dürfen!“

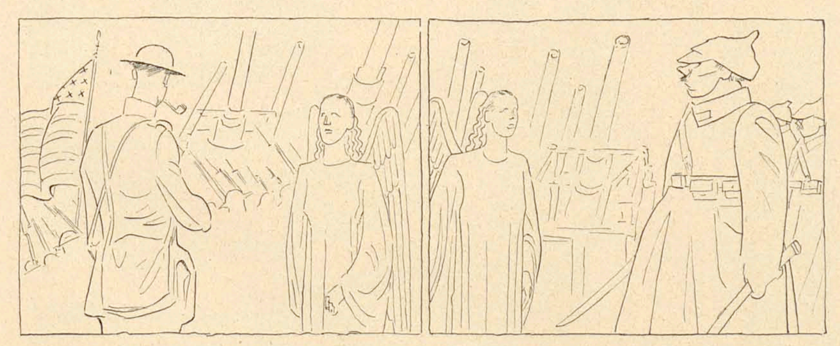
Verlorne Liebesmüh

(Olaf Gulbransson)



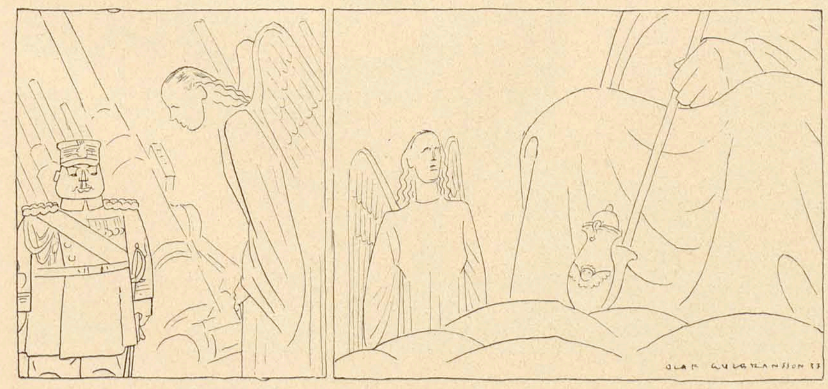
„Wozu brauchst du diese vielen Waffen?"
„. . . Um den Frieden zu schützen, mein Engel!"

„Und du?" — „Um den Frieden zu schützen."



„Und du?" — „Um den Frieden zu schützen."

„Und du?" — „Um den Frieden zu schützen."



„Und du?" — „Um den Frieden zu schützen."

„Jetzt weiß ich, lieber Gott, warum wir den Menschen den Frieden nicht bringen können — wir haben ja keine Waffen!"

Nasse Christmas in U.S.A.

(E. Schilling)



„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
wie grün sind deine Blätter . . .“

München, 31. Dezember 1933 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 40

SIMPLICISSIMUS

Ein gut neu Jahr!

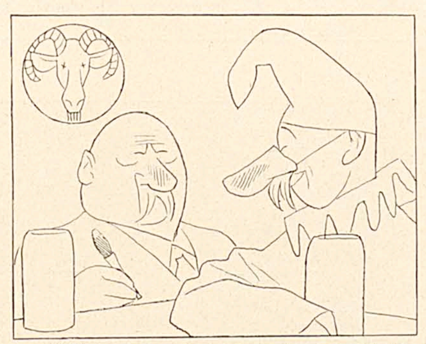
(Wilhelm Schulz)



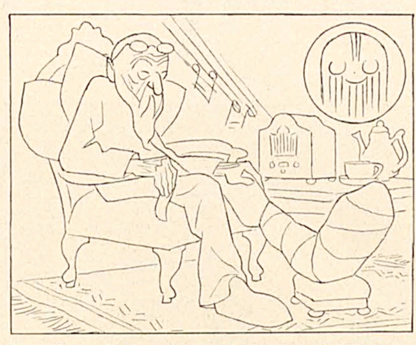
„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
die Glock' hat 34 g'schlagen.
Bewahrt das Pulver und das Blei,
daß endlich Ruh' auf Erden sei!"

Wahrhaftige, untrügliche und immerwährende Monatsreguln

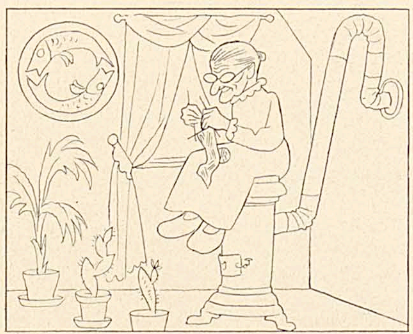
In Reime gesetzt von Ratatôskr,



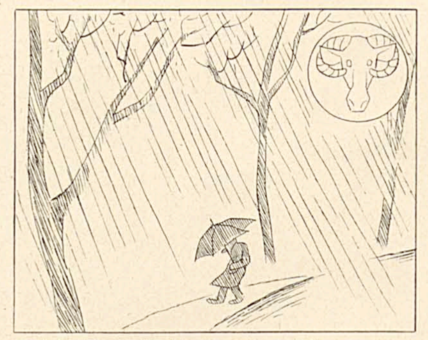
Im Faschingsmonat wirkt ein Umstand recht versöhnlich:
viel Narren gibt es zwar, doch mehr nicht als gewöhnlich.



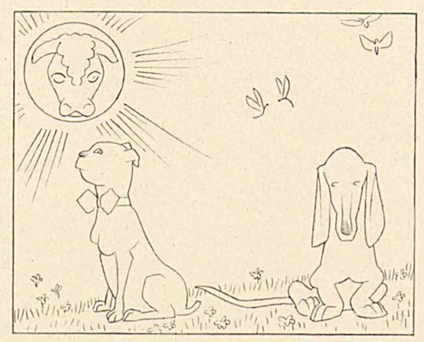
Im Feber weilt, was jung, auf schneeigen Gefilden.
Der gichtgebeugte Greis läßt sich vom Rundfunk bilden.



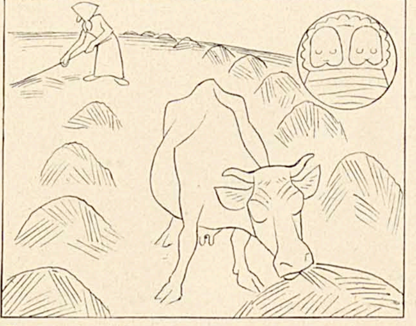
Gen Süden fährt im März, wer sich's gestatten kann.
Wer bleibt, heizt als Ersatz den Kachelofen an.



Bezüglich des Aprils läßt sich bestimmt behaupten:
die Bäume nur sind kahl, die sich noch nicht belaubten.



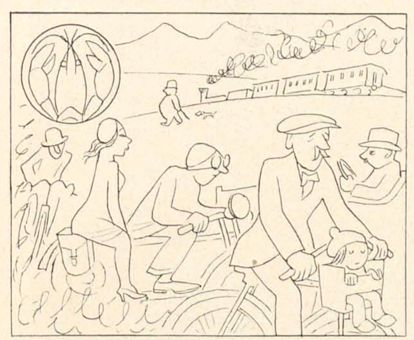
Die Lieb' gedeiht im Mai, der Spargel und die Wonne.
Und regnet es nicht grad, dann scheint vielleicht die Sonne.



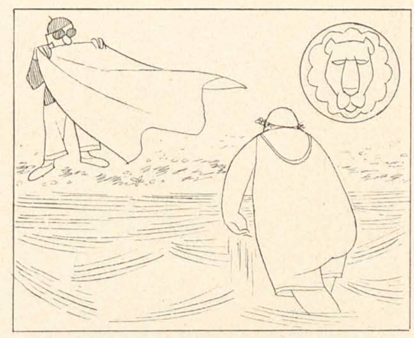
Gras wandelt sich zu Heu, wenn man's im Juni mäht,
woraus dann in der Kuh, die's frißt, die Milch entsteht.

oder PROGNOSTICATIONES auf das Jahr des Heils 1934

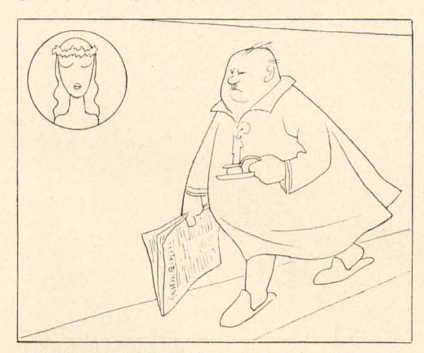
mit zierlichen Kupfern von Karl Arnold



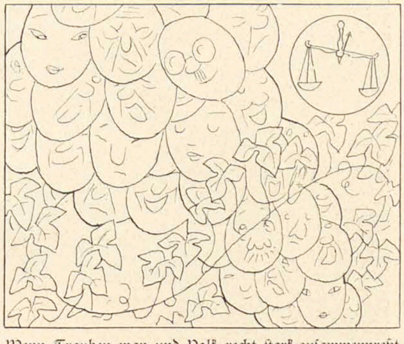
Im Juli reist der Mensch womöglich in die Ferien.
Ist's ihm allein zu fad, so tut er es in Serien.



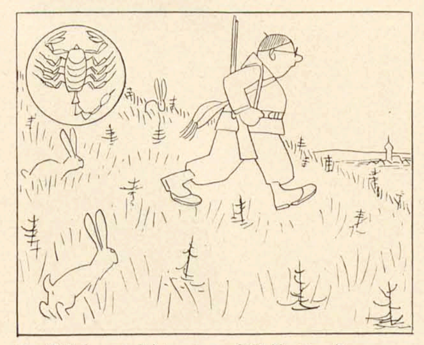
Ein Seebad im August entspricht der Hygiene.
Der Heimatdichter wäscht bei sich zu Haus die Beene.



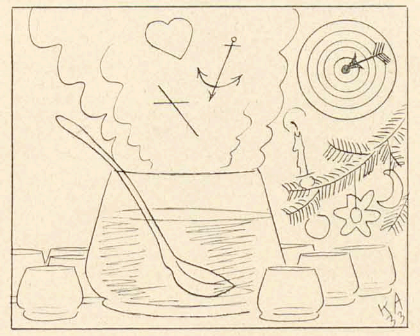
September spendet Obst für Küche und für Keller.
Wer zu viel Zwetschgen aß, läuft dementsprechend schneller.



Wenn Trauben man und Volk recht stark zusammenpreßt,
entsteht daraus der Wein und das Oktoberfest.



Im Nebelmonat steigt und — fällt die Première.
Der Hase schmeckte gut, falls er getroffen wäre.



Silvester folgt, wie stets, der heiligen Weihenacht.
Und dann wird der Salat von neuem angemacht.

Völkerbundstheater Saison 1934

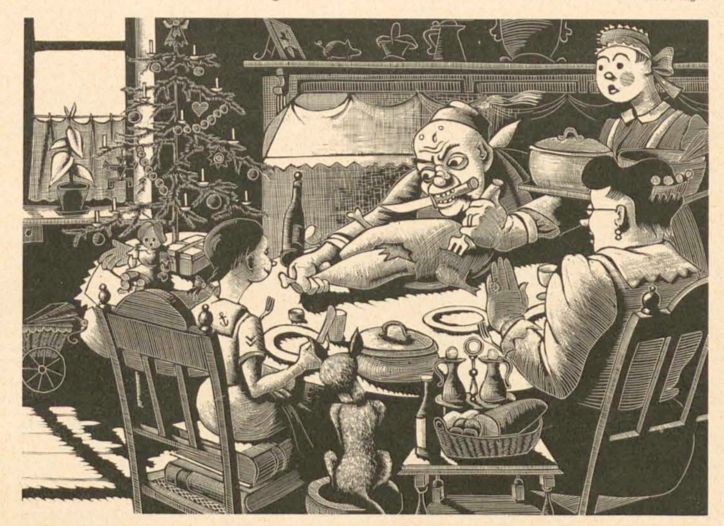
(E. Schilling)



„Auftreten, auftreten!" — „Hat ja gar keinen Zweck, der Zuschauerraum ist vollkommen leer."

Die zähe Silvestergans

(Zeichnung von O. Nückel)



Eid auf die Erde

Ein Jahr ist hingeschwunden
in rascher Flucht der Stunden,
im Tanz von Grau und Gold.
Was hat es dir gelassen
vom Lieben oder Hassen?
War es dem Herzen grämlich oder hold?

Vergangen ist vergangen.
Dein Wünschen und Verlangen
kommt einmal auch zur Ruh.
Doch um uns ist noch Helle,
und unsres Blutes Welle
rauscht heiter einem neuen Bette zu.

Du Ursprung unsrer Leiden
und Mündung unsrer Freuden,
du, Erde, bist uns Pflicht!
Wir sind auf dir geboren
und sind dir zugeschworen
und drehen uns mit dir ins junge Licht.

Karl Bröger

Neujahr macht Besuch . . .

Von Ernst Hoferichter

Ein Dutzend Gläser stießen in Schnurrbarthöhe über der Mokkatorte zusammen, daß im Anprall eine Fontäne Mumm extra dry in die Dekolletés der Damen übersprang und charakterfest auf die gereichten Kaviarbrote abtropfte . . .
„Noch drei und eine halbe Minute . . .!" schrie der Hausherr und verspritzte, wie von einem Weihwasserwedel gespendet, noch eine letzte Gnade zur Besinnung.
Alle sahen in Gedanken die Hand schon an das letzte Blatt des Abreißkalenders gelegt.
Der Herr Konsul errechnete, daß das Lachsbrot den Magen noch im alten Jahre erreichen könnte. Und die Frau Generalvertreter wettete mit sich selbst: Wenn der Herr Sanitätsrat vor Schlag zwölf nochmals seinen Vollbart streichelt, muß ich den Büstenhalter doch noch umtauschen . . .
„Achtung, meine Herrschaften, noch eine Minute . . .!"
Kerzen wurden angezündet, Pistolen geladen, Gläser gefüllt, Fenster aufgerissen und Herzen erweitert.
Allgemein erhöhte sich der Blutdruck, und ein Dutzend Augenpaare sahen auf die letzte Sekunde des abbrechenden Jahres wie auf eine imaginäre Zirkussensation, bei der ein Auto durch die Todesschleife fährt, einen unmeßbaren Augenblick lang zerschellt — und doch aalglatt in der Manege landet . . .
Aus der Flucht von acht Zimmern schlugen die Uhren an. Drei hölzerne Kuckucke riefen dazwischen . . . Draußen tauchten die Glocken aus siebzehn Türmen nach.
In der Orgie des Geläutes ging das Trillern der Wohnungsglocke unter . . . Und wieder klingelte es in das Kreuzfeuer der Gratulationen und Neujahrsküsse hinein . . .!
Das Mädchen öffnete und meldete in den Salon: „. . . Ein Hausierer ist da, der . . ."
„Schlagen Sie die Türe zu . . .!"
„. . . der Glücksartikel zu vergeben hat . . ."
„Führen Sie ihn herein . . .!"
Eine Gestalt erschien im Türrahmen, die dem „Einser" am ersten Blatt des neuen Abreißkalenderblocks ähnlich sah.
„Gestatten . . . ich bin das neue Jahr . . .!"
„Bitte, nehmen Sie Platz . . .! Ein Glas dem Herrn . . . Essen Sie gerne Rehrücken . . .?"
„Danke . . . Ich habe Ihnen nur Glück zu bringen — — —"
„Dann schießen Sie los . . .! Wir haben es nötig: Pennsylvania ist 69,12 . . . South Railway sinkt . . . Standard Oil flau . . . Was wollen Sie . . .? Dauernd unfreundlich . . .? Spekulieren Sie auch?"
„Ich bin nicht das Fallen und bin nicht das Steigen . . .!"
„Weder Hausse noch Baisse . . .? Herr, was wollen Sie . . .?"
„Ich bin die ungeweinte Träne eines großen Glückes . . .!"
„Dichten Sie nicht, mein Herr . . . Hier sitzen reife Menschen . . ."
„Und das Einswerden zweier Lippen vor der Umarmung bin ich . . ."
„Kurz: sagen Sie . . . wie steht's mit Bethlehem Steel . . . Was werden die Jungen machen . . .? Steigt der Dollar . . .?"
„. . . Ich bin der erste Schritt hinter acht Wochen Bettschweiß und einem Wald voll Arzneigläsern . . ."
„Jetzt versteh ich Sie . . .! Scherzartikel wollen Sie los sein . . .! Her mit der silbernen Sau mit dem vierblättrigen Kleeblatt im Maul . . . Haben Sie auch Knallbonbons . . .?"
„Ich bin das Leben ohne Geld, ohne Kopfweh, ohne Perlenkollier. Ich bin der erste Wiedersehensschrei, die Genesung der Geliebten, das Einschlafen unter der Brombeerhecke. Und die Kupfermünze im Hut des Orgelmannes bin ich . . .!"
„Allerhand . . .! Aber normal sind Sie nicht, mein Herr . . .! Tja, ein bißchen hinter die Binde gegossen . . .?"
„Ich bin das Sonnenkätzchen in der Waschschüssel . . . Ich bring Ihnen das Lächeln eines Freigesprochenen . . .!"
„Marie, bringen Sie den Herrn an die Türe . . . Wir wollen doch heute 'mal recht gemütlich sein . . . Prosit, glückliches neues Jahr . . .! — — —"

Vom Himmel durch die Welt zur Hölle

(Hilla Osswald)



Der Mann mit der grauen Melone

Von Heinrich Rumpff

„Grüaß God!“ sagt der Mann und nimmt die graue Melone vorsichtig ab.
Die Frau macht beinahe einen Knicks und öffnet die Tür der Neubauwohnung recht weit. Jessas, so ein feiner Mann! Der schöne Hut und der gute schwarze Anzug! Das ist mindestens ein Finanzbeamter oder gar der Stadtbaurat persönlich.
„Sü ham bei mir rumgschickt“, beginnt der Mann würdevoll, „zwegen dera Lampen. Dera Bodzimmerlampen. I bin nämli der Meister sölber. Plochinger, Anton. Stimmt doch bei Eahna, he?“
„Freilich, freilich“, sagt die Frau, „bittscheen, kommen S' nur herein. Grad hab' i die Gardünen zum Färben in die Badwannen gesteckt. Kräm, wissen S'. Sie warn mir scho lang zu weiß. Überhaupts, hier schauts noch garnet glei'. Der richtige Möbelwagen kimmt erst.“
„Ollwei desselbe beir' an Umzug“, beschwichtigt der Meister. Er dreht die graue Melone in der Hand und blickt sich suchend um. Die Frau errötet. „Mei“, sagt sie, „Garderobe ist noch keine nicht da. Vielleicht könnt ma ihn in unserem Schlafzimmer aufn Koffer . . .“
Herr Plochinger lehnt dankend ab. Wenn es gestattet ist, will er ihn lieber aufbehalten. Damit geht er ins Badezimmer. Die Wandlampe mit der Milchglasglocke, die über dem Waschtisch angebracht werden soll, liegt still auf der Fensterbank. Der Meister klopft mit dem Knöchel gegen die Wand. „Hm, Rabitz! Muaß ma guat eingipsen. Da wär a Holzunterlage recht. Kloanigkeit, dees, Lehrbuamarbeit. Aber i könnt erst am Abend oan herschicken.“
Die Frau erschrickt. „Jessas, so spät! Können S' denn des net selbst?“
„Können!?“ Herr Plochinger lächelt überlegen. „Was is'n da zu können! Bin bloß net auf Arbeit eingricht. Wenns Eahna aber so pressiert . . .! Was zum Werkeln wern S' scho da ham.“ Kurz entschlossen zieht er seine runden Zelluloidmanschetten aus den Rockärmeln und stellt sie auf die Fensterbank. „A Stickerl Holz kunnt i mir leicht von dene Breder da runterschneiden! Wie?“
Die Frau zuckt zusammen; allein vor soviel Hilfsbereitschaft bringt sie es nicht übers Herz, zu sagen, daß die Bretter schon für das Bücherregal abgepaßt sind. Eiligst holt sie Werkzeugkasten und Treppenleiter; um an den Platz für die Lampe heranzukommen, muß der Meister über den Waschtisch wegsteigen. In hausfraulicher Fürsorge bringt sie noch eines von den großen Handtüchern à hundert Gutscheine, und Herr Plochinger läßt es sich herablassend über der knapp gewölbten Vorderfront feststecken. Beim energischen Besteigen der Leiter tritt er sofort auf das ungewohnt lange Schurzfell. Das Handtuch kriegt einen mächtigen Riß, die Leiter wackelt, die Melone rutscht nach vorn. Als der Meister nach ihr greift, entfällt ihm der Meißel und haut ins Waschbecken; es gibt ein nicht übermäßig kleines Loch mit einem Strahlenkranz von vielversprechenden Sprüngen. „Hoppla!“ sagt der Meister erstaunt und lüftet unwillkürlich die Melone. Wegen der Hitze, oder zum Zeichen seines Beileides. Oder beides.
Die Frau beißt sich auf die Lippen. Das Tuch! Und erst der neue teure fließende Waschtisch! „Sie steht nicht recht fest“, sagt sie verdattert.
Herr Plochinger weist geringschätzig auf das Loch. „Des gipst ma zua“, sagt er und steigt weiter hinauf, diesmal mit vorsichtig gerafftem Handtuch. Es sieht so komisch aus — trotz ihres Ärgers muß die Frau lachen. Herr Plochinger stimmt schwabbelnd ein; darüber gerät die Melone wieder ins Rutschen und fällt auf den Boden. Die Frau bückt sich und reicht sie ihm mit abgewandtem Gesicht. Herr Plochinger blickt, vielleicht ein wenig geniert, gleichfalls zur Seite und stößt dabei den auf der obersten Sprosse liegenden Hammer hinunter, der mit ziemlicher Wucht der Frau auf den rechten Fuß schlägt. Die Frau schreit laut auf und hinkt hinaus. Herr Plochinger beginnt nun große Stücke aus der Wand herauszumeißeln. Bei einem besonders kräftigen Hieb fliegt der Hammer vom Stiel, haut erst oben einen schönen Batzen aus der Zimmerdecke, saust dann hinunter in den gegen die Wand gelehnten Toilettenspiegel, der sich klirrend in tausend Stücke vervielfacht.
Die Frau hinkt wieder herein und bleibt mit halboffenem Mund stumm stehen. Herr Plochinger ist von der Leiter herabgestiegen und versucht eifrig, den Hammer wieder auf dem Stiel zu befestigen, was leider nicht gelingt, trotzdem er eine Menge Holzstückchen von den Regalbrettern herunterschnitzelt.
„Der Spiegel!!“ flüstert die Frau fassungslos.
Herr Plochinger nickt. „Ja mei, den hätten S' besser anders rumdraht. Sieben Jahr Unglick gibt des, sogn d' Leut. No. Wer wird denn glei so abergläubisch sein!“ Er wählt einen anderen Hammer aus der am Boden stehenden Werkzeugkiste. Wieder fällt seine Melone und rollt der Frau vor den geschwollenen Fuß. Mechanisch hebt sie den feinen Hut auf und versucht, ihn neben die Lampe auf die Fensterbank zu legen. Die Fensterbank ist zu schmal. Auch an den Fensterhaken läßt er sich nicht hängen, ebensowenig an den Gashahn vom Badeofen oder an den Türgriff; der Boden ist leider zu schmutzig. Herr Plochinger verfolgt ihre Bemühungen mit großem Interesse. Endlich setzt er den feinen Hut wieder auf. Mit einem gewissen Ärger klopft er jetzt in die Wand; plötzlich klopft er ins Leere: die Wand ist durchstoßen, der neue Hammer bleibt im Nebenzimmer hängen. Verblüfft schüttelt der Meister den Kopf. „Jetzt sowas! So a dinne Wand, a dinne! Net glauben sollst des. I sogs ja ollwei, die naimodische Bauerei!“

Zwischen den Festen

Zwischen Weihnacht und Silvester
liegen nur vier Wochentage,
doch für Mutter, Tochter, Schwester
sind sie voller Müh' und Plage!

Von der Frühe bis zum Abend
müssen sie die Stadt durchtraben,
in der Hand Pakete habend
mit den schönsten Weihnachtsgaben.

Denn es gilt doch, eh' des Jahres
letzte Wellen nun verrauschen,
gegen Bon und Annehmbares
die Geschenke umzutauschen!

Und der Handschuh wird zur Kappe
und der Föhn zum Ventilator —
Vaters zwölfte Aktenmappe
eine Tasche (Alligator).

Spritzflakon wird Puderdose,
Puderdose Necessaire —
Und die Bluse Faschingshose
und der Teppich Sekretär —

Strümpfe wandeln sich in Hausschuh,
und der Rauchtisch wird zum Leuchter —:
Der Geschäftsmann sieht dem Tausch zu,
seine Stirn wird feucht und feuchter —

Und im Dorf, in Klein- und Weltstadt
ist er der Verzweiflung nah:
Was er eben neu bestellt hat,
ist in Massen wieder da —!

Benedikt

Unfähig zu antworten, stiert ihn die Frau bloß ausdrucklos an.

„Des war früher net passiert, sog i", schreit Herr Plochinger gereizt und wendet ihr so nachdrücklich den gesamten Rücken zu, daß die graue Melone abermals von seinem schwitzenden Haupt herunterrutscht. Diesmal segelt sie in die Badewanne, treibt langsam über den kräm zu färbenden Gardinen dahin, verliert überraschend schnell ihre elegante Form, während das gelbe Wasser noch schneller eine seifig-graue Tönung annimmt. Die Frau rührt sich nicht, und Herrn Plochingers Schutztuch hat sich in den Leiterscharnieren heftig festgeklemmt — so dauert es geraume Zeit, bis der völlig aufgeweichte Hut aus der verfärbten Brühe herausgefischt wird. Beim Ausschwenken bekommen die weißen Badezimmerwände graue Besprenkelung. „Den müassen S' mir aber ersötzen!" murmelt Herr Plochinger drohend; er nestelt dabei an den Sicherheitsnadeln herum, um sich von dem Handtuch zu befreien, was ihm erst nach großer Anstrengung und mehreren Stichen gelingt. Während die Frau in ihrer beängstigend apathischen Haltung verharrt, schwillt Plochingers Kopf feuerrot an. Der triefende Hut hängt über der Arbeit zwischen seinen Zähnen, fällt beim Atemholen mehrere Male zu Boden und bekommt von Staub und Mörtel eine schmutzige Streuselschicht. Endlich befreit hängt Herr Plochinger grimmig das Handtuch an den Fensterhaken und beginnt, den schwarzen Anzug mit seinen schmutzigen Fingern abzustauben. Derweil beginnt das Handtuch mit der Bedächtigkeit eines Zeitlupenbildes abwärts zu gleiten und nimmt schließlich außer Herrn Plochingers Zelluloidmanschetten die Lampenkugel mit zu Boden.

Die Lampenkugel zerschellt.

„Siehgstes", lacht Herr Plochinger gekünstelt, „die hätt i wahrhaftig vergessen." Er stopft die Röllchen etwas gewaltsam in seine Ärmel und sucht den Ausgang. „'s wird scho besser sein, i schick an Lehrbuam, zwegen der Lampen", sagt er gepreßt.

Die Frau folgt automatisch. „Ja, ja, des wird besser sein", wiederholt sie seufzend und öffnet weit die Korridortür.

„Grüaß God", sagt Herr Plochinger und enteilt.

„'s God aa", sagt die Frau.

Vom frühen Schnee

Vorm Fenster, ach, der schöne Schnee,
durch den es schwarz schon bricht.
Der warme Wind, er macht ihm Weh.
Der Himmel hilft ihm nicht.

Längst alles selig schlafen ging,
weiß lag ja noch das Tuch.
Und wen es träumend nicht umfing,
dem wurde es zum Fluch.

Doch mitten in der langen Nacht,
es tropft und klopft so schwer,
ist jäh ein junger Hahn erwacht
und fühlt die Erde leer.

Wie schrill klingt da sein spitzer Schrei,
der scharf den Bauer weckt.
Es schmilzt der Schnee, der Traum vorbei,
blank liegt, was er verdeckt.

Ernst Handschuch

Junggesellen-Silvester

(Rudolf Kriesch)



„Donnerwetter, nun möchte ich aber doch endlich mal das Kistchen Zigarren finden, mit dem ich mich eigentlich schon zu Weihnachten überraschen wollte!"

Lieber Simplicissimus!

Ein Arbeiter in einer Kleinstadt meiner norddeutschen Heimat besaß einen Ziegenbock, den er sehr liebte und auf den er für Zuchtzwecke berechtigte Hoffnungen baute. Als der Gerichtsvollzieher bei dem Arbeiter pfänden mußte, wollte er ihm dieses Tier aus dem Stall holen. Der Arbeiter bat den Gerichtsvollzieher, er möge das Tier vor der Versteigerung dadurch retten, daß er es auf wenige Tage in den Stall einstelle, den er doch bei seiner Amtswohnung habe; bald wolle er dann kommen und seine Schuld zahlen. Es geschah also. Als der Arbeiter nach drei Tagen schon das geschuldete Geld brachte, sagte der Gerichtsvollzieher ihm, es sei „man schade", daß das sonst gewiß so schöne Tier die ihm naturgemäß gegenüber der Ziegenwelt obliegenden Verpflichtungen nur zögernd erfülle. Darauf der Arbeiter: „Wat? Dree Dag' is de Bock nu Beamter, un nu glöwt he all, dat he ni mehr arbeeten mutt?"

*

Ein Inserat: Gebrauchter, gut erhaltener Schutzengel gesucht! Angebote an die WZ.

(Unter „Schutzengel" versteht man in Württemberg ein Spielgitter für kleine Kinder.)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 8gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.25** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Silvester

Die Mitternacht wird laut und immer lauter.
Raketen knallen, während Glocken läuten.
Es lärmt der kleinste Knirps, der ältste Krauter.
Das Ganze hat ein Neujahr zu bedeuten. –

Nun also lustig an den Jahresstart!
Wir sind um viele Energien reicher.
Und wenn auch manches schwierig bleibt und hart:
den ärgsten Krempel haben wir vom Speicher.

Es geht sogar schon ohne Nörgelei.
Die frische Luft, die wir im Lande spüren,
ruft allerhand Entschlossenheit herbei
und läßt die Hände, Gott sei Dank, sich rühren ...

Wir haben manches Neujahr angeprostet,
und manche Hoffnung ist noch nicht erfüllt.
Nun heißt's „Voran!", damit kein Werkzeug rostet,
das irgendeines Menschen Hunger stillt.

Dagobert Eck

Ich seh etwas, was du nicht siehst

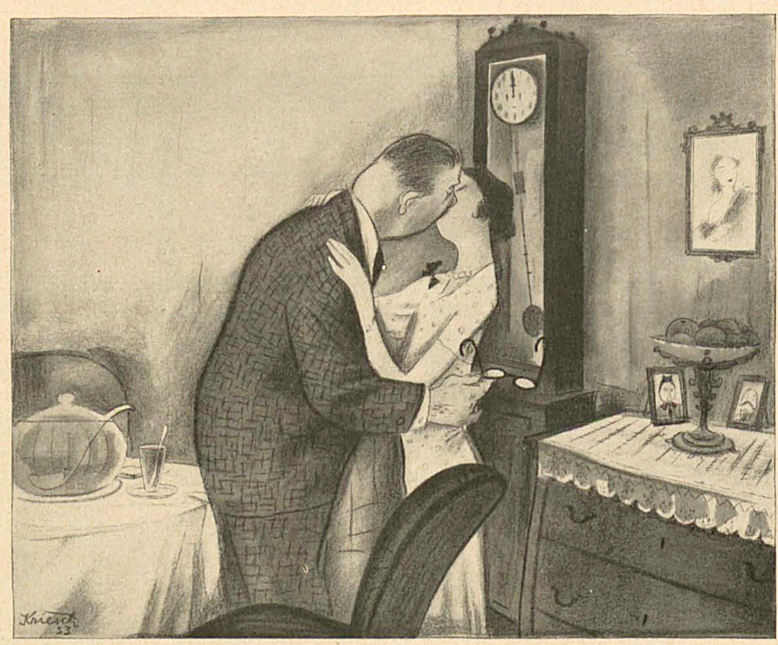
Von Bruno Brehm

Als Frau Aichmayr gestorben war, da erbte ihr Schwiegersohn, der Professor Mühlberger, nicht nur die Wohnung und die Möbel, sondern auch die alte Kindsmagd Marie, die nun seinen kleinen Rudi ebenso betreute, wie sie vor dreißig Jahren schon Mühlbergers Frau Emma umsorgt und großgezogen hatte.
Frau Landesgerichtsrat Aichmayr war die Tochter eines reichen Müllers gewesen und hatte, weit über die in ihrer Jugend vorherrschende Liebe für Nippes, Deckchen, Kissen und gebauschte Vorhänge hinausgehend, ihre Wohnung mit allen nur irgendwie erreichbaren Greueln vollgestopft. Ihre Witwenjahre hatte sie, während ihre Tochter Emma und deren Mann Mühlberger in zwei an das junge Ehepaar abgetretenen Zimmern hauste, meistens mit Staubwischen und mit der gerührten Betrachtung all der hundert zerbrechlichen Andenken verbracht. Marie, die alte Kindsmagd, war ihr dabei behilflich gewesen.
Nun war Frau Landesgerichtsrat Aichmayr tot, und Professor Mühlberger, den die Kindsmagd als einen Eindringling in die Aichmayrsche Familie ansah, als jemanden, der gar nicht das Glück verdiente, die liebe, gute Emma zur Frau zu haben, ja Professor Mühlberger hatte Großes vor; er wollte die dem Andenken des Landesgerichtsrates geweihten Zimmer beziehen und in ihnen vorher ein wenig Luft machen, was ungefähr der Rodung eines Urwaldes mit all seinem Unterholz und den üppigen Schlinggewächsen gleichkam.
Manche Dinge fand der Professor einfach unerträglich: so die Staffelei mit der lebensgroßen Photographie des Schwiegervaters oder die japanischen Rohrmatten, in denen Ansichtskarten aus aller Welt steckten, den Pfauenwedel vor dem Spiegel und die bunten Porzellanteller an den Wänden. Marie stand mit dem kleinen Rudi unter der Türe und schwieg voll Verachtung.

(Schluß auf Seite 479)

Vor Torschluß

(Rudolf Kriesch)



„Und nicht wahr, Max, im neuen Jahr wollen wir nie mehr miteinander streiten!" — „Nie mehr! Aber das kann ich dir sagen: den Punsch hast du wieder mal scheußlich gemacht!"

Titulescu

(Olaf Gulbransson)



Während die Welt sich nach dem Frieden sehnt, lechzt das Raubzeug nach Blut.

Schicksal

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Schweigen hängt über uns von den Sternen her,
Einsamkeit, auch wenn du neben mir kauerst, Bruder.
Jeder versinkt allein einst im wallenden Meer.
Keiner weiß, wann ihm krachend zerbricht das Ruder.

Stoßen die Vögel der Nacht herunter in tiefem Flug
und verdecken mit Drachenflügeln die Sterne —
wem von uns, wem gilt ihr drohender Zug?
Angstvoll duckt sich ein jeder, keiner geht gerne.

Schweigen hängt über uns von den Sternen her,
Einsamkeit, Bruder, was du dagegen auch tuest.
Aber für alle erstrahlt hoch über silbernem Meer
ER, in dessen großen Händen du sicher ruhest.

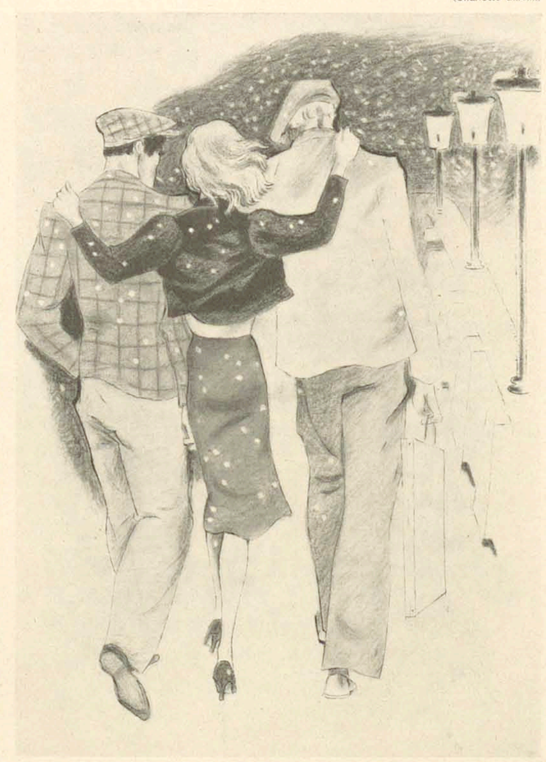
Johannes Hardt

(Schluß von Seite 476)

Andere Sachen ließen sich wieder brauchen, meinte Frau Emma. Das Material der altdeutschen Möbel sei gut, ordentliche, feste Eiche, die man nur so albern gebeizt habe. Wenn man sie abschliffe, die Löwenköpfe von den Sesseln nähme und die Girlanden von den Tischbeinen, so könne man ein ganz einfaches, ordentliches Speisezimmer haben. Die alte Marie hörte auch dies, und weil es Emma, ihre liebe Emma sagte, tat es doch nicht weniger weh.
Der Tischler kam, der Tischler versprach, diese Verjüngungskur vorzunehmen; der Tapezierer kam und spannte an Stelle der dunklen, gepreßtes Leder nachahmenden Tapete ein helles, freundliches Muster. Und nach zwei Wochen, in denen Marie böse und finster durch das Haus gewandert war, konnte das neue Zimmer bezogen werden. Als nun nach dem ersten Mittagmahle in dem neuen Speisezimmer der gute Professor Mühlberger nebenan in seinem Arbeitsraum auf dem Diwan lag und glücklich darüber war, nun auch wie ein Mensch seiner Zeit zu wohnen, da hörte er aus dem gewendeten Zimmer herüber die Stimme der alten Marie: „Rudi! Rudi, mein liebes Putzerl, paß auf, jetzt spielen wir! Was ist das? Ich seh etwas, was du nicht siehst! Es ist grün, tut den Augen weh und kann mir gestohlen werden!"
Da der kleine Rudi das Rätsel nicht erraten konnte, gab die alte Marie die Lösung: „Das ist die neue Tapete, Rudi, die dein Vater hat aufspannen lassen!" Das war so laut gesagt, daß es der Herr Professor auch im Schlafe noch hätte hören müssen. „Paß auf, Rudi", begann die alte Kindsmagd wieder, „ich geb dir ein Rätsel auf! Ich seh etwas, was du nicht siehst! Es ist nackt wie ein Frosch, glatt wie dein Popo, gelb wie ein Quargel und scheußlich wie ein Gespenst." Und da auch das der kleine Rudi nicht erraten konnte, gab die gute Marie wieder laut die Lösung zum besten: „Das sind die Möbel, die dein Herr Papa hat so schön zurichten lassen! Wenn ich mich draufsetzen müßt, mich möcht auf'm Hintern frieren!"
Das war noch lauter gesagt, und der Herr Professor nebenan überlegte, ob er dieses Spiel der alten, treuen Marie nicht durch einen wütenden Zwischenruf unterbrechen sollte. Aber die Neugierde zwang ihn nieder, er wünschte mehr von dieser scharfen Kritik zu hören.
„Paß auf, Rudi! Ich geb dir noch ein Rätsel auf: Ich seh etwas, was du nicht siehst! Es ist eine kahle Scheuer, es ist leer wie die Tasche von gewissen Leuten, die das Geld für Dummheiten hinauswerfen, an den Wänden hängen Bilder, von denen kein Mensch weiß, was sie vorstellen sollen, und wenn jemand hineingeht, dann kann man nur sagen: der paßt herein wie der Wurm in den Apfel, wie die Katz in den Vogelbauer und wie die Wanzen in ein Bett. Was ist das?"
Nun wurde es dem guten Professor zu dumm; alle Befürchtungen vor einem Zerwürfnis mit seiner Emma überwand er, irgendwo mußte doch dieser böse alte Drachen da draußen haltmachen, alles konnte er sich doch nicht gefallen lassen. Mit zwei Beinen zugleich sprang er auf den Boden und stürmte in das neue Speisezimmer. Die alte Marie stand vor ihm, die Hände in die Hüften gestemmt und lachte hell auf, da sie seinen Zorn sah.
„Ich weiß etwas, was du nicht weißt", rief die alte Kindsmagd dem kleinen Rudi zu.
„Ich weiß auch etwas!" schrie der Professor, „und ich will es Ihnen gleich sagen!"
Der kleine Rudi begann, als er den Vater so schreien hörte, alsogleich zu heulen.
„Ich seh etwas", schrie die alte Frau zurück, „was du nicht siehst! Es ist zornig, weil es die Wahrheit nicht hören kann, es schreit mit einer alten Frau, weil die ihm die Wahrheit gesagt hat, aber es kann doch nichts ausrichten, weil die alte Frau heute fortgeht und nicht wiederkommt! So, Rudi, spiel dich jetzt mit diesem Jemand, und die alte Marie geht, weil sie bei solchen Menschen nicht mehr bleibt!"
Und die alte Marie ging. Der Professor wurde des neuen Zimmers nicht recht froh, denn seine gute Emma erzählte ihm so manche vorwurfsvolle Geschichte, von denen jede von der alten treuen Kindsfrau handelte. Mühlberger selbst, der schon einen Aufsatz über den Kitsch entworfen hatte, schrieb ihn nicht zu Ende, da er erkannte, daß die Sache doch nicht so ganz einfach lag, wie er dies immer geglaubt hatte.

Im Anfang war die Tat

(Charlotte Gmelin)



„Siehst du, Fritz, im letzten Jahr habe ich einen Brautkranz gegossen, und es hat mich doch keiner geheiratet!" — „Na, dann gießen wir eben in diesem Jahr nicht, sondern ich tu's!"

Lieber Simplicissimus!

Die Rekruten müssen vor der Einstellung sich einer sogenannten Intelligenzprüfung unterziehen. Sie erstreckt sich auf Fragen aus dem Gebiet der Geschichte; auch muß der Mann rechnen und schreiben. Die Frage: „Welche berühmten Männer unserer deutschen Heimat sind Ihnen bekannt?", beantwortet ein oberpfälzischer Bauernsohn wie folgt: „Der Herr Koprator, der Kantor und der Schandarm."

*

Der schweren Prüfung der Konfirmanden in der Kirche, wie sie in Holstein Sitte ist, unterzog sich mit mir der Sohn des Produktenhändlers Zabel. „Christian Zabel, wo stehen die zehn Gebote?" fragte der Geistliche. Es entstand eine längere, feierliche Stille. Dann sagte Krischan Zabel, ungeachtet aller Vorsageversuche, stolz und selbstbewußt: „Voorne!"

Aus der Bauchperspektive

(E. Thöny)



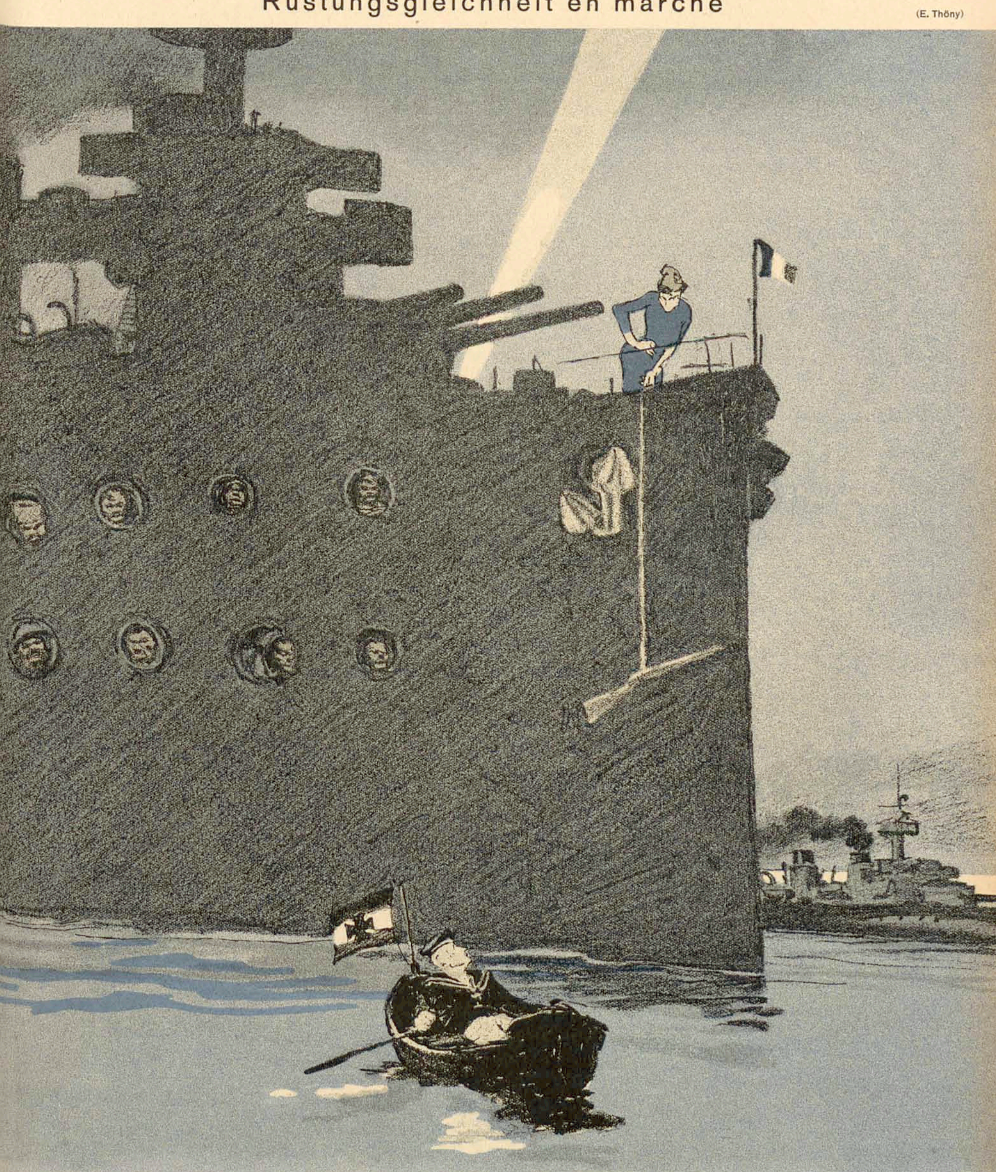
„Es geht doch nichts über einen schönen Wintersport!"

München, 7. Januar 1934 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 41

SIMPLICISSIMUS

Rüstungsgleichheit en marche

(E. Thöny)



„Hallo! Zum Zeichen der vertraglichen Gleichberechtigung — hier Ihr Anteil!"

(Hilla Osswald)



Der Sohn des Müllers / Von Richard Billinger

Nahe der Stadt Salzburg, den Alpen entfliehend, wachsen Bühel und Waldberge, die, noch den Duft des Gebirges tragend, den Menschen schon fruchtbar sind. Eine Quelle ergießt sich auf einem dieser Bühel, die durch die schöne Flut des Wassers seit eh die Menschen lockte. Ein Adelsgeschlecht erbaute nahebei ein Schlößlein. Lange stand es schon verlassen, der Dinge, die es schmückten, beraubt. Die riesigen Steinmuscheln, die das Wasser der Quelle, es abschnellend und verlierend, bargen, waren zerbröckelt, vom Moose umgrünt.
Das von keinem Parke oder Zaune beschützte Herrenhaus wurde eines Tages von seinem Besitzer, einem reichen Brauherren, verkauft. Als der Maiflieder verblühte, sah man vom Giebel des Daches ein Fähnlein flattern, das Zeichen, daß das Schloß wieder bewohnt sei. Nichts wurde aber verändert, kein Garten errichtet, die Wiesen schickten ihr Gras bis zum Steintrepplein des Hauses.
Anwohner sahen ein paar seltsam gekleidete Frauen in der Tagesfrische zu der Quelle gehen, die von einem Holzzaune eingegrenzt worden war. Neugierig spähten sie um die Bezirke des Schlosses, befragten den Briefträger, ein paar Tagelöhner, die im zerfallenden Stalle ihrer Arbeit als Maurer und Tischler dienten. Man erfuhr nur, daß das Haus einer Frau gehöre, einer fremdländischen wohl, da ihre Dienerinnen die glänzende Haut der Inder oder der Neger besäßen.
Eine halbe Gehstunde hügelab trieb die Quelle, schon bachstark, ein Mühlenrad. Die Mühle gehörte zum Schlosse, der Müller nahm sich die Erlaubnis, die neue Herrschaft zu besuchen. Der alte Mann wartete in einem Gemache, dessen Türen mit den Figuren tanzender Göttinnen bemalt waren. Dann stieg er eine Treppe aufwärts, sah an den Wänden vergilbte Bilder von Jagdfesten, Fuchshatzen, Karossen, denen kleiderbehangene Fräulein eben entstiegen waren.
Dem Müller klopfte das Herz, als sich die Türe in die Stube der Herrin öffnete. Erst sah er nur den Raum, dessen offene Fenster Wolken und Himmel einzufangen schienen. Ferne glänzten Leiber der Alpenberge, der Untersberg, der zwieförmige Staufen, der adlerbehorstete Berg Watzmann. Es verbeugte sich der Müller, gleich seinen Ahnen den Rücken krümmend. Er wußte später gar nicht zu sagen, wie seine Herrin ausschaue, er meinte, es sei ein schier überirdisch zartes Menschenwesen gewesen. Die Dame habe ihm die Pacht eines ganzen Jahres geschenkt und ihn gebeten, sich nicht mehr um sie zu kümmern. Er habe ihr dann von seinem Sohne erzählen müssen, der Ahnungen besitze, den Blitz fürchte, das Gesicht des Menschen enträtseln könne, ob es noch lange die Seele spiegeln, leben würde. „Schenke ihm dies!" Mit diesen Worten habe sie ihm ein goldenes Figürlein überreicht: ein nacktes Männlein fing mit aufgereckter Hand die Mondessichel. Es sei wohl ein Ding, das feie, die Blitze abwehre.
Die Neugier der Anwohner gab sich mit dem Berichte der Landeszeitung zufrieden, daß die Witwe eines asiatischen Fürsten das Schloß gekauft habe, die selbst nicht fremdgeboren sei, doch den Sitten des verlassenen Landes noch diene, das Fleisch verschmähe, nur der Andacht zu den Dingen lebe und ihren Leib, entbehrend und Zerstreuung in fremder Gottesgläubigkeit meidend, der Seele immer mehr untertan mache, an der goldenen Spindel des Glückes wache.
In einer Weidenmulde des Mühlbaches, die nach Taueinfall noch Tageswärme hielt, badete nach Feierabend der Müllerssohn. Niemand erschreckte ihn dort, fand den Nackten. Die Schloßherrin, die Abendkühle kostend, entdeckte den Wasserbrünstigen eines Juliabendes. Sie verriet sich nicht, stand still wie eine Weide, eine Nymphe, die eben dem Leibe eines Uferbaumes entronnen war und fernsichelnde Sterne begrüßte. Das weiße Antlitz des jungen Müllers, gebleicht durch den Dämmer der Mehlstuben, schien dem Marmor eines Götterbildes zu gleichen. Wie ein Pfeil stand der Nackte auf einem Moossteine. Das Weib meinte, der dürfe eine Lanze begehren, dem gehöre die Herde der Gazellen. Erschüttert ging sie heim, der Götter gedenkend, die ewig noch nach Tempeln rufen, ihre Höhlen öffnen, des Menschenleibes nicht müde werden.
Jeden Abend belauschte das Weib den Badenden. Eines Spätnachmittages schob sich eine Wetterwand auf. Die Tropfen berührten bald die Fensterscheiben, und das Gewitter schien seinen Weg über die Wiesen und Äcker des Schloßbühels nehmen zu wollen. Die Stuben funkelten schon voll nahender Gefahren, die Satane entzündeten die schlechten Gewissen der Bauern. Die Gewitterfurcht, die ahnenüberkommene, bedrängte die Herzen. Wind seufzte auf, Donner klumpte, als sänge die Höllenharfe, als winselten die räudigen Hunde der Erhenkten.
Die Schloßherrin saß, selig in sich lebend wie ein Tautröpflein, auf dem Fensterbrette, lugte in die annahenden Wolken. Sie gedachte ihres nackten Freundes, sie wünschte, bei ihm zu sein. Eben als sie diese süße Frucht des Verlangens genoß, zerspaltete der Blitz die wipfelhohe Tanne vor dem Schloßtrepplein, und ein junger Mann stand im nachtdunklen Zimmer, trug in offener Hand das Figürlein eines nackten Tanzenden, der die Mondessichel faßte.
Der Müllerssohn, geführt vom Verlangen, von anwehenden Wünschen und Gedanken begrüßt, war zur Schloßherrin gegangen, so wie er eben aus dem Wasser gestiegen war, in dem er gebadet, die gewitterwarme Welle erprobt hatte, in Hose und Hemde, die nackten Füße von den Sandalen beschützt. Statt zu sprechen überreichte die Froherschrockene dem Besucher sommerreife Pfirsiche und die ferngekauften Trauben. Den atemreinen Mund küßte das Weib, während das Gewitter abzürnte, der Regen klang, die Flöten der Amseln neu ertönten.
Die Nacht schreckte die Liebenden nicht, es schrieen schon die Hähne, als der Müllerssohn heimkehrte. Am Abende schwamm er trotz noch träufelnden Regens in seinem Bachtümpel, ihm wehrte aber etwas, den Weg ins Schloß zu suchen. Wohl wußte er es, daß er einer Gefahr, einer lebennehmenden, gestern entronnen war, daß der Blitz ihn nicht gefunden habe, daß er jetzt aber wohl „geheilt" und, aller Düfte, aller gefährlichen Ahnungen, Traumesflügel entbunden, „nüchtern" geworden sei, als Mensch nun atme, den kein Adler mehr überflöge. Warum? Es gibt ein

Rauhnacht-Spuk

Von Dr. Owlglaß

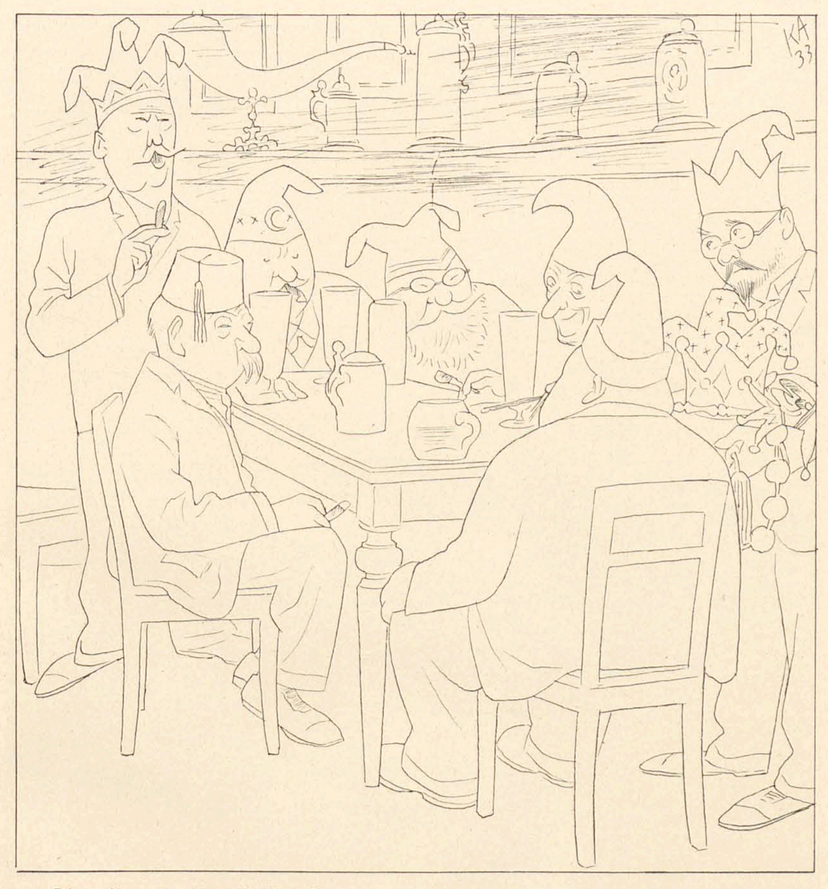
Was hat da gerufen
durch die froststarre Nacht?
Klang das Poltern von Hufen?
Hat's geklagt? Hat's gelacht?

War's im Erdgrund ein Beben,
das so schaurig gedröhnt?
Hat das schlafende Leben
in einem Alptraum gestöhnt?

Ach, die Stund' ist noch ferne,
wo der Nachtnebel weicht . . .
Bloß der Mond und die Sterne,
die wissen's vielleicht.

Kompromiß

(Karl Arnold)



„Als Prinzen Karneval schlage ich Herrn Spenglermeister Alois Winthier vor. Er war zwar Mitglied der Zentrumspartei, aber er ist immerhin ein Viech und kennt si aus mit der Gaudi."

Geheimnis der Natur, das die trinken, die sich zu keinem Weibe zerspalten, die der Natur nicht, der elementewesenden und altarkeuschen, abtrünnig werden, die „schöpferisch" bleiben durch ihr Säuglingsatmen, ihr nicht opfertolles und ausspendendes Mannbarwerden.
Eine Magd des Müllers erkrankte am nächsten Tage. Der Müllerssohn nahm die Sichel der Bettgefesselten, arbeitete für die Bedürftige. Blasen glühten bald auf der geräteentwöhnten Hand, der Schweiß rann aus dem Leibe. Ein Gewitterchen spielte wieder am Horizonte. Die Arbeiter scheuten den Blitzesüchtigen, sie baten den Jungen, heimzulaufen. Jäh spie der Wind seinen Giftodem, als der Donner anrollte. Die Dienstleute beschlossen, das Gewitter in der Kapelle abzuwarten. „Du geh heim!" befahlen sie dem Sohne des Müllers.
Der Ausgestoßene lief nach der nahen Mühle. In einem Birkenwäldchen glaubte er eine Zufluchtsstätte zu sehen. Er zögerte. Da rief eine Stimme aus dem Wäldchen. Die Schloßherrin war auch vor dem Regen in das Wäldchen geflohen. Die Sichel trug der Junge in der Hand. Er lief nicht den Weg zu seinem Vaterhause, der Brünstige schritt in den Birkenhain, wie ein Märtyrer aus Wunden Blut zeigend, wie ein Faun seines Leibes froh. War es ein Kind, das er jetzt in seine Arme schloß? Dem er Mund und Wangen küßte?
Das Gewitter trieb wolkengeschwind dem Gebirge zu. Der Regenbogen fußte schon auf dem Lande. Da sprang ein Blitzlein noch aus einem Dunststreifen, einem purpurfarbenen. Vögel sangen hell in den Birken.
Der Müller fragte die Dienstleute, die die Abendsuppe in der Stube löffelten, nach seinem Sohne. Der sei vor dem Wetter heimgelaufen, sagte der Fuhrknecht. Ein Bettelmann trat ein und brachte die Kunde, der Blitz habe heute im Birkenwäldchen zwei Menschen erschlagen, die in Liebe sich umfaßt hielten.

Schnee

(Rud. Sieck)



Schau auf den Schnee, wie er die Tannen kleidet,
von kleinen Lüften leis herangeweht,
wie er sein weißes Fallen still erleidet
und schleppt kein Fragen oder Ziel-Gebet
noch Not von Wissen oder Wünsche-Spiel,
er rastet nur, wohin er eben fiel:
so sollst du schweigen auch und nicht mehr fragen
und nicht mehr Worte von dem Sommer sagen —
nur leise abends zwischen unsern Wegen
die kühle Hand auf meine Stirne legen.
Der Berg hält seinen Atem. Schnee ist weit.
Die Wege hinter mir sind zugeschneit.
Da ist kein Weh, kein Frohsein mehr und nichts
als Schnee mit einem Glanz des fernen Lichts.

Rolf Grasby

Der Säufer

Erinnerungen eines Werkstudenten
von Eduard Steiner

Der Alkohol stand bei Edis Eltern sehr in Mißkredit. Der Vater hielt sich, weniger aus moralischen Erwägungen, als mit Rücksicht auf seine durch den Schützengraben stark zerrüttete Gesundheit, von ihm fern. Für die Mutter aber bedeutete er die Ursache jeglichen Übels. Mit allen Mitteln suchte sie den Sohn vor dem Trinken zu bewahren. Unter der Assistenz einer alten Tante, die außer dem Rosenkranz nur den Klatsch kannte, und die der Junge im elterlichen Hause öfter zu Gast sah, als ihm lieb war, hielt sie ihm stets einen längst verstorbenen Vetter vor Augen, der angeblich durch den Suff seine ganze Studienzeit vertrottelte und nie zu einem Examen kam.

Abgesehen von einem kleinen Schwips beim Abitur hielt sich Edi gewissenhaft an die wohlgemeinten Ratschläge, und als er das erste Semester die Universität besuchte, war von der vielgerühmten Zechfreudigkeit der Studenten bei ihm wenig zu merken.

Doch was die Füchse in den Verbindungen lernten, sollte ihm bald anderswo ebenso gründlich beigebracht werden. Schon die ersten Ferien brachten die für ihn einschneidende — oder, um mit Tante Julie zu sprechen, „förchterliche" Wendung. Er fand als Werkstudent Aufnahme bei einem Bauunternehmen, wo er nicht nur mit Mörtel und Ziegeln, sondern auch mit dem Bier gut Freund wurde, freilich nicht aus „Mangel an innerem Halt", sondern aus Gründen der Notwendigkeit, denn die schwere, ungewohnte Arbeit in der sommerlichen Hitze erforderte neben einer kräftigen Ernährung ein ebenso kräftiges Getränk.

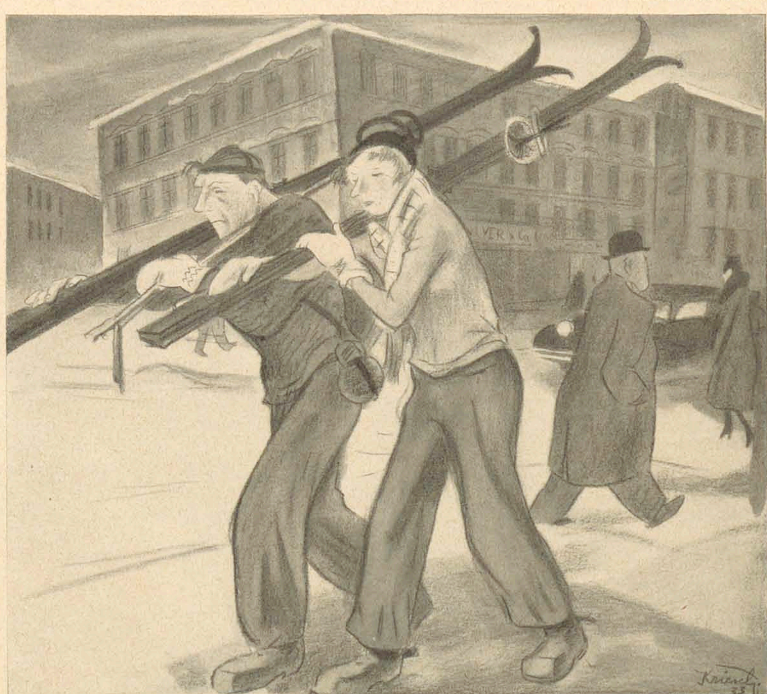
Mutter und Tante teilten diese Anschauung nicht und sahen mit Bangen dem unaufhaltsamen sittlichen Verfall Edis entgegen. Die Gemüter beruhigten sich erst wieder, als sein Bierkonsum mit dem beginnenden Wintersemester wider Erwarten beträchtlich zurückging.

Infolge der stetig wachsenden Arbeitslosigkeit war es für ihn nicht leicht, in den nächsten Ferien eine geeignete Verdienstmöglichkeit zu finden, und es dauerte Wochen, bis er endlich in einer — Brauerei unterkam. „Nu is er verlore!" seufzte Tante Julie. Um dreißig Silberlinge hatte Judas den Herrn verraten — dreißig „Blechle" (so nannte sie die metallenen Biermarken) erhielt Edi neben seinem Wochenlohn!

Die Veränderung in seinem Wesen schien ihre Befürchtungen zu bestätigen. Wortkarg saß er beim Morgenkaffee und verließ mit barschem Gruß das Haus. Ungern ging er zu seiner neuen Arbeitsstätte, denn der Dienst in der Flaschenfüllerei war ihm bald mehr als zuwider. Nicht daß er dort hätte besonders schuften müssen. Das, was ihn beengte und wogegen sich sein Innerstes aufbäumte, war das raffiniert ausgeklügelte System der Fließarbeit, welches hier den Menschen beherrschte, ihn geradezu zur Maschine stempelte und ihm jede Möglichkeit nahm, seinem Schaffen eine persönliche Note zu verleihen. Sein Auge sah tagaus, tagein nur Transmissionen und Riemenscheiben, karussellartige Füllapparate und abgehärmte stumme Menschen, die wie er mit den ewig gleichen apathischen Bewegungen leere Bierflaschen in die Maschine steckten und volle herausnahmen, um sie in Tragbehältern zu je zwanzig Stück auf das endlose Transportband zu stellen. Er hörte nichts anderes als das aufreizende

Unverdientes Glück

(Zeichnung von Rud. Kriesch)



„Sag' amoi, Franzl, wia kann's denn bloß no an Menschen geb'n, der wo net Ski fahrt?" — „Jaja, so oaner is ja gar net wert, daß zwanz'g Grad unter Null hat!"

Vereinsgründung

(Zeichnung von Weps)

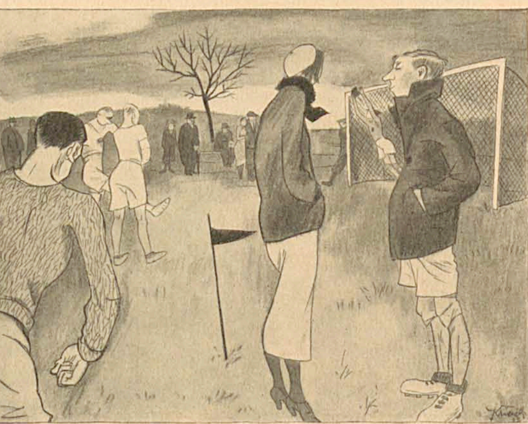


„I sag' wia's is: mehr wia drei Mitglieder darf a Verein net hab'n, sonst gibt's bloß Streit!"

Surren der Antriebsmotore, das taktmäßige Klatschen der Treibriemen, das höhnische Knarren der Förderanlage. Gedrückt und verbissen bediente er die Füllmaschine, und bald war es nicht mehr der Durst allein, der ihn nach dem Maßkrug greifen ließ. Die Mutter schüttelte besorgt den Kopf, wenn er des Abends abgespannt und mürrisch nach Hause kam und bei Tisch auf ihre Fragen mit schwerer Zunge verworrene Antworten gab.
Zu seiner freudigen Überraschung erfuhr er eines Samstags, daß er von der nächsten Woche ab einem Bierauto als Mitfahrer zugeteilt sei.
Vergnügt schlüpfte er am Montag in den steifen Guttaperchaschurz und stülpte sich die groben Fäustlinge über die Finger. Er griff beim Aufladen tüchtig zu und schwang sich dann mit einem kühnen Satz in das Bremshäuschen des Anhängers, während der Chauffeur und ein weiterer Mitfahrer im Triebwagen Platz nahmen. Beim Verlassen des düsteren Brauereihofes pfiff er lustig wie der Star im Kasten und handhabte Bremse und Richtungszeiger, als hätte er in seinem Leben nie etwas anderes getan. Bald hielt der Lastzug vor einer kleinen Vorstadtwirtschaft. Ehe man ans Abladen ging, gab ihm der Chauffeur, ein junger baumlanger Kerl, mit Sommersprossen, borstigen roten Haaren und dem schönen Namen Toni Kaas, einige kurze Anweisungen über den Umgang mit Gastwirten. Dann klappte man die Bordwände herunter. Toni holte die Fässer vom Wagen, die Edi über den' Gehsteig dem Mitfahrer Hans zurollte, der sie auf den in den Keller führenden Aufzug schichtete. „Du hast scheinbar an da Arbat an Aff'n g'fress'n", knurrte der feiste Graubart, dem das von dem Studenten vorgelegte Tempo auf die Nerven ging, denn „nur net dastess'n" war seine Parole. Nachdem die leeren Banzen aus dem Hausflur gekollert und auf dem Wagen verstaut waren, trat das Kleeblatt in die um diese Stunde noch unbesetzte Gaststube. Dort stand für die Bierführer eine Brotzeit bereit, bestehend aus einem Stück Preßsack, Brot und einem Glas Bier. Edi stellte sich dem blaunasigen Wirt vor. Dieser setzte sich zu ihm, erkundigte sich mit geschäftsmäßiger Freundlichkeit nach dessen Studium und fragte ihn, wie ihm das neue „Schanzerl" gefalle. Der Student erwiderte aufgeräumt und mit vollen Backen kauend. In der Zwischenzeit suchten Hans und Toni die alte Kellnerin aufzuzwicken, die an der Schenke grantig und verschlafen Gläser spülte. Nach beendetem Frühstück kassierte Hans die Rechnung und meinte mit verschmitzter Miene zum Wirt: „Heut' kunntst schon no a Haferl spendier'n, wo ma so an feina Maxä bei uns hab'n!" Der Angeredete ließ sich nicht lumpen und schenkte nochmals ein. Außerdem verabreichte er dem Chauffeur und Edi je eine Schachtel Zigaretten, während sich der Nichtraucher Hans durch eine Prise aus dem Schmalzlerglasl des Gastgebers entschädigte. Die Zeit war knapp. Sie tranken im Stehen aus, verabschiedeten sich und sprangen neuerdings in die Kiste.
Schneller ging es beim zweiten Wirt, der als Knauser bekannt war. Sie luden ab, kassierten und dampften gleich wieder los.
Dafür wurden sie von der dicken Huaberin mit respektablen Leberknödeln traktiert und durften Bier trinken, soviel sie wollten.
Mittags hatte der Werkstudent in einer Fabrikkantine neben einem Schweinsbraten die vierte Maß vor sich stehen. Eine eigenartige Müdigkeit überkam ihn plötzlich, und das braune Gesöff wollte ihm gar nicht mehr schmecken. Toni (der Kassier sagte immer „Dahnie") hatte das gleich gespannt. Durch einen nahrhaften Tritt auf die Zehen und einen vielsagenden Blick gab er ihm höchst eindeutig zu verstehen, daß man das angebotene Essen und Trinken auf keinen Fall ausschlagen dürfe. Edi raffte sich deshalb auf und schwemmte das fette Schweinerne mit dem „Plempl" hinunter. Nach kurzer Rast kletterte er mit schlotternden Knien auf den Anhänger.
Beim Schmidwirt in der Au gab es Weißbier.
Als man vor dem nächsten Gasthaus hielt, war der Studiosus eingeschlafen. Durch einen unsanften Puff geweckt, jonglierte er wie ein Traumwandler mit den Banzen, und als ihm das Biermädl, welches Toni auffallend zärtlich behandelte, eine schäumende Maß hinstellte, wurde ihm ganz schwummelig. Trotz aller Rücksichtnahme auf die Kollegen lehnte er den Trunk kurzerhand ab und redete sich dabei mit unbeholfenen Worten auf eine Magenverstimmung hinaus. „Was? Im Mag'n feit's da?" fragte die Resl, und ehe der Arme etwas erwidern konnte, war sie schon in der Küche verschwunden. Durch das halboffene Schubfenster hörte er sie mit der „Frau" sprechen: „Da Toni hot heit so an ausg'hungerten Student'n bei eahm. Ganz kaasig is a, koa Bier mog a; im Mag'n hot er's, sagt a. Geh, hab'n S' koan Schnaps dafüa?" Darauf schob die Wirtin den Bauch durch die Kuchltür und kredenzte ihm voll Erbarmen eine Tasse (!) Zwetschgenwasser. „So, des trinka S' jetzt, und zwar auf oan Zug, na werd Eahna glei anders!" Vor so viel Mitgefühl mußte er sich beugen. Mit stieren Augen griff er nach dem Schierlingsbecher und schluckte mit Todesverachtung die Medizin, die ihn wie Feuer in der Kehle brannte. — Nun wurde ihm wahrhaftig anders! Aber das, was sich jetzt und im Laufe des weiteren Nachmittags ereignete, sei lieber nicht wiedergegeben. Edi selbst weiß bloß noch, daß man ihm später im Brauereihof den Kopf unter die Wasserleitung hielt, daß er beim Heimradeln die ganze Straßenbreite benötigte, und daß zu Hause Tante Julie — ausgerechnet zu dieser Stunde war sie wieder da! — bei seinem Anblick nach Luft schnappte, wie eine an Land geworfene Kaulquappe.
Mit schwerem Kopf fand er sich am nächsten Morgen in der Garage ein, wo er zur Zielscheibe des Gespötts sämtlicher Bierführer wurde. Nur wer deren ungewaschene Mäuler kennt, weiß, was das für ihn bedeutete. Am liebsten wäre er einem jeden an die Gurgel gefahren! Aber ihm war so mies, — so mies! In seinem Grimm bedachte er sämtliche Anwesenden mit dem bekanntesten aller Klassikerzitate und kroch nach dem Aufladen schleunigst in seinen Bremskasten. Er wollte diesen Lackeln schon noch beweisen, daß er kein „Papierener" war.
Vorerst war allerdings nicht daran zu denken. Den Samstagnachmittag und den Sonntag verbrachte er im Bett, und zu Beginn der neuen Arbeitswoche erschien er wieder frisch und munter in der Brauerei. Auf Grund eines klug angelegten Feldzugsplanes fraß er nun wie ein Drescher und trank fürs erste wenig Bier, steigerte aber systematisch die tägliche Menge. Nach ungefähr vierzehn Tagen war er so weit, daß er sich mit all denen messen konnte, die ihn zuerst bespöttelt hatten, und als er gegen Endo der Ferien den Vierlinger Pepi, einen Mälzer, der wegen seiner Trinkfestigkeit berüchtigt war, im Bräustüberl unter den Tisch soff, konnte er sich mit ruhigem Gewissen von seinen Brauereispezln verabschieden.
Zu Hause war man froh, als man den Sohn wieder beim Studium wußte. Freilich dachten Mutter und Tante bald ängstlichen Herzens an die nächsten Ferien. Wo mag da der Edi landen?
Hoffentlich nicht in einer Schnapsbrennerei!

Schwacher Trost

(Rudolf Kriesch)



„Nee, Fritze, det is nich schön, daß de von wejen Fußball jar keene Zeit mehr for mich hast!" — „Aber Mieze, zwischen der ersten Halbzeit und der zweiten Halbzeit hab' ick doch immer 'n bißken Zeit!"

Charakter

Von Hans Riebau

I.

„Henry?"
„Ja. Wer ist dort? Ruth?"
„Ja, ich bin es, Henry."
— — — — — —

Henry nahm den Hörer vom Kopf. Es war, als ob das Zimmer sich um ihn drehte. Dann riß er sich zusammen. „Was verschafft mir die Ehre deines Anrufes?" fragte er und versuchte, seiner Stimme einen ironischen Klang zu geben.

„Ich muß dich unbedingt sprechen", sagte Ruth. „Kannst du um vier im Café Horstmann sein?"

„Mich sprechen?" flüsterte er. „Nachdem du mich so verabschiedet, nachdem du mich behandelt hast, wie — — —"

„Bitte, Henry, ich werde dir alles erklären. Um vier Uhr bei Horstmann?"

„Ich komme", murmelte er und hängte an.

II.

„Siehst du", sagte sie und wischte mit einem Tüchelchen im Gesicht herum, „laß uns das Vergangene vergessen. Du bist, wie ich gehört habe, verlobt, und auch ich bin — — —"

„Aha", lächelte er, „und nun? Welchen Dienst werde ich dir zu leisten haben?"

„Die Briefe", flüsterte sie, „diese dummen, heißen, zärtlichen Briefe, die ich dir geschrieben habe, mußt du mir zurückgeben."

Er runzelte die Stirn. „Aber warum denn nur?" fragte er, „ich habe dir geschrieben, du hast mir geschrieben. Niemand kann uns einen Vorwurf daraus machen, auch dein Verlobter nicht."

„Frag' nicht", bat sie, „ich muß, aus welchem Grunde auch immer, die Briefe zurück haben."

Er überlegte, griff in die Tasche und zündete sich eine Zigarette an. Seine Augen blickten entschlossen, als er sagte: „Ich gebe dir die Briefe nicht zurück." Einen Augenblick schwiegen sie.

„Nun also", seufzte sie, „dann muß ich versuchen, daß wir uns auf einer anderen Ebene treffen und verständigen. Ich weiß, du bist kein reicher Mann. Du hast dich redlich zu quälen, und wenn du heute noch nicht verheiratet bist, so sind finanzielle Gründe daran schuld. Mein Verlobter aber ist Besitzer der Pengy-Werke. Kurz und gut also, ich biete dir tausend Mark für die Briefe."

Er saß da, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen. Langsam zerdrückte er die Zigarette im Aschenbecher. „Geld?" flüsterte er dann, „tausend Mark? Ich bin hergekommen, weil du mich darum gebeten hast, und nun — — — beleidigst du mich?"

Einen Augenblick zögerte sie. Ihr Mund verzog sich, als ob sie weinen wollte. Dann aber gab sie sich einen Ruck. „Zweitausend Mark", sagte sie, und als er sie weiter anstarrte wie ein Gespenst: „dreitausend Mark, viertausend Mark, fünftausend Mark." Sie lehnte sich erschöpft gegen die Sessellehne. Er aber stand auf. „Ich verkaufe mich nicht", rief er. „Wenn du mir gesagt hättest, warum eigentlich du die Briefe brauchst, warum dein Verlobter sie sehen will, vielleicht — — — wer weiß? So aber bekommst du sie nicht, und wenn du mir hunderttausend Mark bietest, und wenn du mir eine Million bietest — eine Mil—li—on, hörst du? — mein Ehrenwort, du bekommst nicht einen einzigen Brief!"

Er hatte die letzten Worte laut und mit Pathos gesprochen. Wie ein Held stand er da, mit angespannten Muskeln, die Fäuste auf den Marmortisch gestemmt. Und wie ein Held schlug er jetzt die Hacken zusammen — eine kurze Verbeugung; er ging.

Sie, verwirrt, erregt und im tiefsten Grunde ihres Herzens doch irgendwie beseligt, soviel Charakter bei einem Mann zu finden, dem ein paar tausend Mark eine neue Existenz und ein neues Glück bedeutet haben würden, blieb zurück.

III.

Abends saß er am Stammtisch, trank ein Glas Bier nach dem anderen und war offenbar im Begriff, eine ungeheure Ansammlung von Ärger abzureagieren.

„Was hast du?" fragten die anderen. „Ist dir etwas Unangenehmes passiert?"

„Nicht im geringsten", murmelte er, nahm sein Glas und starrte vor sich hin. „Aber sagt mal: Seid ihr eigentlich auch so grenzenlos dumm und werft die Briefe, die ihr bekommt, sofort, nachdem ihr sie gelesen habt, weg?"

Ein Mensch . . .

X

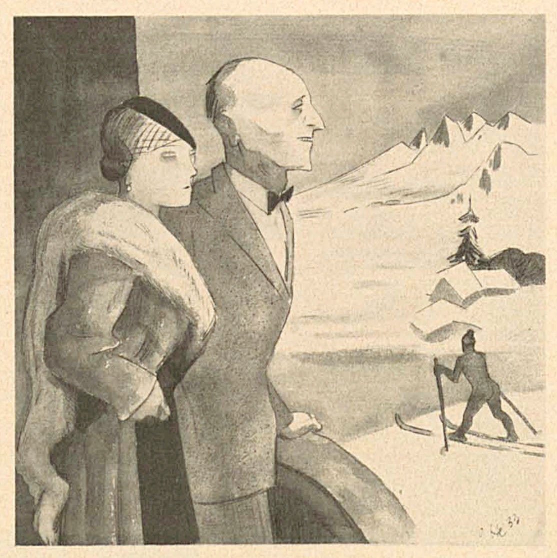
Ein Mensch — und das geschieht nicht oft —
Bekommt Besuch, ganz unverhofft,
Von einem jungen Frauenzimmer,
Das grad, aus was für Gründen immer —
Vielleicht aus ziemlich hintergründigen —
Bereit ist, diese Nacht zu sündigen.
Der Mensch müßt' nur die Arme breiten,
Dann würde sie in diese gleiten.
Der Mensch jedoch den Mut verliert,
Denn leider ist er unrasiert.
Ein Mann mit schlechtgeschabtem Kinn
Verfehlt der Stunde Glücksgewinn;
Und wird er schließlich doch noch zärtlich,
Wird er's zu spät und auch zu bärtlich.
Infolge schwacher Reizentfaltung
Gewinnt die Dame wieder Haltung
Und läßt den Menschen, rauh von Stoppeln,
Vergebens seine Müh' verdoppeln.
Des Menschen Kinn ist seitdem glatt —
Doch findet kein Besuch mehr statt.

Eugen Roth

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München DA. 17500 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Mißgeschick

(Zeichnung von O. Herrmann)



„Sind Sie auch schon einmal Ski gelaufen, gnädige Frau?" — „Probiert hab' ich's schon, aber es wird nur immer ‚Morgengymnastik' daraus!"

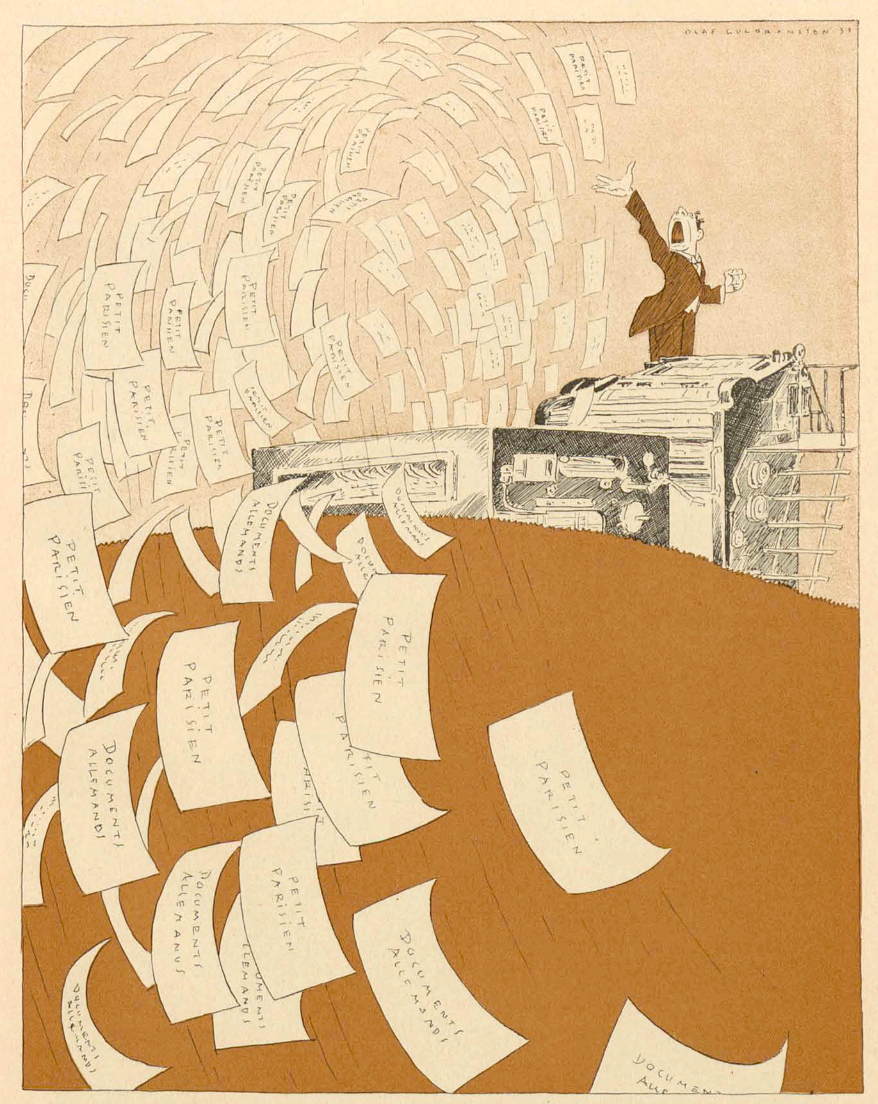
Das ist Jupp!

Von Wolfgang Federau

Hellwig saß nahe einem der großen Spiegelfenster des Cafés und blickte böse und gelangweilt auf das bunte Leben, das draußen auf der Straße vorübertrieb. Der Kellner seines Rayons hielt sich in der Nähe und warf zuweilen einen ehrerbietigen und fragenden Blick zu dem Gast hinüber, bereit, sofort herbeizueilen, wenn dieser einen Wunsch äußern sollte. Der Ober kannte Hellwig und kannte den Reichtum und den Einfluß, den sein Gast repräsentierte. Aber weder dieser Reichtum noch der elegante Anzug, noch die seidene Wäsche konnten verbergen, daß Hellwig von kleiner, schlechtproportionierter Gestalt war, daß er etwas verwachsen war — richtig gesagt, einen Buckel hatte — und daß sein Gesicht eine Unregelmäßigkeit und Häßlichkeit aufwies, die irgendwie an einen Pavian erinnerte.
Niemals vergaß Hellwig seine Mißgestalt, und die vierzig Jahre seines Lebens hatten nicht vermocht, ihn mit dem Mangel zu versöhnen, mit dem ein böses Schicksal ihn gezeichnet hatte. Nie gelang es ihm, sich einem Dritten zu eröffnen, sich ihm anzuschließen; sein immer waches Mißtrauen, das noch hinter dem harmlosesten Lächeln Spott und Mißachtung witterte, hatte ihm das Glück versagt, einen Freund zu gewinnen, hatte ihm den Trost einer Liebe, einer Gemeinschaft mit einer Frau verwehrt.
Einsam und kalt und verschlossen saß er vor dem runden Marmortischchen. Wirklich, er brauchte nicht zu befürchten, daß jemand kam und mit höflicher Geste bat, an seinem Tisch Platz nehmen zu dürfen. Unbewußt verbreitete er um sich herum eine Atmosphäre so eisiger Ablehnung, daß selbst in einem überfüllten Lokal sein Tisch nie von anderen Gästen in Anspruch genommen wurde. Lieber suchte man einen anderen Ort auf, um sich nicht dem Blick dieser harten und kalten Augen aussetzen zu müssen.
Diese Augen, wieder einmal die wogende Menschenmenge draußen streifend, kniffen sich plötzlich zusammen, wie man es wohl tut, um irgend etwas schärfer zu sehen. Hellwig zuckte zusammen. Sein Blick hing an einem Mann, der drüben an der Straßenecke stand. Ein sehr schäbig angezogener Mann war es: ja, sein Rock war geflickt und seine Hose auch, er trug keinen Kragen, aus der Weste sah ein Stück des wollenen Hemdes hervor. Er mochte in seinem, Hellwigs, Alter sein — aber sein vergrämtes, graues Gesicht war das eines alten Mannes. Manchmal sprach er die Vorübergehenden an — man konnte das deutlich sehen —, hielt ihnen ein Päckchen entgegen, wahrscheinlich Postkarten oder so etwas. Wollte er sie verkaufen? Oh — Hellwig kannte sich aus. Das mit den Karten, das war wohl nur ein Vorwand, um die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen. In Wahrheit jedoch war es eine blasse Geste, hinter der sich das andere, schlimmere verbarg: daß dieser Mann bettelte. Ein schüchterner Bettler, ein Anfänger zweifellos, der noch recht viel würde lernen müssen, aber immerhin — ein Bettler!
„Das ist doch der Jupp!" durchfuhr es plötzlich Hellwig. Kein Zweifel war möglich. Dies Gesicht, wie sehr es auch Sorge und Not zerstört haben mochten, war unverkennbar.
Im selben Augenblick stand Hellwigs ganze, verkümmerte Jugend wieder vor ihm auf. Dieser Jupp — er hatte mit ihm zusammen die Schulbank gedrückt, jahrelang. Hatte ihn gehaßt, all die Zeit, als seinen schlimmsten Feind, wie den Bösen schlechthin. Obgleich der ihm nie etwas angetan hatte. Gehaßt, wie der Kranke den Gesunden haßt: weil er so groß war, so schlank, so ebenmäßig gewachsen, weil er keinen Buckel hatte, wie Hellwig, und so stark war. Er hatte gewiß in einem Finger mehr Kräfte gehabt, der Jupp, als er, Hellwig, in seinen beiden mageren Fäusten. Und war immer gut gekleidet gewesen, dieser verwöhnte Sohn eines reichen Mannes.
Ein Mensch ohne besondere Geistesgaben, dieser Jupp, ein mittelmäßiger Mensch. Aber wenn er stecken blieb im Latein beim Cornelius Nepos oder bei den Metamorphosen, während Hellwig ein dickes Lob und einen Einser einheimste — was wog das Lob, was konnte es wiegen, wenn wenig später in der Turnstunde Jupp am Reck mit Eleganz die Riesenwelle absolvierte und der Turnlehrer, der viel zu robust war, als daß er sich in die Seele eines halben Krüppels hineindenken konnte, mit gutmütigem Spott sagte: „Na, Hellwig, wollen Sie das nicht auch mal probieren?" Dann war ihm das Blut rot in die Wangen geschossen, und die anderen hatten gegrinst, oh, so niederträchtig hatten sie gegrinst, mit der ganzen Grausamkeit der gesunden Jugend.
Hellwig hatte Jupp gegenüber nie aus seinem Haß ein Hehl gemacht. Aber der hatte ihn nicht zur Rechenschaft gefordert, hatte ihn mit der gleichmütigen Überlegenheit betrachtet, mit der man das Gekläff eines schmutzigen Straßenköters überhört. Er war ein mittelmäßiger Schüler, aber die Liebe der Kameraden gehörte ihm wie die seiner Lehrer. Die ihn gern mochten trotz seiner oft unzureichenden Leistungen, während sie für Hellwigs Arbeiten nur kühle Achtung aufzubringen vermochten. Und auch die Liebe der Mädchen fiel ihm zu, mühelos; auch jenes Mädchens, an das Hellwig sein Knabenherz gehängt hatte. Dieses Mädchens, das einen Abend lang still und aufmerksam seinen klugen Worten gelauscht, am nächsten aber sich mit Jupp getroffen und sich von ihm jauchzend auf dem Tanzboden hatte herumschwenken lassen.
„So weit also hat er's gebracht, der schöne, stolze Jupp", murmelte Hellwig. „Ein Bettler!" Und ein beseligendes Gefühl durchrieselte ihn: daß das Schicksal doch gerechter sein konnte, als er es bislang geglaubt hatte. Daß es ihm den Triumph dieses Anblicks schenkte, nach all der unverschuldeten Bitternis seiner Jugend!
„Jetzt endlich kommt der Augenblick der Rache", durchfuhr es Hellwig. In raschem Entschluß winkte er dem Ober, zahlte und stand dann schneller auf, als es sonst seine Art war.
Ich werde ihm einen Groschen geben, dachte er, während er quer über den Fahrdamm ging. Oder nein — ich werde ihm zehn Mark geben — hundert Mark. Meine Rache wird dann nur um so vollkommener sein. Je größer die Gabe, um so tiefer werde ich ihn demütigen.
Jetzt stand er dicht vor dem Mann. Wirklich, Postkarten hielt der in der Hand, selbst kolorierte. Er war immer ein leidenschaftlicher Zeichner und Maler gewesen, der Jupp.
„Na, Jupp", sagte Hellwig, und ein unendlich schmieriges Mitleid brach aus seiner Stimme heraus. „Ist das alles, was du erreicht hast mit deiner Riesenwelle, armer Kerl?"
Und er holte eine Banknote aus seiner dicken Brieftasche und warf sie dem anderen vor die Füße. Bücken sollte der sich! Bücken!!
Der Mann mit den Karten sah erstaunt auf Hellwig erst, dann auf das Geld zu seinen Füßen. Er errötete und gleich wieder wurde er leichenblaß. Im nächsten Augenblick schlug er dem andern die flache Hand klatschend ins Gesicht.
Es war ein leichter Schlag gewesen, eigentlich nur eine Demonstration. Ein symbolischer Schlag, ja. Aber Hellwig, empfindlich gegen körperlichen Schmerz, schrie laut auf und hielt sich die schmerzende Wange. In der nächsten Sekunde waren die beiden Feinde von einem Wall neugieriger Menschen umlagert. Ein Uniformierter kam, teilte die Menge. Mit einem Blick überschaute er die Situation.
„Warum haben Sie den Herrn geschlagen?" herrschte er den Bettler an.
„Er hat mir hundert Mark gegeben", sagte Jupp ganz ruhig, und dann, da der Beamte nach seinem Arm griff, mit der stolzen Überlegenheit seiner so lange schon entflohenen Jugend: „Lassen Sie mich los — ich komme freiwillig mit."

Französische Lügen-Rotationsmaschinen

(Olaf Gulbransson)



„Attention! Man will friedliche Beziehungen! Abwehrgeschütze an die Front!“

Integral / Von Edmund Hoehne

Liebes, liebes Leben,
lasse dich nicht schänden,
Gott hat dich gegeben
aus des Volkes Händen.

Volk ist nicht nur Summe
uns're Einzelseelen,
keine leere, stumme
Tafel nur zum Zählen,

was sich fügt zusammen,
sondern Urgestein,
darauf Gott mit Flammen
schrieb die Endzahl ein.

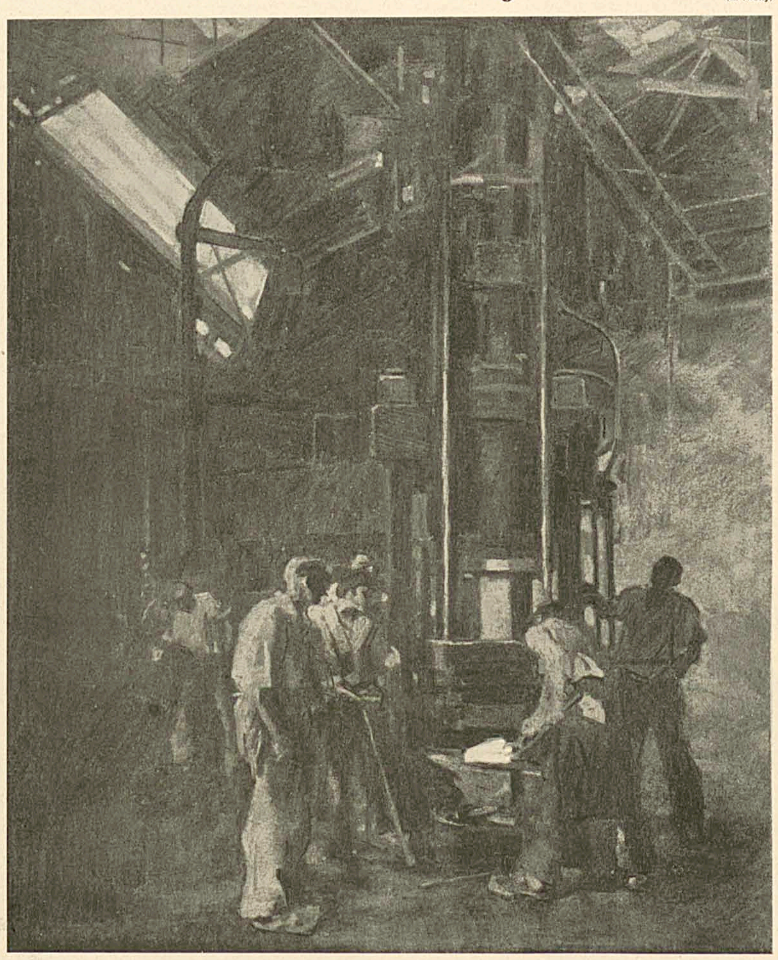
Doch – wer kann sie sehen
durch der Zeiten Dunst?
Lasset nicht erstehen
Afterrechenkunst!

Lernen wir geduldig,
hier im deutschen Tal,
keines Fürwitz schuldig,
Gottes Integral.

Füge dich ergeben
in dein Volkstum ein,
liebes, liebes Leben,
wahres deutsches Sein!

Höchstleistung

(E. Thöny)



„Für alle Arbeiten hat man Maschinen erfunden — aber die beste Erfindung wäre doch eine Arbeitsbeschaffungsmaschine!"

Zum 100. Todestag eines Welträtsels

(E. Schilling)



Wie es euch gefällt — jedem deutschen Schriftsteller im neuen Jahr seinen Kaspar Hauser!

Sondermission der Heiligen Drei Könige

(Wilhelm Schulz)



„Hoffentlich haben wir genügend Weihrauch für den abendländischen Professor Spengler, den tapferen Propagandisten unseres Morgenlandes!"

München, 14. Januar 1934

Preis 60 Pf

38. Jahrgang Nr. 42

SIMPLICISSIMUS

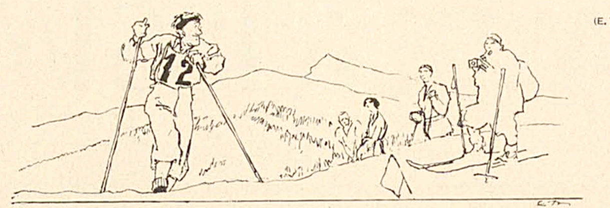
WINTERSPORT

U.S.A. gegen Bayern

(Olaf Gulbransson)



„Bloody fool, bloody!“ — „Damischer Hanswurscht, damischer!“


(E. Thöny)

Besondere Meinung des Hupfinger Joseph über den Wintersport, niedergelegt in einem Brief an sein zuständiges Amtsgericht

Hoher rath, ser wärte herrn!

indem das ihr jez beieinanter hockts zweng dem deutschen recht und schwihzt das den kopf das bruhmen ankomt, so theile ich enk mit, das disses das folk ser gefreut, dehn der Baur mus das ganz Johr schwihzen grad gnua. Und eigndlich worum solts ihr nicht.

Aber der christenmentsch sol erbahrmen ham miet seim nechsten und mier duhts ihr schon leit, dehn ich kenne dia luadan fo barigrafn und das is gewislich wohr, das ich nix damit ztoan ham mecht mei lebtag lang und das i liaba an engerling schluk alswia einen solchenen barigrafn.

Jez aber frahge ich an, ob das wohr is, wos sie neulings ihm bergländer bohten gschriem ham, nemlich das ihr eiren hochmuth abgelehgt habts noch for dem fal und das ihr eich an das folk wendets um mithilfe und rath fier das neie recht des folkes.

Das hat mier ser gefahlen und alsdan hät i halt einen solchenen und koan schlechtn net und 'fo mir könts scho einen rath nemmen, den i bin erenhalber gemeinderath in bimpfling und bauer dortselbst.

Mid dem hern kobrater hob i scho drüba gredt, und mid dem burgamoasta a, awa der is zbleed fier eine gude idäh.

Der her kobrater hot sein kohpf eizogn und hot gmoant, sie waar net schlecht die idäh, indehm das man net leignen kahn, das die schiefarer a wahre landplag worn san.

Recht host, hot er gsagt, da her kobrater und schreibs eana nur eini, des gfreuts gwies.

Und jez tua i enk also zu kundt und zu wiesen, wos mir bauern fo bimpfling einschtiemig beschlohsen ham, bies auf den burgermoasta, der zbleed is.

Beschluhs

Das betretten und befaren der Wiesn ist ferboten. Auch ihm Winther. Das schiefarn ist nur gestahtet wer einen Eintrid zalt. Unbefuhgten ist der Eintrid ferboten. Zu erfragen beim hupfinger joseph.

Hoher rath, das is unser beschluhs und dabei bleipts und wos wöllns nacha toan alswia zohln, wan mier einen eintrid ferlangen und fest zsamhoitn und das is net mer alswia recht und bilig.

Lasen sie uns bauern leicht am oktobafest z Minka draust umasunst auf dera achterban farn oder sonstwo abirutschn, frog i. Naa, niemals nicht. Mier keman alswia die gruhpftn göckel hoam und mit dene zenerln überanand sand glei a bar markln hi und schad is fiers göld.

Riempficha san mier scho, mier bauern, das is gwies, awa so bleed san mier jez niemermehr wia mier gwen san.

Den die Schiefarer sint auch ein groser schaten fier die lantwirdschaft nemlich wehn sie ihm fruajohr in die dunghaufna einifarn auf die häng und ihrerne batwahndln dahineinmachen staht in den schnee, der wo nicht mer da ist. Und dan tragen sie uns den halbaten miest an irerne hientern furt und das is dibschtahl.

Disses schedigt die lantwirdschaft auch, das si so ein lebtag machn, wan si bei da nachd durch das dorf karwatschn alswia die narieschen deifi oder die wuid jagt und irerne stöck einistessn in den drek, das dier die betstad underm hintern kracht und das fiech hat keine nachtrue nicht, wo dia luadan hinkemen. Dahs mergt man gleich an der milli.

Also sohlens mid fug und recht eine abgab zaln fier die bodenbenühzung, nacha sohls uns rechd sein und mier ham gar nix gegn die stodleit, gar nixn aa, recht kamod sans diamol, wahns uns aa dzeitungsbabierl und dschluphhosna und dschieschbizln und dlimonadflaschln übaranand da lasn wahn der schnee furt is, das die berg ausschaugen als wahns den griend hätn. Die schwarz pest sagn halt mier allawei dazua, weils a so schwarz herschaugn auf die weisen häng und uns bauern die ganz aussiecht zuadekn alswia dheuschrekn das land egipten in der bibel. Alsdan täten mier forschlagen dahs am übungshang dreisig pfening fier die bersohn zalt werd. Das is net zviel fier den gansen dag auffi und aberrutschn am hang. Kasiern tatens inserne buam, und das fiehgater is aso scho da, nacha kimt uns koana net aus.

Wans a tur machn mechtn, müassn sies halt extra meldn und achtzg pfening paschaliter waar scho recht dafier, wia fier ein bed halt im Summa. Und dös is net mer alswia rechd und billig, wan man bedengt, wos die fier a freid ham den ganzn dag und wia narisch dia san auf dös ruhtschn und was fier ein schaden das si anriechdn an dene zäun, und das si glei die eigenen buam vafiern, das sie umanand rutschn auf dene bretln den ganzn sondog staht daß in dkirch gengan und verderbn die guten sieten.

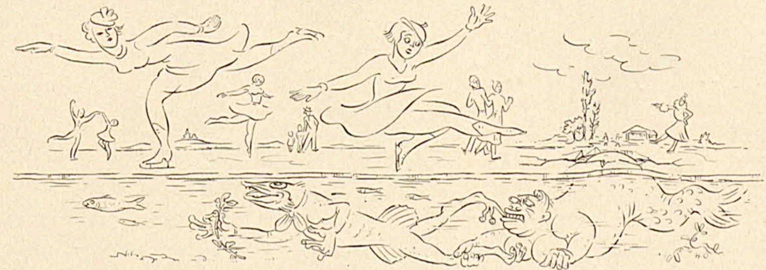
So und jez schreipts es einer in das neue recht und schreipts es dehm bergländer bohten, das das meine idäh is.

Aba schleunts enk, damiet das uns die säson net auskimt, wo in acht täg das schischpringen is und mier einen grosen erenbogen machen mid

hertzlich wilkohmen

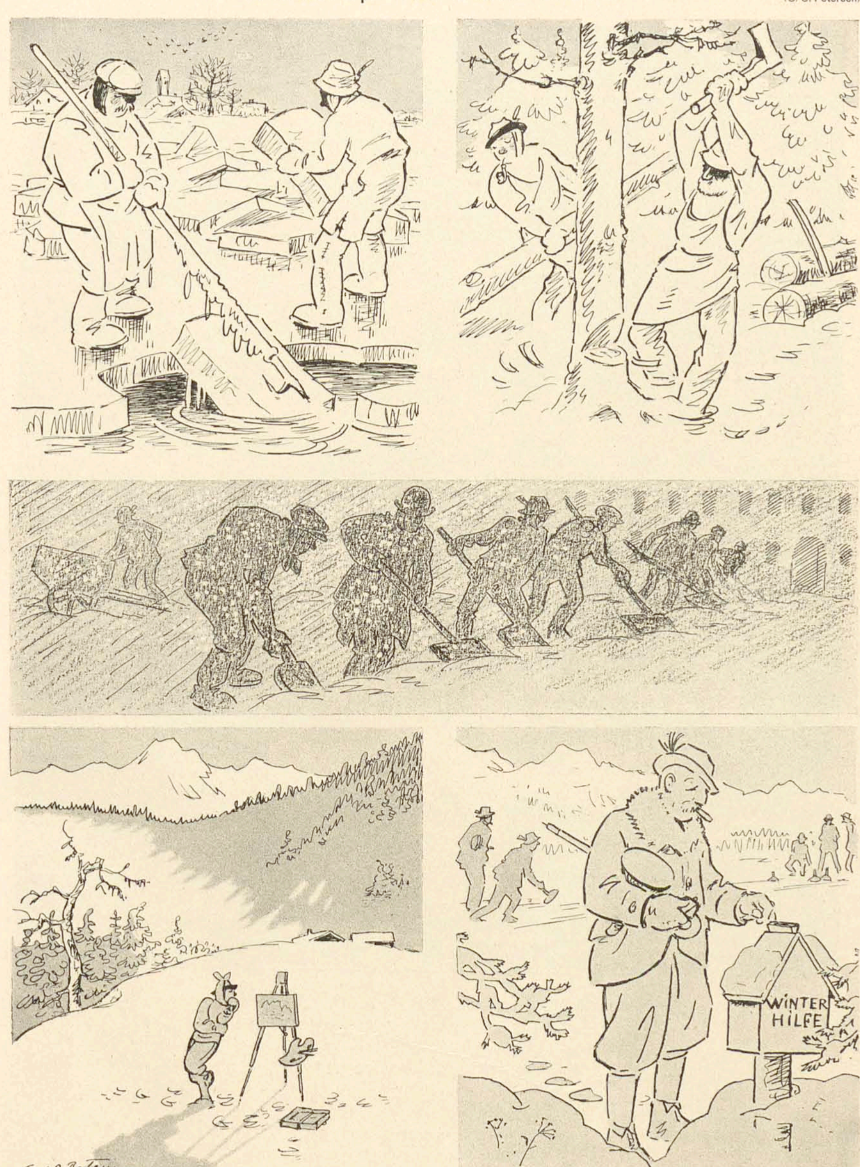
Mid gruhs hupfinger joseph.

Wahn mier wider eine idäh kimt schreib i enk scho wider.


(Hilla Osswald)

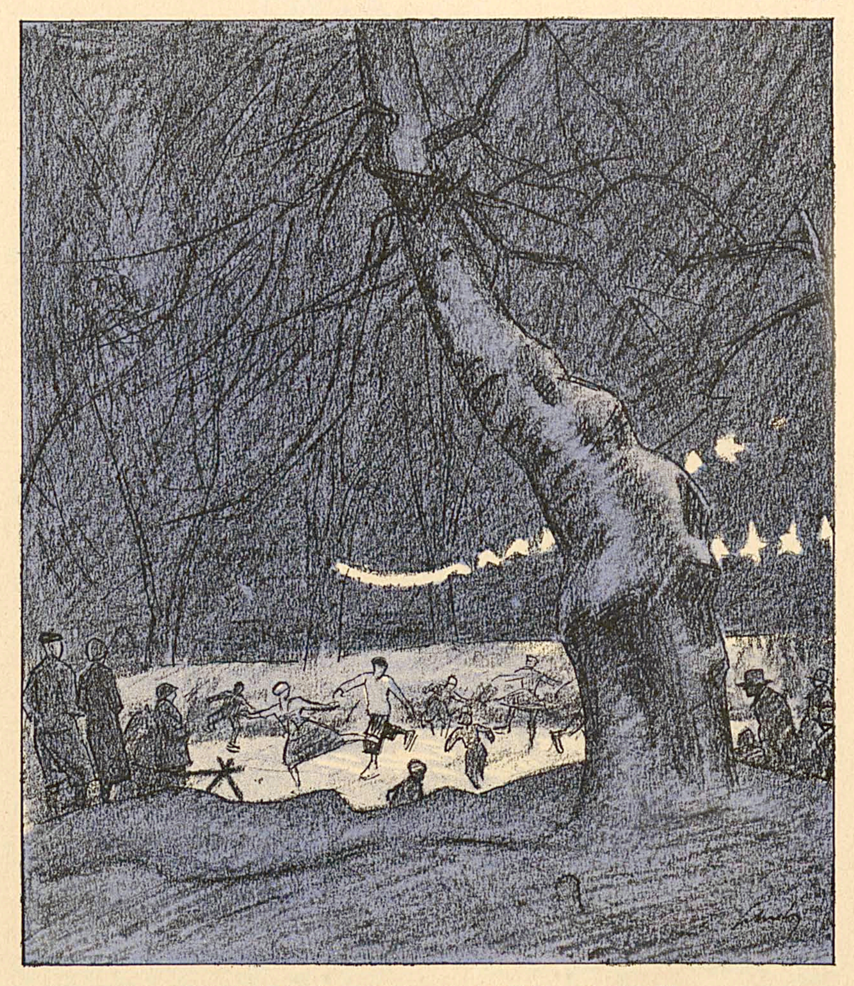
Wintersporte ohne Worte

(C. O. Petersen)



Eislauf

(Wilhelm Schulz)



Manche, die das Wasser meiden,
weil es keine Balken hat,
sieht man zweckbewußt sich weiden
am gefrorenen Substrat.

Bei Musik, zumal am Abend,
geht sogar das ältre Haus,
einen Grog genehmigt habend,
forsch auf Aventüren aus.

Jeder freut sich an dem Greise,
der des schönen Satzes Kraft
von dem Esel auf dem Eise
hier von neuem Geltung schafft.

Ratatöskr

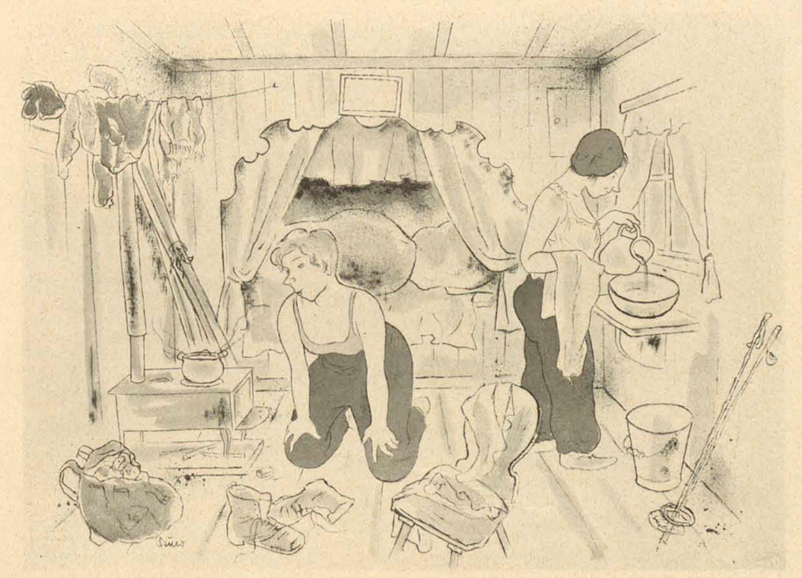
Wintersportliches Bekenntnis eines Dicken

Wer groß ist, kann dümmer sein als jemand, der klein ist — ohne daß es auffällt.
Wer aber klein ist, muß wenigstens einen Bauch haben, wenn er jemandem imponieren will.
Ich bin klein. Ich will imponieren. Ich habe darum die Konsequenzen gezogen.
Meine Verwandten sagen zu mir: Wer dick ist wie du, muß in ein Sanatorium, sonst stirbt er.
Ich bin in vielen Sanatorien gewesen — auch solchen, wo es nur trockene Brötchen gab und kalte Wickel gegen den Durst. Ich habe danach immer fünfundzwanzig Pfund an Gewicht und die dreifache Zahl an englischen Pfunden am Geldbeutel abgenommen. Nach drei Monaten waren die ersten wieder da, die zweiten leider nicht.
Nun sind meine Freunde und Angehörigen der Meinung gewesen, ich müsse Wintersport treiben. Dann käme ich rank und schlank zurück. Die Erkenntnis, daß es für sie billiger ist, wenn ich etwas für meine Gesundheit tue, als wenn sie einen Kranz zu meiner Beerdigung kaufen müssen, hat sie fanatisch gemacht. Ich gab nach.
Darauf führten sie mich in ein Sportgeschäft. Meine Frage, ob etwa ein altes Zirkuszelt, zum Skianzug umgearbeitet, vorrätig wäre, wurde bejaht. Dazu: Schal, Mütze, Wintersportstiefel, Handschuhe, Wollsweater und Schneebrille. Wenn ich meine Skiausrüstung anhatte, sah ich aus wie eine Tiefseetauchertonne, von der aus vorwitzige Menschen fünftausend Meter und mehr unter dem Meeresspiegel das Liebesspiel von Wasserflöhen zu photographieren pflegen.
Sodann rollte ich nach München.
Nun ist München jene Stadt, in der die Herabminderung der Flüssigkeitsaufnahme auf das Existenzminimum am schwersten ist. Außerdem sind Haxen vom Kalb und Schwein, sowie Züngerl, Schweins-, Brat-, Milz- und Weißwurst keine Abmagerungsdiät. Ich kam infolgedessen mit drei Kilo plus in Oberstdorf an.
Der Wittelsbacher Hof lag für mich verwegen hoch. Ehe ich mich an die verdünnte Luft gewöhnt hatte, durfte ich mir keine größeren Anstrengungen zumuten. Nachmittags saß ich im Löwen oder im Luitpold.
Es war sehr angenehm, zuzusehen, wie andere Sport trieben. Ein Ehemann aus Norddeutschland, der gleichfalls ein passiver Sportenthusiast war, gesellte sich zu mir. Seine Frau hatte einen Privatkurs bei einem Skilehrer. Sie lobte ihn sehr. Ihr Mann war andrer Meinung. Ich enthielt mich.
Nachdem ich mich an das Klima gewöhnt hatte (plus vier Kilo), begab ich mich zu dem Skikurs für ältere Herren, genannt Klub der Parterreakrobaten. Man schnallte mir „Bretterln" an und gab mir zwei „Steckerl" in die Hand. Beides war sowohl für die Fortbewegung als auch für die Veränderung der liegenden Lage in die stehende äußerst hinderlich. Am zweiten Tag hatte ich eine Sehnenzerrung am rechten Fuß und eine geprellte Linke.
Ich machte jetzt Schlittenpartien nach dem Freibergsee und ins Oytal. Das war sehr appetitanregend. Abends tröstete ich Ehemänner, deren Frauen mit Skilehrern tanzten. Wir gründeten einen Stammtisch und schlossen Skilehrer von ihm aus. Ich war Vorsitzender und hatte die Tagesspezialitäten auf der Speisekarte zu prüfen.
Als meine sportliche Körperbeschädigung geheilt war, konstatierte ich sechs Kilo Mehrgewicht.
Nun frage ich: Kann man jemandem, auch wenn er so wintersportbegeistert ist wie ich, zumuten, von morgens bis abends einen zwölfpfündigen Schinken als Übergewicht auf den Bretterln bergauf und bergab zu schleppen?
Ich habe niemanden gefunden, der diese Frage bejahte. Deshalb ergab sich genügend Zeit zur achttägigen Nachkur in München.
Als ich — um vierzehn Pfund schwerer — vom Wintersport zurückkam, meinten meine Verwandten, ich sähe trotzdem schlanker aus. Sie fügten hinzu, daß sportliche Betätigung Fett in Muskel verwandle. Das kann gut sein. Ich frage mich nur, was ich jetzt mit dem verwandelten Muskel unter dem Hosenbund beginnen soll.

Bob

Hütten-Menü

(Jos. Sauer)



„Mir scheint, i hob statt Margarine a Ski-Wachs ins Haferl!" — „Tuast halt no a Handvoll Kakao dazua, nacha merkt ma's net a so!"

Seufzer einer Schneegans

(Rudolf Kriesch)



„Ja, wenn man halt die Grazie von Sonja Henie und den Scharm von Marlene Dietrich hätte!"

Nächtlicher Wintersport im Gebirge

Von Karl Springenschmid

„Was ischt dös für a Spur?" fragt der Much, einen Haxen in der Kammer, den andern noch vor dem Fenster.

„Bscht, Muchele, nit so laut . . ."

„Was dös für a Spur ischt, frag i." Er reißt ihr die Arme weg, mit denen sie ihn umhalsen will. „Übers ganze Schneefeld her a Schgispur, akrat unter dein Kammerfenster!"

„Bscht, Muchele, nit so laut! Es kunnt üns ja der Bauer hören! Kimm einer und tue den Fensterladen zue . . ."

„Koan Schritt tue i nimmer in dei Kammer, ehvor i nit woaß, was dös für a Schgispur ischt, akrat unter dein Kammerfenster!"

„Kimm, Muchele, kimm, tue zue! Es geht ja soviel kalt einer . . ."

„Kalt oder hoaß! Dö Schgispur, sag i! Oder moanst epper, i geh zu so oaner, dö a Trumm Schgispur zu ihrem Kammerfenster hergehen hat, zu oaner, mit der a anders Mannsbild sein Wintersport betreibt, sein verdächtigen, ha? Wo jeder Mensch woaß, daß i mit die Schgi nix z' tuen hab! Und morgen am Sunntag, bal die Leut in die Kirchen gengan und dö Schgispur sehgn, ha?"

„Bis morgen ischt dös längst schun zuegschneibt, Muchele, und hiez kimm amol einer, du Lotter, du schiecher! Und laß dir derzähln . . ."

„Zuegschneibt?" fährt der Much auf und nimmt auch den zweiten Haxen wieder aus der Kammer. „Dö Schgispur schneibt nit zue heunt nacht! Dö bleibt stehn, wia sie ischt. Da fallt koa Flöckerl Schnee nit drauf, auf dö Schandtat. Und hiez geh i, und dös bring i no außer, wer mit die Schgi zu dein Kammerfenster fahrt, dös waar ganz a neumodischer Brauch, dös, woaßt. Dös ischt der jung Lehrer, der söllene narrische Bretteln hat, oder der Jager . . ."

„Der Jager nit!"

„Nachher ischt es der Lehrer! Hiez hascht di verraten! Und hiez geh i hin und hau ihm die Schgi auf Scheiteln, daß d' es grad woaßt!"

„Muchele, Muchele . . .", schluchzt die Kathl. —

Aber der Much springt schon vom Gesims hinunter in den Schnee und rennt die Gassen hinab ins Dorf.

Er steigt beim Schulhaus über den Zaun. Richtig, in der Holzlag stehn dem Lehrer seine Ski, alle zwei.

Da reißt der Much die Hacke aus dem Stock, legt den einen Ski drüber und haut ihn auf Scheiteln und dann den andern, eine richtige Holzknechtarbeit, lauter saubere, kleine Scheiteln.

Aber plötzlich, wie er die Trümmer so anschaut, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. A jede Schgispur mueß doppelt gehn!, denkt er, amol hin und amol zruck. Dö Spur zur Kathl ihren Kammerfenster ischt aber bloß — oh, höllischer Tuifel! — dös ischt ja lei a hinwärtige Spur gwesen!

Und schnell schwingt er sich wieder über den Zaun hinüber und rennt im Mondlicht die Gassen hinauf und über die Felder hin, wo die Spur noch breit und fest im Schnee liegt.

Er beugt sich nieder und denkt eine Weile heftig nach.

„Soviel als i vom Wintersport versteh, ischt dös bloß a hinwärtige Spur. Also kann dös nit der Lehrer sein, der seine Bretteln schun unten hat im Dorf. Dös bedeut', daß der ander no oben sein mueß, bei der Kathl, der Hölltuiflsakrasakra der . . ."

Und flink und versteckt wie ein Marder schleicht der Much hinauf durch den Wald und kriecht hinter das Haus. An der Stadelwand sieht er zwei Ski stehen.

Stimmt! denkt er, duckt sich in den Schatten und schiebt heimlich den Kopf um die Ecken.

Da steht eine lange, schwarze Gestalt oben auf dem Gesims. Der Jager.

Dem Much schießt der Zorn ganz stierwild ins Blut. Aber er beißt die Zähn aufeinander und verhält das Schnaufen.

Jetzt hört er den andern: „Geh, Kathl, tue auf! Hiez steh i schun bald a Stund da aufm Simsl! Geh weiter, Kathl, tue auf! I g'frier ja an! Tue i dir gar nit derbarmen?"

Der Much spürt, wie ihm das Blut in den Schläfen klopft. Aber er bleibt ganz still und loost.

Beim Fenster rührt sich nichts.

Wieder hebt der Jager zu jammern an: „Geh, Kathl, tue auf! Der Much mag di eh nit, sünst waar er dir nit durchgangen! Geh weiter, Kathl, tue auf!"

Aber wieder bleibt das Fenster fest verschlossen.

Da spürt der Much, wie sich sein Bärenzorn, der bisher völlig auf der Kathl lag, langsam auf den Jager herüberlegt.

„Hund!" stößt er zwischen den Zähnen hervor und ballt die Fäuste.

Dann schleicht er in den Schatten zurück, faßt die beiden Skier und legt sie sorgsam an den großen Steinsockel an, hinten beim Stadel. Und dann krrrag — krrrag — springt er mit den Grobgenagelten hin, daß das lange Holz auseinanderkracht.

Der Krach wirft den Jager von der Hauswand. Aber ehe er noch recht weiß, was los ist, liegt schon der Much auf ihm und haut ihm die Fäuste ins Gesicht . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tag, am Sonntag, stupft der rote Raugele den Much von der Seiten an, deutet über das schöne Schneefeld hin und sagt: „Was epper dö schöne Schgispur bedeut', unter der Kathl ihrem Kammerfenster, ha?"

„Was dö Schgispur bedeut', dös kann dir a jeder sagen, Raugele, der eppes vom Wintersport versteht! Dö Schgispur bedeut', daß oaner gern zur Kathl ihren Kammerfenster zuegfahren waar. Hinkemmen ischt er no mit seine Malefizbretteln, dös siecht ma, aber zruckgangen ischt er z' Fueß, völlig auf alle viere, so schiech ischt er zuegricht worden dabei!" —

Auf Fahrt

Durch der kristallenen Waldwege endloses Tor
Auf schmalen Wegen pirschen wir lautlos vor.

Tummelplätze der Vielen, Sprunghügelkunst
Lassen wir; suchen des Winters strengere Gunst.

Schwierige Wege, wo oft uns der Zufall haßt.
Hochtanne und Forche stöhnt unter des Schnee-
fluches Last.

Einsame Höhe. — Fern Kuppe an Kuppe sich hebt,
Schneeträchtige Wolke niedrig vorüberschwebt.

Kristallene Welt des Gipfels hält uns im Bann —
Dunkel und blau besänftigt der ferne Tann.

Weiter geht es — bis spät, wenn die Sonne sinkt,
Friedliche Rast im Dorf an der Herdwärme winkt.

Georg Schwarz

Hin und zurück

Von Hans Seiffert

Ich glaube, Bismarck war es, der gesagt hat: Niemals wird mehr gelogen als vor einer Wahl, während des Krieges und nach der Jagd. Wenn zu seinen Zeiten der Wintersport schon im Schwange gewesen wäre, hätte er noch hinzufügen können: und nach dem Skilaufen. Denn daß in den Abteilen der Züge, die an Sonntagabenden die weißen Wochenendler aus dem Gebirge in die Städte zurückbringen, die Balken und Holzbänke sich nicht längst gebogen haben, ist nur der Beweis für die Güte des Wagenmaterials unserer Reichsbahn.

Auch am vergangenen Sonntag saßen wieder etliche beisammen in dem behaglich durchwärmten rollenden Gehäus und erzählten einander von ihren Taten im Schnee. Es wimmelte nur so von Stemmbogen und Telemarks, von rasenden Schußfahrten und tollkühnen Sprüngen; der Skisäugling, der über den Übungshang nicht hinausgekommen war und noch die blauen Flecken und verknacksten Gelenke seiner ersten kläglichen Gehversuche spürte, berichtete mit dem Gleichmut des Kenners und Könners, wie er voriges Jahr über die Olympiaschanze gegangen wäre, bei s o l c h e m Hartschnee — — —

Da hub ein kleiner Mann, der bis dahin unbeachtet in einer Ecke gesessen, an zu erzählen: „Weil Sie gerade von Ihrem Sprung auf der Olympiaschanze reden —, das erinnert mich an den seltsamsten und aufregendsten Skisprung, den ich in meinem Leben gesehen habe. Und, wie ich betonen möchte, mit eigenen Augen gesehen habe. Es war bei den großen Kämpfen um die Europa-Meisterschaft. Drei Springer waren schon durch und hatten fabelhaft schöne gestandene Sprünge gezeigt, keiner unter achtundsechzig Meter. Da kam als letzter ein Norweger. Seinen Namen habe ich vergessen . . ."

„War es Ruud?" fragte einer der Zuhörer im Abteil, wobei er den Namen mit jener Vertrautheit aussprach, die auf eine enge Freundschaft mit diesem Helden der Schanzen schließen lassen mußte.

„Wohl möglich, daß er es war", fuhr der kleine Mann fort. „Ich sah ihn starten; er kam prachtvoll ab und schwebte nun weit vornübergebeugt — — —"

„Ja, die norwegische Sprungmethode!" rief einer verzückt dazwischen. „Ich sage es immer wieder: sie ist die vollendetste und ästhetisch am meisten befriedigende!"

„— — — und schwebte nun weit vornübergebeugt durch die Luft. Wie ein mächtiger Vogel stieß er hernieder auf die verschneite Welt, die ihm entgegenflog. Herrlich! Uns Zuschauern blieb der Atem weg. Dann stiebte, als er mit den Skiern den Boden berührte, eine dichte Schneewolke auf, deren Kristalle in der Sonne glitzerten. Achtzig, hundert Meter raste er den Auslauf entlang; die Zuschauer klatschten wie besessen, denn sein Sprung war der bei weitem beste gewesen. Da blieb er plötzlich mit einem ungeheuren Ruck stehen — nur einen Herzschlag lang —, und dann lief er rückwärts mit kaum faßbarer Geschwindigkeit die Strecke, die er soeben durchmessen hatte, erhob sich genau an dem Punkt, wo er zuerst den Boden berührt, inmitten einer stiebenden Schneewolke in die Luft — — —"

„Ah! Unglaublich! Unmöglich!"

„— — — und stieg empor wie ein Adler! Schon schwebte er in der Höhe der verschneiten Tannenwipfel, stieg höher und höher und nahm die Richtung zurück nach dem Schanzentisch, auf dem er wenige Sekunden später landete!"

„Ah! Oh! Na, na! Geflunker!" riefen alle im Abteil durcheinander. „Und das wollen Sie mit eigenen Augen gesehen haben?"

Der kleine Mann blieb ganz unbewegt.

„Natürlich!" entgegnete er dann. „Im Kino, in der Wochenschau. Der Operateur ließ, ob aus Versehen oder um sich einen Jux zu machen, den Filmstreifen mit dieser Szene erst vorwärts und dann sofort zurücklaufen!"

Im Wintersporthotel

Es war eine viehische Kälte. 30 Grad unter Null und ein furchtbarer Ostwind dazu.

An Wintersport war nicht zu denken.

Die Gäste saßen in der Hotelhalle und spielten aus Langerweile Gesellschaftsspiele.

Schließlich ging man dazu über, Reden zu halten und verschiedene Gastgeber, die eine Runde geschmissen hatten, hochleben zu lassen. Da stand der Skilehrer Abelmann auf und sagte: „Hier ist nun heute schon so mancher Hochruf ausgebracht worden, aber der richtige doch noch nicht. Meine Herrschaften, ich bitte Sie, Ihr Glas zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: Das Quecksilber im Thermometer: Hoch, hoch, hoch!"

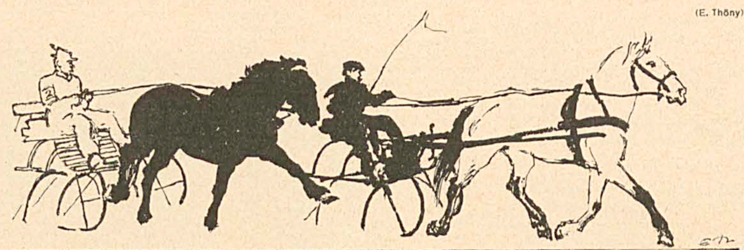
Ihr Wunsch

„Ach, ich möchte so gern zum Wintersport. Ich möchte Schnee sehen, unendliche Mengen von Schnee!" So seufzte die Gattin.

Da knurrte der Gatte: „Nimm 'ne Hacke und 'ne Schaufel und kratze den Schnee auf dem Fußweg fort. Da hast du auch unendliche Mengen von Schnee und die körperliche Ertüchtigung gratis."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Für Redaktion verantwortlich: Anton Rath, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München DA. 17500 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

(E. Thöny)



Die Heimfahrt / Von Katarina Botsky

Der Februarmond belegte den Weg mit Silberglanz, darin spiegelten sich die Bäume, rechts und links, vielmehr sie legten groteske Schatten auf den Schnee, ähnlich denen von Riesen, Schornsteinfegern, Buckligen, Stachelschweinen, Zwergen und so. Carl und Freda sprangen, ihren Schlitten nach sich ziehend, ausgelassen über den schwarzen Spuk. Es begann zu schneien. Die andern Rodler machten sich auf den Heimweg. Carl und Freda wollten erst noch im nächsten Gasthaus Glühwein trinken, denn sie waren seit siebzehn Uhr miteinander verlobt.

Die entlaubten Bäume flüsterten vor der alten Schenke am Wege und über den schnaubenden Schimmeln vor einem stahlblauen Schlitten an der Tür. Ein blitzblankes Gefährt. Aber niemand darin, auch nicht der Kutscher. Carl und Freda ließen ihren Schlitten auch draußen stehen und traten ins Gasthaus ein. Winkel, Gänge, Ecken, Stufen — schließlich ein dämmeriger Saal mit vielen unverhängten Fenstern, geziert durch einen honiggelben Flügel aus Urgroßmutters Zeit. Kein Gast außer ihnen im weiten Saal bis auf einen einsamen düsteren Herrn an einem kleinen Tisch vor einer Flasche Wein, im Schein einer grünen Kerze in einem blauen Leuchter. Freda und Carl setzten sich, und noch eine Kerze wurde gebracht; denn die andere Beleuchtung funktionierte nicht. „Bezaubernd!" sagte Freda von Herzen. Carl bestellte Glühwein. „Auch Kuchen!" rief Freda. „Auch Kuchen!" echote Carl väterlich. Sie tranken Glühwein und aßen sich dazu mit den Augen, denn der Kuchen war ausgegangen. Freda, die junge Schauspielerin, fand es entzückend — da sie doch nun Verlobte waren —, Carl, dem jungen Schauspieler, anvertrauen zu können, daß sie noch für heute abend ein Paar neue Trikots brauche. Nicht, daß er sie ihr schenken sollte, nein! Aber man konnte sie zusammen aussuchen gehen. Der Gedanke an dieses Zusammenaussuchen war noch entzückender, weil es sich doch um fleischfarbene Beinkleider handelte. Sie wie er sahen sich schon vor dem Ladentisch stehen in einem gewissen alten, nach Wolle riechenden Geschäft mit niedriger Decke. Rosa Trikots wurden vor ihren Augen aus dem Regal genommen, ein Paar nach dem andern — und dann ungeniert ausgebreitet — huh — wie schön! Wenn e r dabei war. Wenn s i e dabei war. „Noch heute müssen wir ein Paar kaufen", sprach Freda mit glitzernden Augen.

Sie tranken noch mehr Glühwein und blickten manchmal etwas ängstlich durch die Fenster, hinter denen im tollen Geisterreigen die Schneeflocken tobten. Schließlich sprang Carl auf und zog das Portemonnaie heraus. Freda rasch auch das ihre. „Gönne mir doch", sprach Carl tremolierend, „die Freude, heute abend, auch für dich bezahlen zu dürfen." — „Bei den schlechten Zeiten", meinte Freda indessen. „Gönne mir doch", wiederholte Carl, „diese Freude, heute abend, auch bei den schlechten Zeiten." Freda gönnte sie ihm dann auch. Und nun traten sie vor die Tür.

Huih! wie das schneite. Der einsame Herr stand jetzt am Schlitten, der ihm natürlich gehörte. Carl hatte einen Einfall. Nett die Mütze ziehend, fragte er mit schöner Stimme den düsteren Herrn: „Dürften wir vielleicht unseren Schlitten an den Ihren binden? Wir müssen rasch nach der Stadt. Haben uns leider verspätet." Der Düstere knurrte etwas und nickte. Der Rodelschlitten wurde also an den großen Schlitten gebunden, und die jungen Leute setzten sich herauf, Freda hinter Carl. Schon ging es in Windeseile los. „Er hat keinen Kutscher", flüsterte Freda, „er fährt selbst. Ein unheimlicher Kerl!"

Die Schimmel schnaubten satanisch. Der stahlblaue Schlitten flog durch das Schneegestöber, ja, er flog, und der Rodelschlitten mit Freda und Carl flog hinterher. „Es wird gefährlich!" raunte Carl. „Am Ende ist der Mann betrunken?! Holla!!" rief er laut. „Mein Herr! Nicht zu schnell!!" Keine Antwort. Jetzt rief Freda. „Herr Schlittenfahrer! Herr Schlittenfahrer! Wir brechen uns das Genick, wenn Sie nicht langsamer fahren!" Wieder keine Antwort. Doch etwas Weißes drehte sich im Schlitten um und zeigte, grinsend, lange Zähne, die aus Eis zu sein schienen. Dann wieder nur Schnee und Schweigen. Die hohe schwarze Pelzmütze des Schlittenfahrers hatte sich bald mit einer ganzen Schneekrone bedeckt. Schneeweiß auch sein Rücken: nur der Schlitten blaute durch den Flockenfall. Manchmal sahen sich die wilden Schimmel mit großen rollenden Augen um, und ihre glühenden Zungen bammelten im Winde. „Unheimlich!" flüsterte Freda. „Ja", sagte Carl. „Wir wollen mal den Kerl mit Schnee bombardieren, vielleicht schenkt er uns dann mehr Aufmerksamkeit."

Wie eine Schießbudenfigur saß der fremde Schlittenfahrer vor ihnen. Wie angefroren. Klatsch — klatsch — klatsch . . . prallten die weichen Bälle an seinem Schneerücken ab. Freda nahm sich jetzt seinen Kopf zum Ziel. Glitzernd zerstob die weiße Krone auf seiner Mütze. Doch im Nu trug er eine neue. „Es ist der Schneeteufel!" zischte Freda erregt. „Er entführt uns noch in die Polarregionen. Schneide die Schnur durch, Carl! Oder binde los! Damit wir frei werden." — „Ich kann mein Taschenmesser nicht finden", stöhnte der junge Mann. „Und ich kann den Schlitten auch nicht losbinden bei dem Tempo." Sie flogen! Sie flogen!

Noch schneller! Der Rodelschlitten hüpfte und sprang. „Wir müssen uns rückwärts vom Schlittenende herunterwerfen!" schrie Carl. „Erst du, dann ich!" Bums, lag Freda im Schnee auf der Chaussee: bums, lag Carl ebenda. Vor ihnen flog das stahlblaue Gefährt durch das Flockengeriesel von dannen, und das kleine hüpfte ihm, krötenhaft, nach in wilden Sprüngen. „Mein schöner Schlitten!" jammerte Carl. „Der fährt mit in die Polarwelt. Drei Meilen hinter Weihnachten."

Die Schatten der Bäume lagen als Riesen und Zwerge, als Schornsteinfeger und Bucklige auf der Chaussee, dazwischen saßen, pudelnaß, Carl und Freda und küßten sich zum Trost. „Wie spät ist es?" fragte Freda, obgleich sie eine Armbanduhr trug. Immer mußte Carl sagen, wie spät es war. Und das beglückte ihn nicht wenig. „Wir kommen noch zur Zeit", flötete er herzinnig, seinen Schlitten vergessend. „Zum Augenblicke möcht' ich sprechen: Verweile doch, du bist so schön —!"

Januar

Von Hermann Stahl

Sternglanz flirrt weiß,
Tanne stäubt Schnee.
Es treibt das Eis
im Wintersee.

Wildvogel zieht
durch Nebelraum.
Eisblume blüht
am Fenstersaum —

fern ist die Zeit.
Doch wunderbar
wächst Ewigkeit
ins neue Jahr.

Auf in den Kampf!

(E. Schilling)

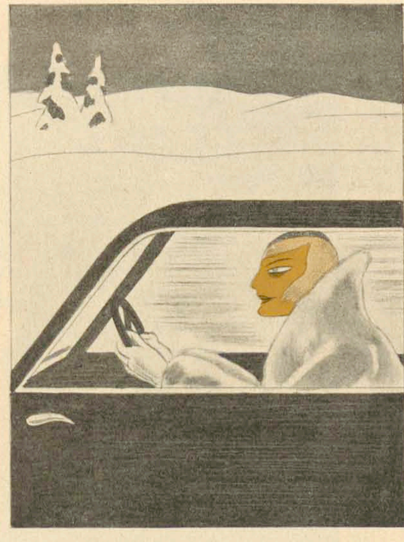


„Also es ist doch ein garantiert sportgerechtes Kostüm? – Gut, nehme ich.“

„Bitte hellblond — Marke Wicking Nummer 3.“



„Tiefbraun, bitte, mit leichten Sonnenschäden!“



„So — und nun zum Tanztee nach Garmisch!“

Strom, der das Meer sucht / Von Johannes Hardt

Der Mann und die Frau fuhren im Schnellzug sausend durch das winterliche Land, den Bergen zu. Es war ein nebeliger Vormittag, und die Fensterscheiben des Zuges waren gefroren. Die Frau saß dem Manne gegenüber auf der hellen, gelben Bank. Sie versuchte ab und zu, indem sie das Fenster anhauchte, etwas von der eiligen Landschaft zu erkennen.
Der Mann las.
Er war gleichgroß mit der Frau, aber breitschultrig, und seine Gestalt verriet Kraft. Der Bau seines Kopfes war bedeutend, und sein Gesicht glich Zug um Zug dem eines großen Vorfahren, heraufgereicht aus der Versenkung dreier Jahrhunderte. Begnadet und belastet mit einem großen Erbe, lebte er ein Leben, das voll der Widersprüche schien; aber obwohl er noch jung war, hatte er in der Wissenschaft schon einen guten Namen.
Die Frau, mit der er nun ein Jahr zusammen war, hatte es nicht leicht mit ihm. Sie sah jedoch nicht so aus, als legte sie Wert auf Männer, mit denen man es leicht hatte.
Eindringlich und mit seltener Offenheit hatte sie der Mann damals gewarnt: „Ich bin nicht das, was die Frauen brauchen, tu dir die Last nicht auf mit mir! Wer geistig etwas leisten will, braucht seine Kraft zu Besserem. Ihr lenkt nur ab vom Ziel! Ich will keine sogenannte ‚Liebe'. Mir genügen die leichten Freuden und die kleinen Mädchen."
Und die Frau hatte erwidert: „Wer sagt denn, daß ich dich lieben werde?" Aber diese Antwort war schon Liebe gewesen.
Trotz allem, was sie entbehrte, war die Frau glücklich, wenn man dem Wort eine ruhige, beständige Wärme geben will und es nicht abhängig macht von Erfüllung.

*

Als sie ankamen und mit ihren dicksohligen, genagelten Schuhen durch die kleine Stadt gingen, war es gerade zwei Uhr mittags. Auf der Suche nach einem Geschäft, in dem es Rollfilme gab, kamen sie in heimelige Straßen, schmale, mit Giebelhäusern, deren zartbunte Farben eine stille Wärme ausstrahlten gegen den silbergrau verhangenen Himmel.
Der Mann war in den Laden getreten. Die Frau stand allein auf der Straße. Sie schaute mit glücklichen Augen hinein in dieses andere Leben, das so ruhevoll sich abspielte.
War es möglich? Waren sie also endlich fort aus der Hetzjagd der großen Stadt?
Eine alte Frau kam vorbei, eingewickelt in ein braunes, wollenes Tuch, darunter die dickgefältelten Röcke hervorquollen, und grüßte die junge, die in Hosen dastand, die Skier im Arm, und träumte.
Mitten hinein war sie gekommen, das Stück war schon lange angegangen, der Vorhang aufgerollt, die Kulissen geschoben, die Akteure gingen über die Bühne, schweigend die meisten. Jedes aber hatte die Aufgabe, in Gang und Haltung sein Wesen zu zeigen, sein Menschenangesicht vorbeizutragen und einen Blick auf die Frau zu werfen, die Zuschauerin.
Die stand an der Straßenecke und lächelte, und wußte es nicht. Das Lebensspiel dieser kleinen Stadt rührte ihr Herz seltsam an, und es war ihr, als sollte auch sie einmal hier mitspielen, um in Einfachheit und Gleichmut ihr Wesen zu tragen.
Schmerzhaft empfand sie ihre Rolle als Zuschauerin, nicht nur dieses Spiels. Es erschien so einfach, auf dieser hellen, kleinen Bühne aufzutreten. Ja, vielleicht brauchte sie nur das Ringelhaar des Kindes zu berühren, das neugierig und verschämt lächelnd vor ihr stand, um sogleich einbezogen zu sein in den Zauberkreis der großen Herzensruhe? — — —
Als der Mann aus dem Laden trat, fiel der Vorhang plötzlich, und die Aufmerksamkeit der Frau gehörte ihm allein.
Sie gingen auf einer steinernen Brücke über den Bergstrom, der jetzt seicht und smaragdfarben dahinfloß und freundlich war wie ein Kind. Aber die hohen Bogen der Brücke verrieten seine Kraft.
Sie trugen ihre Skier über der Schulter, und jedes hatte einen Rucksack, der nicht leicht war. Aber Skier und Rucksack geben erst die rechte Schwere des Tritts, die Geduld des Lasttragenden und die Freude an der Kraft.
Das Haus, zu dem sie wollten, war drei gute Gehstunden entfernt und lag in einer geschützten Mulde, die sich gegen Süden, dem Strome zu, öffnete, hoch zwischen den Bergen, unsichtbar von unten.
Der Weg stieg gleich zu Anfang steil an, und sie waren bald in einer guten Höhe, von der sie einmal noch den Blick hatten über die kleine Stadt. Dann nahm sie der Wald auf.
Da es ein Werktag war, begegnete ihnen niemand.
Sie gingen den schmalen Weg hintereinander, der Mann voraus. Dann bog der Weg nach Süden und führte plötzlich aus dem Wald ins Freie. Wie schön, o wie schön! dachte die Frau und stand überrascht ein wenig still. Aber sie sagte nichts. Sie wußte genau, was er geantwortet hätte. Er hätte sie kindisch gefunden und sentimental.
Es war schwer genug gewesen, ihn aus der Stadt wegzubringen. „Was hast du davon, wenn ich dabei bin?" hatte er zuerst

Paarlaufen

(Zeichnung von O. Nückel)



Training



gesagt. Ja, was hatte sie davon? Viel! Die Hoffnung nämlich, daß es anders würde mit ihm, gesundheitlich vor allem; aber da war noch, halb unbewußt, der Gedanke in ihr, ja der Glaube sogar, daß das Erlebnis der großen Natur ihn zurückführen könne zu den Quellen, die er verlassen hatte, hin zu dem Erkennen des Eigentlichen, zu einem gehaltenen Leben.

Wie oft hatte sie es schon versucht! Einmal im Frühling: die Buchen hatten noch die gesprengten, braunen Knospenhäute wie Flaum an den seidigen Blättern hängen, und alles war so im Anfang! Sie war im Wald herumgelaufen wie ein witterndes Tier und roch den Frühling, und sie war draußen am See gewesen und wußte, wie weit es war mit ihm.

„Komm", bat sie damals den Mann, „komm mit!" Er ging nicht. Er lachte sie aus. „So ähnlich war ich früher auch einmal", sagte er. „Als ich ganz jung war, konnte ich weinen vor Freude über ein blühendes Kornfeld."

Bespöttelt und wie ein Gänschen behandelt war sie damals gegangen. Im Sommer? — Es war zu heiß. Im Herbst? — Es ging nicht, er hatte keine Zeit.

Diesmal aber war es gelungen.

War es nicht wie ein Wunder, daß er da neben ihr schritt und ins Licht blinzelte mit den müden, übernächtigen Augen, und Farbe bekam in das blasse Gesicht vom Steigen und von der Luft, die frisch war und herrlich zu atmen? — — —

Der Weg war teilweise vereist, und man mußte aufpassen beim Steigen. Nach zwei Stunden waren beide müde und rasteten. Sie setzten sich auf ihre Rucksäcke und schauten hinaus in das Land, das fernab und tief unter ihnen lag.

„Ganz hübsch", sagte er.

„Ja, ganz hübsch", sagte die Frau.

Beinahe hätte sie gelacht: tu doch nicht so, versteck dich doch nicht so — — — hast du Angst vor der Natur, wie vor der Liebe? Ja, sie stellt die gleichen Ansprüche, mein Lieber, man muß bekennen — — es ist schwer, ich weiß. — — —.

Die Frau schwieg aber und tat gleichgültig wie er, obwohl ihr Herz brannte vor Freude . . . O Land, o Schönheit! Weit die Augen aufmachen und schauen! So ein Baum, wie schön er war. Und die dichtgedrängten Kolonnen der Wälder, die in dem weißen Schnee standen, auf und ab über Höhen und Tiefen, Heimat für alles Getier, wie schön sie waren, und die Berge, die hohen Berge!

Sie gingen bald weiter, und gerade noch vor Anbruch der Dunkelheit kamen sie in dem Berghaus an.

Da sie nicht verheiratet waren, hatte jedes ein Zimmer für sich, eine nette, kleine Kabine, rundum aus Holz, weiß und rot das Bettzeug, weiß und rot der Vorhang am Fenster, dahinter die großen Tannen standen.

*

Es war gut zu wohnen in dem Haus, gut, am Abend auf der Ofenbank auszuruhn. Einige Gäste waren da, auch ein paar junge Mädchen, mit denen Hans gern Spaß machte und tanzte.

Er lag viel auf dem Liegestuhl in der Sonne, und die Luft tat ihm gut. Maria übte den ganzen Tag am Hang, nur manchmal schloß sie sich den anderen an und fuhr mit auf einer kleinen Tour.

Es war bald eine andere Maria: eine braungebrannte, mit leuchtenden Augen.

Diese Tage waren aber auch angefüllt bis zum Rand mit Freude! Nie hätte Maria gedacht, daß die frohe Bewegung am Hang, die herrliche Landschaft, die wunderbare Ruhe sie so über alles hinausheben könnten, was sie bedrückt und klein gemacht hatte in der Stadt.

War s i e es, die in Wahrheit zurückfand? — — —

Immer deutlicher erstand vor ihren Augen das Bild seines Lebens, dessen Strom voll und reich im eigenen Bett dahinschäumte, ein Strom, der aufnahm, was sich ihm gab, der aber das Meer suchte, das Meer, um nur in ihm zu münden.

Man war immer allein neben ihm.

Bekam sie endlich die Kraft, diese Erkenntnis zu tragen? Wuchs endlich der Gleichmut in ihr auf, der alles hinnahm, wie es war, und nicht versuchte, ihn zu ändern?

*

Am schönsten war der Hang, der eine halbe Stunde unterhalb des Hauses lag. Hans und Maria hatten ihn entdeckt, und hier waren sie am liebsten.

Weite Schneewiesen, die in sanften Wellen hinunter zum Rand des Steilhangs führten. Bergriesen, mit weißen Häuptern in das helle Blau des Himmels stoßend, Tannenwälder, wie grüner Samt in das Land gebreitet, und tief unten der Strom, ein weithin sich schlängelndes Silberband.

Hier erwarteten Maria und Hans immer den Sonnenuntergang, und jedesmal war er neu und prächtig. Dann, wenn die große Taglampe ausgelöscht war und der letzte rosa Hauch im Gewölk verklungen, stiegen sie hinauf aus den grauen Tönen der einfallenden Dämmerung zum hellen, warmen Haus.

*

Eines Tages brummte Hans etwas von Langeweile. Die Mädchen waren fort, und mit Maria zu tanzen hatte keinen Sinn, sagte er. „Ich kenne dich doch, tanz du mit den anderen!"

Es war sonderbar, daß er so viel zu plaudern gehabt hatte mit den Mädchen. Ihr Mund konnte nicht so leicht reden. Oder gewänne sie ihn, wenn sie das Schweigen endlich bräche, das zwischen ihnen lag, und reden würde, reden, reden — — —?! Nein. Denn das Schweigen war gut. Das wußte Maria jetzt.

*

Er ging nach drei weiteren Tagen allein hinunter und ließ nicht zu, daß sie mitging. Vielleicht war es beiden notwendig, jetzt allein zu sein — Maria blieb gern und ohne Angst um ihn zurück.

*

Weißer Schnee, hoher, hellblauer Himmel, aufsteigende Sonne über dem Strom! — — — Strom, der das Meer sucht.

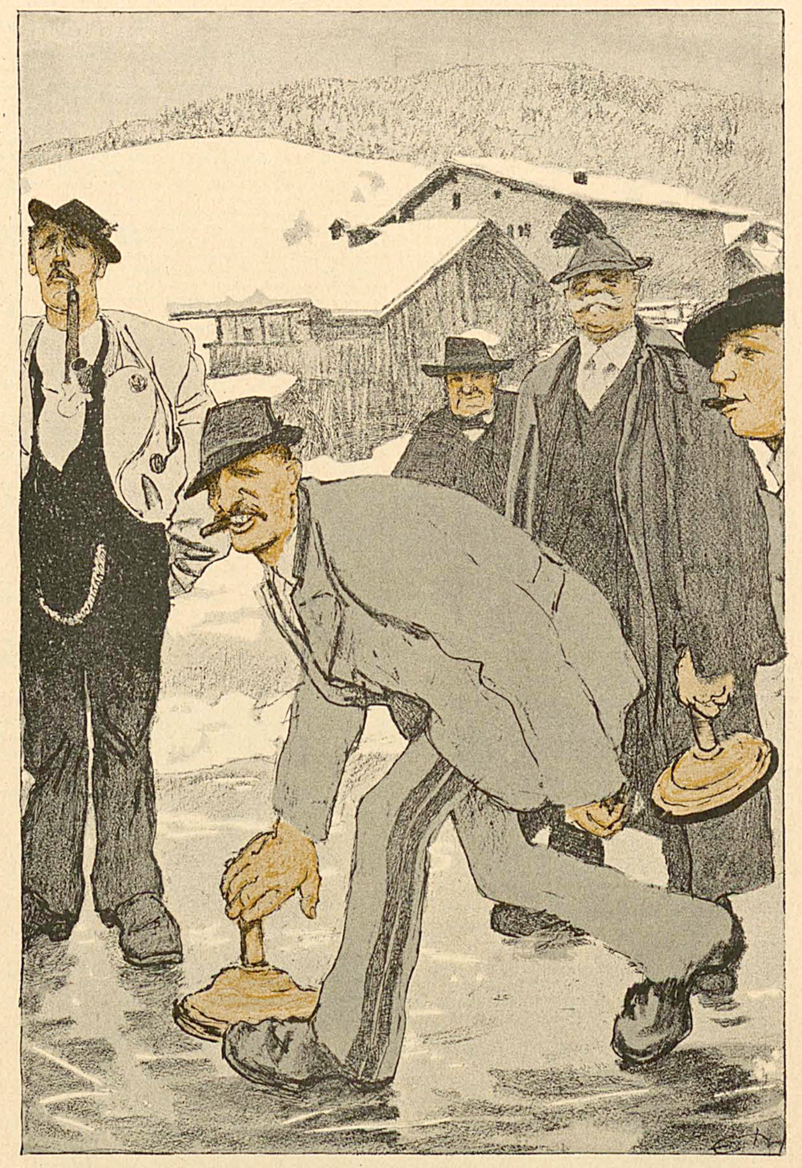


Arbeit

(Zeichnungen von E. Thöny)

Bodenständiger Sport

(E. Thöny)



„Im Schuhplattln und Eisschiaßn san ma konkurrenzlos, da fürcht' uns die internationale Olympiade!"

München, 21. Januar 1934 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 43

SIMPLICISSIMUS

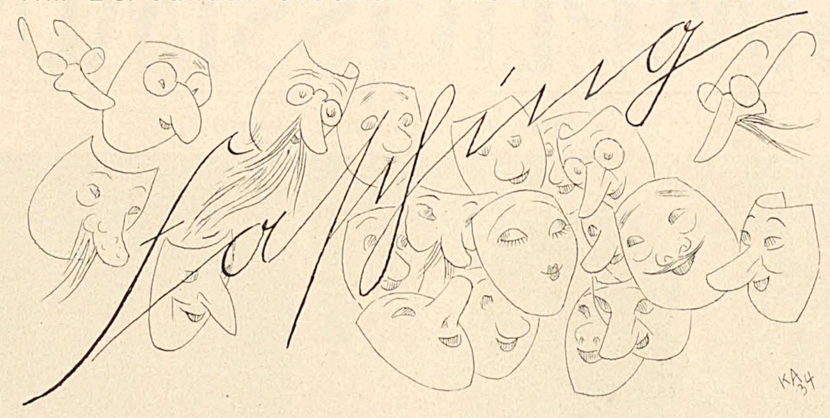
Bayonner Millionenschwindel

(Paul Scheurich)



„Mon pauvre ami Stavisky!" — „Korrupte Zeiten jetzt, Mademoiselle! Normalerweise dürfte nichts aufkommen, wenn man als Advokaten einen einflußreichen Abgeordneten hat."

Am 28. Januar erscheint unsere Sondernummer



Langsam, aber trefflich klein / Von Hans Alfred Kihn

Unweit des geschäftigen Marktplatztreibens wohnte Herr Schneidermeister Philipp Grätjens in der stillen Korduangasse. Er spielte keine beachtliche Rolle in der betriebsamen Mittelstadt, es sei denn bei seinen Kunden und Lieferanten, die ihn mit gönnerhafter Jovialität behandelten, wenn sie durch den offenen Torbogen des zeitzernagten Mietshauses in seine niedrige Hofwohnung pilgerten. Die Werkstatt, in der das hagere verdrückte Männchen nähend auf dem Tische saß, lag zu ebener Erde. Darüber bewohnte er im ersten Stock eine aus Küche, Stube und Kammer bestehende Wohnung mit seiner Gattin, und wer diese sah, der erfreute sich ihres Anblicks. Die Wagenwäscher in Ozegowskis Tankstelle pfiffen bei ihrer Spritzarbeit, wenn das kraftvolle resolute Weibsbild mit der kastanienbraunen Flechtenkrone und den lebensfrohen braunen Augen auf den Hof hinaustrat: und wenn sie mit dem Marktnetz am drallen bloßen Arm im forschen Gang zum Torbogen hinausschritt, dann zupften die jungen Leute vor Kaufmann Rohlfings Lagerkeller ihre Manschetten hervor und rückten die Schlipse zurecht.

Daß Berta Grätjens mit ihren Liebhabern keine langen Umstände zu machen pflegte, wußte die ganze Korduangasse; das wußten alle Stammtische im Blauen Hecht und im Goldenen Stern, die Mädels wußten es, die an den Sommerabenden mit ihren Frottierlaken unterm Arm vom Flußbad über die Wiesen kamen, und die vielen Liebespaare flüsterten davon, die nachts in den Ruderbooten den von Akazienblättern verschwemmten, faulig riechenden Kanal entlangglitten. Herr Grätjens ahnte und witterte wohl mancherlei, aber es ließ sich nichts beweisen. Wenn er knurrte, kitzelte ihn Berta mit zwei Fingern unter dem gelben Kinnbärtchen und kochte am nächsten Tag Schweinsrippchen mit Rosinensoße. Dann war der meckernde Gatte besänftigt für einige Zeit.

Das Gefühl, von niemanden ernst genommen zu werden und von seiner Frau am wenigsten, hatte dem Schneider etwas Gedrücktes und Minderwertiges gegeben. Zeitweilig explodierte das schwächliche Männchen im hektischen Zorne, der sprudelnd und fuchtelnd ins Leere wütete, und schüttelte drohend die hagere Faust. Aber Berta blieb schlau und vorsichtig. Bis eines Tages —

Bis eines Tages im Spätsommer der Hauswirt die Fassaden frisch anstreichen ließ.

„Na, immer so fleißig, junge Frau?" — „Was bleibt einem übrig, junger Mann!" — Ein kleiner Schwatz ist bei der Arbeit wohl erlaubt, wenn man den ganzen Vormittag am Plättbrett in der Küche steht und draußen vorm Fenster auf dem Brettergerüst ein blondgelockter junger Malergeselle herumschaukelt. Karl hieß der knusprige Bursche, sein Meister rief ihn so, und immer hatte er gerade vor Bertas Küchenfenster zu arbeiten, wenn sie die Anzüge der Kunden aufbügeln mußte. Und immer stand das Fenster offen, so daß man das Weib mit der fülligen weißen Bluse und den sonnengebräunten bloßen Armen von draußen recht munter wirken sah. — Schweigsam hockte unter der Küche im verschlossenen dumpfigen Raum der Schneider.

Eines Vormittags, als Berta das Essen herrichten wollte, gab der Ausgußhahn kein Wasser her. Sie drehte und schraubte vergeblich. Ach je, was nun anfangen! Karl wußte Rat. „Ick hole Ihnen Wasser von drüben, der Budiker hat sicher was."— Und schon zog er den langen farbenbeklecksten Anstreicherkittel ab und warf ihn über einen Gerüstbalken. Sie reichte ihm zwei Eimer hinaus und lachte heimlich in sich hinein, als sie den ranken Burschen in der blauen Gürtelhose damit über den Hof laufen sah. Und dies war auch der Grund, weshalb er sich des unkleidsamen Kittels entledigt hatte.

Sie ließ die Kartoffelschüssel unterm Ausgußhahn stehen und drehte sich wieder nach ihrem Plättbrett um, wobei sie eine vergnügte Melodie summte. Nach einer Weile schepperte die Zugglocke, und draußen stand der glückselig schnaufende Karl mit zwei vollen Eimern und sagte: „Schwein gehabt!"

„Ei, das ist nett von Ihnen. Kommen Sie rein, setzen Sie sich man." — „Danke scheen." — „Wollen Sie ein Schnäpschen trinken?" — „Ick bin so frei." — „Ich halte Sie aber von der Arbeit ab?" — „Nee, nee, junge Frau, deswegen nich, wir machen grade Mittag. Bis halb zwee hab ich Zeit." — „Na, dann kommen Sie man mit in die Stube."

Sie setzte noch den Schmorbraten auf die kleingedrehte Gasflamme, dann winkte sie ihrem Gast und schritt voran, wobei sie lüstern über ihren vollen Nacken nach ihm zurückblickte. Karl schloß leise die Küchentür.

Der selbstgemachte Pflaumenschnaps war gut, die Mittagspause währte anderthalb Stunden, und neben der Stube lag die Kammer. Es bedurfte keiner langen Erörterungen, um sie zu besichtigen.

Still lag die verlassene Küche, nur das Gasflämmchen unter der Schmorkasserolle sauste leise.

Aber mittlerweile hatten sich die Städtischen Wasserwerke eines Besseren besonnen und die Leitung wieder angestellt. Berta wäre nun kein Weib gewesen, wenn sie den aufgedrehten Hahn, nachdem sie das Ausbleiben des Wassers bemerkt, wieder zugedreht hätte. So schoß plötzlich ein dicker Strahl heraus und in die große braune Kartoffelschüssel hinein, die noch am Ausgußrand lehnte. Die Schüssel war rasch gefüllt, die springende Flut schäumte über den Rand und tanzte auf die Küchendielen hernieder . . .

Im Schlafgemach zog Berta mit leisem Kichern die Bettvorhänge zusammen. Auf den blaugeblümten Ripssesseln lagen, hastig hingeworfen, ihre Röcke, ihre Bluse, ihr Leibchen, noch warm von ihrem Körper. Vier Schuhe waren schief über den verstaubten Teppich gekegelt. Neben der Tür aber baumelte an einem Nagel eine blaue Männerhose, deren Beine geschlängelt waren wie zwei flämische Büfettsäulen.

Inzwischen sprudelte in der Küche der Gießbach mit Munterkeit auf den Fußboden. Eine lange Rinne bildete sich, dann breitete sich zusehends eine breite Lache aus. Nicht lange mehr, und Küchentisch, Plättbrett, Herd und Spind spiegelten sich in einem See.

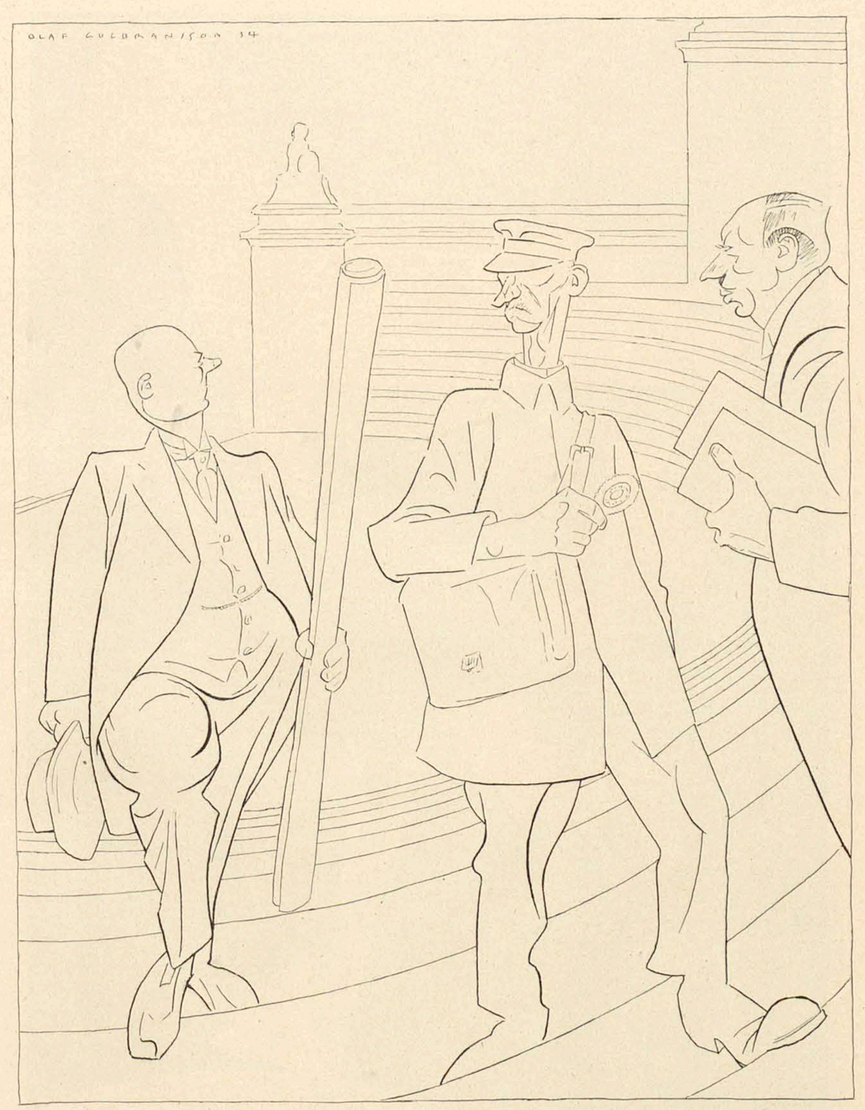
Darunter, zu ebener Erde, herrschte eifrigstille Arbeit in der Schneiderwerkstatt. Herr Grätjens saß auf dem Tisch und nähte beflissen an Bäckermeister Untuchts Begräbnisgehrock, wobei er den nadelbewehrten Arm nach jedem Stich hoch in die Luft stieß. Im muffig eingeengten Dunst des Raumes arbeitete, ihm im Rücken, der rotköpfige Geselle.

Niemand blickte von seinem Werk auf. Niemand sah, wie auf der weißen Zimmerdecke langsam ein dunkler Fleck entstand, wie er mit lautloser Gefräßigkeit auseinanderkroch und einen immer größeren Kreis einnahm. In der dunklen Scheibe

(Schluß auf Seite 509)

Auf- oder Abbau des Völkerbundes?

(Olaf Gulbransson)



„Noch ist es unbestimmt, Messieurs, wer von Ihnen beschäftigt wird — der Innenarchitekt oder der Gerichtsvollzieher."

Panasiatische Bewegung

(Karl Arnold)

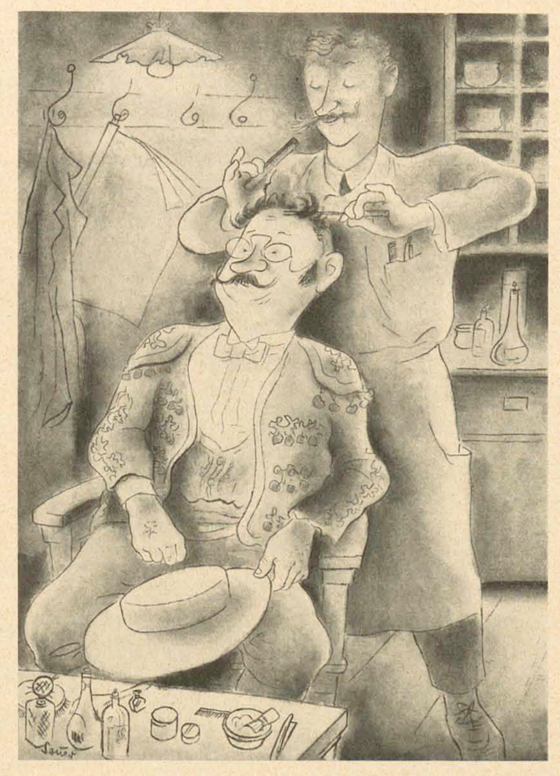


„Völker Europas, der Drache fliegt!"

(Schluß von Seite 506)
rann Flüssigkeit zusammen zu einem großen Tropfen, und dieser Tropfen löste sich und fiel Herrn Grätjens gerade auf die Glatze, wo er zersprang.
Herr Grätjens stieß ein dumpfes Oho! aus und sah empor. Da tropfte es ihm in den vor Staunen aufgesperrten Mund hinein. Mit hurtigem Schwunge war der Schneider vom Tische herabgeturnt, hatte Nadel, Zwirn und Bratenrock beiseitegeworfen und war hinausgestolpert. Zornbebend jagte er die knarrende Holztreppe empor und riß die Küchentür auf. —
Zuerst hob er die gerungenen Hände himmelan, dann patschte er unter leisen Beschimpfungen durch den See, auf dem Streichhölzer und Wischlappen bedächtig kreisten, und schloß den Hahn. Die dürren Beine winklig hochgezogen, watete er dann in die Stube hinein, indes in seinen rotgewürfelten Filzlatschen das Wasser schwappte. Berta war nicht da, natürlich trieb sich das Weib wieder in der Nachbarschaft herum. Er zog die Morgenschuhe ab und schlich in seinen nassen Strümpfen über den Teppich zur Kammer, lautlos bog er den Türvorhang zur Seite und schlüpfte hinein. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er die Kleidungsstücke seines Weibes im Zimmer herumliegen sah! Und plötzlich spitzte er den Mund und zog mit hellhörigem Ausdruck die dünnen Brauen empor, indes seine mattblauen erloschenen Augen sich schreckhaft weiteten: da lagen Schnürschuhe, ein Gürtel, und neben der Tür baumelte eine blaue gerunzelte Männerhose!
Aha! Aha! Herr Grätjens tanzte vor höllischem Vergnügen auf einem Bein und feixte, daß sich sein gelber Ziegenbart fast waagrecht vorschob. Jetzt hatte er den Beweis! Und Berta, die mit betroffener Miene den Kopf durch den Bettvorhang steckte, sah gerade noch, wie Herr Grätjens mit der Hose unterm Arm zur Tür hinauswirbelte . . .
Oha, da war das forsche Weib aber auf dem Posten! Solchen Übergriff ließ sie sich nicht gefallen, und von dem Jammermann am allerwenigsten! Raus aus dem Bett, den Morgenrock übergeworfen und in die Schuhe hinein war eins! Warte, dem würde sie es schon zeigen! Aber draußen patschte sie ins Nasse, und schon stand sie mit hellem Aufschrei in der Küchentür und preßte vor Entsetzen die Hand in den Mund. Hinter ihr stand mit langem Gesicht der Anstreichergeselle, und ein Wind von Gottes vortrefflich mahlenden Mühlen umwehte das Paar.
Berta pflegte nicht lange zu fackeln. Eins, zwei, drei die Stiege hinunter und in die Werkstatt hinein! Den Fleck an der Decke sah sie nur flüchtig an. Der friedlich nähende Geselle sah kaum von der Arbeit auf.
„Der Meester is ebent zur Pollezei geloofen", nusselte er auf ihre Frage.
„Frechheit!" zischte sie kochend, und so wie sie ging und stand, lief sie hinterdrein. Durch die Korduangasse und in das Getümmel des Marktes, das sie farbenfroh mit Gewühl und Geschnatter und heftigen Gerüchen umbrandete. Drüben, zwischen der Stadtvogtei und dem Café Central, lag das Polizeihaus.
Die Schutzleute in der muffigen Schreibstube hielten sich die Seiten vor Lachen. Vergebens suchte der dicke Polizeileutnant den tobenden Schneider zu beruhigen. Manches hatte er schon erlebt, daß aber ein Ehemann mit der Hose des Liebhabers antrat und an Hand dieses Beweisstückes sofortige Verhaftung beantragte — das war ihm noch nicht vorgekommen, nein!
„Provatangelegenheit?" zeterte Herr Grätjens und sprudelte und fauchte. „Was heißt hier Provatangelegenheit?!"
Da ward die Tür mit Vehemenz aufgerissen, und Berta platzte herein. Herr Grätjens hackte schnappend nach ihr, aber sie schnitt ihm das Wort ab und riß es an sich, und es war wie ein Elementarereignis, eine Naturgewalt, der die Männer machtlos gegenüberstanden.
„Glauben Sie dem Kerl bloß nicht, Herr Oberwachtmeister! Der is ja dußlig, der weiß nich, was er redt! Hat unten in seiner Werkstatt gesessen und is gar nicht dabeigewesen, wie das Malör passiert is! Ich war in der Nachbarschaft Wasser holen gehn, und da is unten der Malermeister gekommen und hat mir sein Beinkleid zum Aufbügeln gegeben! Und wie ich oben bin gekommen, da war die ganze Küche überschwemmt, daß man hätte drinne baden können! Da hab ich die Hosen schnell ins Schlafzimmer gebracht, und wie ich eben mal war rausgegangen, da is e r gekommen und ohne mir was zu sagen hierhergerast, um mich schlecht zu machen! Das laß ich mir aber nich gefallen, ich — — —"
„Na also!" dröhnte der Polizeigewaltige, „dann ist ja alles in Butter! Gehn Sie ruhig nach Hause, Meister, und Sie, Frau, bügeln die Hose von dem Mann und regen Sie sich nicht so furchtbar auf!"
Herr Grätjens wollte noch widersprechen, aber Berta hatte ihn schon am Ärmel gefaßt und hinausgezogen. Er folgte ihr knurrend in seinen nassen Strümpfen, er hoffte schon, innerlich erlöst, sich nicht mehr über Berta entrüsten zu müssen. Es war doch bequemer, wenn man Auseinandersetzungen mit ihr aus dem Wege ging.
In der Küche surrte immer noch friedlich die kleine Gasflamme unter der Schmorkasserolle. Berta trug den Morgenrock in die Stube und klatschte dann entschlossen mit einem mächtigen Aufwaschlappen in den Küchenteich. Vorm Fenster schwebte, emsig streichend, in seinem langen Kittel der Malergeselle und pfiff sich eins. Und am Plättbrett stand Herr Grätjens und bügelte ihm unter grimmigem Zähnefletschen die Hose.
Geschäft war Geschäft, da half kein Beten. Aber vier Wochen lang sprach Herr Grätjens mit seiner Frau kein Wort mehr. Es bedurfte noch vieler nahrhafter Schweinerippchen mit Rosinensoße, bis Berta ihren Gatten zurückerobert hatte.

Auf in den Gampf

(Jos. Sauer)



„Gähm Se sich nur Miehe und gähm Se dr Haardur eenen brudalen Schwung, da gommt mr geene aus — ich genne die Weiber!"

(Zeichnung von E. Thöny)



Taifun auf Tahiti

Eine oberbayerische Südseegeschichte von Ernst Hoferichter

Es war drei oder vier Wochen nach meiner Rückkehr von der Reise um die Welt. Fünf Erdteile fuhren in meinem Hirnkasten noch Karussell, und von der kleinsten Auslage eines Kolonialwarengeschäftes brachten mir Vanillestangen, Teepackungen und Kaffeebohnen wieder Westindien, China und Ozeanien handgreiflich nahe.

Um diese Zeit sah ich auf einer Plakatsäule die Gastspielankündigung eines exotischen Varietétheaters. Und als Glanznummer stand in lebensgroßen Buchstaben zu lesen: „Taifun auf Tahiti — Ein Südseedrama."

Ich wohnte bei meinem Onkel Alois Loichinger. Er besaß eine Dampfbäckerei und Freude an der Natur. Von der großen Welt kannte er nur das Land Bayern bis zur Donau — und als ich ihm sagte, daß ich heute abend ins Varieté gehen möchte, wo ein exotisches Stück Erde gespielt würde, beschloß er, mitzumachen. Vielleicht dachte er sich, daß dadurch eine weite Reise erspart würde und die Kosten eines Tropenerlebnisses zum Preise von einer Mark zwanzig Pfennig sich reichlich bezahlt machen könnten — — —

Und der Abend kam. Inzwischen hatte sich der Onkel entschlossen, auch meine Tante Marie mitzunehmen — „als Schmerzensgoild, weils gestern an Finger in d' Knödlbrotmaschin' 'nei' bracht hat . . ."

Sie standen also beide vor dem Spiegelschrank mit Muschelaufsatz und bereiteten sich für den Besuch auf Tahiti vor. Der Onkel spuckte einigemal auf seinen Gummikragen und reinigte ihn mit dem Ärmel wie ein künstliches Gebiß. Die Tante bog auf ihrem Abendhut die Drahtstiele der blühenden Rosen zu frischerem Wachstum auf und steckte einige Salzbrezeln in ihre imitierte Krokodilledertasche.

Auf dem Weg zum Varietétheater schwieg der Onkel, und ich spürte, daß er sich vorausnehmend schon mit dem nahen Genuß beschäftigte. Er wollte für sein Geld etwas haben und arbeitete an seiner inneren Bereitschaft. Da er als Geschäftsmann mit jeder warmen Semmel das vorgeschriebene Gewicht liefern mußte, so forderte er als Kunde aufs Gramm genau das bezahlte Vergnügen und konnte wild werden, wenn die Erfüllung nicht mit seiner Erwartung übereinstimmte.

„. . . da bin i jetzt neugierig, ob's da so wuchtig is', wie ma du allaweil erzählt hast . . .", begann er vor der Kasse.

„. . . ja, Onkel, das ist nur ein Theaterstück, und es gehört natürlich eine Portion Einfühlung des Zuschauers dazu, um — — —"

„An mir soll's net fehl'n, und an Inschtinkt hab' i wia a Zoaga — und du woaßt as, daß i in Daglfing beim Rennats . . ."

„Geh", jetzt fangt er scho' wieda mit seine Ross' on . . .", schnitt die Tante seinen Satz wie ein Stück Hausbrot ab.

— — — An unserem Tisch saß bereits eine ältere Frau, die aus einem Stück Papier den mitgebrachten Kartoffelsalat wickelte und in ihren Bierkrug kleine Brotbrocken warf, als wollte sie in einem Aquarium die Goldfische füttern.

Und als sich der Vorhang mit der Göttin Aurora wie ein Rosenhauch hob und nach oben schwebte, sagte meine Tante: „. . . da hätt' i dös Schweinerne mit dö Salzgurken aa mitnehma kenna . . ."

Auf der Bühne arbeiteten indische Jongleure und warfen sich gegenseitig Kochlöffel und Küchengeschirr in die Hände. Und mein Onkel vertiefte sich jetzt schon so in diese Handlung, daß er unwillkürlich den Deckel seines Kruges schloß — in der Meinung, ein Salzbüchsl könnte versehentlich in seine frische Maß fallen.

Es folgten japanische Luftakrobaten, boxende Känguruhs, feuerfressende Indianer — und während ein ägyptischer Zauberer auf offener Bühne eine arabische Jungfrau verschwinden ließ, kam die Tante wieder auf ihr Versäumnis zurück: „. . . und wenn dö Frau an Kartoffisalat im Papier mitbringa derf, dann hätt' i aa mei' Schweiners mit dö — — —"

„Nacha hätt'n S' Eahnane Fettbrocka halt mitg'nomma . . .!" bemerkte die Frau beleidigt über den Tisch her, indes die verzauberte Jungfrau aus einer Kanone geschossen wurde.

„Dös verbitt' i mir, daß Sie mit Fettbrocka 'rum werfa . . . Göi, Alisi, du woaßt as selba, daß dös Schweinerne — — —"

Er wußte es vielleicht selbst, aber er wollte sich die Erwartung der Südsee weder durch ein fettes noch durch ein mageres Fleisch verderben lassen und blätterte erregt im Programm. „. . . jetzt kummt er . . .!"

„Wer . . .?" fragte die Tante schon etwas außerhalb des Bildes.

„. . . Er . . . da Daifun, da ganz dropische . . .!" antwortete er und bestellte bei der Kellnerin eine Reservemaß, um gegen eine exotische Hitze gewappnet zu sein, die vielleicht von der Szene herab auch in den Zuschauerraum übergehen könnte.

. . . Eine orgiastische Musik hob an. Langsam ging der Vorhang in die Höhe und ließ eine Urwaldlandschaft mit Kokospalmen, Schlinggewächs, Korallensee und Pfahlbauten hervortreten. Das Publikum machte Pst . . . pst . . ., um dem fernen Erdteil mit geziemender Ruhe zu begegnen. Nur ein schlechtsitzendes Kautschukgebiß verbreitete in der atemlosen Stille einige leise Klappertöne. Jemand zischte „Staad sei'!", und der Besitzer des künstlichen Zahnersatzes erlebte augenblicklich die Verpflichtung, alle Kaubewegungen einzustellen und den Brocken ungebissen während des Südseedramas auf der Zunge liegen zu lassen . . .

Auf Tahiti schien jetzt gerade die Sonne, in deren heißem Schein halbnackte Insulanerinnen tanzten. Sie hatten Blumen im Haar, rührten mit den Beinen die Luft wie einen Pfannkuchenteig um und wakkelten sulzig mit dem Bauch.

„. . . wia auf unserm Elfenreigen im Schlafzimmer, wo ma vorig's Jahr die zwoa Wanz'n g'funden hab'n . . .", flüsterte die Tante ihrem Mann ins Ohr.

„Heb' di' staad . . .!" hauchte mein Onkel zurück, weil im selben Moment sich der Himmel zu verfinstern begann. Nur ein dünner Strahl schien noch in der Mitte der Szene, wo man jetzt ein weißes Mädchen gefesselt am Boden liegen sah. Mit drohenden Gebärden umsprangen die braunen Wilden die arme Gefangene, die nur mehr mit Dauerwellen bekleidet war.

„. . . und mit Kalbistrick hab'n s' as wia a Sau z'sammbund'n", schnaufte der Onkel voll von erregtem Mitleid.

„Zu was braucht's aa auf dö Insel z' geh' . . .! War's dahoam blieb'n und hätt ihram Mo' dö z'rissna Socka g'flickt . . .", entgegnete die Tante.

Eine dicke Wolke hatte sich inzwischen ganz vor die Sonne geschoben und verdunkelte Tahiti wie eine Schlafstelle, deren Fenster nur aufs Treppenhaus hinausgeht. Blitze begannen zu zucken. Donner krachte, und die Palmen bogen sich im Sturm. Jäh flüchteten die tanzenden Wilden in ihre Hütten.

„. . . jetzt is' zuadraht mit'm Schafflertanz . . .! Aber dös arme Madl liegt g'fesslt da und — — —"

Tahiti bebte, die Dächer der Grashütten flogen durch die Luft, Urwaldstämme knickten wie Streichhölzer entzwei . . .

„. . . Jessasjessas . . . und jetzt kimmt da Daifun . . .! Kreizteifi überananda . . .!" knirschte mein Verwandter, vergaß alle Umwelt und ging in der Katastrophe auf.

„. . . Wer pfeift denn da . . .?" ertönte hinter uns eine Stimme. Aber es waren nur die Bronchien meines Onkels, die durch die Erregung solche Zischlaute von sich gaben.

Auf Tahiti geschah gleich darauf etwas Schreckliches. Nicht genug, daß der Taifun aufs Unmenschlichste wütete, ließ sich jetzt an dem Stamm ein bärengroßer Gorilla herab und hantelte sich auf das hilflose Fräulein zu.

Im Publikum stieg die Spannung bis zu unbeherrschter Unruhe an. Und mein Onkel zitterte und vibrierte vor Wut.

„. . . Schinderviech elends . . . Laßt du dös arme Deandl steh' . . .! . . . schamst di du gar net . . . han . . .?" — — —

Mit einer letzten Kraft hatte sich die Gefangene von ihren Fesseln befreit und flüchtete mit Kletterschluß auf die Bäume . . . aber der Gorilla nach, bis zur Krone hinauf . . . bis zur Wurzel wieder herunter . . .

Das Anwaltsfräulein

Ein junges Fräulein, Fee im Märchenwald,
So sanft und schön, schreibt brav auf der Maschine
Im Amtsdeutsch zwar, doch still verklärter Miene
Beweisanträge für den Rechtsanwalt.

Ein schmales Reh äst zwischen den Regalen,
Nippt mit den Augen — husch — an müden Astern,
Kann sachgemäß die Kostenmarken pflastern
Und achtet drauf, daß faule Schuldner zahlen.
Das gute Kind mit brauner Aktentasche — —,
Es hat ein Spiegelchen im Schreibtischfach,
Es trägt ein Mützchen, niedlich, schief und flach,
Und trinkt Kakao aus der Thermosflasche — —

Und krankt doch heimlich-tief an Weltverleidung;
Denn es erträgt noch nicht das Nackte,
Das Grobtatsächliche der Akte
In Sachen Meyer/Meyer: Ehescheidung.

Erich Ausmeier

„. . . hundsheiterner Kramp'n, miserabliger . . .! Dir hilf' i . . . du Schnall'ntreiber, du . . .!" schrie der Onkel dem Tier auf Tahiti zu, weil es immer noch die Dame vor sich her trieb . . .
Jetzt wurde auch die Frau mit dem Kartoffelsalat wieder unruhig: „. . . San' S' do net so ungebuidet . . .! Eahna werd' er nix to hab'n!"
„. . . Was . . .? Sie woll'n dö Lumperei von dem Affen unterstütz'n . . .? Der wo dö bessere Dame zu Tod hetzt . . .! Gengan S' halt n'auf dazu . . .! Gleich und gleich gesellt sich gern . . .!" schrie der Onkel.
„. . . Ungebildet san S', sunst nix . . . Sie, Sie Sonntagspublikum . . .!" gab die Frau zurück und schneuzte sich aufgeregt in das Einwickelpapier.
„. . . Alisi, sei g'scheit und bleib' im Rahma deina Unterhaltung . . . Bewahr' dei' besseres Ich vor dera alten Trebernsau, dö an Kartoffisalat — — —"
„. . . Nix bewahr' i . . . Was braucht denn dö zu dem Affen halten . . .? Derschlag'n tua i ihn, wenn i ihn derwisch . . . zu Waschklubberl derbaatz i dös Viech . . .!" — — —
Der Onkel hatte seinen Maßkrug ergriffen, und ich fühlte, daß es höchste Zeit war, beruhigend einzugreifen. „Paß auf, Onkel", sagte ich, „leb' dich net so hinein . . . das ist ja alles bloß Theater . . . ich war wirklich auf Tahiti . . . und da gibt es überhaupt keine Affen . . .!"
„. . . dös g'hört net zur Sache, daß du wirkli' dort warst . . . was geht mi' dei' Dahidi on . . .? Da schaug' hin, dös is aus 'm wahren Lebn griffa . . . Da Daifun und da Aff verfolg'n a feine Dame, belästinga a anständig's Madl . . . hab'n vielleicht scho' Ungebührliches von ihr verlangt . . . Und helfa z'samm, daß sie's rumkriag'n . . . So geht's zua auf Dahidi und net anderst . . . Dös is g'schöpft aus 'm kuahwarma Leb'n . . .!"
„Alisi, wenn er doch selber dort war, sozusagen als Augenzeuge g'roast is . . . Alisi, denk' doch nach . . . als reisender Augenzeuge . . . und hat koan Aff'n g'sehg'n, bis er jetzt mit dir ins Theadder ganga is . . .!" redete die Tante auf ihn ein.
„. . . Um Goods will'n . . .! Jetzt hat er 's dawischt . . ., jetzt bringt er's um . . . Jetzt zoag a da, daß no a Gerechtigkeit gibt . . . Dabrös'ln tua i di' wia an Lehrbuam . . . Außi schmeiß i di' aus mei'm Lad'n, daß da 's Auslagfenster als Christbaumschmuck stecka bleibt . . . du nixnutziger Dreckaff . . ."
„. . . Mei Good, da Vata hat sein g'sunden Menschenverstand verlor'n und woaß gar nimma, daß er im Theadda is . . .!"
Und jetzt stand die ältere Frau vom Stuhl auf: „— Sie, jetzt sag' Eahna i no was . . .! Wiss'n S', wer der Dreckaff is . . .? Dös is mei Bua, mei oanzig geliebtes Kind . . .!"
„So . . .! Und warum erziahg'n S' ihn nacha net besser — und lassen dös Bürscherl an unschuldinga Madl nachlaffa . . .? Sie Affenmuatta . . .!" entgegnete der Onkel ohne Besinnung.
„. . . weil er für d' Vorstellung drei Markl kriagt und weil er durch den Affen a Künstler word'n is . . .!" schloß die Frau nicht ohne Rührung.
— — — Ein Schuß krachte auf der Szene . . .! Und aus dem Gebüsch leuchtete der weiße Tropenhelm eines Kolonialgendarms . . . die Dame lag tot vom Fehlschuß am Boden . . . Und der Gorilla floh in die Dschungel, indes die Kapelle mit einem Trauermarsch die Flucht des Wüterichs begleitete und der Vorhang wehmütig über die Ungerechtigkeit des Schicksals herabrollte — — —
Der Saal hatte sich schon geleert, und mein Onkel saß noch immer wie entgeistert da. Im Geäst seines Schnurrbarts hingen einige Tränentropfen wie nächtlicher Waldestau. Auch die Tante weinte, aber raffte sich zuerst in die Wirklichkeit auf: „. . . Geh' zua . . ., jetzt is scho' wias 's is . . . Trauri, aba wahr . . .!"
Und während der Heimfahrt auf der Plattform der Straßenbahn sinnierte er noch immer vor sich hin. „. . . Strychnin auf aa Stück'l Zucker g'streut, dös hätt'n a krepieren lass'n . . ., oder in Kuttlfleck 'nei' a bisserl Ziehankali . . ."
„. . . jetzt muaß a Ruah sei', Alisi . . ., kniagl do net gar so in die Südsee eini . . .", redete sie auf ihn ein und schob ihm den Fahrschein in die Westentasche.
„. . . No' besser war's mit an Starkstrom . . . auf hunderttausend Wolt aufreib'n — und zu Konfetti tat's ihn z'reißen . . .", schlug er noch als letztes Mittel vor, um den Gorilla auf ewig unschädlich zu machen, indes die Tante zwischen den vergessenen Salzbrezeln den Hausschlüssel hervorzog — — —
Und als ich schon im Bett lag, überkam mich eine kurze Kopfrechnung . . . So schlürfte Onkel Alois einen Südseezauber aus, für den er nur eine Mark zwanzig bezahlen mußte . . . Und was hätte er von einer Weltreise nach Tahiti gefordert, die ihn ein paar Tausender kosten würde?
Vielleicht hätte er vor überstürzter Einfühlung an Harakiri geendet — — —

Lieber Simplicissimus!

Die Blätter aus der „Mathilde-Zimmer-Stiftung", welche die Verbindung unter den „Heimchen", den früheren Schülerinnen der Zimmerschen Töchterheime, pflegen, empfehlen in Nr. 11 des Jahrganges 1933 unter den Eintopfgerichten den eigens schmackhaft und gewürzig arrangierten „Zimmertopf".
Wir anerkennen durchaus das verdienstliche Bemühen der Schriftleitung und des Erfinders, möchten aber doch das Bedenken nicht ganz unterdrücken, ob die gewählte Bezeichnung nicht vielleicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte, insofern als anrüchige Vorstellungen wenig schmackhafter Natur erweckt werden, wodurch sich das Gegenteil einer Empfehlung ergäbe.
Vollends dürfte bei einer Übersetzung ins Französische die Gefahr bestehen, daß von dieser uns so mißgünstigen Seite neue Greuelmärchen in Umlauf gebracht würden.

*

Wir fahren von Hamburg nach Stuttgart, meine Frau, Pico, der wohlgepflegte Drahthaar, und meine Wenigkeit. Pico im Abteil auf dem einzigen noch freien Polster. Seine Beförderung im Gepäckwagen hätte meiner Frau das Herz gebrochen. Trotz des Andranges — Picos Platz bleibt frei.
Die erste Kontrolle erfolgt kurz hinter Hamburg. Jovialer, älterer Schaffner von der Wasserkante: „Also, was der Hund ist, der darf nur im Abteil bleiben, wenn niemand der Herrschaften etwas dagegen hat." Verlegenes Schweigen. Gott sei Dank, es war niemand dagegen.
Hannover — Schaffnerwechsel. Herein kommt der preußische Schaffner, jeder Zoll ehemaliger Soldat. Verräterisch zucken die Schnurrbartspitzen beim Anblick des Hundes. „Sie haben hier einen Hund." Schneidige Worte verkünden uns diese Tatsache. Meine Frau wird blaß, automatisch fahren meine Finger zur Hosennaht. „Der Hund muß in den Gepäckwagen" (meine Frau wird noch blässer), „es sei denn, daß niemand etwas dagegen hat." Verschüchtert schweigen die Mitreisenden, niemand meldet sich. Pico war zum zweitenmal gerettet.
So kommen wir nach Frankfurt. Höflich bittet der württembergische Schaffner um die Karten. Picos Anwesenheit scheint ihn nicht zu interessieren, offenbar will er ihn nicht sehen. — Nun frage ich, ob der Hund im Abteil bleiben könne, und staunend bekommen wir zur Antwort: „Dees Hondle do? O freilich, der duet doch koim nex." Seit der Zeit muß ich auf Geheiß meiner Frau vor jedem württembergischen Schaffner die Zigarrentasche zücken.

*

Ein berühmter Prediger kam einst in die Kirche des Mönchsguts auf Rügen, um mit seiner bekannten Suggestionskraft die Bauern und Fischer einmal aus dem dörflichen und gemütlichen Trott des Gottesdienstes, wie er in der religiös wenig aktiven Zeit zur Zeit der Befreiungskriege eingerissen war, aufzurütteln. Der stattliche Herr predigte lange und predigte schön, und er durfte auch konstatieren, wie die Bauern Mund und Ohren aufsperrten, um diesem gewaltigen Redner vor dem Herrn zu lauschen. Es wunderte ihn allerdings, daß sie bei den Zeremonien, die er deutlich ansagte, sitzen blieben und auch die von ihm vorgeschlagenen und mit schöner Stimme vorgesungenen Lieder nicht mitsangen. Nach der Kirche ging der Dorfpfarrer auf den Herrn aus der Stadt zu und meinte: „Herr Superintendent haben wundervoll gepredigt, nur schade, daß meine Bauern es nicht verstanden haben, denn sie können nur rügensches Platt!" Ja, man soll dem Volk aufs Maul sehen, wie es Luther tat, sonst nützt die wundervollste Rede nichts, seitdem der Turmbau zu Babel die Stimmen der Menschen verwirrte.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM –.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.– ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM –.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C, Sparkassenstraße 11. Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y. D.A. IV. Vj. 17300

Anbandeln

(Rudolf Kriesch)



„Aber kennst mi denn net, i bin doch dei' Miezerl!" — „Sag' ‚Fannerl', nacha kenn' i di!"

Der Schauspieler

Er spielte einen Helden,
Unter dessen Schritten einmal eine stille Zeit zerbrach.
Er spielte seinen Aufruhr, seinen Mut und seine Macht.
Nachts träumte er von Schlachten;
Am Tage dünkte er sich streng und stolz wie jener, der ihn schuf.

Nur wenn er vor dem Spiegel saß,
Den steilen Schwung der fremden Brauen zeichnete
Oder den schmalen Strich des Mundes zog,
Dann schrie ihn seine eigne Schwäche höhnisch an.
Er starrte auf das weiche Kinn, die hellen Augen,
Wachte auf,
Und schämte sich.

Edelgard Goltsch

Tragisches Idyll / Von Heinz Weis

War es die Sonne, die milde Sonne im späten Jahr, ein gütiges Leuchten durch dürftiges Laub, oder war es die Liebe zu ihren Tieren, die die Vierundsiebzigjährige in die Schrebergärten lockte? Sie humpelte den schmalen Weg entlang mit lautlos bewegten Lippen, das faltige Antlitz wendend, hierhin, dorthin, leutselig nikkend, eine quicklebendige Alte, und dann sich wieder hinunterneigend, ihren Tieren zu, die sie in einem uralten quiekenden Gefährt vor sich herschob. Es war einst Kinderwagen. Nun schaukelte sie darin ihre Enten. Vier braune Enten, in einen schadhaften Sack gesteckt, streckten aus seinen Löchern ihre Köpfe, warfen zusammen mit der Alten ihre Köpfe dahin, dorthin, quakten und schnatterten und rasaunten und drohten mitunter insgesamt aus dem Wagen zu purzeln. Der alte Kinderwagen wiegte sich und wogte auf seinen riesig federnden Spiralen, aber mit welken, sommersprossigen Händen bändigte und steuerte die Alte ihr Gefährt, und mit Schmunzeln und Zungenschnalzen sprach sie auf ihre Tiere ein. „Ihr Arschkrotten", sagte sie liebevoll, „noch sechzig Schritte bis zum Eck."
Und sie meinte ihren Schrebergarten mit seinen zwei Pfaden und dem Wasserbecken, dort, wo sich die Pfade kreuzten. Ein feinblättriger Baum hatte dort einen Teil seines Laubes herabgeschneit. Es lag leuchtend gelb zwischen Lauch und umgebrochener Scholle.
Die Alte raschelte heran, der Pfad neigte sich vom Tore her, so geriet der Wagen ins Rollen und die Alte kam in Trab. Aber sie behielt die Oberhand über Tiere und Gefährt, und so hatte dieser Einzug nichts Komisches, vielmehr etwas Schneidiges, Militärisches . . . Am Bassin aufgeprotzt! Stop! Ruck! Zuck! Es ging Blitz und Schlag!
Die Alte hatte selber ihre helle Freude dran, sie meckerte aus vollem Halse.
Im Augenblicke hatte sie den Sack geöffnet, und nun hob sie ihre Lieblinge heraus, drei Campbell-Enten und einen Erpel, der ihr auf die Schürze schiß. „Goldprinz!" sprach sie ihm zärtlich zu, drückte ihn an sich, streichelte den Widerstrebenden. „Goldprinz!" — Als sie aber die Bescherung sah, stieß sie ihn von sich, hielt ihn mit Mühe halberhobenen Armes an den Flügeln fest und fuhr ihn an: „Du Saukerl! Da guck!" Empörten Auges flammte sie ihn an. „Undank ist der Welt Lohn", meinte sie endlich und gab ihm einen Backenstreich, einen zärtlichen Backenstreich, nahm ihn wieder an sich und klopfte ihm liebkosend auf den Schwanz.
Die drei Enten umflügelten indessen die Alte und zeterten und benahmen sich so toll, daß es in den Gärten widerhallte. Sie konnten nicht eher in das Wasserbecken, als bis die Alte das Laufbrett anstellte. Nun plumpste es hinein, gründelte, duckte sich, goß Wasser über sich, schlug Flügel, pantschte, tollte . . .
Die Alte schloß das Gartenhäuschen auf, rückte einen Stuhl heraus in eine Lichtung, breitete sich darauf aus: ein Faltengebirge weiter Röcke und ein kleiner Oberkörper, vorgebeugt und nun nach Atem ringend nach all der Hetze, ermattet vom Flügelschlagen, vom Zappeln ihrer Tiere, vom Schieben erschöpft, vom Schaukeln und Rollen. — Es war ein wenig viel gewesen und etwas zu schnell gegangen und ein wenig über ihre Kräfte. Darum sank sie jetzt dahin, in letzter wohliger Sonne schickte sie sich an zu kleiner Rast, zu einem Nickerchen.
Vom Nußbaum sickerte das Laub, ein Blatt in ihre Schürze. Ihre Linke lag schon darin und ihr halbgestrickter Strumpf. Ihr rechter Arm hing rückwärts über die Lehne herab, gab ihr Halt und Sicherheit im Sitzen und im Schlaf, und ihr Kopf fiel der rechten Schulter zu.
So saß und lehnte sie und schlief.
Über die Beete, durch Laub und über braune Schollen holperten die Enten. Sie suchten den Garten ab und spürten in allen Verstecken.
Und fanden dann zu der Alten zurück, umstanden die schlafende Frau, richteten sich auf, sprachen auf sie ein, entfernten sich und kamen wieder, schrien heiser, einzeln und zu vieren. Als es aber Abend ward und das Frösteln durch die Gärten lief, gingen sie unter dem Rocke der Alten, der bis zur Erde reichte, zur Ruhe.
Ihr kleiner Enkel kam, schon waren Sterne da, und schrie die Alte an, schrie, schrie, schrie! Wie weh der Junge schrie! Dann rannte er heimwärts, wild aufschluchzend und fahl wie ein Leilach.
Und darüber wurde es Nacht und dunkel und kalt.

Die Ästhetin

Du trittst gern beispielgebend in Erscheinung,
In Pelz und Kunst trägst Du die letzte Meinung.
Und ist das Hirn auch Deinem Köpfchen fremd —
So nicht die echte Spitze Deinem Hemd!

Benvenuto Malandato

Tiere lehnen sich auf

(Wilhelm Schulz)



„Wenn mich die alte Schachtel jetzt nochmal küßt, zeig ich sie wegen Tierquälerei an!"

Spuk im Sumpf

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Eine Lektion Gotisch / Von Edmund Hoehne

Sie hatten alle beide während der Nacht mit ihren Freunden viel vom Neapelwein getrunken, der gotische Fürst und der römische Poet. Hier hatte man über die lächerlichen Welschen, dort über die nordischen Barbaren gespottet. Und der berauschte Dichter schlich an der Wache vorbei und schrieb an den Palast des Eroberers:

„Inter Hails Goticum: Skapiamatziaiadrincan non audet quisquam dignos educere versus."

Am Mittag fand man die Inschrift; ein alter römischer Fischer verriet dem Wachenführer gegen ein Silberstück den kühnen Schreiber. Abends fand man ihn in der Villa eines Freundes; da hatte er den Wein hinweggeschlafen, gleich dem Goten, vor den man ihn führte. „Übersetze", befahl der blonde Riese. Und ohne jedes Zögern antwortete der schwarze Römer:

„Unter dem gotischen ‚Heil'geschrei: ‚Schaffe sowohl zu essen, als auch zu trinken', wagt niemand, edle Verse laut werden zu lassen."

„Ach", lachte der Fürst, der sich über den Mut des Feindes freute, „das sollte Gotisch sein: Hail! Skapei jam matjan jad drigkan? Ich mache dir einen Vorschlag, Poet: Du lehrst mich Lateinisch, ich dich Gotisch reden; wir können's beide noch nicht recht. Und wir müssen nun doch einmal miteinander auskommen."
„Wer sagt das?" fragte der Poet trotzig und warf den Kopf in den Nacken.
„Gott", antwortete der Germane. „Er gab euch in unsere Hand. Bist du Christ?"
„Nein. Aber wenn euer Christus Gottes Sohn ist, warum läßt er alles Schöne, das wir schufen, versinken? Warum müssen Barbaren über uns kommen? Warum wird zerstört, warum muß von vorn begonnen werden? Unsern Wein trinkt ihr, aber unsern Geist, unsern Staat zertretet ihr."
Der Fürst wollte zornig auffahren: „Barbaren? Wir? Warte —", aber ein gotischer Diakon stand auf und sagte: „Laß mich ihm antworten, Fürst, und ihm zugleich die erste Lektion Gotisch erteilen." Und er holte eine alte Handschrift und las: „So schrieb der Bischof Ulfilas aus der Heiligen Schrift in unsere Sprache hinüber: Nithan gintand wein in balgins fairnjans, aithau distaurnand balgeis, bitheh than jah wein nsgutnith jah balgeis fraquistnand. Ak gintand wein juggata in balgins ninjans, jah bajothum gabairgada.
Weißt du, was das heißt, Römer? Höre: Auch gießt man nicht neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreißen die Schläuche, und danach fließt dann sowohl der Wein aus, als auch verderben die Schläuche; sondern man gießt jungen Wein in neue Schläuche, und beide werden erhalten."
Poet und Fürst, Römer und Gote waren beide still geworden; denn beide hatten verstanden, daß sie beide in der Hand eines höheren Schicksals waren. Der Germane reichte dem Feind die Hand: „Du bist mir lieber als Überläufer von den Deinen. Ich werde den Fischer, der dich verriet, prügeln lassen und meine Wache bestrafen, weil sie ihn durch Geld zum Schwatzen verlockte. Willst du mir helfen, Gott zu dienen und in Demut Gutes zu wirken?"
Der Römer gab ihm schweigend seine Hand. Und über der ernsten Verklammerung einer starken und einer zarten Hand schlug der Diakon das Zeichen des Kreuzes.

Der zugefrorene See

Von Anton Schnack

Ich liebte ihn zur Schlittschuhzeit,
Da war er mir vertraut,
Da wuchs kein grünes Wasserkraut
Aus Undurchdringlichkeit.

Es summte, wenn der Knabenstein
Die glatte Fläche traf:
Ein Sumpfgeist schrie aus Abgrundschlaf
Klirrende Winterpein.

Der Salamander, schwarz und rot,
Hielt sich im Schlamm versteckt.
Von Algenschichten ganz bedeckt
Lag ein Urzeitenboot.

Mir jungem Läufer wurde heiß,
Ich tanzte, schwebte, glitt,
Die dünne Eisenspitze schnitt
Figuren in das Eis.

Ich dachte nicht an Schlamm und Grund,
An Scherbe, Frosch und Molch,
Nicht an den bösen Schwedendolch
Und den ersäuften Hund.

Ich dachte nicht ans Bauernkind,
Das, spielend, jäh ertrank
Und tief ins schwarze Wasser sank
An einem Tag voll Wind.

Ich freute mich am schönen Schwung,
Der meinem Fuß gelang,
Und was von unten sang und klang,
Klang wie Verzauberung.

Diplomatenbesuche —

(E. Schilling)



hoffentlich nicht nur im Auftrage ihrer Regierungen, sondern auch zum Wohl der Völker.

Der Interessent

Von Hans Riebau

Man spricht über den Rückgang des Geburtenzuwachses. Alle, wie sie da am Stammtisch sitzen, sind sich darüber einig, daß das nicht so weiter geht. Alle verlangen sie, daß propagandistische und gesetzliche Maßnahmen getroffen werden, um endlich wieder ein Ansteigen der Geburtenziffer herbeizuführen. Alle zusammen verstehen sie es nicht — zum Donnerwetter! —, wie es überhaupt so hat kommen können. Nur Dr. Genkoch, der Kinderarzt, lächelt. „Meine Herren", sagt er, „Sie kennen doch das schöne Sprichwort mit dem Splitter und dem Balken, den gewisse Leute im Auge haben? Wie viele Kinder, meine Herren, haben Sie?"

Die Tafelrunde sitzt wie erstarrt. Nur Pimming, der Apotheker, ist einigermaßen vergnügt. Er hat vier Kinder zu Hause, immer noch zwei mehr als der Dr. Genkoch, und so ist er der einzige, der noch eine Lippe riskieren kann.

„Alles nicht so schlimm", sagt er, „es wird da doch erheblich übertrieben! Vor ein paar Wochen zum Beispiel war ich in einer Gesellschaft von fast hundert Personen, und alle diese hundert Personen haben dort ausdrücklich erklärt, daß sie einfach nicht imstande wären, ohne Kinder zu leben."

„Ach", lächelt Dr. Genkoch, der Kinderarzt, und sein Gesicht ist eine einzige Grimasse der Ironie, „was war denn das wohl für eine merkwürdige Gesellschaft?"

„Das war", sagt Pimming, „das war ein Kongreß der Kinderärzte."

Dat Vürgelken

Ein westfälischer Bauer gab bei einem Maler ein Ölbild in Auftrag. Er trug ihm auf, es solle ein monumentales Bild sein, das ein großes Zimmer schmücken könne. Am geeignetsten erscheine ihm dafür die Darstellung eines Adlers. Der Maler kam dem Wunsche nach und malte einen auffliegenden Fischadler. Wie erstaunt aber war er, als er einige Zeit später nur die Hälfte des vereinbarten Honorars erhielt. Auf seine Rückfrage erhielt er von dem Bauern die unverblümte Antwort: „Dat Dier hätt wi us doppelt sau graut vürstellt. Son lütkes Vürgelken hätt wi alle Sunndag in der Panne . . ."

15 Grad unter Null

(E. Thöny)



„Jaja, im Summer waars scho recht — — 's Schneerama!“

München, 28. Januar 1934 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 44



Nordische Redoute / Von Willfried Tollhaus

mit Zeichnungen von Wilhelm Schulz



Die Wiedemanns waren in jenem Alter, in dem Ehepaare gegeneinander nachsichtig zu werden pflegen. Sie hatten sich schon einige Male gemeinsam auf der „Greif-Redoute", der „vornehmsten Maskerade Norddeutschlands" gelangweilt, und beschlossen nun, ihr Glück mit einer anderen Methode zu suchen. Jeder sollte Hausschlüssel mitnehmen und keiner wissen, in welchem Kostüm der andre da war. Alles Fragen nach den Erlebnissen dieser stürmischen Redoutenacht war von vornherein untersagt.

Wiedemann war gar nicht neugierig, als sich seine Frau im Schlafzimmer anzog. Er rief ihr zum Abschied zu: „Viel Spaß, Luise", rauchte seine Zigarre zu Ende und verwandelte sich dann unter mannigfachen monologischen Bemerkungen über die Blödität der Menschen in einen alten Chinesen. Darauf telephonierte er nach einem Auto. Es kam das älteste und schmutzigste, das es anscheinend gab. Wiedemann machte Krach mit dem Chauffeur und gelangte — also festlich vorgestimmt — in den heiteren Wirbel der Redoute.

Kaum hatte er den ersten Saal betreten, da stellte sich ihm ein Mondmensch in den Weg und sagte: „Wiedemann, du siehst verboten aus!" Darauf tauchte er wieder unter.

Als Wiedemann noch bestürzt ob dieses Erlebnisses um sich sah, hingen sich zwei Harlekins an seine Ärmel, führten ihn in eine Ecke und bestellten sich Abendbrot. Nachdem sie satt zu sein schienen, verließen sie ihn. Die Rechnung machte 16,40 Mark. Wiedemann trank melancholisch seinen sauren Mosel (5 Mark die Flasche, Einkauf 80 Pfennig) aus, als ein molliges Gewoge in Rosa auf ihn zu rauschte, Dickerchen zu ihm sagte und sich auf seinen Schoß setzte. Dabei drückte sie ihm seinen Schlüsselbund in die Beine. Ein Kellner stellte schweigend eine Flasche „Jubelsekt" auf den Tisch, eine Marke, die zwar noch nicht sehr eingeführt war, aber preismäßig neben den Hochwertigen stand. Das Glück in Rosa trank Jubelsekt wie Wasser und zwang Wiedemann dann, mit ihm zu tanzen.

Als sie sich einmal zurückziehen mußte, entfloh Wiedemann. Plötzlich war wieder der Mondmensch da und sagte: „Wiedemann, nun siehst du noch blöder aus!"

Inzwischen war es 0.30 geworden. Wiedemann fand, daß er entweder an den Stammtisch der Pilsener Urquell-Stube „Gambrinuseck" oder ins Bett gehöre. Er zog das erstere vor, traf dort den pensionierten Amtsrichter Bitterling und bestellte eine illustrierte Gurke und später noch einen Ochsenmaulsalat, weil sauer lustig macht. Dazu trank er fünf Pilsener — eiskalt, spiegelblank, frisch gestrichen. — Darauf ging er noch in ein Kaffee, wo es schäbigen Mokka gab. Das Koffein — oder die Vorstellung des Koffeins — weckte seine Energien. Vor sechs Uhr wollte er nicht zu Hause sein.

*

Frau Wiedemann war im reizenden, wenn auch nicht ganz originellen Kostüm einer um die Hüften wohl gerundeten Mickimaus mit neckischem Sprung auf der Redoute aufgetreten. Sie hatte erwartet, von Mickikatern zerrissen zu werden. Aber sie blieb allein, da bereits achtundzwanzig Mickimäuse da waren. Schließlich erschien ein Jüngling, der so etwas wie einen Schlafanzug anhatte, sagte du zu ihr und schmiegte sich an sie. Das wurde von Frau Wiedemann sehr angenehm empfunden. Als der Jüngling das merkte, sagte er, daß er Student sei und noch nicht zu Abend gegessen habe. Mickimaus überhörte das. Der Jüngling aber schien doch sehr hungrig zu sein, denn er machte Versuche, ihr ein Stück Lende abzubrechen. Worauf ihn Frau Wiedemann verließ, weil sie um ihrer selbst willen geliebt sein wollte.





Nachdem sie längere Zeit keinen Anschluß gefunden hatte, fand sich ein älterer, etwas bepickelter Herr, der ihr vorschlug, bei ihm in seiner Junggesellenwohnung Kaffee zu trinken, weil es dort so schön warm sei. Nun war die Temperatur inzwischen in dem Saal bereits über dreißig Grad gestiegen, so daß Frau Wiedemann fürchten konnte, es würde ihr auf diesem Ausflug vielleicht zu warm werden.

Als sie sich in einem Gewirr fideler Mädchen, die anscheinend aus der Konfektion waren, verstecken wollte, sagte eine: „Was will die Madame?" Und eine andere flüsterte: „Det Aas kenn' ick." Sie war also hier auch fehl am Ort.

Glücklicherweise wurde sie jetzt von Frau Schneemüller, der Gattin eines Lieferanten ihres Gemahls, an ihrem graziösen Gang erkannt und im Triumph an den Tisch Schneemüller geschleppt. (Was dort verzehrt wurde, lief über Unkostenkonto.) Herr Schneemüller, der als Apache ging, weil man dann die haarige Brust zeigen konnte, tanzte wiederholt mit ihr. Wenn jemand aber versuchte, mit seiner Mickimaus anzubandeln, knurrte er: „Frechheit! Den Burschen wer ick mir mal langen!"

Schneemüllers fanden übrigens den Einfall mit den getrennten Hausschlüsseln reizend . . . Man beschloß, gemeinsam Jagd auf Herrn Wiedemann zu machen. — Als man ihn nicht fand, sagten Schneemüllers, Frau Wiedemann solle nicht besorgt sein. Sie brächten sie gemeinsam nach Hause. Es könne ihr nichts passieren.

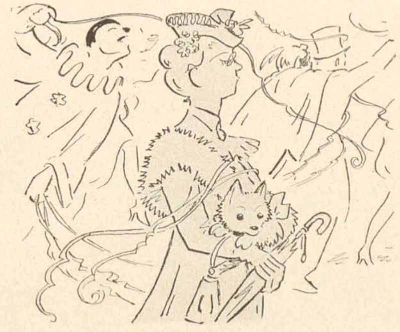
So geschah es, daß Frau Wiedemann um 5.30 Uhr mit Eskorte vor ihrem trauten Heim ankam. Sie ging sofort zu Bett.

Wiedemann erschien um 6.15 Uhr. Er sagte „Morgen!" und fragte, wo die Abführpillen seien, denn sein Magen sei eklich verkorkst.

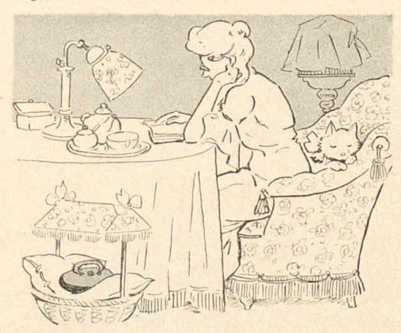
Schwurgemäß wurde über die Erlebnisse der Nacht nicht zwischen ihnen gesprochen, auch nicht, als Schneemüller am nächsten Morgen bei Wiedemann im Kontor anrief: „Wie jeht es der Jnädigen? Haben wir nicht jut auf sie aufjepaßt?"

Fatal

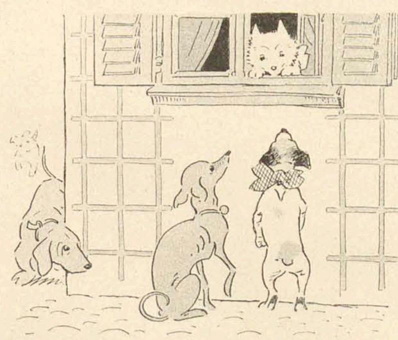
Reime von Ratatöskr — Zeichnungen von C. O. Petersen



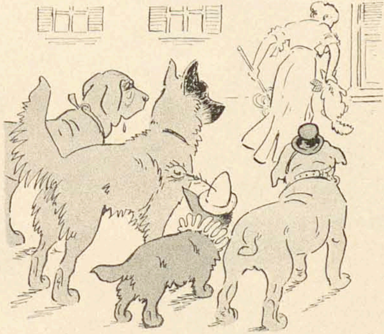
Was ist die Fastnacht? Ein Examen
auf Narrheit und frivolen Sinn.
Man kann verstehn, daß ältre Damen
sich dem nicht gerne unterziehn.



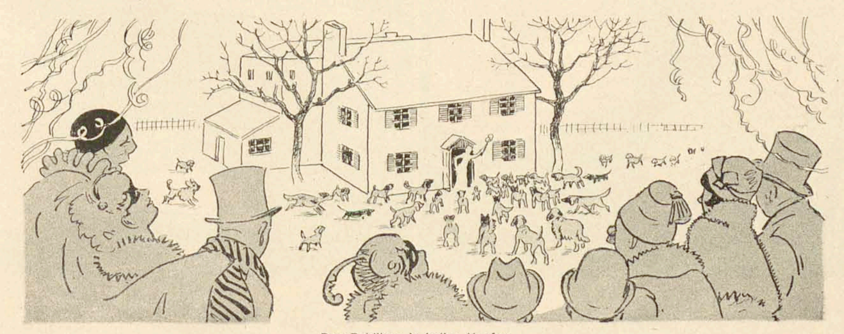
Auch Fräulein Schmidt vergrub ihr Pfündchen
in dem riskanten Januar
und blieb daheim mit ihrem Hündchen,
als welches gleichfalls weiblich war.



Nun trifft sich's aber leider häufig:
die Welt sucht den, der sich versteckt.
Das gute Hündchen wurde läufig
und demgemäß ein Trieb-Objekt.



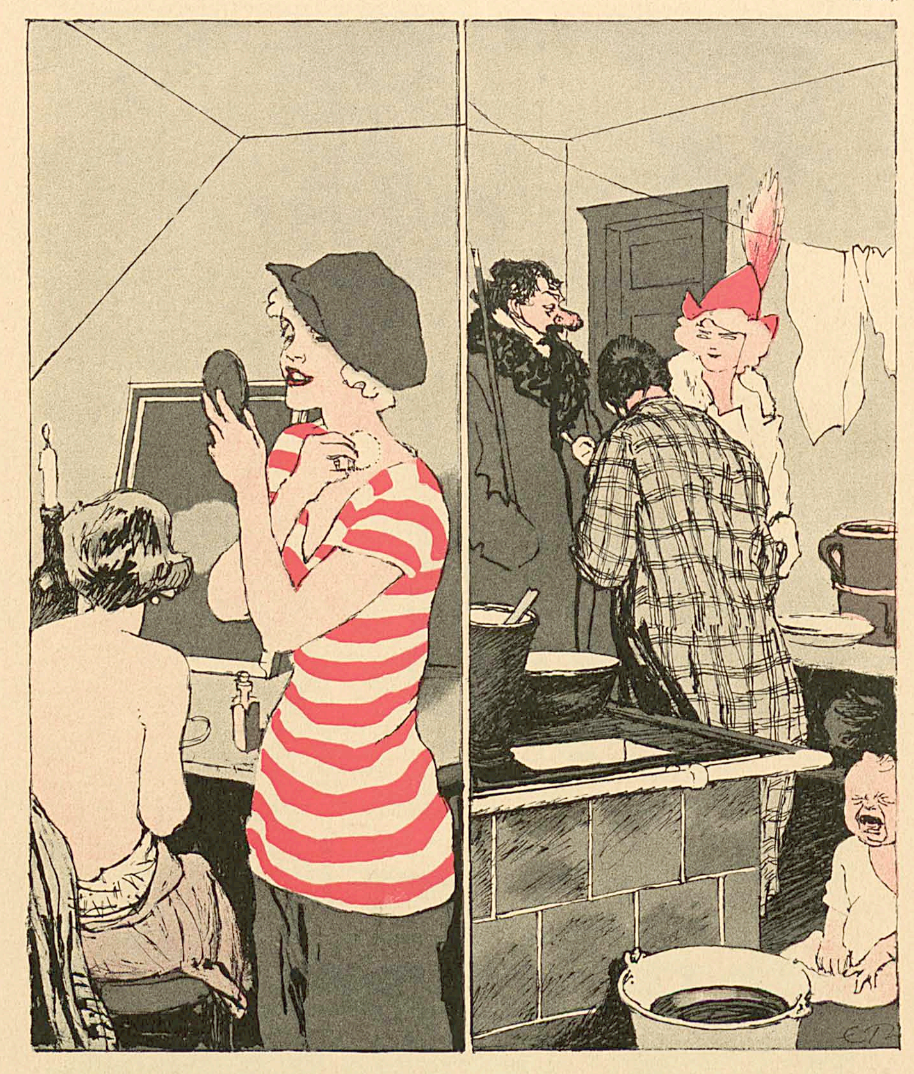
Ein Rudel aufgeregter Rüden
belagerte die Villa Schmidt,
wodurch das Fräulein mit dem prüden
Empfindungsleben schrecklich litt.



Das Publikum in hellen Haufen
lief zu und hatte sein Pläsier:
Der Fastnacht wolltest du entlaufen,
sieh da, jetzt kommt sie halt zu dir!

Gaudi und Portemonnaie | Heimkehr der verlorenen Tochter

(E. Thöny)



„Auf dem Fest wirds zünfti, da san lauter Künstler und Studenten!“ — „Ja, aber wer zahlt denn nacha d' Weißwürscht?“

„Ja, Cenzi, du kimmst mit an — — — ja wer is denn der Herr?!“ — „Woaß i net — a Maschkera halt — hab 'n ja selber erst heut abend kennag'lernt!“

Zurück mit der ersten Post

(Karl Arnold)



„Hamse — hup — wat vor Huschke — hup — in der dritten Etage —?" — „Tja, eene Drucksache." — „Na, denn — hup — nehmse mir — hup — doch gleich als Päckchen mit!"

Verweinter Clown

Ist schon spät —!
Grüne Fensterscheiben
malt der Mond.
Bin ein echter Clown,
der zum Fasching geht.

Nase blau.
Rote Schlangenlinien
um den Mund.
Und zu Hause, auf dem Sofa,
eine tote Frau.

Hin ist hin!
Schneide schiefe Fratzen
in die starren dummen
grünen Fensterscheiben.
Heulen keinen Sinn!

Manchmal nur — — —
Hinter jeder öden
Fensterscheibe
steht so grau das Sofa — — —
Donnernd schlägt die Uhr.

Ist schon spät —!
Stolp're durch die Gassen,
durch die Ewigkeit —
ein verweinter Clown,
der zum Fasching geht.

Katarina Botsky

Im Dusel

(Rudolf Kriesch)



„Um Gottswilln, Schorschi, schluck net, mir san an der verkehrten Wohnung!"

Venezianische Nacht

Du und Pierrot, Maharadscha hat Dich nicht vergessen, gib Nachricht.

Das ruft nun der Maharadscha, seiner indischen Schönheit entkleidet,
Als besserer Kaufmann, der zuweilen an Rheuma und Zahnschmerzen leidet.

Doch sieht man, daß noch viel romantischer Sinn in ihm giert,
Sonst wäre nicht oben sein Sehnsuchtsschrei aus der venezianischen Nacht annonciert.

Wer war nun „Du"? Eine Kolombine vielleicht, eine Schützenliesl, ein Girl im Knabenpyjama?
Nichts ist ersichtlich als Ansatz und Anfang von einem künftigen Dreiecksdrama.

Unvergeßlich bleibt es dem schwarzäugigen Maharadscha bei Buchungszahlen und Konten,
Daß ihn im Taumel einer Gondelnacht zwei Frauenaugen heiß und wild besonnten.

Wir aber haben spöttisches Mitleid mit dem kleinmännigen und blond verschüchterten Pierrot,
Er war in selbiger Nacht Staffage nur, nur dünne Luft, nur leergedrosch'nes Stroh.

Und wieder einmal wird es offenbar, daß hinter dem korrekten und biederen Lebensschild
Ein anderes, ein heißeres, ein Leben voller Abenteuer und Verwicklungen quillt.

Wird hier gespielt? Getändelt? Oder wird hier ein Drama tollkühn vorbereitet,
Das eines Tages mit schreiender Überschrift: „Liebestragödie" durch die gleiche Zeitung schreitet?

Noch ist es geheimnisvoll, noch können wir über seine Rätselschriften grübeln und staunen,
Noch ist es nicht enthüllt, ob es ganz fordernde Liebe ist, oder Launen.

Noch hat der Nachtmaharadscha seine Betörung, noch wird er von einem Abenteuer befunkelt,
An welches er denkt, wenn er aufsteht, wenn er zu Mittag ißt, wenn es grau in sein Büro dunkelt.

Und er hat für sieben Tage ein Glück, eine Hoffnung, einen Trost, eine Freude;
Das ist das Klingelzeichen am Morgen: „Herr Rudi Weiß — die Post von heute!"

Aber vielleicht wird vor Colombines Auge niemals Maharadschas Sehnsuchtsruf erscheinen,
Und Maharadscha in Zivil wird entweder verärgert werden oder einmal traurig weinen.

Und er, der sich dünkte ein indischer Fürst zu sein, schön, dämonisch, betörend,
Wird nur noch Rudi Weiß sein, sechs Jahre schon zur Firma Tauber & Co. gehörend.

Anton Schnack

Karneval in Venedig

Nur wenige Eingeweihte wußten um die Versuche, die seit Jahren von Vertretern der wissenschaftlichen Schall-Analyse und der Medizin im Verbande mit den hervorragendsten Radiotechnikern durchgeführt wurden, Versuche, die darauf abzielten, die Zeit zu überwinden, eine Brücke zu schlagen von der Gegenwart zur fernsten Vergangenheit. Es handelte sich um die Konstruktion eines Apparates, der zu tönendem Leben wiedererwecken sollte, was als unmerkbare Schallschwingung noch in Sälen und Kammern, auf Gängen und Treppen alter Gebäude zitterte: Rede und Antwort längst gestorbener Geschlechter. Nichts geht ja verloren auf dieser Welt, nicht ein Flüstern, nicht der leiseste Hauch.

Wissenschaftlich war die Frage gelöst: medizinische und philologische Forschung hatten Klarheit geschaffen über Sprachtypen, nationale und individuelle Verschiedenheiten in Rhythmus, Sprachmelodie und Tonhöhe. Aber das Wichtigste fehlte noch: der genügend empfindliche Aufnahmeapparat. Angestrengteste Arbeit und zuletzt ein glücklicher Zufall halfen endlich auch diese Schwierigkeit überwinden, und als die Versuche die absolute Zuverlässigkeit des Apparates erwiesen hatten, traten die Erfinder mit ihrem Werk an die Öffentlichkeit.

Es wurde — wie nicht anders zu erwarten — eine Sensation. Man vergaß für ein paar Tage Sport und Kurse; die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel ihrer wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiter, Interviews, Photos. Nur vereinzelt hörte man skeptische Stimmen. Alles aber wartete in fieberhafter Spannung auf den 3. Februar, für den sämtliche Radiosender der Erde das gleiche Abendprogramm ankündigten:

Erste historische Übertragung aus dem Palazzo Ducale in Venedig:
Maskenfest vom 3. Februar 1736.

Millionen Menschen lauschten an diesem Abend auf die seltsame Botschaft aus der Vergangenheit, die nach zweihundertjährigem Schlaf nun erwachen und mit Gedankenschnelle um den Erdball laufen sollte. Jeder wußte — zum mindesten aus den Zeitungen —, daß er Ohrenzeuge werden würde eines der glänzendsten Feste, das die Republik Venedig, die Königin der Meere, je gegeben, die Anno 1736 ihre üppige, rauschende Spätblüte erlebte. Jeder wußte, daß Frohsinn, Übermut, Tollheit, Geist, sprühendes Temperament, heiße Sinnlichkeit, die die Menschen jener Epoche auszeichneten, ihn bald umfangen sollten.

Als nach kurzen einleitenden Worten des italienischen Ministerpräsidenten und des Erfinders die Apparate im Palazzo Ducale eingeschaltet wurden, hörte man zunächst ein undeutliches Summen, ein tausendstimmiges Durcheinander, aus dem schließlich eine zärtlichsüße Musik hervorwuchs, dazu das Schleifen vieler Füße, das Rauschen seidener Gewänder. Und dann wurden Stimmen vernehmlich, in unverkennbarem Venezianisch, das nun hier in der Übersetzung leider viel von seiner Klangschönheit verliert:

„Tag. Wie geht's?"

„Danke. Man schlägt sich so durch."

(Schluß auf Seite 526)

Faschingsphilosophie

Im bunten, larvenfrohen Satyrspiel
Sei lachend Schütze und zugleich das — Ziel!

Wenn du's nicht weißt — ich stecke dir ein Licht:
Die Maske ist — dein echtestes Gesicht.

Ein hübsches Tier, das dich beherrscht und lenkt
Und manchmal besser als du selber denkt,

Gehörnt, geschwänzt, geohrlappt und behuft
Steckt's längst in dir und zeigt sich, wenn man's ruft!

Wach' auf, Bock, Affe, Stier, Pfau, Kakadu
Und du, vergnügtes, rosiges Ferkel, du!

Tanzt euern Affen-, Bock-, Stier-, Pfauentanz,
Blökt, wiehert, grunzt und wedelt mit dem Schwanz!

Die Nacht ist da, wo ihr euch zeigen dürft,
Mit ganzer Lust genießt und lacht und schlürft,

Bis in den aschegrauen Tag hinein,
Dann fällt's euch wieder leicht — ein Mensch zu sein!

Georg Schwarz

Kater-Ideen

Die langgezogenen, heulenden Töne, die vor einigen Tagen in München zu hören waren, stammten, entgegen den Pressemeldungen, nicht von dem Luftschutz-Telephonheuler, sondern von einem plötzlich aufgetauchten Ungeheuer, das auf dem Dach des Donisl gesehen wurde und wie ein Riesenkater aussehen soll, auf jeden Fall aber schwarz ist und ungefähr acht Meter lang.

Das Auftauchen dieses Ungeheuers ist ein neuer Beweis für die Duplizität der Fälle; daß dieses Ungeheuer aber gerade in der Faschingszeit unsere Stadt heimgesucht hat, legt die Vermutung nahe, daß es sich hier um die Tierwerdung der Kater der Faschingsbummler handelt. Wir machen daher den Vorschlag, das Fischungeheuer von Loch Ness für die Stadt München anzukaufen und es, à la Bismarckhering mariniert, dem Riesenkater vorzusetzen.

*

Sowjetrußland, Estland, Lettland, Litauen, Türkei, Jugoslawien, Polen, Rumänien, Ungarn, Tschechoslowakei, Schweden, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Österreich, Algier, Danzig, Italien, Spanien, Irland, Island, Frankreich, England, Schweiz, Luxemburg, Niederlande — ganz Europa hat sich geeinigt —

Aber nur auf die Wellen des Luzerner Plans.

Die Radiobastler werden aufgefordert, die Wellenlänge des Mac-Donald-Plans zu suchen, damit auch hier eine Einigung stattfinden kann.

J. H.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17500 IV. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Freundschaftliche Warnung

(E. Thöny)



„Tua di fei guat halt'n, Xaver, mei Alte hat heint wieder ihr gefährliches Alter!“

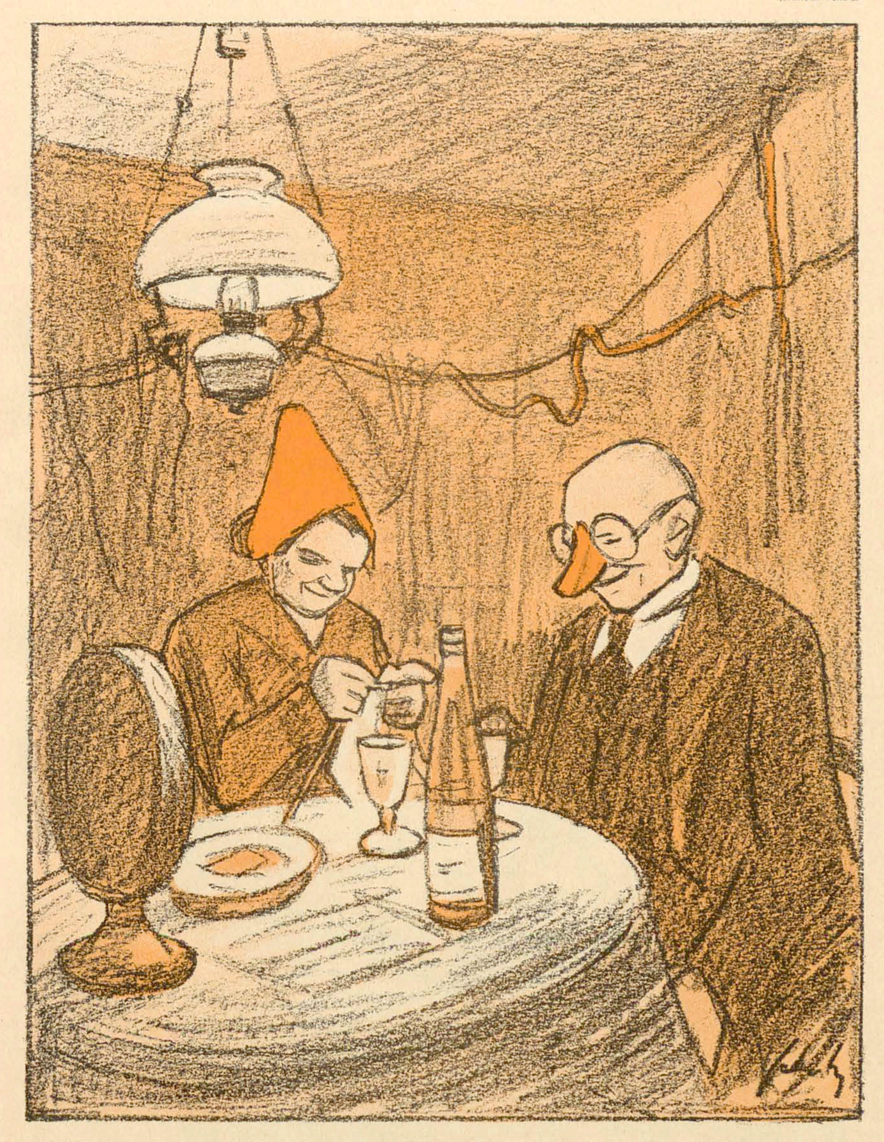
Das große und das kleine Unglück



„Was, mit 'n Chauffeur ist deine Frau ausgerückt? Das ist aber traurig!“ — „Na, traurig . . . Hauptsache ist, daß ich den Wagen wieder bekomme.“

Karneval privat

(Wilhelm Schulz)



„Soo, nun suchen wir uns eine lustige Musik aus dem Äther, dann haben wir ein Karnevalsfest ohne viel Umstände und ohne Eintrittskosten . . . Fehltritte kommen sowieso nicht mehr in Frage."

Vormittags neun Uhr beim Donisl

(Olaf Gulbransson)



„Tür zua, der fade Alltag schaut rei!"

Karneval in Venedig (Schluß von Seite 522)
„Eine schauderhafte Kälte hier. Und dabei noch Zugluft."
„Tja, der Serenissimo Principe spart Holz. Die Julia kostet ihn zuviel. Hast du ihr neues Halsband gesehen?"
„Tja. Aber bezahlt ist es noch nicht."
„Das Essen war auch recht mäßig."
„Und sowas nennt sich Karnevalstrubel. Du lieber Gott! Es ist eben alles nicht mehr wie früher."
Andere Stimmen, offenbar weiblich:
„Ich sage dir, garantiert blond. Innerhalb zwei Tagen."
„Die Adresse? Nein, unmöglich. Ich habe es ihr versprochen."
„Natürlich. Schon seit drei Wochen. Dabei ist sie nicht mal hübsch."
„Der junge Chigi hält sie aus."
„Aber ich bitte dich, man trägt doch kein Pfirsichblütfarbenes mehr!"
„Warum hat sie Schönheitspflästerchen? Bloß um die Narben zu verdecken."
„Rubin unbedingt in Silber. In Gold wirkt er nicht."
„Wird auch alle Tage dicker."
„Hast du eben den Blick gesehen?"
„Meinetwegen. Aber sehen Sie mal unter die Schminke."
„Jeder weiß doch, weshalb sie immer so hübsche, starke Burschen als Gondelknechte nimmt."
„Hast du auch gehört, woran die Giovanna gestorben ist?"
„Ja, der französische Gesandte soll ..."
„Nicht möglich!"
„Gewiß. Meine Kammerzofe war früher ..."
„In Milch von Eselsstuten, zweimal täglich . . ."
„Und als der arme Junge am Fenster hing, da kam ihr Mann . . ."
„Fürs Unterkleid Taft, fällt viel besser."
Andere Stimmen, sehr männlich:
„Man müßte mit dem Sultan . . ."
„Vergessen Sie nicht England."
„Aber wenn wir zweihundert Galeeren ausrüsten würden . . ."
„Nein, der steht faul. Zwei Millionen Passiva."
„Leicht gesagt, mein Lieber. Es geht eben nicht mehr."
„Es ist ein indisches Geheimmittel. Mein Sekretär war doch in türkischer Gefangenschaft."
„Desponti hat keine Ahnung."
„Glauben Sie, daß man sich drücken kann?"
„Da drüben? Nee, nicht mein Fall. In den Hüften zu stark."
„Der hat auch ein fabelhaftes Glück bei den Weibern."
„Nehmen Sie an, wir besetzen Malta. Was sollte Frankreich . . ."
„Säuft wie der Landgraf von Hessen ..."
Und so ging es sieben Stunden lang, bis in den Morgen hinein. Einer nach dem anderen hängte den Kopfhörer ab, schaltete den Lautsprecher aus und ging zu Bett.
Verlorene Illusionen von „lebensfrohen, glänzenden Zeiten, die noch Feste zu feiern wußten", wie die Zeitungen so schön geschrieben hatten. hs.

Das Fest ist in vollem Gange

(E. Schilling)



. . . . . bleibt doch die Erinnerung: „. . . und da hat da Possart zu mir g'sagt: ‚Schöne Maske, ich kenne Sie, Sie sind das Fannerl, des kgl. Hoflieferanten Eglhubers Töchterlein.' So hat da Generalintendant Ritter Ernst von Possart, Gott hab' ihn selig, damals zu mir g'sagt."



Besonders zu erwähnen sind: „Der Herr da hint' mit da Brilln ist da Max Halbe — der is awa bloß als Prominenter bei der Gaudi."



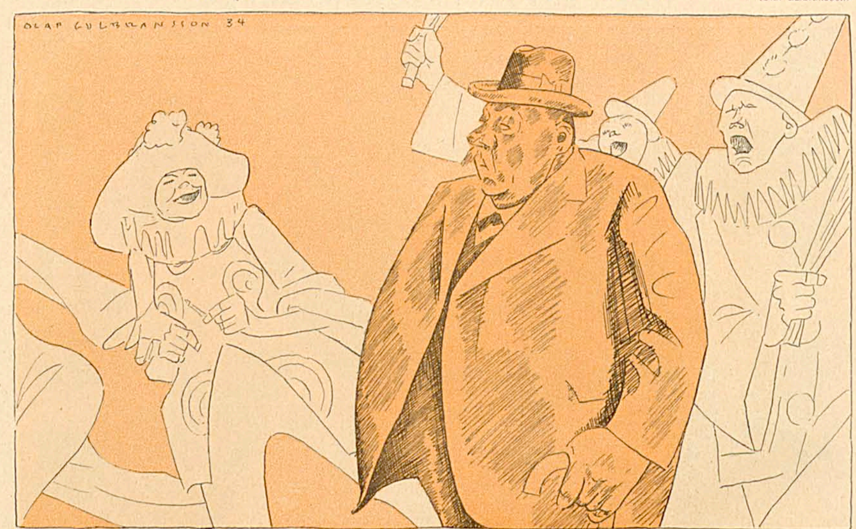
Ehrenvoller Nachruf: „I hob heint scho oft g'sagt, schad is, daß da Hierlinger Franzl scho g'storb'n is, der geht uns scho arg ab, dös Viech!"



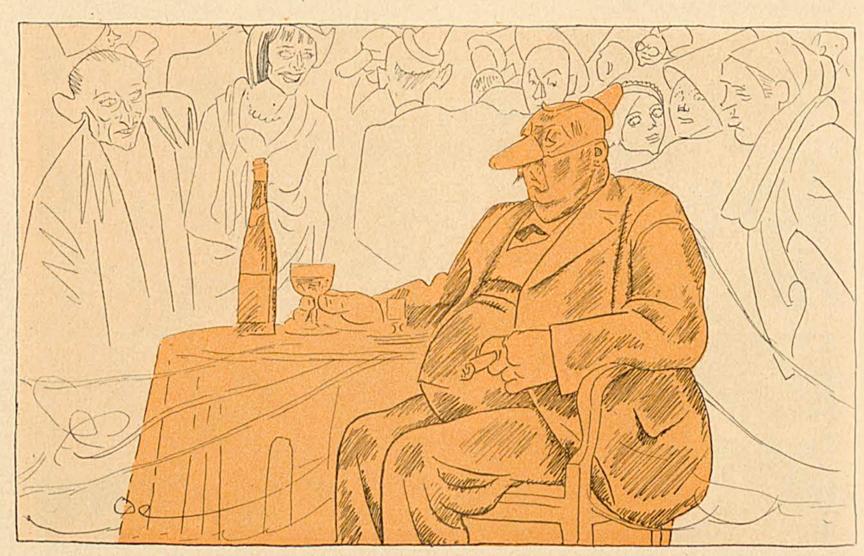
Ehepaar mit Anhang: „Naa, Kinder ham ma net — aba mei Alisi ißt halt für zwoa, mit seim groß'n Bandwurm."

Niemandem macht man's recht

(Olaf Gulbransson)



„Ja, Herr Huber, Eahna leid'ts do, Sö kunnt'n aa amol auf a Faschingsgaudi — scho weils dös Gastgewerbe nöti' hat!"



„Eahm schaug o, da Herr Huber, beim Wein! Ja der hat's akrat nöti'!"

München, 4. Februar 1934 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 45

SIMPLICISSIMUS

Saargebiet und Völkerbund

(E. Schilling)



„Da helfen keine Diplomatenkniffe, Messieurs, unsere Parole ist und bleibt Deutschland!“

Saarland

Gut,
ihr Herren in Genf:
wir sind auf der Hut!
Wir ertragen das Fremdregiment noch ein Jahr,
aber dann ist es gar!
Vorbei und aus!
Und mit Sang und Klang trompeten wir
die Saarkommission hinaus!

Ihr Herren in Genf, das wird ein Lied,
das singen die Schächte und Wälder mit!
Ihr Herren in Genf, das wird eine Wahl,
als gingen wir alle zum Abendmahl . . .

Noch ein Jahr —
dann ist es gar!

Johannes Hardt

Die zweite Marseillaise / Von Edmund Hoehne

Es war still geworden um Rouget de l'Isle. Seine Marseillaise, das Sturmlied der Revolution, war verboten. Sang man sie heimlich in einer Vorstadtkneipe von Saint-Antoine, huschte der Wirt ängstlich vor die Tür, ob königliche Gendarmerie nahe war, Ludwigs XVIII. behäbige Majestät vor dem Schandlied des Aufruhrs zu schützen. Die Zeitungen nannten seinen Namen nicht mehr, doch hatten sie es auch schon längst vor der Restauration unterlassen; der Dichter wurde erdrückt von der Straßburger „Ode an die Rheinarmee", welche die Marseiller Truppen weitertrugen. Wagte er etwas Neues zu schreiben, schüttelte man den Kopf und überging den peinlichen Fall durch taktvolles Schweigen.

Jetzt kam der Eifer der Ultraroyalisten, denen Ludwig nicht königstreu genug war, hinzu. Das Bild vom entflammten Pionierleutnant de l'Isle wurde aus der Galerie entfernt. Die Polizei überwachte seinen Verkehr. Was war da groß zu überwachen? Es kam vielleicht Béranger, der pfiffigrundliche Kneipenpoet, für den die schmunzelnde Markthalle die Geldstrafen für politische Verse zusammentellerte; aber der witzige Volksdichter von 1825 und der Rufer der Nation von 1792 wollten nicht recht zusammenklingen — hie Opposition, hie Geschichte! Hie Demos, hie Pathos!

Und saß ein modisches Literatenhäuflein beieinander: Advokat, Konsulent, Journalist, Parlamentarier, aus dem ein bißchen gehirnlicher Nachhall von Valmy und Jemappes tönte, und wollte ihn gewinnen, den Namen Rouget de l'Isle als Kapital in ein Winkelblatt zu stecken, winkte er ab, nicht aus Furcht vor der politischen Polizei, sondern aus Abneigung gegen Revolutionsverkalkung, Oppositionsgerede, Papierliberalismus, welche eine fast schon sagenhaft gewordene Zeit wieder hervorzerrte und mit neuen Begriffen drapierte: Freihandel, „laisser faire, laisser aller", Überproduktion, Aktie, Kapital, Austausch, Evolution. Fremde, befremdliche Namen wurden genannt: Adam Smith, Say, Sismondi, James Rothschild, der Bankier Lafitte, der Börsenprinz Louis Philipp, der Bürgergeneral Lafayette, diese Freiheitsruine. — — —

Da war jener aristokratische Kauz, der Graf von Saint-Simon, der Neffe des berühmten Memoirenherzogs unter dem Sonnenkönig, immerhin wertvoller. Zwar posierte er gern, pries das Blut Karls des Großen, das in seinen Adern rollte, hatte aber kürzlich einen Hochverratsprozeß über sich ergehen lassen müssen, weil er geschrieben hatte, daß der plötzliche Verlust von dreitausend Prinzen, von „Monsieur", dem Bruder des Königs, der Herzöge von Angoulême, von Berry, von Bourbon, dazu aller Großwürdenträger, aller Staatsminister mit und ohne Portefeuille, der Staatsräte, Marschälle, der adligen Revenues, der Kardinäle, Präfekten, Unterpräfekten usw. zwar sehr traurig sei und jeden anständigen Menschen betrüben würde, daß dieser Verlust für die Nation als Gesamtheit aber nicht so nachteilig sei, als verlöre sie auf einmal dreitausend erste Physiker, Chemiker, Mathematiker, Künstler, Ärzte, Seeleute, Uhrmacher, Bauern, Schmiede, Gerber, Bergmänner, Fabrikanten und Tagelöhner, kurz, die schaffenden und damit nationalen Schichten Frankreichs.

Ein oberflächlicher Narr von Kriminaldirektor meldete: Ein Sansculotte! Aber die verfemte Schrift wollte nicht recht in seine Schubfächer: „Republikanismus", „Bonapartismus", „Baboeufismus", „linke Opposition der Kammer" usw. passen. Hinzu kam sein verrückter Brief an Seine Majestät den König, formvollendet, loyal — das war etwas Neues, sagte: Königreich der Arbeit, Hierarchie der tätigen Kräfte, Priestertum der Seele, Adel des Werks, geeinte Kraft der Nation. —

Der Graf trug das im Freundeskreis oft in etwas greisenhafter Hysterie vor; es fehlte den Gedanken die Reife, die Wurzel, die Jugend, die Unmittelbarkeit. Aber Rouget de l'Isle horchte dennoch auf. Es murrte in den Norddistrikten und bei Lyon, wo Meister, Werkpächter und Geselle gemeinsam hungerten, weil für sie die gepriesene Freiheit der Linksdoktrinäre nur die Vogelfreiheit zum Verrecken bedeutete. Eine neue Zeit walzte schwer rasselnd und dampfschnaubend über seine Lagerfeuerhymne hinweg. Sollte sie etwa neu erklingen, wenn z. B. Lafitte die günstige Börsenstunde für eine Republik mit Louis Philipp als gekröntem Prokuristen kommen sah? Wenn Marschälle die Rheingrenze fordern, damit Spekulanten in Eisen über Saargruben verfügen können? Wenn's Napoleoniden nach einem neuen Austerlitz gelüstet? Wenn James Rothschild eine Staatsanleihe bewilligt?

Nein — lieber bleibe sie ewig tot — Valmy ist gewesen, kommt nie wieder; Kellermann und der Korse sind tot. Da marschiert ein Trüpplein gefangener Studenten vorbei, das einen unsinnigen Putsch gegen karlistische Offiziere machte, die an Kronenwahnsinn litten, weil sie heimlich die Hohlheit der Restauration ahnten. Was sangen die Burschen? „Allons enfants de la patri—i—i—e."

Rouget de l'Isle rannte fort, hielt sich die Ohren zu, um die Gespenstertöne nicht mehr zu hören. Er eilte in seine kalte Dachstube; ein Brief des Grafen lag bereit: „Ich ahne neue Avantageurs, welche die keimende Lehre in ihre Privatgärten verpflanzen und Profit aus ihr züchten werden. Frankreich hat zuviel Gehirn: Deutschland, das Land der Philosophie, des Traums, des Erdgeistes, muß helfen, die Idee zu formen."

Auf einem Baugerüst hockten Arbeiter bei Brot und Briekäse. Welche Hunde wollen die braven Kerle verlocken, hinter Trikolore und Marseillaise Barrikaden zu erstürmen? Eine neue Marseillaise! Papier her! Er riß einige Zettel hervor und schrieb:

Die gold'nen Flügel breit entfaltend,
umkreist die Arbeit alles Erdenrund,
die Berge, Flüsse, Meere neu gestaltend,
auf tausend Wegen wird ihr Sieg uns kund.

Ehre sei euch, Söhne vom Werk, vom Fleiß!
Das Schwert beim Hammer! Daß sich schließ' der Kreis!

Es fließt umsonst das Blut von Barrikaden,
es ruft umsonst die Trommel zum Gefecht,
trägt nicht die Arbeit schlichter Kameraden
im Handwerksrock die Freiheit in ihr Recht.

Ehre sei euch, Söhne vom Werk, vom Fleiß!
Hammer beim Degen! Schmelzt der Zwietracht Eis!

Auf drum, ihr unsres Landes starke Kinder,
der Tag der Ehre strahlt von ferne schon,
das Werktum vom Gesellen zum Erfinder,
die Arbeit aller gründet die Nation.

Ehre sei euch, Söhne vom Werk, vom Fleiß!
Soldaten, Brüder, hütet ihren Preis!

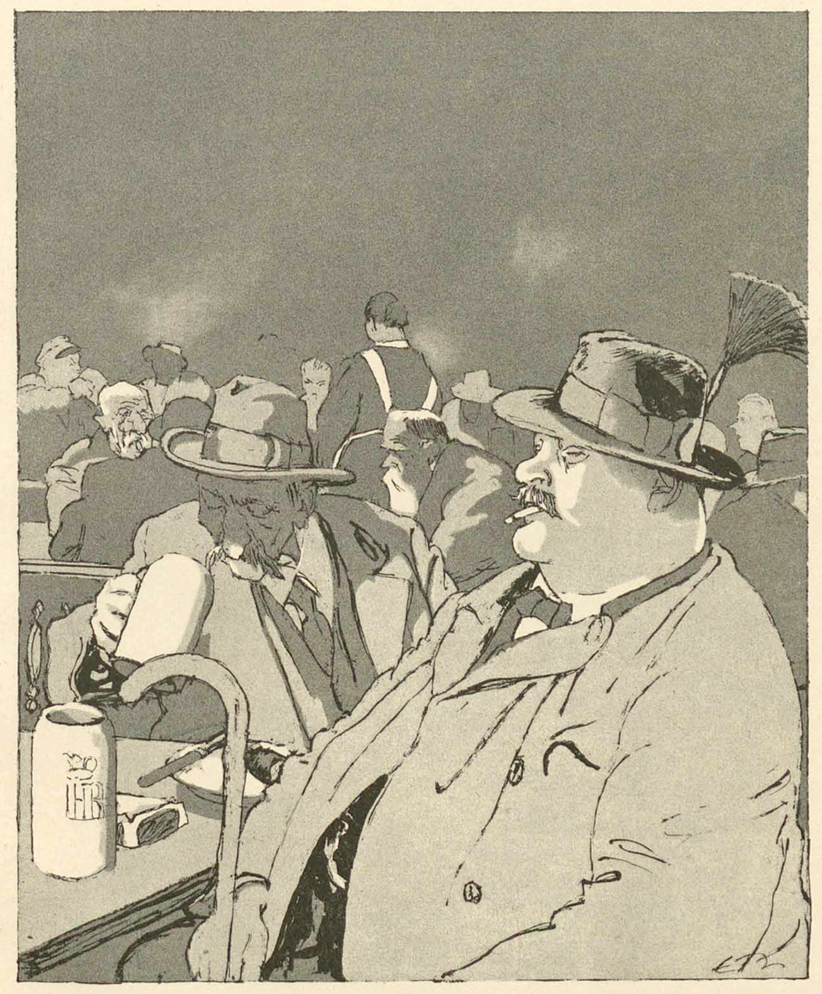
Es kommt die Stunde der verjüngten Stände,
es kommt des Friedens stolzer Augenblick,
dann legt getrost in arbeitsame Hände
das Vaterland, die Zukunft und das Glück.

Ehre sei euch, Söhne vom Werk, vom Fleiß!
Doch bleibt gerüstet, Knabe, Mann und Greis!

Wird Frankreich je die neue Marseillaise singen? Rouget de l'Isle legt die Feder nieder. Der Wind verweht die Zettel und das dünne, graue Haar des alten Poeten, des kühnen Leutnants der Rheinarmee mit dem Tapferkeitsband, das vergessen und verblichen im Kasten modert.

Das Land der Ruhe und Ordnung

(E. Thöny)



„Ham S' so wenig Zeit, daß S' nimma auf d' Jagd kemma?" — „Dös net, awa mei Revier liegt im Österreichischen, und dort derfa jetzt bloß die Dollfußpolizisten schiaßn."

Lieber Simplicissimus!

Man spielte das Lustspiel eines neuen Autors. Es war ein Durchfall. Trotzdem saß der betrübte Autor nach Schluß mit den Schauspielern zusammen. Es wurde, wie meist bei Durchfällen, ein sehr ausgelassener Abend. Vor allem überbot sich der Komiker des Theaters an vergnügtem Lachen. Der Autor verstand die Welt nicht mehr. „Im Leben sind Sie so lustig und vergnügt, warum sind Sie dann auf der Bühne in meinem Stück so ernst und traurig gewesen?" Der Komiker lächelte: „Im Leben ist der Text von mir."

*

Ein alter Gymnasialprofessor in Sachsen war im Unterricht sehr für Kürze: zusammengesetzte Hauptworte mit ihren Kürzungsmöglichkeiten hatten es ihm angetan. Daher waren im Griechischunterricht Sätze wie folgender keine Seltenheit: „Die Böotier trieben Vieh- und Unzucht, auch waren Hab- und Willgier bei ihnen zu Hause."

L'amie du député

(Paul Scheurich)



„Auf seine Abgeordneten-Immunität kann sich Marcel nicht mehr verlassen – hoffentlich ist seine Lebensversicherung auch bei Selbstmord fällig."

Fackelmann und der Fasching / Von Ernst Handschuch

Nichts führte aus Fackelmanns Leben. Nicht einmal ein Notweg. Nachdem er das Schlußexamen, das die Voraussetzung zum Staatsdienst war, mit Erfolg bestanden hatte, war die Türe seiner Zelle zugeschlagen. Luzie, seine langjährige treue Braut, machte bescheiden ihre Rechte geltend, und wie es ganz natürlich zu geschehen pflegt, stellte sich im Laufe der Jahre eine zwar nicht zahlreiche, aber schließlich doch deutlich vorhandene Nachkommenschaft ein. Sein Leben war sonach, schlicht gesagt, ein für allemal eindeutig umrissen und festgelegt. Die Welt indessen beneidete ihn und sprach von seinem Glück. — War nicht der lautere Friede um ihn? Friede im Amt, im Heim und im Schachklub, dem er angehören durfte? Und dennoch begehrte er, einmal nur und sei es selbst für wenige Stunden, aus diesem geordneten Leben heraustreten zu dürfen, um einen Pfad zu suchen, der ihn ins Freie bringe.

Wieder einmal hielt die Fastnacht ihren Einzug. Mit allen Sinnen war sie zu spüren. Fackelmann litt mehr denn je in seiner Zelle. An einem Freitagabend, den er im Schachklub verbrachte, klagte er seinem Partner, einem jungen Kunstmaler, sein Leid. Dieser hörte ihn still an, lächelte verloren und entwickelte einen geistvollen Plan, der Fackelmann mit einem Male die Tore weit aufriß.

Luzie konnte dem jungen, hübschen Menschen nicht widerstehen und der Ehre, die ihrem Gemahl zuteil wurde, nun schon gar nicht. In der Landeshauptstadt sollte er die Farben seines Schachklubs vertreten! Wie groß diese Ehrung war, konnte sie deutlich aus der wundervoll ausgestatteten Einladungskarte ersehen, die zugleich als Ausweis diente. Die Tatsache, daß Fackelmann für eine Nacht dem Hause fernbleiben mußte, war allerdings sehr betrüblich. Aber es ging nun einmal nicht an, daß auch sie dem Wettkampf beiwohnte. So hieß es freilich in den sauersüßen Apfel beißen, und Fackelmann hatte bis zu jenem Samstag, an dem die Schlacht der Könige geschlagen werden sollte, keine ruhige Stunde mehr. Im Atelier des Kunstmalers aber verwandelte sich Fackelmann an jenem Abend in einen mexikanischen Matrosen.

Mit lärmendem Jubel hatte ihn das lichterfüllte Labyrinth der Kunstschule aufgenommen, durch das sich ein tosender, farbiger Strom unbändigsten Lebens zwängte. Befreit überließ sich Fackelmann dem ausgelassenen Treiben, und seine Seele ging so darin auf, daß er sich völlig vergaß. Vergebens hatte der Maler versucht, ihn in seine Gesellschaft zu bringen.

Fackelmann verschaffte sich einen Platz in einer kleinen Nische, die sich neben einem Weinbüfett auftat. Ein Feuerwehrmann mit dickem Schnurrbart war sein Nachbar. Er hatte ihn zuerst für einen Kostümierten gehalten, aber bald herausgebracht, daß dieser griesgrämige Mensch eine amtliche Bewandtnis hatte.
In drei Räume vermochte Fackelmann von seinem Sitz aus zu sehen. Während in dem mittleren getanzt wurde, waren die angrenzenden zu Trink- und Imbißstuben hergerichtet. — Was sich da also vor seinem Blick abspielte, war wohl das eigentliche Leben. Ungehemmt zeigte sich der Mensch in seinem letzten Ursprung und Zweck. Die Maske des Alltags war gefallen, und die sonst so sorglich verborgenen Sehnsüchte des Herzens sprangen unbekümmert und unbelastet in glitzernden, strahlenden Gewändern.
Der schwarzhaarige Liftboy, der an der Anrichte stand und dem Wein so stark zusprach, ließ seinen Schlüsselbund zum zweiten Male fallen. Fackelmann hörte es nicht. Auch hatte er es nicht gespürt, wie der kleine Geselle sich gar hart an ihn drückte, als er die Schlüssel aufhob. Das Mädchen, ein solches war nämlich der Liftboy, nahm das schwarze Zerevis vom Köpfchen und fuhr sich nachdenklich durch das Haar. Sein etwas glasiger Blick war unausgesetzt auf Fackelmann gerichtet. Aber dieser saß unbewegt. Der Feuerwehrmann wußte schon lange, wohinaus die Kleine steuerte, aber noch half er ihr nicht.
Der Liftboy glaubte nun, sich genügend Mut angetrunken zu haben. Er bezahlte und schritt zum Tanzboden, wo soeben ein neuer Tanz begann. Bevor sich die Kleine jedoch einen Partner gesucht hatte, war alles schon in Bewegung. Trotzig lehnte sie sich an einen Türpfosten und blickte zu Fackelmann hinüber. Bittend und sehnsüchtig sah sie ihn an. Der Feuerwehrmann schüttelte den Kopf. „Mensch", sagte er plötzlich zu Fackelmann, „was tun Sie eigentlich auf diesem Feste? — Wollen Sie vielleicht meine Wache kontrollieren? Sehen Sie denn nicht das kleine Mädchen dort? — Eine ganze Stunde schon bemüht es sich um Sie. Und Sie? Na ja . . ." Fackelmann schaute sich verwundert um. Richtig, dort drüben stand ein kleiner Liftboy und winkte ihm herzhaft. „Ich danke Ihnen sehr", sagte er höflich zu seinem Nachbar und ging hinüber zu der Kleinen.
Sie hatte hübsche Zähne und einen überaus weichen Mund. Ihr Tanz allerdings war schwer und ungeschickt. „Ich bin betrunken", flüsterte sie. „Wärst du eher zu mir gekommen, hätte ich mich nicht zu betrinken brauchen. — Den ganzen Abend will ich schon zu dir. Jetzt, wo ich betrunken bin, kommst du. Du, ich hatte Angst vor dir . . ." Ihre Worte verwirrten Fackelmann sehr. Da war dies kleine herzige Mädchen nun ausgegangen, um etwas zu erleben. Glaubte vielleicht, in ihm das Erlebnis finden zu können. Und er . . .? — Er wollte eine Erklärung geben, doch sie winkte ab. — „Ich hab dich ja jetzt", lächelte sie, „dich und deine Augen. Ich glaube, daß du der Frau, die du wirklich liebst, niemals untreu sein kannst. Du schaust ganz anders als die anderen Männer. Du . . ." Sie zog Fackelmann zu sich nieder und küßte ihn lange auf den Mund. Er ließ es willig geschehen. Ach, wie war die Welt doch einfach und schön. — Sie tanzten noch oft. Und immer wieder küßte sie ihn, und immer wieder schwärmte sie von seinen Augen. Der Maler suchte und fand Fackelmann. Lächelnd ging er wieder.
Allmählich begann der Wein, den die Kleine getrunken, seine Wirkung zu tun. Fackelmann brachte sie in eine der Imbißstuben. Sie bat um Zigaretten. Fackelmann erhob sich sogleich. Da fiel ihm ein, daß der Maler sein Geld verwahrte. Verlegen blickte er um sich. Als das Mädchen ihn so sah, griff es in die Tasche und gab ihm ein Geldbeutelchen. Es war wohl gefüllt. Fackelmann neigte sich über das Mädchen, und es war das erstemal, daß er es küßte. Sie saßen noch eine Weile in der Stube. Des Mädchens Hand, die es um seine Schulter gelegt hatte, war heiß. — „Mein Vater ist verreist", sagte es plötzlich, „und meine Mutter auch. Ich bin müde. Bitte, begleite mich doch nach Hause." — Ein Auto brachte die beiden in ein Landhaus, das mitten in einem großen Park

Erste Symptome

Von Ratatöskr

So um Lichtmeß merkt der Zeitgenosse,
und die Zeitgenossin merkt es mit,
daß man nunmehr eine neue Sprosse
auf der Lebensleiterbahn betritt.

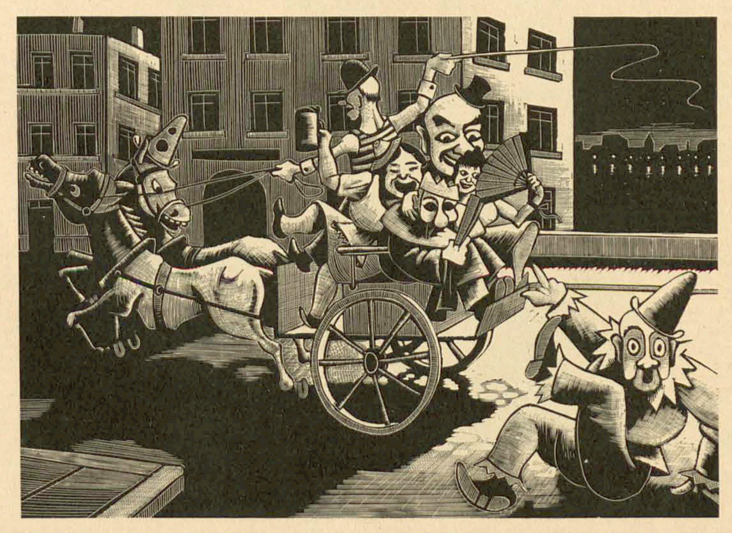
Wer nach oben blickt, erkennt dort Enten,
welche paarweis durch die Lüfte fliehn
und sich dergestalt dem immanenten
Schöpferdrange freudig unterziehn.

Auch die Hasen sieht man sich versammeln,
die so lang am Hungertuch genagt.
Und in ihrer Sprache heißt es „rammeln",
wozu der Stadtmensch „lieben" sagt.

Amselrufe habe er vernommen,
beichtete mir gestern ein Poet . . .
Kurz und gut: es fehlt nicht an Symptomen,
daß Freund Amor vor der Türe steht.

Fastnachtsspuk

(O. Nückel)



stand. Fackelmann half dem Mädchen sich entkleiden und legte es in eines der Betten, die in dem geräumigen Schlafzimmer aufgestellt waren. Strahlend und selig kuschelte sich die Kleine in die Kissen. „Liebster, wenn du . . .“, lächelte sie noch, da überkam sie auch schon der Schlaf. Lange saß Fackelmann an ihrem Bette und hielt ihre Hand. Gegen Morgen erst schlief er ein.
So fand sie die Köchin des Hauses. — Ja, das war wieder einmal eine Geschichte, die so recht nach Ilse aussah. Sie, die Stütze, mit einem fremden Menschen im Schlafzimmer der Herrschaft. Zum Glück war der Mann angekleidet. Kurz entschlossen weckte sie Fackelmann und klärte ihn mit trockenen Worten auf. Still hörte er sie an. Als sie geendet, wandte er sich um und küßte die Schlafende auf den Mund. „Begreifen Sie denn nicht, daß wir alle an dem gleichen Strange ziehen? Ist es so nicht rührender noch, als wenn sie die Tochter des Hauses wäre?“ sagte er zu der erstaunten Köchin und bat sie, ihn hinauszulassen.
Der Morgen, in den der „Matrose“ Fackelmann schritt, war bitterkalt. Die weiten Hosen flatterten ihm lustig um die Beine. Feurigrot aber, als enthalte sie all sein Glück, leuchtete die dicke Quaste seiner Mütze in der stillen Wintersonne.

Nach Westen gesprochen:

Statt in unheilbarem Rüstungsfieber
gegen uns stets auf der Hut zu sein,
sollten doch die Herren Frankreichs lieber
innen wachsamer und strenger sein!

Während, um der „Sicherheit“ zu dienen,
man die Grenzen mit Beton verbaut,
hat der gute Herr Stavisky ihnen
die Millionen massenweis geklaut!

Und es haben sich bei der Regierung
manche so dem Schutz des Landes geweiht,
daß ihr schwaches Herz drum gegen Schmierung
dementsprechend weniger gefeit.

Stets die Rechte gen den Feind erhoben,
der Kanonen sich aus Pappe baut,
hat die Linke wacker mitgeschoben,
weil doch alles nur nach außen schaut!

Laßt, ihr Herren, einen Rat euch geben:
Laßt das Hetzen und das Haßgeschür!
Alle Völker können friedlich leben,
kehrt nur jeder vor der eignen Tür!

Benedikt

Lieber Simplicissimus!

Aus einer feuchtfröhlichen Zusammenkunft entwickelte sich in einem Gasthaus einer sächsischen Kleinstadt eine schwere Prügelei, bei der unglücklicherweise einem Beteiligten ein Auge ausgeschlagen wurde.
Bei der Gerichtsverhandlung wurde auch der Wirt als Zeuge vernommen, der natürlich das größte Interesse hatte, es mit keiner der Parteien zu verderben. Infolgedessen war er die personifizierte Einsilbigkeit, und man konnte rein nichts aus ihm herausbekommen.
Der Vorsitzende, dem langsam der Geduldsfaden zu reißen drohte, versuchte es noch einmal von der Gemütsseite her: „Also — wie der Kläger diesen furchtbaren Schlag übers Auge bekam und ihm das Blut übers Gesicht lief — was haben Sie denn da gesagt?“
„Ich? Was sollchdn da gesaacht ham? Da habbch gesaacht: Ei, ei, ei, ei, ei!“

*

Heute begann die Schule wieder. Während der Ferien hat unser Zeichenlehrer Wände und Türen unseres Schulhauses mit Plakaten geschmückt, die wir Schüler gemalt hatten. —
Ich sah mir alles an und kam zu jenem stillen Ort. Dort hing ein Plakat mit der Aufschrift: „Pflegt Hausmusik!“

Stilblüten

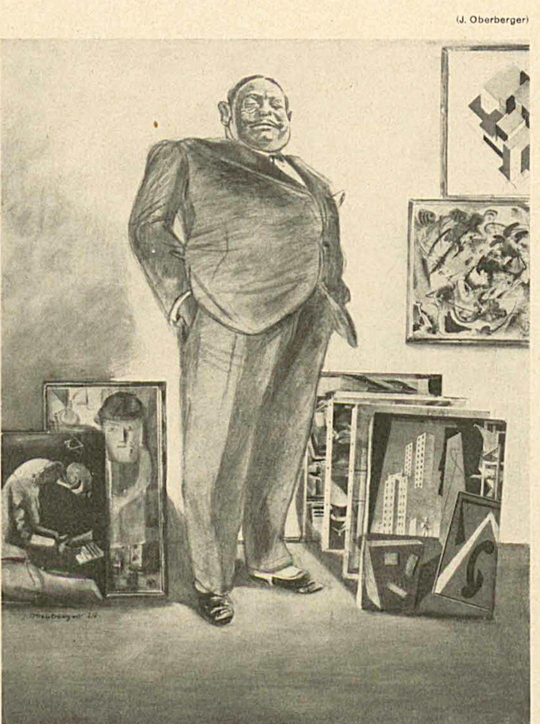
Aus dem Roman „Menschliche Tragikomödien“ von Johannes Scherr: „Und dieser Entschluß wurde sodann ins Werk gesetzt mit der Energie eines Mannes, der nicht gewohnt war, sein Wasser durch die Augen abzuschlagen.“

*

Inserat in der Zeitschrift „Daheim“: „Ich möchte ein Kleinkinderheim bemuttern. Wer gibt Rat, wohin ich mich wenden muß, um Kinder zu bekommen?“

Kunstsalon von gestern

(J. Oberberger)



„Schade, daß der Dadaismus nicht mehr in Mode ist — in diese Technik hatte sich mein Schreibmaschinenfräulein so gut eingearbeitet.“

Geizig oder konsequent?

Was geizig ist, weiß jeder. Und was konsequent ist, hat mir neulich einer, der dümmer ausgeschaut hat wie er war, so erklärt: Konsequent ist: nicht einmal a so und des andere Mal a so, sondern alleweil a so.
Und jetzt wollen wir die Frage: Geizig oder konsequent für den Stoiber Hans lösen.
Daß der Stoiber Hans geizig ist, kann ihm keiner nachsagen. Die Dienstboten werden gut versorgt. Wenn's was zum Herschenken gibt, solche Gelegenheiten sollen vorkommen, läßt er sich nicht lumpen, und daß einer ein Wort von ihm gehört hätte, wie seine Frau so lang krank war, das kann auch keiner behaupten.
Und sakrisch viel Geld hat die Krankheit 'kost. Der Dokter, die Apotheken, die notwendige Aushilf' und nicht zuletzt, weil alles miteinander nichts mehr der Frau g'holfn hat, die Leich'.
Nobel is 's hergangen. Der Stoiber hat g'wußt, was er seinem Ansehen und seiner Frau schuldig ist. Und wenn einer g'sagt hätt', des wär' koa schöne Leich' gwesen, der hätt' scho' grad lüag'n müassn.
Und doch hab' ich den Stoiber bei was erwischt, wo ich ihn nicht verstanden hab'.
Acht Tag' nach der Leich' sitzen wir wegen an Roßkauf in der Kuchl. Auf einmal siecht er a halb volls Medizinflascherl von seiner verstorbenen Frau am Fenster stehn.
Mitt'n unterm Handeln steht er auf, holt sich des Flascherl vom Fensterbrett und sauft's aus.
„Ja, Stoiber“, sag' i', „des is ja gar net für di, des kann ja dei' Tod sei'.“
„Des is mir gleich“, sagt er. „Hab' i's zahl'n müassn, weard's aa g'suffa.“
Wer will den ersten Stein auf ihn werfen?

(E. Thöny)

Dichter, Tod und Happy-end

Obwohl dem Dichter Bastelmeier der Tod aus der Praxis sozusagen geläufig war, fand er ihn höchst unangebracht und beängstigend, als er feststellte, daß er ihm merklich naherückte. Er war gar nicht gefaßt und ergeben und konnte durchaus nicht in Schönheit sterben, wie er es hundertmal so wirksam und tränendrüsenreizend beschrieben hatte. Er war verwirrt und entsetzt, dabei aber von einer Einsicht, die ihn zu Lebzeiten nie erleuchtet hatte. Er seufzte und sagte: „Ich bin, weiß Gott, mein Leben lang ein erbärmlicher Dilettant gewesen." Nach dieser Erkenntnis umfing ihn eine leichte Ohnmacht.

Plötzlich saß ein Wesen an seinem Bett, das grau und durchsichtig war und sich dabei unaufhörlich hin und her bewegte, so daß ihm ganz übel wurde. „Entschuldigen Sie", sagte er und versuchte fortzusehen, „können Sie nicht ein wenig ruhig sitzen?"

Das Wesen sprach mit einer Stimme, die so süß war wie Pomeranzensaft: „Das geht leider nicht, denn du selbst hast mich so quecksilbrig gewollt, kennst du denn deine eigenen Worte nicht mehr: ‚Gisela aber war ein Sprühteufelchen, ein Sonnenscheinchen, eine wahre Prinzeß Übermut, ihre Munterkeit schäumte dahin in tollen Kaskaden.'"

Bastelmeier starrte sie an. „Tatsächlich", sagte er, „das habe ich geschrieben."

„Ja", sagte das Wesen, „und dann hast du mich sterben lassen, aus Liebe zu einem Fähnrich, und ich war erst siebzehn Jahre alt."

„Oh", sagte Bastelmeier bedauernd, „erst siebzehn Jahre?!"

Das Wesen nickte: „Gisela schwand dahin, wie Butter an der Sonne, ein Wurm fraß ihr am Herzen, sie starb, als das Herz verzehrt war."

Der Dichter runzelte die Stirn. „Ist das wörtlich?" fragte er.

„Ganz wörtlich, du kannst mir glauben, daß ich Zeit genug hatte, meine Leidensgeschichte auswendig zu lernen."

„Ein butternes Herz, das der Wurm frißt", murmelte Bastelmeier, „eine etwas komische Krankheit."

„Du hast sie erfunden", sagte das Wesen sanft. Bastelmeier dachte darauf scharf und lange nach. Als er aufsah, war das Wesen fort und ein Mann in Trapperkleidung saß da, auch etwas durchsichtig, aber trotzdem unverkennbar rüstig.

Der Mann begann sofort, als Bastelmeiers Blick auf ihn fiel: „Ich will Sie nämlich zur Rechenschaft ziehen. Warum haben Sie mich so ganz unnötig zu Tode gehetzt? Eigentlich hatte ich den Fluß schon überquert, wissen Sie noch? — Den Sack mit Gold hatte ich unter dem einen Arm, unter dem andern die Frau, die ich liebte. Es war einigermaßen schwer, in dieser Lage zu schwimmen: aber da ich der unbezwingliche Bill Bull, der Schrecken der Goldminen, war, konnte ich trotzdem noch ein schönes Tempo herausholen. Aber was taten Sie? Grade als ich das Ufer erreicht hatte, ließen Sie mich abschießen wie einen Hund, nur damit ich wirkungsvoll sterben konnte, mit den Beinen im Wasser, den Kopf auf dem Goldsack und neben mir die weinende Geliebte. He, stimmt es nicht?!"

Bastelmeier hatte ganz entsetzt zugehört. „Entschuldigen Sie", sagte er keuchend, „es tut mir leid, nein, wirklich, Sie glauben gar nicht, wie wirklich leid es mir augenblicklich tut, ganz ungeheuer leid." — Aber der andere lachte nur laut, gemein und gellend auf, so wie man eigentlich nicht an einem Sterbelager lacht. Bastelmeier wollte etwas sagen, auffahren, den Mann hinausweisen, aber er konnte nicht mehr, Gott verdammich, er konnte nicht. Wenn nur das Lachen aufhören wollte.

„Mir bleibt auch nichts erspart", wehklagte Bastelmeier, „wer hätte das gedacht, daß sich diese Wesen in meiner Todesstunde an mir rächen würden."

„Ja, mein Lieber", sagte die Stimme eines ältlichen, freundlichen Männchens von der Stelle, wo eben noch das gräßliche Lachen erklungen war, „man treibt nicht ungestraft mit Menschenleben Mißbrauch."

„Gewiß", zähneklapperte Bastelmeier, „aber sagen Sie mir, wer sind denn nun schon wieder Sie?"

„Das Happy-end, mein Dichter. Ich bat für diese, die dich hier anklagen kamen; jedesmal bat ich für sie, wenn du sie im Blutrausch abmurksen wolltest, aber du hörtest gar nicht auf mich, du wolltest ihr Blut und achtetest nicht ihrer Tränen."

Bastelmeier stöhnte: „Aber, mein Gott, mein literarisches Gewissen, der dramatische Effekt, das künstlerische Erlebnis." —

Das Happy-end winkte abwehrend. „Schmarrn", sagte es, „wer fragte schon danach, gib es nur zu, du mordetest aus Sadismus."

„Hätte ich sie doch glücklich gemacht", stöhnte Bastelmeier, „ich bereue, oh, ich bereue, jetzt, da ich weiß, wie es ist."

„Zu spät!" sagte das Happy-end.

„Höre einmal", Bastelmeier richtete sich auf, „du könntest doch etwas für mich tun. Kannst du mir nicht diesen Tod abwenden, damit ich noch einmal gutmachen kann, was ich gesündigt habe, kannst du denn nicht einmal Gnade für Recht ergehen lassen, wo du doch das Happy-end bist?"

„Leider", sagte das Happy-end und seufzte schwer, „leider, lieber Bastelmeier, kann ich nichts für dich tun, denn das Tragische bei meiner Existenz ist, daß ich nur in der Dichtung vorkomme."

Bastelmeier dachte nach. „Ich habe dich nie bemüht", murrte er, „ich war konsequent."

„Darum wird es das beste sein", ermahnte das Happy-end, „jetzt wie ein Mann zu sterben, einen so schönen heroischen und romantischen Tod, wie ihn deine Romanfiguren dir vorgestorben haben."

„In der Tat", sagte Bastelmeier und streckte sich lang aus, „du hast recht. Es ist zwar recht ungemütlich, aber schließlich dauert es nur ein paar Augenblicke. Gottlob, daß ich aus diesem Tohuwabohu, das ich angerichtet habe, herauskomme."

Damit gab er entschlossen seinen Geist auf.

„Also doch ein Happy-end!" sagte das Happy-end befriedigt.

Maré Stahl

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17 500 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Ein fixer Junge

(Zeichnung von Rud. Kriesch)



„Für an g'studierten Beruf kimmt mei Peperl net in Frage, aber was er net im Kopf hat, schafft er mit die Füaß."

Elegie über das Eissegeln

Von Heinrich Rumpff

Segeleien kenne ich auf mancherlei Gewässern,
bis zu Windstärke sechs, indes auch auf sanfter Lagune:
nie gelang mir, Technik zu erwerben oder zu verbessern —
ehrlich gesagt, mir ging es wie dem bekannten Huhne,
welches, um Eier zu legen, keine Flügel brauchte, —
und während ich Löcher in das Linnen meiner Gastgeber rauchte,
dachte ich, um eine Rahe an den Kopf zu kriegen,
braucht man nicht lotrecht über unsympathischen Untiefen zu liegen.
Nun jedoch war das Wasser zugefroren,
ich schlang mehrere Lagen Watte um die Ohren
und bestieg auf des Seevillenbesitzers Bitten
den mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Segelschlitten.
Hei, wie flogen wir, von der kräftigen Brise getrieben!
Hei, wie sah man unter gleißenden Kufen die Eiswaffeln stieben!
Hei, wie hatte ich mich, vom ersten Ruck benommen, auf den Rücken gelegt!
Hei, wie zeigte mir der Eigner des Gefährtes, wie man über eine Fläche fegt!
Hei, wie sind wir nach drei Minuten munter eingebrochen!
Hei, wie sind wir gleich Stanniolkapseln in Eiskühlern durch gefrorenes Wasser gekrochen!
Hei, wie das wackere Segel festzuklemmen sich nicht entblödete!
Hei, wie mich des eisbrechenden Eigners sonniges Lächeln anödete!
Hei, wie wurden meine froststarren Glieder schwerer und schwerer!
(Und wie gedachte ich des Unglückszeichens auf Ritas Rauchverzehrer!)
Nein, ich war nicht unwillig, als Leute mit Leitern kamen.
Ceres segne ihre Siedlungsgärten mit selbstsäendem Samen!
Ich dagegen, meine Angina in eine Windel gewickelt,
ohne Hustenstoßdämpfer — weder verchromt, geschweige vernickelt —
versteife mich mittels Grog gegen heuchlerische Bitten,
teilzunehmen an einem Eisbeinessen im sausenden Segelschlitten.

Ehestandshilfe

(Wilhelm Schulz)



„Unser Doppelbett pressiert net a so, machen S' nur z'erst unser Kinderbettstatt ferti!"

Die Angstmühle

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Winter vor der Stadt

Der Schnee fällt,
Der Wind weht,
Der Hund bellt,
Wenn jemand im Dämmern vorübergeht.

Über das weiße, weite Feld
Stiebt das Silbergeflügel,
Die Vogelscheuche am Waldrand hält
In der Hand einen krummen Prügel.

Auf der Spitze des Prügels hockt
Eine Krähe und schreit.
Der weiße Schnee flaumt und flockt.
Lautlos, unabsehbar weit,

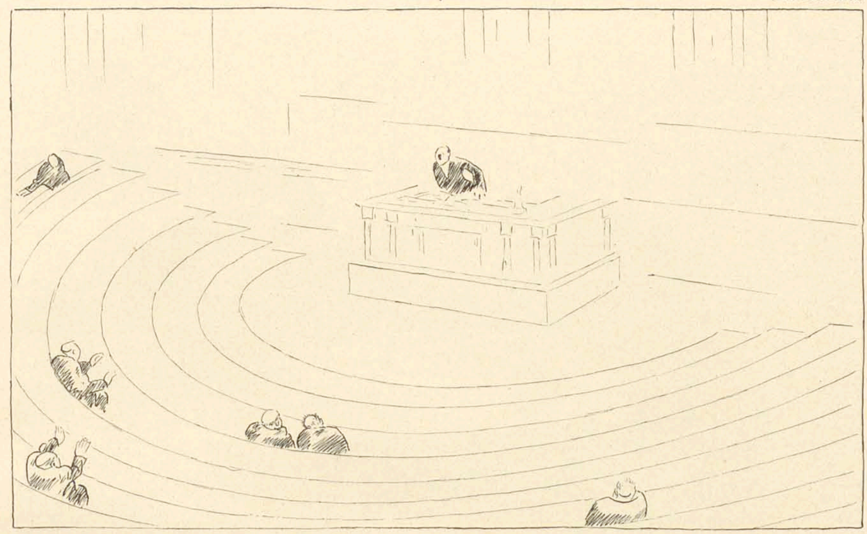
Als ob einer oben wo säße, der brockt
Weißes Zeug die ganze Zeit.

Der Mond kommt, rötlich und kalt.
Die Kirchturmuhr acht Schläge schallt.
Sind die acht Schläge verhallt,
Stumm in der Stille tanzen die Flocken zum Wald.

Georg Britting

Pariser Korruptions-Saison

(Olaf Gulbransson)



„Nun aber genug der Skandale, sonst ist die Kammer bald ohne Abgeordnete!“

Die Geprellten



„Man hörte nur immer ‚vor allen Dingen Sicherheit‘! — und da brachte ich meine ersparten Francs zur Stadtbank nach Bayonne.“

Seeschlangen

(Karl Arnold)



„Zeigen wir uns mal wieder an der Oberfläche, damit die Menschen nicht immer von Politik zu reden brauchen!"
„Soo, wer garantiert uns denn, daß uns die Franzosen nicht für einen neuen deutschen U-Boot-Typ halten?"

München, 11. Februar 1934 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 46

SIMPLICISSIMUS



(Olaf Gulbransson)

„Verflucht gut gebohnertes Parkett, da fallen die standhaftesten Mächens!"

D a s g u t e B e i s p i e l

Beim Stöbern an der Gartenhecke
bracht' ich ein seltnes Wild zur Strecke:
im Feber, denkt euch, eine Schnecke!

Sie saß nicht etwa nur inwendig
im Haus verkapselt, schein-lebendig.
Sie bummelte höchst eigenhändig

durchs welke Buchenlaub nach oben,
die Hörner selbstbewußt erhoben,
und schien den linden Tag zu loben.

— Darf dieser Bauchfuß uns beschämen,
die wir uns sorgen oder grämen? . . .
Nein, laßt uns dran ein Beispiel nehmen!

Heraus aus unsrem Wintergrabe!
Hinein ins Tun, bergauf, bergabe —
und möglichst nicht im Schneckentrabe!

Ratatöskr

L i e b e i m L e i h h a u s / Von G e r t L y n c h

Der Schriftsteller Peter Brauneisen stand mitten in einer Menschenschlange vor der Pfandannahme des Städtischen Leihamtes. Es war ein Samstag, vierzig Minuten vor Schalterschluß. Die Luft der Halle war stickig und schwül, und es roch nach Kampfer und Kleidermuff.

Die Leute drängten und schoben nach. Ein Bursche versuchte pfiffig zu sein und stellte sich vor die anderen hin. „Ich habe Eile, mein Zug geht gleich!" erklärte er unsicher. Aber man lachte ihn aus und wies ihn zurück in die hinterste Reihe. Sie hätten noch viel mehr Eile, versicherten die Umstehenden, und ihr Zug ginge noch früher.

Peter freute sich an dem gesunden Instinkt der Leute. Er setzte das Köfferchen mit der Schreibmaschine auf die Steinfliesen, um seinen Arm auszuruhen. Seine Finger schwitzten und zeigten weiße, blutleere Striemen in der Breite des Ledergriffs.

Die Reihe schob ruckweise nach, und Peter gelangte allmählich an den Kopf der Schlange. Eine Frau mit Bettwäsche kam eben dran. Der Schätzer breitete jedes Stück auf dem Tische aus, drehte es um, fragte „auf welchen Namen?" und diktierte dem Schreiber an seiner Seite: „Lehmann — Bettwäsche — fünf Mark." Frau Lehmann knickte den Pfandschein zusammen, steckte das Geld ein und maulte enttäuscht zum Schalter hin: „Der blonde Schätzer, der Ihr Kollege ist, der hat immer acht Mark gegeben!"

Der Beamte schwieg diese Bemerkung tot und rief: „Der Nächste, bitte!"

Eine Frau mit Sommerkleidern trat vor. „Damenkleider belehnen wir nicht", sagte der Schätzer und hob abwehrend die Hand. Die Frau wurde ganz blaß vor Schreck und verlegte sich auf das Bitten: „Bloß zwei Markel, bittschön, geben S' zwei Markel, für meine Tochter zum Schulausflug . . ."

Der Beamte wurde ungeduldig und sagte frostig: „Bedaure, wir müssen uns an die Anordnung halten. Der Nächste, bitte!"

Peter war an der Reihe. Er schob sein Köfferchen vor, der Schlüssel steckte. Der Schätzer öffnete, nahm die Maschine heraus, klappte den Mechanismus auf und überprüfte die Hebel.

In diesem Augenblick setzte sich etwas Kleines, Leises, Lebendiges an Peters Wange. Er fühlte ein leichtes Krabbeln und dachte an eklige Fliegenbeine. Er hob schnell eine Hand und fuhr sich mit einem energischen Wischer über die Backe, und drinnen, hinter dem Schalter, gab es einen winzigen, gerade noch hörbaren Bums. Es klang, wie wenn ein Finger auf runde Pappe oder gewelltes Holz tippt. Peter beugte sich vor, so weit er konnte, und spähte umher. Als sein Blick in den hohlen Kasten der Schreibmaschine gelangte, entdeckte er das Gesuchte. Davor hätte es ihm wirklich nicht zu grausen brauchen! Es waren zwei harmlose Marienkäferchen gewesen, rot und mit schwarzen Punkten. Die Tierchen hingen zusammen und konnten nicht voneinander.

„Ich frage Sie schon zum zweiten Male nach Ihrem Namen!" Der Schätzer sprach laut und drängend.

„Ach so, Brauneisen", beeilte sich Peter zu sagen.

Der Beamte diktierte: „Brauneisen — Schreibmaschine Nr. 2081 — zwölf Mark."

Peters Finger griffen mechanisch nach Geld und Pfandschein, aber seine Augen hingen unverwandt an den Marienkäferchen, drinnen im hohlen Kasten . . . Der Schätzer nahm diesen Kasten, stülpte ihn über die Schreibmaschine und ließ das Schloß schnappen. „Der Nächste, bitte!"

„Halt — halt!" rief Peter und fuchtelte mit den Armen. „Was wollen Sie noch?" fuhr ihn der Schätzer an, und Peter fühlte, wie ihn ein Dienstmann mit sanfter Gewalt wegschieben wollte. Da krampfte sich Peter mit der freien Hand am Schalterbrett fest und begann hastig, sich überhudelnd, zu erklären: „Die Sache ist nämlich die: zwei Marienkäferchen, verstehen Sie? — Sie sind doch ein Tierfreund, nicht wahr? — drinnen am Schreibmaschinendeckel ein Pärchen, ein Liebespärchen! Es würde umkommen, glatt verhungern, verstehen Sie? — Wenn Sie den Kasten nochmal aufschließen möchten . . ."

„Der Nächste, bitte!"

„. . . die armen Tierchen verhungern in meiner Schreibmaschine — gemeine Tierquälerei wäre das — Sie werden doch nicht solch ein Rohling sein . . ."

„Wenn Sie nicht augenblicklich verschwinden, lasse ich Sie abführen!" brüllte der Schätzer. „Wir sind hier nicht zum Scherzen da! Der Nächste, bitte!"

Peter wurde gewaltsam beiseite gepreßt.

Die lieben Denunzianten

(R. Kriesch)



„Ich bin ja felsenfest überzeugt, daß in meiner Familie alles stimmt; aber vom Vater meines Vaters kann ich keine Geburtsurkunde auftreiben." — „Geben Sie sich doch keine unnötige Mühe! Wenn was n i c h t stimmt, das bringen schon Ihre Kollegen heraus!"

Die Leute reckten die Hälse und wurden aufmerksam. Die Umstehenden grinsten und bohrten sich — von wegen und so — in die Schläfe.
Peter war wütend. Erstens über das Benehmen des Schätzers, vor allem aber, weil er ihn und seine Worte nicht ernst genommen hatte. Er beschloß, sich sofort zu beschweren, unbekümmert um alle Gaffer.
Er ging zum Schalter der Direktion und klopfte fünfmal hart an die Scheibe.
Das Milchglas wurde hinaufgeschoben, und ein graumelierter Spitzbart mit stechenden Augen hinter Brillengläsern kam zum Vorschein. „Sie wünschen?" fragte eine nüchterne Stimme.
Du bist auch nicht der wahre Jakob, dachte sich Peter, laut aber sagte er: „Ich möchte mich über Ihren Schätzer vom Schalter 3 beschweren, wegen Anbrüllens und wegen Tierquälerei im kleinen ..."
„Wie, bitte??" Der Direktor rückte seine Brille zurecht und glaubte nicht recht verstanden zu haben.
„Ja", erzählte Peter, „da ließ ich eben eine Schreibmaschine belehnen, und im Koffer saßen zwei Marienkäferchen, ein Pärchen. Es ist mit verschlossen worden und müßte elend zugrunde gehen. Ich möchte Sie höflichst ersuchen, den Koffer öffnen zu lassen und die Tierchen herauszunehmen, hier ist mein Pfandschein . . . Da wirbt man allenthalben für Tierschutz, Humanität und Gott weiß, was noch, aber wenn es drauf ankommt, da versagen zuerst die Herren Leihhausbeamten . . ."
Knall. Das Fenster schoß herunter. Peter stand vor der blinden Scheibe. Er unterdrückte ein kräftiges Wort und ging seiner Wege. Hinter ihm Kichern und Murmeln.
Peter holte zuerst seine Wäsche ab und zahlte dann ein paar kleine lästige Schulden weg. Es blieben immer noch einige Mark.
Der nächste Tag war ein Feiertag. Peter wurde unerwartet zum Essen eingeladen. Dabei erzählte er seinen Gastgebern, Herrn und Frau Oberbergrat Meißner, von seinem Erlebnis im Leihhause. Und ob er, Peter, nicht eine Bitte äußern dürfte? Man möchte doch so gefällig sein und ihm zwölf Mark anvertrauen. Er brächte sie morgen bestimmt zurück. Er wollte nur schnell sein Pfand auslösen, die Tierchen befreien und dann die Schreibmaschine wieder belehnen lassen. Die Zinsgebühren im Leihamt könnte er selbst bezahlen.
Peter erhielt das Geld augenblicklich.
Als er am anderen Morgen zum Pfandhaus kam, mußte er warten. Er war zu früh daran. Pünktlich acht Uhr wurden die Schalter geöffnet.
Fünfzehn Minuten später eilte Peter mit einem neuen Versatzschein und zwei Marienkäferchen, fürsorglich in eine leere mit Gras gepolsterte Zündholzschachtel gebettet, der Villa des Oberbergrats zu, um das Geld zurückzubringen.
Das Mädchen öffnete ihm. Die Herrschaften wären grad in die Stadt gefahren. Aber sie sollte diesen Brief übergeben, und Herr Brauneisen möchte am Sonntag wiederkommen.
Er riß den Umschlag auf, zog ein Kärtchen hervor und las: 12 Mark dankend erhalten. Meißner, Oberbergrat.
Peter speiste an diesem Tage auf der Veranda des Künstlerhauses. Schließlich stellte er ein Fünfmarkstück auf die Kante und daneben die offene Zündholzschachtel, und dann hauchte er so lange auf die Marienkäferchen, bis sie den silbernen Berg erklommen. Erst flog das eine davon, und dann das andre . . .

Quo vadis, Herr Dollfuß?

(E. Thöny)



„Lieber mit internationalen Marxisten als mit nationalen Sozialisten!"

Kleine Anfrage

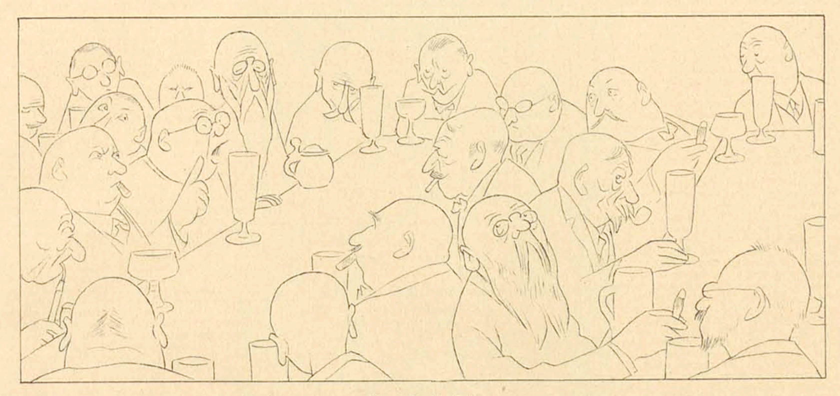
(Paul Scheurich)



„Na, Frollein, so janz ohne Amüsemang, oder ooch schon in den Jahren der sittlichen Entrüstung?“

Ratschkath'ln

(Karl Arnold)



Der Optimist

„. . . natürlich muß ich um strengste Diskretion bitten . . .“

Ein fester Standpunkt

„Einesteils bin i dafür, andernteils ko i net dagegen sei — aber einverstanden bin i net mit der Sach.“

Das gerührte Paulchen / Von Willfried Tollhaus

Paulchen ist in seinem fünfzigjährigen Leben viel gerührt gewesen, vor allem über sich selbst. Schon als Kind bewunderte er, fast mit Tränen, die eigene Güte, die sich darin bewies, daß er den Teil seines Frühstückbrotes, den er selbst durchaus nicht mehr unterbringen konnte, einem hungrigen Banknachbar mit dem Ersuchen anbot, die Hand künftig nicht mehr vor das Heft zu halten, wenn Klassenarbeiten geschrieben würden. Einmal hatte er ein Markstück in der Stube seiner Mutter gefunden. Er kämpfte lange mit sich, ob er es behalten solle. Schließlich aber siegte die Tugend. Der Augenblick, in dem er es zurückgab, war für ihn von erschütternder Größe. Als er schließlich mit Ach und Krach eine Mittelschule absolviert hatte, fand er, daß seine Eltern um das Glück, einen so klugen Sohn zu haben, beneidet werden müßten. Auch diese Feststellung rührte ihn tief.

In Vaters Geschäft bekam Paul mit schlechten Zahlern zu tun. Er vergoß manche heimliche Träne über seine schöne Menschlichkeit, die ihn veranlaßte, erst nach Ablehnung von Nachnahmen den Gerichtsvollzieher zu bemühen. Nie trieb er jemanden zum Konkurs, ohne vorher einige Tränen des Mitleids zu vergießen. Aber was wollten alle diese Bagatellen bedeuten gegen die gewaltige moralische Leistung, die er vollbrachte, als er ein Mädchen aus keineswegs vermögendem Hause nur um seines lieblichen Aussehens willen heiratete? — Gewiß — er verschwieg ihr nach der Hochzeit nicht, wie edel er gewesen war, und sagte es sogar ein bißchen oft, aber die Tatsache seines Edelmutes blieb eben doch bestehen. In der Ehe gab es jedes Jahr ein Kind. Paulchen fand das von sich selbst sehr reizend, denn was hätte wohl seine kleine Frau mit der Zeit anfangen sollen, wenn er nicht für Kinder gesorgt hätte, trotzdem es ja den Haushalt ständig verteuerte. Außerdem war er nach seiner Meinung ein vorbildlicher Ehemann, der keinen Blick für eine andere Frau hatte, obwohl seine eigene infolge der jährlichen Geburten und der vielen Arbeit mit den Kindern rasch alterte. Damit sie mit ihm über seine Hochherzigkeit gerührt sein konnte, verschwieg er ihr diese Tatsache ebensowenig wie die andere, daß es ihm nämlich an freundlichen Verlockungen durch schöne Frauen nicht fehlte. An den Familienfesten — den Geburtstagen, Weihnachten und gelegentlich am Hochzeitstag — weinte Paulchen gern ein wenig über sein gutes Herz, das so gern Freude bereitete, wobei es natürlich nicht auf den Wert der Geschenke, sondern auf den Geist ankam, aus dem heraus sie gegeben wurden.

Am tiefsten gerührt war Paul aber, wenn er über seinen eigenen Lebensgang sprechen und zeigen konnte, wie man durch Treue, Güte, Rechtlichkeit und Pflichterfüllung, wenn man den notwendigen Verstand, die Menschenkenntnis und geniale Kombinationsgabe besaß, zu einem angenehmen und ehrenwerten Mitglied der Gesellschaft werden könne.

Das ging so lange gut, bis Paulchen infolge der schlechten Wirtschaftslage und der Tücke der Menschen seinen Konkurs ansagen mußte. Er gab 25%. Auch das schien ihm zum Weinen großartig. Wie bekam man aber nun neues Kapital? Das einfachste für einen so hübschen Mann wäre gewesen, sofort eine reiche Frau zu heiraten. Da er aber bereits verheiratet war und sechs Kinder hatte, mußte vorerst die Scheidung kommen. Einem so guten Herzen wie dem Pauls fiel es nicht leicht, seiner Frau klarzumachen, welches Opfer er bringe, wenn er es tue. Und siehe, sein Beispiel von Opferbereitschaft war so hinreißend, daß sich seine Frau überzeugen ließ, er handle edel und gut, und ihm den Weg zu einer blonden und etwas umfangreichen Bankierswitwe mit guten ausländischen Wertpapieren frei machte. Er war damit in der Lage, die erste Familie mit fast dreihundert Mark im Monat zu alimentieren und selbst in eine Villa mit Schwimmbad zu ziehen. Wenn er mit seinem eleganten Auto gelegentlich zum Kaffee zu seiner ersten Frau kam, verlangte er, daß alles festlich war, damit man den großen Augenblick seiner Gegenwart wirklich genießen konnte. Er hielt dann kleine Ansprachen, an jeden Sohn, an jede Tochter, verwies sie auf das gute Beispiel des Vaters, aus dem man lernen könne, wie sich die anständige Gesinnung schließlich doch belohne und durch Nacht zum Sieg, per aspera ad astra, durch Glaube, Liebe und Hoffnung zur Villa mit Auto führe. Gelegentlich ließ er bei solchen Besuchen ein Fünfmarkstück, ja manchmal sogar einen Zwanzigmarkschein auf dem Tische liegen, vor allem, wenn er vor einer Autotour an die Riviera stand. Es war begreiflich, daß er sich heimlich die Augen wischen mußte, dachte er an diese Beweise edlen Menschentums. — Eines Tages aber kam der Bruder seiner ersten Frau, der seit zwanzig Jahren in Amerika gewesen war, zurück und traf das gerührte Paulchen bei solchem Kaffeebesuch. Paul hatte Kuchen und ein halbes Pfund Kaffee mitgebracht, was er sehr reizend fand. Der amerikanische Schwager beobachtete ihn schweigsam und sagte, noch ehe der Kaffee auf dem Tisch stand: „Paul, kann ich dich mal nebenan sprechen?“ Paul war bereit. Man mußte gefällig sein. Als sie im Schlafzimmer der Kinder — die Wohnung bestand nur aus einem Wohn- und zwei Schlaf-

(Schluß auf Seite 548)

Frau im Beruf

Es schreiben mir Ortsgruppen und Reichsverbände
und laden zu Vorträgen ein über Fragen,
die wichtig sind in unseren Tagen.
Das ist gut, ja! Aber — — —
ist meine Jugend denn schon zu Ende?

Ich sehne mich nach einem verliebten Brief
im Büttenkuvert, mit der Hand geschrieben,
der sagt: „Ich werde dich ewig lieben.“
O ja, — ja! Aber — — —
geht mir mein Leben denn wirklich schief?

Arbeit ist Leben! Wenn sie gelingt,
kann ich ebenso stolz sein wie die vielen
Männer es sind mit höheren Zielen.
Das ist schön, ja! Aber — — —
ob man einem das schon an der Wiege singt?

Maria Daut

Münchner Fasching

(Rudolf Kriesch)



„No, Reserl, is' heut' nacht auf euer'm Hausball recht voll g'wesen?“ — „Naa, gar net, unterm Billard hätten no guat zwoa Personen Platz g'habt.“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Lieber Simplicissimus!

Zum Bezirksarzt eines oberbayerischen Bezirksamtes kommt die Zenta mit dem Xaver, um sich das Attest zur Erlangung des Ehestandsdarlehens ausstellen zu lassen. Sie führt das Wort, während der Xaver schweigend daneben steht.

Der Arzt, dem das ausgiebige Schweigen des Xaver auffällt, richtet an ihn einige Fragen:

„Wo warst denn du auf der Schul'?"
Xaver: „. . . Ha? . . ."
Arzt: „Wo du auf der Schul' warst?"
Xaver: „. . . Ha? . . ."
Arzt: „Ja, aber du mußt doch irgendwo auf der Schul' gewesen sein?"
Xaver: „. . . Ha? . . ."

Da geht dem Arzt ein Licht auf: der Xaver ist doch schwachsinnig, den hat er vor Jahren ja schon mal vorgehabt! Er wendet sich also an die Zenta: „Was willst denn du mit dem Xaver?"

Zenta: „Heiraten wolln mir halt! Und das Ehestandsdarlehen mögeten mir dazu!"

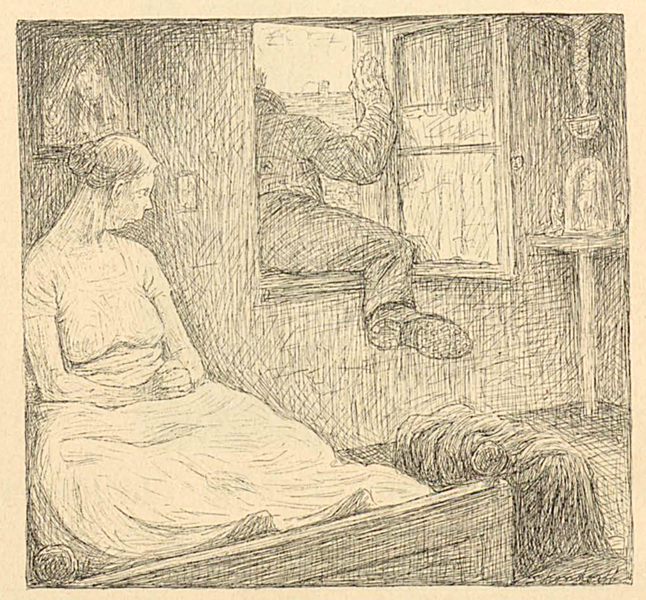
Arzt: „Den Xaver kannst du aber net heiraten! Der ist doch schwachsinnig und gehört daher sterilisiert!"

Darauf die Zenta, beruhigend: „D e e s wolln mir nacha scho aa, Herr Dokter!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11. Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17 500 IV Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N.Y.

Die Probier

(Paul Schondorff)



„Da Sepp selm waar gor net so zwieda, bloß die dreiß'g Tagwerk Grund san halt a bißl weni . . ."

(Schluß von Seite 546)
zimmern — allein waren, fragte der Amerikaner, ob sich Paul nicht schäme. Paul glaubte zuerst, er habe falsch gehört. Als er aber feststellte, daß dies nicht der Fall war, zweifelte er an der geistigen Zuverlässigkeit seines Partners. Dieser aber nannte ihn den schäbigsten Egoisten, der ihm jemals Übelkeit verursacht habe. Er bedauerte sodann, daß es leider keine strafgesetzlichen Bestimmungen gab, durch die man solche Kerle wie ihn an den Galgen bringen könnte, wohin sie von Rechts wegen gehörten.
Paulchen beherrschte sich. Er wußte, daß man Tobsüchtigen nicht widersprechen darf. Als aber nun auch noch seine erste Frau ins Zimmer kam und sich bei ihrem Bruder bedankte, weil er endlich einmal ausgesprochen habe, was sie schon seit vielen Jahren immer habe sagen wollen, kam er sich vor wie jemand, der aus Versehen in einen Löwenzwinger geraten ist. Er ging vorsichtig rückwärts zur Tür. Da stürzte sich der Schwager ins Nebenzimmer, holte das Kuchenpaket und die Kaffeetüte und gab es ihm etwas heftig in die Hand. Er riet Paulchen, sich die Treppe draußen genau anzusehen, weil er sie hinuntergeworfen werden würde, wenn er sich noch einmal blicken lasse. Paul folgte diesem guten Rat. Er brachte Kuchen und Kaffee seiner molligen Zweiten und sagte, daß er sich entschlossen habe, die Beziehungen zu seiner Ersten nur auf die Zahlungen zu beschränken, die er ihr ja nun einmal großmütig bewilligt habe. „Ich kann mein Herz nicht teilen! Ich muß mich immer ganz geben!" Und daß es so war, fand er wiederum sehr rührend.

Lieber Simplicissimus!

In einer westfälischen Dorfschule machte der Schulrat Besuch und stellte bei der Prüfung im Rechnen mit Erstaunen fest, daß die Oberklasse, die einige Wochen vor der Entlassung stand, im Bruchrechnen vollständig versagte. Er fragte den betagten Lehrer nach den Gründen, und dieser erklärte ihm:
„Dat is nich tragisch to niährmen. Von allen Schaulkinnern, die ick in de Welt schickede, verstaond nur einer die Bruchriärknung. Er is 'n Kaupmann wourden und is üsse Dage bankerott gohn. Unn einer, der et nie begriepen kunn, is Bankdirektor in einer grauten Stadt, und der hätt bi einem Besäuck tau mi säggt: ‚Verehrter Herr Lehrer, plagen Sie sich doch nicht mit der Bruchrechnung ab, wer sie später in der Welt gebraucht, der hat ja doch dafür seine Angestellten oder seine Tabellen.' Und do häw ick dann im Riärknen dat Kapitel üwerschlaogen, denn wir liärt doch in der Schaule für 't Liäven, nichwoahr?"

*

Der Herr Professor lebte mit seiner Schwester zusammen, die für sein leibliches Wohl tätig besorgt war. Und dies war gut so, denn der Herr Professor kümmerte sich nicht viel um die Realitäten dieser Welt. Bloß in manchen Dingen hatte er doch seine eigenen Ansichten. So hegte er eine Abneigung gegen Bohnengemüse. Schwester Luisle aber war anderer Meinung. Und wenn wieder einmal die Bohnen auf dem Tisch standen, dann brauchte sie bloß zu sagen: „Wilhelm, du magscht Bohne!" Und der Herr Professor mochte die Bohnen und aß sie willig und ergeben.

*

Es gibt Komponisten, die in erster Linie von dem leben, was andere komponiert haben. Zu ihnen gehört mein Freund Ferdinand, ein recht bekannter Musikus.
Eines Abends schlenderten wir zusammen durch die Villengegend der Stadt. Aus einem weit geöffneten Fenster klang Klavierspiel, leicht, schwebend, außerordentlich musikalisch. Mein Freund hielt an und stutzte.
„Horch!" sagte er und lauschte hingerissen.
„Ist es von dir?" fragte ich.
„Noch nicht", sagte er, und seine Augen leuchteten zukunftsfroh.

Das Bundesheer

In einem Ottakringer Wirtshaus erklärte neulich der junge Walzhofer: er habe die ewige Arbeitslosigkeit schon satt, und er wolle sich jetzt als Wehrmann anwerben lassen.
„Waas?" hohnlachte da der alte, erfahrene Hloichinger Alois, „zum Bundesheer willst? Ja, weißt du denn net, du Tschapperl, daß bei uns nur verläßliche christlichsoziale Parteigänger ang'worben wer'n, die was außerdem no a Empfehlung von an Pfarrer vorweis'n können?"
Diese lästerlichen Worte wurden einem Wachmann hinterbracht, worauf dieser sofort herbeieilte und den alten Hloichinger im Namen des Gesetzes verhaftete: wegen Verrats militärischer Geheimnisse.

Pariser Korruptionskämpfe

(E. Thöny)



Die Vertreter des bestbewaffneten Volkes zeigen der Welt, daß sie auch ohne Waffen kämpfen können.

Fasching 1934

Einmal nach viel schwarzen Jahren
will man aus der alten Haut
und in eine andre fahren:
fröhlich-bunt und lustig-laut!

Einmal will man seine Sorgen
froh ertränken eine Nacht,
ohne Rücksicht, ob man morgen
dementsprechend schwer erwacht.

Laßt die alten Adams-Häute
aber dann auch ganz zu Haus:
Füllt die neuen, liebe Leute,
dafür bis zum Bersten aus:

Wem der Alltags-Griesgram störend
durch die Narrenkleider schaut,
wird, als nicht hinzugehörend,
kaltgestellt und abgebaut.

Wer nicht froh sein kann und lachen,
weil ihm stets vor morgen bangt,
weiß auch dann nicht mitzumachen,
wenn die Stunde Ernst verlangt . . .

Benedikt

Finale

(Girod)



Die letzte Flasche — ssst! — ging in die Luft.
Die letzte Zigarette ist verpufft.
Was schaukelt da und gaukelt da zu zwei'n
durchs Zelt der Nacht? . . . Und ich bin so allein!

Ein Mensch . . .

XI.

Ein Mensch, sonst von bescheidnem Glücke,
Merkt plötzlich, daß mit aller Tücke
Aushungern ihn das Schicksal will:
Es wird um ihn ganz seltsam still,
Die kleinsten Dinge gehn ihm schief,
Die Post bringt nie mehr einen Brief,
Es schweigt sogar das Telefon,
Die Freunde machen sich davon,
Die Frauen lassen ihn allein,
Der Steuerbote stellt sich ein,
Ein alter Stockzahn, der links oben,
Fängt unvermutet an zu toben,
Ein Holzschnitt, für viel Geld erworben,
Ist, wie er jetzt erst merkt, verdorben
Und auch kein echter Toyokuni:
Es regnet, hagelt, schneit im Juni.
Die Zeitung meldet schlimme Sachen —
Kurzum, der Mensch hat nichts zu lachen.
Er lacht auch nicht. Jedoch er stellt
Dem tückischen Schicksal sich als Held:
Auf Freund und Frau verzichtet er,
Das Telefon vernichtet er,
Umgehend zahlt er seine Steuer,
Den Holzschnitt wirft er in das Feuer,
Und reißen läßt er sich den Zahn:
Was menschenmöglich, ist getan.
Und trotzdem geht es schlimm hinaus:
Das Schicksal hält es länger aus.

Eugen Roth

Am Parnaß

Von Otto Nebelthau

Einmal wollte ich den Parnaß besteigen, den wirklichen Parnaß in Griechenland, nahe bei Delphi.

Freunde hatten mir gesagt, wenn ich, des tiefen Schnees wegen, den Marsch nicht an einem Tag bewältigen würde, träfe ich etwa auf halber Höhe des Bergs einen Ziegenhirten, in dessen Hütte ich übernachten könnte.

Ich fand in der Tat nicht mehr Zeit genug zum Rückmarsch. So suchte ich den Hirten auf und bat ihn um Unterkunft.

Er hatte zwar kein Bett, das er mir geben konnte, aber er wies mir einen Platz auf seiner „Terrasse" an und sagte, ich solle mir Ölzweige schneiden, sie ausbreiten und mich darauf legen. Zum Abendessen machte er mir eine Tasse Kaffee und gab mir von seinem Käse und Brot.

Am Morgen erhielt ich abermals Kaffee, Käse und Brot. Dann, als ich nach unten wollte, fragte ich ihn, was ich ihm schuldig sei.

Er nannte für die Übernachtung und für den Kaffee und den Käse einen Preis, für den ich im teuersten Hotel von Athen hätte schlafen und essen können.

„Warum so viel?" fragte ich. Ich hätte doch weder ein Bett noch eine Stube gehabt, den Käse mache gewiß er sich selbst — und der Kaffee, der könne doch auch nicht so teuer sein!

„Da hast du nicht recht", sagte der Hirt, „der Kaffee ist teuer, ich muß ihn viele, viele Stunden hier heraufbringen."

„Gut, also für den Kaffee will ich dich gut bezahlen. Aber für das Bett, das ich doch gar nicht gehabt habe?"

Der Hirt sah mich bedächtig an.

„Fremder, hör zu! Ich will sehr gerne, daß viele Fremde zu mir heraufkommen und bei mir übernachten. Wenn mir nun niemand dafür einen hohen Preis zahlt, wie soll ich die Mittel erwerben, mir ein Bett kaufen zu können? — Wenn ich erst einmal ein Bett habe, dann, dann werde ich billiger sein!"

(E. Schilling)

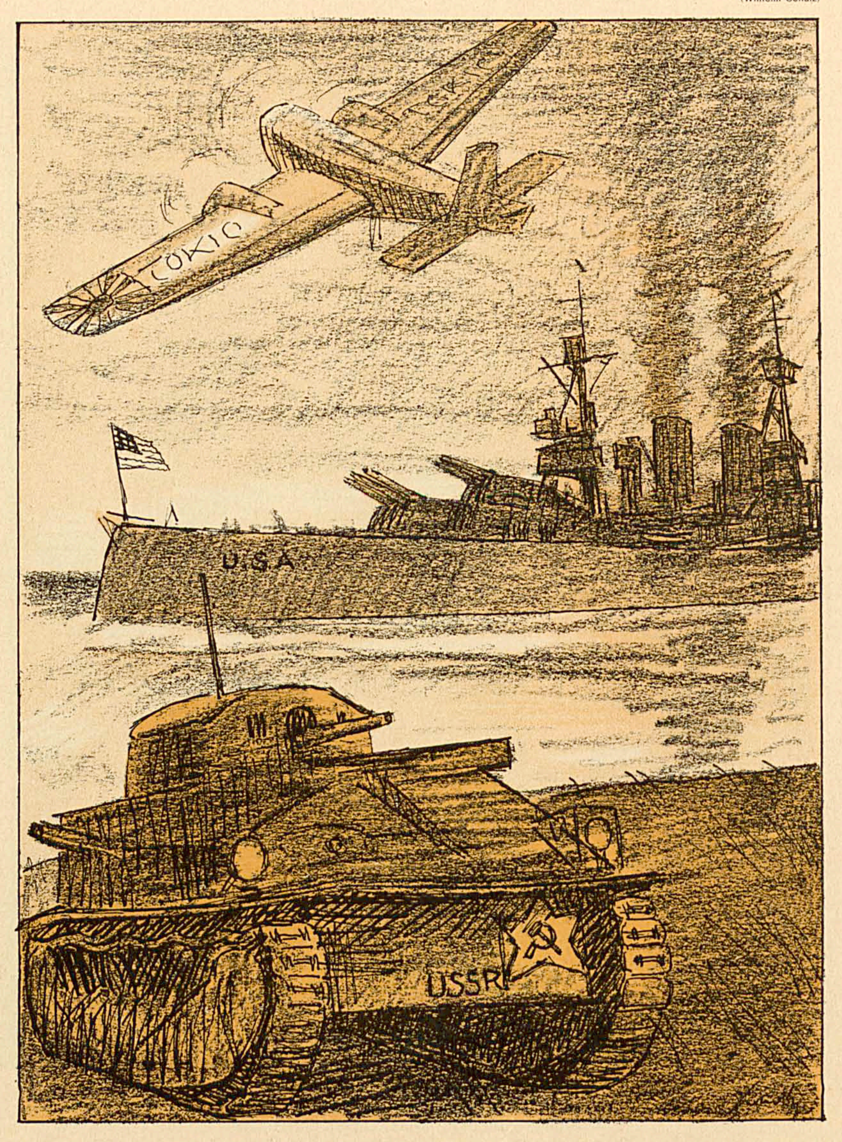


„. . . Wenn die reichen Leut' nicht wieder reiche einladeten, sondern arme Leute, dann hätten alle genug zu essen."

Johann Nestroy, „Zu ebener Erde und im ersten Stock"

Die vier Elemente am Pazifik

(Wilhelm Schulz)



Wasser, Luft und Erde stehen bereit — — — kommt Feuer dazu?

München, 18. Februar 1934

Preis 60 Pfennig

38. Jahrgang Nr. 47

SIMPLICISSIMUS

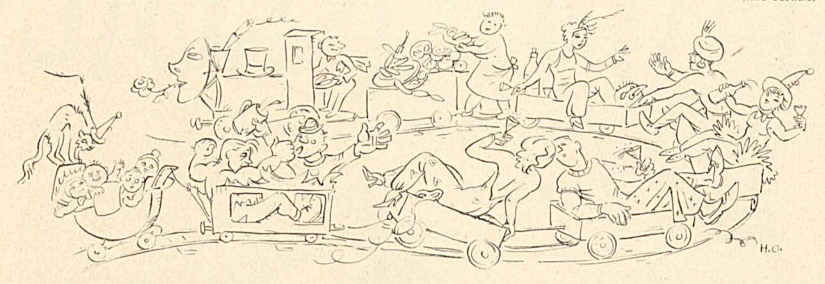
UND DENNOCH



Friedenspakt Deutschland-Polen — ein Lichtblick seit Versailles!

Faschingskehraus

(Hilla Osswald)



Tiedemann / Von Hans Friedrich Blunck

Quer durch die überfüllte Straße läuft der kleine Tiedemann. Er stößt mitunter diesen und jenen Fußgänger an, entschuldigt sich sehr, die Augen weit aufgerissen, und stapft weiter, vorsichtig, als wenn er Treppen stiege. Dabei blickt er sehr achtsam jedem Entgegenkommenden ins Gesicht, fast unhöflich scharf. Das hindert aber nicht, daß er wie ein Traumwandelnder keine Maße zu kennen scheint; oft berührt er die Leute mit dem linken Ellenbogen, obschon zur rechten Seite Platz genug wäre. Die einen murren, die andern lachen gutmütig. Tiedemann entschuldigt sich jedesmal höflich, zugleich sorgsam bedacht, daß sein rechter Arm frei bleibt.
Es wird seine Gründe haben. Tiedemann ist Juwelier, er wird Schmuck bei sich tragen; oder er kommt vielleicht von einem Kunden, strebt zu seinem Laden zurück, und weil er ein kleiner schmächtiger Mann ist, muß er doppelt achtgeben. Aber es ist eine billige Erklärung, immer alles auf Furcht und Angst um Gut und Habe zurückzuführen! Tiedemann hat ein gutes Geschäft gemacht, er hat keinen Schmuck mehr bei sich, er hat einen Verrechnungsscheck in der Brieftasche, den zu stehlen sich nicht lohnt.
Tiedemann brauchte auch gar nicht durch dies Gewühl der schönen Straße zu gehen, die jetzt zum Nachmittag mit vielen kaufenden und neugierigen Menschen gefüllt ist. Er könnte einen Umweg machen. Aber er ist in diesem Augenblick gar nicht der kleine spitze Juwelier mit der großen Hornbrille, den seine Frau ungeduldig im Laden erwartet. Ach, wenn man Tag um Tag listig und mißtrauisch hinter dem Kundentisch steht, will man einmal seine gute Stunde haben. Und weil er gut verdient hat und es die Nachmittagsstunde der schönen Frauen in der Stadt ist, geht Tiedemann mit einer von ihnen längs der Straße und den erleuchteten Läden. – Nicht mit einer von Fleisch und Blut, wohlverstanden! Er hätte an jeder etwas auszusetzen, denn Tiedemann hat Geschmack und ist von seinem Beruf her gewohnt, sich nur mit dem Allerbesten zufrieden zu geben. Viel besser als das! Er wünscht sich einfach etwas von jeder der Vorübergehenden, von jeder einzelnen, um sich selbst die Frau zu gestalten, die ihn begleitet, — er hat den Arm ein wenig gekrümmt und muß achtgeben, daß er sie gewandt durch das Gewühl zu seiner Rechten leitet.
Deshalb stößt Tiedemann auch überall an, wie sollen die Leute wohl von der anderen wissen! Groß und schmal ist sie, und sehr blond, aber weder kalt noch selbstsüchtig wie die Bürgerfrauen, die er kennt. Längst hat er etwas Wärme von dieser und jener andern gefangen und schmilzt sie in seinen Schatten ein. Und war es nur ein verliebter Blick, der aus verlorenen Gedanken aufflog — rasch hat Tiedemann ihn gestohlen, auch wenn er gewiß nicht ihm gegolten hat.
Die Frau neben ihm trägt ihn jetzt. Mitunter, wenn er den Arm zaghaft drückt, lächelt sie auch — etwa mit jenem Lächeln, das vorhin die schöne, bräunliche Fremde trug, die ihrem Mann begegnete. Oho, Tiedemann ist ein Kenner, er liebt die, welche ihre Blicke zu hüten wissen und bei denen jedes Wort eine Bedeutung hat und klingt. So wie etwa das der häßlichen Schauspielerin, die eben an ihm vorüberging und die bei ihrer Freude über ein niederwehendes Blatt solch glockenhelles Schwingen in der Stimme hatte — rasch fing Tiedemann es auf, die an seiner Seite hat es jetzt in jedem Wort. Und sie hat den Zobelmantel der Frau, die gerade aus dem Wagen steigt, und natürlich hat er selbst ihr auch längst die schönsten Sachen aus seinem Laden übergestreift — nichts Grobes, Protziges, nur einen einzigen Stein am Finger und eine kleine echte Kette um den Hals.
Tiedemann bewegt die Lippen, während er, sorgfältig auf den Weg zu zweien bedacht, mit der unsichtbaren Freundin auf und ab wandelt. Er wirft ihr einige Worte über Vorübergehende zu, lächelt, weil es boshafte Bemerkungen sind, fängt im nächsten Augenblick einen Schuh ein, der ihm gefällt — aus dunklem Leder mit einem Besatz, der sich in roter Farbe über die grauen Fliesen hob. Und Tiedemann bewegt die Lippen, er erzählt, was er vorhin erlebt hat, von seinem Kunden, der nach London fliegen wollte und ihn rasch zu sich bestellte, um ein Geschenk mitzunehmen. Er erzählt nebenbei, wie er nun bald das größte Haus am Platz haben, wie er bald eine Weltreise machen wird. Er prahlt so leichtherzig, wie man es nur vor schönen Frauen tun darf, und stapft dabei noch immer, die Augen weit aufgerissen, durch das Gewühl, als wenn er Treppen stiege. Einmal kommt es ihm drollig vor, und er wünscht sich selbst rasch noch einiges hinzu, um ansehnlicher dazustehen, etwa den selbstbewußten Gang jenes Kaufherrn, die fröhlichen Augen, die Haltung —
Da ist er vor seinem Laden angekommen. Eine Frau mit dunklem schlechtgeordnetem Haar empfängt ihn schon in der Tür. „Wie konntest du solange ausbleiben", fistelt sie, „zweimal hat Siebeling angerufen, drei Kunden waren hier — ach Gott, was für ein Mann!"
„Ich hab' gut verkauft, Meta", mahnt der kleine Herr Tiedemann und versucht noch, eine Herrscherfalte über die Stirn zu ziehen — die andere könnte den Vorwurf gehört haben. Aber wie er sich befangen nach ihr umsieht, ist ihr Platz leer. Da erschrickt er; alle Hoheit und alles Lächeln fällt von ihm ab, Tiedemann schleicht mit schlechtem Gewissen hinter den Ladentisch und blättert in Büchern, als habe er wichtige Notierungen einzutragen. Aber es ist nur, um Zeit für die Rückkehr in die Wirklichkeit zu gewinnen. Einmal geht noch ein scheuer Blick nach draußen — ein Seufzer. Aber die Fremde ist fort.
„Was sagst du, Meta?"
„Hörst du denn nicht, dreimal hab' ich dir schon erzählt, Siebeling hat angerufen."

Post festum

Von Ratatöskr

Kürzlich lasen wir betroffen,
daß ein ahnungsvolles Hoffen
in Bezug auf Monarchie
da und dort im Land gedieh.

Man gedachte des Monarchen,
der wie Noah in der Archen,
als die große Sintflut kam,
Anno 18 Reißaus nahm.

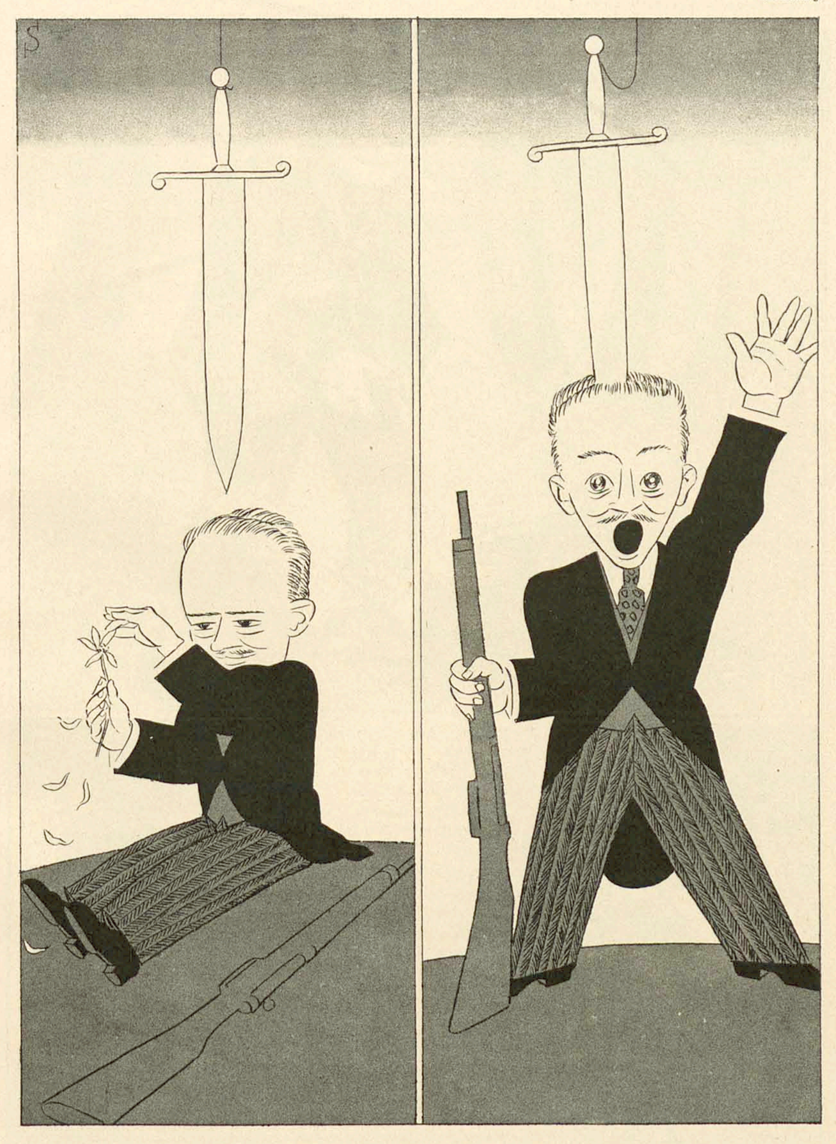
Sympathiegefühle flossen,
Wünsche wurden ausgestoßen,
und zwar unverblümt betreffs
seiner als des künft'gen Chefs . . .

Sind wir denn reaktionärrisch?!
Siehe da, von oben, herrisch,
ins Altweiberbacchanal
schoß ein kalter Wasserstrahl.

Wo er ist, soll Noah bleiben
und sich fromm die Zeit vertreiben
als ein Rentner ohne Staat
auf dem Berge Ararat!

Dollkopf bleibt Gewehr bei Fuß

(E. Schilling)



„Lass'n ma 's Volk wöhln — oder nöt? Lass'n ma 's Volk wöhln — oder nöt? Lass'n ma 's Volk — ei'spirrn! Es lebe die Demokratie!"

Böses Feuer

(Wilhelm Schulz)



Der Rauhreif glimmt an Stein und Steg,
im Frost erklingt der dürre Weg.

Es kracht der Bach, der Mond geht kalt,
die Eibe birst im rauhen Wald.

Der alte Bettler Ruckenschuh,
das Maul friert unterm Bart ihm zu.

Die Finger klamm, die Fersen wund,
er trabt wie ein verfrorner Hund.

Ein Irrlicht — tausendsakerment! —
auf einem hohlen Baumstumpf brennt.

„Du Geisterfeuer, schlank und blau,
was kauerst du auf kalter Au?

Mach mir die krummen Finger warm!
Ich bin der Bruder Gotterbarm."

Die Hände spreitet er ans Licht
und grinst. Doch weh! Das bohrt und sticht.

Wie ein Passauer Messer stark
stößt es durch Fleisch und Bein ins Mark.

Das Blut ihm in den Ohren zischt.
Er zuckt zurück. — Das Licht erlischt.

Die Hand ist schwarz, lahm hängt der Arm,
wird ihm sein Lebtag nimmer warm.

Hans Watzlik



Erinnerungen eines Kinoklavierspielers / Von Gert Lynch

Zur Zeit des stummen Films, und das ist noch gar nicht so lange her, lebte ich, Gottfried Berber, als Holzfäller in Dingskirchen an der bayerisch-böhmischen Grenze.

Franz Xaver Weidinger, der Wirt der „Laterne", hatte seinen Tanzsaal mit Genehmigung des Bezirksamtes zum Kinomatographentheater ernannt. Die Saalschenke wurde zur feuersicheren Vorführerkabine vermauert, die Saalfenster wurden mit Pferdedecken verhängt. Der Vorhang der Burschenvereinsbühne, mit Leinwand überspannt, reflektierte die Bilder. Rechts von der Bühne, mit dem Blick zur Leinwand, stand das Tafelklavier, mit bunten Theaterkulissen, die einen Urwald darstellten, verbaut, damit die Zuschauer nicht vom Klavierlicht irritiert wurden. Der Urwald war mit einer Türe versehen, auf der giftgrüne Lianen wuchsen.

Zuerst hatte der Weidinger-Wirt versucht, den Hilfslehrer zum Klavierspielen im Kino zu bewegen. Der aber hatte entrüstet abgelehnt.

Ich wohnte als Schlafbursche in einer Dachkammer der „Laterne" und pflegte feierabends gerne Klavier zu spielen. Gegen zwei Dutzend Stücke, Militärmärsche, Walzer und Salonweisen, die ich als Pennäler beim Klavierunterricht gelernt hatte und noch auswendig konnte, verschafften mir dortzulande den Ruf eines flotten Klavierspielers.

„Wennst magst, kannst spuilln", sagte der Weidinger-Wirt zu mir, und damit war ich engagiert. Als Entgelt vereinbarten wir: Wegfall der Wochenmiete, und für jede Vorführung eine Maß Bier und zehn Zigaretten.

Der Vorführer, ein in die Gegend verschlagener Elektrotechniker, den ein Münchner Kinooperateur in einem halben Tage am Apparat ausbildete, kam unter ähnlichen Bedingungen zur Anstellung.

Freitag-, Samstag- und Sonntagabend liefen die Filme. Das Programm wechselte jede Woche. Die Leute kamen zwei Stunden weit von den umliegenden Dörfern. Die meisten sahen zum erstenmal einen lebenden Film. Wenn die Abendsonne ins Meer versank und die Wellen überglitzerte, liefen unterdrückte Laute des Staunens durch die Zuschauerreihen. Einmal, als ein Schnellzug heranjagte und die Lokomotive immer größer und größer wurde und gradlinig ins Publikum hineinraste, drang aus vielen Kehlen ein Schrei.

Ich hatte mich schnell in das Begleiten der Filme hineingefunden. Jeweils nach dem Tempo der Handlung handhabte ich die Tasten. Ein Auto in toller Fahrt illustrierte ich am Klavier mit einem ebenso tollen Allegro aus der „Herzogin von Gerolstein". Die Abschiedsszene zweier Liebenden ölte ich mit dem „Verlorenen Glück" von Eilenburg. Für Begräbnisse und untergehende Schiffe hatte ich ein getragenes Sechsachtel aus dem „Blumenlied" zur Verfügung. Szenen aus der guten Gesellschaft begleitete ich dezent mit „Ballgeflüster", das mir in seiner Des-Dur-Tonart besonders vornehm im Klang erschien.

Bei der Wochenschau und bei Lustspielen tat ich mich leicht. Da spielte ich meinen Vorrat an Märschen und Walzern herunter, und zwar so lange von vorn, bis das Stück aus war. Schließlich wurde ich in der Verwendung und Verwandlung meines geringen Repertoirs derart pfiffig, daß das Publikum gar nicht mehr merkte, wie oft ich mich wiederholte.

Einmal bot mir der Hilfslehrer Noten an. Aber ich lehnte sie dankend ab mit dem Bemerken, daß ich viel lieber auswendig spiele. In Wirklichkeit hätte ich die Noten gerne genommen, jedoch ich konnte nicht mehr vom Blatte spielen, und auf eine Blamage wollte ich es nicht ankommen lassen.

Sowohl der Weidinger-Wirt als auch das Publikum waren durchaus zufrieden mit mir, und ich wurde öfters gelobt.

Zuweilen ließ mir ein Zuschauer eine Extramaß aufs Klavier stellen, damit ich mich stärke und bis zum Schluß kräftig im Anschlag bleibe!

Am kräftigen Anschlag, glaube ich, hat es niemals gehapert! Meine Hände waren von der Holzhauerarbeit so hart verhornt, daß ich mit der blanken Faust neugebrannte Ziegelsteine zerschlagen konnte. Und ich hatte immer das sichere Gefühl, daß ich, wenn ich wollte, auch die vergilbten Klaviertasten zerquetschen würde.

Nach jedem zweiten Akt mußte der Vorführer das Saallicht andrehen und eine Pause einlegen, damit die Leute essen und trinken konnten. Während der ganzen Vorstellung durfte geraucht werden. Bisweilen war der Raum dermaßen vernebelt, daß der Lichtkegel kaum mehr die Leinwand erreichte. Dann wurden alle Fenster geöffnet und schnell durchgelüftet. Wegen des Tabakqualms waren die vordersten Plätze in der Nähe der Leinwand die teuersten und begehrtesten.

In den Pausen begab ich mich gern in die feuersichere Vorführerkabine, um mit dem Vorführer eine Plauderzigarette zu rauchen. Dabei wurden die Filme abgespult und die Rißstellen geklebt. Es ist niemals etwas passiert, niemals ein Glutfünkchen ins Zelluloid geflogen.

An einem Freitage, es ging schon tief in den Herbst hinein, mußte der große Ofen im Saale geheizt werden. Es hatte lange geregnet, und eine kalte Feuchtigkeit saß an den Wänden. Drei Meter vom Klaviere entfernt bullerte und glühte der Ofen. Ich begab mich schon lang vor der Zeit hinter meine Urwaldkulisse und wärmte mich ausgiebig durch.

Es war ein richtiges Kinowetter. Der Saal füllte sich bis auf den letzten Platz. Bauern und Gütler, Steinarbeiter und Holzknechte, Gendarmen, Lehrer und Apotheker, alle waren sie gekommen, um die Tragödie einer Liebe zu sehen. Ich wußte von den Reklamebildern, daß der Film im Rahmen der oberen Zehntausend spielte und daß ich das „Ballgeflüster" tüchtig beanspruchen würde!

Kurz vor Beginn der Vorführung kam der

Abschiedsbrief

(Jos. Sauer)

„Am Schluß möcht' i dem Haderlumpn den Spruch von Berlichingen hinschreibn, aber das is zu ungebüldet." — „Nacha schreibst halt bloß: im übrigen, Du woaßt es scho!"

Weidinger-Wirt ans Klavier und machte mich darauf aufmerksam, daß heute sein Bruder aus Traubing im Saal säße, der Besitzer vom Tanzcafé „Prinzeß", der vom Klavierspielen etwas verstände. Ich möchte mich also zusammennehmen und Ehre einlegen. — Ich versprach es.
Es klingelte. Ich rieb die Klavierlampe an und rückte den Stuhl zurecht. Zuerst lief die Wochenschau ab. Kräftig intonierte ich einen Marsch. Beim dritten Takte merkte ich, daß etwas nicht stimmte. Verdutzt stellte ich fest, daß einige Tasten, die ich angeschlagen hatte, nicht mehr heraufschnellten. Sie waren von der warmen Feuchtigkeit aufgedunsen und klemmten. Ich unterbrach mich einen Moment und zog die Tasten hoch. Dann spielte ich weiter, aber die Tasten, Stücker acht mochten es gewesen sein, blieben von neuem kleben. Ich begann nervös zu werden. So schnell ich nur konnte, riß ich immer wieder die Tasten empor, wobei der Fluß des Spieles beeinträchtigt wurde und abgehackte, nachzuckende Töne entstanden, die mir sehr gegen den Strich gingen. Ich war heilfroh, als die Wochenschau endete.
Während der Hauptfilm eingelegt wurde, war eine kurze Pause. Ich benutzte sie, um die klemmenden Tasten seitwärts mit einer angebissenen Mettwurst, die ich in der Tasche hatte, einzuschmieren, damit die verquollenen Flächen leichter aneinander vorbeirutschen möchten.
Es zeigte sich, daß meine Einfettungsidee gar nicht so übel war! — Der Film rollte, ich begleitete in getragenen Weisen. Die geschmierten Tasten ließen sich jetzt leichter heraufwippen, aber ich konnte es bei bestem Willen nicht vermeiden, daß nach jedem Takte einige Töne nachhinkten. Die melodietragende Stimme fiel meistens aus, und dafür hörte man so etwas wie ein Echo. In den ersten beiden Akten schwitzte ich, wie man zu sagen pflegt, Blut. Während der Pause lief ich schnell in die Gaststube und suchte mir Hilfe. Ich fand einen Bekannten und bat ihn, mir unter dem Spiel die verklemmten Tasten zu lupfen. Er zeigte sich auch bereitwillig, und kaum waren wir hinter der Urwaldtüre verschwunden, begann schon der dritte Akt. Jetzt wechselte die Szenerie. Eine Autofahrt wurde fällig, und ich belästigte wieder die „Herzogin von Gerolstein". Mein Tastenreißer war aufgeregter als ich selbst; er machte es recht ungeschickt und kam mir dauernd mit seinen Pratzen in das Gehege, so daß ich schlimmer als vorher über die Takte hinausklimperte. Schließlich wurde ich wütend und zischte ihn an: „Los, los, mach voran!"
Da verlor mein Gehilfe die Fassung und schrie so laut, daß es im ganzen Saale zu hören war: „Sin oben! Sin oben!" Die Tasten meinte er, die oben sind, weil er sie doch emporgerissen hatte. „Scher dich zum Geier", wetterte ich ihn an. Er lief beleidigt davon, und ich machte meine Sache wieder allein. Mühselig hackte ich mich bis zum letzten Akt durch und wartete dann, bis sich der Saal geleert hatte. Ich genierte mich vor den Leuten wegen meines seltsamen Spiels.
„Berber", rief da plötzlich eine fremde Stimme, „kommen Sie mal hervor!" Es war der vornehme Gast aus Traubing. Der Weidinger-Wirt, die Kino-Kasse unter dem Arm, stand neben ihm und grinste.
Weidingers Bruder klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und sagte anerkennend: „Sie sind ja ein famoser Synkopen-Spieler, Berber! Hätte nie gedacht, daß so was hier möglich wäre!"
„Wie? Was bin ich?" erkundigte ich mich; ich hatte keine Ahnung, was Synkopen sind.
„Na, tun Sie nicht so, Mann! Ihr Notenumblattler hat es ja laut genug hinausgeschrien. Aber ich hätte es auch so gewußt, Berber, denn ich bin ja vom Fach. Und wenn Sie wollen, können Sie am nächsten Ersten in meinem Tanzcafé als Klavierspieler antreten!"
„Nix da", protestierte der Weidinger-Wirt, „der bleibt!"
Am anderen Tage, als ich vom Holzfällen heimkehrte, ließ ich mir vom Hilfslehrer die Synkopen erklären. Und seit damals habe ich jeden Respekt vor den Synkopen verloren.

Des Rudyard Kipling Dichtergold

Rudyard Kipling, dessen Dichten
Englands Gunst hat und Applaus,
Ging, um Einkauf zu verrichten,
Gradeswegs ins Warenhaus.
Manches kommt ihm da zu passe,
Häuf'ger Einkauf findet statt, —
Ach, da merkt er an der Kasse,
Daß er gar kein Geld mehr hat!
— Soll der Dichter dies gestehen?
Soll er bleiben? soll er gehen??
Sich verdrücken??? oder nicht????
— Ha! Da spürt er ein Gedicht!

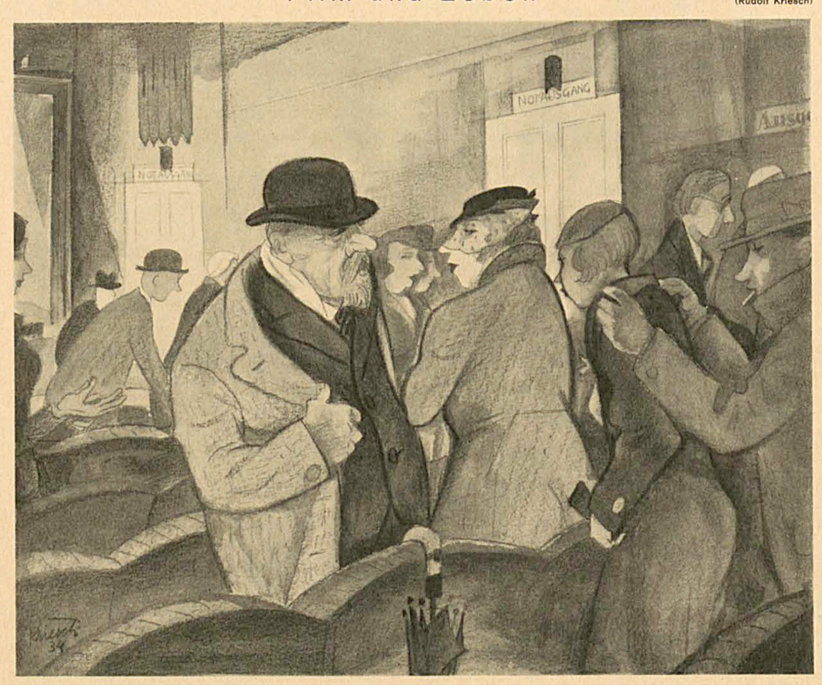
Denn zu Versen, denn zu Reimen
Formt sich, was ihm hier geschah:
Wild fühlt er's im Busen keimen,
Und vulkanisch ist es da!
Seiner Verse Edelmasse
Schreibt er auf, wie sich's gehört,
Und er trägt sie an die Kasse:
„Fünfzig Pfund ist das hier wert!"
Den Kassierer sieht man strahlen:
„Sieben Pfunde sind zu zahlen.
Schönen Dank, Herr Kipling! Und
Hier die dreiundvierzig Pfund!"

Ist ein solches wohl zu fassen?
Wird uns dieses jemals klar??
Gibt ihm da der Mann der Kassen
Fast neunhundert Mark in bar!
Hat ihn Wahnsinn angewandelt?
— Die Geschichte ruft ein „Nein!":
Nachts schon war das Blatt verhandelt
Und trug siebzig Pfunde ein,
Weil man fast sich darum raufte,
Bis es jäh ein Sammler kaufte.
— — — — — — — — — — —
Ach, — und dieses mein Gedicht?
Soll ich auch — — —?
Herr Tietz meint: nicht.

Hermann Ebbinghaus

Film und Leben

(Rudolf Kriesch)



„Zweng Schulden daschiaßt sich glei der Baron! Da käm i ja 's ganze Jahr net aus 'm Pulverdampf raus!"

Der Herr und Hirt der Kirche

Rügen gehörte bis zum Friedensschluß von 1815 zu Schweden. Es gab auf der Insel fette Pfründen, die im Jahre wohl zwei- bis dreitausend Taler eintrugen. So fuhren die Pastoren als große Herren viere lang, und manchen plagte in der theologisch schwachen Zeit der Hochmutsteufel. Als Ernst Moritz Arndt, der bereits Professor in Greifswald war, einmal einem solchen Pfarrer begegnete, der sich stolz „Kirchherr" titulieren ließ, da konnte es sich der biedere Bauernsohn nicht verkneifen, den Herrn Pfarrer zu fragen, warum er sich denn mit einem für die Insel ganz ungewöhnlichen Namen und Titel belege. Der Angesprochene erwiderte, daß sich jeder Pastor in Schweden auch Kirchherr nenne. „Ei", meinte Arndt darauf, „Herr Pastor, Sie haben das Wort nur unrichtig übersetzt: das schwedische Wort ‚Kyrkoherde' ist ebenso weit vom Kirchherrn entfernt, wie der umwandelnde Apostel Paulus vom Papst zu Rom: es heißt nicht Herr der Kirche, sondern Hirt der Kirche. Ich denke aber, Sie bleiben beim deutschen Wort Pastor."

Gervais

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17500 IV. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Stimme des unbekannten Soldaten

(E. Schilling)



„Herren von Frankreich, denkt bei der Liquidation euerer Korruptionen auch an den Skandal von Versailles!"

Der Snob

(M. Dudovich)



„Und warum haben Sie sich dann nicht zu den Fis-Rennen gemeldet?" — „Ich bin nicht gewohnt, unter Beweis zu stellen, was ich kann, Gnädigste!"

Der Wechsel

Von Hans Cesinger

Wenn einer in einem Ort wohnt, der Höll heißt, dann ist das noch kein Unglück. Und wenn es noch zehn Ortschaften gibt, die diesen schönen Namen erhalten haben, dann kann das vielleicht sogar einmal ein Glück sein (wenn einen nämlich der Briefträger mit der unangenehmen Botschaft in einem falschen Ort sucht und natürlich nicht findet).

Aber für den Jackermeier Girgl, zu deutsch Georg Jackermeier, war's ein Unglück. Und das noch größere Unglück war, . . . aber das kommt erst später. Fest steht, daß des einen Glück des anderen Unglück sein kann. Und dann der Zufall, na, das weiß jeder selber am besten.

Also der Jackermeier kauft sich in der Stadt einen Radio, denn er wohnt zutiefst im Wald und möcht auch wissen, was in der Welt los ist. Bloß Geld hat er grad keins, und weil der, der die Radios verkauft, der Enzeneder, gleich eins braucht, unterschreibt der Jackermeier Girgl zum erstenmal in seinem Leben einen Wechsel. Zahlbar beim Bezogenen.

Jetzt glauben Sie vielleicht, es ist dem Girgl so gegangen wie dem Schoierer Peter. Der hat nämlich dem Viehhändler Wopperer Xaver einen Wechsel unterschrieben. Und wie der Wechsel fällig worden ist, hat er jedem, der's hören hat wollen, entrüstet erzählt: „Jetzt hab' ich dem Wopperer ein'n Wechsel unterschrieben, und jetzt kann 'n der net einlösn."

Der Jackermeier hat schon ein Geld gehabt, wie der Wechsel fällig geworden ist. Aber auch das kommt erst später.

Wie also die drei Monat' rum sind, gibt der Enzeneder den Wechsel zum Einziehn auf die Post, und pünktlich is 's Geld kommen. Der Enzeneder aber hat direkt einen Respekt kriegt vor dem Jackermeier. Der Respekt ist aber noch größer geworden, wie der Jackermeier nach acht Tagen in die Stadt kommt und dem Enzeneder den Wechsel nochmal zahlen will.

Aber wie alles im Leben auf und nieder geht, hat der Respekt auch wieder nachgelassen. Weil sich nämlich herausgestellt hat, daß der Jackermeier den Wechsel beim Postboten gar nicht zahlt hat.

Am Schluß hat halt der Lehrling vom Enzeneder eine im Gesicht gehabt, weil er den Postauftrag nach Höll im Tal statt nach Höll am Wald geschickt hat.

Der Gedanke, der langsam auftauchte, daß es in Höll im Tal auch einen Jackermeier Girgl geben müßte, wurde allmählich zur Gewißheit.

Daß aber der auch einem Enzeneder einen Wechsel über hundertdreiundzwanzig Mark unterschrieben haben sollte, der vor acht Tagen fällig war, das glaubte der Jackermeier Girgl von Höll am Wald nicht und der Enzeneder auch nicht.

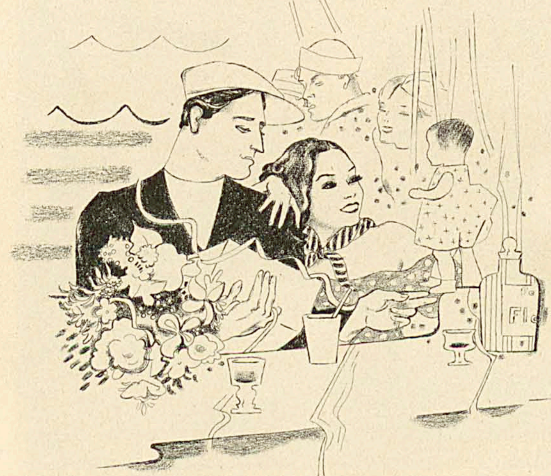
Und weil der Enzeneder ein rechtschaffener Mann ist, der 's Geld nicht zweimal will, hat er gelegentlich den Jackermeier in Höll im Tal aufgesucht und ihn gefragt, warum er einen Wechsel zahlt, den wo er nicht unterschrieben hat.

Da hat der Jackermeier kleinlaut erklärt: „Gspaßig is 's mir scho' vorkommen, aber mir is' immer gsagt word'n: An Wechsel wenn'st kriagst, den muaßt zahln, sonst gibt's Kösten. Da hab' i' 'n halt zahlt."

Daraufhin aber hat er zwei Schwüre getan: Einen, daß er keinen Wechsel mehr einlöst, und den zweiten, daß er erst recht nie in seinem Leben einen unterschreibt. „Des is' nix mit dene Sachen, die wo man net versteht", sagt er, und ich behaupte, daß er recht hat.

Spielzeug

(Charlotte Gmelin)



„Fein, Fred, nun bringt mir die Tombola ein Baby!" — „Ja, aber wenn du es bei mir bestellt hättest, gäbe es auch noch 'n Steuerabzug!"

Abendlicher Zecher

Ich liebe dies sanfte Verdunkeln.
Im Glase noch blitzet der Wein.
Ich sinn' in sein leises Verfunkeln,
Ich seh, wie er trinkt von dem Dunkeln,
Und bin mit dem Dunkel allein.

Ich trinke und spür' aus dem Innern
Ein Licht, das die Sonne geschenkt.
Es wächst mir ein fernes Erinnern,
Es wächst mir ein Licht aus dem Innern,
Ein Licht, das des Lichtes gedenkt.

Schon steht auch ein Stern in dem Rahmen
des Fensters, das milde erbleicht.
Er nennt einen ewigen Namen.
Schon steht auch ein Stern in dem Rahmen,
Sein Glanz hat mein Glas schon erreicht.

Hermann Sendelbach

Von klugen Eltern und noch klügeren Kindern

Lieschen ist bei vornehmen Verwandten zu Besuch. Sie schreibt nach Hause: „Es ist wunderschön hier und sehr fein. An meinem Waschtisch hängen zwei Handtücher. Schreibt sofort, was ich mit dem zweiten Handtuch machen soll."

*

Hans sieht einen Stein am Weg und will ihn aufheben. Da der Stein fast so groß ist wie er selbst, kann er es nicht. „Mutti, faß mal mit an!" sagt er. „Den können wir nicht heben", belehrt ihn die kluge Mutti. „Kann ihn Papi heben?" fragt nunmehr Hans. Die Mutti: „Nein, Papi kann ihn auch nicht heben." Pause. Hans denkt angestrengt nach, dann fragt er weiter: „Kann ihn der liebe Gott heben, Mutti?" Die Mutti: „Aber natürlich." Hans: „Wenn der Stein nun so groß wie unser Haus ist, kann ihn dann der liebe Gott auch heben?" Die Mutti: „Aber natürlich, Hans. Der liebe Gott kann alles." Neue Pause. Dann aber werden Hansens Augen ganz groß, und er fragt: „Mutti — kann der liebe Gott einen Stein machen, der so groß ist, daß er ihn nicht mehr heben kann?"

*

Ich fahre von Hamburg nach Berlin. Der Zug hält in Wittenberge. Im Kupee sitzt eine dickliche Mama, die ihren zehnjährigen Kleinen zu erziehen bemüht ist. „Weißt du, was in Wittenberge passiert ist?" fragt sie mit dröhnender Stimme. Der Kleine sagt: „Nein." Ein vernichtender Blick trifft ihn. „Du lernst auch gar nischt in der Schule. In Wittenberge ist Luther jeboren!"

Der Kleine machte den Eindruck, als ob er es nie vergessen würde.

*

Mütterchen liegt krank im Bett. Max sitzt vergnügt bei ihr und fragt interessiert: „Wann stirbst du, Mutti?" Mütterchen hat zwar nur ihre Migräne, aber denkt, daß es aus erzieherischen Gründen richtig sei, diese Frage mit einem: „Bald, Mäxchen", zu beantworten. Max nimmt das interessiert zur Kenntnis und fragt weiter: „Wirst du dann mit einem Leichenwagen abgeholt?" Mütterchen nickt: „Bist du dann sehr traurig, Max?" — Max antwortet überzeugt: „Ja" — und fügt hinzu —, „wenn ich denn nich mit beim Kutscher auf dem Bock sitzen darf!"

Z.

Sensation in Genf

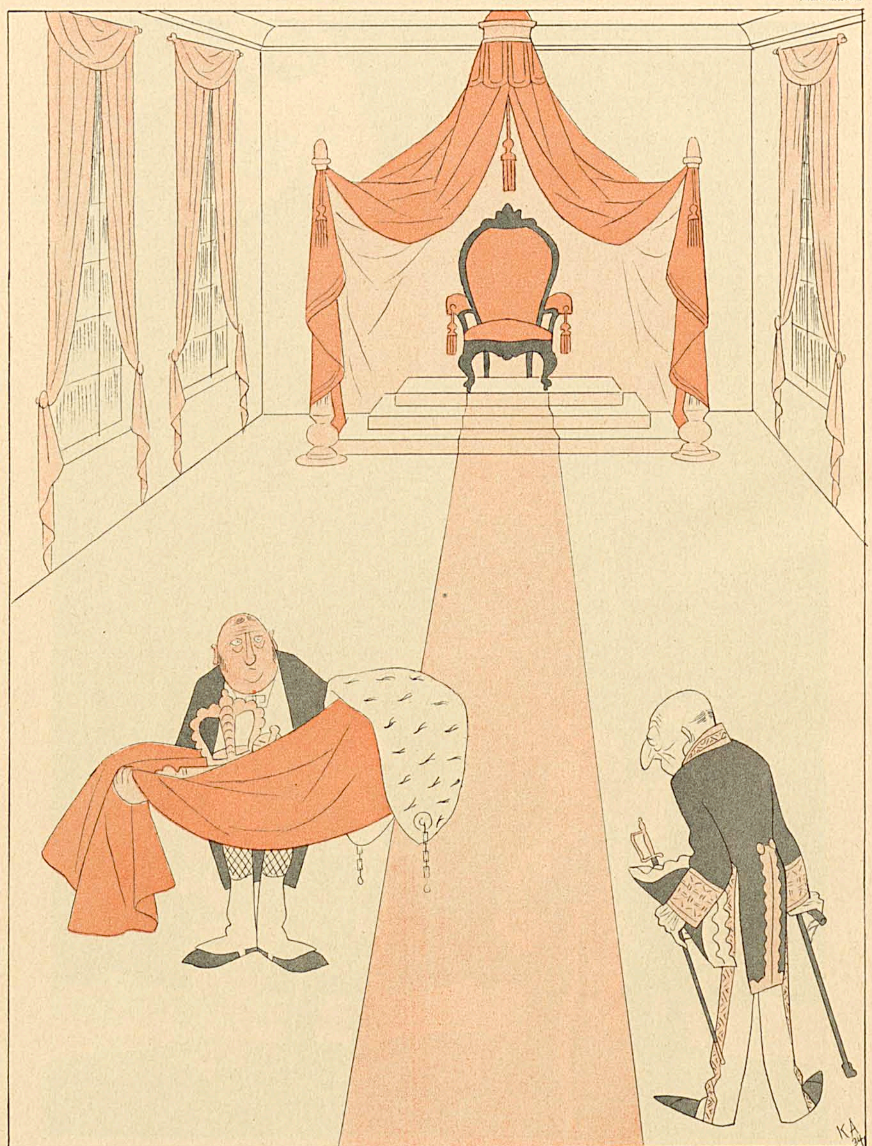
(E. Thöny)



„Eine deutsch-polnische Friedenstaube? — Und wir haben es weder veranlassen noch verhindern können."

Getäuschtes Hoffen

(Karl Arnold)



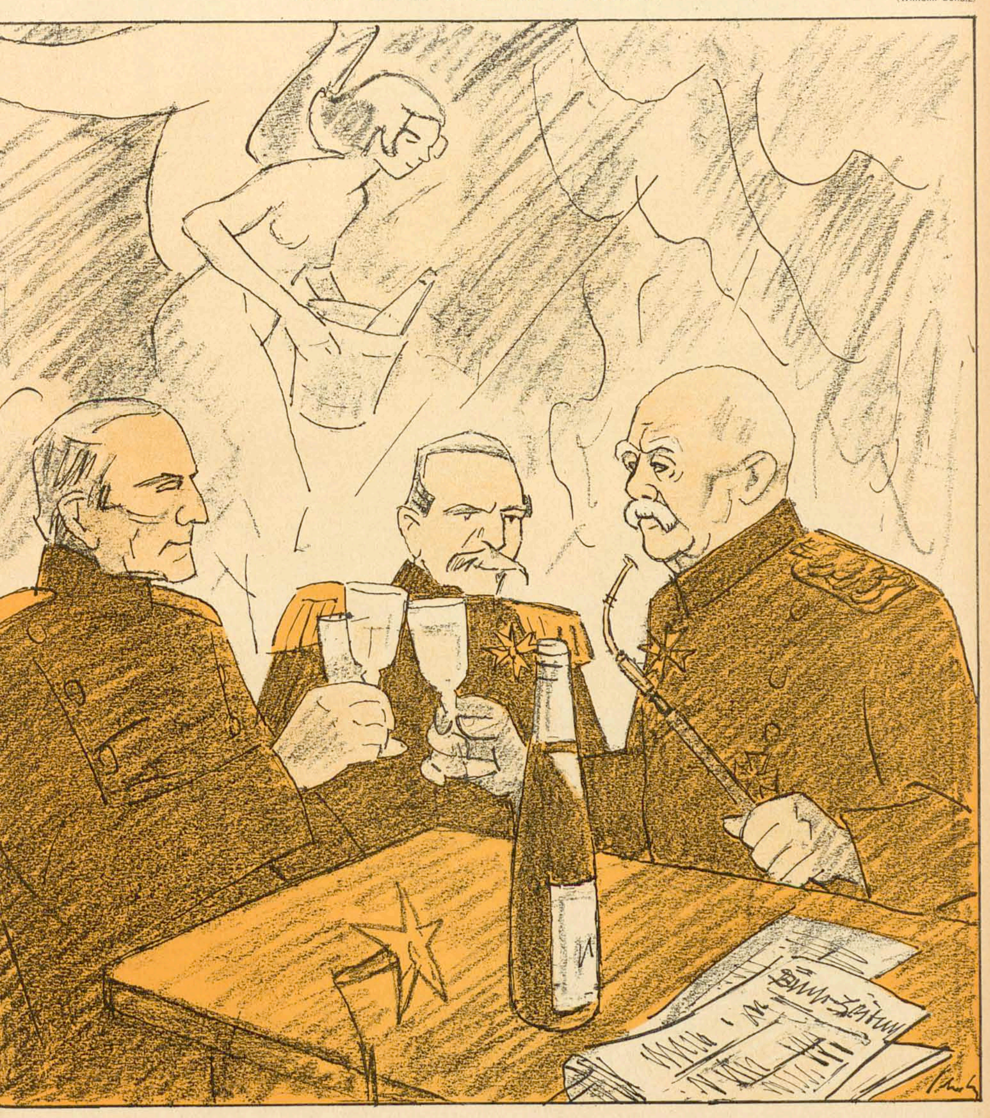
„Die Krone soll wieder unter Glas und der Mantel gut eingemottet werden; es hat sich herausgestellt, daß keine Untertanen vorhanden sind.“

München, 25. Februar 1934 | Preis 60 Pfennig | 38. Jahrgang Nr. 48

SIMPLICISSIMUS

Das **eine** Deutschland

(Wilhelm Schulz)



„So ist es denn nach einem zweiten Versailles endlich ganz geglückt!"

Sachsen voran / *Von Ratatöskr*

Beim Gottesdienst in Sachsen
(das Konsequenzen zieht)
ist man nunmehr entwachsen
dem Klassenunterschied.

Die reservierten Plätze
sind amtlich untersagt,
damit sich jeder setze,
wohin es ihm behagt.

Mit Honoratioren-
gestühlen ist's vorbei.
Hochwohl- und Tiefgeboren,
sie bilden bunte Reih'.

Fügt euch und laßt das Schmälen.
Hier gibt's nicht arm und reich.
Vor Gott sind alle Seelen
und alle Hintern gleich.

Museumskauf / Von E. K. Beltzig

Es gibt Leute, die von einer Weltreise leer und ohne jeden Eindruck, ohne jedes große Erleben zurückkehren. Dagegen gibt es andere Menschen, die nur aus ihrer Haustüre zu treten brauchen, um Schönes zu sehen und Erhebendes zu erleben. Es kommt auf die „Kunst des Schauens" an. Der Bildhauer Renze war so ein Könner. Sein Motto: Schauen lernen und sich am Erschauten erfreuen!

Oft und gern bummelte ich mit Renze durch die Stadt. Immer gab es Neues zu entdecken. In einer Straße, die ich schon hundertmal gegangen war, „entdeckte" er plötzlich eine barocke Tür, die alle Umbauten des altertümlichen Hauses überstanden hatte. Sein Steckenpferd hieß „Schnökern".

Er konnte viele Stunden in den Altwarenhandlungen des Hafenviertels verbringen und in all den seltenen Dingen herumschnökern, die Matrosen von großen Fahrten heimgebracht hatten und hier für einen Schnaps hergaben. Er kaufte und tauschte und handelte, als stamme er nicht aus Arkadien, sondern aus Böotien. Seine Wohnung war gefüllt mit Kostbarkeiten. Und immer wieder sammelte er neue hinzu. Goldschillernde japanische Lackkästchen lagen zu Füßen träumender tibetanischer Götter; elegante gotische Ritterwaffen kreuzten chinesische Tanzdegen; Kunstschmiedearbeiten Asiens hingen neben Fetischen Afrikas und gruseligen Tanzmasken australischer Kopfjäger. Die meisten dieser Kostbarkeiten hatte er der „blauen Stube" der Kapitänswitwe Kettelmann entführt. Die „blaue Stube" war der größte Altwarenladen am Quai.

Kurz vor Ladenschluß — wir kamen gerade vom Vesperschoppen aus Jonnys Seemannsklause und schlenderten an der „blauen Stube" vorbei — wollte mir Renze unbedingt ein schönes Bild zeigen, um das er schon seit Tagen mit der Witwe Kettelmann handelte, ohne sich auf einen günstigen Preis einigen zu können.

Als wir in die „blaue Stube" traten, waren meine Augen von der Helle der Straße noch geblendet. Beim langsamen Vorwärtstasten stieß mein Fuß an einen schweren, harten Gegenstand. Instinktiv bückte ich mich, um das Hindernis aus dem Weg zu räumen. Eine teuflische Fratze lag da auf dem Boden und grinste zu mir hoch. Ein schweres Stück Eisen, zu einer Teufelsmaske geschmiedet, mit spitzen gedrehten Hörnern, den Mund, dämonisch lachend, breit gezerrt, lag da mitten in dem schmalen Gang.

Sich entschuldigend meinte die Kapitänswitwe: „Das Ding ist mir zu schwer, um es aus dem Weg zu schaffen. Aus Gutmütigkeit habe ich es dem Lumpenmann abgekauft. Man soll eben als Geschäftsfrau nicht gutmütig sein."

Renze besah sich die „Eisenklamotte". Mit fünf Mark erwarb er die Maske. In seinem Atelier nahmen wir den Teufel unter die Wurzelbürste, und bald bekam das Stück einen schönen, matten, alten Eisenton. Renze, der „Entdeckungsfahrer", wollte mir nun einreden, einen glänzenden Kauf getan zu haben: das Eisen sei wenigstens hundert Jahre alt und unter Brüdern fünfundsiebzig Mark wert. Da ich seine Ausführungen bezweifelte und diese Fratze für eine Häßlichkeit der Jugendstilepoche hielt, wetteten wir um fünf Mark. Als Schiedsrichter einigten wir uns auf den Geheimrat Dr. Schöllner, den Direktor des Kunstgewerbemuseums. Der sympathische alte Geheimrat hatte von uns den Spitznamen „Lumpensammler" bekommen, weil man ihn meistens vor seinem Mikroskop sitzend antraf, vertieft in die Untersuchungen alter Gewebefetzen ägyptischer Mumien. Viele Bürger, die den alten Geheimrat nur flüchtig kannten, wollten ihm seine Grobheit und bullernde Sprechart als eine Unhöflichkeit auslegen, während wir wußten, daß der alte Gelehrte durch diese Muffelei und Bullerei die Menschen sich möglichst weit vom Leibe halten wollte. Schwitzend schleppten wir unsere Teufelsmaske zum „Lumpensammler" ins Museum. Renze bat ihn um sein Gutachten. Der alte Gelehrte warf einen flüchtigen Blick auf die Teufelsfratze und schaute dann wieder angestrengt in sein Mikroskop. Interessante, packende Sachen, die seine Aufmerksamkeit beanspruchten, mußte es da unter dem Glas geben.

„Hu, ne Deibelsfratze, aus Eisen!" meinte der Geheimrat. „So was zu schmieden muß bestimmt Schweiß gekostet haben."

„Herr Geheimrat, bitte, wie ist denn ein solches Stück zu bewerten? Das ist doch sehr alt und wohl gar nicht billig?" hub Renze vorsichtig an.

„Bin doch kein Kaufmann, bin Museumsonkel!" blubberte der Geheimrat los. „Ich könnte das Dings da im Museum aufstellen. Kaufen tut das heut kein Sammler. Mit dem Gewicht da reißt er sich die Wände ein. Gebe Ihnen nen Hunderter für, Herr Künstler. Ist viel Geld für Schrott." All das sagte der „Lumpensammler" wieder, ohne einen Blick vom Mikroskop zu lassen.

Wir waren überrascht, stimmten sofort zu, erhielten unsere Geldanweisung und suchten uns unter vielem Dankesgemurmel schnell zu verdrücken, fürchtend, den Geheimrat könne der Kauf plötzlich reuen und er würde alles rückgängig machen. Gerade als ich die Türe von draußen schließen wollte, da rief er uns auch schon zurück. „Hören Sie mal, meine Herren, das müssen zwei Fratzen sein! Wenn Sie mir das Pendant bringen, zahle ich Ihnen zweihundert Mark."

Wir atmeten auf. Er wollte noch ein zweites Stück Eisen haben. In der „blauen Stube" erfuhren wir die Adresse des Schrotthändlers. Der Mann hieß Schüler. Wir haben diesen Herrn Schüler erst beruhigen müssen, daß wir keine Kriminalbeamten seien, die seinen ganzen Lumpenkeller nach einem Stück Eisen absuchen wollten, und so erklärte er uns dann auch bereitwillig, daß er wirklich zwei eiserne „Deibelsköppe" gehabt hatte. Die zweite Maske hatte ihm der in Sammlerkreisen gut bekannte Händler van de Ramm für drei Mark abgekauft.

Der alte van de Ramm saß vor seinem Laden in der Mittagssonne, sein gichtkrankes Bein lag dick umwickelt auf einem Hocker. Nachdem wir das schöne Wetter besprochen und uns seine Gichtgeschichte angehört, fragten wir ihn, so nebenbei, nach Plastiken. Er habe keine! Wir wurden deutlicher. Es könnten auch Masken aus Eisen sein. Van de Ramm, der Fuchs, blinzelte uns an: „Aha, auf meine eiserne Teufelsmaske spekulieren Sie?" Er ließ sein Hauptbuch bringen, schlug auf, und unter dem Datum des vorigen Tages lasen wir:

„Eine Teufelsmaske, Brückenschmuck, romanisch, mit Gutachten des Geheimrats Schöllner, an P. C. Doghman, Amsterdam, verkauft, fünfzehntausend Mark."

Unsere Teufelsmaske liegt auf rotem Samt in der großen Tischvitrine, im alten Museum. Sie ist das Prunkstück der romanischen Abteilung und kostete dem alten Geheimrat nur hundert Mark. Das Gegenstück kaufte das Rijksmuseum im Haag für achtzigtausend Mark.

Das ist die Geschichte, wie das vielbewunderte Glanzstück eines westfälischen Schmiedes aus dem Jahre 1000 ins Museum kam.

Renze handelt nicht mehr mit Antiquitäten, er malt nur noch!

Maschinen

Von Walter Petznick

Von der Wiege bis zur Bahre,
nah den Sternen, tief im Schacht,
lebt der Mensch in Massenware:
Die Maschine hat die Macht!

Diese druckt Krawattenmuster,
jene druckt das „gute Buch".
Die erspart ein Dutzend Schuster.
Jede webt ein Leichentuch . . .

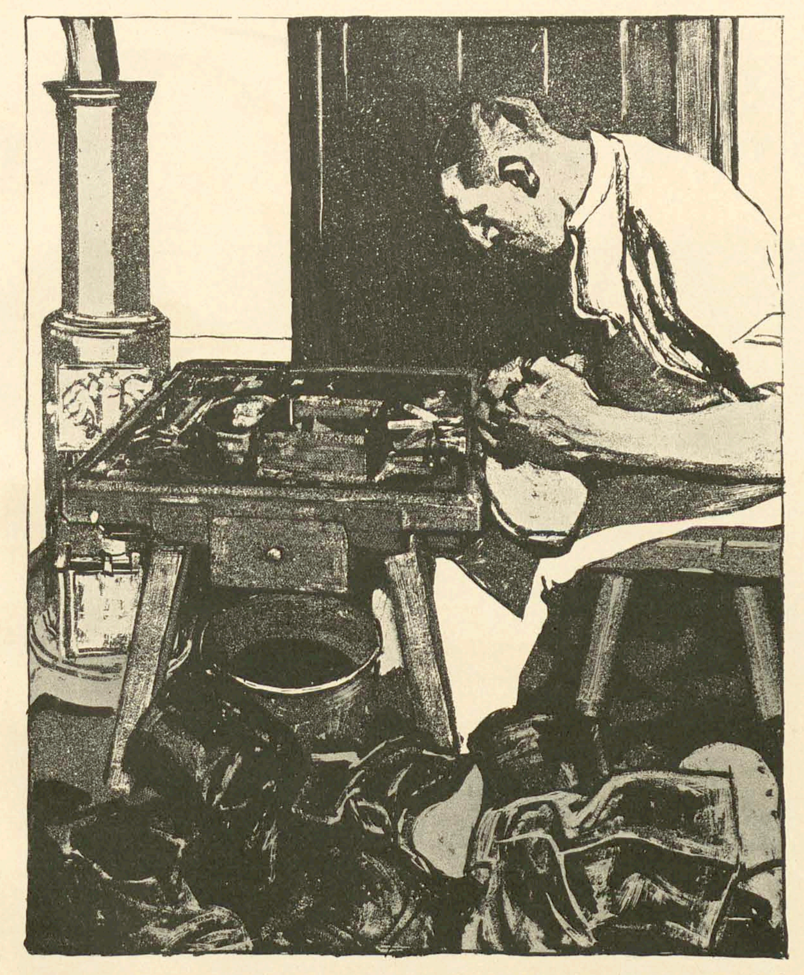
Macht sie aber eine Hose,
nennt man dieses: Konfektion.
Macht sie hundert Arbeitslose,
nennt man's: Überproduktion.

Pressen, Stanzen, Edelstähle
bohren, bohren unser Grab.
Ja: wir gaben unsre Seele
längst an die Maschine ab!

Hoffnungslos
weicht der Mensch vor ihrer Stärke.
Was — ja, was bleibt noch zu tun?
Müßig sieht er ihre Werke
hinter Ladenfenstern ruhn.

Geheime Rüstungen

(E. Thöny)



„Dös wann d' Franzosen wüßt'n, daß a oanziger deutscher Soldat glei zwoa Paar Stiefel hat!"

Kleine Ehegeschichte

Fritz und Franz waren gute Freunde, weshalb sie ihre Ehefrauen nur an hohen Festtagen zusammen brachten. Eines Tages fuhren sie vergnügt und allein im Auto über Land. Da stürzte sich plötzlich aus einer Nebenstraße ein Hundertkilometerfresser auf sie.

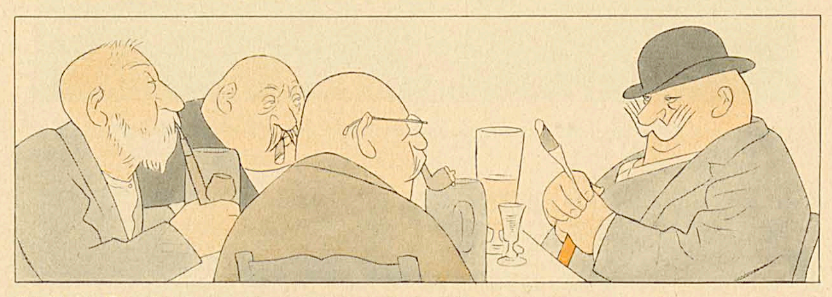
Franz sah das Unglück kommen, sprang ab, bekam ein paar Schrammen und Quetschungen und konnte schon bei der Trauerfeier für Fritz die allgemeinen Glückwünsche zu seiner Rettung entgegennehmen.

Acht Tage später sagte er zu seiner Frau: „Jetzt mußt du Fritzens Witwe besuchen!" So geschah es denn auch. Wie verwundert war Frau Franz, von Frau Fritz zu hören, daß die Unfallversicherung 50 000 Mark gezahlt habe, die Lebensversicherung 30 000 Mark, ein Verein, dessen Mitglied ihr guter Fritz ebenso wie Franz war, 3000 Mark, und das liebe Familienblatt, das sie beide lasen, wegen tödlichen Unfalls 1000 Mark unter Veröffentlichung eines Bildes, wie die Witwe des treuen Lesers an der Verlagskasse das Geld ausgezahlt erhielt. Frau Franz rechnete, daß 84 000 Mark fällig geworden seien. Da wiegte sie ihr Haupt nachdenklich hin und her und sagte mit dumpfer Stimme: „Und mein Schlemihl springt ab!"

Kulturaustausch

(Karl Arnold)

Nordisches Alpenglühn. „Nich een Aas läßt sich blicken! Justav, ick gloobe, det Publikum hat keen Vaschtehste mehr für jut bayrische Jemütlichkeit.“



Südliche Gaudi. „Ja, Xaverl, was fallt denn dir ei, mit dem Schnurrbart und an Schnaps zu an Quartl Bier?“ — „Bloß damit die Berliner sehng, daß ihre Stammeseigenart bei uns aa lächerlich wirkt.“

Lieber Simplicissimus!

Aus dem Aufsatz einer elfjährigen Schülerin: „Der Hase ist ein Wild oder ein Haustür. Es gibt auch Osterhasen. Wenn der Hase Junge hat, dann reißt er sich fiele Haare aus seinem Fell und macht daraus ein warmes Bett für die Jungen. Welche Mutter tät das für seine Kinder?"

*

Ich bin in Schlesien bei Kundschaft auf dem Lande zu Tisch. Als mir die Gabel zur Erde fällt und Pluto dieselbe eifrig ableckt, bitte ich die Hausfrau um eine andere Gabel. Die Bäuerin zieht die ihrige noch einmal kräftig durch die Lippen, dann reicht sie dieselbe mir mit den Worten: „Na, da nehm Se ock meene, ich nehm die von unten, vorm Pluto schenier ich mich nich!"

*

Ein kleines Café zur Nachmittagsstunde. Am Nebentisch zwei junge Damen in eifriger Unterhaltung. Natürlich über eine abwesende Freundin. Besonders belastend scheint ihr Alter zu sein. „Und anziehen tut sie sich, als wenn sie zwanzig wäre!" Darauf die andere, ganz groß: „Was, zwanzig! Das ist sie in ihren besten Zeiten nicht gewesen!"

*

Papi erzählt Karl von dem guten Opapa. „Wenn der noch lebte, dann bekämst du aber schöne Sachen von ihm geschenkt — ein Tretauto und eine elektrische Eisenbahn." Karl fragt sofort heftig: „Wo ist Opapa?" Papi wird ernst. „Im Himmel." — Karl sieht Papi etwas mißtrauisch an: „Und wo ist sein Portemonnaie geblieben, Papi?"

Stavisky und Genossen

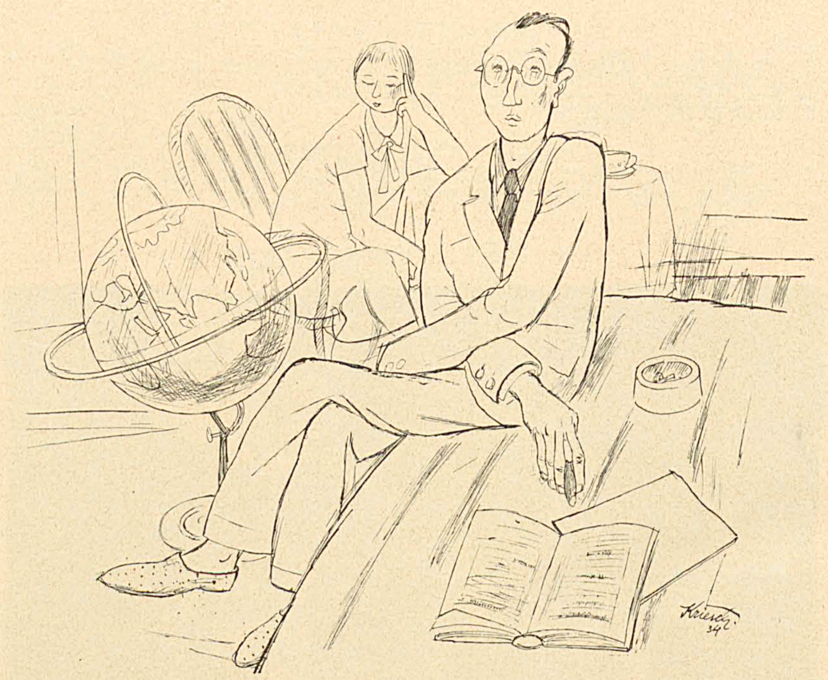
(Paul Scheurich)



„Doch schrecklich, die vielen Toten und Verwundeten!" — „Tja, Madame, große Gewinne bringen kleine Opfer mit sich."

Bibliothek und Küche

(R. Kriesch)



„Du weißt immer, was Nietzsche sagt, was Goethe sagt oder der Schopenhauer — aber du und deine klugen Leute können nicht sagen, wie wir unsere Gasrechnung bezahlen sollen."

Es regnet Menschen / Von Hans Walter Eck

Er hatte mir schon den ganzen Tag nicht recht gefallen. Etwas Nervöses, Geducktes war in seinem Wesen, das gar nicht zu seiner sonstigen ruhigen Selbstsicherheit paßte; es war, als sei er auf der Hut vor einer im Verborgenen lauernden Gefahr, die jeden Augenblick furchtbar losbrechen könne . . . Seine Hände flogen, sooft er sich eine Zigarette anzündete, und immer wieder, wie unter einem Zwang, legte er für Sekunden den Kopf in den Nacken und starrte mit dem Ausdruck einer namenlosen Angst in den Augen zum wolkenverhangenen, glanzlosen Himmel hinauf.

Ich fragte nicht; ich wußte aus Erfahrung, daß es zwecklos sein würde. Seine Abneigung, von sich selbst zu sprechen, war so groß, daß jede vorlaute Frage die unsichtbare Mauer, die er um sich gezogen hatte, nur noch höher und abweisender aufsteigen ließ. Man mußte warten, bis ihm, selten genug, der Wein oder die Gegenwart einer klugen schönen Frau für kurze Stunden die Zunge löste, wobei dann stets die überraschendsten Dinge zutage kamen. Denn er hatte ein buntes, abenteuerliches Leben geführt, kannte die halbe Welt und war, wenn er wollte, ein Meister fesselnder Erzählung.

Es ging gegen Abend. Der Tag war warm gewesen — von jener sonnenlosen feuchten Schwüle, die mehr erschöpft als die prallste Hochsommerhitze. Wir hatten es uns auf der Terrasse in tiefen Korbsesseln bequem gemacht, schlürften aus Strohhalmen irgendein undefinierbares Eisgetränk, rauchten, schwiegen.

Es war sehr still. Die Bäume vor dem Haus standen schwarz und reglos, wie erstorben; nicht das leiseste Zittern durchlief ihre Blätter. Der Rauch aus dem Schornstein stieg ein kurzes Stück senkrecht empor, um dann zu einer breiten flachen Wolke auseinander zu fließen, wodurch das Ganze einem riesigen Pilz ähnlich wurde. Die Schwüle saugte. Hier und dort am Fuße der Terrasse wuchsen plötzlich grauweise, spannenhohe Staubwirbel aus dem Boden, die lautlos und mit seltsam schwankenden Bewegungen eine Strecke weit dahinkreiselten und ebenso lautlos und abrupt wieder in sich zusammensanken. Wie Gespenster waren sie — körperlos aus dem Nichts auftauchend und verschwindend . . .

Ich hatte eine Zeitlang mit geschlossenen Augen im Stuhl gelehnt und war wohl unversehens in einen leichten Halbschlummer hinübergeglitten, als ich spürte, wie er an meiner Seite jäh zusammenzuckte. Aufschauend sah ich in ein vor Schrecken ganz verstörtes Gesicht. Ich wollte fragen — doch er winkte mir mit der Hand, zu schweigen. „Hören Sie es?" flüsterte er atemlos. Und noch einmal: „Hören Sie es?"

Ich horchte. Das Blut rauschte und knackte in den Adern, an meinem rechten Ohr sang hoch und fein eine Mücke — das war alles, was ich erlauschen konnte. Doch: ein Dröhnen war in der Luft, ein tiefes zorniges Brummen und Vibrieren, leise noch und nur bei schärfstem Hinhorchen vernehmbar, aber mit jeder Sekunde lauter, unverkennbarer werdend . . . „Ein Flugzeug", sagte ich; „erschreckt Sie das so?"

Er antwortete nicht. Vornübergebeugt kauerte er im Sessel, schien nur Ohren für den Motorlärm in der Luft zu haben, der näher und näher kam. Ich blickte nach oben. Dem Geräusch nach zu schließen, mußte das Flugzeug jetzt genau über unseren Köpfen sein; die Gläser auf dem Tisch klirrten unter dem schütternden Anprall der Tonwellen. Aber zu sehen war nichts — offenbar flog die Maschine in oder über der niedrigen Wolkendecke. „Scheint ein großer Kasten zu sein", bemerkte ich, um nur überhaupt etwas zu sagen, „klingt wie mehrere Motoren — — —"

Ich kam nicht dazu, den Satz zu beenden. Mit einem Ruck sprang er auf, daß der Sessel zurückfuhr und krachend gegen die Hauswand flog, dann klappte eine Tür, und er war verschwunden.

Ich trank mein Glas aus und ging zu tiefst beunruhigt ins Haus, ihn zu suchen.

Er saß im Bibliothekzimmer, den Kopf in die Fäuste vergraben und sich mit beiden Daumen die Ohren zupressend, als sollte nie wieder ein Laut aus dieser Welt an seine Trommelfelle dringen. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter — er rührte sich nicht. Erst als ich ihn schüttelte, richtete er sich langsam auf und sah mich mit den Augen eines kranken Tieres an. „Verzeihen Sie", murmelte er tonlos, „es kam so plötzlich über mich . . . Immer wieder diese grauenhafte Erinnerung — ich werde Ihnen gleich erklären. Aber erst geben Sie mir, bitte, einen Whisky. Ich kann es brauchen, Sie sehen ja selbst — — —"

Er goß das scharfe Getränk in einem Zug hinunter, schüttelte sich, als wollte er sich von einer unsichtbaren Last befreien, und atmete einmal tief auf. Und während er mit noch immer leicht zitternden Fingern eine Zigarette in Brand setzte, begann er:

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich vor Jahren mal einen Sommer in Oberitalien verbracht habe — bei einem Freund, der in der Nähe Veronas ein kleines Gut besaß. Es war eine herrliche Zeit. Wir vertrugen uns glänzend und schlossen uns je länger, desto fester aneinander. Mein Freund hatte ein brennendes Interesse für technische Dinge, speziell für das Flugwesen, und oft saßen wir an den glutheißen Nachmittagen, wenn man zu jeder anderen Art von Tätigkeit unfähig war, auf der sonnenschirmüberdachten Terrasse hinter dem Haus und starrten aus eingekniffenen Lidern in die stahlblaue Kuppel über uns, wo ganze Schwärme von Flugzeugen in tollen Kapriolen durcheinander quirlten. Denn da oben in der Poebene liegen ein paar der größten italienischen Militärflugstationen, und deren Piloten sorgen schon für den nötigen Betrieb in der Luft.

Das ging so ein paar Wochen lang, bis eines Abends . . . Sie haben natürlich bemerkt, wie nervös ich den ganzen Tag über war. Ich will Ihnen sagen, warum. Weil mich alles in der atmosphärischen Stimmung heute: diese bleierne Schwüle, dieser bis auf die Dächer herabhängende Himmel, diese lauernde, tückische Reglosigkeit in der Natur, Zug um Zug an jenen furchtbaren Augusttag erinnerte, als ich es Menschen vom Himmel regnen sah . . . Machen Sie kein so ungläubiges Gesicht; ich meine das absolut wörtlich. Warten Sie nur ab — — —“

Er schwieg einen Augenblick, schleuderte die halbaufgerauchte Zigarette in den Kamin, daß die Funken sprühten, und fuhr dann fort:

„Ja . . . also damals saßen wir wie gewöhnlich nach dem Essen vor dem Haus und hörten dem schläfrigen Plätschern des Springbrunnens zu — dem einzigen Laut in der Totenstille ringsum. Denn auch den italienischen Piloten schien das Wetter in die Knochen gefahren zu sein; nicht ein Flugzeug erschien in der Luft, den ganzen endlosen Nachmittag lang.

Die Schwüle drückte immer unerträglicher, und wir wollten eben aufstehen und uns im kühleren Haus an den Abendtisch setzen, als von Norden, aus der Richtung des Flugplatzes, das Dröhnen eines schweren Motors herüber kam. Es klang ganz anders und viel lauter als sonst, und wir starrten uns beinah die Augen aus dem Kopf, um den interessanten Burschen endlich zu Gesicht zu bekommen. Doch alles, was wir sahen, war graue, diffuse, undurchdringliche Wolkenwatte . . .

Mit einemmal — der Apparat mußte fast senkrecht über uns sein — hörte der Motorlärm vollständig auf. Wir fuhren zusammen; was sollte das heißen? Hier war weit und breit kein Landeplatz . . . Deutlich war in der plötzlichen Stille ein vielstimmiges Pfeifen und Schwirren zu hören —: die Spanndrähte der im Gleitflug nach unten stoßenden Maschine.

Die Kugel des Springbrunnens fiel mit silbernem Klang in das Becken zurück. Wir wandten unwillkürlich den Kopf, rissen ihn aber sofort wieder in den Nacken, denn das gleichmäßige Pfeifen über uns schwoll unvermittelt zu einem wilden Heulen, irgend etwas brach und splitterte, und dann — — —

Ein Mensch fiel aus den Wolken. Die Glieder weit von sich gestreckt, stürzte er aus der grauen Decke heraus und überschlug sich fortwährend. Wie Windmühlenflügel kreisten seine Arme und Beine . . ., ja, genau so sah es aus. Und er blieb nicht allein. Ein zweiter erschien dicht neben ihm, ein dritter, vierter, sechster, zehnter — es regnete Menschen vom Himmel, ich finde keinen anderen Ausdruck. Die meisten fielen ohne Laut, aber dann kam einer, der im Stürzen schrie . . . ganz hoch und schrill, fast wie eine Frau — ich höre den Ton noch jetzt manchmal in meinen Träumen.

All das ging natürlich weit rascher, als ich es Ihnen hier erzählen kann. Das Ganze mag höchstens vier oder fünf Sekunden gedauert haben — uns aber erschienen sie wie eine Ewigkeit. Wir standen wie versteinert, unfähig, ein Glied zu rühren, und mußten zusehen, wie der menschliche Regen vom Himmel tropfte und mit dumpfem Prall rings um uns auf die Erde schlug. Jäh verstummte das gräßliche Schreien, und im gleichen Moment löste sich endlich unsere Erstarrung — wir wollten fortstürzen und Hilfe bringen, obwohl natürlich nichts mehr zu retten war. Wir kamen auch gar nicht dazu, unsere Absicht auszuführen; denn kaum hatten wir die ersten Schritte getan, als mit hohlem Sausen abermals ein Menschenkörper aus der Luft herabkam und unmittelbar vor unseren Füßen zu Boden schlug. So furchtbar war die Gewalt des Aufpralls, daß der Kopf abriß und wie ein Ball in großen Sätzen über die Terrasse sprang . . .

Das war zuviel. Ich hörte noch, wie mein Freund in ein kreischendes, irres Gelächter ausbrach, das gellend von den Steinwänden des Hofes widerhallte, dann kam eine hohe schwarze Wand auf mich zugerollt, und ich wußte von nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, war alles längst vorüber, und das Ganze erschien mir nur mehr wie ein böser Traum. Ich habe auch sonst weiter keinen dauernden Schaden davongetragen — abgesehen von einer gewissen Idiosynkrasie gegen Motorgebrumm in den Wolken, wie Sie ja vorhin gesehen haben. Mein Freund dagegen ist durch den erlittenen Schock trübsinnig geworden und lebt seit Jahren in einem Nervensanatorium an der Riviera. —

Erst viel später habe ich durch einen Zufall Genaueres über den Hergang der Katastrophe erfahren, die den grausigen Menschenregen zur Folge hatte. Danach ist an jenem Nachmittag ein neukonstruiertes italienisches Großflugzeug trotz des unsicheren Wetters zu einem Probeflug aufgestiegen, bei dem sich insgesamt vierzehn Mann Besatzung an Bord befanden. Beim Durchstoßen der mehrere hundert Meter starken Wolkendecke scheint der Führer das Gleichgewichtsgefühl verloren zu haben — brauchbare Blindflug-Instrumente gab es damals noch nicht —, die Maschine rutschte ab, überschlug sich . . . und sämtliche vierzehn Insassen, die weder Fallschirme besaßen noch genügend angeschnallt waren, fielen aus dem oben offenen Rumpf heraus und zerschmetterten am Boden. Das Flugzeug selbst ist erst eine ganze Weile später hinterher gestürzt, davon habe ich aber infolge meiner Ohnmacht nichts gemerkt . . .“

Der Erzähler schwieg und starrte mit leeren Augen vor sich hin. Auf seiner Stirn glänzten blanke Schweißtropfen, und die Farbe des Gesichts war fahl wie bei einem Toten. — Ich überließ den Verstörten seinen Gedanken und trat hinaus auf den Balkon, um nach dem vielen Zigarettenqualm ein paar Atemzüge frische Luft zu schöpfen. Die Luft war merklich kühler geworden, und ein leichter Wind fächelte in den silbrigen Blättern der Pappeln vor dem Eingang. Der Motorlärm war längst verstummt. In der Ferne pfiff langgezogen und klagend eine Lokomotive. Vom Giebel des Hauses sang eine Drossel schmetternd ihr Abendlied.

Japaner / *Von Anton Schnack*

Ich sah einen Blütenzweig von Ishida Yutei gemalt,
Schön und lebendig. Er war in der Ewigkeit gepflückt.
Gleich mußte ein Vogel sich auf den Silberast setzen.

Zwischen Farnen und Bambus blühte der Kimono der Dichterin Mourasaki.
Stundenlang kniete sie am Salamanderteich im Bergwald
Und wartete, bis das Bild zum Gedicht in ihr wurde:
Blauer Karpfenschwanz, das Pflanzengrün, die abgründige Stille, die Wolke.

In der Zedernallee gingen die Geishas spazieren
Mit Chrysanthemen im Haar und papierenen Sonnenschirmen.
Ihr Geschwätz war wie das Zwitschern der Sperlinge im Tempelgebälk.

Aus den Regenwolken löste sich der Schneegipfel des Fuji,
So schön war kein Traum. Götter saßen darauf und herrschten.
Furchtbar rollte ein Donner im Steinherz der Erde.

Rein war die Landschaft zur Kirschblütenzeit:
Im Gesichte des bäuerlichen Pilgers war das Glück der Erwartung,
Der heilige Buddha im Tempel von Nara glänzte ins Jenseits.

Um den Wald von Nikko schwebte die Prozession der Laternen,
Der Weihrauch strömte durch das geschweifte Tor auf die Stufen,
Ein Mönch träumte darauf, bis ihn der Nachttau benäßte.

— — —

Ich erinnere mich an ein Cook-Automobil in Marseille.
„Mesdames et messieurs“, schrie der Führer wichtig.
Zwanzig gelbe Gesichter lächelten undurchdringlich,
Schweigsam und unbewegt nahmen sie die Sehenswürdigkeiten zur Kenntnis,
Ihre Köpfe lagen auf den Stehkragen wie exotische Äpfel.

In den Hörsälen Berlins saßen sie vor Maschinen oder Anatomieleichen.
Aus schwarzen Hornbrillen stachen Augen, sachlich wie Messer.

In Port Said stand Atsutane vor seinem Basar:
Für die Damen hatte er fette weiße Seide und bestickte Schals,
Schreine aus Elfenbein und glimmende Sakebecher.
Zu den Matrosen aus Hull neigte er sich dreist:
„Wollen Sie Schweinereien sehen, Misters? Fünf Schillinge kostet ein frisches Arabermädchen.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ●

DA. 17 500 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Landstreicher-Abbau

(Olaf Gulbransson)



„'n neuer Beruf kommt jar nich in Frage! Ick habe schon hin und her übalegt: jeda is mit Arbeet vabundn!"

Vor allen Dingen Sicherheit!

(E. Thöny)



Deputiertenfürsorge während der parlamentarischen Korruptionskämpfe in Paris.

Der alte Pulverturm

(Alfred Kubin)



Das blonde Frauenhaar

Von Fritz A. Mende

Emil Hahn ist ein untechnischer Mensch, womit kein Tadel ausgesprochen sein soll. Aber Emil Hahn ist auch gierig, und da fängt die Sache an, in das Gebiet des sittlich Schlechten hineinzurutschen. Weil nämlich Emil Hahn gierig ist, heuchelt er Begeisterung für Technik, obwohl er keine Ahnung hat und nicht einmal wagt, eine Glühbirne abzuschrauben. Diese Begeisterung für Technik bricht bei ihm los, wenn er Industrieunternehmen besichtigt. Er besichtigt aber von vornherein nur solche, bei denen der Besucher etwas zum Andenken bekommt. So ist Emils Wohnung gefüllt mit Aschenbechern, Gießkannen, Fahrradklingeln und anderem Tand. In der Wohnung nicht zu sehen sind ungezählte Brötchen, Salzbrezeln, ganze Frühstücke und ungezählte Liter Freibier, denn besonders eine Art von Industrie hat es ihm angetan: Brauereien.

Nun erzählte ihm ein Bekannter, daß auch das Anschauen von Zigarettenfabriken nicht ganz unnütz sei, da man durch eine

Ein Feind des Abitur

(Rudolf Kriesch)



„Bildung kann nicht erlernt, sondern muß erworben werden. Für meinen Doktor h. c. habe ich seinerzeit rund RM. 50000.— bezahlt."

„Kostprobe" für den Aufwand an Mühe und Heuchelei entschädigt würde. Emil Hahn war begeistert. Die Gier triumphierte, und er schrieb einen Brief an die „Orient"-Zigarettenfabrik. Bald bekam er Antwort und Einladung und fuhr hinaus. Der kräftige Tabakgeruch in allen Räumen brachte ihn langsam in einen gehobenen Zustand des Nikotin-Betrunkenseins. Saubere Mädchen arbeiteten in sauberen Sälen, und Emil vergaß langsam den Zweck seines Besuchs. Die „Kostprobe" verlor an Anziehungskraft. Die Gier verflüchtigte sich. Emil wurde zum Menschen — und der Mensch zum Romantiker, denn plötzlich sah er etwas, was er der Technik nie zugetraut hätte, und er traute ihr allerlei zu. Mitten in einer kahlen Halle voller Tabaksblätter stand ein Meßapparat, dessen nüchterne Pflicht darin bestand, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu regulieren. Von der Arbeit dieses kleinen Wunders, das Wasserzerstäuber selbständig ein- und ausschaltete, verstand Emil rein gar nichts. Er sah nur, daß der wichtigste Teil des Apparates ein langes, blondes Frauenhaar war. Emil stand und staunte. Sein Führer meinte, es wäre heutzutage schwierig, Frauenhaar von der benötigten Länge zu bekommen, und blond müsse es sein, weil gerade diese Art am feuchtigkeitsempfindlichsten sei. Emil staunte immer noch. Schließlich fragte er, ob dann vielleicht Anzeigen aufgegeben würden: „Langes blondes Frauenhaar von Zigarettenfabrik gesucht." Aber der Führer erwiderte, daß ein derart mißverständlicher Text wohl die Raucher stutzig machen könnte, und jeder fände ein Haar in der Suppe — beziehungsweise in der Zigarette.

Als Emil die Fabrik verließ, flammte ehrliche Begeisterung für die Technik in ihm wie ein Feuer. Er wäre um ein Haar — um ein langes blondes Frauenhaar — zum erstenmal ins Deutsche Museum geraten, aber es war leider schon geschlossen, was Emil sehr bedauerte. Am nächsten Tag bedauerte er es jedoch nicht mehr. Das Begeisterungsfeuer hatte sich als Strohfeuer erwiesen — und „Kostproben" soll es ja im Deutschen Museum nicht geben.

Ein Mensch . . .

XII

Ein Mensch, beim Wein, wird stumm und stummer.
Der Freund bemerkt, der Mensch hat Kummer.
Bemüht, ihm diesen zu entlocken,
Bleibt still der Freund am Anstand hocken.
Das melancholische Wehweh
Tritt aus dem Walde wie ein Reh.
Der Freund, im Innersten verroht,
Schießt mit des Witzes scharfem Schrot
Wild auf den scheuen Seelenschmerz
Und trifft ihn — aber nicht ins Herz.

Der Mensch hat gramvoll sich gewendet
Und ist im Dickicht still verendet.

Eugen Roth

Parteibruderkrieg

(E. Schilling)



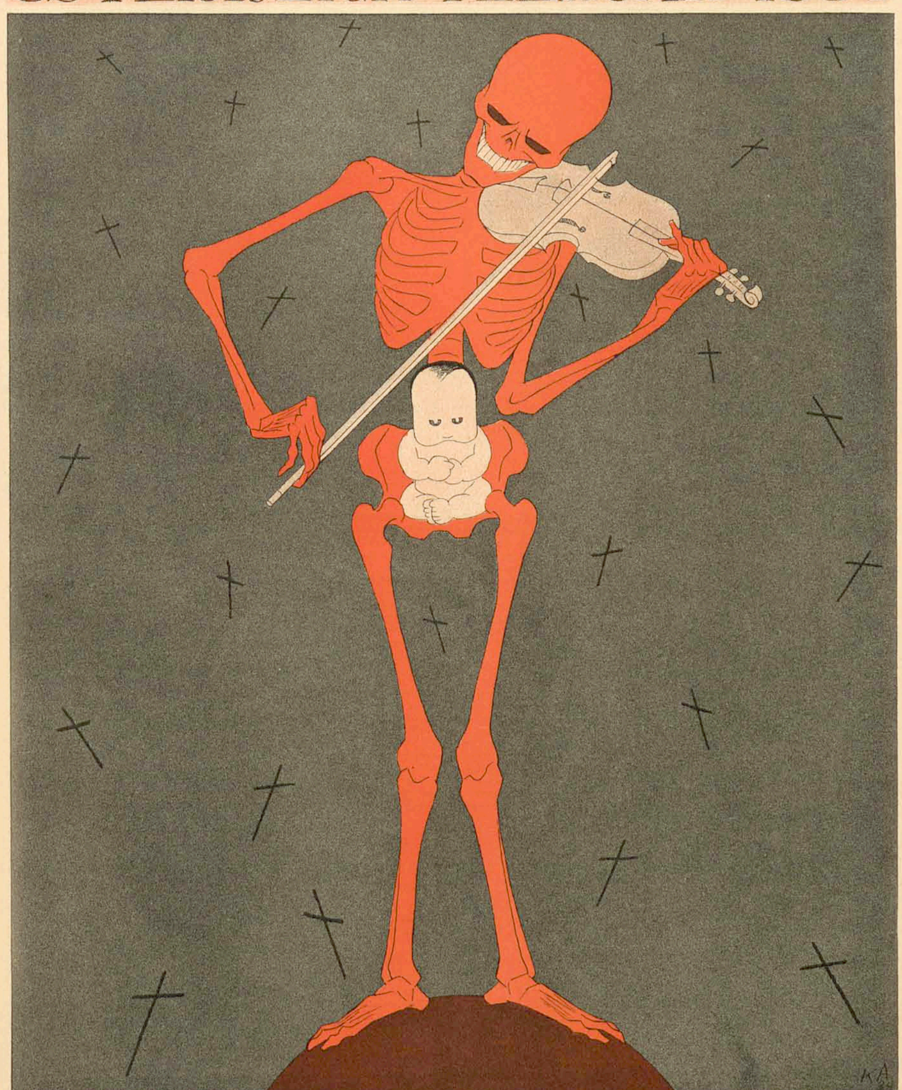
„I hob fei die Sozi nöt unterstützt!“ — „I aa nöt; i hob mi bloß unterstützen loss'n!“

München, 4. März 1934 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 49

SIMPLICISSIMUS

(Karl Arnold)

ÖSTERREICH FEBRUAR 1934



Wehe dir Land, des König ein Kind ist. PRED. 10 - 16

A quoi pense l'Empereur?

Aus den Tagen der russischen Märzrevolution 1917

Von Iwan Lukasch

I.

Märznacht, Revolution . . .
Von der Petersburger Seite war ich glücklich zum Taurischen Palais herübergelangt. Über der breiten Newa brannte das Polizeiviertel als stille Fackel im nächtlichen Dunkel. Als eine durchsichtige öde Fläche spannte sich der Himmel über Petersburg. Es war eine beklemmende Stille, durch die ich ging.

Feuerschein vom Bezirksgericht spiegelte sich in purpurfarbenen Pfützen. Still und wie unwillig flackerte das Feuer in den Fensterbögen. Soldaten standen in schweigenden Gruppen. Alle trugen die langen Gardemäntel. Und es fiel mir auf, daß sie alle ohne Mützen dastanden, wie zum Gebet. Über ihre grobknochigen Köpfe mit den halblang geschnittenen Haaren glitten träge rötliche Lichtstreifen.

Ich verkroch mich in der Garderobe des Taurischen Palais wie ein erschöpftes Tier. Ich kauerte mich auf eine lange, hölzerne, in Kästchen abgeteilte Truhe, in die man die Gummischuhe der Herren Abgeordneten der Kaiserlichen Duma zu stellen pflegte. Stiefel und offene Soldatenmäntel streiften meine Füße, meine Nase, mein Gesicht. Quälender Stimmenlärm hallte im Vestibül des Palais. Kolben dröhnten auf den Parkettböden. Tabaksqualm, ausgeatmete Luft und der säuerliche Dunst nasser Mäntel vermischten sich zu einem schwankenden Nebel.

Ich sah in den Hof. Dort bewegte sich hinter einem niederen Gitter eine Volksmenge. Stählern schimmerte die scharfgeschnittene Kante eines Panzerautos in der Dunkelheit, die Regimentsküche dampfte wie schmelzender Schnee; ein Kavallerist auf einem hohen, langbeinigen Pferd verteilte aus irgendeinem Grunde einen Stoß weißer Zettel . . .

Um die Wahrheit zu sagen: seit dieser Nacht, die ich über den Gummischuhen der Abgeordneten zubrachte, legte sich mir für immer ein quälender Schrecken aufs Herz: ich erschrak vor der Revolution, ohne zu wissen warum.

Ich stand damals in meinem ersten Universitätssemester, und die kupfernen Knöpfe mit den Adlern glänzten auf meinem Studentenrock noch wie goldene Spiegel. Aber daß ich mich zum Taurischen Palais hinüber durchgedrängt hatte, das war wegen meiner Großmutter.

Man hatte nämlich gesagt, daß beim Taurischen Palais geschossen würde, daß dort Kanonen aufgestellt seien, und zwar so riesige, daß das ganze Wiborger Viertel in die Luft ginge, wenn man sie abfeuerte.

In der Nähe des Palais aber, im Altersheim, lebte meine Großmutter. Ich hatte niemanden in Petersburg, nur sie.

An Größe ging Großmutter mir langem Kerl etwa bis zum Gürtel. Ihr Häubchen war weiß, und vollkommen weiß waren auch ihre Haare, wie silberner Flaum. Sie selbst aber, in dem grauen Kleid des Altersheimes, mit einem Umhängekragen und in Filzschuhen, war ein sehr behutsames altes Mütterchen mit einer kleinen Vogelnase im mageren Gesicht und mit schmalen Händen, die aussahen, als wären sie aus vergilbtem Elfenbein geformt und von einem netzartigen Gewirr von Fältchen bedeckt. Wenn ich zu ihr kam, und ich kam jeden Monat einmal Sonntags, dann unterhielt sie sich mit mir auf französisch. Ich verstand sie schlecht, und sie hörte mich schlecht.

Einmal fragte mich Großmutter wegen meines Studentenrocks: „Was ist jetzt das für eine grüne Uniform? In welchem Regiment bist du, Serge?“

Ich erklärte ihr, daß ich Student sei. Sie verzog ihre Nase zu einer verächtlichen Grimasse. Überhaupt betrachtete sie mich ein wenig als Parvenü: hatte doch meine Mutter einen Landarzt in irgendeiner Provinz geheiratet und noch dazu aus Liebe.

„Deine Mutter Agrippotschka war ein sehr gutes Mädchen, nur, wie soll ich sagen, — sie war ein wenig zu sehr émancipée . . .“

Ich muß sagen, ich liebte Großmutters Erzählungen von Spazierfahrten nach Katharinenhof und von den Maiparaden, bei denen sich die Gardekavalleristen und die Kürassiere majestätisch in Staubwolken vorüberbewegten wie Reihen von blendenden Monumenten. In Großmutters Sprache gab es reizende altmodische Worte: Stutzhandschuhe, Krinolinen, Frontagen. Von ihr erfuhr ich, daß es früher in Petersburg, vor der Elektrischen und noch vor der Pferdebahn, sogenannte „Kuckucke“ gab, das waren lange Wagen ohne Dach. Und daß am Meeresufer die „Tonnen“ waren, Häuser auf dem Wasser, in denen die Fischer wundervolle Eierkuchen buken und ihre Netze ausspannten zum Glücke derer, die zu ihnen kamen. Und Großmutter schrieb mir eigenhändig in ihrer zittrigen, kindlichen Schrift auf einem Briefbogen die Worte des altertümlichen Zigeunerliedes „Nicht am Abend . . .“ auf, das irgendwann einmal die Zigeunerin Grunjuscha in Nowaja Derewnja gesungen hatte.

Auch hatte Großmutter noch ein mit Brillanten besetztes, flaches Medaillon an einem sehr feinen goldenen Kettchen. In dem Medaillon war ein Porträt Kaiser Alexanders II., das braun angelaufen war wie von Tabak.

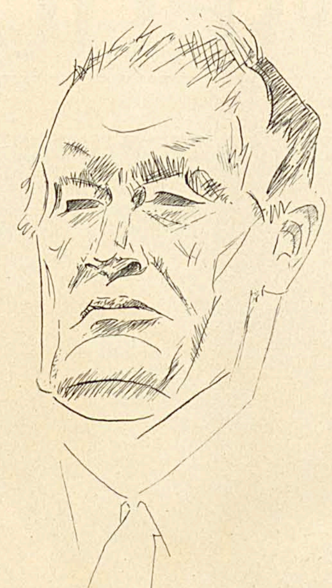
„Er war ein großer Tollkopf, unser Kaiser“, lächelte Großmutter und drohte ihm freundschaftlich mit dem Finger.

Sie erzählte mir von den Hofbällen. Damals trugen die Damen Puffärmel und Flitter von rosa Gaze. Alle Damen wußten es, daß der Kaiser einen kleinen Roman mit der jungen Fürstin hatte. Und einmal auf einem Ball nahm er sie bei der Hand

(Schluß auf Seite 581)

KÖPFE

(O. Gulbransson)



Edvard Munch

Ein Mensch . . .

XIII

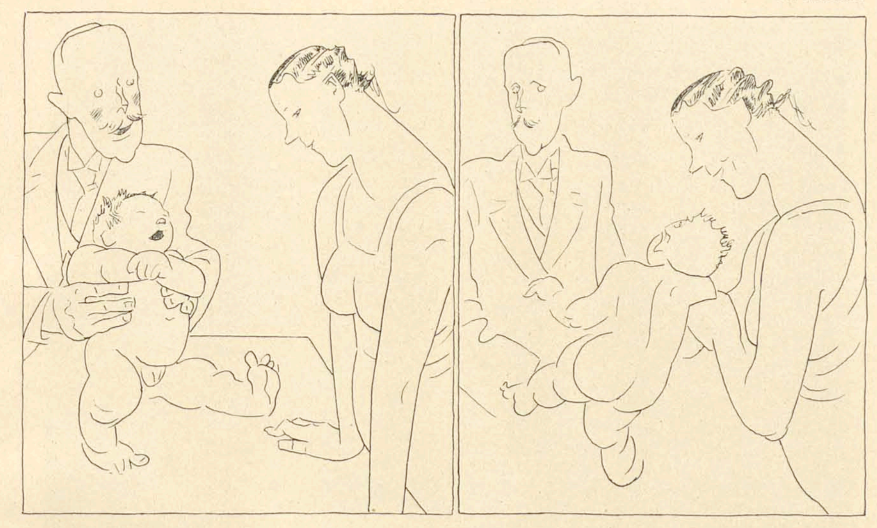
Ein Mensch hält sich für unentbehrlich:
Ein Hochmut, der nicht ungefährlich,
Weil er das Schicksal leicht ergrimmt,
Ihm darzutun, daß es nicht stimmt.

O Mensch, der du so mächtig schienst,
Urplötzlich bist du außer Dienst.
Und kaum, daß es die Leute lesen,
Du seist nicht mehr, was du gewesen,
Sind sie auch schleunig mit dir fertig,
Denn Wert hat nur, was gegen-wertig.

Eugen Roth

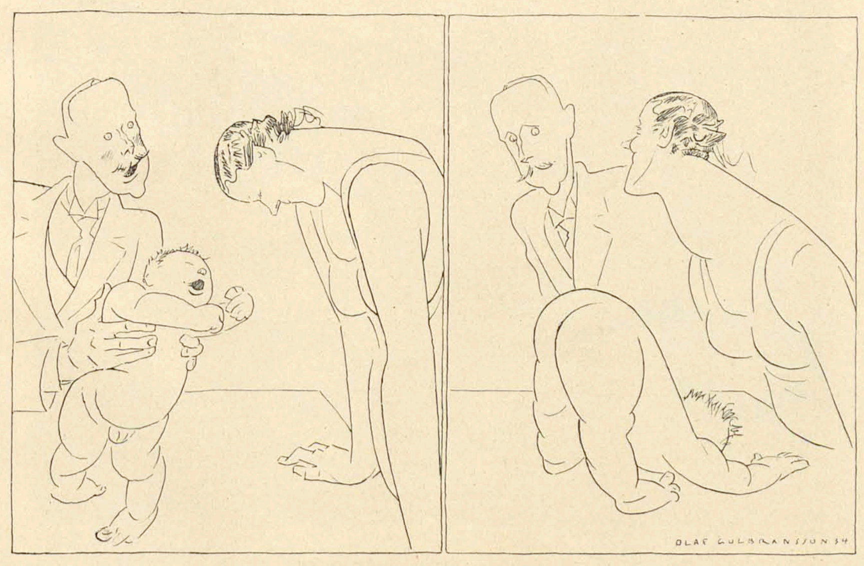
Wettstreit der Stämme

(Olaf Gulbransson)



„Und ick sage dir, unser Junge is 'n echter Preuße!"

„Ausg'schmiert, a Bayer is, der tanzt ja scho Schuahplattler!"



„Nee, nu sieh mal, det is 'n echt Berliner Foxtrott!"

„Und doch is a Bayer!"

Dollfußland

(E. Thöny)



Statt einer Volksabstimmung!

Junger Philosoph auf dem Rummelplatz

Um mich herum ist Fröhlichsein,
Und buntes Leben regt sich.
Mein Ehrgeiz klemmt den Stachel ein,
Und meine Ruhmsucht legt sich.
Auf meiner Seele tiefstem Grund
Schlummern die Eitelkeiten;
Ich bin zufrieden und gesund
Gleich andern guten Leuten.

Wie sind sie alle so erfreut,
Die hier im Haufen spielen,
Zu schöpferischer Tätigkeit
Nie die Verpflichtung fühlen!
Wie fließt, wenn es nicht geht ums Geld,
So hübsch bequem ihr Leben!
Wie können auf dem Jahrmarktsfeld
Sie, wie sie sind, sich geben!

Ein Äffchen schaukelt rot befrackt.
Die Russengondeln kreisen.
Die Seemannsorgel klagt im Takt
Vergeßner Kindheitsweisen.
Man sieht den Clown, den kränklichen,
Vorm Panorama schnarren.
Die Schar der Unbedenklichen
Verhöhnt den armen Narren.

Es drehn sich auf dem Karussell
Die Mädels wie beim Tanze.
Das flirrt herum im Kreise schnell,
Konfetti sprüht ums Ganze.
Und weil im Ring die Lümmels stehn
Und freun sich kannibalisch,
Drum läßt Marie die Röcke wehn:
Das Weib ist amoralisch.

Schmalzkuchen, Naute, Eis und Wurst:
O beste aller Welten!
Da dampfen sie in Dunst und Durst
Biertriefend in den Zelten!
Sie leben glücklich und bequem
Vereint in enger Gruppe.
Das ontologische Problem
Ist ihnen gänzlich schnuppe.

H. A. Kihn

Abundantia

(E. Schilling)



„Ein Jahr sind S' erst verheiratet? Da kriegn Sie noch kein Theaterfreibillett, das gibt's erst nach der dritten Geburt!" – „Oha, liaber Herr – i hob aber Drilling!"

A quoi pense l'Empereur?

(Schluß von Seite 578)

und küßte sie genau auf ein kleines rundes Knöchelchen am Handgelenk. Kaiser Alexander war ein Gentleman. In der Faschingswoche des Jahres 1875 begegnete sie ihm in der Millionenstraße vor der Auffahrt zur Eremitage, da wo jene zwölf granitenen Riesen stehen. Der Kaiser erkannte sie und lächelte ihr freundlich zu: „Guten Tag! Ich erinnere mich: ich bin Ihnen noch einen Kotillon schuldig."

Aber da antwortete sie ihm nur mit einem ganz tiefen, ganz schweigsamen Knicks.

II.

Endlich schnaufte ich tief auf und arbeitete mich unter meinem Kleiderständer heraus.

Der Korridor des Altersheimes verschwamm in einem feuchten Nebel. Erschrockene alte Weibchen huschten lautlos wie Mäuse hin und her. Ich fand Großmutter am Fenster. Sie saß mit hinaufgenommenen Füßen auf der Fensterbank, — wie ein kleines Mädchen, das Gesicht ans dunkle Fenster geschmiegt.

„Großmutter, wir müssen heim zu mir, hier ist es zu unruhig!"

Sie nahm die Füße von der Fensterbank herunter, ein Filzschuh fiel weich zu Boden. Es war erstaunlich, wie sehr sie in diesem Augenblick einem Kinde glich. Sie reichte mir ihre zitternde Hand und sagte aufgeregt: „Ich danke dir, daß du gekommen bist . . . Da drüben ist ein Auflauf von Bauern und Arbeitern. Sie schreien entsetzlich. Es ist doch unerhört!"

„Gehen wir heim zu mir, Großmutter!"

Ergeben warf sie sich ihren Kragen um, auch ihr altes perlengesticktes Samttäschchen vergaß sie nicht, und indem sie sich das seidene Band ihres Käppchens um das faltige Kinn band, fragte sie streng: „Mais, à quoi pense l'Empereur? Das sieht ja wie ein Aufstand aus!"

Ich fühlte, daß es besser war zu schweigen. Der Brand des Bezirksgerichts war bereits erloschen. Die eingestürzten Fensterbögen machten jetzt den Eindruck romantischer Ruinen. Immer noch standen die Soldaten schweigend und ohne Mützen da, mit dem Feuerschein auf den Gesichtern. So also sieht die Revolution aus.

Großmutter ging dicht an meiner Seite.

„O, mon Dieu, Brand und Soldaten! Das ist ein Aufstand, ja?"

„Ach nein, es brennt bloß ein bißchen, nichts weiter. Gehen wir . . ."

Und nach drei Tagen oder einer Woche, als ich von der Straße nach Hause kam, traf ich Großmutter wieder auf der Fensterbank, mit hochgekrümmten Beinen. Auf dem Newskij-Prospekt, auf allen Straßen, Brücken und Boulevards strömten schwarze demonstrierende Massen zur Kaiserlichen Duma, mit roten Fahnen, Blechmusik und roten Schleifen. Großmutter blickte mit feuchten Augen zu mir auf und drückte ein zerknülltes Taschentuch an ihr Gesicht.

„A quoi, à quoi pense l'Empereur? Da draußen machen sie Aufstand... Ich habe es mir ja immer gedacht: wenn ein Kaiser schon anfängt, einen Bart zu tragen, — dabei kann nichts Gutes herauskommen. Ja, woran denkt denn eigentlich unser bärtiger Kaiser?"

*

Pjotr Akimowitsch, ein ehemaliger Haushofmeister, nahm Großmutter in einer Hausmeisterwohnung in der Millionenstraße auf.

Der Haushofmeister Pjotr Akimowitsch, auch ein Insasse des Altersheimes, saß seine alten Abende bei seinem Enkel ab, einem Hausmeister in der Millionenstraße. Und in dessen Kellerwohnung gaben sie Großmutter einen Winkel . . .

Als aber Pjotr Akimowitsch Großmutter auf seinem kleinen Schlitten zum Friedhof hinauszog, mußte er fast an jedem Laternenpfosten verschnaufen, denn er war von Skorbut und Asthma sehr schwächlich, und die abgetragenen Filzstiefel seines Enkels waren schwer.

Ich weiß: Großmutter hatte schon lange auf dem Smolensker Friedhof einen Platz für sich gekauft: dort, wo die alten Grabhügel sind, die granitenen, vom rauhen nordischen Efeu umwachsenen Säulen, die zerbrochenen Urnen aus den Zeiten der großen Katharina und des Zaren Paul, die Basreliefs auf den Grabsteinen und die geflügelten Genien mit Kränzen und erloschenen Fackeln in den herabgesunkenen Händen.

Stöhnend und schnaufend zog Pjotr Akimowitsch Großmutter durch die Millionenstraße, vorbei an der Eremitage, vorbei an jenen granitenen Riesen, die so viel gesehen haben und die sich vielleicht noch daran erinnerten, wie Großmutter in der Faschingswoche des Jahres 1875 vor ihren steinernen, mit Reif überzogenen Füßen dem Kaiser mit einem ganz tiefen, ganz schweigsamen Knicks geantwortet hatte.

Durch eine Spalte des schlecht geschlossenen Sarges schaute Großmutter noch einmal auf das beschneite Petersburg, die Hände auf die Brust gelegt wie ein totes Kätzchen. Auf ihre geöffneten Augen, auf ihre kleine spitzige Nase fielen einige seltene Schneeflocken, doch ihre bereiften Augenbrauen waren in Winkeln nach oben gezogen in einem Ausdruck des Nicht-Begreifenkönnens.

Sie fragte immer noch: „A quoi pense l'Empereur?"

(Aus dem Russischen übertragen von Rolf Grashey)

Starkbier-Saison

(Olaf Gulbransson)



„Donnawetta, det is 'n Stoff!" — „Sehng S', mei liaba Preiß', mir ham halt allaweil no Belange!"

Einem jungen Studenten

Armer Kerl,
treibt das Blut!
Ist dir denn noch kein Mädel gut?

Zwanzig Jahr!
Jung sein ist schwer,
wenn der Föhn rennt über das Häusermeer!

Röhrt der Hirsch,
Nachtigall ruft,
jede Blume streut in den Wind ihren Duft . . .

Ein Student!
Bist noch nichts.
Hart verschließen die Lippen den Schrei des Verzichts.

Warte, du!
Langsam reift
edle Frucht.
Warte auf die, die das begreift.

Johannes Hardt

Der Philosoph / Von Herbert Lestiboudois

Es gibt auch heute noch recht merkwürdige Menschen, obwohl oftmals behauptet und argumentiert wird, diese sachliche und nüchterne Zeit lasse Originale und Käuze aussterben. Vor Jahresfrist hauste ich mehrere Wochen in einem Dorfe der Südheide, wo stets ein recht reger Fremdenverkehr herrschte. Eines Tages nun schlenderte ich an dem kleinen Fluß entlang, der unweit des Dorfes seinen Weg suchte. An einer Flußkrümmung sah ich einen Mann, der am Ufer saß, die Beine baumeln ließ und eine Angelrute in der Hand hielt. Ich trat näher und fragte beiläufig: „Viel Fische hier?"

Der andere nickte und murmelte: „Der einundachtzigste!" Laut jedoch fügte er hinzu: „Nun, es geht so . . ."

Ich fragte weiter, was sein Wort vom „einundachtzigsten" bedeuten solle . . .

„Nun, ich meine: Sie sind der einundachtzigste, der mich heute fragt!"

„Hm . . .!" machte ich, „liebenswürdig sind Sie nicht gerade . . ."

Mein Gegenüber schmunzelte: „Was heißt liebenswürdig? Ich bin nur genau!"

Um von dieser ebenso mysteriösen wie unverständlichen Unterhaltung abzukommen, nahm ich die ursprüngliche Frage wieder auf und wollte wissen, ob sein Angeln heute schon gelohnt hätte.

Der Mann lachte laut und konnte sich lange nicht beruhigen. „Also doch der einundachtzigste! — Aber, Menschenskind, ich angele ja gar nicht . . ."

„Sie angeln nicht?"

„Ne doch!"

„Ja, was tun Sie denn?" — Schon dachte ich, daß dieser Kauz mich nach Strich und Faden veräppeln wollte. Er jedoch lächelte und sagte: „Nun, ich halte doch bloß eine Rute in die Luft."

Meine Geduld krachte in allen Fugen —: „Mann Gottes! Was sind Sie nun eigentlich . . . ein Idiot oder ein Narr?!"

Er fühlte sich nicht im geringsten berührt, und ich sah, wie mir aus dem Wasser sein Spott im Spiegelbild entgegengrinste. „Sachte, sachte, junger Mann. Weder das eine noch das andere bin ich. Dafür aber Philosoph! Lachen Sie nicht, wenn auch meine Philosophie eine etwas merkwürdige Richtung und Struktur aufweist. Wie Sie selber erfahren haben, hält man mich für einen Angler, weil ich wie ein solcher hier sitze und eine Angelrute halte. Das ist ein Irrtum, mein Lieber! Und Sie begingen heute den einundachtzigsten Irrtum! . . ." — Mit diesen Worten hielt er mir seine Angelrute dicht vor die Nase, woran weder Schnur noch Pose, noch sonst irgend etwas befestigt war. Dann fuhr er fort: „Sehen Sie —: gestern begingen neunzig Personen diesen Irrtum, vorgestern zweiundsiebzig . . . und so weiter. Komischer Sport, nicht wahr? Niemand von den ganzen Leuten hat bemerkt, daß ich nicht angele, sondern nur eine leere Rute übers Wasser halte. Ist das nicht ein furchtbarer Beweis für die Mangelhaftigkeit menschlicher Sinneswahrnehmung? Alle sehen in mir einen Angler, weil ich eben so aussehe, als ob. Keiner aber beachtet jene Voraussetzungen, die einen Anschein erst Wirklichkeit sein lassen. Denn ein Nur-so-Aussehen ist doch keine Voraussetzung! . . . Vor drei Tagen allerdings durchschaute mich ein Kind. Bedenken Sie —: welche Ironie auf den Erwachsenen! . . . Diese Sport-Philosophie gibt mir nun hervorragend die Bestätigung dafür, daß man seiner Mitmenschheit nahezu das Unmöglichste glaubhaft machen kann: von der Goldherstellung aus Kieselsteinen bis zu der Zukunftsprophezeiung aus Kaffeesatz! Unzählige fallen drauf herein. Geben Sie zu, daß meine Philosophie die Sinnestätigkeit im Menschen in ihrer ganzen Unzulänglichkeit enthüllt und geradezu verheerende Perspektiven eröffnet? Durch sie allein kam ich zu der Erkenntnis, daß es stets Halunken, Gerissenen, Taschenspielern des Intellekts und anderem zweifelhaften Volk gelingen wird, die Menschheit an der Nase herumzuführen. Ich zweifle nicht einen Moment, daß beispielsweise eines Tages ein Mann auftauchen kann mit der verrückten Idee, die Menschen könnten ruhig und beglückt sterben; denn mit dem Leben wäre es ebenso wie mit einem Feuilletonroman —: die Fortsetzung nämlich folge! Massenhaft wird er Gläubige und Anhänger finden, und viele wären bereit, Experimentierobjekt zu sein, um die Fortsetzung zu erproben! — Sind Sie nun immer noch abgeneigt, mich für einen Philosophen zu halten? . . ."

Ich bin selten so überrascht und erstaunt gewesen wie nach diesem Referat eines Mannes, der am Flußufer sitzt und tut, als ob er angelt. „Nein", lachte ich, „ich halte Sie nicht nur dafür . . . Sie sind es sogar!"

„Nun, das freut mich", sagte der seltsame Kauz und tat so, als würfe er die Angel aus; denn in der Ferne näherte sich jemand. „Nummer zweiundachtzig!" kicherte der Philosoph. „Aber ich bitte Sie, nicht darüber zu sprechen . . ."

Sprach's und blickte hochinteressiert ins Wasser, als wäre jeden Moment ein Fisch im Begriffe, seine philosophische Angel anzuknabbern. Ich nickte ihm zu und schlenderte weiter. Schämte mich auch etwas; nicht nur für mich, sondern auch für die andern, die bereits auf diese närrische Idee hereingefallen waren. Das heißt: närrisch kann man nicht gut sagen. Es steckte schon so etwas wie eine bewundernswerte Klugheit und Ironie dahinter. Und mir soll noch einmal jemand mit der Behauptung kommen: es gäbe keine merkwürdigen Menschen mehr. Ich würde ihn, nur schon, um seine Nachdenklichkeit zu wecken, zu einem ganz gewissen Mann an einem ganz gewissen Flußufer schicken, der nicht nur selber merkwürdig ist, sondern die ganze Merk- und Fragwürdigkeit der Menschheit überhaupt in wunderbarer Ironie an einer nicht vorhandenen Angelschnur zappeln lassen kann! . . .

Hanseatische Exklusivität

Es war früher leichter bei Hofe zu verkehren, als in einer richtigen hanseatischen Senatorenfamilie, vom Hause Sr. Magnifizenz, des Herrn regierenden Bürgermeisters, gar nicht zu reden. Nun trafen solch eine Magnifizenz nebst Frau Gemahlin vor dem Kriege einmal eine Untertanenfamilie in Kissingen. Es handelte sich um Harry M. Schmidt (von Ph. R. M. Schmidt, Kaffeeimport) und Frau, honorige Leute, aber keinesfalls reif für Senatorenverkehr. Immerhin war es angenehm, mit ihnen spazierenzugehen und gelegentlich sogar Kaffee zu trinken. Das ging so vier Wochen. Da reisten beide Familien gemeinsam in die Vaterstadt zurück. Auf dem Bahnhof hielt Magnifizenz die folgende Ansprache: „Werte Frau Schmidt, mein lieber Herr Schmidt! Es war mir eine große Freude, Sie kennengelernt zu haben. Wir sagen Ihnen herzlichst: Auf Wiedersehen im nächsten Sommer in Kissingen!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11. Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17 500 IV Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Der verfluchte Fortschritt

(Rudolf Kriesch)



„Wo's d' hischaugst, Verfall und Niedergang! Mir san in fünf Generationen Kaminkehrer, und da kimmt mei Franzl daher und wird Dampfheizungsinschenör!"

Der sparsame Chef

In einem bekannten hamburgischen Kontor herrschte die äußerste Sparsamkeit. Nicht einmal eine Uhr gab es im Zimmer des Chefs. Wenn er an seinem Pult Platz genommen hatte, pflegte dieser königliche Kaufmann seine Taschenuhr (Silber, Zylinder mit neun Steinen) vor sich hinzulegen. Das genügte vollkommen für die Zeitmessung, weil Geschäftsschluß ja doch nicht nach der Uhr erfolgte. Als der Gestrenge einmal zur Börse gegangen war, hatte er die Uhr liegen lassen.

Wie nun die Lehrlinge in seiner Abwesenheit im Chefzimmer den üblichen Unfug trieben, warf einer die Uhr herunter. Als er sie aufhob, ging sie zwar noch, aber das Glas über dem Zifferblatt hatte einen Sprung. Sofort stürzte der Missetäter zum nächsten Uhrmacher und ließ ein neues Glas einsetzen. Dann legte er die Uhr wieder an ihren Platz.

Als der Chef zurückkam, besah er sie lange, schüttelte den Kopf und sagte: „Seit sieben Jahren hatte mein Uhrglas einen Sprung. Nun ist es auf einmal heil geworden!" — Da sich seine Vermögenslage durch dies Ereignis nicht verschlechterte, ging er der Sache nicht weiter nach.

Lieber Simplicissimus!

Der alte Huber, der immer gut gegessen und viel getrunken hatte, wird vom Podagra grausam gequält. Der Arzt hat ihm das Trinken streng verboten. Huber trinkt aber doch. — Der Herr Pfarrer kommt auf Besuch. Armselig liegt der Patient im Bett. Am Nachttischchen steht neben mehreren Arzneiflaschen auch ein Maßkrug. „Na, Herr Huber, wie geht's?" begrüßt der Pfarrer den Kranken. „O mei, Hochwürden", seufzt Huber, „nix is mehr!" Hochwürden wirft einen mißbilligenden Blick auf den Maßkrug. „Sie sollten nicht mehr trinken, lieber Huber. Das Bier verursacht Ihnen nur noch mehr Schmerzen!" Der Kranke nickt: „I woaß scho! Aber sehng S', Hochwürden, dös is aso: i sauf, wos i ko — — — und i leid, wos i ko!!"

*

Eine Partei schreibt ihrem Anwalte, welchem sie Auftrag zur Erhebung einer Privatklage wegen Beleidigung geben will. Sie tut dies in der Weise, daß sie zunächst schildert, die zu verklagende Partei habe unter entsprechender Geste die Äußerung gebraucht: „Jetzt können S' mich."

Und fährt dann fort: „Gemeint war der Antrag zum ... Ich frage an, Herr Doktor, ob Sie die Sache für mich übernehmen wollen, und wäre Ihnen dafür sehr dankbar."

*

Unser Dienstmädchen ist Oldenburgerin reinsten Wassers. Kürzlich schickten wir sie ins Theater. Ob es ihr gefallen habe, fragten wir am andern Morgen.

„Och", meinte sie etwas bedrückt, „eigentlich hat mich so die innere Sstimmung gefehlt. Ich zieh mich eine bedeckte Bluse an — und nu' isst das Sstück ein Lustsstück!"

*

Im Dorfwirtshaus sitzen der Pfarrer, der Lehrer und ein paar Bauern beisammen. Der Pfarrer, ein passionierter Jäger, erzählt begeistert von seinem neuen Zwilling. „... . . und ausgezeichnet geht er hi' — gestern, zum Beispiel, hob i auf Wildenten g'jagt. Dö Enten steign auf, i leg o' — bums, fallt dö erst, — bums, dö zwoat, — bums, dö dritt . . ."

Pause.

Dann sagt der Lehrer trocken: „Jetzt ham S' mit dem Zwilling dreimal g'schossn, Hochwürden!"

Frankreichs Außen- und Innenpolitik

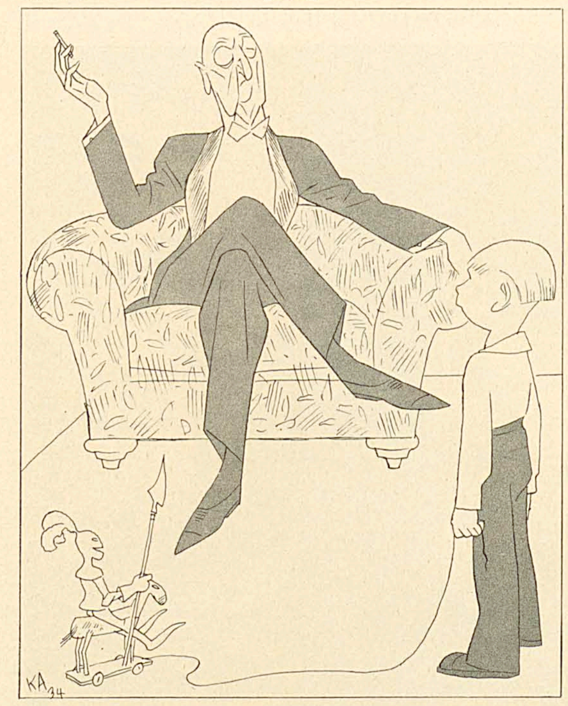
(E. Schilling)



Ist im Staate etwas faul,
herrscht nach außen hin das Maul.

(Karl Arnold)





„Opapa, was ist denn Blutschande?" — „Bürgerlicher Adel, mein Kind."

Windhunde der Meere

Windhunde aber laufen schnell
ab Hamburg oder Bremen
und können jedes Landhotel
betreffs Luxus beschämen.

Die dicksten Lokomotiven gehn
glatt durch die Schornsteinrohre.
Und brückenhoch der Kapitän —
stop — heißt hier Kommodore.

Und die Matrosen darauf sind
schnickschniegel anzusehen,
wie sie beim Ersten-Klassen-Kind
im Bilderbuche stehen.

Die Stewards sind so fein, so fein,
man möchte sie fast fragen,
ob sie zum Spaß verkleidet sein
und sonst Monokel tragen.

Die Pagen himmelblau und keck,
sie schweben durch die Türen,
als wenn sie nachts aufs Sonnendeck
mit eignem Auto führen.

Und dennoch bleibt das Meer das Meer,
wie auch der Fortschritt sprühe,
und was des einen Lustverkehr,
das ist des andern Mühe.

Stoßt an, ob Segel oder Sott,
uns eint das gleiche Streben:
Lloyd, Hapag, Süd und Fischerpott,
die Seemannschaft soll leben! Hans Leip

Na eben — — — / Von Fritz Sänger

Das ging so durch die Jahrzehnte hindurch: trotz aller wissenschaftlichen Fortschritte, trotz aller technischen Erfindungen — immer wieder gab es Grubenunglücksfälle. Einmal schwerere, wo einige Dutzend braver Männer zerrissen wurden, oder wieder leichtere, wo nur so fünf oder sieben erstickten an unbekömmlichen Gasen; und dann wieder ganz unauffällige, wo nur grad zwei, gar nur einer von den Kameraden mit zitternden Händen aus dem Schutt herausgegraben werden mußte.

Schicksal. Unabänderliches Schicksal! Die tückischen Gase! Ja, die Gase — oder die reißenden Seile oder die einstürzenden Wassermassen, oder — andre, irgendwelche Faustschläge des — eben des Schicksals.

Halt doch mal still einen Augenblick: da gibt es so eine Aufschreiberei, Statistik nennt man sie; sie ist vielfach überflüssig, aber immerhin: soviel kann man sehen, das Schicksal läßt sich auch dirigieren. Früher ließ es sogar Dampfkessel in die Luft fliegen — das hat man ihm abgewöhnt; es riß Brücken ein — das hat man ihm gestrichen; es benutzte das Gas oder die Elektrizität zu modernen Extravaganzen — dagegen hat man das Nötige veranlaßt. Und aus den Aufschreibereien ergibt sich, daß man auch in Gruben schon allerhand erzielt hat, aber eben doch nicht alles. Und so kam da ein Staat, einerlei wo er liegt, in Amerika oder Afrika oder Australien oder gar in Europa oder vielleicht in dem Zukunftsland — einerlei! Also, dieser Staat kam auf eine merkwürdige Idee. Der Lenker dieses Staates war nämlich selber Grubenarbeiter gewesen und hatte dort seine Kameraden und Freunde, die immer noch, wie er einst, täglich in die Grube fuhren. Er wußte Bescheid, und sein Herz hing noch an denen, die einst Arbeit, Brot, Mühe und Gefahr mit ihm geteilt hatten.

Auch in diesem Staate gab es einmal ein großes Grubenunglück. Nun aber begann es. Der Lenker ließ Ingenieure, Gelehrte der grubentechnischen, der medizinischen, der chemischen, der physikalischen Abteilung zu sich kommen. Er beriet tage- und nächtelang mit ihnen, und siehe da: es wurde eine Maus geboren. Die Berge blieben stehen, und die Stollen in ihnen nahmen jeden Tag wieder die Tausende von braven, fleißigen Männern in sich auf und gaben sie heraus, soweit sie wollten.

Aber dieser gewesene Bergmann war nicht zufrieden, und so ließ er drei von seinen alten Arbeitskameraden, die ihm als gute, kluge Menschen bekannt waren, zu sich kommen, und dann berieten sie, die Viere —.

Ja! Und dann kamen ganz merkwürdige Verordnungen heraus, deren Zweckmäßigkeit kein Fachmann einsah, im Gegenteil — sehen wir uns einiges davon an.

Einmal hieß es da: Alle Aktionäre müssen in der Nähe der Grube wohnen. Ganz nahe, doch — ganz, ganz nahe! Unter jedem Hause dieser Anteilhaber war ein großer Raum, so eine Art Kellerraum, der aber nicht benutzt werden durfte, ein abgeschlossener Raum, in dem eigentlich ursprünglich nichts war als Luft. Eben! Und in diese Räume führten dann kleine Nebenschächte, nur von etwa einem Meter Durchmesser; diese Schächte standen mit sämtlichen Stollen im Bergwerk in Verbindung.

Merkwürdig, so eine Maßnahme! Ganz merkwürdig! Hätte man nicht gewußt, daß der Lenker des Staates ein wirklich absolut einwandfreier Charakter war und ein ganz klarer Kopf — das hatte er bereits an tausend Stellen bewiesen —, man hätte das für närrisch, direkt für ganz närrisch gehalten.

Die Bergleute selber, wenn man sie frug, sahen nur geradeaus. Sie sagten nichts.

Fremde Fachleute aus andern Ländern wiesen haarklein nach, daß das purer Unsinn, ja Verbrechen war; denn wenn nun eine Schlagwetterexplosion stattfand, dann flogen nicht nur die menschlichen Glieder der braven Bergleute durcheinander, sondern auch die Villen und Paläste der Aktionäre in die Luft. Das behaupteten und bewiesen einwandfrei die Fachleute anderer Länder.

Ob sie recht hatten?

Wer kann es wissen? Denn es fand niemals mehr eine Schlagwetterexplosion statt. Es sammelten sich nie mehr explosive Gase! Dabei war von der Regierung nicht einmal ein Ansammlungsverbot herausgekommen. Sie ließen es ohne das. Man hatte allerdings ein solches System von Überwachung dieser menschenunfreundlichen Dinger durchgeführt, daß es ihnen unmöglich war, ihre Ansammlungsneigungen zu betätigen. Na eben!

Als nach drei Jahren, in denen nie auch nur das Geringste passiert war, die Viere sich wieder trafen, reichten sie sich still die Hände und — schwiegen.

Interview

(Paul Scheurich)



„Vielleicht hätte ich mit meinem dritten Mann glücklich werden können, aber gleich nach der Trauung nahm ihn der Staatsanwalt zu sich."

Überschwemmte Vorfrühlingswiesen

Als hätten süß betrunkne Engel Sekt
Beim Frühgalopp auf rotbeschweiften Rossen
Über die Wiesen ausgegossen —
Sind alle Mulden silberschaumumflossen,
Vom hellen Winde prickelnd aufgeneckt.

Der Morgenfrosch, der frech vom Straßenbord
Ins Brausen hupft, ein grüner Sprung und Schwung,
Den blonden Kitzel schlürft, grasgrell, genießerisch und jung,
Der taumelt fast und glänzt. Dann taucht er fort.

Georg Britting

Naturschutzpark Prag

(Wilhelm Schulz)



„Hallo, die Internationale marschiert; die österreichischen Jenossen sind ooch schon da!"

München, 11. März 1934 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 50

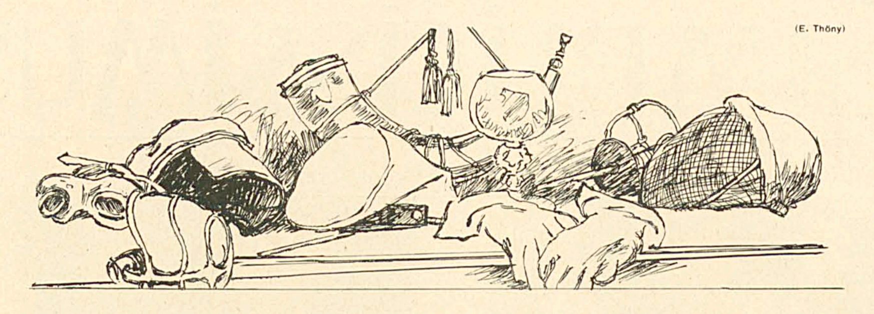
SIMPLICISSIMUS

Gesetzt den Fall —

(E. Schilling)



Von seiten Deutschlands wäre eine Abwehr nicht zu befürchten.


(E. Thöny)

Schwäbische Kunde

Von Ratatöskr

In Württemberg war's bisher so:
man fand's für einen Theologen keinesfalles angemessen,
wenn dieser einen Schmiß besessen.

Ein Pfarr' mit Steilquart oder Terz
– wen kümmerte das anderwärts?
Bloß grad die Geistlichen in Schwaben,
die durften nichts dergleichen haben.

Wie das Bekenntnis, makelrein,
mußt' auch des Priesters Antlitz sein.
Kein Gottsgelahrsamkeitsstudente
nahm ein Rapier drum in die Hände.

Jetzt endlich – hört! – jetzt endlich soll
in Tübingen der stud. theol.
Paukbodenatmosphäre schlürfen
und auf Mensuren gehen dürfen.

Wenn nur das brave alte Stift,
von Gram gebeugt, kein Schlag nicht trifft
infolge sollichen Gehabens!
... Durchzieher auf den Kanzeln Schwabens!

Tante Jette / Von Bruno Goetz

Also Tante Jette ist gestorben. Ich wußte gar nicht mehr, daß sie noch gelebt hatte. Eigentlich war sie überhaupt nicht mit uns verwandt. Aber alle Welt nannte sie Tante. Infolgedessen hieß sie auch in meinem Elternhause so.

Sie hat mir, wie ich eben erfahre, in ihrem Testament eine merkwürdige Erbschaft vermacht. Dadurch wurde sie mir wieder gegenwärtig. In meiner Erinnerung lebte sie nur als ein Spuk aus unausdenklich fernen Zeiten.

*

In einem Vorort meiner Vaterstadt erhob sich inmitten eines mit dürftigen Linden bepflanzten Platzes eine Kapelle, die mit den Elementen sämtlicher Baustile prunkte. Von ihrem First leuchteten in großen Goldbuchstaben die Initialen der vier Evangelisten: M. M. L. J.

Diese Kapelle war von Tante Jette seinerzeit aus eigenen Mitteln errichtet worden, damit die Sekte, der sie angehörte, ein würdiges Heim erhielt. Im Grunde genommen hatte sie die Kapelle allerdings mehr für den Pfarrer Weizenbrod, den geistlichen Hirten dieser Sekte, als für die Gemeinde bauen lassen. Wenn Ludwig XIV. den Satz „l'état c'est moi" vertrat, so dachte Tante Jette im geheimsten Innern ihres Herzens: „Weizenbrods Gemeinde bin ich." Und wenn ihr solch ein Gedanke durch den Kopf schoß, dürfte sie sich im nächsten Augenblick ob dieser Hoffart gescholten und sich mit verdoppelter Hingabe dem Dienste der Nächstenliebe gewidmet haben. Jedenfalls lebten alle Institutionen, die der emsige Weizenbrod ins Leben gerufen — Bibelkränzchen, Jungfrauenverein und Magdalenenheim — von Tante Jettens Gelde.

Manche behaupteten, das M. M. L. J. über dem Eingang der Kapelle bedeute nicht: „Matthäus, Markus, Lukas, Johannes", sondern sei eine versteckte immerwährende Mahnung des unterstützungshungrigen Pfarrers und hieße in Wahrheit: „Mehr, mehr, liebe Jette!"

*

Sie hatte es bei meinen Eltern durchgesetzt, daß ich sie allwöchentlich einmal zum Mittagessen besuchen mußte. Ich hatte ein Grauen davor. Denn das Essen bestand meist aus einem Sammelsurium von verschimmelnden Resten, da Tante Jette nichts wegzuwerfen pflegte und trotz ihres Reichtums ein spartanisches Leben führte.

Eines Tages stand ein übelriechender Heringssalat auf dem Tisch.

„Aber, Tante!" rief ich aus, „der ist doch schon halb angefault."

„Gott will nicht", entgegnete sie, „daß wir seine Gaben umkommen lassen. Knie nieder mit mir, Kind, und bete!"

Ihr Gebet werde ich nie vergessen. Sie flehte knieend mit gefalteten Händen: „Lieber Gott! Segne uns das Mahl und mache, auf daß deine Allmacht an uns sichtbar werde, daß dieser Heringssalat uns nicht schade, sondern unsern irdischen Leib stärke zur Vollbringung deines Werkes!"

*

Einen tiefen Eindruck machte es auf mich — ich war damals zehn Jahre alt —, als ich sie einmal in einem lilaseidenen Kleide antraf. Auf dem Mittagstisch standen zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen. Es gab Kalbsbraten und nachher Kuchen und süßen Wein.

„Einmal muß der Mensch auch feiern dürfen", sagte Tante Jette mit einem sonderbaren Augenausdruck, „heute ist meine silberne Hochzeit."

„Aber du bist doch gar nicht verheiratet", entgegnete ich.

„Das verstehst du nicht, mein Kind", sagte sie, „heute vor fünfundzwanzig Jahren habe ich meinen lieben Weizenbrod kennengelernt, der mir den Weg zum himmlischen Jerusalem gewiesen hat. Ich bin im Geiste mit ihm vermählt."

Ich fragte sie, warum er denn diesen Tag nicht mit ihr zusammen feiere. Sie antwortete: „Ich sagte es dir schon. Wir sind im Geiste vermählt. Das ist eine andere Art Ehe als die gewöhnliche, das verstehst du nicht."

Und dann brach sie in Tränen aus.

Nach dem Essen, als wir Wein getrunken hatten, tänzelte sie mit geröteten Wangen durchs Zimmer und summte ein altes Liedchen vor sich hin . . .

*

Von der Wirklichkeit hatte sie die seltsamsten Vorstellungen, und die Gedanken, die sie sich über die Dinge dieser Welt machte, ergingen sich in wunderlichen Sprüngen.

Ich weiß nicht mehr, wie es dazu gekommen war, daß man sie irgendwann einmal eingeladen hatte, an der Besichtigung eines gerade im Hafen liegenden Panzerkreuzers teilzunehmen. Als ich davon erfuhr, bettelte ich darum, sie begleiten zu dürfen. Neugierig schnüffelte sie im ganzen Schiff herum, zeigte aber für alles, was wir zu sehen bekamen, nur ein zerstreutes Interesse: sie schien nach etwas ganz Bestimmtem zu suchen. Plötzlich wandte sie sich an den erklärenden Offizier und fragte ihn mit dem listigen Lächeln eines Menschen, den man nicht hinter das Licht führen kann: „Sagen Sie einmal, Herr Kapi-

(Schluß auf Seite 593)

Österreichs Herkules am Scheideweg

(Karl Arnold)



Viele Wege und kein Ziel

Münchner Bierbeschau

(Wilhelm Schulz)



Vor Zeiten galt in München
das hergebrachte Recht,
daß man das neue Bier beschaut,
ob's gut sei oder schlecht.

Drei Männer aus dem Hohen Rat
sandt' aus die Bürgerschaft
zum Bräuer, ob das junge Bier
geerbt des alten Kraft.

Sie gossen's auf die Bank hin aus
und setzten sich darauf;
ankleben mußte jetzt die Bank,
standen sie wieder auf.

Dann gingen sie mit selber Bank
vom Tische bis zur Tür,
und hing die Bank nicht steif und fest,
verrufen war das Bier.

(Nach Guido Görres, ca. 1844)



Tante Jette

Schluß von Seite 590)

tänleutnant, wo haben Sie hier auf dem Schiff das geheime Steuerrad?"

„Was für ein Steuerrad?' fragte der Offizier erstaunt.

„Sie brauchen vor mir nichts zu verbergen", erwiderte Tante Jette, „ich bin eine gute Patriotin. Ich will das geheime Steuerrad sehen!"

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein", sagte der Offizier immer verwunderter, „wozu soll denn das geheime Steuerrad dienen?"

Da schlug ihn Tante Jette neckisch auf den Arm und rief: „Sie sind mir ein ganz Schlauer! Das weiß ich doch genau so gut wie Sie, wozu Sie es nötig haben. Damit der Feind nicht sehen kann, wohin Sie steuern."

Der Offizier wurde puterrot, zog sein Taschentuch hervor und erstickte einen Hustenanfall. Dann rief er einige Kameraden herbei, tuschelte mit ihnen, öffnete eine Tür und zeigte Tante Jette mit unbeweglichem Gesicht einen Kompaß.

„Aha!" sagte Tante Jette, „das Schiff gehorcht dem Zeiger da. Und den dirigieren Sie natürlich aus einem Geheimkabinett elektrisch."

„Sie haben es erraten, gnädiges Fräulein", sagte der Offizier und wurde von neuem rot.

„Sehen Sie", lispelte Tante Jette, „vor mir kann man nichts geheimhalten. Ich bin ein denkender Mensch."

*

Bei uns zu Hause sah sie mich einmal mit leeren Patronenhülsen spielen. Sie schrie vor Entsetzen auf.

„Das heißt Gott versuchen!" rief sie aus, „die können ja explodieren!"

„Nein, Tante Jette", widersprach ich, „leere Patronenhülsen gehn nicht los."

Tante Jette schüttelte den Kopf und hob ihren Zeigefinger.

„Wenn Gott will", verwies sie mich, „so können auch leere Patronenhülsen losgehn."

*

Das letzte, was ich mit Tante Jette erlebte, geschah, kurz bevor wir in eine andere Stadt übersiedelten. Ich machte einen Krankenbesuch bei ihr, sie lag schon seit einigen Tagen an einer Grippe darnieder. Auf ihrem Nachttisch standen unzählige Medizinflaschen.

„Was?" sagte ich, „hast du das alles eingenommen?"

„Ja siehst du, mein Kind", sagte Tante Jette mit schwacher Stimme, „der liebe Gott hat mir geholfen. Ich selbst hätte mir die Medizinen gar nicht kaufen können, ich brauche mein Geld zu anderen Dingen. Aber der Herr hatte es mir schon vor Jahren eingegeben, daß ich mir von allen meinen Bekannten den Rest der Arzneien schenken lassen sollte, den sie nicht verbraucht hatten, wenn sie krank waren. Und da ich mein ganzes Leben lang von Krankheit verschont geblieben bin, sind es viele Schächtelchen und Fläschchen geworden, die sich bei mir angesammelt haben und die jetzt zu meinem Heil dienen. Da siehst du wieder, was ich dir schon immer gesagt habe, daß man nichts umkommen lassen darf."

„Aber um Gottes willen", entgegnete ich und sah mir die Arzneien an, „man kann doch nicht alles zusammen einnehmen. Da ist Rizinusöl, Pyramidon, Koffein, Antifebrin, Laxin, Baldriantropfen, Kirschlorbeerwasser . . ."

„Das ist weltliche Weisheit", unterbrach sie mich, „man darf nicht kleingläubig sein. Eine Medizin ist wie die andere. Der Herr hat sie mir gegeben. Ich darf nichts verschmähen, was von ihm kommt. Er läßt alles herrlich ausgehen. Ich bin auf dem Wege der Besserung."

*

Darüber sind mehr als dreißig Jahre vergangen. In all dieser Zeit hatte ich nichts von Tante Jette gehört. Und nun gelangte vor wenigen Tagen die Mitteilung eines Rechtsanwaltes in meine Hände, sie sei im fünfundachtzigsten Lebensjahr gestorben und habe mir das beiliegende versiegelte Kuvert vermacht.

Ich öffnete es. Im Kuvert befand sich ein Brief an mich und einige auf vergilbte rosafarbene Blätter geschriebene Verse. Ich las zuerst den Brief:

„Liebes Kind! Du bist ein Schriftsteller geworden. Deine Bücher habe ich gelesen und nicht verstanden. Aber ich habe empfunden, daß Du etwas von Gefühlen begreifst. Deshalb hinterlasse ich Dir einige Verse, die ich vor vielen Jahren einmal gedichtet habe. Mein lieber Weizenbrod ist zu sehr mit jenseitigen Dingen beschäftigt, um Sinn für so etwas zu haben. Ich weiß ja, daß es sündhaft ist, Gedanken an irdischen Ruhm zu hegen. Trotzdem kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Gedichte mich überleben mögen. Ich hoffe, Du wirst diesen letzten Wunsch meines Lebens erfüllen und dafür sorgen, daß meine Verse gedruckt und überall gelesen werden. Gott segne Dich dafür, hier zeitlich und dort ewiglich.

Deine Tante Jette."

Die Gedichte, sechs an der Zahl, lauteten:

Der Schrank

Ich liebe den Schrank,
der mir verwandt;
er steht an einer lila Wand.
Die Tür geht auf —
und viel hinein:
so ist's mit meines Herzens Schrein.

Der Stuhl

Im Stuhlchen eckig-grade
sitzt du energisch. Schade!
Wär' Stuhlchen rundlich-schräge,
wär's schön, und du wärst träge.

Der Tisch

Tisch, groß, glatt, eckig, mit vier Bein —
an dir sollt man stets fleißig sein.
Doch manchmal hast du Völlerei
mit Gläsern, Tellern, Fraß für zwei.
Ach nein, es gibt auch arme Leute,
und die sind häufiger noch heute.

Das Sofa

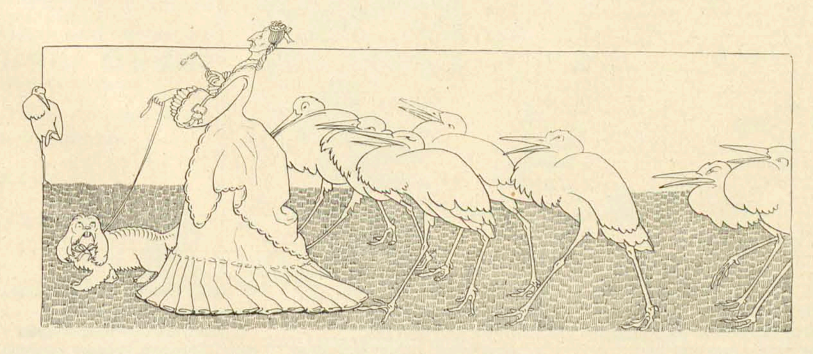
O Sofa, weichlich
das so schwillt,
bist zur Umarmung reichlich
stets gewillt.
Wenn hart — ist man geprellt
und auf sich selbst gestellt.

Das Bett

Ein Bett
ist kurz und nett.
Bett, Bett, zweimal
sehr leicht Skandal!
O daß ich von der Liebe
doch stets verschonet bliebe!

Die Kommode

Kommode, Kommode, Kommode —
drei Laden sind meist Mode,
herauszuziehen, hineinzutun,
da kann die Wäsche gut drin ruhn.
Man nimmt sie raus, man zieht sie an,
man schuftet, bis man nicht mehr kann,
dann ist man müd, marode . . .
Kommode . . . Sarg . . . Kommode . . .



Der wohlerzogene Kindermund

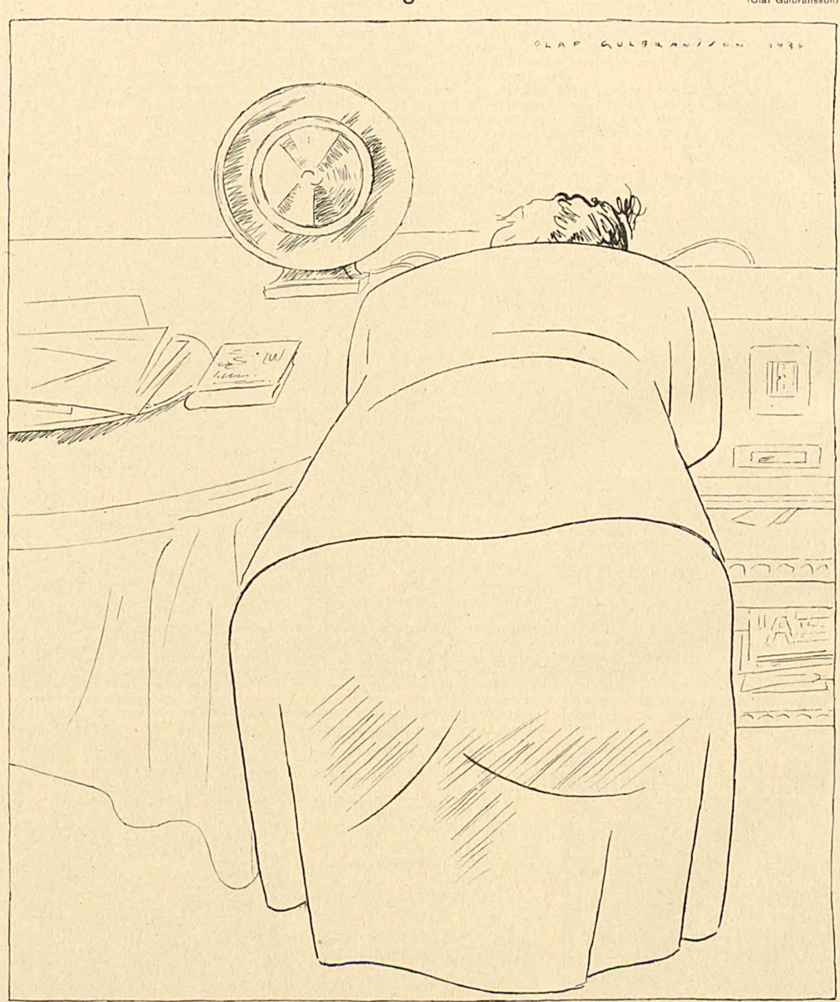
Putzi ist ein wohlerzogenes siebenjähriges Mädchen und bewohnt mit ihren Eltern den zweiten Stock eines schönen Hauses. Dieses Haus gehört dem Großvater, der Arzt ist und mit einer Tante im ersten Stock wohnt und dort auch sein Sprechzimmer für die Patienten hat.

Putzi spielt in dem äußerst reizvollen Treppenhaus und turnt auf dem Geländer. Eine Patientin verläßt im ersten Stock die Sprechstunde. Putzi guckt von oben runter. Zwei Seelen wohnen in ihrer kleinen Brust, eine äußerst wohlerzogene und eine — weniger wohlerzogene, derbe Seele, die auch manchmal vulgären Einflüssen zugänglich ist. Die letzte hat augenblicklich die Oberhand, und Putzi ruft von oben herab: „Alte Sau!" Die Dame wendet entsetzt den Kopf in die Höhe und sagt: „Aber, aber — so etwas darf man doch nicht sagen!"

Putzi erschrickt und flötet in äußerster Wohlerzogenheit: „Oh — bitte entschuldigen Sie vielmals, meine Dame, ich dachte, Sie wären meine Tante!"

Einsame Jungfrau am Radio

(Olaf Gulbransson)



Ich warte schon seit Stunden.
Berlin macht mich nicht satt.
Mein Richard ist verschwunden,
der dort gewohnet hat.

Daß ich ihn wieder hörte,
der mir den Mädchensinn
so wonnesam betörte!
. . . Nun schalt' ich um nach Wien.

O Gott — welch holder Zauber:
da ist er ja und tönt!
. . . Gurr' zu, du süßer Tauber,
dein Täubchen lauscht versöhnt.

Die Sensation der Welt

Was ist's, was die Welt in Atem hält,
was liest man in jeder Zeitung?
Was kabelt man dringendst in alle Welt
mit Bild-Telegramm-Verbreitung?

Ist der Dollar auf eine Mark zwanzig gerutscht?
Fand jemand den „Stein der Weisen"?
Wird etwa in Österreich wieder geputscht?
Mußte Dollfuß plötzlich verreisen?

Ist der Krieg zwischen Japan und Rußland perfekt?
Will Frankreich auf Rüstung verzichten?
Hat man wieder einen Kometen entdeckt,
im Begriff, uns demnächst zu vernichten?

Hat Ford sich auf Roller umgestellt?
Gibt's neue Stavisky-Skandale?
Oder worum dreht sich der ganzen Welt
Interesse mit einem Male —?

Nur die wahrhaft großen Ereignisse sind's,
die die Druckmaschinen betät'gen:
es heiratet doch ein schwedischer Prinz
ein Berliner Bürger-Mädchen — — —!!!

Benedikt

Ein Idealist

Klaus ist soeben vier Jahre alt. Seine Mutter, in erster Ehe geschieden, hat neue Heiratsabsichten. Es entwickelt sich folgendes Gespräch zwischen Mutter und Sohn:

„Mutti, ist das wahr? Hede hat gesagt, du wolltest Onkel Günter heiraten, und dann würde Onkel Günter mein Vater."

„Ja, Klaus, magst du ihn denn nicht leiden?"

Mit seiner Kinderbaßstimme brummt Klaus: „Ich mag ihn wohl leiden, aber — mein Vater soll er nicht werden!" Dann schweigen beide. Jeder ist in tiefes Nachdenken versunken. Nach zehn Minuten fragt Klaus: „Mutti, wem gehört eigentlich der Waldmann, gehört der Onkel Fritz oder Onkel Günter?"

„Der gehört Onkel Günter."

Worauf Klaus mit tiefstgestellter Stimme antwortet: „Dann will ich ihn!"

*

Die Belohnung

Zusammenfassend erzählt der Lehrer, was für ein frommer Mann Abraham gewesen sei, er habe alles getan, was der liebe Gott von ihm verlangt habe, er habe ihm immer gläubig vertraut, er sei immer ein frommer Mann gewesen. „Und wie", so fährt er fragend fort, „wurde nun Abraham für seine Frömmigkeit und seinen Gehorsam von Gott belohnt?"

Und er bekommt die Antwort: „Abraham bekam einen Orden."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17500 IV. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Der Jungbrunnen von Eschental / Von Wilfried Tollhaus

Karl Billinger hatte in einem schönen und weitberühmten Kurort ein Hotel. Es stand zwischen vielfenstrigen Sanatorien und sah etwas verlegen aus, wie ein einfacher Mensch, der in die Gesellschaft von Prominenten geraten ist. Karl und seine Frau Käthe gaben sich alle Mühe, es den wenigen Gästen, die zu ihnen kamen, recht zu machen. Sie nahmen niedrige Preise und gingen auf alle Spezialwünsche ein. Gab es Kalbskotelette, wollten meistens einige Schweinesteaks haben, war Fischtag, hatten andere Sehnsucht nach Schinken in Burgunder, und gab es den, wollten etliche durchaus vegetarisch essen. Im allgemeinen war der Appetit der Besucher recht gut und stand in keinem wirtschaftlich zu rechtfertigenden Verhältnis zum Pensionspreis.

Wenn Karl und Käthe am Schluß der Saison Bilanz machten, stellten sie fest, daß nichts oder noch weniger übriggeblieben war. Sie hatten dann immer einige Monate Zeit, darüber nachzudenken, wie man es besser machen konnte. Als Karl das einmal sehr intensiv tat, hatte er seine große Idee. Er gab ihr Ausdruck, indem er mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab lief und folgende Ansprache an seine Käthe hielt:

„Ich habe es satt! Du hast es satt! Wir haben es satt!“ Große Pause.

„Ist das ein Leben, sich von jedem Schafskopf, der fünf oder sechs Mark bezahlt, tyrannisieren zu lassen? Ist das ein Leben — frage ich dich — diesen hysterischen Großstadtweibern die Wünsche unter ihren abrasierten Augenwimpern abzulesen? — Nein, Käthe!“

Käthe wagte nicht zu widersprechen, denn sie fühlte, Karl war im Zuge.

„Es muß also etwas Grundsätzliches geschehen! Waren wir bisher freundlich, so werden wir künftig streng und gemessen sein. Will einer Kalbskotelett, wenn es Schweinekotelett gibt, dann wird ihm gesagt: ‚Mein Herr oder meine Dame, Sie haben zu essen, was Ihnen vorgesetzt wird! In diesem Hause ißt man schweigend, was man kriegt. Hier ist keine Herberge! — — — Hier ist ein Sanatorium!‘“

„Wunderbar!“ seufzte Käthe, als stiege eine himmlische Vision vor ihr auf.

Aber Karl redete weiter:

„Das Ei zum Frühstück wird gestrichen. Statt Kaffee gibt es Matetee oder Kakaoersatz, bestenfalls Malzkaffee! — Soll sehr gesund sein! Butter wird zugeteilt für die, die dicker werden wollen. Für die aber, die dünner werden wollen, gibt es überhaupt keine. Sie haben die trockenen Semmeln in ihre Tasse Malzkaffee zu stippen. — Nach dem Frühstück legen sich die Herren rechts, die Damen links in den Garten — bei jedem Wetter, Käthe! Natürlich wird eine Bretterwand zwischen den Geschlechtern sein! In der Pension einbegriffen ist der kalte Bauch- und Rückenguß mit der Gießkanne und das Luftbad. Alles andere wird berechnet, z. B. Abspritzen mit dem Gartenschlauch: fünfzig Pfennig, Massage mit Reisigbündel: eine Mark, wobei du deine Wut loswerden kannst, Käthe! — Schwedische Gymnastik — das ist also Ballspielen und Dauerlauf — wöchentlich drei Mark. Eine Stunde vor der Mittagszeit und nach dem Abendessen wird schweigend im Kreis gegangen wie im Zuchthaus.

Was das Essen anlangt, so kriegen die Dünnen Suppen, die Dicken nicht. Wer mehr Kilo wiegt, als er Zentimeter über hundert groß ist, bekommt halbe Portion. Für alle aber gibt es zunächst Rohkost — bestehend aus gehackten Rüben, Gras, Spinat, Kohl, Sauerampfer und vielleicht manchmal noch geriebene Äpfel. Je schlechter es schmeckt, desto mehr nützt es.

Nach Tisch Schlafen bis vier Uhr, damit wir Ruhe zum Essen haben.

Um 4.30 Uhr sächsischer Kaffee, der keine Flecke macht und das Herz nicht aufregt. Dazu trockenes respektive sanft beschmiertes Brötchen.

Von 5 bis 7 Uhr Freizeit, damit die Leute sich irgendwo satt machen können!

Das Abendessen ist vegetarisch: Salat, Tomaten, Eier, Bratkartoffeln, weißer Käse, Limburger für die Dünnen, für die Dicken je zwei Scheiben trockenes Grahambrot.

Danach: im Kreis gehen!

9.30 Uhr Ruhe an Bord.

Das alles kostet fünfzig Prozent mehr als das, was wir jetzt bekommen. Gelegentlich werde ich dann jemanden hinausweisen, der sich meiner Vorschrift nicht gefügt hat. Das zieht am meisten. Natürlich werden wir auch medizinische Bäder geben und einen ganz jungen oder sehr alten Arzt auf sein eigenes Risiko gegen Beteiligung am Umsatz Sprechstunde abhalten lassen.

Heißen aber soll das Ganze: Der Jungbrunnen von Eschental!“ — — —

Und so geschah es. Es bewies sich, daß es ganz falsch ist, zu glauben, derjenige, der Geld genug hat, sich in diesem Jungbrunnen von Eschental zu erholen, wolle es dort angenehm haben. Angenehm hat er es in der Regel zu Hause. Darum will er es in seinen Ferien unangenehm haben. Eine kleine, ganz einfache Weisheit, auf die nur viele nicht gleich kommen.

Als Karl sie einmal erkannt hatte, wurde er erfinderisch. Er ordnete an, daß statt des Imkreisegehens auf allen vieren gekrochen zu werden habe. Diese Annäherung an die Gepflogenheiten unserer Urväter brachte ihn weiter auf den Gedanken, „Hängekuren“ einzurichten. Auch in den Schimpansenkäfigen der Zoologischen Gärten sah man häufig die beliebten Insassen längere Zeit mit einer Hand an einem Ast hängen. Manche konnten sogar in dieser Stellung schlafen. Es war anzunehmen, daß das die Gesundheit hebe. Karl stellte abgeschälte Baumstämme mit Ästen auf und empfahl die Hängekur vor Tisch für die Dicken, und für die Dünnen nach Tisch. (Wöchentlich fünf Mark.) Ferner aber war er sehr für „Atemkurse“ (7,50 RM die Woche.) Sie bestanden darin, daß man sich einen Strick um die Brust schlang und mit den Händen an seinen Enden zog oder nachließ, wenn Karl kommandierte: „Ein! — Aus! — Ein! — Aus!“ — Das machte er fünf Minuten militärisch scharf und fünf Minuten ganz langsam, gewissermaßen verhauchend.

Die Erfolge waren ausgezeichnet, wenigstens was den Abschluß am Saisonende anlangte. Sie wurden um so größer, je mehr die wissenschaftlich gebildete Konkurrenz gegen den Jungbrunnen ankämpfte.

Nach zwei Jahren hatten Karl und Käthe einen Bademeister, eine Lehrerin für schwedische Gymnastik, zwei Masseure und ein Auto, mit dem sie im Winter nach Italien fuhren.

Wenn es ihnen dann einmal ganz wohl zumute war, gestanden sie sich ein, daß ihrer Natur eigentlich das Despotische nicht lag. Es waren eben doch noch Erinnerungen an den freundlichen Gastwirt in ihnen, der mit dem Käppchen in der Hand seine Gäste an der Haustür begrüßt, oder an den soignierten Herrn, der sein Nachfolger geworden war und sich verbeugend von Tisch zu Tisch ging, um sich zu vergewissern, ob auch alles in Ordnung sei. Aber irgend etwas fehlt ja jedem Menschen zu seinem Glück.

Der Berg Watzmann

Von Anton Schnack

Im Dunkel der Urzeit war eine Königsfamilie.
Der grausame Herrscher hat die Bauern gehetzt.
Seine Hunde zerfleischten sie beim Melken der Kühe.

Der Zorn Gottes verwandelte den Ruchlosen zu Stein,
Die Königin und den schreienden Haufen der Kinder:
Sieben Gipfel sind Zeuge vom Gerichte der Allmacht.
Auf den Prospekten stehen sie jetzt, werbend für Berchtesgaden.

Jahrtausende haben die Gipfel auf den Menschen gewartet,
Spät kam er, dann aber in Massen,
In Sonderzügen aus Berlin, Dresden und Halle.
Auf dem versteinerten Leib des Königs steht er nun, falsch jodelnd.

Alles wird gleichgültig vor einem Berg:
Das sind Jahrmillionen einer demütig machenden Vergangenheit,
Das sind Jahrmillionen einer demütig machenden Zukunft,
Das sind Vergletscherungen, Sintflut und Erdbeben . . . . ewiger Wechsel.

Die Ostwand erzieht zu Selbstvertrauen, Beherrschung, Mut.
1800 Meter Steilwand sind keine Kleinigkeit.
Als erster stürzte Christian Schöllhorn in die Tiefe,
Tot, zerschmettert — — — den Berg rührte dies nicht.

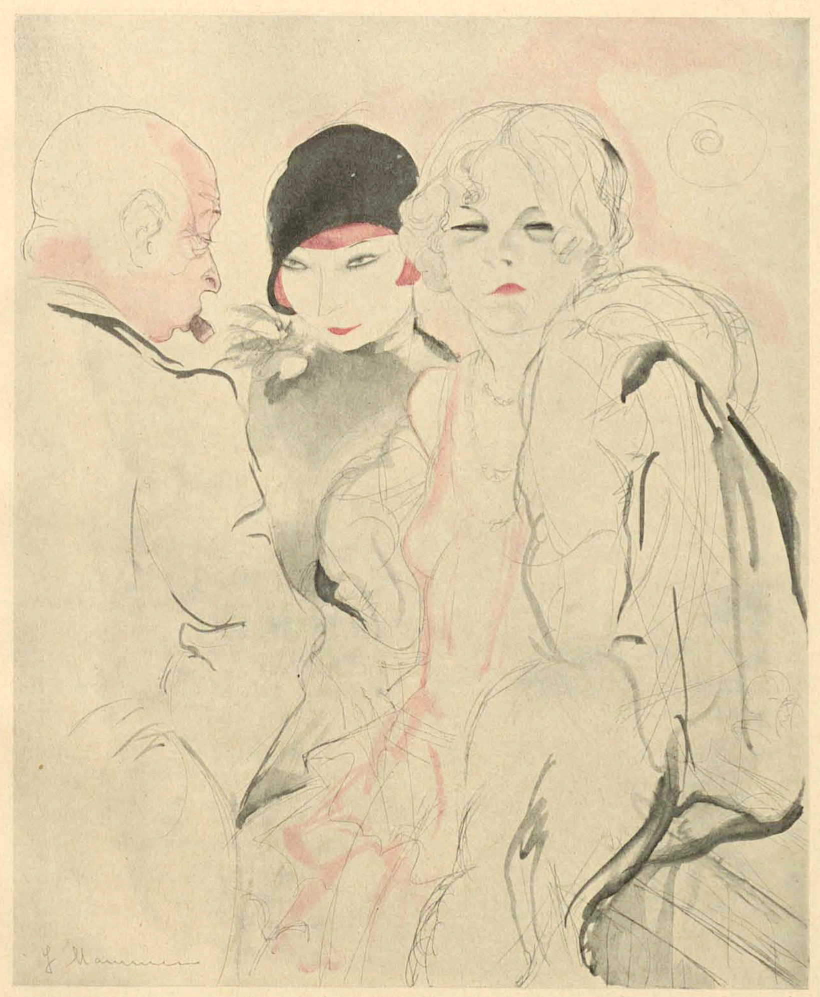
Er wird sich auch nicht rühren, wenn ich es bin.
Es gibt nichts Grausameres als eine Bergwand,
Kult, nackt, eisig stiert sie dich an,
Einsam bist du an ihr, eine Winzigkeit, die der Steinschlag hinabfegt.

Einmal erfroren fünf Männer im Junischneesturm,
Sie hatten schon den 1799sten Meter erreicht,
Am letzten Meter blies sie der Eisatem des schlafenden Königs um.
Dann wurde es blau über dem Neuschnee, rein, unschuldig, windstill.
Die Frühsommernacht hing eine Mondsichel auf, die goldfarben blitzte.

Der Bergführer Ilsanker bestieg den Watzmann tausendmal,
Zweimal hat er den Berg innerhalb von vierzehn Stunden erklettert.
Wenn er nicht den Watzmann bestieg, zapfte er Bier,
Und die Ramsauer Bauern tranken, still oder raufend, Maßkrug nach Maßkrug.

Geschäft mit Korruption

(Jeanne Mammen)



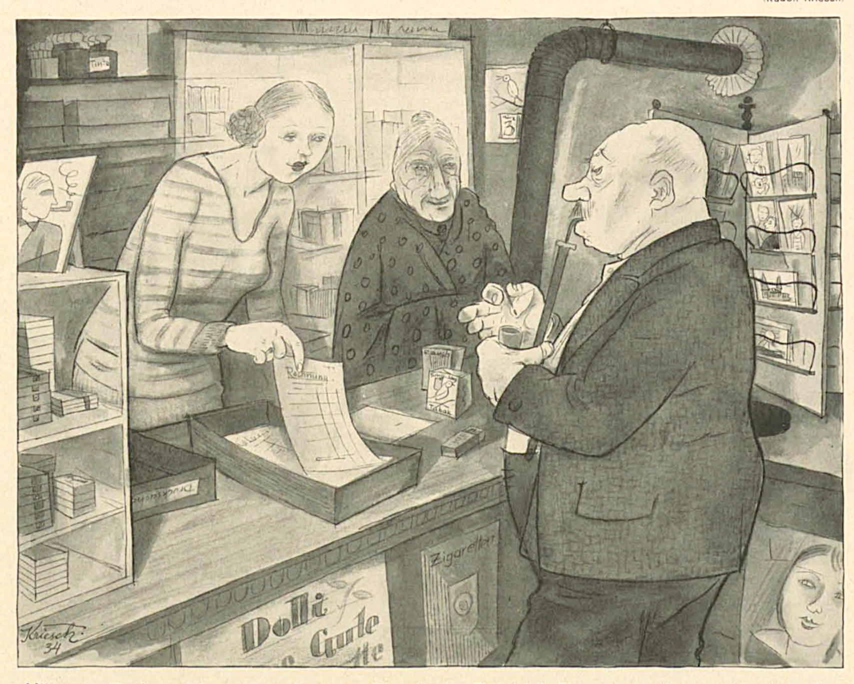
„Was heißt Talent, Madame! Lassen Sie sich in die Stavisky-Affäre verwickeln, dann bieten Ihnen erstklassige Varietés prima Kontrakte an."

Aus der Zuschrift an einen Anwalt in einem Ehescheidungsprozeß:

„So lächerlich es klingt, ist es doch Tatsache, daß meine Badehose der Zündstoff ist, der schließlich explodierte in der Einreichung der Klage gegen mich. Diese Badehose spielte insofern eine Rolle, weil meine Frau mir diese aus meinem Wandschrank nahm. Den Schlüssel zu diesem Schrank hatte sie mir hinterhältig aus der Hosentasche genommen. Ich halte mich für berechtigt, meine Sachen selber so aufzubewahren, daß ich im Falle des nötigen Gebrauches diese auch zu finden weiß. Bei der Unordentlichkeit meiner Frau ist dieses ausgeschlossen. Warum gibt meine Frau mir diese nicht wieder, trotzdem ich ihr schon hundertmal im Guten gesagt habe. Sie lacht mich höhnisch aus. Weil sie mich, koste es, was es wolle, durchaus los sein will, und deshalb immer neuen Konfliktstoff sucht."

Aus der Praxis

(Rudolf Kriesch)



„Mit zwoa Rechnungsformularen kemman S' net aus, Fräulein! Sie müassn ja oam Kunden alloa sechs Rechnungen schreim, bevor S' mit die Mahnunga ofanga."

Lieber Simplicissimus!

Viele freuen sich und bestaunen das Bierfuhrwerk der Franziskanerbrauerei vor dem Schottenhamel in München. Ein biederer Bürgersmann äußert sich zu seiner Frau: „Des is wirkli was Schöns, des is scho ganz was Schöns", worauf die Frau sagt: „So schön herg'wichst und d' Haar onduliert und so fesch anzog'n! Aber wenn i was brauch, gel, da willst nix wissen!"

*

Ein Mann mit starker Schlagseite kommt in den Friseurladen, setzt sich in den Sessel, läßt den Kopf vornüber auf die Brust fallen und murmelt in die Gegend: „Rasieren, bitte!"
„Jawohl, sofort", ruft der Meister vom Kamm, „heben Sie, bitte, den Kopf!"
Der Mann mit der Schlagseite läßt sich nicht aus seiner Stellung bringen, murmelt weiter: „Rasieren, bitte."
„Aber, mein Herr, Sie müssen doch den Kopf hochnehmen — — —"
Der Mann murmelt unentwegt: „Rasieren, bitte!"
— „Ja, das geht doch nicht, wenn Sie nicht den Kopf hochnehmen — — —"
„Na, dann Haarschneiden!"

*

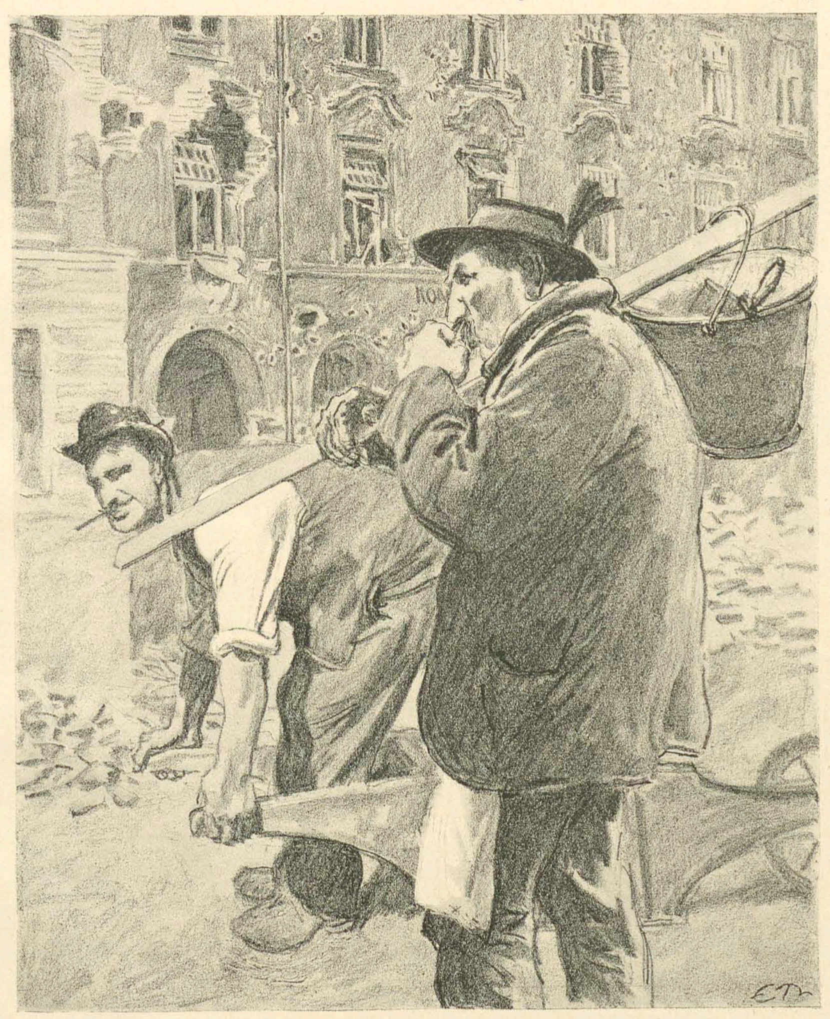
Die kleine dreieinhalbjährige Marie ist für einige Stunden unserer Obhut anvertraut, da die Mutter ausgehen muß. Sie ist ein richtiges nußbraunes, schwarzhaariges Schwarzwaldmädel, mit großen glänzenden, zugleich scheuen und furchtbar neugierigen schwarzen Augen. Sie ist erst seit einigen Wochen hier in der Ebene und noch sehr scheu. Ihren Ball hält sie krampfhaft mit beiden Händen fest, als fürchte sie, ihn gestohlen zu bekommen. So treibt sie eine Weile ihr Wesen wie ein ängstliches kleines Tier immer an den Zimmerwänden unserer Wohnung entlang, wo sie wenigstens von einer Seite gedeckt ist, scheu um sich blickend und auf unsere freundlichen Annäherungsversuche mit fluchtartigen Gebärden oder groben Kehllauten antwortend.
Schließlich fühlt sie sich aber doch gedrängt, sich mit uns in Verbindung zu setzen. Nicht durch Worte. Nur ihre Augen, mit denen sie uns anstarrt, werden noch größer, und ihr ganzes Wesen gerät in einen gewissen krampfhaft gespannten Zustand. Sie „muß" nämlich, und die Mutter hat ihr streng eingeschärft, das ja rechtzeitig anzumelden.
Wir begreifen ihren Zustand auch bald und suchen ihr klarzumachen, wir wollten ihr zeigen, „wo man hingeht", sie solle mit uns zu dem bewußten Ort kommen. Aber sie ist durch nichts zu bewegen, ihren Platz an der Wand, an die sie sich ängstlich gedrückt hält, aufzugeben, obwohl sie uns anscheinend versteht. Unser Zureden wird dringender, da wir eine Katastrophe befürchten. Auch bei ihr scheint die Spannung zuzunehmen. Schließlich bricht sie mit schönsten groben Schwarzwälder Kehllauten in den Satz aus: „Hend'r 'n Hafe?"
Anders kann sie nämlich noch nicht.

Kleine Ehegeschichte

John wog zweiundfünfzig Kilo, Jenny, seine Eheliebste, sechsundsechzig. Das gab ihr nicht nur eine körperliche Überlegenheit, die bald auch ins Geistige übergriff, sondern ließ sich auch praktisch ausnutzen. Sollten zum Beispiel im ersten Stock des kleinen Vorstadthäuschens, das John und Jenny bewohnten, die Fenster geputzt werden, so legte Jenny das Bügelbrett so weit aus dem Fenster hinaus, daß es nur noch mit einem Drittel auf dem Tisch im Zimmer ruhte. Auf dieses Ende setzte sich dann Jenny mit einer Handarbeit, während John draußen auf dem Bügelbrett stehend sein Ledertuch schwang.
In solcher Situation klingelte es einmal plötzlich an der Haustür. Wie von der Tarantel gestochen fuhr Jenny hoch im Glauben, daß es wieder die frechen Nachbarskinder seien, die sie nur ärgern wollten. Sie stürzte so eilig aus dem Zimmer, daß sie nicht mehr in der Lage war zu sehen, wie sich nach ihrem Aufspringen vom Bügelbrett das Hebelgesetz an John in elegantem Schwung auswirkte. John schlug nämlich einen wundervollen Salto mortale, lag, ehe er alles recht begriff, in einem Salatbeet und freute sich, daß er noch heil war. Er rannte sogleich an die Haustür und kam gerade hier an, als diese von seiner Eheliebsten geöffnet wurde. Aber — welche Enttäuschung! Statt des unerwarteten Wiedersehens sich zu freuen, fuhr ihm Jenny nur mit der drohenden Frage ins Gesicht: „Hast du etwa geläutet, John?"

Auch ein Erfolg

(E. Thöny)



„Dös muaß ma der Regierung Dollfuß loss'n: für Arbeitsbeschaffung hot s' g'sorgt!"

Es lenzet . . . / Von Hermann Ebbinghaus

Auf den Bänken in den Pärken
Sitzt ein Paar schon hie und da,
Und du kannst mit Recht bemerken:
„Wieder ist ein Frühling nah!"

Kühl zwar droht das Thermometer,
Und die Pfützen sind vereist,
Auch die Knospen sprießen später
(Was doch fast Vernunft beweist!).

Aber auf den lieben, starken
Bänken, wie ein Feldbett breit,
Siehst du Liebespaare parken,
Und du fühlst: „Es ist so weit!"

Die neutrale Saarregierung

(Olaf Gulbransson)



„Allons, enfants de la Patrie!"

München, 18. März 1934 Preis 60 Pfennig 38. Jahrgang Nr. 51

SIMPLICISSIMUS

Das Modell des Autors

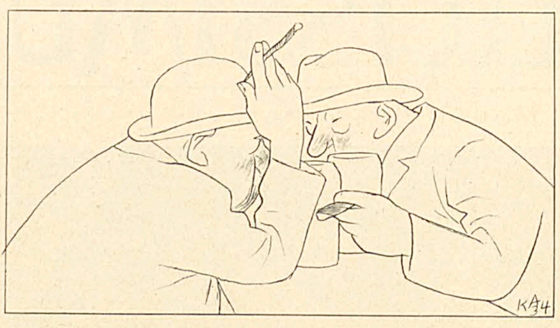
Paul Scheurich)



„Das soll i c h sein? Lächerlich! Der Charakter vielleicht — aber das Kostüm?!“

Starkbierphilosophie

(Karl Arnold)



„Mei', d' Mensch'n san vaschied'n: dö oan san aso, dö andern san aso." — „Aba aso, wia **der** is, braucht ma do net glei sei'." — „Ja no, er is halt aso, wia er is." — „Aba grad, weil er aso is, sag i, is schad, daß er aso is!" — „Naa, der is überhaupts net, der Mo' is net da beim Dasein." — „Wen moanst denn nacha du?" — „'n Ding — 'n — — — no, du woaßt scho'." — „Aso, den? — Aso — ja freili, der is scho' so!"

Liebespaar im Auto — zweimal!

Von Anny Nadolny-Hackemann

Sommerabend und zwei in einem Auto! Das ist kein schöner und schnittiger Wagen, das ist ein ganz altes, häßliches Auto — aber brav. Treues Tier, das alles miterlebt und alles weiß. Dem man nur nicht glauben will, daß es alles weiß, weil es nicht unsere Sprache spricht. **So** phantasielos und eingebildet sind wir Menschen! Aber das Mädchen an der Seite des Mannes weiß und fühlt und glaubt alles an diesem Abend. Es gibt solche Stimmungen. Aber es gibt sie so selten, wie man Perlen in Austern finden mag. Und bestimmt gibt es kein Wort, keine Geste, nichts, was diese Stimmung richtig wiedergeben könnte.

Vorher war ein freier, ein windstill sonnenklarer Tag, ein südlich unfaßbar blauer Himmel, so rein und wolkenlos, als wenn es niemals mehr auf dieser Erde regnen könnte. Es war auch vorher ein blitzend glatter Waldsee, grün vor lauter Zärtlichkeit für Blume und Birke am Ufer. Ein Mädchenkopf gerät in das klare Bild, ein hauchzartes Insekt läuft darüber Schlittschuh.

„Ich traue mich gar nicht, in den See zu springen. Er ist so glatt und still. Ich glaube, er geht in tausend Trümmer und Scherben, und es wird richtig klirren —"

Aber dann springt das Mädchen doch ins Wasser, jauchzend und jung wie der ganze Tag. Denn alles ist unfaßbar jung und schön — aus Liebe. Der See ist eine Wiege, ist ein großes weiches Bett mit einem echten Himmel darüber. Man wirft sich hin, man wirft sich her, auf den Rücken, auf den Bauch, übermütig, lustvoll — nirgends gibt es harte Kanten. Der große, verzauberte Spiegel wirft Wellchen und Kreise, Baum und Gras werden mutwillig und grotesk, schlängeln und verrenken sich im Bild.

Dann liegen Mann und Mädchen, naß und dampfend von Bad und Spiel, am Abhang im hohen Sommergras. Hingegeben an Sonne und Tag! Da ist kein Unterschied, sie sind wie Gras und Strauch. Sie sind da und weiter nichts, sie denken nicht. Sie haben ihre Wurzeln in der Erde — zwei blühende Büsche voller Knospen und Rosen und Blätter, selig prangend und herrlich anzuschauen. Der Pulsschlag der ganzen frohen und schönen Welt ist in ihnen.

Das war vorher!

Nun sind sie Menschen in Kleidern und fahren durch die Straßen der großen Stadt. Aber unvergessen ist der Tag, hüllenlos und aufgetan sind die Gesichter und Herzen. Die Seelen, zerlöst in Duft und Luft, konturenlos den Körpern entglitten, mischen sich, zerfließen mit anderen Seelen, Gefühlen, Sehnsüchten. Einer kennt die Gedanken des anderen.

„Wenn einer stürbe jetzt in der Welt, ich würde es fühlen —", meint das Mädchen. So ist aller Schmerz und alles Glück in ihnen.

Das Auto bummelt. Es läuft wie ein träumender Mensch durch die Straßen. Ein Mond, hell und bezwingend, läuft am Himmel oben Schritt für Schritt mit. Unwirkliche, empfindsam empfundene Welt! Keine Lichtreklame bringt es heute fertig, zu ernüchtern. Die Zeit steht still, man hört und fühlt sie nicht ticken. Wenn die Uhren schlagen irgendwo, dann ist heute wie vor hundert oder nach hundert Jahren. Der Kopf des Mädchens liegt hintenüber auf dem Verdeck. Mond, Sterne, wachsende, blühende, großartige Sterne sind in den Augen und etwas und alles das, was jahrelang verborgen war und wieder verborgen sein wird.

Du Mann am Volant! Deine Hände liegen hell und lässig auf dem Steuerrad. Deine Hände sind ganz für sich und ohne dein Hirn. Gib mir deine rechte Hand! Ich und der Mond, du und ich und der Mond, du und ich und der Mond und die Welt und die Blumen und der Heuduft und alles, alles — es ist nicht zu fassen und zu ertragen! Die Augen sind übervolle, bis an den Rand gefüllte Krüge, sie möchten überlaufen, weinen, weil sie so voll sind.

Ganz fern: Erde und Alltag, morgen und Arbeit und Geld. Andere Menschen gehen langsam und feiertäglich auf der Straße. Gesicht und Gang und Stimme sind besonders, erscheinen den beiden anders als sonst.

Alltausendjährlich —

Früher Herbstabend! Nicht zwei, sondern einer und eine im Auto! Der Motor keucht, und die Hupe kläfft, denn der Wagen ist böse und naß von den ersten Nebeln. Der Wald vorher stand stumm und ältlich da, unnahbar. Das Mädchen friert in der Erinnerung. Der Mann hat sie nicht in seinen Arm genommen, er hat es vergessen, war nachdenklich und für sich.

Ich fühle nicht, was du denkst. Dazu ist es zu kalt und unfroh überall.

Altweibersommerfäden spinnen zwischen ihr und ihm, ihm und ihr. Lose Brücke, keine Brücke! Des Mädchens Wünsche und Sehnsüchte sind nicht frei genug, sind nicht stark genug, nicht laut genug, den Mann zu wecken und zu wärmen. So war der Spaziergang im raschelnden, wesenden Laub. Kleine Bäume stehen im Schatten der großen, rührend bunte Blätter, lose Stiele, denn die Blätter rüsten schon ahnungslos, gehorsam den Naturgesetzen, zum Segelfluge dahin und dorthin und unter die stampfenden Schritte der Menschen. Sehr kleine Bäumchen, so klein und jung und schon Herbst, denkt das Mädchen mit der Verdächtigkeit des Mitleids, das sie selber angeht.

Die Nacht fällt herein, schnell und gefräßig, sie legt sich wie ein böses Tier quer über die Landstraße, versperrt Blick und Weg. Laternen hängen in der Luft wie vergessene Lampions auf einem verregneten Gartenfest. Die Straße ist phantasielos schnurgerade. Der nasse Asphalt spiegelt Baum und Licht und alles, was die Begrenzung der Nacht erlaubt. Die Straße ist ein Fluß, glatt und tückisch.

Petrus ging über die Wellen, er glaubte.

Das Auto jagt über Tiefen und Untiefen, gefahrvoll, angstvoll, gehetzt. Wir sinken, wir sind verloren, wenn ich nicht glaube! Das Mädchen wickelt sich fester in den Mantel. So ist ein jeder noch mehr für sich, abgeschlossen, verriegelt und versteint in der kühlen Wehmut dieses Herbstabends. Der Mann schweigt. Krähen schreien. Das bist du, ich sehe dich deutlich, Profil und Miene. Das Mädchen ist erstaunt. Sie hat sich von dem Mann ein anderes Bild geschaffen, ein sommerliches, ein Wunschbild. Bilderlos und ungeschmückt ist das Innere, zum Weinen leer.

Der Wind peitscht Haar und Gedanken, der Regen schlägt Gesicht und Herz.

Der Zählmechanismus des Autos zeigt neunundachtzigtausend Kilometer, das ist beinahe ein ganzes Autoleben. Zwischen dem Sommertag damals und dem Herbstabend heute liegen fünftausend, sechstausend Kilometer. Das ist ein weiter Weg, wenn man ihn zurückgehen möchte zu Anfang und Lachen und Glauben. Man muß ihn zurückgehen — um weiter leben und lieben zu können. Manches ist dem Tempo, dem Weg des Autos verborgen geblieben, manches, was man heute wissen muß, um die Stunde jetzt, die einsame, kalte böse dunkle Stunde zu ertragen und zu überwinden.

Die Welle

Sieh, ich bin nur kleine Welle,
Welle aus dem großen Meer.
Stets bewegt, doch auf der Stelle,
Und die Sehnsucht bleibt mir leer.

Wolken ziehn, bald Sturmesfetzen,
Bald des Sommers Lichtgestalten.
Niemals ihnen nachzusetzen,
Bin ich qualvoll festgehalten.

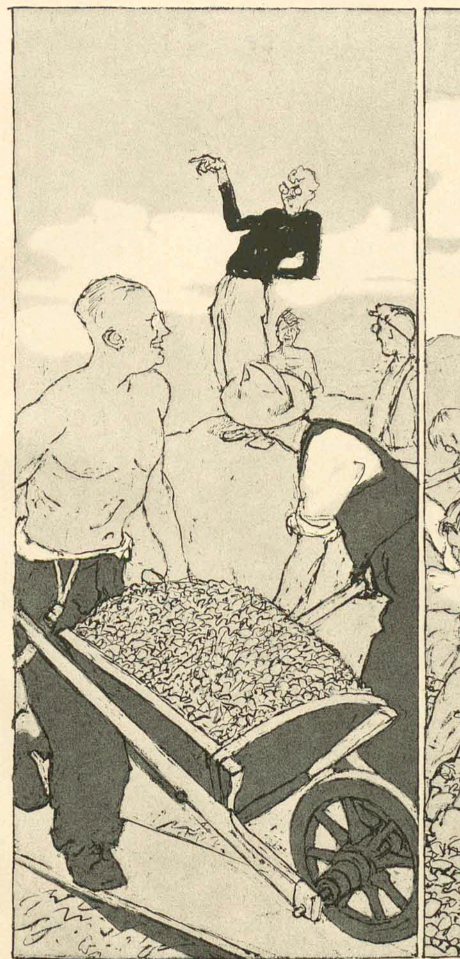
Niemals schau ich meine Gründe,
Meines Seins Geheimnis schließend.
Immer bin ich Spiel im Winde,
An der Oberfläche fließend.

Vor mir fliehen meine Schwestern,
Bleiben folgende zurück.
Schwingend zwischen morgen, gestern —
O welch' schmerzendes Geschick!

Hans Ulrich Instinsky

Im Arbeitsdienstlager

Erinnerung — Überraschung (E. Thöny)



„Schmüdt, schlüßen Sie das Fönster, das Klassenzimmer ist kein Luftkurort!"

„Jessas, da schaugts her, d' Kopfarbeiter ham aa Händ!"

Lieber Simplicissimus!

Ich hatte neulich am Amtsgericht Frankfurt a. M. zu tun; an jeder Tür prangt ein Schild, das das Rechtsgebiet bezeichnet, das dahinter behandelt wird.
Da ich noch Zeit hatte, ging ich im Gange des Gerichtsgebäudes auf und ab und studierte aus Langeweile die Schilder. Auf einem stand z. B.

Zahlungsbefehle
A—G

auf einem anderen

Arrest
und
Einstweilige Verfügungen

und auf einem Schild, das so in den 50er Nummern war, stand:

Verkehrsunfälle,
Unterhaltsklagen, unehel. Kinder betr.

*

Im Stadttheater zu M . . . sitzen zwei Abonnentinnen und sehen sich voll Andacht den „Othello" an. Als er am Schluß die Desdemona mit dem Kissen erstickt, sagt die eine zur anderen: „Wie nett, daß er das jetzt so macht; früher schoß er."

In Sachen Stavisky

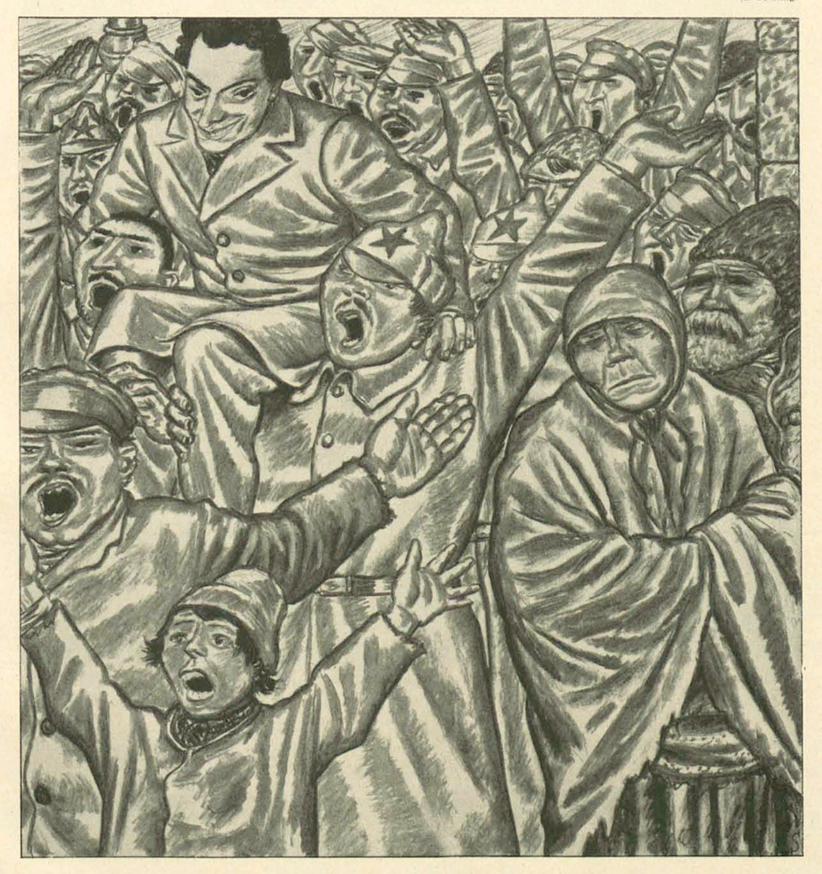
(Olaf Gulbransson)



„Runter mit den Belastungszeugen!"

Dimitroff

(E. Schilling)



„Sonderbar, Mütterchen, was andere Völker hinauswerfen, wird bei uns Volksheld!"

Die Tragödie des Menschen

In Preßburg sollte im Rahmen einer Wohltätigkeitsveranstaltung das Stück des ungarischen Klassikers Emmerich Madach „Die Tragödie des Menschen" durch junge Mädchen und Männer der Preßburger Gesellschaft aufgeführt werden. Der Inhalt des Dramas ist kurz dieser: Adam träumt und erlebt im Traum die ganze zukünftige Menschheitsgeschichte. Die charakteristischsten Ereignisse der einzelnen historischen Perioden rollen vor seinem Auge ab. Er sieht die ganze Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins und beschließt daher nach dem Erwachen, die Entstehung des Menschengeschlechtes zu verhindern, indem er sich von einem Felsen stürzt. Aber im letzten Augenblick erscheint Eva und flüstert ihm zu, daß sie sich Mutter fühle. Adam sieht seinen Plan durchkreuzt: das Menschengeschlecht entsteht jetzt auch ohne ihn, und gibt daher seine Absicht auf.

Wir waren natürlich alle mit ganzer Seele bei der Arbeit. Um den Ernst der Proben nicht zu gefährden, waren sie streng geschlossen. Nur bei der Generalprobe — einen Tag vor der Vorstellung — durften die Eltern der Mitwirkenden anwesend sein. Und damit brach das Verhängnis über uns herein. Die Mutter der Darstellerin der Eva protestierte energisch gegen die Rolle ihrer Tochter: Man könne doch unmöglich einem jungen Mädchen der besten Gesellschaft zumuten, in aller Öffentlichkeit zu erklären, sie fühle sich Mutter. Die Ratlosigkeit war groß. Alle Versuche, die Mutter umzustimmen, scheiterten. Für die umfangreiche Rolle in so kurzer Zeit eine andere Darstellerin zu finden, war unmöglich. Hilfesuchend wandten wir uns an den Regisseur des Stadttheaters, und der Ausweg wurde gefunden:

Bei der Aufführung sprang Adam, entschlossen, seinem Leben ein Ende zu bereiten, auf den Felsen. In der letzten Sekunde aber prallte er zurück, griff an den Kopf und sagte verzweifelt: „Ich fühle mich Vater!"

A. R.

Experimente in USA.

(R. Kriesch)



„Well, Roosevelt stellt die Wirtschaft auf den Kopf. Aber was wollen Sie, das ist eben seine Heilmethode!"

Untergang Mascalis

Von Wilhelm Auffermann

Mascali ist ein kleines Dörfchen am Abhange des Ätna. Ein blühendes, lachendes, singendes Dörfchen am großen, unruhigen Berg. In jedem Fremden weckt es die Sammelwut. Auch in Herrn Warnts wurde sie wach.

Wie bunte Perlen liegen die Basare zwischen den schmutzigen Hausruinen und Bretterhütten längs der zum Gipfel holpernden Straße. Wer etwas zu verkaufen hat, tut es laut und rufend kund. Alle haben zu verkaufen. Ricordos und Souvenirs. Man müßte die Andenken sackweise heimschleppen.

Müßig schlenderte Herr Warnts durch die Hauptstraße, da schossen die Händler wie Haie auf ihn zu. Der eine wollte ihm Mosaikbroschen, die er als die schönsten Italiens bezeichnete, für die Signora aufschwätzen. Bettelnd, weinend, wimmernd. Schon wollte Herr Warnts schwach werden — da faßte ihn ein anderer Händler an der Hand und drehte sie ums Gelenk: „Scusi, Signore, der Kerl meint es schlecht mit dir. Meine Broschen sind nicht nur die schönsten Italiens, sondern die schönsten der ganzen Welt!" Er schleppte ihn in seinen Laden.

Die Broschen gefielen Herrn Warnts nicht, und als hätte der Händler seine Gedanken erraten, legte er ihm sofort ein Lavastück mit eingepreßter Geldmünze in die Hand. „Nur fünf Lire . . ., vier Liere . . ., drei Lire! — Drei Lire, Signore!" unterbot er sich selbst.

Da hatte sich jemand unbemerkt von der Straße in den Laden geschlichen und flüsterte Herrn Warnts von rückwärts ins Ohr: „Signore, glaube ihm nicht, er betrügt dich, es ist Ofenschlacke! Komm mit mir!"

Und Herr Warnts ging mit.

„Ich heiße Oreste, man nennt mich aber il filosofo. Ich habe weder die schönsten Dinge Italiens, noch der ganzen Welt. Ich habe aber die kostbarsten und schönsten Dinge Mascalis. Das ist also mehr als alles andere hier. Und für dich habe ich etwas ganz Besonderes."

Herr Warnts lachte neugierig auf.

Am Ende der Straße, in einer dunklen, schiefen Hütte hatte Oreste seinen Laden. Er verschloß die Tür, verhängte von innen die Fenster und holte aus einer Truhe die ganz besondere Kostbarkeit hervor: eine mächtig große irdene Vase.

„Signore . . ., Signore! Was bietest du mir für diese Kostbarkeit? Eigenhändig habe ich sie erst vorgestern ausgegraben."

Prüfend nahm Herr Warnts die schmutzige, unförmige Vase in die Hand. Der Topf mochte allerdings einige Zeit in der Erde gelegen haben, aber außer durch verdorbene Farbe und einen abgebrochenen Henkel unterschied er sich in nichts von Tontöpfen gleicher Art, die in nördlichen Ländern zum Einlegen und Säuern von Kraut und kleinen Gurken benützt werden. „Hm . . ., hm . . ., sagen wir . . ., na . . ., sagen wir: fünfzig Lire ist er wert! Aber ich kann den Topf nicht gebrauchen, meine Frau wohnt zu weit von hier."

„Signore!" schrie der Händler und riß die Augen weit auf vor Entsetzen, „fünfzig Lire für meine Vase, die zweitausend wert ist! Nimm das zurück, Signore, es ist kein Topf. Es ist eine Urne, wie Cäsar keine schönere hatte, antica, Signore, antica!"

„Ich kann den Topf nicht gebrauchen, er ist nicht echt, zeige mir etwas anderes!"

„Signore, verschmähe nicht, was das versunkene römische Reich durch Oreste dem Tageslicht wiedergab — tausendfünfhundert Lire!"

Herr Warnt mußte über den alten Gauner lachen. „Vielleicht morgen", log er, um Ruhe zu haben. Beschwörend hob der Händler die Hände.

„Domani, adio!" Und Herr Warnts ging.

An diesem Abend begann die Erde schüchtern in ihrem tiefsten Innern zu rollen, und die leichte Rauchsäule, die senkrecht aus dem Krater aufstieg, wurde zur Qualmwolke, zu einem dunklen Ungeheuer, das gierig den Abendpurpur der Sonne verschlang.

Das ist der Protest der Erde, dachte lächelnd Herr Warnts, sie hält zu ihren Söhnen.

Kaiserkrönung ohne Volk

Unter dem neuen Herrscher-Namen Kang-Teh
ward Puji Kaiser von Mandschukuo,
doch weil man um sein hohes Leben bangte,
ward er der Thronbesteigung nicht recht froh —

Man hatte so viel Angst vor Attentaten,
daß man das ganze Volk eliminiert,
und nur durch Detektive und Soldaten
hat ihn der stolze Krönungszug geführt!

Und ob man auch den weißen Stier geschlachtet
und opferte, wie's Brauch von alters her:
wenn man den Hergang objektiv betrachtet,
scheint dieser Herrscher nicht sehr populär — — —

Es ist zwar seine dritte Kaiserkrönung,
was wohl als Welt-Rekord zu werten ist,
jedoch trotz Branchenkenntnis und Gewöhnung
bin ich betreffs der Dauer Pessimist.

Denn wer am Krönungstag dem eignen Volke
aus blasser Angst sich nicht zu zeigen traut,
der spürt wohl selbst schon die Gewitterwolke
und lebt in keiner angenehmen Haut — !

Benedikt

Anderntags traf er auf der Straße zufällig Oreste, den „Filosofen“.

„O Signore!“ jubelte Oreste, „ich wußte ja, daß du mich bereits suchst. Du wirst mir dankbar sein. Ein Engländer bot mir soeben für die Vase ein kleines Vermögen, aber ich dachte an dich . . .“

„Du irrst, Oreste! Ich suche weder dich noch deinen unechten Topf . . ., aber fünfzig Lire will ich dir aus Freundschaft dafür geben!“

„Du willst mich betrügen!“ brauste der Händler auf, verfluchte seine Vorahnen und ging weiter. Im Gehen drehte er sich mehrmals um, ob ihm Herr Warnts nicht folge. Er folgte ihm nicht. Da rief er ihm nach: „Signore, der Berg soll dir zürnen!“ Und spuckte verächtlich aus. Hoffte aber doch noch im stillen.

Tatsächlich zürnte der Berg.

Nachts dröhnte plötzlich eine Glocke Herrn Warnts aus dem Schlaf, dröhnte zwischen die Explosionen der Erde: Glut und Feuer drängte aus dem Krater des Vulkans. Ein grauenhaftes Schauspiel — und doch von unbeschreiblicher Schönheit. Staunend stand Herr Warnts beim Fenster, starrte unbeweglich, obwohl ihm der Luftdruck um die Ohren donnerte. Als es Asche regnete, flüchtete auch er. Keine Sekunde zu früh.

Die Straße bergab wogte und tobte voll flüchtender Menschen. Es war ein schreckliches vielstimmiges Geschrei, das sich in den Himmel krallte. Langgezogen und schrill, heiser und abgerissen, ein hundertstimmiger Wehelaut aus einem einzigen Grauen heraus. Keine Worte, nur Töne. Die Klage um die verlorene Heimat. Auf Karren schleppten sie die schnell zusammengerafften paar Habseligkeiten mit. Schnaubend bäumten sich die Maultiere empor, schlugen aus, rissen sich los und jagten röhrend im gestreckten Galopp talabwärts, Catania zu. Und hinter den verzweifelt eilenden Menschen wuchs das Grauen. Der glühende Erdschleim fraß sich in den Wald hinein, gebrochene brennende Bäume mitsegelnd, über Mascali hinweg. Über Wiesen, Orangenhaine, über Weingärten und Felder. Den Flüchtlingen nach.

Mitten im Gewühl traf Herr Warnts Oreste, der schwer keuchend eine Handkarre zog. Er griff mit zu. Auf der Karre befanden sich weder Betten noch Stühle: nur Töpfe, Töpfe . . .

„Salve, Signore! Welch ein Unheil ist über uns eingebrochen“, schluchzte der Händler. „Mann, Weib und Kind werden zerstreut in alle Winde und — sonderbar! — wir beide mußten uns wieder treffen . . . Hab und Gut ist futsch!“

„Hast wohl nicht viel verloren“, wollte ihn Herr Warnts trösten, „im Gegenteil, der alte Topf hat sich ja wunderbar vermehrt. Alles echt? Alles antica?“

Oreste kapitulierte auch jetzt nicht: „Ja, Signore, ausgegraben. Alles auf einmal. Aber ich wollte es nicht sagen, um den Preis nicht zu verderben.“ Wie kichernd klinkerten die Töpfe aneinander.

Herrn Warnts gelang es nicht mehr, seiner Verwunderung über so viel Glück und kaufmännischen Verstand Ausdruck zu geben. Die Worte blieben ihm in der ausgetrockneten Kehle stecken, und er würgte bloß unzusammenhängende Laute. Die Kehle brannte wie Feuer, und bis zur Küste waren es noch Stunden.

Der Morgen dämmerte. Einen furchtbaren Anblick boten die Maultiere mit ihren blutigen, weitheraushängenden Zungen. Auch die Menschen glaubten zu ersticken. Die Lungen waren zu angestrengt, hatten nur immer wieder denselben heißen, durch Schwefelgase vergifteten Atem. Die Schläfenadern schwollen. Frauen und Kinder brachen zusammen. Man schleppte sie mit. Die Gesichter troffen vor Schweiß.

Da schrie auch eine Männerstimme. „Mein Gott ... Wasser ... Waa ...!“ und brach plötzlich ab.

Herr Warnts hatte jetzt und auch später keinen Augenblick das Gefühl, überhaupt er selbst zu sein. Er fühlte das Blut in seinen zum Platzen gespannten Adern gerinnen. Das war der Durst. Und noch immer gab es keine Erleichterung, noch immer dehnte sich endlos der Weg. Da plötzlich erschien ihm alles wie eine Vision: Oreste, il filosofo, dieser schlaue Fuchs und Fremdenbetrüger von Mascali, hob aus dem Karren eine mächtige Tonurne. Sie war so schwer, daß er sie kaum mit Händen halten konnte. Und Herr Warnts sah: Oreste hockte sich nieder — und tränkte die erschöpften Menschen, die ihn wie Ameisen umdrängten. Er war der einzige, der Wasser mitgeführt hatte. Alle Töpfe waren gefüllt.

Als sie weiterwanderten, sagte Oreste: „Signore, du nanntest meine herrliche Vase einen Gurkentopf — ich glaube, meine Gurkentöpfe werden einigen Menschen das Leben retten. Vielleicht auch dir.“

„Verzeih . . .“ —

Erst als die Sonne aufging, waren sie gerettet. Hatten die Küste erreicht. Das Meer breitete sich vor ihnen wie ein unendlicher Teppich aus und verschmolz in der Ferne mit dem Horizont zu undefinierbaren Farben. Im Lichte des steigenden Sonnenballes schossen die Möwen, schleuderten sich in den Raum hinauf und fielen zurück in die Glut der Klippen. Kühler Wind blies leichten Schaum ans Ufer. Das Meer schien zu atmen in leiser Monotonie.

Ausruhend saßen Herr Warnts und Oreste auf einer Klippe, das Geräusch der nahen Stadt drang nur schwach und gedämpft zu ihnen.

„Jetzt möchte ich einen deiner Töpfe kaufen!“

Oreste schüttelte den Kopf. „Signore, mach mir das Herz nicht noch schwerer, ich würde dich ja nun betrügen, denn du weißt ja jetzt, daß die Töpfe falsch sind.“

Sie nahmen Abschied.

Herr Warnts war noch keine zwei Minuten gegangen, da rief jemand hinter ihm: „Signore!“

„Oreste?“

„Ja, Signore, ich bin es. Du hast mir geholfen den Karren ziehen. Willst du mir nochmals Freude machen? Nimm als Geschenk den unechten Topf mit als echte Erinnerung an den Ätna und an Oreste.“

Und er legte ihm den Topf in die Arme. Herr Warnts stand staunend und rührte sich nicht vor Verblüffung. Da war auch schon der sonderbare Ehrenmann mit seinem Karren verschwunden.

Ein Mensch . . .

XIV

Ein Mensch erkennt mit viel Verdruß,
Daß er gar viel erleben muß,
Und ist doch wiederum drauf scharf,
Daß er noch viel erleben darf.
Er steigt, im allgemeinen heiter,
Empor auf seiner Lebensleiter:
Das Gute, das er gern genossen,
Das sind der Leiter feste Sprossen.
Das Schlechte — er bemerkt es kaum —
Ist schließlich nichts als Zwischenraum.

Eugen Roth

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C, Sparkassenstraße 11. Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17500 IV. Vj. • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Im Frühling

(C. O. Petersen)



Im Holze balzt der Auerhahn — Dergleichen fängt beim Bockbier an

Der Starmatz pfeift vor seinem Haus — hier kauft der Nachbar einen Strauss

Der stolze Puter spreizt den Sterz — das Bier erwärmt des Menschen Herz

Am Abend sich die Enten reihen — auch hier geht man nachhaus zu zweien

Neues vom Heiratsmarkt

(E. Thöny)



„Königliche Prinzen heirat'n jetzt Bürgermadln. Waar für unseroan aa net übl, a guat unterwachsene Prinzessin!"

Lieber Simplicissimus!

Der alte, langgediente Pfarrer einer kleinen westfälischen Gemeinde ist gestorben. Sein Nachfolger ist ein junger, ziemlich forscher Herr aus der Stadt. So manches in der Gemeinde gefällt dem neuen Seelenhirten ganz und gar nicht, und er ist überzeugt, daß in manchen Dingen Änderungen eintreten müssen und werden. Zuerst setzt der neue Herr den Hobel im eignen Haus an.

„Sagen Sie mal, Schulte-Kleinbeisterkamp", so apostrophiert er eines Tages seinen Kirchenküster, einen Mann, der weit und breit als knorriger Hund bekannt ist, „sagen Sie mal, wie kommt es eigentlich, ich habe soeben wieder einen kräftigen Schnapsgeruch verspürt — — —?" — „Och, Här Paster", erwidert Kleinbeisterkamp, der Küster, „och, Här Paster — wieso das kömmt? Dat is chanz einfach zu erklärn, Här Paster. Ich habe mir nämlich soeben wieder kräftig einen genommen — Här Paster — — —!"

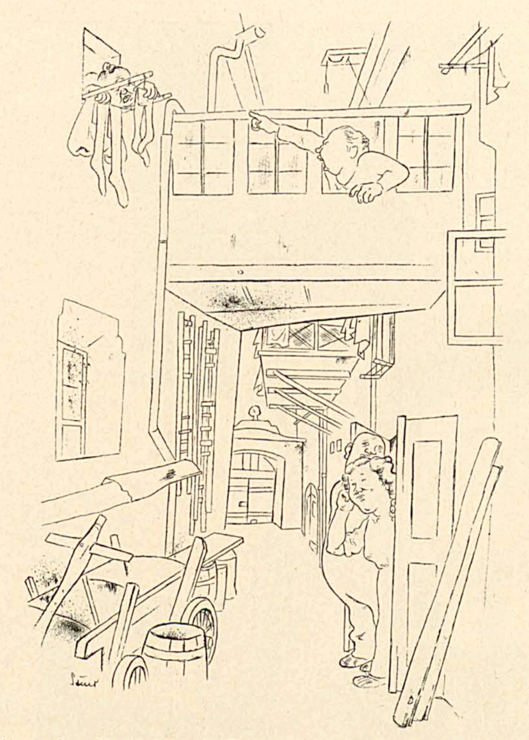
*

Der verkannte Shakespeare

Ich sah mir mal im Sommer in einem Berliner Theater ein englisches Verbrecherstück an. Hinter mir saßen ein echter Berliner nebst Frau und deren Freundin. Als das Stück immer mehr Spannung erweckte, sagte der Mann zur Freundin: „Een Jlück, det wir hier herjekommen sind; wat meine Frau is, die wollte partuh in 'n Hamlet, da hab ick ihr aber jesagt: ‚Nich in die Lamäng, Hamlet is keen Sommerstück.'"

Daktyloskopie

(Jos. Sauer)



„Wat sachen Se, ick habe die Treppe nich sauber jescheuert? Det is ja nur, weil ihr Oller barfuß herunterjeloofen is!“

Terpsichore macht alles

Von Weare Holbrook

Vor etwa zehn Jahren waren so abstrakte Begriffe wie Hoffnung, Furcht, Verzückung und das Wetter die Lieblingsthemen der Tanzkunst. Eine Tänzerin war am glücklichsten, wenn sie sich auf dem Gebiete der Meteorologie betätigen durfte; auf den Zehenspitzen einherwackelnd und die Finger hin und her drehend konnte sie den Fall der Regentropfen oder, Koriandoli in die Luft werfend, einen Sturm verkörpern. Schnelle Sprünge nach rechts und links bedeuteten nordöstliche Winde und eine derwischhafte Pirouette nichts Geringeres als Wirbelwinde in barometrischen Tiefdruckgebieten.

Damals war es auch noch leicht, die Nationalität der einzelnen Darsteller zu erkennen. Wenn sie sich auf ihren Absätzen niederkauerten und hiebei einen unverständlichen Schrei ausstießen, waren es Russen; wenn sie ohne ersichtlichen Grund mit den Füßen aufstampften, waren es Spanier; wenn sie ihre Handflächen ausstreckten, wie wenn sie Regen erwarteten, waren es Orientalen.

Doch in jüngster Zeit hat sich die symbolische Tanzkunst von der Darstellung so primitiver Gefühle wie Freude und Sorge, Furcht und Verzückung abgewendet und es unternommen, Politik, Architektur, Weltgeschichte, Chemie und doppelte Buchhaltung zu verkörpern — dies alles mit Hilfe rhythmischer Bewegungen.

Widerstreit war stets ein unentbehrlicher Wesenszug tänzerischer Darbietungen. Aber wo wir früher den Widerstreit zwischen den herbstlichen Blättern und dem Nordwind sehen konnten, sehen wir jetzt den Kampf des Menschen gegen die Maschine oder der Proteine gegen die Kohlehydrate. Die Tänzer rasieren ihre Köpfe, bemalen sich wie Zentralheizungskörper mit einer aluminiumähnlichen Farbe und unternehmen es, mit Hilfe aufgeregten Müllerns, die Maschine zu interpretieren. Und eine Maschine ist für sie irgend etwas Glänzendes, das dieselben Bewegungen von halb acht bis halb zehn Uhr abends wiederholt.

Letzten Sonntag besuchte ich mit meiner Frau einen Tanzabend Klaus Mittems, der sich „Der Niedergang der westlichen Zivilisation“ betitelte. Die Bühne war, von einem malvenfarbenen Wandbehang abgesehen, nackt, und ebenso war es Herr Mittems, wenn man von einem Linoleum-Lendenschurz, einem Porzellanhelm und einem Paar Chrom-Boxhandschuhen absieht.

Die erste Programmnummer „Vorgeschichtliche Dämmerung“ zeigte Herrn Mittems im roten Scheinwerferlicht, wie er rhythmisch seine Fäuste auf und nieder schwang. Dies, so unterrichtete mich meine Frau, stellte einen das Tamtam schlagenden Primitiven dar. Während der zweiten Nummer stand Herr Mittems im grünen Scheinwerferlicht und schwang seine Fäuste nach rechts und links. Diese Nummer sollte einen Forscher darstellen, der sich seinen Weg durch einen dichten Urwald erkämpft.

Die dritte Nummer, „Landwirtschaft“ betitelt, zeigte Herrn Mittems im gelben Scheinwerferlicht, seine Fäuste auf und nieder schwingend; dies sollte bedeuten, daß er Holz fällte, Wasser pumpte, Getreide drosch oder möglicherweise eine besonders langbeinige Kuh molk. Und in der vierten und letzten Nummer, „Maschinenzeitalter“, sahen wir Herrn Mittems im blauen Scheinwerferlicht, wie er seine Fäuste im Kreise schwingen ließ, um die Räder der Industrie darzustellen.

Vorgeschrittene Studenten der Tanzkunst fanden dies alles vielleicht überaus scharfsinnig und symbolisch. Aber auf mich machte es einen weit größeren Eindruck, als wir, aus dem Theater in die frostige Winternacht hinaustretend, einen zitternden Taxichauffeur erblickten, der, um sich zu erwärmen, seine Arme mit genau denselben kreisförmigen Bewegungen schwingen ließ, die Herr Mittems verwendet hatte, um den Niedergang der westlichen Zivilisation zu illustrieren.

„Hier“, so erklärte ich meiner Frau, noch ganz im Banne des symbolischen Rhythmus, „siehst du den Geist des Verkehrs, der auf seinen Befreier wartet. Beachte das anmutige Gleichgewicht, die schwebende Kurve der Schultern, den vollkommenen Bogen, den die Ellenbogen beschreiben. Welcher Gleichklang! Welcher Rhythmus!“

Aber auf meine Frau machte dies alles keinen Eindruck. Für sie beginnt der Kunstgenuß erst dann, wenn sie für einen Sitzplatz bezahlt hat. Mit Spannung sieht sie schon dem Tanzabend entgegen, den nächsten Sonntag Mademoiselle Olga Expressowaja, früher erste Tänzerin der Kaiserlichen Oper von Minsk, veranstalten und der Programmnummern wie „Die Ausschüttung der Dividenden“, „Die Entwicklung des Tonfilms“ und „Der Geburtstag des Vitamins E“ einschließen wird.

Gleich den übrigen Gatten tanzkunstbegeisterter Frauen werde auch ich zugegen sein und von den guten alten Tagen träumen, da es noch Tanz dem Tanz zuliebe gab. Ich werde zugegen sein — ein unentwegter kleiner Abenteurer, der noch immer gegen alle Hoffnung hofft, daß ich irgendwo und irgendwann wiederum einen Tanz sehen werde, der nicht von Symbolen, sondern von Anmut erfüllt ist.

(Autorisierte Übertragung aus dem Amerikanischen)

Solche Sorgen möchten wir haben!

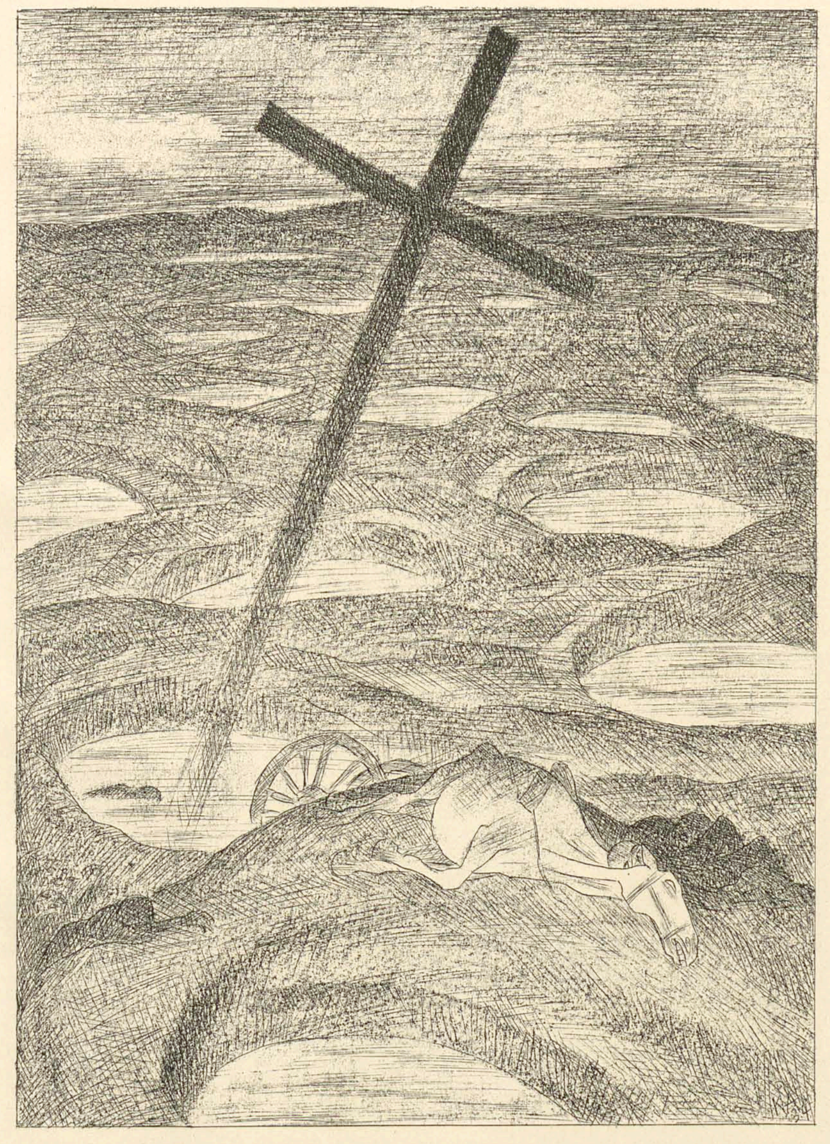
Die Münchner Gesellschaft für Morphologie und Physiologie kündigte zu ihrer am 20. Februar 1934 stattfindenden Sitzung unter anderem folgenden Vortrag an:

Frl. Privatdoz. B.: „Der Eiweißbedarf der erwachsenen Arbeitsbiene.“

Mein Freund, dem ich das Thema vorlas, erwiderte sarkastisch: „Könnte man im Interesse der Allgemeinheit nicht vielleicht noch hinzusetzen: ‚Bei Westwind‘?“

Der Krieg

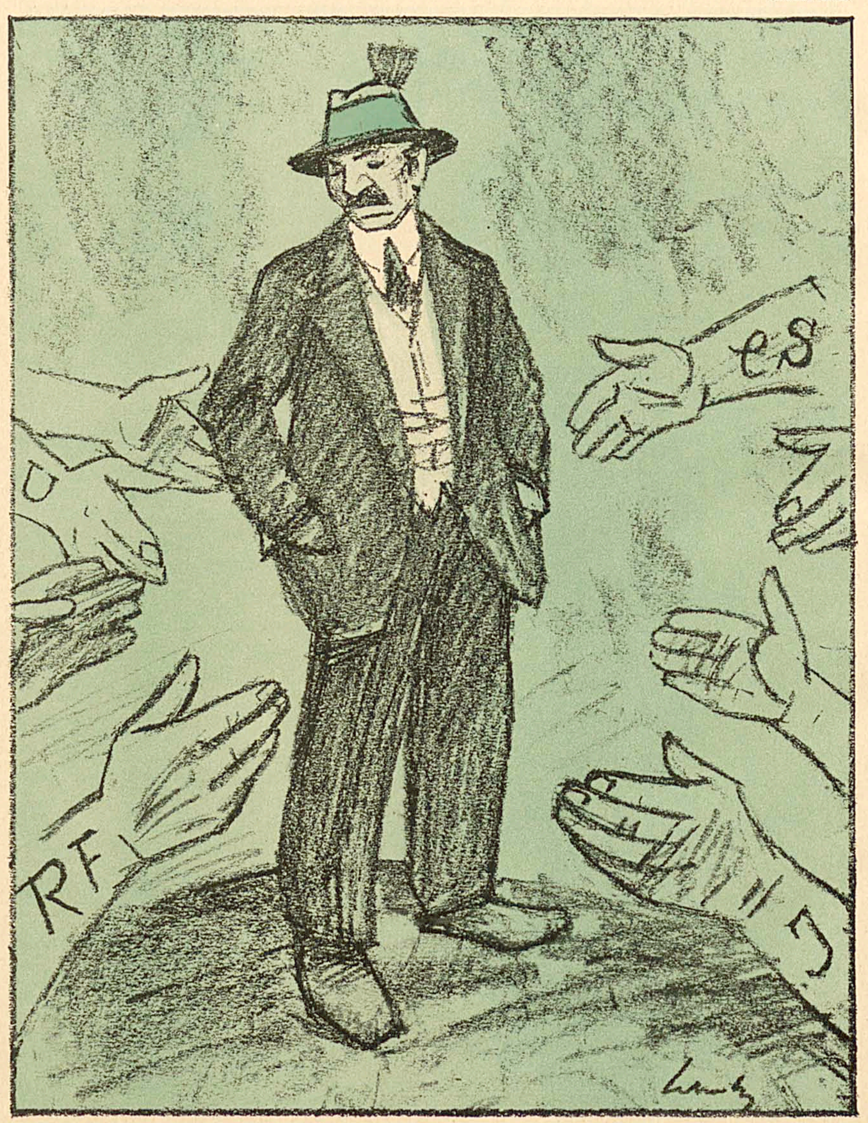
(Karl Arnold)



Süß erscheint der Krieg dem, der ihn nicht kennt; wer ihn aber erlebt hat, dem erschrickt schon das Herz, wenn er heraufzieht. (Pindar)

Österreichs Unabhängigkeit

(Wilhelm Schulz)



„Mir scheint, der richtige Fremdenverkehr is dös net."

München, 25. März 1934 **Preis 60 Pfennig** 38. Jahrgang Nr. 52

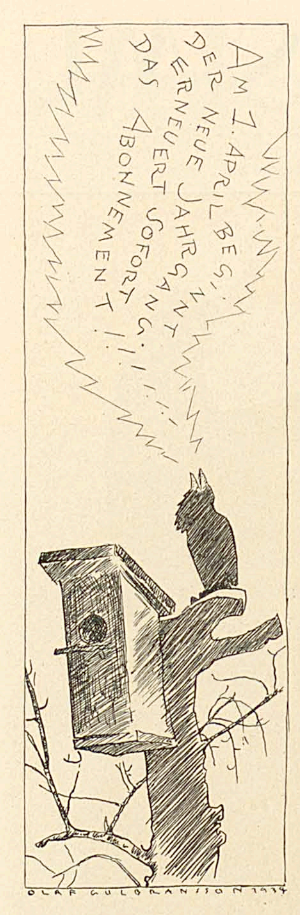
SIMPLICISSIMUS

Ein neuer Franz von Assisi

(E. Schilling)



Der belgische Ministerpräsident de Broqueville predigt den Tanks.



Jagd auf ein vergriffenes Buch

Von Reinhard Koester

Dies ist die Geschichte vom Büchersammler Walter Pellzer, der trotzdem kein „Bibliophile" im landläufigen Sinne ist. Er sammelt weder Erstausgaben noch Luxusdrucke, weder ausschließlich „Sittengeschichtliches" noch ausschließlich grönländische Literatur. Um die Wahrheit zu sagen: er liest überhaupt wenige, sehr wenige Bücher, und auch die meist nur bis zur zehnten Seite, nachdem er vorher die letzte gelesen hat. Wenn er sich aber einmal in ein Buch, das ihm dann meist von einem guten Freunde empfohlen worden ist, festgebissen hat, will er es auch besitzen und es dem grotesken Sammelsurium seines Bücherschranks, das er „Bibliothek" nennt, einverleiben. In dieser Beziehung ist er wie die merkwürdigen Gebilde seines Salzwasser-Aquariums, die er nächtens mit Stückchen von rohen Seemuscheln füttert oder zu füttern versucht: gelingt es ihm, ein Stück des an einem Holzstäbchen aufgespießten Seemuschelfleisches auf diese Tier-Pflanze hinzusteuern, was ihm häufig auch nicht gelingt, so öffnet diese entweder gierig ihre Fangarme, um das Dargereichte zu verschlingen, oder aber sie tut es nicht, und das leckere Futter wird von einer winzigen Krabbe fortgeschleppt.

So geriet diesem seltsamen Büchersammler eines Tages eine kleine Broschüre von Klaus Groth, „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" in die Hand, die die Schwersche Buchhandlung in Kiel im Jahre 1858 in den Handel gebracht hatte. Eine volkstümlich-wissenschaftliche Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Sprache — die natürliche und die unnatürliche.

Es ehrt den Gegenstand meiner Geschichte unbedingt, daß dies Heftchen sein Interesse erregte. Er ging sofort zur nächsten Buchhandlung, um es zu erwerben, zumal es nur fünfzig Pfennige kostete. Da aber seit Erscheinen des Büchleins — die Geschichte spielt im Schicksalsjahr 1914 — immerhin sechsundfünfzig Jahre verflossen waren, war das Heft nicht „auf Lager", und der gute Walter Pellzer mußte es bestellen. Worauf die Nachricht kam, daß es vergriffen sei.

Nun lief er zum größten Antiquar Berlins. Und da auch er es nicht auf Lager hatte, gab er Auftrag, es für ihn zu erwerben — bis zum Preise von zwanzig Mark. Kein Angebot. Wochenlang. Von Antiquar zu Antiquar lief er — mit ständig erhöhten Angeboten —: ohne Erfolg! Da beschloß er endlich, das Buch selbst auf der Maschine abzuschreiben. Eine Schreibmaschine besaß er, wie ja schon aus den hohen Angeboten für diese kleine Broschüre hervorgeht, daß er ein wohlhabender Mann war. Die Maschine besaß er — aber er war nicht Herr dieser Maschine, und ein Brief von acht Zeilen kostete ihn meistens ebenso viele Briefbogen und deshalb mehr als eine Stunde Zeit.

Nun werden Sie sagen: warum nahm er sich nicht eine Tippmamsell, zumal er doch eine eigene Maschine besaß?! Da kennen Sie eben Walter Pellzer schlecht! Kaufen oder selbst abschreiben war für ihn die einzige Frage. Wir wollen hier nicht erörtern, ob das mangelnde Entschlußfähigkeit, ob es Eigensinn oder die Sparsamkeit, ja der Geiz war, der plötzlich einen sonst zur Verschwendung neigenden Menschen überkommen kann. Kurzum, er schrieb das Buch selbst ab. Auf vierundsechzig einseitig beschriebenen Blättern. Und jede Seite kostete ihn im Durchschnitt eine Stunde Arbeitszeit — im Anfang mehr, am Ende weniger. Also vierundsechzig Arbeitsstunden.

Ach Gott! Ich sehe Sie rechnen! Selbst bei einem Sechsstundentag, meinen Sie, hätte Herr Pellzer die Arbeit in zwölf Tagen — einen Sonn- und Ruhetag eingerechnet — vollenden können? Ich muß Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, daß Herr Pellzer nicht nur einen Beruf hatte, der ihn an sein Büro oder naheliegende Lokale fesselte, sondern daß er auch nach Büroschluß Vergnügungen aller Art nicht abgeneigt war. Wenn wir also auf die Woche zwei Stunden Schreibarbeit in erwähnter Angelegenheit rechnen, so ist das eher zu viel als zu wenig gerechnet.

Darf ich, um die Spannung dieser an sich schon äußerst spannenden Geschichte zu erhöhen, Ihnen ins Gedächtnis rufen, daß während dieser ganzen Zeit — und mehrere Monate waren schon verflossen, ehe sich Herr Pellzer dazu entschloß, das Buch selbst abzuschreiben — viele Antiquare fieberhaft arbeiteten, das Buch aufzutreiben? Oh, ich weiß, was Sie annehmen —: gerade, nachdem Herr Walter Pellzer die mühsame Abschrift endlich vollendet hat, ruft ihn ein Antiquar an und bietet es ihm . . . Keineswegs. Kein Antiquar hat ihn je wieder angerufen oder ihm das Buch zur Verfügung gestellt! Er mußte den Weg, den er sich selbst vorgezeichnet hatte, bis zum bitteren Ende gehen — bis zur vierundsechzigsten einseitig beschriebenen Seite.

Aber jetzt besaß er — allen Widernissen des Schicksals zum Trotz — das geliebte Werk, wenn auch in unerwünschter Form. Strahlend brachte er dem Besitzer die entliehene Broschüre zurück und erzählte, welch großen Eindruck sie auf ihn gemacht habe.

„So?" fragte der Freund. „Hat dir das Büchlein gefallen?" Er zog lächelnd die Schreibtischlade vor und holte ein bescheidenes Buch heraus. „Bitte! Das Buch ist von vielen bedeutenden Berliner Antiquaren so stürmisch und zu so hohen Angeboten verlangt worden, daß der Verlag sich entschlossen hat, es neu herauszugeben." Und als Pellzer entsetzt abwehrend die Hand hob: „Du kannst das Geschenk ruhig annehmen, lieber Freund, das Buch kostet wie früher nur fünfzig Pfennige!"

Da brach Pellzer zusammen und erzählte alles.

Der Freund pfiff durch die Zähne, wie es in Vorkriegs-Kitsch-Romanen der Graf tat, wenn er erfuhr, daß der Liebhaber seiner Tochter eigentlich ein Räuberhauptmann und nicht einmal adlig sei.

„Drum —!" meinte er mit vielsagendem Nicken. „Drum also beklagt sich der Verlag, daß das Buch trotz der vielen Anfragen und meines zündenden Vorworts nicht ‚geht' —!"

Walter Pellzer schluchzte: „Und ich habe ein halbes Jahr meines Lebens verschwendet, es abzuschreiben — mit der Maschine — — —"

Ein Glück nur, daß beide eine Flasche Kognak zur Hand hatten, um sich gegenseitig zu trösten!

Nicht für Vollbärte!

Von Ratatöskr

Wir, die wir täglich mit Gilletten
uns selbst die Angesichter glätten,
befinden uns in Angst und Not,
indem daß eine Steuer droht.

Es mehren nämlich sich die Chöre
der drunter leidenden Rasöre,
daß unsre Backenschaberei
ein Fall von schwarzer Arbeit sei.

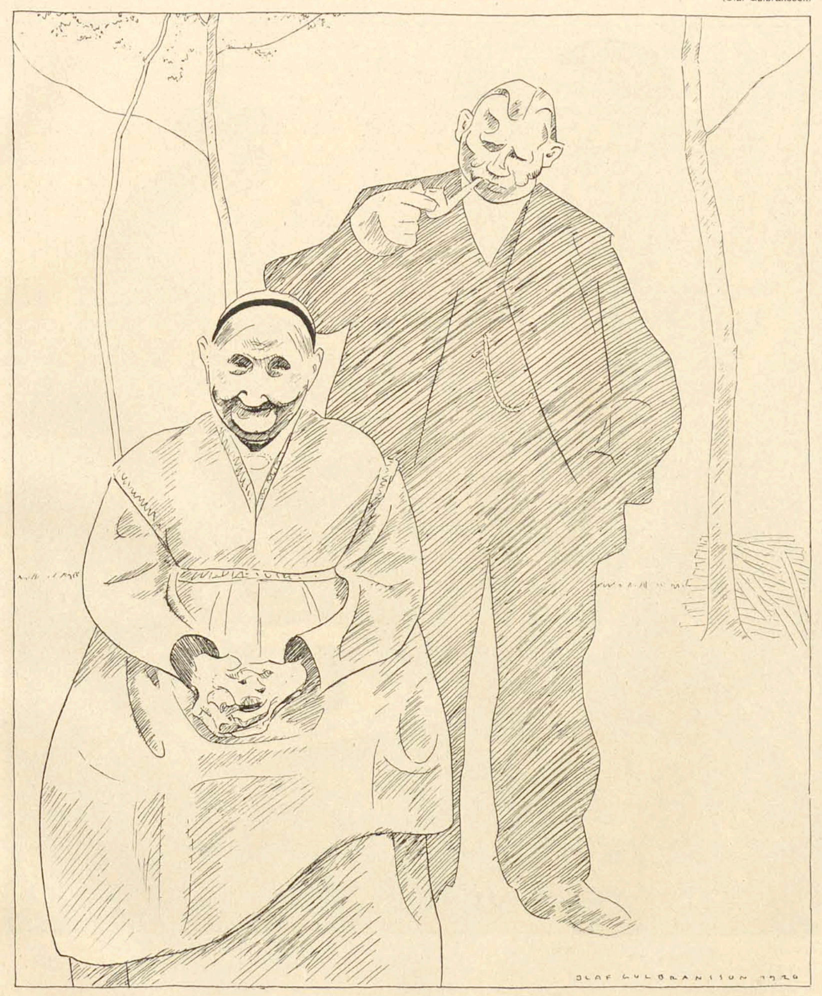
Und in der Tat — man muß begreifen:
die Gabe, einen einzuseifen,
und demgemäß das Recht dazu
hab' weder ich, noch hast es du.

Es bleibt, soll Sinn und Ordnung walten
den Sachverständ'gen vorbehalten.
Wozu denn wären sie sonst da?
Erkenne dies und sage: ja.

Vielmehr: sag' nein zum Selberhobeln
und trage deine Morgenstoppeln
gleich um die Ecke zum Barbier,
so hilfst du ihm und er hilft dir.

Ein Feind der Medizin

(Olaf Gulbransson)



„Gut, wenn man keine Doktors braucht. Die haben immer Angst, man könnte ihnen wegsterben oder gar wieder gesund werden."

Mißverständnis

Vor einigen Tagen kam ich gegen Abend ins Wurstwarengeschäft, um für den Abendtisch einiges einzukaufen. Es waren mehrere Käufer da, und die Frau hinterm Ladentisch hatte die Hände voll zu tun. Neben ihr das niedliche, blonde Mädchen mußte die hergeschnittenen Sachen fein säuberlich einwickeln und den Käufern aushändigen.

Ich war an der Reihe, und ganz zufällig fiel mein Blick auf das Zeitungspapier, das als zweite Hülle zum Einmachen verwendet wurde. Ich sah das oberste Blatt und bemerkte, daß es einen Beitrag eines Dichters enthielt, den ich gut kenne. Das kleine blonde Mädchen sah, daß ich scheinbar irgendwie unschlüssig war.
Da sagte ich: „Bitte, könnte ich wohl dieses Zeitungsblatt haben?"
Das Mädchen, zunächst etwas verwundert, reichte es mir lächelnd über den Ladentischaufsatz herüber. Doch plötzlich fand es die Sache erst richtig in Ordnung, und fern aller Literatur und recht menschlich meinte es noch: „Langt Eahna dös? . . . Könna S' fei scho no mehra ham, wenn S' ebba — — —"
Ich packte meine Sachen und schaute, daß ich aus dem Laden kam. Vielleicht ist mir auch diese Schnelligkeit noch falsch ausgelegt worden.

Wieder Arbeit

(Wilhelm Schulz)



Ich habe vier Jahre gefeiert
und ein armseliges Dasein gelebt.
Das Werkzeug ward mir entfremdet,
fast vergaß ich, wie man den Hammer hebt.

Die Frau ging für uns aufs Verdienen,
ich versah inzwischen das Haus.
Nichts wollte uns mehr gelingen.
Schließlich blieb auch ihre Einnahme aus.

Da kam über Nacht das Wunder:
Ich wurde eingestellt!
Der Trubel der Arbeit umfing mich
wie eine andere Welt.

Die Augen liebkosten den Hobel,
erzitternd griff ich danach.
Meine Hände waren verzärtelt
und meine Arme noch schwach.

Mählich dann wuchsen die Schwielen,
mit dem Werkzeug stand ich auf du.
Ich wußte wieder, was müd heißt
und schlaftiefe nächtliche Ruh.

Die Säge knirscht durch die Bretter,
meine Stirne rot erglüht . . .
Plötzlich löst sich die Zunge
zu einem versunkenen Lied.

Erst sachte, dann stärker und stärker
stimmt die ganze Belegschaft mit ein.
Durch die geöffneten Fenster
blickt lächelnd die Sonne herein.

Julius Zerfaß

Der Tor und das Mädchen / Von Karl Bröger

Der Wohlfahrtserwerbslose Karl Schmied — zweiundfünfzig Jahre alt, 1928 zum letztenmal an der Drehbank gewesen — ging den gewohnten Umweg zum Arbeitsamt. Er ging durch die Hauptstraße der Großstadt voll Menschen und Autogeräuschen, denn das gab ihm ein beruhigendes Gefühl der Geborgenheit und der Gemeinschaft, als wäre er noch drin im Betrieb und nicht ein lästiger Außenseiter. Dieser kleine Selbstbetrug, den er sich dreimal in der Woche leistete, war ihm zur lieben Gewohnheit geworden wie das Rauchen — fünf Stück im Tag und selbstgedreht — oder die Gesellschaft der alten Freunde, die wie er alte Facharbeiter waren und gleich ihm lange arbeitslos. Sie hatten eine Art „Klub der Hoffnungslosen" gegründet und pflegten da eine Art Galgenhumor und den versteckten, aber heißen Zunftstolz der Zunftlosen. Dort nannten sie ihn den „Kaltschmied", eine bittere Anspielung auf das Sprichwort vom Eisen, das man heiß schmieden muß.
Daran mußte er denken, als er dahinschritt, im Takt des Wortes — Kaltschmied, Kalt-schmied — und sich die Dinge ansah, die man ohne Kosten ansehen konnte. Dann, am Ende der Hauptstraße, bog er nicht um die Ecke, sondern — auch das gehörte zum gewohnten Umweg — ging in das Automatenrestaurant im Eckhaus. Da gab es nämlich einen öffentlichen Zigarettenanzünder, eine trübe, ewige Flamme, die er öfters benützte. Er holte die selbstgedrehte Zigarette aus dem abgewetzten Alpakaetui, knipste ein paar heraushängende Tabakfädchen ab und zündete an. In der Tasche hatte er noch dreißig Pfennig, und er machte sich eben daran, die gewohnte Versuchung niederzukämpfen, da sah er, daß am Büfett ein neues Mädchen saß. Sie hatte ihm zugesehen beim Zigarettenanzünden, und jetzt lächelte sie ihn ein wenig abwesend an. Dann wandte sie sich ab und hantierte an der zischenden, gluckernden Kaffeemaschine herum. Das neue Mädchen war schlank und appetitlich und hatte einen weißen straffsitzenden Leinenmantel an. Das Schönste war ihr Kopf, ihr schwarzes Haar und das zierliche Gesicht mit den großen Augen und dem geschwungenen tiefroten Mund. Und dieses feine, junge Mädchen hatte ihn, den Kaltschmied, angelächelt. Sicher nicht in Erfüllung einer Berufspflicht, denn er sah nicht danach aus, als könnte er dem Automaten viel zu verdienen geben. Er glaubte natürlich keinen Augenblick daran, daß das Mädchen ihn vielleicht gern haben könnte, nein, aber seit ihn das schöne Mädchen so angesehen hatte, hatte er ein unklares Gefühl, als wäre er nicht mehr der Kaltschmied, der Pechvogel des Lebens, und das konnte und wollte er sich schon etwas kosten lassen.
Er zog den Geldbeutel und ging zu dem Getränkeautomaten. Am Büfett, wo das Mädchen saß, gab es nur teure Speisen und Getränke, davon konnte er sich nichts leisten. Verschwenderisch spülte er ein Glas an dem kleinen Wasserspringquell aus und entschied sich schließlich für „Wermut". Scheppernd fiel das Geldstück ein, und ölgelb rann der schwere Wein in das plumpe dicke Glas. Die Wand, aus der der Nickelhahn kam, war mit Spiegelglas umkleidet. Er sah hinein, aber das Mädchen war nicht im Blickfeld. Er sah nur sein eigenes Gesicht. Es war noch immer straff und fest und fiel noch nicht in Knochen, Fleisch und Falten auseinander wie viele seiner Altersgenossen. Mit dem grauen, leichtgewellten Haar und den klaren, braunen Augen sah das Gesicht nicht einmal so kaltschmiedmäßig aus, stellte er bei sich fest. Er hatte das Gefühl, als sähe ihm das Mädchen zu, und so verzichtete er verschwenderisch auf die letzten Tropfen des Weins, die träge aus dem Hahn rannen.
Er trug sein Glas zu einem der kleinen Marmortischchen, und gleich kam auch ein flinker Kellner und schob ihm einen Bieruntersatz darunter. Die Zigarette rauchte nicht mehr, die Glut war dick von Asche umkrustet. Er streifte sie ab und blies wieder die Rauchwölkchen von sich. Dazu trank er in kleinen Schlucken den schweren, bitterwürzigen Wein. Von Zeit zu Zeit sah er zu dem Mädchen hinüber, einmal sah auch sie ihn an mit ihren großen, dunklen Augen, und er nahm froh das Geschenk an.
Er war der einzige Gast außer einem alten ziegenbärtigen Mann, der eine Sulze verzehrte und sich dabei Eierkrümel auf den Bart streute. Das sah nicht gerade schön aus, und in einem spielerischen Einfall, den ihm der Wein ins Gehirn warf, dachte Karl Schmied, daß er mit diesem Nebenbuhler wohl fertig werden könnte, trotz seiner Sulze zu sechzig Pfennig. Er wurde direkt übermütig und holte sich noch einmal ein Glas Wein und spürte, wie jeder Schluck ihm angenehme Gedanken in den Kopf brachte und ihn leichter machte. Das Mädchen hatte ihn schon wieder angesehen und dabei einen mißbilligenden Seitenblick auf den eierbekleckten Ziegenbart geworfen. Er fühlte sich durchaus einer Meinung mit ihr, und es kam ihm fast schon vor, als stünde er in einer gemeinsamen Front mit ihr gegen den alten Mann, der sich sein Ei auf den Bart krümelte.
Kaltschmied, dachte er, warum Kaltschmied? Durch die Fenster sah er hinaus auf die diesige Straße und fühlte sich so leicht im Kopf und so voll Kraft, als könnte er es mit zehn Ziegenbärten

Kundenwünsche

(Jos. Sauer)



„Laß dir man von die Kundschaft nich koppscheu machen, Willem, et jiebt eben keene Ochsen ohne Knochen."
„Tja, se will aber statt die Knochen lieber eene Jemiesebeilage mit Röstkartoffeln!"

aufnehmen. Er sah wieder einmal hinüber zum Büfett, und da war das Mädchen nicht mehr allein. Ein junger, breitschultriger Mann stand neben ihr, mit einem feinen Mantel, und bestellte einen von den teuren Schnäpsen. Dabei redete er auf das Mädchen ein; was er sagte, konnte man am Tisch, an dem Karl Schmied saß, nicht verstehen.
Karl Schmied paßte der Fremde gar nicht. Stellt sich da hin und quasselt das Mädchen an. Er hatte eine Mappe unter dem Arm, er war also ein Reisender, vielleicht nur ein Hausierer. Aber quatschen können die Brüder ja alle. Das Mädchen hörte dem Fremden zu, erst höflich, dann aber aufmerksam. Der Fremde bestellte noch ein Glas Schnaps. Karl Schmied zündete sich noch eine Zigarette an, die dritte der Tagesration, die eigentlich erst nach dem Essen geraucht werden durfte. Aber das Mädchen sah nicht mehr zu ihm herüber, es hörte dem Fremden mit der Mappe zu.
Der Ziegenbärtige war schon fort, und der Wein ging auch der Neige zu. Noch einmal sah Karl Schmied hinüber zu dem Mädchen; sie lächelte gerade über einen Witz des Hausierers. Dann sah er hinaus in das diesige Wetter und fühlte, wie ihm der kleine rosige Rausch sachte aus dem Kopf schwand. Gerne hätte er den Rausch noch ein bißchen verlängert, aber er konnte es nicht, er hatte nur noch zwei Fünfpfennigstücke, und der Automat nahm nur Zehner.
Langsam drang ihm die graue Nüchternheit wieder in den Kopf. Hastig trank er den letzten Schluck des bitteren Weins, aber es half nichts mehr, die Träume, die Kraft und der Optimismus waren verflogen, und das Mädchen hörte immer noch dem Hausierer zu.
Karl Schmied löschte die halbgerauchte Zigarette sorgfältig wieder aus und legte sie in das Etui. Dann ging er und sah nicht mehr zum Büfett zurück. Als er wieder draußen war auf der kalten, nassen Straße, mußte er im Schreiten wieder an den „Kaltschmied“ denken, und er machte sich über den schnellen Katzenjammer lustig. Aber er dachte doch ein wenig traurig und sehnsüchtig zurück an den kleinen rosigen Rausch.

Frage an das Schicksal

Die Frau des Fürsten Jussupoff,
der den Rasputin einst erschoß,
macht einer Filmgesellschaft Zoff,
weil sie ihr Ebenbild verdroß.

Sie geht zum Staatsanwalte, und
die Fürstin — denn man gibt ihr Recht —
kriegt fünfundzwanzigtausend Pfund,
die ihr die Metro-Goldwyn blecht!

Dreihundertfünfzigtausend Em
sind doch ein schöner Batzen Geld,
kriegt man sie nur von wegen dem,
daß man im Film falsch dargestellt!

Ich wär mit einem Zehntel froh
und frage drum beim Schicksal an:
Warum verfilmt man mich nicht so
daß ich entsprechend klagen kann??

Benedikt

Kitterol

Am Rande des Marktplatzes hat ein Mann ein Tischchen hingestellt. Das Tischchen wird von einem großen, bunten Schirm beschirmt, unter dem Schirm baumelt an einem Draht ein Porzellanteller. Der Teller ist zerbrochen gewesen, er zeigt in der Mitte einen durchgehenden Riß und ist da mit einer weißen Masse gekittet. Durch den unteren Tellerrand ist ein Loch gebohrt, und hier hängt, um die Stabilität des geleimten Tellers zu beweisen, an einem Bindfaden ein eisernes Gewichtstück.
Ein alter Mann, dem in der Morgenkühle ein Tröpfchen an der Nase zittert, nähert sich dem Geschäftsstand und betrachtet staunend den Teller mit dem schweren Eisenstück.
Der Verkäufer wittert Beute, klopft fachmännisch an den Porzellanteller und sagt: „Da staunste, Vatter, was? So kittet Kitterol! Tube bloß fuffzich Fennche! Tube mitnehmen, Vatter?“
Der Alte wischt sich bedächtig den Tautropfen von der Nasenspitze: „Was sollch denn mit dem Zeuch?“
„Mann Gottes“, schreit der Händler, „biste denn von vorgestern? Son Teller kost doch dreißig, vierzig Fennche — im Inventur vielleicht zwanzig — wennste das zusammenrechnest — im ganzen Leben töpperst du ja ein Vermögen in Klump — und für fuffzich Fennche gibt's Kitterol! Da kannste die ganze Aussteuer von deine Tochter, wenn se mal, vorausgesetzt, mit deinem Schwiegersohn Qualm in der Küche hat, die kannste komplett wieder restaurieren! Vatter — sei ein Mensch! Hier hängen fünf Kilo Eisen am Teller, der mit Kitterol gekittet ist. In Worten: Fünf Kilo Eisen. Sei ein Mann, Vatter, kauf für fuffzich Fennche Kitterol! Dann kannste nach Hause gehen und den ganzen Tach Teller kaputtwichsen, wenn de Laune hast. Macht ja nischt! 'n bißken Kitterol drangeschmiert, Tube fuffzich Fennche, dann haste wieder schnieke Teller, wo de fünf Kilo Eisen dranhängen kannst. In Worten: Fünf Kilo Eisen! Ist das Sache, Vatter?“
Während der Rede des Kitterolhändlers hat sich ein neues Tröpfchen unter der Nase des alten Herrn gebildet. Er wischt den funkelnden Diamanten bedächtig fort, wendet sich zum Gehen und sagt mit sehr mißbilligendem Blick: „Olle Quasselstrippe — wie soll ich vielleicht von 'nem Teller fressen, wo unten fünf Kilo Eisen dran bammeln — — —?“

J. K. H.

Der Frauenkenner

In der Religionsstunde einer evangelischen Obertertia kommt Wort und Begriff Zölibat vor. Der Lehrer erklärt beides und fragt: „Was mag die katholische Kirche veranlaßt haben, ihren Priestern Ehelosigkeit vorzuschreiben?“ Ein Schüler (nach langem Besinnen): „Die Katholiken haben die Beichte. Wenn nun der Priester verheiratet wäre, käme alles heraus.“

Die dankbare Wanze

Von Fritz Knöller

Man war gerade beim Fisch, als eine alte Frau im Speisesaal des Hotels erschien und an den Tisch von Mr. Turtle aus Kalifornien trat. Die Frau bot Zündhölzchen feil. Bereits aber glitt der Maître d'hôtel in diskret seufzenden Lackschuhen hinter die Alte und schob sie zur Tür hinaus.

Mr. Turtle war sehr ungehalten, Töchterchen Enis litt an Brechreiz. Um irgend etwas zu sagen, stammelte der Maître d'hôtel, die Herrschaften würden für die erlittene Unbill sicher durch den Komfort der ersten Etage entschädigt werden.

Doch noch etwas hatte sich zugetragen. Durch den derben Kellnergriff oder aus Laune war eine Wanze vom Arm der Hausiererin in den Schoß Miß Turtles gefallen und lag dort, von Duft, Licht und Angst betäubt, bis es ihr einfiel, sich auf seidenen Schleichpfaden in den Rücken der Dame zu begeben, fest entschlossen, von der Waffe erst Gebrauch zu machen, wenn der Glanz der Lüster und Saxophone erloschen wäre.

Nach der Tafel mußte Pa das Töchterchen zum Tanz führen. Herren in Smok und Lack umschlängelten Enis, für die es ein neues kostbares Gefühl war: Du tanzest jetzt mit einem Freiherrn oder gar Prinzen. Und in der Tat waren das solche Herrn, die man als Eintänzer verpflichtet hatte.

Endlich begaben sich Pa und Tochter zu Bett. Jetzt kam die Stunde der Wanze. Mehr torkelnd als krabbelnd eilte sie dahin, wo Damen am wachsweichsten und kitzligsten sind, zum Halse. Dort verschnaufte sie ein wenig und verordnete sich, noch nichts zu essen, wobei sie mit den Kiefern knirschte: „Nur wer sich selbst besiegt!“ Schließlich, einer Ohnmacht nah vor Gier und Selbstkasteiung, stach sie ins Fleisch und — ha! — Blut floß, süßes gemästetes Blut! Und wie einer, der im Überfluß nicht mehr aus noch ein weiß, wühlte sie, obwohl es so unnötig war wie ein Kropf, bald da, bald dort ihr Mundstück ein, soff und besudelte sich und kannte kein Maß — so mundete ihr das tägliche Brot, das einst sauer und jetzt so köstlich war.

Inzwischen hatte Miß Enis einen seltsamen Traum. Der Prinz von Buxtehude zog ein Korallenhalsband hervor, warf es mit einer überaus anmutigen Geste um ihren Marmornacken und seufzte: „Ich bin dein, du bist mein!“ Die Kugeln fühlten sich glutig an wie das Herz des Prinzen.

„Wollen Sie mich strangulieren?“ wisperte Enis. „O nein“, rief der Prinz, champagnerfarben im Antlitz, „o nein, du Dame im Rosenkranz!“ und sank auf seine Bügelfalten. Da wachte sie auf. Deutlich spürte Enis die Kugeln des Korallenhalsbandes, tastete sie ab, Stück für Stück. Gott, jetzt waren sie so feist wie Stopfeier. Ein Schrei, Licht und Spiegel! Kugeln mit Scharlachrändern und Korallenkuppen, dichter als die Knoten eines Fischnetzes! Tränen rannen über das eingefettete Antlitz der Jungfrau. Sie, Enis, die falkenäugige, war einem Inkubus erlegen, der sie hitzig, vielleicht ewig gebrandmarkt hatte! Vernichtet sank Enis auf ihr Lager.

Da — was war das? In einer Falte des Kopfkissens, inmitten von korallenen Tüpfelchen, lag ein tabakfarbenes Kügelchen wie eine Kaper auf Hummersalat. Enis, Schreckliches ahnend, trommelte Pa aus seinem whiskysicheren Schlummer. Pa tappte herein mit Browning und Dolch, immerfort: „Wo, was, wie?!“ brüllend. Enis wies auf das Kügelchen.

Mr. Turtle, dessen Jugend über düstere Stiegen und feuchte Höfe gewandelt war, wußte Bescheid, kündigte mit sparsamem Blick (ohne Entschädigung, verstanden), und das hatte zur Folge, daß der Direktor den pflichtvergessenen Maître d'hôtel auf die Straße setzte. Denn jetzt stand die erste und teuerste, vierteljährig gemietete Etage leer, leer und verrufen. (Wie bald sich das in der Hochfinanz herumspricht, ist klar.)

So wurde einer armen alten Frau, die, Zündhölzchen feilbietend, aus dem Hotel flog, durch eine Wanze nachhaltige Genugtuung verschafft, ohne daß es die Alte jemals erfuhr.

Motor-Erinnerungen

Da fällt mir jener junge Mann ein, der, als wir an der Burg Ehrenbreitstein vorbeifuhren und wir ihm sagten, daß wir jetzt an der alten Rheinfeste vorbeikämen, uns fragte: „Und warum?“

*

In Spanien erzählte man uns, daß in Villafranca ein Mann lebte, der mit seinen hundertsechzehn Jahren noch kein Auto gesehen habe. Worauf Dr. Spund sagte: „Wie hätte er sonst so alt werden können?“

*

In Waverville im Staate Indiana kamen wir eines Tages durch die vollkommen verlassenen Straßen. Als wir uns erkundigten, erfuhren wir, daß die ganze Bevölkerung als Zeugen gegen einen Neger aufgeboten sei. Drei Minuten später kamen wir an einem Bäckerladen vorbei, an dem ein Schild hing: Geschlossen für zwei Stunden. Bin nur zum Lynch! — Und das war kein Schreibfehler!!

*

Im Erdbebengebiet um Bombay sandte eine Familie ihren Sohn aus Sicherheitsgründen mit dem Motorrad in eine andere Stadt zu Verwandten, wo man keine Erdstöße verspürte. Nach zwei Tagen kam ein Telegramm: Nehmt das Motorrad zurück, sendet das Erdbeben!

*

Als damals Ferdinand von seinem Schädelbruch geheilt war, hielt er eines Tages eine Sturzkappe in der Hand und sagte: „Wie komisch, dieses Ding hat das kleine Stückchen Erde nicht von meinem Schädel fernhalten können, und so eine kleine Badekappe hält immer einen ganzen Ozean ab!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17500 IV Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Bildnis Bengt Berg

Die Tiere haben keinen besseren Freund als ihn.
Wäre er Noah in einer versinkenden Welt:
alle würde er in seine Arche nehmen,
lieber gewiß als alle Menschen.

In seinem Herzen muß es rauschen von Vogelflügen —
wer hat auch wie er die Geburt der Kraniche belauscht?

Blaukehlchen, Regenpfeifer und Bachstelzen:
die kleinsten sind ihm gut genug,
damit er sich verbeuge
stundenlang im kalten Moor.

Die Welt stirbt an Fieber vielleicht,
er aber liegt in Wasser und Schilf,
nach Gold grabend mit schlagendem Herzen.
Seltsamstes, teuerstes Gold, unter Schweiß gewonnen:
die Bilder seiner Kamera.

Er verliert seinen Atem,
den Morgengesang der Kraniche zu hören,
wenn das frühe Licht im Sudan
ihre Flügel in Feuer taucht.

Seine schönste Musik: der Schrei der letzten Adler,
der Ruf Abu Markubs, Wanderbefehl der Störche
voll Verlangen nach den alten Königsgräbern am Nil,
die leise Stimme, der erste Lebensruf eines Jungen,
von der Mutter aus dem Gefängnis befreit
mit liebevollem Schnabel.

Seht ihn, im Grase liegend,
die Hand sorgsam am Munde: Still! —
Er überzeugt für uns die Tiere von der Güte des Menschen.

Walter Bauer

Wir spielen Schweinehund

Von Wolfgang Wetterstein

„Du, mal' mal 'n Schwein!" befahl Bübchen und drückte mir einen seiner Buntstifte in die Hand. Es war seine Spielstunde, in der ich ihm rückhaltlos zur Verfügung zu stehen hatte.
Ich weiß, daß ein Raffael in mir verdorrt ist; aber Schweine sind schwierig. Ich dachte nach.
Bübchens Verständnis für die Notwendigkeit künstlerischer Vertiefung ist noch schwach entwickelt. Er wurde ungeduldig und verlangte sein Schwein. So fing ich denn einfach an.
Bübchen sah interessiert zu.
Ich malte den Kopf ungeheuer vorsichtig, und trotzdem war plötzlich ein Schuß Wolfshund in den Schweineschädel gefahren.
Bübchen lächelte kritisch.
Das machte mich nervös. Deshalb wurde auch der Rücken viel zu knochig. Das konnte der feiste Bauch nicht mehr ausgleichen. Und nun erst die Beine! Echte Hundebeine des blinden Zufalls. Daran konnte selbst das neckische Ringelschwänzchen nichts mehr gut machen...
„Bübchen", sagte ich kopfschüttelnd, „dies ist ein Schweinehund."
Bübchen jubelte.
„Du", rief es angeregt, „jetzt spielen wir Schweinehund!"
„Oho!" rief ich verwundert, „was ist denn das für ein Spiel?"
„Du bist der große Schweinehund, und ich bin der kleine Schweinehund", erläuterte Bübchen eifrig.
Ich wurde nachdenklich. Das Spiel wollte mir nicht recht zusagen. Es war unpädagogisch und ging mir sozusagen gegen das Gemüt. Außerdem soll man das Schicksal nicht herausfordern.
„Du, großer Schweinehund", unterbrach Bübchen meine Betrachtungen, „jetzt bell' mal!"
„Schweinehunde bellen nicht, Bübchen", antwortete ich ausweichend.
„Du mußt aber ‚kleiner Schweinehund' zu mir sagen!" gebot Bübchen nachdrücklich.
„Warum bellen Schweinehünde nicht?"
„Ja . . . weißt du, Bübchen . . .", stammelte ich verwirrt, „die haben nämlich immer etwas anderes zu tun . . . Richtig! Sie grunzen und beißen . . . so hintenherum, Bübchen."
„‚Kleiner Schweinehund' sollst du zu mir sagen, donnerwettermal, großer Schweinehund, paß auf!" rief Bübchen leidenschaftlich und stampfte mit dem Füßchen auf.
Er sah einfach entzückend aus, und meine pädagogischen Bedenken verrannen im Nichts.
„Und nun grunz' mal, großer Schweinehund!"
Ich grunzte musterhaft. Bübchen war zufrieden, und wir gerieten in Stimmung.
Dies äußerte sich in einem mäßigen Schweinsgalopp auf allen vieren rund um das Zimmer herum. Bübchen verlangte mehr Tempo. Ich kam seinem Wunsche keuchend nach. Als ich verschnaufen wollte, schoß es wild aufquiekend auf mich los und biß mich mit seinen gesunden scharfen Zähnchen blitzschnell in die Wade. Es tat ziemlich weh.
„Bübchen", sagte ich ernst und klaubte die Scherben einer Vase zusammen, „dies geht zu weit."
„Schweinehünde beißen hintenherum!" wehrte sich Bübchen trotzig.
In diesem Augenblick öffnete sich feierlich die Tür, und Onkel Balduin erschien.
„Oh, noch ein Schweinehund!" rief Bübchen begeistert. „Onkel Balduin, du bist ja ein ganz großer Schweinehund!"
Bübchens Augen strahlten vor Entzücken.
Onkel Balduin ist ein wertvoller Bürger und außerdem Versedichter. Für seine übernatürliche Länge kann er nichts. Sein pergamentenes, hakennasiges Angesicht, das soeben noch voll süßen Lächelns war, gerann auf Bübchens Äußerung hin zu einer unangenehmen Maske. Dieser jähe Umschwung vom äußersten Wohlwollen ins krasse Gegenteil mußte auffallen. Immerhin — ich schuldete eine Erklärung.
„Lieber Balduin", hüstelte ich verlegen, „wir spielen nämlich Schweinehund, mußt du wissen."
„Ssoo!" machte Balduin und versuchte sein Lächeln wieder zu erwischen. Es gelang nur teilweise. „Ein höchst merkwürdiges Spiel. Wirklich . . . sehr merkwürdig . . ."
Er setzte sich und nahm uns mit seinen langen Beinen allen Spielraum fort. Sollte ich ihm die Entstehung des Schweinehundspiels erklären? Er würde ja doch nicht zuhören! Verse wollte er vorlesen, weiter nichts. In seiner Rocktasche knisterte es.
Hm... Solange ich nämlich Balduins Verse lobte, stundete er mir. Natürlich lobte ich stets. Aber heute handelte es sich um Bübchens Spielstunde, und die würde ich wegen Onkel Balduins Jamben noch lange nicht unterbrechen.
„Du, großer Schweinehund", sagte Bübchen und stellte sich vor ihm auf, „klapp mal deine Beine zusammen und spiel mit."
„Du könntest deinem Kinde aber wirklich bessere Manieren beibringen!" rief Onkel Balduin empört. „Schweinehund — unerhört!"
„Lieber Balduin", sagte ich kühl, „ich finde, daß Bübchen gar nicht so unrecht hat. Wir spielen ja manchmal alle ein bißchen Schweinehund auf dieser merkwürdigen Welt. Du könntest ruhig mitmachen."
Onkel Balduin schwieg einige Augenblicke.
„Nun", lenkte er dann mild ein, „wir wollen unsere kostbare Zeit nicht mit dilettantischen Erörterungen vergeuden. Ich habe hier eine kleine Sache . . ."
Er griff in die Busentasche, holte sein Manuskript heraus und spitzte süßlich den Mund.
Und da stand Bübchen und schaute mit unschuldigen, erwartungsvollen Augen von einem zum andern!
„Nein", sagte ich entschlossen, „jetzt spielen wir Schweinehund."
„Ssoo!" machte Onkel Balduin, und sein dem Wohlwollen bereits wieder ergebenes Mienenspiel rutschte urplötzlich ins Unerfreuliche zurück. „Also ist dir dieses geschmacklose und von einer gewissen Anzüglichkeit nicht freizusprechende Spiel, mit dem du das zarte Gemüt deines Kindes systematisch vergiftest, wertvoller als meine Gedichte?"
„Unbedingt!" antwortete ich überzeugt.
Onkel Balduin erhob sich. Er wuchs und wuchs.
„Dann würde ich dich bitten — und deswegen bin ich heute eigentlich hergekommen — du wollest doch deine Schuld bei mir endlich gütlich begleichen."
„Tut mir leid, lieber Balduin", sagte ich lächelnd, „augenblicklich spielen wir Schweinehund."
Onkel Balduin entfernte sich wortlos.
„Warum geht Onkel Balduin denn fort?" fragte Bübchen enttäuscht. „So ein schöner großer Schweinehund!"



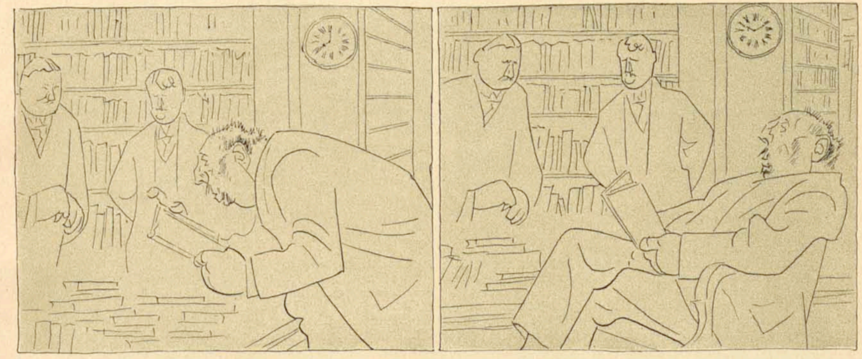
Eine Hand wäscht die andere

Neulich schickte mich die Redaktion meiner Zeitung in die Stübbengasse Nummer 11. In der Stübbengasse 11, beinah unter dem Dachboden, wohnt die Witwe Kleinmenges, Sozialrentnerin. Ich war bewaffnet mit einem großen Streuselkuchen, einem Pfund Bohnenkaffee und einem Zwanzigmarkschein. Frau Witwe Kleinmenges feierte nämlich ihren achtzigsten Geburtstag. Und die Redaktion meiner Zeitung pflegt über den achtzigsten Geburtstag solcher alten, alleinstehenden Leutchen immer einen Streuselkuchen, Bohnenkaffee und einen Zwanzigmarkschein auszuschütten. Dafür müssen dann die so edel bedachten Weiberchen oder Männerchen ihr Bild in die Zeitung geben und berichten, ob sie noch auf beiden Augen gut sehen können und dergleichen.
Die gute alte Tante Kleinmenges war hocherfreut und wirklich gerührt. Ob ich wollte oder nicht — Wasser wurde zum Sieden gebracht — Kaffee wurde gemahlen — Streuselkuchen wurde geschnitten — ich mußte niedersitzen und mithalten.
Gerade als der Festschmaus losgehen sollte, erhob sich das Geburtstagskind, humpelte zur Tür, beugte sich über das Treppengeländer und rief nach unten: „Timpesche — bring mich doch mal sofortens mein Gebiß nach oben!"
„Nanu", sagte ich, ein Stück Redaktionskuchen kauend, „wer ist denn die Timpesche?"

(Schluß auf Seite 622)

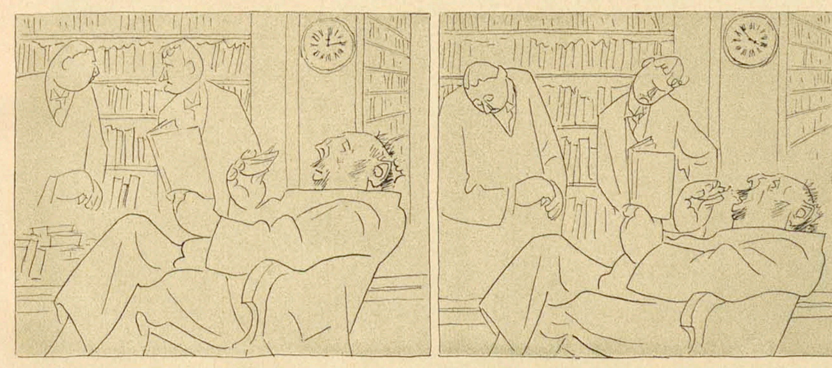
Tag des Buches

(Olaf Gulbransson)



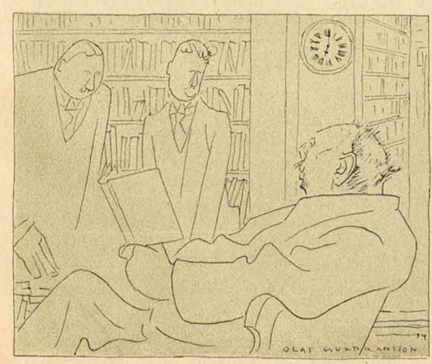
„Na, was haben Sie denn Neues?"

„Scheint ja ganz interessant zu sein."

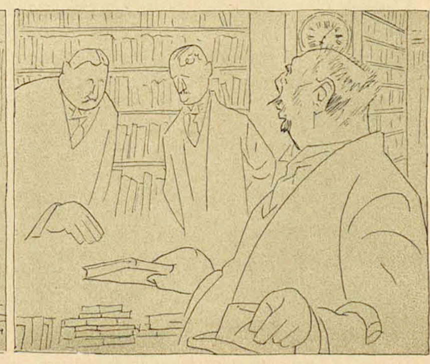


„Schon zwölf? Mal 'n bißchen Futter unterlegen!"

„Sehr interessant, wirklich sehr interessant!"



„Was, Sie wollen schon schließen? Noch fünf Minuten!"



„So, nun bin ich fertig. Ein ausgezeichnetes Buch! Ich werde es weiter empfehlen."

(Schluß von Seite 620)
„Och — das ist die olle Witwe Timpe von einer Treppe tiefer, wo sie wohnt. Da kommtse schonst!"
Durch den Türspalt wurde ein in Zeitungspapier gewickelter Gegenstand gereicht. Frau Witwe Kleinmenges schob sich gewandt das Kauwerkzeug ein, ein Stückchen Streuselkuchen hinterher und sagte: „Die Timpesche hat nämlich kein Gebiß. Aber das is ne hochanständige Frau. Dafür, daß ich ihr manchmal meins leihe, dafür läßt se zum Dank den ganzen Tag ihre Tür offen, daß ich immer 'n bißken ihr Radigo mithören kann. Eine Hand wäscht die andere — verstehn Se, Herr Redaktör — — —?" H.

Lieber Simplicissimus!

Lablache, der berühmte Sänger, der gut zwei Meter groß war, gab seine Konzerte in London zu gleicher Zeit, als dort von Barnum der Zwerg „General Tom Pouce" ausgestellt wurde. Zufällig wohnten die beiden „Artisten" im gleichen Hotel.
Eine englische Dame, die den General Pouce nicht hatte sehen können, aber dringend abreisen mußte, begab sich ins Hotel, um ihm dort einen Besuch abzustatten. Die Unglückliche irrte sich in der Zimmertür, auf ihr Klopfen öffnete Lablache, den sie einigermaßen verdutzt ansah.
„Sie wünschen, Madame?" fragte der Riese.
„Ich suche den General Tom Pouce."
„Das bin ich, Madame!"
Die Fremde wich vor Schrecken zwei Schritte zurück, dann faßte sie sich: „Man hat mich also zum Narren gehalten, denn man hat mir gesagt, daß Sie ein Zwerg seien."
„Das ist richtig, Madame", erwiderte Lablache, „auf der Bühne bin ich ein Zwerg, aber zu Hause mache ich mir's dann bequem."

*

Ich suchte eine möblierte Bude! Durchstöberte die Kleinen Anzeigen. Und blieb schließlich an einer hängen: „Mit allem Komfort." Der Komfort, fettgedruckt, lockte.
Besichtigung. Die Tapete blätterte. Der Schreibtisch wackelte. Das Bett mochte gerade noch für einen Quartaner passen. Der Ort der Selbstbesinnung lag auf halber Treppe. Die Badewanne leckte. Aber das machte fast gar nichts: der Badeofen funktionierte auch nicht.
„Und wo", fragte ich endlich die Wirtin, „wo ist der Komfort, liebe Frau —?"
Die Dame sprach kein Wort. Sondern führte mich vor die Wohnungstür. Drückte dort auf einen Knopf. Und sah mich ernst und bedeutsam an.
„Jeht in drei Minuten wieder aus", sagte sie. „Falls der Herr mal det Schlisselloch nich finden sollte."

*

In der Ovidlektüre kommt das Wort penna (= die Feder) vor. Es ist den Schülern anscheinend unbekannt. Der Lehrer: „Nun sind Sie neun Jahre Pennäler und wissen nicht, was penna heißt?" Ein Schüler: „Die Schlafstelle."

*

In einer Stuttgarter höheren Mädchenschule üben die Zehnjährigen Bockspringen. „Die Kiste besser heben!" kommandiert die neue Turnlehrerin. Die Mädchen verstehen nicht. „He, wißt ihr denn nicht, was die Kiste ist? Kiste ist der fachmännische Ausdruck für Hinterteil ...!"

Das Versuchskaninchen

(Rudolf Kriesch)



„Laß ma 'n Vati voraus! Braucht ja net glei die ganze Familie hi' sei', falls die Legbüchsen do no funktionieren."

Fröhliche Erinnerung

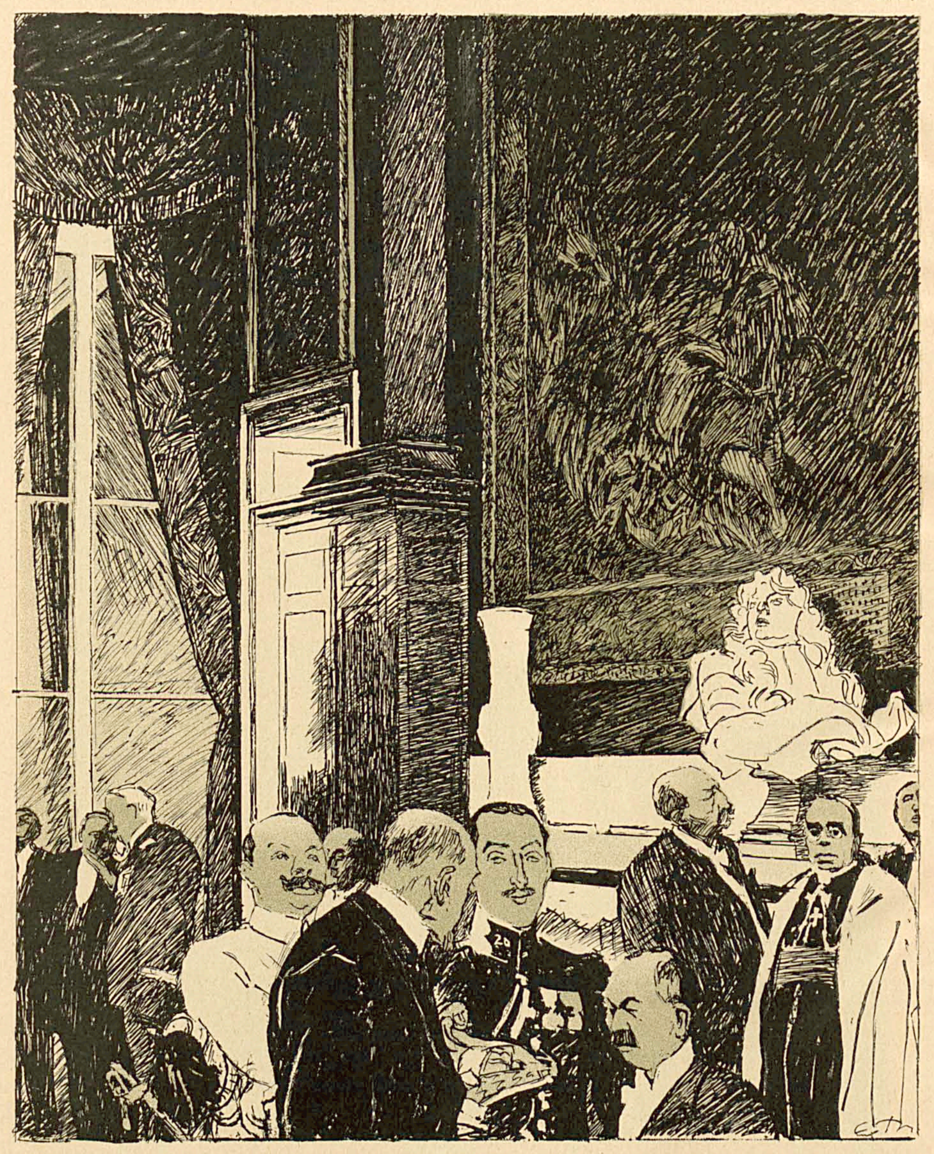
(Paul Scheurich)



„Warum ins Theater, Fredi? So 'n olles Kriegsstück interessiert mich schon gar nicht." — „Na, aber schließlich bekommt man doch einen Einblick in die Sache, an der man seinerzeit ganz hübsch verdient hat."

Getreue Nachbarn

(E. Thöny)



„Aber nach der italienischen Seite hin lassen Sie mir zumindest eine kleine Tür im Festungsgürtel. Die ist nötig für unsere Bündnispolitik!“